F. Huber's

Sämtliche Werke

seit dem Jahre 1802

nebst seiner Biographie.

TÜBINGEN

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung

1806.

BIBLIOTECA
REAL
PALACIO

Gewiß wurde nie dem leſenden Publikum irgend ein Werk mit weniger Anmaßung, und dennoch mit mehr frommer Zuverſicht vorgelegt, als die nachfolgenden Blätter: die Geſchichte der Bildung und der Schickſale eines guten Menſchen, von der Jeder deſſen ſeiner Hinterlaſſenen, der ihn am längſten, am ununterbrochenſten, am umfaſſendſten kannte. Die Züge meiner Darſtellung gehören nicht vor den Richterſtuhl der Kritik; das weiß dieſe und ich. Sie gehören vor den Richterſtuhl der Wahrheit, und der iſt nicht von dieſer Welt. Hier auf Erden erſetzt ihn das Urtheil des gebildeten Gefühls, und dieſem übergebe ich ſie mit wehmüthiger Ruhe. Jeder greife in ſeinen Buſen, wo er tadeln möchte, jeder erinnere ſich der Stunden ſeiner ſchönen Begeiſterung, wo er an der ſchönen Wahrheit zweifelt. In geringfügigen Umſtänden könnte ſich hie und da ein Irrthum einſchleichen aus früheren Zeiten, die ich nicht als Theilnehmer, als Zeuge miterlebte, aber auch da

wird meine Erzählung den Charakter des Gegenstands tragen, und den Seelen-Kenner unterrichten, wie die Wahrheit nur immer gethan hätte. Denn die zufälligen Umstände mahlen den Menschen nicht, wohl aber das Resultat, was sie in ihm veranlaßten, und in diesem irre ich mich nicht; denn da habe ich vielfältige mündliche und schriftliche Aeußerungen zu Wegweisern. Mir ist jedoch wohl bewußt, daß diese Blätter, so wie alles, was dem Publikum übergeben wird, das Urtheil der Kritik über sich ergehen lassen müssen. Auch unterwerfe ich mich gern ihrer Untersuchung, so weit sie auf allgemeinen Unterricht abzweckt. Allein daß man den Gesichtspunkt aufnehme, aus welchem der Verfasser sein Unternehmen ansieht, scheint mir billig; daß man ihm keine Absichten und Endzwecke unterschiebe, die er nicht hatte; daß man ihm nicht sage, was er hätte verschweigen, oder hinzusetzen sollen. Eifersüchtig auf alles, was dem verehrten Todten gehörte, hatt' ich nie den Plan, mehr für die Augen des Publikums auszustellen, als eine gedrängte Geschichte von Huberts litterarischem Leben. Die Bitten vieler seiner Freunde vermochten nicht, diesen Plan zu ändern. Zufällig fand ich endlich, erst vier Monate nach der Erscheinung, den Aufsatz

im Freimüthigen (N. 34. 35. J. 1805.) Dieſer veränderte plötzlich den Geſichtspunkt, aus dem ich das Recht, mehr oder weniger zu ſagen, angeſehen hatte. Jener Aufſatz enthält nichts als Wahrheit, aber er ſpricht von Umſtänden aus Hubers Leben, welche zu ſehr und zu ausſchlieſſend ſein innerſtes Herz angehen, um dem Publikum anvertraut zu werden. Mochte man aber die Menſchen einmal mit dieſem Heiligſten in der Geſchichte ſeines Lebens bekannt, ſo ſchied ſich nun aus dieſem ungleichartig zuſammengeſetzten Haufen, wie durch eine geheime Ordensformel, eine kleine Zahl Eingeweihter ab, welchen es jetzt gebührt, mehr von Huber, dem Menſchen, zu wiſſen, weil ſie ihn ganz verſtehen, und dann inniger, dauernder, unauflöslicher beurkunden werden. Kalt und herzlos wär' es, die gröſſere oder kleinere Anzahl dieſer Menſchen zu beſtimmen. Heil denen, die Züge in Hubers Charakter finden, in welchen ſie ſich erkennen, wenn ſie mit andern verbunden ein ſo ſchönes Ganzes machen, wie ſein Gemüth war. Aber der unbefangene Leſer, ſtimmt er auch nicht mit dem Manne, den ich ſchildere, überein, wird mit Theilnahme und Rührung einer Darſtellung folgen, die ein rührendes Reſultat von der Moralität unſerer Handlungen in einer lan-

gen Reihe von Schicksalen giebt. Styl, Sprache und Anordnung des Ganzen ist völlig dem Urtheile der Kenner dahingegeben. Gewiß tragen diese Blätter das Gepräge eines Fehlers, der ihnen die strengste Kritik zuzieht. Der Autor schwebt nicht über seinem Gegenstand. Er lebte in ihm und durch ihn. Wie das Echo die letzten Töne der Sprache nachhallt, mahlt er die letzten Bilder, die seine Seele aufnahm, um dann, wie das Echo, zu verstummen. Er kann nie Ansprüche machen an Sprache und Styl, aber nur er konnte Ansprüche machen, seinen Gegenstand zu kennen, zu umfassen und darzustellen. Kann ein Geständniß die Strenge der Kunstrichter entwaffnen, so muß es das seyn: daß der Verfasser vielmehr ihren Rath wünscht, als ihren Tadel fürchtet. Hätte er den ersten, so würde er hoffen, das Denkmal, das er dem Andenken eines geehrten Todten zu setzen wagt, fehlerloser vollendet zu haben. Um dem letzten zu entgehen, möge der Kunstrichter diese Blätter mit dem Gefühle lesen, wie ein guter Mensch — und wohnte Johnsons Geist in ihm — die einfachste Grabschrift auf einem Dorfkirchhof liest: Sein Gefühl wird früher beschäftigt seyn, als sein Verstand. Und dieser wird ihm sagen, daß hier nur Gefühl entscheidet.

Es ist gewiß ein sehr sonderbarer Zug in Hubers Geschichte, daß ihm das Schicksal und die Familien-Angelegenheiten seiner Eltern ganz unbekannt sind. Sein Vater war aus Frankenhausen, einem Dorf unweit Freisingen in Baiern. Ob seine Eltern Bauern oder etwas mehr gebildete Menschen waren, wußte Huber nie, und sein Vater erzählte nie von seiner Jugendgeschichte. Gewiß nicht aus Verschlossenheit — von dieser war der kindliche Charakter dieses Mannes weit entfernt. In frühern Jahren war es wahrscheinlich Ehrgeiz, unter der Klasse von Menschen, in welcher er sich aufgearbeitet hatte, seiner unbedeutenden, ruhmlosen Kindheit und Jugend nicht zu erwähnen, und späterhin mag er sie recht rein kindlich selbst vergessen haben. Denn das ist im Kinder-Charakter, und wohl im Menschen-Charakter; woran wir uns nicht durch willkührliches Zurückrufen alter Bilder, und willkührliches Verbinden dieser mit neuen, erinnern, das steht bald, wie uns ganz fremd, isolirt in einem Winkel des Gehirns — ich möchte sagen wie alte

Meubles in der Polterkammer. Wir heben's auf, möchten's nicht einmal missen, denken aber Jahre lang nicht daran, und in's Wohn- oder gar Besuchszimmer paßt es so wenig, daß niemand unsrer Bekannten solches Geräthe je kennen lernt. In einem seiner Briefe an seinen Sohn im December 1792. finde ich bei Gelegenheit des Austritts, der am 2ten December zwischen den Franzosen und Hessen in Frankfurt statt hatte, eine Erinnerung an ähnliche Vorfälle, von welchen er im Jahre 1742 in seinem Vaterland Zeuge war. In diesem Jahre, oder doch durch die Zerstörung dieses Kriegs veranlaßt, gieng er nach Frankreich, und von dieser Epoche an nannte der Alte immer Paris als seinen Aufenthalt. Wie nun aber der sechszehn- oder siebenjährige baierische Bauerbursche — denn das war er doch wahrscheinlich — dazu kam, sich zu einem homme de lettres, einem Gesellschafter Diderot's, Turgot's, und Bekannten aller berühmten Köpfe jener Zeit zu bilden, hat er seinem Sohne nie erzählt, und dieser hat es nie erfahren, wahrscheinlich, weil er nie fragte. Auch auf ihm ruhte der beglückende Sinn, den die Gottheit nur ihren Lieblingen schenkt, nur das Nahe zu ergreifen, und mit sich selbst unbewußtem Vertrauen

alles andere auf sich beruhen zu lassen. Ich kann diese Stimmung in Anwendung der Dinge dieser Welt nur Kindlichkeit nennen; sie ist das, was in Anwendung auf überirdische Dinge Glaube heißt. Genug, Michael Huber ward ein gebildeter, von den gebildetsten Franzosen geschätzter Franzos. Bekanntlich war es seine Uebersetzung von Geßner, welche ihm in Frankreich einen bleibenden Namen gab. Wie aber der im 17ten Jahre nach Paris verschlagene baiersche Landmann dazu kam, so besonders glücklich Geßnern übersetzen zu können? ist wieder sehr sonderbar, und würklich ganz individuell. Geßner war wahrscheinlich der einzige deutsche Dichter, den Michael Huber ganz verstand nach Wort und Geist, und das nicht nur, weil er ein Deutscher war, sondern weil er kein würklicher Deutscher war. Geßners Sprache und Phantasie hat gerade den Charakter, welcher auf der Grenze steht, wo sich das Nationelle von dem Menschlichen trennt. Geßner trägt den Stempel keines Volks, keiner Zeiten, nur der idealisirten Natur. Diese kennt jedes Volk, daher nahm jedes Volk diese lieblichen Dichtungen so dankbar auf; daher konnte sie aber auch der Franzose für Franzosen übersehen. Kräftigere, genialische Produkte der deutschen Litteratur

konnte Michael Huber nie ganz umfassen; aber sowohl sein persönlicher Charakter, als seine gewöhnliche Beschäftigung behütete ihn vor hinwegwerfender Partheylichkeit gegen dieselben.

Seine ökonomische Lage scheint in Paris stets beschränkt, aber nie eigentlich abhängig gewesen zu seyn. Aus ein paar kleinen Zügen erhellt, daß er, wie es dort Sitte war, als Garçon mit einer Gouvernantinn lebte, und wahrscheinlich spät heirathete. Als Ausmahlung schalte ich hier eine kleine Anekdote ein, die ich ihn ein paar Jahre vor seinem Tod' erzählen hörte. Er gieng an einem Morgen so halbwegs mit seiner Köchinn über sein Mittagessen zu Rathe, und hörte von ihr, sie wolle ihm die Beilage, oder Zulage des Fleisches, mit einer Kapernbrühe bereiten. Zulage oder Beilage ist ein Knochen, beim Kalbfleisch oft ein Fuß, mit dem der Fleischer das Gewicht voll macht, also ein schlechter Leckerbissen. Dieses heißt aber in der französischen Küchen-Technologie: rejouissance. Michael Hubers froher Sinn, der sich nie um die Details seiner Wirthschaft bekümmerte, hielt eine rejouissance für eine besonders niedliche Speise. Während des Vormittags besucht ihn ein litterarischer Freund, mit dem er die Zeit verplaudert,

bis die Gouvernantinn seinen Tisch deckt. Der Freund will sich entfernen; Michael dringt aber in ihn, zu bleiben, er habe heute etwas Gutes, sie wollen sich's recht schmecken lassen, es sey ein leckeres Schüsselchen ... und nun kommt der Knochen auf den Tisch! — Der gute Alte erzählte es damals, halb sterbend — noch mit dem drolligsten Spott über sich selbst, und einem Charakter höchst rührender Begnügsamkeit, dessen nur ein Franzos fähig ist, weil er, durch die Empfänglichkeit zum Genuß, die größte Beschränktheit der Lage nicht gleich als hungrige Betteley fühlt.

Die Zeit seiner Heirath war dem Sohn unbekannt. Eben so wenig, wer seine Mutter war. Schön war sie, wie der Sohn glaubte, nie gewesen. Der Sohn sah dem Vater auffallend ähnlich, wie dieser 36, und jener 72 Jahr alt war. Wer die Eltern der Mutter waren, hat niemand gewußt, und ist auch nicht zu errathen. Sie war zu arbeitsam, und in jeglicher weiblichen Tugend zu geschickt, um von Stande zu seyn. Aber sie hatte zu viel Bildung, Geist, schrieb zu schön, hatte zu viel konsequenten Anstand in ihrer Lebensweise, um eine gemeine Erziehung gehabt zu haben. Genug also, daß ihre Ehe sehr einig war. Sie lebten bis in das Jahr 1798

zusammen, und alle Briefe der Mutter bis einige Jahre vor ihrem Tode sprachen mit der innigsten, achtungsvollsten Liebe von ihrem Gatten. Sie hatte sechs Kinder, die alle starben, ehe Ferdinand Huber geboren ward; wenigstens wußte er sich keines Geschwisters zu erinnern, und nach Deutschland, wohin er im dritten Jahre kam, brachten sie nur ihn. In Paris hat die brave Mutter wohl nur als sorgsame Hausfrau gelebt, und ihres Manns gesellschaftlicher Zirkel war gewiß von dem ihrigen ganz getrennt. Dennoch ward ihr die Verpflanzung nach Deutschland sehr schwer, und noch in späten Jahren finden sich einzelne Spuren von den unangenehmen Eindrücken, welche ihr diese Reise zurückließ. Es läßt sich aber auch leicht denken, wie viel diese brave Frau leiden mußte, da sie mit aller Beschränktheit einer Großstädterinn, noch dazu einer Pariserinn, und aus dem begnügsamen Mittelstande von Paris, von dessen einfacher, innerer Häuslichkeit wir in Deutschland meistens sehr wenig Begriffe haben — da sie mit diesen Begriffen oder Vorurtheilen in das, vom siebenjährigen Krieg zerstörte, Deutschland und Sachsen kam. Noch im Jahre 1792, wo der alte Huber einen Plan gemacht hatte, seinen Sohn in Mainz zu besuchen,

hielt die Erinnerung der abscheulichen Wege, die sie vor 23 Jahren gefunden hatten, die gute Mutter von dem Entschlusse zur Reise ab.

Michael Hubers Lage in Leipzig war gewiß lange Zeit sehr mißlich; er konnte als Katholik keinen Lehrstuhl erhalten, ward also nur als Lehrer der französischen Sprache angestellt, durfte jedoch den Titel „Professor" aus ganz besonderer Vergünstigung führen, und empfieng die kleine Pension, welche er genoß, aus der Chatulle des Churfürsten. Nur die strengste Sparsamkeit, und viele häusliche Thätigkeit von Seiten der Frau, konnte ihre Lage erträglich machen, und ihm sogar seine Lieblingsneigung, das Sammeln von Kupferstichen, erlauben. So viel mir bekannt ist, that er dieses nie zum Nachtheil seines Hausweesens. Ich habe auch nie gehört, daß die sehr strenge Hausmutter je darüber geklagt hätte. Sein glücklicher Charakter, der ihm jede Entsagung leicht machte, weil der nächste Augenblick einer jedem Genuß offnen Seele wieder einen neuen Genuß brachte, machte ihm diese Tugend leicht.

Der Ruf, den ihm seine litterarischen Versuche in Frankreich verschafft hatten, folgte ihm auch nach Deutschland, und alle Fremde von Geschmack suchten

ihn auf. In den ersten Zeiten mochte der barbarische Zustand der deutschen Litteratur, und die wenige gesellschaftliche Annehmlichkeit im Umgange deutscher Gelehrten wohl dazu beitragen, M. Hubers Bekanntschaft, besonders Fremden von Stande, sehr vorzüglich zu machen. Die großen Leipziger Messen, welche so viele Fremde herbeiziehen, machten diese Besuche noch zahlreicher, und seine Kunstkenntnisse und Kunstliebhaberei vermehrten noch um vieles den Kreis seiner Bekanntschaften. Ob er sich mit diesen Gegenständen schon in Paris beschäftigt hatte, weiß ich nicht; gewiß ward es aber bald für ihn eine Quelle tausendfachen Genusses und manches kleinen Vortheils, besonders als Mittel zur Vervollkommnung seiner eigenen Sammlung. Er bekam Aufträge, Kupferstiche zu kaufen, Kopien von Gemählden verfertigen zu lassen, Erkundigungen über diesen oder jenen litterarischen oder artistischen Gegenstand einzuziehen; dadurch diente er Künstlern und Kunsthändlern, und diese dienten ihm wieder. So bildete er sich mit den beschränktesten Mitteln eine in ihrer Art glänzende Existenz, die ihn dennoch nie aus seiner Einfachheit herausbrachte. Allein für diese Lebensart, für diese Besuche von Vornehmen, für auf solche Art genoßne Höflichkeiten war er sehr eingenommen. Er

hatte in diesem Stücke ganz die Eitelkeit eines Franzosen seines Standes; die Art, wie sie sich äusserte, trug aber immer die Kindlichkeit seines Charakters. In seinen Briefen erzählt er seinem Sohn' immer sehr genau, welche Fürsten, Grafen und Standespersonen ihn besucht, oder ihn eingeladen hatten, und persiflirt sich dabei oft selbst mit der ihm eignen, sehr liebenswürdigen Feinheit. Eben so hielt er auch viel auf alle Besuche, welche die Konvenienz oder Politik nur von fern' erfordern konnte, und befiehlt sie seinem Sohn von der Zeit an, wo er das Haus verließ, unaufhörlich an. Sein gesellschaftlicher Ton unter Vornehmen hatte dabei gar nichts untergeordnetes, sondern alle aisance, welche die Gewohnheit, mit Leuten von Stand' umzugehen, und das Bewußtseyn seines Werthes giebt. Bei mehreren Gelegenheiten finde ich schriftliche Beweise, daß er seine Rechte und persönliche Freiheit gegen solche Leute auch mit einer einfachen Festigkeit vertheidigt hat, die ihn sehr hochachtungswürdig machte.

Mehrere zufällige Umstände vermochten seine Frau einige Jahre nach ihrer Ansiedlung in Leipzig, einen Kosttisch für eine beschränkte Zahl vornehmer, ihnen besonders empfohlener, Studirenden anzufangen.

Späterhin spricht sie in ihren Briefen an ihren Sohn — denn sie setzte dieses mühselige Institut bis ins Jahr 1786 oder 1787 fort — mit ehrwürdigen, wenn gleich zu drückend geäußerten Grundsätzen der Häuslichkeit von dem wenigen Vortheile, den sie dabei hätte, von der Last, die es ihr machte, und bemerkt mit rührender Offenheit, sie erlangte dadurch nichts, als steie Beköstigung für ihre Familie, aber es that ihr zu weh', ihrem betagten Gatten die Annehmlichkeit einer muntern Tischgesellschaft, die Leichtigkeit, einen Freund oder Fremden zu bewirthen, und die Gewohnheit eines wohl besorgten Tisches zu entziehen. Endlich zwang sie der Ton der damaligen studirenden Jugend, eine Anstalt aufzugeben, bei welcher diese jungen Herrn ohne Zweifel Vortheile genoßen, die sie nie mit Geld zahlen konnten, und die ihr Geld nur sehr schlecht zahlte. Wenn ein besorgter Vater berechnete, welchen wohlthätigen Einfluß es auf die Sitten, die Bildung seines Sohnes haben muß, täglich nur eine Stunde bei Menschen zuzubringen, deren moralische und gesellschaftliche Bildung ihnen als Zaum und Beispiel dient, eine Stunde nur mit Menschen zu verleben, die zu schätzen sein besserer Genius ihn hinreißt — so würden sie empfinden, daß sie einer

Familie, wie die Hubersche war, nie den Zoll des Danks abtragen können. Mancher der Väter von den Jünglingen, die Hubers Kosttisch genoßen, erkannten dieses, und mancher der jungen Leute selbst gedenkt dieser Epoche noch mit ehrender Erkenntlichkeit. Allein die Zeiten ändern sich, die Begriffe von Genuß und Vorrechten der Jugend, wie von denen jedes Alters und Standes. Das würdige Huberische Ehepaar fühlte mit billigem Stolze, daß die jungen Herrn nur ihr Essen bezahlten, aber nie die feine Höflichkeit, die praktische Lebensweisheit, den zierlichen Gebrauch einer unentbehrlich gewordenen Sprache. Sie baten sie also, das, was sie anderswo für Geld erhalten konnten, auch anderswo zu suchen. Dieses Detail scheint geringfügig, da es aber zur Charakter-Schilderung der Eltern, und zur Bildungsgeschichte des Sohnes gehört, ist es nicht so. M. Hubers Charakter hatte einen Ausdruck von Güte in seinen Schwächen, (sogar in der Leidenschaft des Zorns, ja selbst, wenn er unbezweifelt Unrecht hatte,) der jede gehäßige Empfindung gegen ihn unmöglich machte. Die Güte ersetzte bei ihm die Männlichkeit, denn wo er Energie zeigte, sah sie wieder der Güte völlig ähnlich. Seine Briefe an seinen

Sohn enthalten oft sehr harte Aeußerungen, sehr strenge Urtheile, aber wenn er mit der Ermahnung fertig ist, schließt er mit einem witzigen, oft komischen Einfalle, der offenbar zeigt, daß er die Wirkung seines Ernstes mildern wollte, der aber nie der Würde seines Ernstes etwas nimmt, denn es ist nicht Spott über den Schuldigen, sondern meistens über sich selbst, es ist ein höchst weiches — ich möchte sagen, sich mit dem Beklagten Assimiliren, wodurch denn der Fall Sache der Menschheit überhaupt wird und aufhört, Fehltritt eines bestimmten Menschen zu seyn.

Wenige Charaktere wären so leicht zu idealisiren, wie dieser; ja in frühern Jahren, und in einiger Entfernung, hat er etwas so Anziehendes, daß die kleinen Züge der alterstörenden täglichen Häuslichkeit dazu gehören, um sich nicht ein Ideal aus ihm zu bilden. Es ist eine traurige Bedingung des Menschen-Lebens, daß nun gerade diese Züge zu beobachten, und durch sie das Ideal zu verwischen, die Kinder den Eltern am nächsten stehen, daß durch unabänderliche Zusammenkettung, und Gegeneinanderstreben der Empfindungen die Kinder erst dann einen Umriß von dem Bilde der Eltern gewinnen, wenn ihre Verhältnisse durch das bürgerliche Leben mehr aufgelöst sind.

Mögen

Mögen viele Kinder und Eltern dieſe Zeilen für eine kühne Läſterung erklären; ich fordre viele andre auf, in ihren Buſen zu greifen, und wünſche ihnen das Glück, das Ferdinand Hubern ward: die grauen Haare ſeines Vaters mit Ehre und Achtung zu kränzen.

Bei dieſen Eltern, unter ſolchen Umgebungen, ward Ferdinand Huber erzogen, und es mußte alles Mangelhafte des menſchlichen Thuns und Treibens thätig ſeyn, damit er ſo fehlerhaft erzogen ward, wie es wirklich der Fall war.

Von Seiten der phyſiſchen Erziehung mochten wohl die beſchränkten Gewohnheiten ſeiner Mutter, der bürgerlichen Großſtädterinn, viel würken. Es iſt bekannt, ja ſogar zum Sprichworte gediehen, wie ſehr ſich ein Pariſer Badaud über die Welt außer den Ringmauern der Hauptſtadt wundert. Ueberdieß fielen ſeine Kinderjahre noch in die heilloſeſte Epoche unſrer Erziehung, wo der nothwendigen Verwöhnung ſtädtiſcher Lebensart keine vernünftig berechnete Behandlung der Kinder in den erſten Lebensjahren entgegengeſetzt wurde. So ward er alſo phyſiſch im höchſten Grade verzärtelt, um ſo mehr, da er ein ſchönes Kind geweſen ſeyn ſoll, welches ſein edles,

seelenvolles Gesicht leicht glauben macht. Seine Gesundheit empfand die Folgen bald; denn er litt an rachitischen Uebeln, und sollten nicht spätere Wirkungen dieser Krankheit, die erste Ursache zur Verwüstung seiner Organisation gegeben haben? Sein Vater war einer der schönsten Männer, über gewöhnliche Größe; noch nach dem siebzigsten Jahr hielt er sich gut. F. H. glich ihm Zug vor Zug; nur sein Schädel war ganz verschieden, und, so passend er zu seinem Gesicht war, verbildet. Sein starker kräftiger Nacken fand kein Ebenmaaß in seiner eingedrückten, bei einer männlichen Breite viel zu kurzen, Brust. Im neunten Jahre würkte ein andrer unglücklicher Zufall auf ihn. Ein Freund seines Vaters nahm eins der unvorsichtigen Spiele mit ihm vor, wo der Erwachsene das Kind als Maschine behandelt, ohne ihm eine willkührliche Bewegung zu verstatten, und zog ihm einen Zufall zu, der ihm mit einem Bruche zu drohen schien. Die Aengstlichkeit der Mutter verlängerte die ärztliche Behandlung noch über die Gefahr hinaus, denn er ward vier Jahre lang von allen körperlichen Uebungen zurückgehalten. Vor diesem Zufall mußte er einige Knabenspiele getrieben haben: unter anderm erweckte noch ein Jahr vor seinem Tode der Anblick wilder

Kaſtanien Erinnerungen ſeiner Kindheit. Er erzählte mit der ihm eignen ſanften kindlichen Freude an froher Vergangenheit, daß er mit ſeinen Kameraden Krieg geführt, und dieſe Frucht ihnen als Geſchoß gedient habe. Aber darauf beſchränkt ſich auch jede Erwähnung von röſtigen Knabenſpielen, die er je getrieben hatte. Geritten iſt er nie; zum Tanzen hatte er ſich ſo ungeſchickt gefühlt, daß er, in Verein mit ſeinem Lehrer, die Lektionen nach weniger Zeit aufgab. Er konnte nicht ohne die gröſte Angſt auf ein Fußbänkchen ſteigen; eine Leiter zu erklimmen, war für ihn eine Unmöglichkeit, und einen nur etwas ſteilen Abhang herunterzugehen, verſetzte ihn wirklich in den bedaurungswürdigſten Zuſtand. Bei dieſer unverzeihlich vernachläßigten Erziehung war er nicht links in ſeinem Aeußern. Das ausgezeichnet Edle ſeines Geſichts, viel Beſonnenes in ſeinen Bewegungen, ein männliches. Sich mit dem beſcheiden, was er vermochte, hütete ihn vor aller Linkheit. Noch ſpäterhin, noch im Jünglings-Alter hätten ihn ſeine Umgebungen die Nachtheile ſeiner Erſtehung verwiſchen machen können, und mit liebenswürdiger Lebhaftigkeit erſtaunte er oft, wie dieſe Menſchen ihn geliebt, und doch gar keine Gewalt über ihn geübt

hätten. Was dieſes noch wahrſcheinlicher macht, iſt: daß er im Billardſpiele, welches doch auch einen Grad Gewandtheit erfordert, ein Meiſter war, und in frühern Jahren nicht ungern Federball ſpielte, jedoch letzteres des Bückens wegen dem Billard weit nachſetzte. Seine Freunde ſahen es daher mit heiterm Spotte, den aber der Ausdruck von Engelgüte, der Hubern nie verließ, immer der Wehmuth nahe brachte, daß er als vierzigjähriger Hausvater ſeine Halsbinde knüpfen lernte, oder auf einen Seßel zu ſteigen ſich zwang, damit er Bücher ablangen konnte. Sobald ihn irgend ein Gefühl aus ſich ſelbſt riß, verlor er dieſe unglaubliche Ungeſchicktheit. Als Schauſpieler hatte er Gewandtheit und Leichtigkeit. Er lernte noch im letzten Lebensjahre die Rolle des Chanoine de Milan, den er mit ſeiner Tochter und jetzigem Schwiegerſohne ſpielen wollte. Die Aufführung ſollte die Geneſung ſeiner Gattinn feyern, welche ihm ſeine letztgeborne Tochter gegeben hatte. Sein Kind ſtarb vor der Aufführung. Aber noch jetzt wiederholen ſich ſeine Kinder die unnachahmliche Drolligkeit, die Gewandtheit in der behäglichen Trägheit, mit welcher ihr geliebter Vater dieſe Rolle bei ihren Proben ſpielte. Im Sprüchwörterſpiel war er in extemporirter

Komödie unnachahmlich! Sein leichter Ausdruck, sein herrliches Sprach-Organ, die sanfte Satyre, die ihm zu Gebot stand, machte, daß jede Parthey ihn gerne auf ihrer Seite gehabt hätte.

Doch die nähere Vergangenheit reißt mich mit schmerzlich theuern Banden aus der Zeitfolge meines Berichts. — Rechnet man zu diesen negativen Fehlern noch eine große Verwöhnung in Kleidung, Wärme, Wahl der Speisen, so muß es auffallen, daß nicht schon diese Ursachen seinen festen, hellen Geist beschränkten.

In moralischer Rücksicht ists gewiß sehr schwer, sich seine Erziehung zu erklären. Er sprach sehr wenig davon; eben das kindliche Genießen des Augenblicks, welches seinen Vater zum Theil von der Mittheilung seiner Jugendgeschichte mochte abgehalten haben, würkte auf ihn. In manchen Fällen, wo er seine Eltern durch den Bericht hätte tadeln müssen, hielt ihn auch eine kindliche Frömmigkeit (pietas filiale) zurück, ja er ward immer empfindlich, wenn seine nächsten Geliebten der Maasregeln, die seine frühere Jugend angiengen, mit Spott erwähnten. In seinem fünften oder sechsten Jahre erinnerte er sich, durch seinen Eigensinn seiner Mutter viel Kum-

mer gemacht zu haben. Dieſe wirft ihm in ihren Briefen bis zuletzt, Eitelkeit, Verſchloſſenheit, und Kälte im perſönlichen Ausdrucke ſeiner Liebe vor. Von dem Augenblick' an, da er Mann ward, verdiente er den Vorwurf der Eitelkeit wohl niemals. Ich bin geneigt, zu glauben, daß ſeine gute Mutter die Bedürfniſſe eines Leipziger Profeſſor-Sohns nur nach dem Maßſtab ihrer Erinnerung früherer Zeiten aus einem bürgerlichen Pariſer Stadtviertel abmaß; wobei ihre Unbilligkeit um ſo natürlicher war, da ſie ſich nie mit der Leipziger Welt recht verähnlichen konnte, ſondern in Sprache und Gebräuchen bis ans Ende Franzöſinn blieb. Verſchloſſen war Huber in gewiſſem Sinne, und das mochte aus ſeiner Erziehung entſtanden ſeyn. Seine Mutter hatte nur das einzige Kind, und behielt ſich bis zu ſeiner gänzlichen Trennung vom väterlichen Hauſe eine ſo kleinliche Aufſicht über jeden Schritt ihres Sohnes vor, daß, bei der Freiheit, die ſein Geiſt durch andre Seiten dieſer Erziehung gewann, er ſich nothwendig beeinträchtigt fühlen mußte. Der geſunde Menſch hat das Bedürfniß, frei zu handeln, und Kinder werden viel gutwilliger gehorchen, wenn man ihnen in Kleinigkeiten und billigen Dingen, willkührlich zu

handeln erlaubt. J. H. ertrug in dieser Rücksicht einen Druck, wie wenige Jünglinge ihn wohl ertragen haben. Seine Mutter öffnete die an ihn gerichteten Briefe, so oft es ihr einfiel, und noch da er als ein und zwanzigjähriger Jüngling in Dresden lebte, fordert sie eine detaillirte Rechnung seiner Ausgaben; ja bei einem seiner Besuche, den er von dort aus in Leipzig machte, trieb sie diese falsch verstandenen elterlichen Rechte so weit, daß sie ihre weiblichen Dienstboten ihrem Sohne als Spione nachschickte, woraus denn höchst komische Mißgriffe entstanden, welche M. Huber seinem Sohne, da dieser längst Gatte und Vater war, mit origineller Lustigkeit in's Gedächtniß zurückrief. Der Vater hätte ihn wahrscheinlich anders behandelt; er selbst war nie der erste, diese Forderungen zu machen, oder die Klagen anzuregen. Aber zum Theile war er zu glücklich organisirt, um sich bei unangenehmen Punkten aufzuhalten, zum Theile räumte er seiner Frau, die von so vielen Seiten Verdienste hatte, sehr viel ein. In seinen Briefen von diesem Zeitpunkte ist er auch immer bemüht, die Pillen in den Schreiben der Mutter zu vergolden; sie haben immer einen unnachahmlichen Ausdruck von Heiterkeit, von väterlicher

Liebe, im Gewande ſeines immer jungen Charakters. Er macht von jedem Vorwurf, in den er einſtimmt, oder den er mit ſeiner Autorität noch verſtärkt, einen gutmüthig-witzigen, im Ton der Coquenarderie vorgetragenen Uebergang zu einem muntern, wiſſenſchaftlichen oder geſellſchaftlichen Gegenſtande. Bei dieſer Behandlung des jungen Menſchen erklärt ſich die Anklage der Verſchloſſenheit wohl von ſelbſt. Er ſtrebte nach Unabhängigkeit im Handeln, und da ſeine Eltern in ihren Anſprüchen an ſeine Mittheilung keine Wahl trafen, betrachtete er alles, was er ihren Augen entziehen konnte, als ſein rechtmäßig-erbeutetes Eigenthum. Dieſer Punkt erklärt auch die Anklage: daß er es in ſeinem perſönlichen Betragen an Zärtlichkeit, an Liebesbeweiſen fehlen ließ, da ſeine Briefe doch voll Pflichtmäßigkeit wären. Huberts Eltern hatten tauſendfache Verdienſte, die ihr Sohn erſt dann recht lebhaft empfand, wann der Druck ihrer kleinlichen Behandlung durch Abweſenheit von ihnen ſeinem Gemüth entnommen war; dann fühlte er ihren Werth und ſein Unrecht, und drückte aus, was er fühlte. War er ihnen wieder nahe, ſo machte ihr Druck, daß er nun, ſehr menſchlich, hinwieder ihr Unrecht und ſeinen Werth empfand, und beide, Eltern und Sohn,

fanden ſich in der Hofnung, ſich einander zu nahen, ſchmerzlich betrogen.

Doch ſcheint der Jüngling ſchon vor ſeiner erſten Entfernung aus des Vaters Hauſe ſeinen Eltern ein paarmal wirkliche Urſache zu Klagen gegeben zu haben. Aller Wahrſcheinlichkeit nach war es Mangel an Oekonomie, die ſie ihm vorwarfen. Sie mochte gegründet ſeyn; aber in dieſem beſondern Falle war der Mangel an dieſer Tugend wohl ganz durch die Erziehung veranlaßt, und ſpäterhin der Jüngling in einer Lage, wo der Grad der Oekonomie, den ſeine Eltern fordern zu können und zu müſſen glaubten, nicht mehr möglich war. Bis J. H. das väterliche Haus verließ, hatte er nie ein beſtimmtes Taſchengeld. Dieſe Beſchränkung verleitete ihn zu Unordnungen, die ſeine Eltern nachher freilich aufbringen mochten. Es findet ſich ein Brief vom Jahre 1782, den ein Engländer von geſetzten Jahren ihm ſchreibt, der lange an des Vaters Tiſche ſpeiſte. Dieſer biedre Mann ſchreibt dem damals achtzehnjährigen Jüngling in einem Tone, wie Mann zu Mann, läßt aber doch eine Ermahnung einfließen, die auf einige Unordnung in ſeines jungen Freundes Aufführung anſpielt.

Auffallend iſt dieſe Beſchränkung der Handlungen in einer Erziehung, welche der Freiheit im Denken einen unerhörten Spielraum ließ. Huberts Eltern waren katholiſch; ihr Sohn wurde es auch. Dieſe Religion legt den dogmatiſchen Unterricht nicht ſo ſtreng auf, wie andere Sekten, die für ein gewiſſes Alter gewiſſe meiſtens öffentliche Prüfungen in Religionskenntniſſen in Gebrauch haben. So ärmlich der dazu nöthige Vorrath von Wiſſen iſt, ſo muß doch jeder Schüler eine Summe von Formeln und Sprüchen auffaſſen, von denen viele ſo herzlich und rührend ſind, daß ſie das jugendliche Bedürfniß nach Liebe und Glauben von ſich ſelbſt erregen. Dieſe Nothwendigkeit fällt bei einem zur katholiſchen Kirche erzogenen Kinde weg, wenn die Eltern nicht beſonders auf religiöſen Unterricht dringen. Huberts Eltern waren nie ſehr eifrig, und beſonders ſcheinen ſie in frühern Zeiten ihrer Kirche, die in Leipzig bei weitem die ſtreitende iſt, nicht ſehr nachgegangen zu ſeyn. So war z. B. wohl ein ſehr ſeltnes Beiſpiel eines Menſchen, der ohne allen dogmatiſchen Religions-Unterricht gebildet ward. Rechnet man dabei, daß er ſehr frühe las, aus natürlicher Neigung, und weil dieſer Zeitvertreib einzeln erzogenen Kindern bald

Bedürfniß wird, ohne Wahl, und damals — vom Jahre 1764 an schon vorhandene französische Schriften viel früher, als deutsche, so wird die Ansicht von der Bildung seines Geistes und Herzens gewiß noch interessanter. Das Resultat in Rücksicht auf seinen innern Frieden war unendlich glücklich. Er strebte jedesmal das Beste zu thun, und sein leichtes Blut tröstete ihn, wo er dennoch fehlgriff, mit dem Bewußtseyn, das Beste gewollt zu haben. Mit der Reife der Jahre nahm seine Sorgfalt in der Wahl des Besten immer zu; sein eignes Selbst trat immer mehr zurück, Anderer Bestes immer mehr hervor, und sein ganzes Leben war endlich dem Wohl Anderer geweiht. Aber bei dem Schönsten, was er that, war nie Aufopferung oder Ueberwindung — es war Erkennen des Bessern, und nun so im Gange der Dinge, wie das Gewöhnlichste. Daher konnten oft seine schönsten Handlungen an Wohlthätigkeit verlieren, weil er sie wie beiläufig that. Aus der Freiheit von Dogma entwickelte sich in ihm die reinste, ich möchte sagen, demüthigste Toleranz. Er legte keiner Meinung über Gegenstände der Art etwas in Weg; er sah gleichsam jede, wie einen Zweig des Wissens an, der ihm unbekannt sey, der ihn nicht interessirte,

den er aber als Wissen sogar einigermaßen verehrte. Aber hierinn und in Allem, modifizirte seine moralische Vollendung in spätern Jahren mehreres. Sein immer weicher werdendes, mehr umfassendes, sich über Andern vergessendes Herz nahm an der Wissenschaft des Glaubens zuletzt mehr Antheil. Er freute sich der Frömmigkeit, er beförderte eines jeden individuelles Religions-Gefühl, wie alles, was ihm wohlthun oder nützen konnte. Selbst bildete er sich keine Meinung. Sein Leben war Gottesdienst, und seine Freude Gebet. Ueber diese Welt hinaus gieng das Bedürfniß seines Herzens nie, bis zum Tode seines Lieblings, der ihm einige Monate vorangieng. Bis dahin schien er mit kindlicher Ruhe nicht über's Grab zu verlangen; aber mit welcher Theilnahme an dem, was ihr zum Trost diente, war er Zeuge der heißen, zuversichtlichen Hofnungen, mit der sein Weib nach einander neben der Leiche von fünf geliebten Kindern sich immer fester mit der Welt der Geister verband. Endlich, während der kurzen Stunden, wo sein Liebling mit schaudervollem Kampfe das blühende Leben abstreifte, kämpfte er einige Minuten mit der Ahnung von Vernichtung. Sein Liebling starb, und sein Tod baute ihm eine Brücke in eine

Welt jenseits des Grabes. Auch in ihm gebahr das bedürftige Herz eine Ueberzeugung, welche die Vernunft nicht gewährt. Aber alle diese übersinnlichen Gefühle und Aussichten erschienen in seinem Gemüth in einem poetischen, erhabenen Gewande, er äusserte sie auch nur in schönern, poetischern Augenblicken; ja oft schien das Hülfsmittel der Sprache ihm zu gemein, oder durch die Umgebungen der Zeit, des Ortes, wo er sprach, und gehört ward, zu sehr dem Gemeinen ausgesetzt; er verschwieg sein Gefühl, und nur bei besondern Veranlassungen sagte er dann, wie tief, wie erhaben er in diesem oder jenen Augenblick' empfunden, wo seine Vertrautesten ihn für gleichgültig gehalten, ja wohl gar diese Gleichgültigkeit schmerzlich bemerkt haben konnten.

Seine moralischen Grundsätze hatten sich wahrscheinlich ohne vielen positiven Unterricht gebildet. Er hatte aber auch viel mehr moralisches Gefühl, als moralische Grundsätze, und dieses wurde gewiß in seiner Eltern Hause erweckt und genährt. Die Erfahrung und der Umgang mit Menschen, die Bande des häuslichen und bürgerlichen Lebens bildeten es immer mehr aus — und ich weiß mir dieses stete Fortschreiten in der Sittlichkeit nicht zu erklären,

in einem Alter, wo sonst die Stöße des Schicksals, Bedürfnisse, Hausvater-Sorgen, und Geschäftsdrang das Herz einengen, und das Gewissen zum Abwägen mit der Sittlichkeit geneigter machen — ich kann es mir nicht erklären, als wenn ich für diesen einzelnen Menschen nun einmal ein stetes Fortschreiten bis zur Vollendung annehme, wie es von Millionen Pflanzen einer Art vielleicht nur einer gegeben ist, ohne Anstoß sich zu entwickeln, zu blühen, zu reifen und zu welken, ohne daß eines ihrer Blätter verfressen, eines ihrer Staubfädchen zerstört wird. Reue kannte er nie über keine Handlung seines Lebens, er sah von einer jeden die Folge, als Lohn oder Strafe, mit Ruhe über sich ergehen, und ich sah ihn noch nach zehn Jahren des Verlusts eines Freundes, den eine Zusammenkettung der Umstände von ihm riß, mit sanftem Herzen gedenken; ich mußte so handeln, sagte er, ich habe dafür gelitten, habe dadurch verloren, das mußte seyn, denn ich hatte ein Unrecht bei der Sache. Ueberhaupt dehnte er je mehr und mehr den Zusammenhang von Ursachen und Folgen in der moralischen Welt aus, und seine Erkenntniß führte ihn dahin, wo der blinde Glaube oft durch die Schläge des Schicksals schaudernd auf-

führt: zur ſtillen Ergebung in das Unvermeidliche, zur ſtillen Freude im Glück.

Ich fühle wohl, daß der Gang meines Vortrags ungleich wird, und daß ich, in Wiederholungen zu verfallen bedroht bin. Könnte meine Feder dem Gebot meiner Erinnerung nachkommen, und jede neue Anſicht des reichen Gemäthes, das ſie ſchildern will, darſtellen, müßte ich nicht ſo vieles in das Heiligthum des innern Herzens zurückdrängen, das ausgeſprochen ſein Weſen verwandelt, ſo würde ich nicht wiederholen, ſondern ewig neu darſtellen, wie ich ewig neu empfinde.

Bis in ſein achtzehntes Jahr ſcheint F. H. noch keinen beſtimmten Lebensweg gewählt zu haben. Ein Brief des ſchon erwähnten Engländers an ihn, der um dieſe Zeit geſchrieben iſt, und indem er ihn ermahnt, ſich zu etwas zu entſchließen, ſcheint mir dieſes zu beweiſen. In keinem von den Briefen ſeiner Eltern finde ich eine Spur, als habe man ihm dieſe Sorgloſigkeit zur Laſt gelegt. Er äußerte auch nicht, als wenn Sorge und Zweifel darüber ihn je gedrückt hätten. Er dachte in der Zeit wohl ſchwerlich auf den folgenden Tag, und ich glaube nicht, daß er damals Ehrgeiz gekannt hat. So wie das

Schikſal ihn führte, ſo herrlich, wie es ihn vollendete, iſt alles ſchön, ſo wie es gelang; in Augenblicken aber, wo man ſich ſeine Talente vorſtellt, ſeine geiſtvollen Züge, ſeine ſanfte Stimme, die ſchon überredete, eh' der Hörer ſeine wohlgeſetzten Worte vernahm, möchte man es bedauern, daß ihn nicht Ehrgeiz antrieb, ſo vizle Vortheile zu einem Zwecke zu benuzen. Ein innrer Trieb nach ruhigem Genuße, den die Menſchen, die zunächſt Einfluß auf ihn hatten, nicht auszurotten ſtrebten, hinderte ihn wohl in frühern Jahren daran, und in der Zeit, wo ſeine moraliſchen Kräfte ſich durch veränderte Umgebungen, und eine andre Lage ſehr ſchnell entwickelten, ſtrebten ſie alle nach einem ganz andern, heiligern Ziele, das er endlich errang, und an dem er heiter als Sieger dem Tode in die Arme ſank.

Im Jahr 1785 ſchikten ihn ſeine Eltern endlich nach Dresden. Was ſie entſchied, dieſen Zeitpunkt zu wählen, weiß ich nicht. Der damalige Miniſter der auswärtigen Geſchäfte war von langen Zeiten her M. Hubers Gönner und Freund. Er hatte ihm verſprochen, für ſeinen Sohn zu ſorgen, und jezt ward der junge Mann nach der Hauptſtadt geſchikt, um in der Nähe dieſes verdienten Mannes den Gang der

Geſchäfte,

Geſchäfte, die Sitten der gröſsern Welt kennen zu lernen, und durch die Gunſt ſeines Beſchützers früher oder ſpäter zu einem Poſten zu gelangen. Sonderbarer Weiſe fügte es ſich, daſs er den Zirkel, in dem er zunächſt in Leipzig gelebt, in Dresden wieder fand. Umſtände hatten dieſelben Menſchen dorthin verpflanzt. Dies mußte für die Sitten des jungen Mannes von wohlthätigen Folgen ſeyn, aber für ſeine Ausbildung als Mann, als Welt- und als Geſchäftsmann, war es ihm gewiſs höchſt ſchädlich. Er drehte ſich da ewig in einem und demſelben beſchränkten Kreiſe von braven Menſchen, die aber der groſsen Welt, und den gewaltſamen Verhältniſſen, in die ihn das Schickſal einſt ſtürzen wollte, zu fremd waren, um nur entfernt die Kraft zu entwickeln, die in ihm ſchlief, beſonders im Kreiſe von Jugend-Freunden, mit denen er ſchöne Litteratur trieb, und fröhliche Abende verlebte, die aber von der Laufbahn, die ihn ſeine Eltern nun wollten wählen laſſen, ſehr getrennt waren. Im Briefwechſel mit ſeinen Eltern aus dieſer Zeit leuchtet das auch hervor. Dieſe guten Menſchen trieben nun die Beförderung ihres Sohnes mit der drolligſten Protektions-Politik, der wahrſcheinlich noch eine Reminiſzenz von Ludwigs des 15ten Zeiten

her zu Grunde lag. Sie ermahnten ihn in jedem Briefe, bald diesem, bald jenem, oft dem gleichgültigsten Subaltern, dessen Einfluß sich nicht bis auf einen Churfürstlichen Stubenheizer erstreckte, die Cour zu machen. Und der Sohn, durch jugendliche Schüchternheit, jugendlichen Stolz abgehalten, und durch die poetische Lebensweisheit seines Zirkels wenigstens nicht zu dem Conventionell-nothwendigen angespornt, machte nicht einmal die würklich schicklichen Pflichtbesuche. Zum Glücke war der Minister ein guter Mensch, der des jungen Mannes Anlagen unterschied, und dem Vater sein Wort redlich zu halten gedachte. Er zog Hubern von Anfang an oft und immer mehr und mehr in sein Haus, dort sah er nach und nach alle Personen, die zu dem Hofe seines Fürsten gehörten, und alle Fremde von Stande, die während der drei Jahre, in welchen er in dieser Lage blieb, dahin kamen. Gewiß ist ihm dieses von sehr großem Nutzen gewesen, gewiß von so größerm, da in Norddeutschland die Gränze zwischen Adel und Bürgerlichen damals noch schärfer gezogen war, als jetzt allenthalben, besonders aber im südlichen Deutschland. Er lernte mit Bescheidenheit und gleichgültiger Höflichkeit in der Gesellschaft seine Rolle behaup-

ten, und an seiner Haltung konnte man es ersehen, ob die Menschen um ihn her auf der Grasenbank saßen, oder mit ihm gleiches Ranges waren — ein Vortheil, den so viele brave Bürgerliche sich aus der Hand geben lassen, welche dann die Gesellschaft des Adels nur darum hassen, ja sich sogar schmeicheln, sie zu verachten, weil sie ihre Linkheit und Steifheit in ihr peinlich empfinden.

Jetzt trat auch der Zeitpunkt ein, wo er, bei dem Handlungs- und Thätigkeits-losen Leben nach außenhin, das Bedürfniß empfand, dem Drang seiner Gefühle durch Dichtung Luft zu machen. Schon in frühern Jahren, als er kaum das Knaben-Alter verließ, hatte er sich in einigen Uebersetzungen aus dem Französischen geübt. Eines der bessern Erziehungsbücher, Emiliens Unterhaltungen, sind von ihm übersetzt, und unter seinen Papieren finden sich darüber einige schmeichelhafte Zeilen, die dem jungen Autor im Namen der Verfasserinn des Originals gesagt werden. Später übersetzte er ein langes moralisches Heldengedicht, das sich sehr gut lesen läßt. Diese Arbeiten mochte er aber weit mehr auf seines Vaters Rath und Anleitung, als aus eignem Antriebe thun; denn sein Geschmack nahm eine ganz

andre Wendung. Der Umgang mit einigen Engländern, die an seines Vaters Tisch giengen, oder ausserdem in Leipzig studierten, hatten ihm früh genug Kenntniß der englischen Sprache verschafft, um den Shakespear im Original lesen zu können. Dieser Dichter war in jener Epoche ohnehin das Steckenpferd der jungen Deutschen, und der gute alte Huber, der Bundesbruder der glänzendsten französischen Akademisten, der Uebersetzer Geßners, der ganz zum freien Franzosen umgeschaffne Michael Huber hatte den Gram, seinen Sohn mit Entzücken von Shakespear sprechen, unrühmliche Parallelen zwischen ihm und den französischen Tragikern ziehen zu hören, ja ihn sogar die Bastarde, welche Shakespears Schatten mit der charakterlosen deutschen Muse zeugte, mit Feuer vertheidigen zu hören. In des Vaters Briefen an seinen Sohn nach Dresden findet sich mancher muntre Scherz über diesen Gegenstand; früher gab es aber darüber manchen ernsthaften Wortwechsel. Aber auch hier ist die Geistes-Freiheit, die der Vater seinem Sohne ließ, sichtbar. Es ist keine Bitterkeit, kein Despotismus, sondern das sehr richtige Gefühl, daß Regellosigkeit kein Vorbild seyn solle, und daß unsre Dichter nur die Regellosigkeit ihrer

alten Muſter nachahmten, aber den Leſer nach langem Ertragen ihrer Abgeſchmacktheit nicht, wie ihr Vorbild, durch erhabne Stellen überſchwenglich entſchädigten. In Verfolg dieſer Vorliebe für das alte engliſche Theater machte er ſich im Jahre 1783 oder 1784 nun auch daran, ſelbſt ein engliſches Trauerſpiel, und zwar für das Theater, zu überſetzen. Er wählte dazu ein Stück von Beaumont und Fletcher, „der König kein König," welches auch im ſelben Jahr gedruckt wurde. In Leipzig und in Dresden, wo es geſpielt ward, erhielt es ſehr wenig Beifall, und das lag wohl eben ſo gut am Original, als an der zu treuen Ueberſetzung. Dieſer Charakter ſeiner dramatiſchen Gefühle mußte ihm Schillers erſte Theaterſtücke zehnfach intereſſanter machen. Damals waren die Räuber, Kabale und Liebe und Fieſko, von ihm bekannt. Wenn man mit noch ungebildetem Geſchmack, Enthuſiasmus für die Gattung und tiefes Gefühl verbindet, müſſen dieſe Stücke wohl mit Zauberkraft würken, da ſie ſelbſt den zärteſten Sinn für Regel und Anſtand durch ihre Schönheiten entwaffnen. In der erſten Zeit ſeines Aufenthalts zu Dresden war es nun, daß dieſer geiſtvolle Dichter, der jetzt auch hinübergewandert iſt, wo ihn

als Wahrheit nun empfangen hat, was er uns hienieden so unsterblich wahr als Schönheit empfinden lehrte *). — Damals war es, daß, größtentheils auf Veranlassung von dem kleinen Kreis von Hubers Freunden, Schiller nach Dresden kam. Die beiden jungen Männer wohnten lange in einem Zimmer, hatten gemeinsame Wirthschaft. Umstände vielleicht und Irrthum hatten sie späterhin getrennt, aber immer noch bis auf der letzten Zeile, die Huber von Schiller las, loderte eine schöne Erinnerung der Jugendtage über sein seelenvolles Gesicht, und er gedachte froh, daß dieser Dichter einst sein Gefährte gewesen, daß er der große Mann geworden sey, und fühlte mit erhabnem Selbstgefühle, daß er, als Mensch und Bürger, des Jugend-Freundes würdig, neben ihm stehen dürfe. Doch dieser Zug seines Charakters gehört noch nicht hieher, das reine, von keinem persönlichen Verhältnisse, keinem selbstischen Gefühle je umwölkte Anerkennen des Schönen. Er genoß stets der Lorbeere jedes Siegers durch frohe Theilnahme an erkannten Verdienste. —

*) S. die Künstler:

„Was wir als Schönheit hier empfunden,
„Wird uns als Wahrheit dort entgegengehn."

Schillers Umgang belebte in Hubers heissem Busen die Sehnsucht, Ausdrücke für die Welt von Gefühlen zu finden, die er in sich wogend fühlte, und die der junge Mann so leicht für Dichterberuf hält, und so gern als Resultate seiner Menschenbeobachtungen darstellt. Vielleicht wäre es interessant, wenn ein viel fähigerer Geist, als der, welcher nur von innigem Gefühl berufen, diese Feder führt, einmal die sonderbare Erscheinung zergliederte, daß die Jahre der Unerfahrenheit die sind, wo man so gern die Tiefen des Herzens erspäht, wo man oft so keck glaubt, die Fackel zu halten, die jeden versteckten Winkel erleuchtet, und nun das Menschen-Thun darzustellen, wahr und treu, wie es aus jener Ansicht entspringt. Auch Huber empfand diesen Drang, und entwarf sein „heimliches Gericht." Den Gang, den seine Ideen bei dieser langsamen mit Anstrengung gemachten Arbeit nahmen, schildern die Briefe, welche sich am Ende dieses Aufsatzes finden. Er beendigte nur zwei Arbeiten der Art, und empfand stets, daß dieses nicht sein eigentliches Fach sey, so sehr es ihn anziehe. Ich glaube, daß die Concentration seines Charakters daran schuld war, daß er so mühsam seine erdichteten Per-

senen zur Handlung brachte. Ich muß den Ausdruck: Concentration des Charakters, rechtfertigen. Ich will damit sagen, daß er ohne äußere Anregung nie aus sich heraus gieng, den Menschen und die Dinge also in sehr wenig Beziehungen beobachtete, sie immer nur getrennt von der Vergangenheit und Zukunft in dem Augenblicke, wo sie vor ihm standen, erkannte. Daher hatte er sehr viele Ansichten des Menschen, eine richtige Abstraktion seines Wesens; aber, wenn er sich ihn wollte in Handlungen ausdrücken lassen, fehlten ihm die Uebergänge vom Denken zum Handeln. So wie die Zeit alles Schöne in ihm entwickelte, so ward er auch durch mehr Uebung im Leben, durch Gatten-, Vater-, Bürger-Pflichten, der Beobachtung immer fähiger, und hätte ihm in spätern Zeiten seine Lage Muße gelassen, so würde er wahrscheinlich zu dieser Lieblings-Arbeit seiner Phantasie zurückgekehrt seyn. Die Menschen, die ihm am nächsten standen, und den Ernst, die Würde, die Unbestechlichkeit seines Geistes, sich nie verläugnend, bei der Arbeit thätig sahen, auf welche er den größten Theil der Zeit in den letzten sechs Jahren seines Lebens verwendete, wünschten immer, er sollte sich dem historischen Fache ganz widmen,

und in wenig Jahren, wenn die Zeit das ungeheure Gemählde mit den Riesenmassen noch etwas weiter zurück und in ein deutlicheres Licht gesetzt hätte, Geschichtschreiber seiner Zeit zu seyn. Oft ahnete er den erhabenen Beruf, und in dieser Rücksicht arbeitete er mit redlicher Selbsterkenntniß an den Fehlern seines Styls, welche der Würde und Klarheit des Geschichtschreibers im Wege stehen mußten. Die Einfachheit, die seine Schreibart immer mehr annahm, ließ erwarten, daß er einst seinen Zweck erreichen würde, und was würde dann dieser Mann mit dem ungeheuern Vorrath an Sachkenntnissen, Gelesenen, selbst in der Nähe des Schauplatzes Beobachteten, dieser von allen Partheyen geschätzte, oft vertraute Mann nicht geleistet haben? er, den kein Vorurtheil und keine Partheysucht je unbillig gemacht hat? Einige Zeilen aus einem seiner Briefe, den er im Winter 1804, also im Jahr vor seinem Tode an sein Weib schrieb, sey der Schluß dieser langen Abschweifung von der Geschichte seines Lebens; er soll zugleich dazu dienen, einem gewiß mißbilligenden Gefühle zu begegnen, was daraus entstehen könnte: daß Huber, durch Schillers Beispiel angefeuert, dramatischer Dichter hätte werden wollen. Die dramatische Dich-

tung war schon, eh' er Schillern kannte, sein Lieblingsfach, und die Zeilen seines Briefs beweisen, wie er in spätern Jahren seinen Beruf für dieses Fach schätzte. Er beschäftigte sich damals mit dem Theaterstücke, „der natürliche Sohn," welches unter seinem Nachlaß herauskommen wird. Das Canevas ist aus einem sonderbaren französischen Drama in drei Theilen, von Lamottelle dem ältern, genommen. In derselben Zeit las er in dem Hause seines gelehrten Beschützers und nachmaligen Chefs in Ulm sein heimliches Gericht vor. Der Beifall, den diese Lektüre erhielt, der Genuß, mit welchem er jene Ausarbeitung machte, hatte ihn angenehm beschäftigt; seine Frau zog ihn mit seiner Neigung zu dieser Art von Arbeit auf und er schrieb ihr:

„Nein, meine Liebe! il n'y a pas de risque, daß mich diese Lektüre dem schnöden Musendienst wieder zuwende. Im Gegentheil', ich finde, und zwar mit raisonnirter Heiterkeit, als etwas sehr gutes und natürliches, daß mit dem heimlichen Gericht und Julianen meine poetische Laufbahn vollendet gewesen ist. Sie, und die Lebensepoche, in welche sie fielen, sind Eins gewesen. Jene Epoche und die jetzige, haben beide ihren eigenen Werth, es braucht

sich keine der andern zu schämen. Daß ich jetzt so fühle und denke, ist vielleicht mein größter Vorzug. ..... vor allen, die über ihre poetische Lebens-Epoche hinaus dichten; darum verliert ihre Poesie das Leben, und sie müssen auch dazu dichten." *)

*) Mit welcher Bescheidenheit er sich selbst beurtheilt, und wie in seinem Selbstgefühl immer der Gedanke des Fortschreitens ohne Aengstlichkeit, wie ohne Ziel, mit seiner Bescheidenheit gleichen Schritt giengen, beweißt auch eine Stelle aus einem Brief an einen sehr werthen Freund, mit dem ihn viel mehr Uebereinstimmung der Seelen, als Umstände verbanden; denn sie hatten sich nie persönlich gesehen. Das Geständniß, was Huber hier über seine Fähigkeiten ablegt, ist gewiß um so schöner, da es den Wunsch bezweckte, sich seinem Freund ganz, wie er sich selbst ansah, darzustellen. Der Brief ist vom 3. Februar 1802. — „Bekenntniß gegen Bekenntniß. Ich weiß nicht, ob mir zur Musterhaftigkeit in Ihrem schmeichelhaften Sinne nicht eben so viel fehlt, als zu der Musterhaftigkeit, welche Friedrich Schlegel mir zuerkennen möchte. Ich habe einige Eigenschaften eines guten Critikers: ich habe Candeur, Gefühl, gesunde Vernunft, und eine nicht einseitige Bildung; aber es fehlt mir gründliches Wissen. Meine erste Jugendjahre waren zu günstig, sie gaben mir in einigen Dingen zu früh eine Vollendung: dann fand ich mich schon in der Welt, da ich manches

Während dieses Dresdner Aufenthalts machte er noch einige historische und biographische Aufsätze, auf Verlangen einiger Privatpersonen, welche nie für den Druck bestimmt waren, und deren Zweck und Schicksal mir unbekannt sind. Dieses war aber wohl auch der ganze Umfang seiner Thätigkeit, und diese Vorbereitung zu seinem nachherigen Leben ist gewiß sehr merkwürdig. Ein so langes ganz im Innern vorgehendes Entziehen und Wachsen von Gemüths-Eigenschaften, von Seelen-Kräften, in einer ungebührlichen Unthätigkeit aller Kräfte, in einem bloß phantastischen Leben. Kein eigentliches Schwärmen, Zeitmißbrauchen, sondern, wie es scheint, ein negatives Zeitverlieren, das ihn in nichts weiter brachte, weil

---

gar nicht, und manches noch nicht so gelernt hatte, daß es sich nicht durch Mangel an Uebung hätte verwischen müssen. Was ich sonst Gutes habe, verwahrt mich vor Seichtigkeit; aber eigentliche Wissenschaft fehlt mir, und sollte mir nicht fehlen, wenn ich das geworden wäre, was ich hätte werden können. Erreichte ich je die Unabhängigkeit, nicht von meinem Geiste, meiner Feder, und meiner Zeit leben zu müssen, so würde ich — wie spät es auch sein möchte, wenn meine Geisteskräfte nur noch nicht gealtert wären — für irgend etwas, es möchte seyn was wollte, ganz eigentlich in die Schule gehen.“

er aber ohne Mißbrauch noch Zwang lebte, seine gut organisirte Seele — lache der Metaphysiker des tollen Ausdrucks — stärkte zu der folgenden Entwicklung, wie ein Kind, das negativ gesund erzogen ist, dann, wenn seine Kräfte in einer gewissen Zeit zur Uebung aufgefordert werden, sich schneller und kräftiger entwickelt.

An Ostern des Jahres 1788 erhielt er endlich die Stelle eines Legations-Sekretärs bei dem Churfächsischen Gesandten am Maynzer Hofe. Ich weiß nicht, ob dieser Mann noch lebt. Was ich hier von ihm sage, ist also ganz ohne Rücksicht. Er hatte den Ruf eines Mannes, mit dem schwer zu leben sey; dem jungen Huber, der allen Stolz der Jugend hatte, und unerfahren war, machte man von vielen Seiten vor der Lage, die ihn erwartete, bange, und in der Rücksicht ist es interessant zu wissen, in welches Verhältniß er mit seinem Chef gerieth. In seinen vertrauten Briefen spricht er oft und viel von ihm; er stellt ihn als einen sehr pikanten Charakter dar, erwähnt seiner vorzüglichen Eigenschaften mit einer Art von Freude, ist stets bedacht, als Mensch und Bedienstete, jede Pflicht gegen ihn zu erfüllen. Aber man sieht in allem den ganz jugendlichen Menschen,

der die Welt als ein groſses Drama anſieht, in welchem nun er die Rolle eines Geſandtſchafts-Sekretärs ſpielt. Er ſpielt mit groſser Wichtigkeit Schach mit dem Leben, und gewiß hat der gute Geſandte ſich oft nichts weniger träumen laſſen, als daß ſein Sekretär bei ihm an König Philipp oder Ludwig den eilften, oder ſolche tragiſche Perſonen dachte. Der Erfolg machte aber dem Chef, ſo wie dem jungen Sekretär, Ehre. Der Geſandte behandelte Huber mit Achtung und Vertrauen, und Huber verdiente es durch Anerkennung ſeiner Vorzüge, und den Wunſch, ihm zu dienen, noch lange, nachdem die Veränderung ihrer Dienſtverhältniſſe alle Verbindlichkeit dazu aufgehoben hatte.

In dieſe Zeit nun gehört der Briefwechſel, welcher als erſte Beilage dieſen Blättern folgt. Huber war jetzt im 23ſten Jahre endlich Herr ſeiner ſelbſt. Der Eindruck, den der Anfang ſeines Aufenthalts in Mainz machte, iſt in ſeinen Briefen lebhaft geſchildert. Er muſte ſich unendlich fremd verödet fühlen; denn er war zum erſtenmal gezwungen, allein zu ſtehen. Bis dahin war er für ſeinen täglichen Umgang, für ſeine kleinen täglichen Wirthſchafts-Bedürfniſſe, für die höheren Bedürfniſſe ſeines Herzens und Geiſtes, nie

aus dem Zirkel herausgetreten, in welchem er aufgewachsen war. Sogar die Befriedigung zärtlicher Empfindungen war mit allen übrigen aus dem Knaben-Alter beinahe herüber ins Manns-Alter gewachsen. Die ökonomische Beschränktheit, in der ihn seine Eltern erhalten hatten, der würkliche Werth der Menschen, mit denen er lebte, vielleicht noch andre, mir unbekannte Ursachen, welche von Zeit und Ort abhiengen, hatten ihn verhindert, je andern Menschen nahe zu treten. Diese Lage war seiner angebornen Passivität und der Einfachheit seines Herzens angemessen, sie brachte aber auch zugleich Passivität und Einfachheit hervor. Das sind gute Eigenschaften, wo keine andere gefordert werden; sie schliessen aber viel andre gute Eigenschaften aus. Der Vergleichspunkte mit sich und andern werden zu viele abgeschnitten, man ist an die Form der Menschen, die man immer sieht, zu sehr gewöhnt; man vergißt endlich, was nicht schön an ihr ist, und andre, fremde Menschen mißfallen uns, weil ihre Form verschieden ist. Wir selbst machen auf unsern täglichen Umgang denselben Eindruck; man findet uns ganz gut, so wie wir sind; wir brauchen nicht liebenswürdiger zu werden, um zu gefallen,

also bemühen wir uns auch nicht darum. Diese Nachtheile können in individuellen Fällen noch nachtheiliger werden. Man bildet sich seinen eignen Ausdruck, Redensarten, Ideen-Gang, und scheint nachher andern sonderbar, wird ihrerseits wieder fremd, weil man sie mit Vorurtheil ansieht. Das war jetzt Hubers Fall. Er fand unter den fremden Menschen nirgends mehr Beifall, Aufnahme, Theilnahme, als sein Wesen gerade erwarb. Er war in Absicht seines Tons und Wesens für den Mayzer ein sehr wenig geschickter Gesellschafter. Wenn nicht die überwiegend französische Litteratur und Sprach-Gewohnheit ihn gerettet hätten, würde man ihm eine Art Genieweesen haben vorwerfen mögen, kein Kraftgenieweesen, sondern nur, wie es bei jungen Männern ist, welche mit der Convenienz ein Bischen entzweit sind, und etwas viel in der poetischen Welt leben. Denn daß sein beständiges Citiren aus Dichtern und Tragikern, sein häufiges Antworten durch Verse und Tiraden, außer geschmackloser Gewohnheit, und Drängen seines vollen Herzens nach lebendigern Gefühlen war, als in denen er bis jetzt nothdürftig fortgelebt hatte, konnten die materiellen Mayzer nicht begreifen. Er mißfiel also wörtlich, und mißfiel Menschen, deren

Ton

Ton viel ſchlechter, als der ſeine, aber nun einmal mehr nach den Begriffen der Convenienz gebildet war, oder vielmehr Menſchen, die ſo mit einander umgiengen, daß nie einer den andern merken ließ, welches der abgeſchmackteſte ſey. Dieſes Abentheuerliche ſeines Weſens führte ihn endlich in ein Haus, wo er, nebſt verſchiedenen Mitglieder der Mayzer Schaubühne, einige freilich genialiſche, aber auch höchſt verdorbene Männer aus der erſten Klaſſe antraf. Hier konnte es Huber aushalten, aber mit innerm ſchmerzhaftem Gefühle, daß dieſe Menſchen ſeiner ganz unwürdig wären. Er fand gerade das ſchädlichſte ſeines alten Kreiſes wieder: Duldung aller ſeiner Schwächen. Seine innre Stimmung ward täglich trauriger. Er ſah den Menſchen nun von mehreren Seiten. Zum Allein-Leben gezwungen, entwickelten ſich ſchnell ſeine Seelenkräfte, aber ohne Halt und Antrieb zu einem Endzweck oder Ziel, und von jeher gewohnt mit andern zu denken, abzureden, ja Reden als Genuß und Zweck, Empfinden als Thun anzuſehen, fühlte er ſich jetzt zerſtört und am Werthe ſelbſt verringert. Die Erinnerungen ſeiner Vergangenheit begannen an Kraft zu verlieren, und nichts war da, ſie zu erſetzen; die Gegenwart

hatte keinen Werth für ihn, und seine Sehnsucht nach theuern, ihm verwandten Wesen fand keine Stillung. In dieser Lage geriethe er auf Abwege, die alsdann jedem jungen Mann drohen. Die Folgen waren für seine moralische Entwicklung sehr heilsam. Er spielte und verlor. Die Nothwendigkeit, Geld zu ersparen, und zu verdienen, trieb ihn zu mehr Ordnung und endlich zu einer schriftstellerischen Thätigkeit an. Er war lange krank, einige Tage durch unvernünftige Behandlung des Arztes tödlich krank, und diese Epoche, wo er allein, ohne freundliche Pflege, leidend und ohne Beschäftigung, seine Tage hinbrachte, lehrte ihn endlich, ohne jene weichliche Gewohnheit, stets mit andern zu denken und zu fühlen, zu bestehen. Er sah die Möglichkeit des Todes ruhig, und ohne Reue. Ihm schien das Leben eine kurze Reise, auf der er den Weg nicht gewußt, und endlich irregegangen sey. Das Ziel ängstigte ihn gar nicht. In seinen letzten Jahren fühlte er viel lebhafter, was ihn damals gar nicht beunruhigte: seiner Eltern Sorge, die vielen Hoffnungen, die mit ihm zerfielen. Mit seinen Kräften kehrte auch das Umschauen nach einem Lebenszwecke zurück, und in diese Zeit fällt die Bekanntschaft mit Georg Forsters Fa-

mille. Sie hatte ihre Entstehung schon einige Monate früher gehabt. Huber schildert so wahr und offen, wie er die Gabe nicht habe, sich anzuschmiegen. So war er damals; anschmiegen lernte er sich auch nie, aber sein ganzes Wesen gewann einen Ausdruck von Güte, Wohlwollen, stiller Festigkeit, die ihm späterhin alle Herzen gewann. Forster und seine Frau wurden durch Hubers Eigenheiten nicht angezogen; die Bekanntschaft machte sich langsam, ja von Forsters Seite gewann sie vielmehr durch die Anerkennung Fuß, daß dieser junge Mann in seinem unthätigen schwankenden Sehnen nach einer Bestimmung seiner Kräfte, zu Grunde gienge. Litterarisches Interesse führte sie endlich näher. Forster, dessen unendlich vielseitiger Geist es seinem vortreflichen Herzen so leicht machte, jeden zu verstehen, in eines jeden Ton einzugehen, nahm an Hubers Ideen-Gang Antheil. In dieser Gesellschaft fand er nun, was er bedurfte, um seinem Charakter Festigkeit zu geben: strenge Züge kleinlicher Gewohnheiten, gesellschaftlicher Nachlässigkeit, Aufforderung zur Thätigkeit, vielseitige Ansicht des Menschen und der Dinge, und in Forstern den Schatz der gediegensten Kenntnisse, bei der größten Zierlichkeit des Welt-

manns. Huber arbeitete jetzt von neuem an seinem heimlichen Gericht, welches er stückweise Forstern vorlas. Er nützte dessen Bemerkungen und Tadel, er fieng seine Juliane an, und die Debatten über die Anlage des Stückes und die Ausführung bis zur Hälfte, gaben den Stoff zu den angenehmsten Unterhaltungen in den Stunden, welche der Gesellschaft gewidmet waren, und nie auf andre Zeiten des Tags verlegt wurden. Forster beobachtete bald, daß diese dramatische Arbeit nicht der eigentliche Beruf seines Freundes sey, er fand einerseits, daß seine Laufbahn mehr Reichthum von Geschichtekenntnissen, und sein Geist mehr Vielseitigkeit bedürfe. Ihm lagen Erdbeschreibungen und Völkerkunde am nächsten; mit der Herzlichkeit, mit der er sein ganzes Leben verlebte, die keinen Eigennutz kannte, keinen Vorzug an sich reißen wollte, beredete seinen jüngern Freund, sich in Uebersetzungen von Reisebeschreibungen zu versuchen. Forsters Zureden und seiner Frau beissender Spott über seine Unthätigkeit, vermochten Hubern endlich, sich an die Uebersetzung von Dupaty Reise in Italien zu machen. Forster übernahm den einen Theil, und Huber den andern. Dieser Arbeit gedachte Huber noch oft mit Vergnügen. Die beiden

Männer waren über die Hauptbedingung einer Ueberſetzung gar nicht einig. Forſter wollte aus einem ſchönen franzöſiſchen Buch ein ſchönes deutſches machen, und Huber war überzeugt: man müſſe an dem deutſchen Buche abnehmen können, wie der franzöſiſche Text gelautet habe. Hubern nützte dieſe Arbeit ungemein. Forſter half ihm ſeine deutſche Sprache ausbilden, er zwang ihn zur Analyſe ſeiner Vorliebe für den poetiſch-tragiſchen Ausdruck, der bis jetzt bei ihm das Uebergewicht hatte. Er führte ihn zu einer praktiſchen Anſicht des Wiſſens an, und theilte ihm Achtung und Theilnahme für die Kenntniſſe mit, die er in ſo ſeltner vielumfaſſender Anzahl beſaß. Huber gieng nur auf fremde Anregung in alle dieſe Ideen ein, aber, einmal aufgefaßt, ſah er ſie mit Klarheit, und mit Originalität des Geſichtspunktes an. Nächſt dem Dapaty übertrug ihm ſein Freund das Tagebuch eines Engländers Lediard, welcher in dem Innern von Afrika gereiet war. Huber war der engliſchen Sprache ſehr mächtig; aber die Gegenſtände, die Lediard behandelte, waren ihm ſo fremd, daß dieſe Ueberſetzung für ihn eine Lehrſtunde für Sprache und Dinge wurde. Forſters Art, die Menſchen zu behandeln, die nie ver-

läugnete Anspruchslosigkeit seines Wesens, benahm seinen Zurechtweisungen alles Erbitternde, und oft waren die Fehlgriffe, die Huber beging, eine Quelle von ausgelassenem Gelächter. So erzählte der Herausgeber dieses Tagebuchs: Lediard habe sich in Kairo oder einer andern Stadt in Egypten unpaß befunden, und eine Dosis „tartarus emetic." genommen, welcher den Tod nach sich gezogen hätte. Vielleicht hatte er wohl einmal des Brechweinsteins als eines Arzneimittels, erwähnen hören; aber in der Verbindung, wo er es jetzt fand, suchte er durchaus den Sinn in andern — den Reisen seines Autors analogen Ideen. Da Lediard in Egypten starb, mußte seine Arzney auch aus einem fernen Lande kommen, da nun die Tartaren viel Pferde haben, und man im gemeinen Leben von einem zu heftigen Mittel sagt; ein Pferdmittel, so fand er sehr vernünftig, daß Lediard an einem „tartarischen Brechmittel" gestorben sey. Die Ueberlegung, mit welcher er diesen Irrthum beging, charakterisirt ihn in manchen Handlungen des täglichen Lebens, wo er, mit einer oft rührenden Einfalt, die wunderbarsten Ungeschicktheiten beging, bei denen er oft recht feinbinirte Berechnungen vorangeschickt hatte. Seine un-

glaubliche Unkunde in allen mechanischen Fertigkeiten trug zu solchen Mißgriffen sehr bei; damals nahm sie ihm für viele Dinge alles Interesse; späterhin, wie er immer mehr und mehr sich an die Menschen und ihr Treiben knüpfte, und sein immer liebender werdendes Herz in Allem Beziehungen auf der Menschen Wohl und Wehe fand, konnte er mit sonderbarer Aufmerksamkeit den kleinen Gewerben folgen, und die Menschen der untern Stände waren ihm doppelt ehrwürdig, weil die Quelle ihrer Tugenden allein in den Gefühlen liegt, welche die Natur ihnen verleiht, und sie nie den Genuß der moralischen Wollust kennen, welche Ausbildung uns schenkt.

Nach diesen beiden Uebungen unternahm er die Uebersetzung von Duclos mémoires du siècle de Louis XV. Diese Arbeit hat wahrscheinlich sehr viel Einfluß auf seine politische Denkart gehabt, und ihn auf seine nachmaligen Beschäftigungen vorbereitet. Eben so schwer, wie es war, Hubern zu einem Unternehmen irgend einer Art zu bringen, eben so eifrig und ergründend trieb er ein Geschäft, das er einmal unternommen hatte. Diese Uebersetzung des Duclos veranlaßte ihn zu einer unglaublichen Menge

Lektüren, die er theils allein vornahm, die aber auch zum Theil gesellschaftlich betrieben wurden. Forster, und er studierten sich in den Geist der französischen Geschichte, besonders der letzten Jahrhunderte, ein. Von den Zeiten der Ligue an durchgrübelten sie dieses bunte Gewirr mit stetem Rückblick auf die jetzt unter ihren Augen hervorgehenden Resultate, und so spannen sich die Fäden, welche ihre Begriffe modificirten, in den vergangnen Jahrhunderten an, und jeder neue Augenblick war gleichsam nur die erfüllte Prophezeihung des längst verflossenen.

Forster beschäftigte sich mit der unvollkommen erschienenen Broschüre: „Erinnerungen aus dem Jahre 1790, in historischen Gemählden.“ Nach dem ersten Plane sollten diese Aufsätze in der Gestalt eines Taschenbuchs erscheinen. Ich erinnre mich nicht mehr, was für Umstände ihn verhinderten, diesen Plan auszuführen. Die Arbeit vereinigte die Lektüren und die Gegenstände der Betrachtungen beider Männer, und reifte, gegenseitig durch ihren individuellen Charakter und Lage verschieden gemischt, ihre Denkungsart. Huber arbeitete auch die beiden Aufsätze aus, welche in Schillers historischem Kalender vom Jahr 1792 erschienen: die Charaktere des Kardinal von

Acht und des Churfürsten Maximilian von Baiern. Auch diese Beschäftigung veranlaßte sie, der Ursachen zu den Begebenheiten der laufenden Zeit in Frankreich und Deutschland noch mehr zu entdecken.

Erst jetzt fiengen die politischen Begebenheiten in Frankreich an, ihnen Interesse einzuflößen. Erst mit dem Jahre 1790 wurden die Zeitungen eine mit Ordnung getriebene Beschäftigung. Noch ein zufälliger Umstand trug zu der Mischung in der Denkart und Ansicht der beiden Freunde bei. Forsters hatten einen jungen Engländer zu sich genommen, der in der Absicht, die deutsche Philosophie in ihrer Ursprache zu studieren, nach Deutschland kam. Er war ein naher Verwandter von einem der Häupter der damaligen Oppositen. Ein Jüngling, so edel, so einfach, daß jede Tugend bei ihm Instinkt schien, und so stolsch bescheiden, daß er jede schöne Handlung wie den Sieg der Selbstüberwindung behandelte, und sich also selbst nie gut genug schien. Oft wiederholten sich seine Freunde, die ihn mit elterlicher Zärtlichkeit liebten, die Worte Shakespears, wenn er seinem schrecklichen Richard von seinem holden Schlachtopfer sagen läßt:

„So yung, so wise, they do never live long."

Aber Dank der Vorsehung, sie strafte diese Pro-

phezeihung Lügen. Der Jüngling reifte zum Mann, lebt jetzt ungenannt von öffentlichen Partheien mit dem bessern Theil seines Volkes, und begnügt sich, ein guter Mensch zu seyn, so lange ihn die Umstände verhindern, in seinem Sinn als guter Bürger zu handeln. Die tägliche Gesellschaft dieses Jünglings verband die englischen Angelegenheiten mit der Theilnahme an den Begebenheiten des festen Landes. Sein Patriotismus mäßigte manche Ansicht, die Kenntnisse mancher Individualität, und manches Individuums, die er durch seinen Stand, und seine Erziehung besaß, bestimmten oft manchen Gesichtspunkt, und die Schonung, welche man für den geliebten und geschätzten jungen Freund hatte, flößte bei allen Streitigkeiten Billigkeit und Rücksicht ein.

Die Ausgewanderten fiengen jetzt immer mehr und mehr an, die Stadt und Gegend von Maynz zu füllen. Huber speißte in einem der ersten Gasthöfe, und traf dort täglich mit Franzosen jedes Alters und Standes zusammen. Die Vollkommenheit, in welcher er ihre Sprache redete, etwas unverkennbar französisches in der Wendung seines Geistes, besonders bei Scherz und Lustigkeit, mußte seine Unterhaltung diesen Ausländern sehr angenehm machen. Unter ih-

nen lernte er die Sanftheit, die Fassung, die Mäßigung, mit welcher er nachher immer jede fremde Meinung, auch die unvernünftigste, anhörte. Er lernte hier die Menschen von dem Partheigänger trennen, und gleichsam den innern Geist ihrer Sprache verstehen, so, daß er Aeußerungen, Nachrichten, Berichte, welche oft ganz das Gegentheil der Wahrheit zu enthalten schienen, richtig erklärte, weil er ihre Art von Ansicht und Ausdruck praktisch hatte würken sehen. Außerdem fanden sich unter diesen Menschen so viele Einzelne, welche in jeder Lage allgemeine Achtung und Theilnahme erworben hätten, die aber in der ihren ein würklich tragisches Interesse einflößten. Ganze Familien, welche mit der sichern Erwartung, sich nur auf Wochen zu entfernen, immer mehr den Rückzug versperrt sahen, und von jedem Augenblicke den letzten ihrer Verlegenheit erwartend, bis auf ihr letztes Hülfsmittel entblößt, das nackte Elend an die Pforte klopfen hörten; bald zuversichtlich erwartend: heute endet dieser Zustand, morgen verzweifelnd, weil nun mit dem nächsten Tag ihre Mittel erschöpft waren, und sie keine vorbereitet hatten, und sich keine mehr erlangen ließen. Diese Menschen lebten dennoch in der unbegreiflich-unerschütterlichen Ueber-

zeugung, daß sie nur Opfer des Augenblicks werden könnten. Huber und Forster waren überzeugt, daß die Welle der Zeit, die jetzt über sie eindrang, sie und ihr Geschlecht verschlingen müsse, und mit wehmüthiger Weichheit ehrten sie die ewig wiederholte, oft trotzig ausgedrückte Aeußerung ihres Irrthums. Und in diesen Menschen würkte dennoch die schöne Allmacht der Güte. Einige wendeten sich in der letzten Noth des letzten Augenblicks um Rath und Beistand an Huber und Forster, an Forster, den sie für ihren erklärten Gegner kannten. Noch als Speyer schon angegriffen war, beschwor er eine würdige Familie, die neben ihm wohnte, sich der Gefahr zu entziehen. Bald mit trotzigem Unglauben, bald mit bangem Blick auf seine bleiche Gemahlinn, seine fröhlichen Knaben, wiederholte der hitzige Breton zehnmal des Tages dieselbe Berathschlagung, ob diese Handvoll Gesindel es würklich wagen könne, vorzudringen? Endlich reiste er ab. Im Rheingau überfielen seine blühenden Knaben bösartige Kinderblattern; die unglückliche Mutter, welche täglich an den Altären ihrer Kirche mit Thränen gebetet hatte, betete nun auf einem Leiterwagen, mit Stroh gebettet, neben ihren sterbenden Kindern; so sah sie ein

Augenzeuge durch ein Städtchen im Limpurgischen fahren, und ob die Wogen sie verschlangen, oder ob ihr müder Fuß noch eine Zuflucht erreichte, lernten ihre innig mitleidenden Bekannten nie. So nah' am Schauplatze der Begebenheiten nimmt der Partheygeist selbst nie den starren, herzlosen, unmenschlich-spekulirenden Charakter an, den er fern von der würklichen Ansicht der Dinge, der Gefahr und des Handelns, bei sicher verschlossenen Thüren, auf dem weichen Sopha, oder hinter dem bestäubten Schreibtische gewinnt. Nicht unter Franzosen, nicht unter Emigrirten, selbst nicht unter den Demokraten der Convention fand ich willkührliches, herzloses, politisches Gift. Außer dem Augenblicke der Leidenschaft waren sie noch Menschen, und gute Gesellschafter, jene, in Sicherheit durch Lage und Entfernung, kannten keine Leidenschaft, nur eine kalte, schwere, verachtende Berechnung ihrer kurzsichtigen Weisheit.

So lernte Huber damals die Partheyen kennen, und so würkten sie also auf seine Denkungsart, die mit den Pflichten seines Berufs nie im Widerspruche stand. Schon im zweiten Jahre seines Aufenthalts in Maynz ward sein Chef zurückberufen, und ihm das Geschäft der Gesandtschaft allein übertragen. Sein

Posten war durch die Zeitumstände sehr interessant, und sein Hof fortdauernd mit seinen Bemühungen zufrieden. Seinen ersten Beschützer, den Mann, welchem er sein Glück zu verdanken hatte, verlor er im Jahre 1790; aber auch sein Nachfolger, der, so viel ich weiß, noch an der Spitze der auswärtigen Geschäfte ist, bezeugte ihm seine Zufriedenheit mit der regelmäßigen Führung seiner Correspondenz. Forster und er lebten in der sonderbarsten Sorglosigkeit in Absicht des Einflusses, den die öffentlichen Begebenheiten auch endlich auf sie haben könnten. Sie berechneten ihre Würkung auf künftige Geschlechter, auf Völker und Länder, und daß die allgemeine Umwälzung endlich auch sie ergreifen würde, wurde nie unter ihnen berührt. Hubers Lage war leicht abzusehen. Er diente einem entfernten Fürsten; zu dem gieng er zurück; die Revolution, der Krieg, konnte in seiner Laufbahn keine große Veränderung hervorbringen. Allein, wenn das Feuer, welches über Frankreichs Gränzen herausschlug, Deutschland ergriffe, nach Mainz sich verbreitete? — was war dann Forsters und der Seinigen Schicksal? Diese Frage fiel niemanden ein. Der Krieg brach aus, die französischen Truppen nahmen Speyer und Worms in Besitz, und Hu-

der verließ mit allen übrigen Personen der fremden Gesandtschaften die Stadt, um in Frankfurt die weitren Verfügungen seines Hofes abzuwarten, und den Fortgang der Begebenheiten zu beobachten. Von der Stimmung, die jetzt im Innern von drei Menschen herrschte, welche schon lange für das Leben verbunden waren, wär' es sehr schwer, ein deutliches Bild zu entwerfen. Es war eine kindische, aber schöne Spannung für das, was ihnen als das schönste Glück der Menschheit vorkam, was sie weit entfernt waren für unentstellt von Menschenwahne zu halten, dessen schreckliche Seiten sie schmerzlich fühlten, dem sie aber selbst, Opfer zu bringen, bereit waren, um sein endliches Resultat, das ihnen unausbleiblich schien, zu befördern. Diese Begriffe hatten mit Hubers Dienst-Pflicht nie etwas zu thun; sie giengen Frankreich allein an, und wenn sie dort bestätigt wurden, theilten sie ihre glücklichen Folgen ohne Schrecken in den Gegenden am ersten mit, wo ein gütiger Fürst schon lange Vater seines Volks war. Bei Hubers erstem Abschiede schwebte ihm also noch keine Ahnung der Zerstörung vor, die bald das Schicksal seiner geliebtesten Freunde treffen sollte. Bei Forster war noch alles spekulati-

ves Raisonnement; seine Frau war von der Neuheit der Auftritte gespannt, und berechnete nur den nächsten Tag und seine Wirkung auf andere, nie auf sich. Einige Wochen verflossen, die französischen Truppen rückten keinen Schritt weiter; Forster schrieb täglich seinem Freunde nach Frankfurt, und lag ihm an, da sein Hof gar nichts von sich hören ließe, und er keine Gefahr sähe, seinen öffentlichen Charakter zu compromittiren, doch wieder nach Maynz zurückzukehren. Huber stand lange an. Da aber sein Aufenthalt in Frankfurt kostbar, und ganz ohne Nutzen war, da er in Maynz viel mehr Gelegenheit hatte, seinem Hofe Nachrichten zu verschaffen, folgte er den Bitten seines Freundes, dem Drange seines Herzens, und kam in den ersten Tagen des Oktobers wieder nach Maynz zurück. — Um ihn seine Ansicht der Sachen selbst ausdrücken zu lassen, sollen hier mehrere Fragmente aus seinen eigenen Briefen folgen. Ueberhaupt muß ich hier mehreres handschriftlich anführen, das für das größere Publikum vielleicht durch zwölf verflossene Jahre an Interesse verlor. Die Schilderung von Hubers Charakter erfordert aber diese Weitläufigkeit. Seine Handlungsweise als Geschäftsmann wurde damals durch Par-

theysucht

theyſucht und Privatleidenſchaft beurtheilt und entſtellt, nachher über wichtigere Gegenſtände vergeſſen, ohne aufgeklärt zu werden. Wer ſelbſt in der Welt lebte, und ſie mit Nachdenken beobachtete, wird auch noch jetzt gern das ewig wiederholte Schauſpiel in einer andern Schattirung dargeſtellt ſehen. — Er ſchrieb einige Tage nach ſeiner Rückkehr von Frankfurt nach Maynz folgendergeſtalt an ſeine Eltern:

Maynz, den 20 Nov. 1792.
(Aus dem Franzöſiſchen.)

„Noch habe ich keine Nachricht weder von Ihnen, noch von irgend wem aus Sachſen. Dieſes Stillſchweigen könnte mich beunruhigen ꝛc.“

„Was ich Ihnen von mir neues ſagen könnte, iſt nicht von der Art, daß es ſich ſchreiben ließe. Ich danke mich für ſehr glücklich, Zeuge dieſer erſten Erſcheinung der Freiheit in Deutſchland zu ſeyn, und der Wirkung, die ſie auf eine von den Franzoſen ſo verſchiedene Nation macht. Ich ſehe alle Leidenſchaften, allen Eigennutz, alle Ränke, die ſeit der Revolution in Frankreich thätig waren, hier zu Lande nun auch im Kleinen wirken, und dieſes Schauſpiel giebt mir von der Vergangenheit viel richtigere Begriffe. Sobald man ſich nur an die Stelle eines jeden ver-

seht, wird es sehr schwer, irgend jemand in einer Lage, wo alle moralische Begriffe sich verwirren, zu verdammen ....."

„Ich hoffe, meine Rückkehr nach Maynz wird mir endlich die schon seit dem 21sten Oktober (den Tag, wo Maynz besetzt ward, und meine Staffette mit dieser Nachricht nach Dresden abgieng) sehnlich gewünschte Depesche bringen. Erhalte ich dennoch keine Nachricht, so wage ich es, um Urlaub zu bitten; denn ich bin in diesem Orte in keiner Rücksicht an meinem Platze. Für meine eigene Genugthuung habe ich nun genug gesehen, und die gänzliche Unthätigkeit, welche mir meine Pflicht auflegt, ist zu wenig natürlich, als daß ich mir es nicht selber schuldig wäre, dieser Lage ein Ende zu machen. Würde es Ihnen unlieb seyn, mich zu sehen? denn ich werde durchaus nur um Erlaubniß zu einer Reise nach Sachsen bitten, wenn man mir sie nicht ohnehin befiehlt. — ...."

„Ich sehe voraus, daß der Streit der Meinungen zu heftig werden wird, um ohne Feigheit neutral bleiben zu können ....."

Diese Rückkehr nach Maynz legten ihm seine wohlmeinenden Bekannten in Sachsen zu jener Zeit

zu einem Verbrechen aus, das an Hochverrath gränzte. Seinem Hofe mißfiels, und einige Tage nach dem 20sten Oktober erhielt er Befehl, nach Frankfurt zurückzugehen. Er hatte negativ gefehlt. Von Maynz mußte er fort in dem Augenblick allgemeinen Flüchtens, wo kein fremder Gesandter blieb; allein seit er in Frankfurt war, hatte er keine Weisung von seinen Obern, und glaubte also, daß er nun auch willkührlich nach Maynz zurückkehren könnte. Gewiß irrte er; der Verweis, den er erhielt, hatte aber keine Folgen, und er fuhr fort, seinen Geschäften mit Sorgfalt vorzustehen. War es aber ein Versehen, daß er nach Maynz gieng, so waren seine Ankläger wenigstens sehr betrogen, wenn sie es seinen revolutionären Grundsätzen zuschrieben.

Die Art, wie Maynz von den Franzosen besetzt wurde, ist bekannt, und bedarf hier keiner Erörterung. Es waren Tage der höchsten Spannung, in welchen das persönliche Schicksal für edle Menschen ganz verschwindet. Die Unerfahrenheit über Kriegsvorfälle machte diesen Augenblick durch Exaltation sehr schön. Forsters Frau hatte keinen Begriff von dem Grade der Gefahr; sie nahm ihn nur nach den Maasregeln ab, welche genommen wurden, und ihre

Freunde brauchten sie nicht zu beruhigen, denn sie hatte Muth, weil sie die Pflicht fühlte, einem geehrten Mann und geliebten Kindern zur Stütze zu dienen. Unter dem Gewirre eines größern Zirkels, der sich um sie versammelte, bestand ein stilleres, innigeres Theilnehmen zwischen Forster, Huber, seinem englischen Pflegsohn und ihr. So rüstete man sich, das Bombardement zu ertragen, das der Commandant ankündigen ließ. In solchen Momenten tritt jeder selbstsüchtige Begriff zurück, jedes störende Gefühl schwindet, der edle Mensch steht nah, und ohne Zweifel und Mißtrauen neben dem edlen Menschen, und fühlt sich in dieser Vereinigung stark genug, dem Schrecklichsten zu trotzen.

Die tragische Erwartung endigte schnell, und machte allen bunten Auftritten des Einmarsches jenes lustigen zerlumpten Haufens Platz. Es geschah so gar keine Gewaltthätigkeit, es war so gar nichts imposantes, es gieng alles so komisch nachläßig her, daß kein Theil wußte, woran er war. Die zum Schreyen den Mund aufgesperrt hatten, sahen dumm aus, und mußten ihn langsam wieder schließen. Die sich auf erhabne Freiheits-Auftritte gefreut hatten, sahen auch dumm aus, und wußten nicht mehr, an

wen ſie ſich halten ſollten. Forſter und Huber hatten weder das eine noch das andere gethan; ſie waren leichtſinnig genug, um ungeheuer viel zu lachen, und das Lachen ſelbſt, und das Betragen der drolligen Freiheits-Soldaten konnte auch einem billigen Zuſchauer unmöglich Unwillen oder Haß gegen ihr Volk und ihre Sache einflößen.

Sobald Huber den Befehl ſeines Hofes hatte, verließ er Maynz zum zweitenmal, und jetzt mit weniger leichtem Herzen über ſeiner Freunde Schickſal. Die Abſicht einer Parthey, Maynz zu revolutioniren, ward nun deutlich, und Umſtände, die Hubers Geſchichte fremd ſind, zogen Forſtern zu jener Parthey hin. Huber zitterte vor dieſem Schritte, deſſen Folgen, eben weil ſie nicht zu berechnen waren, fürchterlich drohten. Er wendete, ſo lange er bei ihm war, mündlich und dann ſchriftlich alle Gründe an, den edeln Mann zu einem Entſchluſſe zu bewegen, der ihn ſchnell von Maynz hinweggeriſſen hätte. Aber das Schickſal würkte mit dunkler Gewalt; ſeine nächſten Verwandten boten den Fremden, die ihn retten wollten, keine Hand; die Umſtände drängten ihn, und Deutſchland verlor den Mann, den es noch ſtolz iſt, einſt beſeſſen zu haben....

Noch einmal traf Forſter mit Huber in Höchſt zuſammen, und damals waren die Dinge in Mayntz ſchon ſo verändert, daß Huber endlich mit einer Bewegung, in der er die ganze Zukunft dunkel zu ahnen ſchien, nach einigen Stunden von ernſtem Geſpräch Forſtern mit der Gewißheit verließ, er ſey nun auf immer von Deutſchland geſchieden.

Drei Tage darauf erfolgte die Einnahme von Frankfurt durch die Heſſen. Man verſetze ſich hier einen Augenblick in ſeine Seele, um einigermaßen zu empfinden, was dieſe Begebenheit auf ihn würken mußte. Gegen die Geſchichte der Revolution, und des ganzen Kriegs war es ein ſehr nichtsbedeutender Auftritt; man ſah deren in der Mitte friedlicher Unterhandlungen ſpäterhin ganz andere vorfallen, die dennoch ſo bald vergeſſen wurden, daß ihre Augenzeugen ſelbſt nie erfuhren, vor wem ſie ſchaudern ſollten? Für Hubern war es aber das erſte Blut, das er vergießen ſah, und die Art, wie es floß, rief nicht zur beſeelenden Spannung des Kampfes auf; ſie ſah dem Morde ſo ähnlich, daß ſie jeden urtheilnehmenden Zeugen mit Grauſen erfüllte. Die Begebenheit dieſes Tages mußte die Parthey in Mayntz, welche der Sache der Franzoſen ergeben war,

durch Nothwendigkeit und Ehre an ſie feſſeln, und Huber ſah doch in der Geſchichte dieſes Tages ſelbſt, wie wenig dieſe Parthey von den fränkiſchen Heerführern zu hoffen, wie viel ſie von der Maſſe des Volkes zu fürchten hätte. Alles, was in den nächſten Tagen erfolgte, die tauſend kleinen Details, die unter ſeinen Augen ſtatt hatten, die tägliche Geſellſchaft vieler Offiziere der coaliſirten Armeen ſelbſt, alles mußte ihm die Anſicht der Dinge deutlicher und ſchmerzhafter machen. Jeder Unbefangene verſetze ſich in jene Zeiten, deren nähere Erwähnung weder meinem Gegenſtand noch meiner Feder angehört; aber es muß ihm klar werden, wie ſie in Hubers Gemüthe die Nothwendigkeit entwickelten, von dieſem Schauplatz abzutreten. Er verehrte ſeinen Fürſten und ſeine Pflicht; was vor ſeinen Augen vorgieng, war das Bruchſtück eines Ganzen, das er zu beurtheilen nicht beauftragt war, und dennoch ſchien ſeine Anſicht, der treu zu bleiben ihn Ehre und Gewiſſen verband, Urtheil über das Ganze zu ſeyn. Folgende Bruchſtücke aus zwei Briefen an ſeine Eltern ſchildern ihn deutlicher, als meine Feder, ſie mögen erzählen:

Frankfurt, den 5 December 1792.

„Ich schreibe Ihnen mit einem Herzen, das unauslöschbares Entsetzen erfüllt. Die Zeitungen werden Ihnen den Vorgang des 21ten Decembers gemeldet haben....."

„Gott weiß, was in Mayn; vorgehen mag! Mein Verkehr dorthin ist unterbrochen, und meine Freunde sind dort! Forster ist von der Nothwendigkeit gezwungen worden, sich seinen Grundsätzen gemäß zu erklären. Wird die Stadt belagert, so nöthigt ihn die Ehre, auf seinem Posten zu bleiben. Ich weiß nicht, ob er Weib und Kinder in Sicherheit brachte. Hat der Schwindelgeist die französischen Generäle ergriffen, so sind Männer von festem Geiste, die keinen Fußbreit weichen, sobald ihre Ehre auf dem Spiel steht, Männer, wie Forster einer ist, in der größten Gefahr. Meine Seele hat keinen ruhigen Augenblick....."

„Die Gegenwart drückt mich nieder; allein ich will sie ertragen. Die Zukunft ist in meinem Gemüthe fest beschlossen, und ich werde für sie kein Opfer achten!....."

„Leben Sie wohl! ich umarme Sie von ganzer Seele, und in meinem ganzen Schmerz."

Frankfurt, den 12 December.

„Denken Sie nicht, meine guten, meine redlichen Eltern, daß meine Plane irgend etwas enthalten möchten, das Sie betrüben kann. Lesen Sie, ich bitte Sie, den Brief wieder, auf den Sie mir durch den Ihrigen vom 30sten antworteten (wahrscheinlich der vorige Brief vom 20sten Nov.) Er enthielt mein Glaubensbekenntniß, und wenn etwas in ihm stand, das Ihre Aufmerksamkeit aufregte, enthielt er doch gewiß auch alles, was Sie beruhigen kann. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre und Ihrer Ruhe, meine Plane sind in meinem Innern verschlossen, und ich habe mir keine Verbindung, keine Handlung vorzuwerfen, die mir bei den Nächsten, die mir mein Posten noch auflegt, die geringste Unruhe machen könnten. Das ist doch der Hauptpunkt? und nicht wahr, Sie hatten doch nur diese Furcht?"

„Ich kehrte nach Mayaz zurück, um den Befehl, nicht dort zu seyn, zu erhalten. Er ist mir gegeben, und ich bin hier. Man überließ alles zu sehr, und zu wenig, meinem eigenen Verfügen, ich konnte in meinen eigenen Geschäften nichts beschließen, und bin jetzt viel sicherer in dieser Rücksicht. Wenn mich die Kriegsvorfälle hier nicht forttreiben, so erwarte ich

den Frühling, und erſt alsdann denke ich um Urlaub anzuhalten. O wie viel habe ich Ihnen dann zu ſagen, wie viel Ihnen zu erklären, das Sie jetzt nur errathen können; wie gern werde ich Sie in meiner Seele leſen laſſen! Dieſes iſt eine Zeit der Prüfung, mein Herz leidet die Folter, — aber mein Geiſt findet dabei ſeinen Genius."

„Königſtein wird belagert..... Man hat geſchworen, Mayna niederzubrennen; dennoch ſcheinen die Franzoſen entſchloſſen, es zu behaupten. Forſter hat ich endlich beſtimmt, ſeine Familie nach Frankreich hinzuſchicken. Seine Unentſchloſſenheit über dieſen Punkt war meine peinlichſte Sorge. Er bleibt, ſo lange ſein neues Vaterland ſeiner bedarf, auf ſeinem Poſten. Leben Sie wohl, ich umarme Sie von ganzer Seele."

Frankfurt, den 30 December 1792.

„Ihr Brief vom 20ſten iſt mir ſicher zu Händen gekommen. Ich war auf dem Punkte, wo ein Entſchluß durchaus nothwendig ward, und Sie haben, ohne es zu wollen, zu dem, welchen ich genommen habe, viel beigetragen.

„Ihre Nachrichten von Dresden müſſen Sie nicht ſo ſehr beunruhigen; der Grund davon iſt vielleicht

wahr; aber die Herzensgüte, welche den Menſchen ſo natürlich iſt, hat ſie ausſchließlich aufgenommen. Ich glaube nicht, daß man ſage: ich ſchreibe nicht oft genug, oder ich vernachläßige meine Geſchäfte; denn mein diplomatiſches Betragen iſt noch gerade ſo, wie es ſeit drei Jahren geweſen iſt. Ich ſchreibe regelmäßig, und erfülle gewiſſenhaft die wenigen Geſchäfte, die man mir aufträgt. Man hat ſogar ganz kürzlich noch ein Beiſpiel davon. Dieſer Artikel iſt alſo von der Erfindung der elektriſchen Seelen. Eben ſo wenig ſagt man da, wo man das Recht hat, es zu ſagen, daß ich bei der Einnahme von Frankfurt nicht gegenwärtig geweſen ſey, denn man hat Depeſchen von mir, vom Sonnabend d. 18ten Decbr. und vom Dienſtag d. 21ſten, welches die beiden Poſttage unmittelbar vor und nach der Einnahme waren. Auch hierin iſt alle mögliche Gefälligkeit. Allein ich glaube, man iſt nicht befriedigt, daß ich in der Mitte Novembers in Mainz war, und hierin war eine Unverſchämtheit (ſein Ungefähr, denn meine Inſtructionen waren ſo ſchwankend, daß ſie mir, was man auch ſagen mag, das Recht dazu ließen.) Auch glaube ich, daß meine Verbindungen mit Perſien bekannt, und gutgeheißen ſind. Was dieſen letzten Artikel

anbetrift, ſo habe ich geſtern darüber ausführlich an den Herrn G. v. ** und Herrn von ** geſchrieben. Das Sprichwort ſagt: „wer ſich vertheidigt, klagt ſich an," das iſt aber hier nicht der Fall; denn ich hatte eine überwiegende Urſache, allen Anſchuldigungen und dem Verdachte, wie er auch immer heiſſen mochte, entgegenzugehen. Der Schritt war nothwendig, und die Urſache dazu ſollen Sie nächſtens erfahren. Was die Art betrift, wie ich ihn gemacht habe, ſo glauben Sie, meine guten Eltern, ſie ward durch Ihren Brief und durch die einzige Ueberzeugung von dem motivirt, was ich der Ehre, der Dankbarkeit, der Treue, der Ehrfurcht ſchuldig bin, die kein Fürſt in ſo hohem Grade, als der unſre, verdient; ſie ward durch die Rückſichten motivirt, die mir Ihre Ruhe, meine guten Eltern, gebieten. Ich habe keine Zeile in einem andern, als dieſem, Sinne geſchrieben. Ich habe Erlaubniß gefordert, (und das mußte ich) dieſen Ort zu verlaſſen. Die Entſcheidung über meine künftige Beſtimmung kommt dem Herrn zu; für die Zwiſchenzeit habe ich zwei Wege vorgeſchlagen, entweder mich nach Sachſen zurückzurufen, oder mich zu einem Aufenthalt in Erfurt zu berechtigen, indem man mich bei dem Herrn Coadjutor accreditirt. Ich

bin von allem, was Sie zu meiner Ehre und zu meinem Herzen sprechen, überzeugt und durchdrungen, ich war es immer — zum Glücke für uns alle — denn jetzt wäre es schon zu spät. — Zu allem übrigen ist dieß nicht der Augenblick, sich zu erklären....“

„Ich umarme Sie von ganzer Seele! ich wünsche, daß das, was ich Ihnen schreibe, Ihnen den Anfang des Jahres einigermaßen erleichtern möge! Ich werde alles anwenden, um es für Sie glücklich, und vom Gefolge vieler andern begleitet zu machen, ich theile meine Wünsche nicht, sie gehören ganz der Mutter, und ganz dem Vater.“

Hier folgt nun ein an den Minister der auswärtigen Geschäfte in Dresden eingesandtes Memoire *). (Aus dem Französischen.)

„Erlauben mir Ew. Exc., mich an Sie zu wenden, um Sr. Churfürstl. Durchlaucht dasjenige vor-

*) Die ehrerbietige Diskretion, welche — leben sie noch, der Charakter, und, sind sie Huber'n schon vorangegangen oder nachgefolgt, das Andenken der, in Seinem Brief genannten, Staatsmänner erheischt, verbietet, ihre Namen auszuschreiben. Jeder einigermaßen unterrichtete Leser wird sie kennen, und sie werden bei jedem Vorfalle, bei dem ihrer erwähnt wird, Ehrerbietung einflößen.

zutragen, was die Furcht, Ihr mißfallen zu haben, und das lebhafteste Verlangen, allem Verdacht vorzubeugen, mir in den gegenwärtigen Umständen einflößt."

„Mit innigem Bedauern habe ich den ganzen Umfang der Unvorsichtigkeit gefühlt, die ich dadurch begieng, daß ich seit der Einnahme von Maynz einige Tage daselbst zugebracht habe. Was mich bei diesem Schritte wenigstens von allem Ungehorsam freisprecht, ist der Irrthum, in den ich in Rücksicht der Anwendung fiel, welche ich von der Instruktion machte, die mir Ew. Exc. vom 10. Oktober zukommen zu lassen geruhten. Würklich befand sich die holländische Gesandtschaft damals noch in Maynz, und Frankfurt war von den Franzosen besetzt. Da ich nun den Sinn der Instruktion falsch gefaßt hatte, ließ ich mich von ökonomischen Rücksichten verleiten, indem mein Aufenthalt in Maynz, wo ich seit so langer Zeit gewohnt hatte, viel weniger kostbar war, als meine Lebensart in Frankfurt, deren Unsicherheit mir nicht erlaubte, sichere Einrichtungen zu treffen. Dennoch behielt ich mir während dieser letzten Anwesenheit in Maynz eine Zuflucht in Frankfurt, deren Nothwendigkeit ich fühlte, immer offen. Sogleich nach Empfang von Ew.

Exc. Befehlen vom Datum des 13. Nov. bin ich nach Frankfurt zurückgekehrt, habe es nie mehr verlaſſen, und bin fortgefahren, meine Berichte über die laufenden Vorfälle einzuſenden. Allein einige Beobachtungen, die ich zu machen Gelegenheit hatte, veranlaßten mich zu der Furcht, daß einige meiner alten Verbindungen in Maynz in dem gegenwärtigen Augenblicke Verdacht gegen mich erregt hätten. Ich wartete dem Herrn Marquis von *** auf, und gab ihm alle Erläuterung, zu welcher das Geſpräch Gelegenheit darbot. Mit ſeiner gewöhnlichen Güte machte mich dieſer Herr aus eigner Anregung mit den Folgen bekannt, welche die Lage gegen Maynz in Rückſicht auf mich mit ſich brächte, und ſtellte mir mit allem dem ihm eignen Wohlwollen vor, daß ich es der Nothwendigkeit einer ſo heftigen Kriſis, als der gegenwärtigen, ſchuldig ſey, ſelbſt die ſchicklichſten Schritte zu thun, um zur Beendigung meines Aufenthalts in Frankfurt autoriſirt zu werden. So ſchmerzlich mir eine Lage auch iſt, in welcher ich es nicht vermeiden kann, daß einige meiner alten Verbindungen in Mayn Verdacht gegen mich erregten, ſo glaube ich doch, meiner Pflicht Genüge zu leiſten, wenn ich die Eröffnungen des Herrn Marquis von *** benütze,

und der Gerechtigkeit und Einsicht Sr. Ch. Durchl. die Erläuterung unterwerfe, die mir mein Gewissen, meine Ehre, welche mit der Ehrfurcht, der Treue und unverletzlichen Dankbarkeit gegen den besten Fürsten so fest verknüpft sind, Ew. Exc. vorzulegen zum Gesetze machen."

„Bis zu den Begebenheiten des Monats Oktober dieses Jahrs, war das sehr genaue Verhältniß, das ich seit vier Jahren mit Herrn Forster zu Mayntz unterhielt, von der unschuldigsten und angenehmsten Art, und das Haus dieses Schriftstellers, welches der Versammlungsort aller Fremden von Geist und Stande war, welche Maynz besuchten, für mich in jeder Rücksicht ein eben so nützlicher als angenehmer Aufenthalt. Bei der Einnahme von Maynz that ich alles, was in meiner Macht stand, um Herrn Forster dahin zu vermögen, daß er diese Stadt verlassen, und durch seine Entfernung den Gefahren, die ich für ihn voraussah, entgehen möchte. Die Gewalt der Umstände schob die Ausführung dieses Reiseplans, zu dem ich ihn bewegen zu müssen glaubte, auf, und riß ihn zu Verbindungen hin, von denen ihn meine Vorstellungen und seine eigne Einsicht eine Zeit lang entfernt gehalten hatten. Welche Entfernung auch zwi-

ſchen dieſen ſeinen neuen Verbindungen, und denen, welche mir heilig zu ſeyn nie aufhörten, ſtatt findet, hatte ich doch nicht die Kraft in mir, eine alte Freundſchaft abzubrechen, da mich außerdem meine häuslichen Verhältniſſe mit ihm, als Eigenthümer des Hauſes, das ich ſeit zwei Jahren bewohnte, ſchon verhindert hätten, alles Verkehr mit ihm aufzugeben. Ich glaubte alſo das, was ich meinem Poſten ſchuldig ſey, mit einer Verbindung vereinigen zu können, in welcher gegenſeitige Diskretion allezeit dafür ſorgte, meine Pflicht nicht ins Gedränge zu bringen."

„Dieſe Verbindung iſt die einzige, welcher der Herr Marquis **** erwähnte; ſie mußte es auch ſeyn, da ich jedes andre Verkehr mit Perſonen, die ſich in einer von Forſters Lage ganz verſchiedenen befanden, indem ihr Betragen unmittelbar vor und nach der Einnahme von Maynz ſehr zweideutig geweſen war, ſorgfältig vermieden, ja ſogar abgebrochen hatte. Was Verbindungen mit eigentlichen Franzoſen betrift, ſo iſt davon niemals nur die Rede geweſen. Aber dieſes alles in Erwägung gezogen, fühl' ich zu lebhaft die Wirkung, welche alle dieſe Umſtände in Rückſicht auf mich hervorbringen muß.

ten, um mich nicht ohne weiteres der Unvorsichtigkeit anzuklagen, und ich bemerke nur noch, daß mein gutes Gewissen, verbunden mit meinem Mangel an Erfahrung, die Quelle davon waren. Welche Entscheidung die Folgen dieser Unvorsichtigkeit auch von Sr. Ch. D. nach sich ziehen, so läßt mich doch die Güte und Billigkeit, die ein so hervorstechender Zug in dem Charakter unsers erhabenen Fürsten sind, nicht zweifeln, daß diese Entscheidung eben so weise, als billig seyn wird. Er wird sich herablassen, die Treue, welche jederzeit die Basis meiner Handlungen war, von den Folgerungen, zu welchen die Umstände bei einigen derselben Gelegenheit gaben, zu trennen, Folgerungen, die bei den Gränzen, welche ich nie überschritten habe, mir allein zum Nachtheil gereichen können."

„Ohne Furcht und innren Vorwurf, mit treuer Unterthänigkeit, aber mit tiefem Schmerz, lege ich also mein Betragen der strengsten Untersuchung vor, die Ew. Exc. über dasselbe ergehen lassen wollen. Ich nehme mir die Freiheit, dieselbe Bitte auch an Se. Exc., den Hrn. Baron v. **** zu richten, da ich nichts lebhafter wünsche, als es von den Einsichten so wohl unterrichteter Minister des verehrungs-

würdigſten Fürſten beleuchtet zu ſehen. Ich wage es, Ew. Exc. unterthänigſt zu bitten, mir die Befehle, welche mir Se. Eh. D. zu geben belieben wird, zukommen zu laſſen. Ich werde mich zu meiner Abreiſe nach Sachſen bereit halten, wenn dieſes der Wille unſers erhabenen Fürſten iſt, und dort von allem, was meinen Aufenthalt in Mainz und Frankfurt betrift, Rechenſchaft ablegen, es ſey denn, daß es Sr. Eh. D. gefiele, mich einige Zeit in Erfurt bei dem Herrn Coadjutor verweilen, und mich von dort aus den miniſteriellen Briefwechſel fortſetzen zu laſſen, mit welchem ich bis daher beauftragt war. Die Gnade, mit welcher mich der Herr Coadjutor ſtets beehrt hat, und die Urſachen, die ich zu haben glaube, daß er von der Art und Unſträflichkeit meiner Verbindungen und meines ganzen Betragens in Mainz vollkommen unterrichtet iſt, hat mich auf dieſen Ausweg verfallen laſſen, und ich habe ſeiner ſogar mit einigem Beifall gegen den Herrn Marquis von *** Erwähnung gethan. Wenn Se. Eh. D. Ihre Einwilligung dazu nicht verſagten, würde daraus abzunehmen ſeyn, daß Sie gütig genug wäre, das Unglück, welches mir in dem Poſten, den ich bekleide, widerfuhr, nur dem Drange der

Umſtände zuzuſchreiben. Doch wage ich es keineswegs, auf dieſem Punkt zu beſtehen, da es mir ſehr wohl bekannt iſt, daß ich mit Stillſchweigen jeden Ihrer Befehle verehren muß.“

Der Brief an den Herrn Baron von ** iſt deutſch, aber ganz in demſelben Sinn abgefaßt, er enthält nur noch eine ſehr beſcheidene und vertrauensvolle Erinnerung, daß der edle und unglückliche Forſter das Glück gehabt hatte, von dem Miniſter perſönlich gekannt und geſchätzt zu ſeyn. Ich bemerke noch, daß es dieſer Baron von ** iſt, deſſen Huber weiter unten mit ſo unendlich dankbarer Rührung erwähnt, und daß der vertrauensvolle Brief auch an ihn gerichtet iſt. Baron ** iſt todt, Huber hat ihn noch beweint, und dieſes giebt mir die Freiheit, ihm hier ein beſcheidnes Opfer der Dankbarkeit und Achtung zu ſetzen. Bei Vielen, die noch leben, oder deren Tod mir unbekannt iſt, ſage ich nur, was nothwendig iſt, weil in dieſem Falle Dank des Todten und ſeiner Hinterlaſſenen wie Schmeicheley ausſehen könnte — und auch dieſe Möglichkeit würde dieſe Blätter entweihen.

Hubers erſte Sorge nach dem ſchickſalsvollen zweiten December war die Lage von Forſter und ſeiner Familie. Den 29ſten Nov. ſprach er in Frankfurt den jungen Engländer, den Pflegſohn ſeiner Freunde. Dieſer edle Jüngling hatte mit Huber vereint alle Thätigkeit angewendet, um Forſter von dem Wege abzuziehen, zu dem ihn das Schickſal durch Umſtände hinriß, die wegen der vielen Menſchen, die dabei intereßirt waren, nie ganz bekannt werden können. Er war im Begriffe, nach Italien zu gehen, wo er nach Willkühr ſeinen Aufenthalt verlängern konnte; denn ſein Vater, der ſeinen Werth kannte, machte ihn, da er nie ſeine Freiheit mißbrauchte, zum Herrn ſeines Willens. Er wendete alle Ueberredung, die ihm ſeine kindliche Liebe für Forſter einflößte, an, um ihn auf dieſer Reiſe zum Begleiter zu haben, den Sturm, der jetzt ſeine bürgerliche Lage zerſtört hatte, austoben zu laſſen, und dann mit ſeinem Rufe und Talenten ſich anderswo anzuſiedeln. Mit rührender Einfalt ſchilderte er ihm die Laſt der Dankbarkeit, die er auf ihn häufte, wenn er ihm Lehrer und Führer ſeyn, wenn er ihm das Glück, Sohnespflicht an ihm zu erfüllen, überlaſſen wollte. Forſter wäre gerettet geweſen. Aber

Forſter hatte Weib und Kinder, und auſser ſeiner Penſion und ſeinen Arbeiten, keine Hülfsquellen, und ſeinem Weib und ſeinen Kindern boten ſich keine wohlthätigen Arme an, wie dieſer edle Fremde ihm öffnete. Der entſcheidende Zeitpunkt, ihn für Deutſchland und die Wiſſenſchaften zu erhalten, ward verſäumt, und jedem Tage die Möglichkeit, die bürgerliche Exiſtenz ſeiner Familie zu ſchützen, unwahrſcheinlicher und hoffnungsloſer. Nach der Einnahme von Frankfurt ſchien alles einen nahen Sturm für Maynz zu drohen. Die Rolle, die Forſter nun dort übernommen hatte, machte es nothwendig, ihn von jeder Sorge vor perſönlicher Gefahr, die ſeine Familie lief, zu befreyen. Ihn zu bereden, daß er dieſe in Sicherheit ſetze, war der Entſchluß, den der edle B. und Huber gemeinſchaftlich nahmen. Es war ſchwer, Forſter zu dieſer Maasregel zu beſtimmen. Gründe, die ſeine eigenen Briefe, wenn ſie nächſtens dem Publikum vorgelegt werden, ausſprechen, ſetzten ſich dagegen, aber B. beſeitigte ſie alle, und übernahm es, Forſters Weib und Kinder ſelbſt nach Strasburg zu führen. Sie reiſten am ſiebenten December ab. Dieſer Abſchied war ein ſchrecklicher, ſchickſalsſchwangerer Augenblick. Die Zukunft lag trübe und drohend

vor den guten Menſchen, die, unſicher, ſich und die Dinge um ſich mit banger Heftigkeit und innerm Zweifel betrachtend, dunkel fühlten, nicht nur ihr Wille, aber unſichtbare fürchterliche Gottheiten walteten um ſie her. Das Weib, das bis dahin in aller Bequemlichkeit ihres Standes, unter aller Verzärtlung gelebt hatte, welche Geiſt und Jugend ihrem Geſchlechte zueignen, die nie ohne den Schutz ihres Mannes oder ſorgſamer Begleiter die Orte beſucht hatte, wo Convenienz, Eitelkeit und alle Anſprüche ihres Geſchlechts ſie hinriefen, rettete ſich nun, faſt entblößt, wie eine Schiffbrüchige, mit ihren Kindern in eine fremde Welt. Sie hatte, trotz der Lage, die ihr ihres Vaters und Forſters Name, und ihre Individualität gaben, viel Freiheit von kleinlichen Bedürfniſſen behalten, und der Augenblick war nicht dazu gemacht, ſie auch an dieſe wenigen zu erinnern. So verſah ſie ſich auch nicht einmal mit ſo viel Bequemlichkeiten, als eine kurze Abweſenheit erfordert hätte, ſondern ſie verließ ihr Haus, wie der arme Menſch das Leben verläßt, als hätte ſie ſich ſelbſt ein Sinnbild ſeyn wollen ihres Schickſals, das hinter ihrem Rücken jetzt das fürchterliche Thor der Vergangenheit ſchmetternd zuſchlug, damit die Zukunft von

nun an ganz von jener getrennt sey. Sie gieng nach Strasburg, wo ihr treuer Führer sie verließ, und den Rhein wieder herab, nach Heidelberg gieng, von wo aus er bald nach Italien abreiste. Alte und bewährte Freunde in der Grafschaft Neuchatel in der Schweiz, welche durch ihre verwickelte Oberherrschaft den ganzen Krieg durch neutral blieb, erfuhren jetzt die Lage von Forster und seiner Familie; sie boten der letztern einen sichern Schutzort, sie boten ihr die offenen Arme der Freundschaft. Strasburg war im Belagerungszustand erklärt; das arme Weib befand sich mit einem von innern Leiden zerrissenen Herzen im Gedränge wilder politischer Partheyen, zu denen sie ihres Mannes öffentliche Rolle hinriß, welche sie mit Ueberlegenheit zu spielen nicht Kraft fühlte. Sie sieht unter den Schutz ihrer treuen Freunde in das friedliche Land, das sie erst nach mehreren Jahren wieder verließ.

Nun spann das Schicksal wunderbar den Faden von Hubers Leben fort, so, daß es schwer zu unterscheiden war, wo es ihn sich unbewußt fortriß, oder wo er es selbst bereitete. So reisten die Umstände, welche es ihm zur Pflicht machten, seine ganze Zukunft zu einem einzigen Zweck zu verwenden, zu dem,

der Versorger von der Familie seines unglücklichen verehrungswürdigen Freundes zu seyn. Er täuschte sich über keine Folge dieses Schrittes, er sah ihnen ruhig, muthig und mit Ergebung entgegen. Die unerwartetsten Vorfälle hatten diese Entwicklung in der Zeit weniger Wochen herbeigeführt, und er opferte sein bürgerliches Glück, seine Freunde, er weihte ein ganzes Leben, um seiner würdig den kühn auf sich genommenen Beruf zu erfüllen.

Dieses ist der Zeitpunkt von Hubers Leben, über welchen ein mir unbekannter Mitarbeiter an dem Freimüthigen, der aber den Verewigten kannte, und mit Achtung und Wahrheit ihn beurtheilte, dem Publikum einige nähere Umstände mitgetheilt hat, die mir es zur Pflicht machten, nicht über sie zu schweigen. Was dieser Unbekannte selbst sagt und aus einem Briefe von Huber anführt, sind die rohen Umrisse einer Begebenheit, die, wie der innre Sinn eines Ordens nur Wenigen klar seyn kann, aber alles, was laut und kund ward, spricht für das Heilige, über welchem Stillschweigen ruht. Wer da zweifelte, hätte sollen herantreten und ihn sehen, und von ihm hören, wo er lebte und gekannt war. Wer jetzt noch über seinem Grabhügel ihn richten will, komme noch

und ſehe die Trümmer ſeines ſchönen Daſeyns in ſeinen Hinterlaſſenen — und Glaube an die Macht des Guten und an ſeine Tugend wird jeden Zweifel beſchwichtigen, und jedes disharmoniſche Gefühl in die Harmonie der Bewunderung auflöſen über die Welt von Liebe, die ein einziger guter Menſch in einem kurzen Leben um ſich erſchaffen kann. —

Folgender Brief des Miniſters Baron von ** an den alten Huber meldete ihm endlich ſeine nahe Erlöſung aus Frankfurt, und die beiden darauf folgenden Briefe an ſeine Eltern erzählen beſſer, als es der Charakter dieſer Begebenheit mir zu thun geſtattet.

Von dem Miniſter Baron von ** an Hubers Vater.

Dresden, den 4 Februar 1793.
(Aus dem Franzöſiſchen.)

„Ich eile, werther Herr und Freund, Ihnen zu melden, daß Ihrem Herrn Sohne ſeine Bitte, nach Sachſen zurückzukehren, erlaubt iſt, und daß Herr Graf von *, der den Befehl hat, den miniſteriellen Briefwechſel von Frankfurt aus gelegentlich zu übernehmen, ihm die ſe Nachricht überbringen wird. Der Graf * reiſt morgen oder übermorgen

von hier gerade nach Frankfurt ab, wo er ſich von nun an, wenn gleich nicht förmlich accreditirt, aufhalten wird. Herr Graf von * und ich haben nichts unterlaſſen, um ihm Ihren Herrn Sohn zu empfehlen; er kann ihm nützlich ſeyn durch das Zeugniß, das er ſeinem Hofe von ihm giebt, und wenn ihm Ihr Herr Sohn ſeiner Seits entgegengeht, ſo zweifle ich nicht an ſeinem guten Willen. Beſonders wegen dieſer Rückſicht eile ich, mein werther Freund, Ihnen dieſe Nachricht zu geben. Die dem Grafen * ausgefertigten Befehle, welche ſeine Reiſe nach Dresden motiviren, ſind eine Folge der Privatbriefe Ihres Herrn Sohnes an den Cabinetsminiſter geweſen, ohne welche man vielleicht gar nicht daran gedacht hätte, ihm dieſen Auftrag zu geben. Die Urſache von Ihres Herrn Sohnes Schritt iſt mir nicht unbekannt, aber nach meinem Bedünken hat er ſich zu ſehr beeilt. Er bedarf bei ſeiner Ankunft in Dresden einiger Vorſicht, und wenn er ſich will zu mir bemühen, ehe er zu den Miniſtern geht, werde ich ihm einige nützliche Nachweiſungen ertheilen." — — Das folgende ſind freundſchaftliche Erinnerungen.

Huber an ſeine Eltern. (Aus dem Franzöſiſchen.)

Frankfurt, den 16 Februar 1793.

„Der Graf * ist gestern angekommen, und ich habe ihn heute früh gesehen. Der Inhalt der Depesche, die er mir mitbrachte, und die höfliche, aber zurückhaltende, Art seines Betragens beweisen mir, daß ich Unrecht hatte, meinen Abschied von hier aus zu fordern, und daß ich mich dadurch Unannehmlichkeiten aussetzen könnte. Ich werde also nach Sachsen gehen, aber, da mich weder die durch ihn erhaltene Depesche, noch seine eigenen Aeußerungen zu einer Beschleunigung meiner Reise verbinden, so bestimme ich sie auf das Ende dieses Monats; denn ich bedarf einiger Zeit, um meine persönlichen Angelegenheiten zu beendigen. Uebrigens habe ich dem Grafen gesagt, die unglücklichen Zeitumstände hätten mir dieses Mißtrauen zugezogen, ich fürchtete mich nicht im geringsten, mich eben so unterrichteten, als gerechten Obern darzustellen, allein ich hoffe auch von einem so guten und weisen Fürsten, wie der unsere, meine Bitte, einen Posten zu verlassen, in welchem der geringste Schimmer von Mißtrauen schon zum Dienste unfähig macht, willfahrt zu sehen. Noch bin ich nicht entschieden, ob ich diese Saite auch in meiner Depesche, welche den Empfang der Dresdner meldet,

berühren soll; doch glaube ich, eine leichte Erwähnung dieses Punktes wird nicht übel seyn."

„Ich werde also die herzliche Freude haben, Sie zu umarmen; ich werde einige Augenblicke mit Ihnen zubringen, und Ihnen zeigen, daß die letzten fünf Jahre nichts auf mich gewürkt haben, das Ihre Achtung und Liebe gegen mich verringern müßte. Ich glaube die Kosten dieser Reise nicht verloren, so lästig sie mir fallen, sobald es mir nur gelingt, Sie zu trösten, und Sie mit zufriedenem Herzen meinen Entschlüssen beistimmen zu machen — und daran zweifle ich nicht, denn sie entstehen aus einem Herzen, das redlich und fühlend ist, wie das Ihrige."

„Folgendes schreibe ich mit derselben Post, die Ihnen diesen Brief bringt, an H. S. von *."

„Meine Abreise ist auf das späteste auf das Ende des Monats bestimmt, und indem ich eifrig die Gelegenheit nehme, mein Betragen den best unterrichteten Richtern vorzulegen, wage ich die Hofnung, daß die Güte, die Weisheit und Billigkeit Sr. Ch. D. die unterthänigste Bitte gutheissen möge, mit welcher ich um meinen Abschied von einem Posten ansuche, auf welchem ein Schatten von Ver-

dacht es mir schon unmöglich macht, meine Dienste mit meinem Eifer gleichen Schritt halten zu lassen.“

„Das Loos ist gezogen, und es mußte so seyn, aber um alles Heiligen willen umarmen Sie mich von ganzer Seele.“

Frankfurt, den 26 Februar 1793.

„Sobald Sie mir die nahe Ankunft des Grafen von * meldeten, unterrichtete ich Madame Forster von meiner Abreise von hier, und ersuchte sie um einen Brief an Sie. Hier ist dieser Brief, es ist mir lieb, daß er vor mir anlangt. Ich habe es ihrem Herzen überlassen, ihre Feder zu führen, es fand keine Verabredung statt, und Sie finden viele Dinge darin, die ich Ihnen schon geschrieben hatte. Mein Entschluß schützt diese Familie vor dem größten Unglücke. Forster war seiner mühseligen und vergeblichen Arbeit müde; seine schwärmerischen Hoffnungen, Gutes zu bewürken, waren fehlgeschlagen; sein weiches Gemüth ward von der Last des Augenblicks so gedrückt, daß er auf dem Punkte stand, zu vergessen, daß er nirgends, als in Frankreich, ein Vaterland hätte. . . . . .

Frey von der Sorge für die Seinigen, sicher, daß

ein anderer seine Pflichten mit Treue erfüllen wird, kann er nun seine Laufbahn gefaßt fortsetzen."

„Die vier Monate, die ich hier verlebte, haben mich um vier Jahre gereift. Ich habe sehr in der Nähe den Strudel der Leidenschaften, der Vorurtheile, des Eigennutzes, und die Fehltritte gesehen, welche den Zeitpunkt, in dem wir leben, bezeichnen und alle Berechnungen übern Haufen werfen. Ich habe immer die Wahrheit gesucht; zuweilen habe ich sie gefunden, aber mitten unter diesem Chaos von Irrthum und Wuth ists sehr schmerzlich, sie zu erblicken. Ich werde ihr, schweigend oder thätig, mein Leben weihen, das mir bei der fortwährenden Verbindlichkeit, sie zu verläugnen, unerträglich werden müßte."

„Leben Sie wohl! ich umarme Sie von ganzer Seele. Indem ich Ihnen sage, daß ich mich freue, Sie zu sehen, und Ihnen mein Herz zu eröffnen, wiederhole ich Ihnen, daß mein Gewissen keinen Vorwurf empfindet. Adieu!"

Es ist sichtbar, daß sich jetzt ein viel höherer Grad Festigkeit und Ruhe in Hubers Charakter entwickelte. Diese Langsamkeit einer Wahl im Handeln war eine Eigenheit seines Charakters, die er oft mit Lessings Worten ausdrückte:

— — — — Wenn an das Gute,
Das ich zu thun vermeyne, gar zu nah
Was gar zu ſchlimmes gränzt; ſo thu' ich lieber
Das Gute nicht, weil mir das Schlimme zwar,
So ziemlich zuverläßig kennen, aber
Bei weitem nicht das Gute.

und widerſtand dem Antrieb anderer, ſich thätig zu zeigen. Oft bot dieſer feſte Satz ſeiner Vernunft aber auch ſeinem Trieb zur Ruhe, oder zu frohem Sinne, die Hand und betrübte ſeine Freunde. Allein einmal unternommen, ließ er kein Mittel unverſucht, war ihm kein Opfer zu ſchwer, um ſeinen Zweck zu erlangen. Aber er erwartete bei wichtigen Dingen gleichſam die Einwirkung einer höhern Macht. Er konnte daher auch mit beſonderer ahnender Rührung bei dem Begriff der Alten vom Schickſal ſtehen bleiben. Sein Wille war ſelten eine Anregung für ihn; aber entſchieden die Umſtände bis zum Müſſen, ſo wollte er dann, was er mußte, mit raſtloſer, gleich wirkſamer Kraft. Daher hatte er bei geringen Gelegenheiten, bei täglichen Vorfällen, Gewohnheiten, nie den Willen, etwas zu ändern. So lange er in Mainz ſeine anſehnliche Beſoldung genoß, vermochte ihn kein Zureden ſeiner Freunde, Ordnung in

ſeine

ſeine Geſchäfte zu bringen, und ſich unnützen Ueberfluß zu verſagen, um angenehme Wohlhabenheit zu gewinnen. Sobald das Bedürfniß ſeiner Familie es forderte, ſchien er ſich gar nicht mehr an jenen Ueberfluß zu erinnern; er hatte nur die Bedürfniſſe ſeiner Lage. Eben ſo äußerte ſich ſein Charakter bei körperlichen Leiden. Eine Kleinigkeit machte ihn ungeſtüm, und regte eine Art Widerſetzlichkeit auf; ſobald er fühlte, daß er dem Uebel nachgeben mußte, entſtand eine heitre, rührende Stille in ihm, die das Uebel durch Ergebung beherrſchte.

Noch vor Huberts Ankunft in Leipzig hatte Privatleidenſchaft dafür geſorgt, dem ehrwürdigen Alten ſeines Sohnes Entſchluß auf die ſchonungsloſeſte Weiſe zu entdecken, und ſo hatte er gewiß manchen trübern Augenblick zu bekämpfen, als die Natur ſeines Entſchluſſes ſchon an ſich unvermeidlich machte, die er aber ſeinen abweſenden Lieben verbarg. Einige Zeilen aus einem ſeiner Briefe drücken die ſanfte Wehmuth aus, mit der er alle traurigen Bedingungen ſeiner Lage ertrug. Er ſchreibt:

„Meine Eltern fand ich ſehr gealtert, beſonders

meine arme Mutter *). Ihre innere Lebenskraft iſt gelähmt worden mit ihrem Körper, es iſt wirklich ſchmerzlich, ihr zuzuſehen! Dieſelbe Frau, die vor fünf Jahren einen Augenblick unbeſchäftigt war, kann ſich jetzt ihrem Falle nicht mehr zur geringſten Thätigkeit aufraffen. Ihr Leben iſt ein ſtetes Träumen. Ich ſuche ſie angenehm träumen zu machen, und es gelingt mir. Mein Vater iſt ein merkwürdig, vortrefflich, ſanftes Geſchöpf; ihm entlockt keine Klage, keine Ungeduld, und er leidet doch viel Unbequemlichkeit bei der armen Mutter. Sein Geiſt hat eine gewiſſe angenehme Schwäche, von Alter und Nicht-Glück, deren Unglück kann ich nicht nennen, was ihn trifft. Er liebt mich, findet mich gut und gütig, nimmt ganz die Nothwendigkeit an von allem, was ich gethan habe, ſcheint immer zufrieden, aber nicht voll überzeugt."

Da manche andere und verſchiedene auch ökonomiſche Rückſichten es nöthig machten, den Aufenthalt in Dresden ſo viel, wie möglich, zu verkürzen, verſchob er nach eingeholter Nachricht ſeine Reiſe dahin bis zur Beendigung des damals verſammelten Land-

*) Sie hatte drei Jahre vorher einen Anfall von Schlagfluß gehabt, von dem ſie ſich nie ganz erholte.

tags, und traf dort erst gegen die Mitte des April ein. Die Männer, durch welche sein Abschiedsgesuch an den Churfürsten kommen mußte, fanden seinen Schritt so unbegreiflich, und nach der Meinung seines vernünftigen und billigen Obern war so wenig Grund vorhanden, ihn zu thun, daß man ihm von allen Seiten davon abtieth. Keine der Ursachen, die ihn dazu vermochten, war von der Art, seinen Vorgesetzten unanwunden dargelegt zu werden, und so mußte er fantastisch, ja vielleicht erst von durch diesen Schritt selbst verdächtig erscheinen. Wie peinlich seine Lage seyn mußte, ist leicht zu erklären, und man wird an seiner Stelle Freude empfinden bei dem Besuche, von dem er in folgendem Brief seinen Eltern Bericht erstattet.

Huber an seine Eltern. (Aus dem Französischen.)

Dresden, den 11 April 1793.

„Ich wartete gestern Herrn Baron von ** auf. Ein Vater, ein alter bewährter Freund, hätte mich nicht mit mehr Güte, mehr Herzlichkeit behandeln können. Er hat mir einen Rath gegeben, den ich befolge, den er unterstützen wird, und der mir den besten Erfolg verspricht. Ich kann in keine Erläute-

rung eingehen; ich sage Ihnen nur, daß seine freimüthige Güte, die lebhafte und unbeschränkte Theilnahme, die er mir bezeugte, mich so innig rührten, daß ich mit Mühe meine Thränen zurückhielt. Der Mann ist unbeschreiblich gütig und ehrwürdig! An solche Menschen muß man zuweilen denken, um nicht das zu werden .... was Sie wohl wissen. Er hat mich, ihn vor meiner Abreise noch einmal zu sehen, um mir, wie er sagte, Grüße an Sie aufzutragen....“

„Sie sehen leicht, wie viel mir diese Unterstützung, da sie sich so unverholen zeigt, werth ist. Denn er hat mich autorisirt, mich bei allem, was ich, seinem Rath zufolge, unternähme, auf ihn zu berufen. Ich bin mir des Glückes bewußt, Ihnen einen Augenblick Freude zu geben, und umarme Sie von ganzer Seele.“

Wie es sich durch folgenden Brief ausweist, hat Huber dem Minister der auswärtigen Geschäfte auf diesen oben erwähnten Rath ein Memorial eingegeben, dessen Entwurf aber fehlt. Er schrieb zugleich dem Herrn Baron von ** folgenden Brief.

„Das Memorial, welches ich auf Anrathen des

H. G. v. * eingereicht habe, enthielt nichts, als die reine Wahrheit, obgleich ich einen mächtigen Beweggungsgrund darin verſchwieg, welcher nicht geeignet war, Sr. Ch. D. noch irgend einem Miniſter unter die Augen gelegt zu werden. Allein ich würde glauben, die faſt väterliche Güte — denn nur ſo kann ich ſie nennen — welche Ihre Ex. mir erzeigt haben, ſchlecht zu erkennen, wenn ich Ihnen nicht einen Umſtand anvertraute, den ich noch niemand, als meinen Eltern, entdeckt habe! Mit den Geſinnungen des ehrerbietigſten Sohnes eröffne ich alſo Ihrer Excellenz mein Herz, und wage es in Ihr den Miniſter, für welchen mein Vertrauen nicht gemacht wäre, zu vergeſſen."

„Nachdem ich alle möglichen Mittel angewendet hatte, um Hr. Forſter abzuhalten, daß er ſeine Ruhe, ſeine und ſeiner Familie Sicherheit durch ſeine Theilnahme an den Mayнzer Begebenheiten nicht in Gefahr bringen möchte, und ihn ſein Schickſal dennoch zu ſehr gewagten Schritten hinriß, machte der Rath, den ich ihm bis dahin gegeben hatte, andern Betrachtungen Plaz. Einmal vom Strome ergriffen ward ſeine Lage um ſo ſchrecklicher durch das Bewußtſeyn des unzuberechnenden Unglücks, dem er ſeine Frau und Kinder

aussetzte. Eine entschiedene Unübereinstimmung des ganzen Wesens des Mannes und der Frau hatte ihre Ehe von jeher unglücklich gemacht, und diese beiden Menschen, die sich gegenseitig ehrten und Freunde seyn konnten, litten gegenseitig unter dem Unglücke, durch andere Bande vereinigt zu seyn. Forster kannte die zärtliche Freundschaft, die seit Jahren zwischen seiner Frau und mir statt fand, und dieß sie gut. Die Wendung, welche unsre beiderseitige Lage in der letzten Zeit genommen hatte, schrieb mir einen Entschluß vor, den ich, so außerordentlich er ist, nur nach der strengsten Ueberlegung, und nach meinem innern Gewissen, genommen habe. Ich schlug Herrn Forster vor, sich von seiner Frau zu trennen, er billigte diesen Vorschlag, der seine Mißhelligkeiten verminderte, und seinem Herzen jeden Vorwurf, die Seinigen in Gefahr gebracht zu haben, ersparte, da ich mich verbindlich mache, mein Schicksal mit dem seiner Frau und seiner Kinder zu verbinden. Der unselige Begriff, den man jetzt mit dem Namen Forster verbindet, und die Sonderbarkeit eines Entschlusses, der vielleicht unter keinen andern Umständen gut zu heißen wäre, überzeugte mich, daß er sich nicht mit dem Posten vertrüge, den ich bei Se.

E'. D. zu bekleiden die Ehre hatte. Dieses ist der Bewegungsgrund, welcher sich mit allen denen vereinigte, die ich die Ehre hatte, in meinem Memorial an den Herrn Grafen von * auseinander zu setzen. Ich habe mit einem Berliner Buchhändler einen Vertrag abgeschlossen, der mir, bei der strengsten Sparsamkeit, das Einkommen, welches ich aufopfere, ersetzen kann, und eile nach der Leipziger Messe nach Neuchatel, wo sich Forsters Familie aufhält, um meine Vereinigung mit ihr zu bewerkstelligen.

Ich kann nichts weiter hinzusetzen, als die heilige Versicherung, daß alles, was dieses Blatt, und das, Sr. Ch. D. überreichte, Memorial enthält, der strengsten Wahrheit gemäß ist. Möchte der weise und gefühlvolle Mann, zu dem ich spreche, mir seine Hochachtung darum nicht minder schenken, und mir eine Nothwendigkeit deswegen, weil sie mich seiner Güte unwürdig machte, nicht erschweren.

Die Antwort seines Departements gieng dahin, daß er die Entscheidung seines Gesuchs, wie es ihm am bequemsten sey, in Leipzig oder Dresden abwarten könnte. Er begab sich also nun wieder zu seinen Eltern, wo er noch vier Wochen in der grausamsten

Unsicherheit zubrachte, wann und wie ihm endlich die Freiheit gegeben werden würde, seinen neuen Lebensplan zu beginnen. Bis zu Ende des Mai hatte er noch keine Antwort von seinem Hofe. Nun wagte er es endlich, einer vertrauten, wenn gleich subalternen, Person des Kabinets die Ursache zu entdecken, welche ihn nöthigte, auf alle Fälle und ohne Aufschub ins Ausland zu eilen. Dieses Schreiben verfehlte seine Wirkung nicht; sein vorhabender Schritt mußte ihn von seinem Fürsten entfernen, und sein Abschied erfolgte ohne weiteres Verzögern.

Ein neues schönes und würdiges Leben begann nun für den kühnen Mann, der die schwere Verbindlichkeit auf sich genommen hatte, einer ganzen Familie eine bürgerliche Existenz wieder zu geben, ihr den Vater und Versorger zu ersetzen. Seine ökonomischen Mittel waren äußerst beschränkt, und die Lebensbedürfnisse durch die Zeitumstände in einem sehr hohen Preise. Huber befand sich also, ganz fremd mit den Grundsätzen, die er als Mensch und Schriftsteller nie verläugnete, in einer rein aristokratischen Stadt — denn um sich schneller verständlich zu machen, ist es wohl nöthig, zu den Losungs-

wettern der damaligen Zeit, die nun mit ihren Ursachen und Folgen wieder verdrängt sind, seine Zuflucht zu nehmen. Aber nicht allein dieses Vorurtheil, viel ehrwürdigere Hindernisse waren seinem gesellschaftlichen Wohlseyn im Wege: die Verbindung mit der Gattinn eines Mannes, der eine allgemeine Verurtheilung sich zugezogen hatte, und die, da sie noch immer mit diesem Manne im innigsten brochensten Verkehr stand, seine Grundsätze natürlicher Weise theilen mußte. Diese Hindernisse durch stille Tugend zu überwinden, war die schwere Aufgabe, die Huber unternahm, und, Dank der Tugend — der seinen und der der edlen Einwohner des gastfreien Landes, das sie sechs Jahre lang beherbergte — siegend vollführte. —

Diese Blätter gleichen ja einem Roman, und um ihn lebendiger zu machen, sind einige Details erlaubt: sie gehören zu dem Gemählde des theuern Verklärten, und keiner ist ohne Wirkung auf sein nachmaliges Leben gewesen. Huber bewohnte ein artiges Logis in dem obern Ende der kleinen Stadt; seine Freundinn nahm von ihren zahlreichen Bekannten, unter denen sie bis jetzt auf dem Lande gelebt hatte, Abschied, und bezog mit ihren beiden Kin-

dern, von welchen das älteste erst sieben Jahre alt war, und einer alten Magd, die sie von Maynz aus begleitet hatte, die ihren alten Herrn so wie ihre Frau abgöttisch liebte, eine kleine sehr beschränkte Wohnung am andern Ende der Stadt, nah am See. Huber aß in einem der besten Wirthshäuser an der table d'hôte. Seine Freundinn mit ihren Kindern, die Gleichheit der Stände, um welche damals so viele Tausende bluteten, friedlich übend, ließ sich von ihrer alten Wärterinn einen Kohl kochen, den sie mit ihr an einem Tische verzehrte. Des Morgens holte Hubers Bedienter seine älteste Pflegetochter zu einer Schreibstunde, die Huber ihr gab; um zwei Uhr kam er, ihre Mutter zu einem Spaziergang abzuholen, auf dem sie stets die Kinder, meistens auch die treue Magd, begleiteten. Nachher gieng er wieder an seine Arbeit bis um sieben, von wo er den übrigen Abend bei seiner Freundinn verlebte. Er machte mehrere Bekanntschaften, und setzte die mit den Freunden der Madame Forster fort, sah sie aber meistens nur an einem Orte, der unsern deutschen Lesegesellschaften glich, und der Tummelplatz des oft höchst komisch sich äußernden Aristokratismus war. Gewiß setzt

kein Umstand den schätzenswürdigen Charakter der Bewohner von Neuchatel in ein helleres und gewiß sehr seltenes Licht, als daß es unter diesen durch Stand und Meinung zur Abneigung gegen Neuerungen gestimmten Menschen war, wo sich das, was man öffentliche Meinung nennt, zuerst von Huber bildete, und ihm nachmals bei einigen Ereignissen sehr vortheilhaft, aber in jedem Augenblick seines Aufenthalts im Lande höchst ehrend und schmeichelhaft war.

Der strengsten Sparsamkeit ungeachtet, welche diese einsame kleine Kolonie beobachtete, fand sie sich doch stets in der ängstlichen Besorgniß, für die nächste Zeit auch das, für den Fuß, auf dem sie leben mußten, um ihren Plan durchzusetzen, Nothwendigste nicht zu vermögen. Nur dieser Plan und der Stolz der Unabhängigkeit bürdeten ihr diese Sorge auf; denn unter den Menschen, die sie kannten, waren Freunde, die nur die Gelegenheit abwarteten, ihnen Unterstützung aufzudringen, ja bei der bürgerlichen Lage der beiderseitigen Eltern von Huber und Madame Forster, hätten sogar Fremde ohne Bedenken ein Darlehn gewagt. Allein sie wollten nur sich selbst ihr Schicksal verdanken, und ertrugen würkliche Entbehrungen mit dem ruhigen Gefühle, daß sie als Mittel

zu ihrem Zwecke benutzt werden mußten. Aber auch hier äußerte sich Hubers Charakter stets in dem liebenswürdigsten Lichte. Er fand sich in seine Lage mit der Heiterkeit eines Kindes, das heute voll Begier eine Zuckerdüte leert, und morgen, als erschöpfte es allen Genuß dabei, ein Stück trockenes Brod speißt. In nichts, was er litt oder that, war Ausdruck von Opfer, nur von freudigem Genuße. Zahllose kleine Zettelchen, welche von einem Ende der Stadt zum andern zwischen beiden Freunden gewechselt wurden, tragen immer den Ausdruck von heiterer Ergebung, thätigem Streben, kindlichem Ergreifen der kleinsten Freude. Seine Freundinn forderte durch ihren ganz verschiedenen Charakter alle die schönen Fähigkeiten seiner Seele auf. Vielleicht hatte sie mehr Entschlossenheit, aber an seiner kindlichen Freudigkeit, an dem, was ihm in ihren Augen immer das Gepräg eines „Lieblings der Götter" gab, fehlte es ihr ganz. Der ganz verschiedene Ton ihrer Stimmung mag Seelenbeobachtern zu Hubers Triumph in folgenden Zeilen ausgedrückt seyn, die sich unter den vielen ausgewechselten Zettelchen finden. Wahrscheinlich ward der erste in einem Augenblick von ökonomischer Schwierigkeit geschrieben. Die Freundinn schrieb:

„Es verlautet, daß es Leute gebe, die so ein impertinentes Vertrauen auf Gott haben, daß sie sich einbilden, er werde ihnen zum Beispiel Punkt zwölf Uhr Mittags helfen. Da ist der Stillings-Jung, der treibts so. Der hat einmal keinen Kreutzer gehabt, wie wir, und man hat ihm Geld gefordert; da sagt er: um zwölf Uhr wollte er zahlen. Drauf geht er nun, wie ein armer Sünder, in der Stube umher, und betet, bis Glockenschlag drei Viertel auf zwölf der Briefträger hereintritt und ihm ein Päcklein mit Dukaten bringt, — ich weiß nicht woher, aber von wo ers nie erwartet hätte. — Denke dir nun, was das Lust zum Vertrauen machen muß. Ich könnte mich auch dahinein geben, wenn ich gewiß wäre, daß um drei Viertel auf zwölf der Briefträger anklopfte. Ich versichere Sie, ich fange an, Lust zu einer Thorschreiber-Stelle zu bekommen, oder zu der eines Chaussee-Manns, die in Deutschland so artige kleine Häuschen am Wege haben, mit Salattöpfen im Garten. Da sieht man die Narren vorbeifahren, und hat nichts mit ihnen zu thun. Glauben Sie mir, ehe geht es uns nicht wohl. Wir sind beide nicht für diese Welt. Sie hoffen zu lange, und ich fürchte zu früh. Ich bitte Sie, werden Sie Chaussee-

Mann! Sie können immer noch dabei Bücher schreiben, und wenn einmal ein Chaussee-Mann keinen Kreuzer hat, schämt sich seiner deswegen kein Mensch. Sind das nicht vielleicht in Deutschland Belohnungen für die Emeriti in der Diplomatik? — Nicht wahr Emeritus heißt im Civil-Leben so viel, wie Invalid im Militair? Nun giebts Invaliden von 70 Jahren, die wie das Feuer fahren, und Invaliden, wie der Bürger la Vigne, dem im siebzehnten Jahre beide Arme abgeschossen wurden *). Da ziehen Sie selbst die Consequenz." —

Neben dieser bittern humoristischen Narrheit stehe der Ausdruck eines Gemüths.

Am Neujahrsmorgen 1794.
(Aus dem Franz.)

„Guten Morgen, gutes neues Jahr, meine holde kleine Freundinn! Wir wollen uns dieses Jahr viel lieben, und oft zusammen erfreuen und betrüben, wir wollen in diesem Jahr niemand Böses zufügen, und es so treiben, daß wir auch keines leiden. Wir wollen Geduld haben mit unserm Schicksal und dem der ganzen Welt, und vielleicht genießen

*) Eine Anekdote aus dem Kriege jener Zeit.

wir in ihm das gröſte Glück, das uns werden kann, den ſchönſten Lohn unſrer Liebe, uns auf einem Boden des Friedens und der Freiheit zu umarmen, wo man uns gewiß nicht wird Gaſtfreiheit verſagen, und wo wir gewiß nicht unnütz für andre leben werden *)."

Mit dieſem Frieden im Herzen ſetzte er ſeine in Leipzig angefangene Friedenspräliminarien fort. Gewiß war das Lokal, wo er ſich befand, ſehr vortheilhaft für den Geiſt ſeiner Zeitſchrift. Die Nähe von Frankreich, und der tägliche Verkehr zwiſchen den Neuchatelern, und jenem Lande, beſonders mit Paris, brachte ihm die Geſchichte des Tages ſo nahe

*) Zu dieſer Zeit hatte Huber noch immer die Hofnung einer freien Verfaſſung in Frankreich, und einer nahen Friedens, der es ihm erlaubt hätte, ſich in Paris anzuſiedeln, wo er bei der Affinität, die er mit der Nation hatte, und bei ſeiner Kenntniß der deutſchen Sprache ſein ſchriftſtelleriſches Talent um ſo vortheilhafter in Thätigkeit zu ſetzen gedachte, da ihm ſein Vater einige ſeitdem völlig verlorene Capitale und Liegenſchaften übertragen hatte. Damals ſchmeichelte ihm ſein Pariſer Geſchäftsmann mit deren baldiger Auflöſung. Da dieſer Gedanke nie nur zu einem Plane ausgebildet wurde, verdient er nicht in der Geſchichte erörtert zu werden.

und in einer täglich ununterbrochenen Folge so zu Augen und Ohren, daß er gleichsam in ihr lebte. Die Meinung, welche, fast ohne Ausnahme, seine Umgebungen aussprachen, machte durch ihre ewige Bemühung, die der damaligen Republik vortheilhaften Wahrheiten zu entstellen, ihn dennoch behutsam in deren Annahme. Nebst dieser Meinung würkte noch ein Umstand, um ihm eine große Vielseitigkeit, und also Billigkeit der Ansichten zu verschaffen. Das war die Gesellschaft mit Flüchtigen aller Partheien, wie sie sich einander in Paris folgten. Das Neuchateller Gebiet ist durch Bergschluchten, durch Flüßchen, von Frankreich getrennt. Ein gutwilliger Hirtenknabe, der den Weg zeigte, ein kecker Sprung über die Felsstücke des seichten Doubs, und der Geängstete war auf einem sichern Boden, den er im Falle der Noth sogar für neutral konnte geltend machen. So kannte er nach einander und neben einander, Monarchisten, Constitutionelle, Feuillans, Girondisten, Montagnards, und bis zu Moreau's Rückzug, Menschen jeder Parthey, die sich mit ihm, als Fremden, ohne Besorgniß unterhielten, und brachte sie ähnliche Ausbildung einander etwas näher, den Mann von Kenntniß und milden Sitten,

der

der sie nie durch eine unbillige Ansicht aufbrachte, gern wieder aufsuchten.

Dennoch hatten die Friedens-Präliminarien nie ein großes Publikum. Sie mochten für den Geist der Zeit zu milde seyn, es mochte zu viel Raisonnement darinn aufgenommen werden, und die Schreibart mancher Mitarbeiter ist nicht einfach genug, um den Geist zu gewinnen, sie macht das Verstehen bald schwer, bald nicht der Mühe werth. Hubers eigner Styl hatte damals noch diese Fehler in einem hohen Grade. Was in dieser Rücksicht von ihm zu sagen ist, kann ich nicht scharfsinniger und wahrer ausdrücken, als es der Verfasser des schon erwähnten Aufsatzes im Freimüthigen that.

„Seine Friedenspräliminarien, (schon der Titel zeigt, wes Geistes Kind der Verfasser war,) in 40 Stücken, seine Clio und Humaniora, (wiewohl er an diesen schon weit weniger Antheil hatte,) enthalten einen Schatz tiefer Blicke über die Revolution, die kein künftiger Tacitus oder Guicciardini jenes Zeitraums unbenutzt lassen wird. Freilich konnte der bedachtsam wägende, so vieles hinter der Coulisse ganz anders erspähende Welt- und Zeitbeobachter sich über alle Gegenstände nicht so laut

und bestimmt erklären, als es der treuherzige Referent thun mag, der seinen Augen und Ohren alles gutmüthig nacherzählt. Wohl möglich, daß daher in Hubers Styl hie und da eine gewisse Unbestimmtheit (Zweideutigkeit wäre ein viel zu hartes Wort,) und Dunkelheit kam, die oft seine besten Freunde in Verlegenheit setzte. Doch dies konnte höchstens bei Werken der reflektirenden Vernunft, bei Kritiken, sey es über Staatsbegebenheiten oder über neue Geistesprodukte, der Fall seyn. Da wo er ganz sein selbst war, wo er sein Innerstes offenbart, schwindet jeder verschleiernde Schatten. Da gattet sich Präcision mit Tiefe und Fülle."

In diesem ersten halben Jahre seines Neuchateller Aufenthalts vollendete er auch seine Juliane. Sie war das Kind seiner Liebe; denn er legte in ihr und der sanften Gräfinn seine Ansicht des weiblichen Charakters nieder. Jeden Morgen brachte seine älteste Pflegtochter die fortgesetzte Arbeit nach gehaltener Schreibstunde ihrer Mutter zum Lesen, — wenn man will, zum Prüfen, nach Hause; und Abends beim einsamen Theetisch, indeß die kleinen Mädchen in dem engen Zimmerchen seidne Lümpchen zupften, ward die neue Scene des Schauspiels erörtert, criti-

ſirt und vollendet. Jetzt machte Huber auch die erſten Verſuche im erzählenden Fache; die Reiſe nach Neu-Holland war ſeine erſte Beſchäftigung von dieſer Art, und wer Forſtern kannte, wird in Rudolphs Charakter einige ſeiner Züge erkennen. Die ſtille Ergebung, die weiche Theilnahme, der innere unerſchütterliche Glaube an das Schöne und Gute, den Rudolph ausdrückt, waren der Sinn ſeiner Briefe an ſeine Neuchateller Familie, der Sinn des letzten Abſchieds, den er im November des Jahres 1793 von ihr nahm.

In dieſem November wagte er viel — oder wenig; er wagte ſein mühevolles Leben, um ſeine Lieben noch einmal zu ſehen. Nicht träumende Ahnung eines nahen Todes, ſondern ruhige Berechnung, daß er mit unter die Saat gehöre, die der mächtige Würger mit ſtarkem Arme jetzt niedermähe, brachten ihn zu dem Entſchluſſe. Damals war von innen und auſſen ein Bann auf die Grenzen von Frankreich gelegt. Der Bürger, der ſie überſchritt, ward des Lebens verluſtig; der Ausländer, der ſie betrat, als Verräther in ſeinem Vaterland, als Emiſſär in Frankreich dem Verderben überantwortet. Forſter war mehrere Monate an der nördlichen Grenze mit der Auswechslung der engliſchen Gefangenen beauftragt

gewesen; die Politik hatte alle Folgen seines Geschäfts verhindert, und er wartete jetzt seit einigen Wochen, noch immer mit dem Character eines agent du pouvoir exécutif bekleidet, auf neue Aufträge. Als solcher hatte er Vollmachten, unter gewissen Umständen die Grenze zu überschreiten; dieses war nirgends gefahrloser, als bei der von Neuchatel, einem neutralen Lande. Die näheren Umstände dieser Reise gehören in Forsters Biographie, und enthalten gewiß eine der sonderbarsten Fügungen in dem Schicksale, das die Menschen beherrscht. Nach der Stadt Neuchatel zu kommen, wäre wegen der Stimmung des Landes eine unnöthige Bravade gewesen, und hätte dem Schutze, den man seinen Freunden daselbst gönnte, nachtheilig werden können. Man beschloß, sich in einem kleinen Dorfe, auf der Höhe des Jura, eine Meile von der Grenze, zu begegnen. Dort umarmte Forster seine Freunde, seine Kinder zum letzten Male; dort empfiengen sie seinen sanften, beglückenden Segen. —

Von Schnee und Felsen umgeben, in einem elenden Bauernwirthshause verlebten sie dort fünf wunderbare, unvergeßliche Tage. Sie hatten sich gegenseitig eine Welt von Vorgängen zu erzählen, For-

ſter gab Huber den Schlüſſel zu tauſend Redensarten, Geſichtspunkten, Wortſtellungen, er lehrte ihn gleichſam die Parole der damaligen Zeit. Was ihm Huber alles erzählen konnte, war wenigſtens eben ſo wichtig für ihn, da ſein Verkehr mit Deutſchland ſeit der Zeit, wo er Maynz verließ, ganz aufgehört hatte. Eine große Zahl Deutſcher, die damals von dem Wirbel der Begebenheit, wie gelähmt, in Paris den Tod ſich täglich drohen ſahen, hatten dieſe ſeltne Gelegenheit benutzt, Forſtern Briefe an ihre Familie und Freunde mitzugeben, und er notirte ſich hunderterley kleine Umſtände, die dieſen Armen vielleicht Aufſchlüſſe über den Zuſtand ihrer Heimath und Zurückgelaßnen geben konnten.

Mancher phantaſtiſche Traum beſchäftigte die ſonderbaren edel ſchwärmenden Menſchen. Bald hofte Forſter den Frieden in Kurzem errungen zu ſehen, und dann bei ganz veränderten Verhältniſſen ſeinen Freunden in Paris einen vortheilhaften Aufenthalt zu verſchaffen. Bald machte man Plane, wenn der Zufall ein oder den andern Umſtand herbeiführte, in dem ſüdlichen Frankreich beſchränkt und arbeitſam zu leben. Mit Recht belächle der, durch die ſeitdem verſtoßne Jahre belehrte, Politiker dieſe kindiſch ſchwär-

mende Hoffnung, mit Recht beklagte sie der, nur zur kalten Vernunft schwörende, Mann; der edle, an Gute glaubende, Mensch wird die Elemente zu dem Leben darinn finden, dessen zu frühes Verblühen alle Edeln, die ihn kannten, mit Schmerz erfüllte. Nur wenige Wochen nach diesem letzten, letzten Wiedersehn, wandelte Forster in jene Fluren hinüber, wo er die schöne Blume der Freiheit wird pflücken, deren Saamen er hier — treund, aber gläubig, einem undankbaren Boden anzuvertrauen wagte. Heiliger durch diesen Verlust, heiliger durch alle täglich zunehmenden Schrecken der Zeit war nun Hubers Verpflichtung gegen Forsters Familie, und vier Monate nach dem Tode des Freundes, ertheilten ihm die Gesetze das Recht, sich ihren Verforger zu nennen.

Seit Hubers Ankunft hatte sich Forsters Gattinn und Wittwe jeder Gesellschaft entzogen. Sie ehrte die Meinung, schätzte aber bei einem außerordentlichen Schicksale das Wohl ihres innern Gemüths über die Meinung, und mit dieser freimüthigen Erklärung verwies sie alle ihre Freunde bis auf eine Familie, auf die Zeit, wo die Gesetze es ihr erlauben würden, mit einem andern Namen unter sie zu treten. Diese eine Familie wachte durch ihre Denkungsart, die sie

über viele Meinungen erhob, eine Ausnahme. Sie war in diesem Zeitpunkt — mit Forster verbunden — der alle Schritte seiner getrennten Freunde leitete — der einzige Rathgeber der Fremdlinge. Noch nach zwölf Jahren verbindet sie das Band der Freundschaft wie damals, und Huber vertraute ihr schon lange das schätzbarste Pfand seiner Dankbarkeit an, seine älteste Pflegtochter, die bei jenen edeln Menschen Kindespflichten erfüllt.

Jetzt kehrte Madame Forster als Hubers Frau zu ihren alten Freunden zurück, die mit offnen Armen und Herzen sie aufnahmen, und ihnen nach Kräften behülflich waren, in dem Lande der Fremde den häuslichen Heerd zu bauen. Huber war gesonnen, in der Stadt Neuchatel zu bleiben; allgemeine Maasregeln, welche der Drang der Umstände den kleinen Staat zu befolgen nöthigte, vermochten ihn zu einem andern Entschlusse. Der Munizipalität ward es von sehr unruhigen Nachbarn sehr nahe gelegt, ein Gebot ergehen zu lassen, das allen Fremden, Emigrirten und Ausländern jeder Art, die Stadt zu verlassen befahl. Alle Mitglieder der Munizipalität, welche Huber kannten, und dazu gehörten die gebrtesten und wichtigsten, fanden es wohl der Rede werth,

zu seinen Westen eine Ausnahme zu machen. Sechs der angesehensten Einwohner der Stadt und des Landes, unter welchen drei Regierungs-Mitglieder, und zwei angesehene Geistliche waren, setzten jeder für sich ein Memorial auf, in welchem sie Huber ein Zeugniß seines bürgerlichen Charakters gaben, und wo in einigen die Gründe angeführt waren, warum diese Maasregel, in diesem einzelnen Falle ausgeübt, eben so lächerlich als unbantbar sey. Die würdigen Verfasser erinnerten ihre Landsleute an die Liebe, die Gastfreiheit, die ihre Söhne während ihrer Universitäts-Jahre von dem ehrwürdigen Heyne *), von dem guten alten Huber genossen hätten, und machten ihnen das Unedle fühlen, das darinn läge, jetzt ihre Kinder in ein allgemeines Ausstoßungs-Gebot zu verwickeln. — Furcht und Partey-Geist, der sich diesesmal mit Pöbelhaft panzerte, behielt die Oberhand, und Huber zog mit seiner Familie in ein kleines Dorf, das zwei Stunden von der Stadt dem See aufwärts am Abhang des Jura erbaut ist. — —

Heiliger Boden, den die Gräber von zwei theuern

*) Hubers Frau ist eine Tochter des Professor Heyne in Göttingen.

Kindern zu seinem Eigenthum weihten, den Thränen und mühsam errungne, dankbar genoßne Glückseligkeit zum Paradieſe bildeten — Ich nenne ich mit Ehrfurcht und wehmüthigem Danke. Bale liegt eine halbe Stunde vom See am Abhange des Jura. Vor ihm laſſen Kornfelder, Gärten und die ſchönen Alleen des Dorfes Colombier, die Ausſicht auf die große Waſſerfläche gegenüber das Freiburgiſche niedere Ufer, dahinter die Schnee- und Felszacken der Alpen, bis ſie ſich rechts bewaldig an den Montblanc anſchließen, der dort den Horizont begränzt. Hinter dem Dorf nur wenig Schritte noch, ſo fangen finſtre Tannenwälder an, bei dem klaren Abendhimmel der letztern aufſteigende Rauchſäulen aus dem geſichteten Gebirge, daß dort noch überall bis hoch hinauf Menſchenwohnungen ſind, bis immer höher nackte Felſen bezeichnen, daß nun keine Heimath mehr ſey, und links hinab den See der rauhe Chaſſeral mit ewigen Schneeklüften die Scene beſchließt. Früher um viele Minuten geht den Dorfbewohnern die Sonne zur Ruhe, dann glänzt noch Estavayer und das nächſte Ufer jenſeits des Sees in ſchwarzgrünem Grün, der verlängerte Schatten des Jura verhüllt nach und nach auch dieſe Fluren, indeß die Alpenſpitzen, das Schnee-

dern, die Jungfrau noch feurige Zeugen des scheidenden Weltlichtes bleiben, doch auch diese sinken in Nacht, und man sieht noch lange, einsam und heilig, den Montblanc, wie eine leichte röthliche Wolke, ein Denkmal des verschwundenen Tages.

Hier siedelte Huber sich unter vierzig oder fünfzig meist sehr armen Bauer-Hütten an. Ein höchst drolliges Ungefähr hatte eine Enkelin Wolfsteins, einer Erbin des Schottenkönigs Duncans, hier zur reichen Landeseigenthümerin gemacht; sie ließ sich bereit, mit dem Zins ihres Hauses ihre in Frankreich lebenden Leidenden zu erleichtern. Diese Abkunft klingt sehr fabelhaft, ist aber so gut dargethan, wie die des ältesten deutschen Barons, und selbst die des Hauses David in Israel; denn Madame N. N. besitzt ihren Stammbaum, an dem kein Zweiglein fehlt. Lord Elcowis, ihr Vater, ward bei dem letzten Versuche, den Frankreich zu Gunsten des Prätendenten machte, aus Schottland verbannt; er nahm seinen Stammbaum mit, das war weise, er hinterließ Madame N. N. seine natürliche oder legitimirte Tochter, die er an seinen Kammerdiener verheirathete, und welcher er einige Trümmer der Herrlichkeit der Enkel Duncans vermachte, — und diese Tochter eignete

sich ihres Vaters Stammbaum zu, und das war billig.

Hier lebte nun das glückliche Paar bescheiden, oft sehr beschränkt, und immer reich genug, um den Segen aller Armen zu erwerben. Ist es erlaubt, um das Glück dieser Familie zu schildern, daß man ihr nachrühme, es entblühte aus der Güte ihres Herzens? Anfangs ward es ihr schwer, in dem fremden Boden Wurzel zu fassen: den Abend ihrer Ankunft, wo die Bauern ihren gar nicht schwer beladenen Güterwagen abladen sahen, erforschten einige Notabeln am die Schenktische versammelt: wer doch dieser fremde Herr, dem sie auf Empfehlung ihres Pfarrers, und der Herren N. N. das droit d'habitation ertheilt hätten, wohl eigentlich seyn möchte? Die Sache blieb ihnen sehr problematisch, bis der wohlbeschulte Schmid der Gemeine, selbst ein Fremder, zwar ein verlaufener, aber deshalb schon ein zum Genie geeigneter, ihnen mit Sachkenntniß bedeutete: es sey ein gelehrter Philosoph, der Bücher machte. — Unter dieser Rubrik lernten ihn alle die Dörfler kennen. Das nächste Band knüpften seine freundlichen Pflegtöchter an, die, wahre Dorfschönen, Ehrfurcht nur für das Alter, bescheidene Höflichkeit aber für

die Frau mit der Hacke auf der Schulter, wie für die im Schleppkleide, übten. Die Kleinen sprachen schon französisch, und erwarben schnell die Liebe der Leute. Hubers freundlicher Blick, sein einfacher Gruß scheuchte sie nicht zurück, und die Thätigkeit seiner Frau, die sie jedes Hausgeschäft selbst verrichten sahen, erwarb ihnen bald die Rechte und Vortheile der Nachbarlichkeit. In Deutschland macht man sich keinen richtigen Begriff von der Existenz in so einem Schweizer- wenigstens Neuchateller-Dorf. Der gröste Theil der Einwohner von Bole war arm, wie es alle Weinbauern sind, nur die gröbern Gutsbesitzer können reich werden, weil nur sie warten können, bis der Schaden von manchem Mißjahr oder sein kümmerlicher Ertrag von einem guten Herbst hundertfaltig ersetzt wird. So war es auch in Hubers Dorfe. Unter den reichen Gutsbesitzern waren mehrere nur Bauern, die oft sogar selbst ihre Ochsen anspannten, oft ihr Heu mit eignen Händen umkehrten, oder im Fall der Noth den Pflug einen halben Tag führten. Aber ihr Weinbau hatte die Leute in das benachbarte Frankreich geführt, sie hatten in Basel deutsch gelernt, und wenn sie Abends zu Hause saßen, wurden wenigstens Zeitungen, oft manche

Broschüre, ja auch wohl ein Racine oder Gilblas gelesen. Die arme Klasse kann wenigstens lesen und schreiben, und rührend war es, manchen redlichen Hausvater Abends nach der harten Arbeit seinen Kindern noch Unterricht im Lesen geben, oder diese ihr Christenthum aufsagen zu hören. Und selbst die bitterste Armuth verliert durch Reinlichkeit und einen Grad freieren Selbstgefühls dort ihren erniedrigendsten Druck. Bei diesen Menschen sind es nicht Schulen und Unterricht, wie ihn die Bauern mancher deutschen Provinz genießen, was sie auf eine höhere Staffel der Menschheit setzt. Die Regierung hält ihnen keine Schulmeister; die Gemeine bezahlt sie; oft gehen halbe Jahre hin, daß keiner vorhanden ist, oft wechselt er so häufig, daß der Unterricht nie zu einem Ganzen gedeihen kann. Die Geistlichen führen vielleicht eine strengere Zucht, als in protestantischen Ländern, und der einzige Umstand, welcher vielleicht günstig wirkt, ist die viel spätere Aufnahme in die Zahl der Communikanten, die viel spätere Confirmation. Dort kommt das Mädchen erst im sechszehnten oder siebzehnten, der Knabe erst im siebzehnten oder achtzehnten Jahre aus der Schule, wie es in Deutschland heißt. Die väterliche Autorität behält

um so länger ihre Rechte, und der eigentliche Religions-Unterricht fällt in Jahre, die, wenn gleich nur zwei oder drei Jahre später, als im lutherischen Deutschland, der Vernunft entschiedne Fortschritte erlauben. Nebst diesen beständigen Bewohnern der Dörfer haben Städter und Regierungsmitglieder noch Güter, mit einfachen Wohnhäusern, daselbst, die sich meist nur durch besseres Geräthe und Taxeten von den bessern Bauerhäusern unterscheiden. Hier bringen sie den größten Theil der Sommermonate zu. Ihre Lebensart ist in gesellschaftlicher Rücksicht so liberal, wie möglich. Die Gebildetern kommen Abends sehr häufig am traulichen Theetisch zusammen; aber oft finden auch allgemeine Gesellschaften oder Soirées statt, wo die wohlhabende Bäuerinn mit dem reichen Gutsbesitzer sich bei dem Staatsrath und dessen ganze Familie auch wieder ohne alle Befremdung einen Abend bei der Bäuerinn versammelt, die höchstens Schulzinn ist, Voigtinn, oder was dort Justiciaire genannt wird. Das alles hat aber keinen Prunk, keine Aengstlichkeit. Der Bauer kriecht nicht und ist nicht grob, der Staatsrath läßt sich nicht herab, und ist nicht vornehm. Und wie rührend thätig wird dort Mildthätigkeit geübt! Wie

oft ſah man die ſchöne junge Schwiegertochter des preußiſchen Geſandten nach Bern, ſelbſt hoch ſchwangeren in die niedere Hütten der Kindbetterinn, eilen nicht nur zu geben — nein, mit der Ruhe der Gewohnheit ſtand ſie Kreiſenden bei, rückte ſelbſt das Kopfküſſen der Kranken, und ſah mit eigenen Augen, welches das dringendſte Bedürfniß der Wirthſchaft ſey. Die Feyer des Sonntags wird ſtreng, und auch durch Unterlaſſung aller Arbeit gehalten; vier dazu ernannte Aelteſte gehen an dieſen Tagen im Dorf umher, um dieſes Geſetz zu handhaben. Allein der vornehmere Stand erlaubte ſich eine Umgebung deſſelben. Die Frauenzimmer nähten Kleidung für Arme. Der kleinſte Reſt von Zeug, die abgenutzteſte Wäſche, ward zerſchnitten, ausgeflickt, zu Hemdchen, Windeln und Häubchen verwendet. In den traurigen Jahren, wo der rund umher wüthende Krieg dem kornarmen Lande alle Zufuhr erſchwerte, gieng die Sorgfalt der wohlthätigen Reichen in das gröſte Detail ein. Verſchiedene von ihnen kauften die unentbehrlichſten Bedürfniſſe, als Schmalz, Reis, Kartoffeln, in groſſen Vorräthen, und verkauften ſie den Armen mit der Hälfte Verluſt zu kleinen Portionen, welche ihr täglicher Lohn

zu bestreiten im Stande war. Und diese Gutthaten wurden eben so einfach angenommen, wie sie einfach gegeben waren. Sie machten den Empfänger nicht zum unterthänigen Vasallen des Gebers.

Menschen, die des Bessern so empfänglich sind, fiengen bald an, die neuen Nachbarn zu lieben. Die Kranken bekamen eine Suppe aus ihrem Hause, und ein unschuldiges Arzneimittel von den Händen der Hausfrau, die durch Zufall und besondere Vorliebe für dieses Geschäft von der Kranken-Pflege manchen gesunden Begriff hatte. Mit einem Kräuter-Thee, einigen Tagen gesunder Nahrung ist ein Armer so leicht geheilt! und manchmal, wenn der Suppentopf nicht hatte ausreichen wollen, gaben Forsters kleine Töchter ihren Teller der Mutter zurück, um ihn einer armen Kranken zu senden, oder entzogen sich Wochen lang die Milch zu ihrem Frühstücke, um eines andern mittägliche Portion länger zu bestreiten. Damals lohnte euch, guten Kinder eines guten Vaters, die Liebe eines ganzen Dorfes; jetzt werdet ihr durch die Zeit und eure entwickelte Jugend jene schönen Züge eurer Kindheit vergessen haben — aber die Mauern eurer edlen Verpfleger erwarten zuversichtlich, daß die Tugend, die damals

in

in euch keimte, in dem ganzen Laufe eures Lebens ihre Liebe mit Früchten belohnen wird.

Wenn dieſer fromme Aufenthalt das Herz erweiterte, indem er daſſelbe zu ſeinem eigentlichen Verhältniſſe gegen die Menſchen zurückführte, war er für den Geiſt nicht weniger fruchtbar. Ein paar ſehr zahlreiche franzöſiſche Bibliotheken ſtanden Huebern offen; er ließ es ſich, für die Beſchränkung ſeiner Lage — ſehr viel koſten, um einige deutſche Zeitungen und Journale zu halten, um ſich alles, was ſeine Abgötter in der deutſchen Litteratur (Göthe und Schiller) ſchrieben, zu kaufen, und durch eine Uebereinkunft mit einem Buchhändler in Bern, einiges Andere zum Leſen zu erhalten. Dieſes letzte Hülfsmittel war ſehr beſchränkt, und da in Neuchatel wenig Menſchen deutſch können, und von den Wenigen keiner Bücher, am wenigſten deutſche Bücher, kauft, ſo geriet Huber ſo heillos zurück, daß er bei ſeiner Rückkehr nach Deutſchland im Jahre 1798 zum erſtenmal! — eine Zeile von Jean Paul las. Die Noth alſo brachte ihn dazu, viele franzöſiſche Bücher zu leſen. Die ganze Schaar der Theater-Dichter kam an die Reihe, und zufällig eine Menge Ueberſetzungen der alten griechiſchen Tragiker

in ihrem Gefolge. Wahrscheinlich erregt es ein spöttisches Lächeln bei manchem Schüler der deutsch-griechischen Schule — sollten diese Blätter in Eines Hände fallen — daß eine französische Uebersetzung Hubern zuerst in das Heiligthum des Höchsten, was Dichtkunst besitzt, einführen konnte. Möge Nachsicht das mitleidige Lächeln mildern! Ich weiß nicht, welches Lob mehr die Schatten jener unsterblichen Dichter preißt, dessen, der sein Leben darauf verwandte, und den Preis seines Lebens, um dieses Preises willen hoch hält, oder dessen, der unbefangen im Alter des Genusses diese schönen Dichtungen antrift und sie von nun an mit unbestochenem Herzen, aus Wahl zwischen allen, lang gewohnten, neu berühmten, ergreift und nimmermehr losläßt. So gieng es Huber mit dem Sophokles, und seinen Mitbuhlern an unsterblichem Ruhm. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland war Homer nach Voß das erste Buch, was er las, und nebst diesem die drei großen Tragiker von Stollberg und Gothe übersetzt, unter den wenigen Büchern, die er sich zu kaufen erlaubt. Die Wirkung, die diese Werke auf ihn machten, war unbeschreiblich! Sie erweiterten ihm die Welt, sie verbanden ihn mit dem wirklichen Leben und Treiben der Menschen, sie flößten ihm erst eigentlich

Theilnahme an den nächsten Gegenständen um ihn her, ein, denn sie versetzten ihn erst in das Reich der Poesie. Oft stand er nun gerührt stille bei einzelnen Scenen des Landlebens, bei einzelnen seiner Geschäfte, bei Aeußerungen gemeiner Menschen, die oft tiefe, aber seltne Gefühle blicken lassen, bei den Spielen seiner Kinder, und bewunderte mit glänzendem Blicke die Ewigkeit der Natur und ihrer Dichter — denn so hatten sie sie vor Jahrtausenden gesungen, wie er jetzt sie noch sah, die arme, große Menschen-Natur! — Und hatte er denn nie vorher die Alten gelesen? hatte ihn denn sein Vater die Schulstudien so gänzlich versäumen lassen? fragt mancher ernsthafte Leser. Behüte! zu Ehren des guten Michael Huber, der in seiner naiven Güte oft selbst antik war, so wie der bourgeois gentilhomme Prosa machte, ohne sich dieses Talents bewußt zu seyn — Ferdinand Huber war fein dazu angehalten worden; es hatte aber gar keinen Grund gefaßt, und da es gar nicht in ihm lag, etwas zu scheinen, zu erborgen, so hatte er mit dem Informator die alten Poeten zugleich verlassen, und, wenn er späterhin die Leute diese Dichter rühmen hörte, versündigte er sich genug, um ihnen ihr Lob

zücken nicht zu glauben, ja, wenn er einmal sich selbst davon überzeugen wollte, konnte er ihnen keinen Geschmack abgewinnen. Die Ursache, welche ihn zu einer so völligen Sinnesänderung brachte, ist so kützlich, daß ich mich würklich fürchte, derselben zu erwähnen, so wie er selbst sie erklärte. — Er fand, daß die lange Entfremdung der Deutschen, und die nahe Gemeinschaft der französischen Lektüre seinen Verstand, und daß sein Leben voll Liebe und mühsam erworbenen, überschwenglich gewährten häuslichen Glückes, sein Herz dazu vorbereitet hätten. — Verzeihen ihm die Häupter der Philologen! Bedenken sie, daß die Gottheit selbst sich ihr Lob von Kindern und Unmündigen bereitet hat, warum sollte es nicht von ihnen auch ihren erhabensten Sängern gefallen? Und möge sie der rasende Herkules, sie die Klage von Hektors Gattinn, und tausend, tausend anbetungswürdige Schönheiten, so beglücken, so durchdringen, wie ihn!

Die nähere Auseinandersetzung von dieser Erklärung von Huber würde mich zu weit von der Geschichte abführen, sie wird aber jedem Seelenforscher leicht und klar seyn. Einige Worte will ich jedoch noch hinzufügen. Der Zeitpunkt seiner Jugend bis

zu Göthens Iphigenie macht einen gewiſſen Abſchnitt in ſeinem Geſchmacke. Vorher habe ich ihn ſchon durch ſeinen Enthuſiasmus für Shakespear charakteriſirt. Iphigeniens erwähnt er in ſeinen, dieſem Aufſatze folgenden Briefen. Damals ſchon ahnete er ihre reine Schönheit, aber immer mehr und mehr, und länger und länger erkannte er, und durchdrang ihn dieſes Kunſtwerk. Manche Stelle konnte er nie ohne die tiefſte Rührung leſen — und Göthe, ſo lange ihn auch indiskretes Lob ſeiner Bewunderer und Schüler ſchon von dem Anblick ſtiller Huldigung entwöhnt haben mag, Göthe ſelbſt, wenn er dieſe Blätter läſe, würde es nicht ohne ein ſüßes Gefühl erfahren, daß Huber im Frühjahr 1804, als nach den härteſten Stürmen, nach zehn Jahren Kampf gegen das Schickſal, endlich ſeine Ausſichten lachend, ſeine Zukunft geſichert war, daß er da in überſtrömendem Gefühl ſeiner Gattinn mit Göthe's Worten ſchrieb:

So ſteigſt du denn, Erfüllung, ſchönſte Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder....

Von der Zeit an, da Iphigenia erſchien, liebte er nun Göthe wie ein eiferſüchtiger Liebhaber, der es gewiß ſehr übel nähme, wenn man ihm vorſchläge,

er solle doch nur andere kennen lernen, die in ihrer Art auch so schön, wie seine Geliebte seyn möchten. Sein Herz und sein Geist hatten an seinem Dichter Ideals genug. Entfremdung von dem Leben und Drängen der deutschen litterarischen Welt, vier, fünf Jahre Beschäftigung mit der — nun ja doch, kalten, prosaischen, preciösen französischen Dichter-Litteratur, welcher der arme Halbfranzose, der vom Schicksal freilich ein Biegen degermanisirte Huber, weder Erhabenheit, noch Anstand, noch Haltung, noch Wahrheit absprechen konnte — die führten ihn dann auf eine glückliche Mittelstraße, von wo er entzückt in die Arme der ewig wahren alles Schöne vereinigenden griechischen Natur hinsank.

Noch eine Seite von dem ländlichen Aufenthalt der kleinen Colonie blieb unberührt: die ihres eigentlichen und vertrauten Umgangs. Das Schicksal hatte für sie so gütig gesorgt, wie für die andern. Von dem blos geselschaftlichen Zirkel habe ich schon erzählt; den Zirkel ihrer Freunde, darf ich blos andeuten, weil er ins Heiligthum gehört. Nahe und fern auf den Texirt von 2- 3 Stunden fanden sie Arme, die sie aufnahmen, Menschen, die Geist zu Geist mit ihnen sprachen. Ihr täglicher Umgang, ihr Trost

und Beistand war der Pfarrer des Ortes, ein junger lebhafter Mann, der es sich inniger angelegen seyn ließ, Seelenhirt als Theolog zu seyn, zu dem erstern auch viel mehr Anlage hatte, und, Dank seiner guten Gemeine, nicht eben zum letztern aufgefordert ward. Als Vater, Gatte, Freund, Bürger, war er ihr Beispiel; seine Predigten kleideten in Worte, was sein Beispiel lehrte, und der Sterbende, dem er so oft das Leben erleichterte, sah an seiner Seite den Tod mit weniger Schrecken sich nahen. Manche Lektüre, jedes kleine Fest genoßen diese beiden Familien vereint. Hatte die Pfarrerinn ein Gericht Schweins-Ohren — ein Bäer Leckerbissen — so mußten ihn Hubers mit verzehren helfen — war Hubern eine Arbeit gelungen, und seine Hausfrau bereitete ihm zum Lohne einmal eine Schüssel aus dem ancien régime, so mußte der liebe Pfarrer und seine Frau dazu gerufen werden. Nächte lang wachte der herzliche Freund bei Hubers kranken Kindern, und wenn der Schmerz die verzweifelnde Mutter aus Zärtlichkeit die Pflicht der Selbsterhaltung übersehen ließ, übte er das Ansehen des Freundes und des Hirten, und rief ihre Vernunft zur Herrscherian zurück.

Weil er jetzt so glücklich ist, der „arme umgetriebene Sohn der Erde," so mag er wieder einmal selbst sprechen, wie er es im ersten Jahre seines Aufenthalts in Bole in einigen Briefen thut, die er auf einer kleinen Reise nach Lausanne und in die nah gelegene Gegend an die Seinigen schrieb. Er besuchte B. E., damals war ihre Freundschaft noch nicht durch die Zeit erprobt, sie ist es nun nach eilf Jahren, und von keinem Wechsel der Begebenheiten und Lage verändert.

B. d. St. den 16 December 1794.

— —, — — — — — — — — —

„Hier kam ich gestern Abend um vier Uhr an. E.*) hatte gewaltig geputzte Gesellschaft, die noch nicht zu Mittag gegessen hatte, denn man speißt hier erst nach vier Uhr. Da blieb ich oben auf seiner Stube; denn ich hatte wenig Lust noch Mittel, mich zu

*) Ohne Zweifel erkennt der Leser diesen Namen, und wenn ich hinzusetze: daß die Zeit auch diese Verbindung bewährte, und Huber, da er beide nach eilf Jahren wieder sah, seine Begriffe von ihrem Werthe, mit froher Anerkennung seines Irrthums, abgeändert hatte — so erkennt der Leser auch seinen Freund E.

putzen, da alle Hausleute mit dem Mittagsessen beschäftigt waren, und außerdem war mein Kopf sehr wüst und meine Augen schmerzten mich von der Luft und vom Schnupfen. Ich sah also C. gestern fast gar nicht. Aber einmal kam Fr. v. St. mit C. herauf — und machte mir die erste Visite. — He, was denken Sie davon, Madame? — Ich habe sie also zehn Minuten lang gesehen, und unter solchen Umständen, wo es wohl sehr natürlich wäre, sie nicht liebenswürdig zu finden. Ob ich sie aber deswegen schon kenne? — Also wie sie mir heute scheint, sage ich dir. Erstaunlich viel Leben und Geist, der ihr Aeußeres übersehen macht, aber zwischen ihr und — ganz der Unterschied, der zwischen französischer und deutscher Litteratur statt findet. Nemlich: indem Alles erst möchte als gleich angesehen werden, ist alles anders, weil dort Innigkeit fehlt. Verstand, Artigkeit, Lustigkeit, tolle Einfälle — das alles scheint außer ihrem innersten Wesen vorzugehen, und doch zu bewirken, daß dieses innere Wesen gar nicht existirt. C. ist nun ganz hin, das sehe ich, lebt nur um sie, und bei ihr ..... glücklich fühlt er sich nicht dabei, das merkt man wohl, aber daß er hingerissen ist, verzeiht man ihm gerne.

Soll ich das zu ändern suchen? anlegen will ich es nicht, denn wozu eine Täuschung zerstören, die für einen guten Menschen, von allen Anlagen des Herzens, wie er ist, der aber in der Gesellschaft gewissermaßen, was Bestimmung und wahren Lebens-Genuß betrift, verpfuscht wurde, doch im Grunde das höchste Glück ist, was er erreichen kann. Meine Freunde, wenn ich uns, unser Leben, unser eines, dem andere angehören, mit solchen Existenzen vergleiche, wie unendlich glücklich sind wir dagegen! Wir leben, wir haben bestimmten zusammenhängenden Genuß unsrer Seele.

Heute um vier Uhr fahren wir nach Lausanne zu Fr. v. St. zum Mittagessen. Ich werde mich so einrichten, nach diesem Mittagsessen immer wieder nach Haus zu gehen, und überhaupt es recht planmäßig anfangen, um bei einer so ganz veränderten Ordnung die Zeit gut zu benutzen und einzutheilen. Ach der Ort ist allerliebst! ein sehr hübsches Haus, mitten in einem Wald, und die Aussicht aus dem Fenster über den Wald auf den See hin und die Felder des disseitigen Ufers. — — —

Den 18 December.

Uebermorgen sind es acht Tage, daß ich von

meinen Lieben entfernt bin, und noch war es unmöglich, daß ich von euch hörte. Weißt du wohl, daß ich das nicht bedacht und berechnet hatte, und daß ich gegen Traurigkeit und Sorge ankämpfen muß? Von mir mußt du drei Briefe haben, und morgen hoffe ich sicherlich einen von dir zu haben, aber vielleicht muß ich, weil Lausanne doch immer gegen drei Viertel-Stunden von hier ist, diesen hier zuschliessen und abschicken, eh ich deinen erhalten habe. Grüß dich Gott, meine Liebe! wie geht es euch, wie geht es meinem Hause? Ich freue mich der braven trocknen Kälte, die seit ein paar Tagen ist; ich denke, sie muß Euch gut thun. Ihr könnt spazieren gehen dabei, und überhaupt mehr treiben, als in der kothigen Nässe. — — — —

Viel Wichtiges weiß ich dir nicht zu erzählen. Ich aß gestern und vorgestern bei Fr. v. St., nach dem Essen gieng ich wieder nach Hause und ließ C. dort. Heute waren wir zusammen tête-à-tête, weil sie bei ihrem Vater war, der heute in Lausanne ankam. C. ist unendlich lieb und gut! wir hatten ein paar sehr ernste herzliche Unterredungen. Er fühlt sich wenig glücklich, und hat keine Hoffnung mehr, je ordentlich glücklich zu seyn; doch kommt er mit mir überein, daß er es

nie und auf keine Weise weniger seyn kann, als in dem gegenwärtigen Terrain. Er will manches besser einrichten, hat auch schon manchen Anfang gemacht, aber die Umstände binden ihm die Hände. Es ist ein liebes sonderbares Wesen! so kindlich zu seyn, und doch dabei so wenig Reines genossen und gefühlt zu haben, wiewohl er mit Herz und Geist, mit Wehmuth, mit schwer verhaltnen Thränen alles Reine auffaßt und dafür fühlt. Viel Geistesthätigkeit durch einsames Studieren; das meynte er, wäre ihm durchaus das beste, und ich bin seiner Meynung, insoferne das gewiß die Lage wäre, in welcher er am besten und mit der wenigsten Gefahr erwarten könnte, ob ihm nicht noch etwas Gutes dazu kommen möchte. Fr. v. St. ist dann in der That liebenswürdig, geistvoll, artig, ungezwungen, lebhaft, alles in einem ungewöhnlichen hohen Grade. Der große Haß, das niedrige Schimpfen gegen sie, ist ohne Zweifel die Wirkung des Neides und der gewöhnlichen Mißgunst gegen freien Geist überhaupt. Gestern las sie uns ein von ihr schon im Jahr 1787 verfaßtes Trauerspiel: Jeanne Gray — es dünkte mich sehr viel Schönes darinn zu seyn, aber das Trauerspiel-Lesen in artiger-Gesellschaft, die or-

deutlich auf gewiſſe Convenienzen des Zuhörers eingerichtet iſt, — ſchon das benimmt in meinen, in unſeren glücklichen, des Beſſern gewohnten Augen, dem Weib einen weiblichen Reiz.

Narbonne, der hier wohnt, lernte ich auch kennen. Er hat die trockne franzöſiſche Perſiflage ohne Bosheit, die ihm gut ſteht, und außerdem etwas Edles und Einfaches. Auch ſah ich geſtern Mathieu Montmorenci, den Urheber der Motion, die den Adel aufhob, in der assemblée constituante. Es giebt Leute, welche von ihm träumen, daß er conſtitutioneller König in Frankreich werden ſollte, und mich däucht, dazu ließ' er ſich denn endlich auch gebrauchen, und ſeine Mutter, Madame von L. hat ſchon jetzt ein rechtes königliches Frau-Mutter Geſicht. E. ſagt viel Schönes von Mathieu, von ſeiner morale austère und dgl. Wenn ich ihn aber ſpaßhaft dabei anſehe, iſt ihm an der Behauptung doch weiter nicht ſehr viel gelegen. Edles, Einfaches hat dieſe Klaſſe von ci-devant franzöſiſchen Seigneurs, die nicht Ariſtokraten wurden bei der Revolution, wohl durch die Bank, und dieſer Mathieu theilt dieſe Eigenſchaften mit ihnen.

Viel politiſche Nahrung habe ich eben nicht empfangen; die Leute ſind aber im Ganzen in dieſem Fache ſehr artig, liberal, nicht auf beſſeres Wiſſen pochend — wie das ſo leicht wäre, und bei Deutſchen gewiß ſeyn würde, die zum Theil in den Dingen ſelbſt geſteckt hätten — und Achtung zu haben ſcheinend für Raiſonnement, für Grundſätze, die auch von den übrigen verſchieden ſind. Laß das immer nur Ton ſeyn, es iſt doch guter Ton, und in unſern Zeiten koſtbar.

— — — — — — — —

— — — — — Meines Lebens letzte und ſchönſte Beſtimmung iſt in unſerer Verbindung erreicht; ich ſehe hinunter in eine Zukunft, wie lang ſie auch ſeyn möge, und unſre Liebe füllt ſie und reicht darüber hinaus. Vergiß nicht den Kindern von mir zu erzählen, und grüße Lieſe *) — Nun will ich arbeiten bis Schlafengehen an Adele von Senanges. **) Mit dieſer will ich hier fertig werden, aber das iſt auch tout le bout du monde, alſo ſchicke mir nichts weiter — es könnte ſich ohnehin auf der Poſt ver-

*) Die treue alte Magd. —

**) Er war damals mit der Ueberſetzung dieſes kleinen Romans beſchäftigt.

ietten, welches oft der Fall seyn soll; daß es doch nur keinem von unsern Briefchen so gehe! Lebe wohl! Lebe wohl! Fünf Tage von vierzehn! denn ich darf den Sonnabend wegen des Postenganges nicht rechnen — bleiben nun noch übrig. Nächsten Montag über acht Tage, will ich mich wieder in Cassany in die Diligence setzen, die dort zurück geht, indem sie von der Genfer abgelöst wird — und das ist der spätteste Termin.

Den 21 Dec. — — —

— — — — — — „Im Ganzen des gesellschaftlichen Tones dieser Menschen ist Böses und Gutes unter einander gemischt. Bös ist die Oberflächlichkeit, das Springen von einem Gegenstande zu dem andern, das Reduziren aller Ideen und Gefühle auf den seichten Unterhaltungsstoff. Gut ist die Artigkeit und Leichtigkeit, die Toleranz, die Kultur, das Beschäftigtseyn mit so mannichfaltigen Gegenständen. Kurz, er ist zehntausendmal besser, als die meisten Arten von Gesellschafts-Ton in Deutschland; aber es gehörte ein eignes Geheimniß dazu, daß ein guter Kopf in diesem Elemente nicht von Grund aus verdorben würde. C. fühlt das selbst recht gut, und sucht sich mit dem besten Willen zu erhalten.

— — — Auch ſein Onkel, der Verfaſſer der Familie (oder Briefe zweier Mädchen aus unſerm Jahrhundert) war geſtern bei Fr. v. St. Ich ließ mich ihm vorſtellen, konnte ihm aber wenig Rede abgewinnen, er hat ein barockes, miſanthropiſches Angeſicht, und ſoll C. gar nicht leiden können, wie er mir ſelbſt recht kindlich, und kindiſch ärgerlich verſichert hat." — — — — . — — — — — — — — —.

„Ich habe deinen dritten Brief, meine dritte Freude. Es geht uns beiden gleich wehmüthig und froh in uns und unſrer Liebe, nachſichtig, theilnehmend, und doch halb bitter und halb traurig bei andern Menſchen. Meine Liebe, ich verſprach C. vierzehn Tage zu bleiben, es würde ihm wohl thun, wenn ich nun früher ginge, daher blieb es immer aufgemacht, daß ich erſt Montag reiſte. Er iſt ſo gut, er iſt ſo ängſtlich, mich zu verabſäumen, du wirſt gewiß nicht, daß ich ihn ſchmerze — — — du weißt es wohl, daß ich mich zu euch ſehne, und nur bei euch mich freue. Heute z. B. war es mir ſchmerzlich, mich ſehr amüſirt, und ſo viel gelacht zu haben, wie es mir lange nicht geſchah. Es war ein junger Emigrirter in der Geſellſchaft, der ein

wah-

wahres Islandisches Talent zum Nachahmen hat. Er spielte einen französischen Emigrirten, und zwar zuerst einen recht dummen aristokratischen, dann einen constitutionellen, alsdann spielte er einen piemontesischen Marquis, der erzählt, wie er von Savoyen weglief, als die Franzosen kamen, dann den avoyer Steiger von Bern. Er legte in alle diese Charaktere ordentlich sublime komische Züge, und ohne die mindeste Karikatur — und da hatte ich mitten in der herzlichsten Freude wahren Aerger, daß so etwas hübsches existirte, ohne daß du es genießen könntest." *)

Einem Mann, der sich so glücklich in dem Kreise seiner Familie fühlt, giebt die Liebe den Muth, auch Leiden zu ertragen. Und die legte ihm das Schick-

*) Die Weglassungen in diesen Briefen bestehen meist in kleinen Details oder Raisonnements über die Vorfälle der damaligen vierzehn Tage, wo Carriers Prozeß und des Herzog von York schleuniger Abschied von seiner Armee die Zeitungen beschäftigte. Sie würden jetzt dem Leser ganz unverständlich seyn, da eine sehr große Bekanntschaft mit der Geschichte jener Zeit dazu gehört, sich der vielen Menschen und Umstände zu erinnern, deren Huber immer erwähnt.

ſal bald mit ſtrenger Hand auf. Die Theurung ſtieg immer höher und höher, ſo daß ſeine Hausfrau in dem ſo viel wohlfeilern reichen Schweden ſpäter ihren Freunden oft ſcherzend ſagte, es müſſe ihr damals gegangen ſeyn, wie es Doktor Luther ſoll von ſich geſagt haben, daß er durch Gotteshülfe am Ende des Jahres mehr ausgegeben habe, als eingenommen, ohne Schulden zu machen. Denn die kleine Wirthſchaft beſand dennoch, hatte Ertrag, wo ſie hinkam, ohne ihn zu benutzen, und fand noch Mittel, dem Nothleidenden ſeine Lage zu erleichtern.

Iſt das nicht das Wunder, was Einfachheit, Liebe und Begnügſamkeit hervorzubringen im Stande iſt? Und welche zahlloſe Genüſſe entblühten aus dieſer Beſchränktheit! — Dieſe heiligen Freuden kennen nur die in voller Maße, welche das Schickſal verarmte, denn ſie nehmen in die Armuth das für feinere Gefühle gebildete Herz mit. Die in Armuth erzogen wurden, machen ſich von dem Glücke der Wohlhabenheit einen ſo glänzenden Begriff — daß er ihre Genüſſe oft übet, oder ihre Begriffe ſind zu beſchränkt, um zarte Genüſſe zu erkennen.

Bald ſetzte eine langwierige Krankheit von Hubert beiden Kindern den Mund der liebenden Eltern

auf eine harte Probe. Beide lagen sieben Monathe, und von diesen viele Wochen ganz hoffnungslos am Stickhusten nieder. Der Winter war lang und hart; die eine von Huberts Töchterchen hatte dabei die rothen Flecken, die eine der Mägde war auch krank; der Arzt war fern, jedes Hülfsmittel immer schwer zu schaffen. Aber dieser Jammer war wieder die Quelle von tausend Guten. Wer die kleine Colonie noch nicht gekannt hatte, nahm nun Theil an ihr, schätzte die Hoffnung, mit der sie ihr hartes Leiden trug. In diesen sieben schrecklichen Wochen, wo der Zustand der kleinen Kranken jeden Augenblick den Tod drohte, wachte jede Nacht eine theilnehmende Nachbarinn abwechselnd mit der Mutter und einer der treuen Mägde, und oft trat der Nachtwächter an das niedere Fenster, wo das bange Nachtlicht brannte, und fragte in seinem weichen breiten patois: Gute Frau, was machen unsre lieben Kinder! Wie manche Nachbarinn ließ es ihr erstes seyn, bei dem früh grauenden Morgen an den Brunnen zu eilen, um dort zuerst zu erfahren, was die lange Nacht an den Leiden der armen Kranken geändert hätte. Solche Theilnahme giebt es nur auf dem Lande, nur auf dem Lande hat der Mensch noch für den

Menſchen den Werth, Menſch zu ſeyn. Das älteſte der Kinder wurde gerettet, das Jüngere lebte eilf Monate ein Leben der wunderbarſten intellektuellen Entwickelung, des unausſprechlichſten Jammers, und lehrte dann ſeinen Vater das erſte Gefühl des Todes kennen. Voll von der ſchmerzvollen ſanften Erſcheinung ſchilderte er ſie in der kleinen Blanche, *) deren Darſtellung manches mütterliche Herz gerührt hat. Die Entſtehung dieſer Briefe hat überhaupt etwas Eignes, das hier Erwähnung verdient. Cotta ſchickte Hubern die Kupferſtiche dieſes Jahrganges mit der Bitte, einen Text dazu zu machen. So wurde alſo der Text zu den Kupfern, gar nicht die Kupfer zu dem Texte verfertigt. In dieſen Briefen iſt mancher Zug niedergelegt, den Huber aus dem würklichen Leben kopirte, der ſeine Anſichten und ſeine Empfindungen ſo lebendig ſchildert, daß er die Lücken ausfüllt, welche die Geſchichte aus Furcht, zu lang zu werden, behalten muß.

Schon im Herbſte 1794, da der Krieg immer drohender wurde, und alles Verkehr mit Deutſch-

*) Cottaiſcher Damenkalender 1798. Fragmente von Briefen einer Mutter an ihre verheirathete Tochter.

land erschwerte, was doch zu Hubers litterarischem Erwerbe so nöthig war, machten ihm einige Norddeutsche Freunde den Vorschlag, sich in Hamburg niederzulassen. Es ward manches darüber gesprochen; das Haupthinderniß von außenher lag in den Kosten der ungeheuren Reise mit zwei Kindern, mit einer Magd, — denn die gehörte nun einmal mit zu der Familie — dieses zu heben, fanden sich eben keine wirksamen Mittel, und so durfte das innere Hinderniß, die Furcht vor dem nördlichern Clima, die Liebe zu den Menschen, zu den Felsen, zu dem silbernen See, der sie umgab, obsiegen, — sie blieben in dem freundlichen Lande, das sie zuerst in Schutz nahm, und von so vielen Seiten ihnen das Entbehren des Ueberflusses erleichterte, sie blieben — aber wie sind die Folgen dieses Entschlusses zu berechnen? — Hier verstummt die Weisheit des armen Sterblichen vor dem unbegreiflichen Schicksal. Vielleicht hätte dort ein leichterer Erwerb den früh Entschlafenen mit weniger Arbeit beschwert, aber hätte sich darum der Keim seines Todes später entwickelt, und hätte ihn das Bewußtseyn, seinen Kindern ein Vaterland und in dem besten Fürsten einen gütigen Beschützer zu lassen, zu den Schatten begleitet?

Im Herbſte des Jahres 1797 ward die Ausſicht, daß die Schweiz nun auch der Schauplatz großer Veränderungen werden ſollte, unzweifelhaft. Unter dieſen Umſtänden blieb Huber keine Hofnung, ſeine litterariſchen Arbeiten von ſeinem jetzigen Wohnplatz aus fortſetzen zu können. Er bedurfte eines regelmäßigen Verkehrs mit deutſchen Buchhändlern; der Unterhalt ſeiner Familie beruhte auf immer neuen Unternehmungen, immer erneuten Verabredungen mit ihnen, die durch die Lage des Landes bei einem ausbrechenden Kriege unmöglich gemacht wurden. Noch ehe die Betrachtung über die Zukunft würklich zur Sorge heranwuchs, ward der würdige Cotta das Werkzeug des Schickſals, das Hubers ganzer Laufbahn eine neue Wendung gab. Urſachen, die nicht in dieſe Geſchichte gehören, bewogen den verewigten Poſſelt, ſich der Redaktion der Weltkunde, dieſen Namen führte damals das Blatt: die allgemeine Zeitung, zu entziehen. Cotta, der ſchon lange mit Huber in Verkehr ſtand, hatte ihm durch die Liberalität ſeiner Handlungsweiſe, durch die vielen Züge von Theilnahme und Gefühl, die in ſeiner Geſchäftsführung ſichtbar wurden, ſo viel Vertrauen eingeflößt, daß er das große Wagſtück einging, auf ſeinen Vor-

ſchlag ſein gaſtfreies Dorf, ſeine erprobten Freunde zu verlaſſen, und in Tübingen für das erſte mit Poſſelt verbunden an der Weltkunde zu arbeiten. Und dieſer Entſchluß hat ihn nie gereut. In dem nahen und höchſt verwickelten Verhältniß der mannichfaltigſten Geſchäfte lernte er in ſeinem Verleger immer mehr thätige Bemühung für allgemeines Wohl und wahren Unternehmungs-Geiſt ſchätzen. Vereint zu gleichem Zwecke erleichterten ſie ſich manche Arbeit, und nie ſtörte Mißtrauen oder Eigennutz eine Verbindung, die für den Todten, wie für den Ueberlebenden, gleich ehrenvoll war.

In den letzten für die Schweiz ſo ſchickſalsvollen Tagen des Februars von 1798 verließ Huber Neuchatel, um ſein neues Geſchäft kennen zu lernen, und wenn er deſſen Führung ſeinen Fähigkeiten und Bedürfniſſen angemeſſen fände, ſeine Familie nach Deutſchland nachkommen zu laſſen. Er war vom 27 bis 29 Februar in Bern Zeuge der ſchrecklichen Gährung der Gemüther, welche dem Einſturze des ganzen Staatsgebäudes vorausgieng; er hielt ſich in Zürich, Baſel, Schafhauſen lange genug auf, um die Stimmung der Menſchen, die Folgerungen, die ſie nach ſich ziehen mußte, zu erkennen, und kam mit der trau-

rigen Ueberzeugung, daß der Strom des Unglücks jenes ehrwürdige Land nun ohne Rettung ergriffen habe, in der Mitte des März in Schwaben an. Die Art, wie ihn Cotta empfieng, die Gerathheit, mit der er ihm den Umfang und die Bedingungen seines neuen Geschäfts verlegte, machten der Unsicherheit, in der Huber noch geschwebt hatte, bald ein Ende, und er deutete seinen Lieben an, daß ihnen das Schicksal nun aus dem Paradies ihres stillen Glücks in ein fremdes unbekanntes Land zu ziehen gebiete. Der Schmerz, mit dem Hubers Gattinn und Kinder sich von Neuchatel trennten, ward durch die Trauer erhöht, aber auch wohlthätig gemacht, mit der Nachbarn und Freunde ihre Abreise erfuhren. Es ist ein sehr schönes, es ist ein im bittersten Leiden erhebendes Gefühl, beim Hinwegscheiden den segnenden Nachruf jedes Zurückbleibenden, der unsern Namen kannte, zu hören. Dieses stolze, schöne Andenken nahmen Huber und die Seinen aus ihrem Dorfe mit. Wohin sie ihre Blicke wandten, begegneten sie nassen Augen und weichen Herzen; jede Bäuerinn zog die Kinder noch einmal ins Haus, um sie mit den gewohnten Leckerbissen, mit Obst und Milch, zu bewirthen; manche Arme

kam von fernern Dörfern herbei, noch einmal für die Pflege zu danken, die ſie in Krankheit genoſſen hatte, oder, ihr krankes Kind auf dem Arme, noch einmal Rath und Beiſtand zu erbitten. Alle geliebten Freunde rechneten mit der Zeit, um noch ſo lange, wie möglich, um die Freunde zu ſeyn. Die Trennung war unbeſchreiblich ſchmerzvoll; denn die Zukunft war ungewiß für die Scheidenden, und drohend für die Zurückbleibenden bei dem Sturme, der rund um ihr kleines Dorf wüthete. Jede nächſte Welle konnte ſie hinabreiſſen in das kämpfende Element. In dieſem Augenblick traf Hubers Weib ein Schlag, der den ſchönen Schmerz dieſer Trennung mit unendlicher Bitterkeit miſchte, und den einzigen Erſatz, ihre Wiedervereinigung mit ihrem Gatten, mit Schrecken umgab.

Seit dem Oktober des verfloſſenen Herbſtes hatte Huber einen Sohn; von allen Kindern ſeiner armen Mutter das blühendſte, ſtärkſte, welche ihm ſein glücklicher Vater in manches Bild, das ſeine roſenfarbne Phantaſie in die Zukunft mahlte. In den Monaten, vom Februar bis zum May, wohin er die Abreiſe ſeiner Familie beſtimmte, ſtellten ſich bösartige Blattern in den Gegenden ein, die ſie bei

ihrer Reise berühren mußten; Berner Flüchtlinge brachten sie bald nach Neuchatel herüber. Die besorgte Mutter entschloß sich auf den Rath ihres Arztes, ihrer Freunde, durch eine schnelle Einimpfung den blühenden Knaben zu sichern. Der Wunsch, ihrem Gatten Unruhe zu ersparen, die Zuversicht, mit der alle ihre Umgebungen auf den glücklichsten Erfolg rechneten, vermochten sie, das ganze Unternehmen vor Hubr zu verschweigen. Der Knabe starb, der schöne, blühende Knabe starb in dem Augenblick, wo seine betrogene Mutter seinem Vater jauchzend entdecken wollte: daß sie seinen Sohn vor der großen Gefahr auf immer gesichert habe, und, statt den Liebling in seine Arme zu führen, brachte sie ihm die Kunde von seinem Tode.

Aus einem Lande geschieden, in dem ihnen Gastfreiheit und Freundschaft so viele Jahre die Hand boten, wo Liebe, Fleiß und Begnügsamkeit ihnen die würdigsten Freuden gewährt hatte, und das neue Land mit dem Schmerze betretend, den der Tod — und gerade dieser Tod eines theuern Kindes erregte, mußte es den neu Angelangten schwer werden, den neuern Wohnplatz liebzugewinnen, ja nur billig zu beurtheilen. Statt dem silbernen See die

Ufer des Neckars, der, oft sein Gestade mit Ueberschwemmungen verwüstend, sie mit Sand und Gries überdeckt. Statt des Jura's zackigten Gipfeln die geschwemmten niedern Hügel von Schwaben, statt der glänzenden Schneeflächen der Alpenhöhen kleine blaue Berge, die man ihnen auch Alpen nannte, und die ihre Kinder darum mit Verdruß ansahen, weil es nicht ihre Alpen mehr waren. — Und diese armen Kleinen, die der deutschen Sprache unkundig, ihrer Gespielen beraubt, mit aller Beschränkung ihres Alters alles abscheulich fanden, weil es ihrer Schweiz nicht gleich war. Der Anfang war sehr schwer und oft verbarg eines dem andern seine sehnsuchtsvollen Thränen; oft ermahnte dann wieder einer den andern, von der lindernden Zeit des Bessere zu hoffen. Einige Waadtländer, einige Franzosen, die das Schicksal auch nach Tübingen verschlagen hatte, und denen es eben so schwer ward, ihre Heimath zu vergessen, gesellten sich zu ihnen, und da das leichtere Blut in dem kleinen Zirkel bald die Oberhand behielt, vereinigte er sich zu manchem Spaziergange, durch welchen Gewohnheit ihnen nach und nach die würklich schöne Gegend lieber machte, und den Sitten der geliebten Schweiz wenigstens treu bleibend, versam-

melten sie sich Abends um den traulichen Theetisch, und verglichen sich mit manchem muntern Scherz und mancher Thräne im Auge mit dem Volke Gottes, wie es in der Gefangenschaft zu Babylon seufzte. Die schätzenswerthen Einwohner von Tübingen werden die Unbilligkeit in diesem ersten Widerwillen, unter ihnen zu leben, den Fremdlingen nicht vertragen, da mehrere Umstände, und auch die kurze Zeit ihres Aufenthalts sie verhinderte, Bekanntschaften zu machen. Ihre Empfindungen betrafen einzig das Oertliche, insoweit sie es mit der Schweiz verglichen, und da verdienten sie wohl einige Nachsicht.

Wie Huber anfangs die Redaktion der damaligen Weltkunde übernahm, befand sich, wie schon erwähnt worden, der verstorbene Hr. Hofrath Posselt noch in Tübingen, und ein Theil der Einrichtung dieser Redaktion blieb bis zu ihrer Verlegung nach Stuttgardt noch in seinen Händen. Je länger aber Huber diese Beschäftigung trieb, je mehr fand er, daß sie an und für sich, mit Geist behandelt, eine Schule des Geistes für historische Endzwecke werden könnte, und er sah sie bald aus einem viel würdigern Gesichtspunkt, als dem des Broderwerbs, an. Sobald die zeitlichen Begebenheiten einen Gegen-

ſtand aus der Geſchichte berührten, der ihm nicht ganz bekannt, oder deſſen Folgerung und Entſtehung ihm nicht klar war, las er die Geſchichte verfloſſener Jahrhunderte, um ſeine Anſicht ſich ſelbſt klar zu machen, und das Gegenwärtige, ſo weit es auf Thatſachen beruhte, zu erklären. Die Art und Schnelligkeit, mit welcher er arbeitete, gewann ihm Zeit, nebſt dieſen Lektüren noch manche andere litterariſche Beſchäftigung zu unternehmen. Ein Theil der Zeitungen kam des Abends ſpät; dieſe bearbeitete er mit Muſſe für den folgenden Morgen. Von denen, die am Morgen kamen, zeigte er nur die neuen Ereigniſſe an, weil das tägliche Blatt während der Arbeit gedruckt werden mußte; die Auszüge, Raiſonnements und dgl. wurden dann in den übrigen Tages-Stunden, entweder für das folgende, oder hatten ſie bleibendern Werth, als den der Neuheit, für ſpätere Blätter gemacht. Die Schnelligkeit des Blickes, mit dem er das Zweckmäßige ſogleich auffand, war bewunderungswürdig; die unerſchütterliche Billigkeit, mit der er ſtets Nachrichten von jeder Parthey einholte, blieb ſich immer gleich. Jedesmal, daß ihm eine Parthey Berichtigungen oder Aktenſtücke zuſchickte, war es ſein Sin-

nen und Trachten, wie er es möglich machen sollte, sie in das hellste und als Redakteur in das unpartheyischste Licht zu stellen. Wenn es Partheyen gab, oder Zeiten, wo bald die eine, bald die andere Parthey glaubte, daß er irgend Eine begünstigte, so hat sie sich geirrt. Sie vergaß, daß der Geist, selbst der lobenswürdigsten Parthey, nicht der der Wahrheit ist, und daß der Geist der Wahrheit, wie er zu Menschen sich gesellt, auch in dem hellsehendsten, dennoch nur durch menschliche Wahrnehmung wirkt, daß also Huber nie verfälschte, aber als Mensch vielleicht für Wahrheit hielt, was die Zukunft als Irrthum erwiesen hat. Daß ihm dieses seltner, als andern Männern, die in seinem Fache arbeiten, geschah, macht vielleicht nicht das einzige Verdienst seines Blattes, welches mit richtigen Thatsachen und Aktenstücken zu versehen, sich sehr ehrwürdige, und Ehrfurcht gebietende Quellen fortgesetzt angelegen seyn ließen.

Hubers Wahrheitsliebe und Urtheilskraft durfte aber auch bei der Benutzung seiner Hülfsquellen nicht allein thätig seyn. Er mußte sich oft, so schwer ihm dieses, als freiem Geiste, ward, und so weh es ihm als Vorarbeiter künftiger Geschichts-

forſcher that, wegen Abhängigkeit von einer Cenſur, die wieder abhängig war, zum Verſchweigen herzunehmen; denn weiter giengen die Forderungen nicht, und weiter wären ſeine Rückſichten auch nicht gegangen.

Nachdem Huber nun bis in das letzte Viertel des Auguſts 1798 ſein neues Geſchäfte in Tübingen zur großen Zufriedenheit ſeines Freundes Cotta und des Publikums getrieben hatte, zog ein ſehr wenig intereſſanter, wie ich mich erinnere, bloß diplomatiſcher Artikel der Zeitung den Tadel Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht von Wirtemberg zu. Die Einſichten dieſes Fürſten waren aber zu hell, als daß er, um eines ſolchen Verſehens willen, ein ſo nützliches Inſtitut ſeinem Lande hätte entziehen ſollen; es gelang der Thätigkeit des Verlegers, deſſen Fortſetzung unter Churfürſtlichem und Kaiſerl. Privilegium, in die Churfürſtliche Reſidenz ſelbſt zu verpflanzen. Dieſe Veränderung ward in Zeit von drei oder vier Tagen nöthig gemacht, beſchloſſen und ausgeführt. Für denjenigen, dem dieſes Geſchäft ganz fremd iſt, kann dieſe Ortsveränderung ſehr geringfügig vorkommen; wer aber die vielen kleinen Handleiſtungen und Hülfsmittel kennt, die zur täg-

lichen Herausgabe eines ſolchen Blattes gehören, der kann Cottas Thätigkeit und Unternehmungsgeiſt ſeine Bewunderung nicht verſagen. Er hatte für dieſes Blatt täglich vier Setzer und zwei Preſſen geeignet, dieſe mußten von Tübingen nach Stuttgardt transportirt oder dort erſetzt werden, und ungeachtet dieſes Wegs von acht Stunden, der zwiſchen dem alten und neuen Lokale lag, ward die Zeitung ununterbrochen täglich fortgeſetzt. Allein für Cotta hatte dieſe Verpflanzung nur Mühe und Zeitverluſt, für Huber und ſeine Frau war es ein Schlag, der ihre kleine Oekonomie wieder zerſtörte, und der ein neues Gefühl von Heimloſigkeit, von unſtetem Leben muthberaubend in ihre Seele goß. Der Abſchied aus der Schweiz hatte ſie von Menſchen getrennt, an die ſie durch die ſchönſten Empfindungen feſter geknüpft waren, als Bande der Verwandtſchaft je knüpfen können; mühſelig hatten ſie ſich jetzt kaum an den neuen Boden gewöhnt, kaum erlaubte ihnen ihre durch die lange Reiſe aus der Schweiz erſchöpfte Oekonomie wieder einige Bequemlichkeit; ſo trat dieſe neue Wanderung, dieſe neue Nothwendigkeit zu Ausgaben ein. Und das beim Eintritt des Herbſtes, bei der Ausſicht auf einen einſamen Winter in einer

fremden

fremden Stadt, welche Hubers Gattinn, die an das Landleben gewöhnt war, und es ihrer zerrütteten Gesundheit wegen vorzog, schon als Residenz verhaßt war. Mit der sanftesten Fassung kündigte ihr der liebende Mann die harte Nothwendigkeit an. Das Schicksal war nicht umsonst ihr strenger Lehrer gewesen; sie nahm die Nachricht still auf, und fuhr am folgenden Tag mit Huber nach Stuttgardt, um dort für sich und ihre Familie eine Wohnung zu suchen, und sich einigermaßen mit dem Bedürfniß der Lokalität bekannt zu machen. Am dritten Tage verließ sie ihren Gatten schon heiter und mit gläubigem Herzen, arbeitend an dem Gebäude einer neuen Zukunft, und kehrte nach Tübingen zurück, um Anstalt zu machen zur Ueberkunft ihrer Kinder und ihrer beiden treuen Dienstboten. Allein und fremd kostete ihr dieses Geschäft mehr Kräfte, als ihr die Natur verliehen hatte; sie hatte kaum Zeit gehabt, sich in Stuttgardt auf das nothdürftigste einzurichten, als eine zu frühe Niederkunft ihre Gesundheit sehr schwächte, und Hubern den Anfang dieser neuen Lebensepoche um vieles erschwerte. Dieser nur häusliche Unfall hätte vielleicht hier keine besondere Erwähnung verdient, wenn dieser Zeitpunkt nicht dem

Kinde das Leben geſchenkt hätte, das Hubers Liebling und ſein Vorgänger um wenig Monate in die Ewigkeit war. Hubers ſo theurer Liebling, daß ſich ſein Leben dem ihren nach zu neigen ſchien, daß die letzte Beſchäftigung ſeines liebenden Geiſtes ein Gruß war an ihren verklärten, dem er ſo ſchnell folgte. Nur mit der äußerſten Mühe wehrte man viele Monate den Tod von dieſem zarten Weſen ab; nur die ganz vorzügliche Geſchicklichkeit des Arztes und die Pünktlichkeit, mit welcher Mutter und Wärterinn ſeine Befehle befolgten, hielten das ſchmachtende Geſchöpf vom Sterben zurück, bis die Natur endlich der Kunſt die Hand bot, und eine wunderbare — faſt möchte man ſagen, eine überirdiſche, wenigſtens unſrer Welt fremde Entwicklung hervorbrachte. Aber noch als der Zuſtand dieſes Kindes höchſt leidenvoll, und ſein Anblick allein für der Eltern Herz ſchon Schmerz-Gefühl war, warf im Anfang des Jahrs 1799 eine langwierige Krankheit Hubern darnieder. Lange ſträubte er ſich gegen die Unfähigkeit, ſeine Geſchäfte zu führen; lange ſtand er, vor Schrecken erſtarrt, vor dem Gedanken: daß mit ſeiner Thätigkeit der Unterhalt ſeiner Kinder auch aufhöre. Er mußte endlich der Obermacht des

Uebels weichen — der Augenblick, in dem er damals mit einem Ausdruck herzzerreiſſender Ergebung die Feder niederlegte, und ſeinem Weibe, die von ihrem dem Tod entgegenlechzenden Kinde zu ihm eintrat, geſtand: er vermöge nicht länger zu arbeiten, und ſich dann matt auf ſein Lager geleiten ließ, dieſer Augenblick hatte etwas von dem Fürchterlichen desjenigen, wo er auf ſeinem Sterbelager ihr ſein Gefühl des Todes verkündigte. In dieſem und jenem Augenblick ſtärkte eine wohlthätige Gottheit das ſinkende Weib, und ſie vermochte es, ihren Geliebten zu unterſtützen. Einſam in einer fremden Stadt, von bangen Kindern umgeben, ohne Freunde, die durch ihren liebenden Geiſt ſie geſtärkt hätten, mit der Ausſicht auf eine heimloſe, hülfloſe Zukunft, mußte ſie dieſen Stürmen begegnen. Mögen es ihre Gefährtinnen im Unglücke vernehmen und Muth ſchöpfen in ihrem Beiſpiel! Mögen auch die Jüngern ihres Geſchlechts, denen noch frei ſteht, ihre Zukunft zu wählen, es beherzigen und ihre Wahl dadurch leiten! — Was Hubern empor hielt in dieſer ſchrecklichen Prüfung, was ſeinem Weibe einen Muth gab, der ſie über ihre körperlichen Kräfte erhob, war Liebe, innige Vereinigung der Herzen, innige Verwandtſchaft der

Seelen. Wenn sie ermattet von der Pflege der leidenden Lieben neben den ängstlich schlummernden Kranken in den einsamen Nachtstunden die versäumte Arbeit des Tages nachholte, war sie stolz und froh, ihre Kräfte für den besten der Männer zu verwenden. Wenn Huber bei der Rückkehr seiner Gesundheit sich jede Erholung, ja jede Erquickung versagte, um nur für die Ruhe der erschöpften Gattinn zu arbeiten, so stärkte ihn das Gefühl, für Weib und Kinder leben zu müssen, das Bewußtseyn, seine Geliebten ganz zu beglücken. Gold, Ueberfluß, hätte diesem Paar viele Sorgen erspart, aber wie oft im Schooße ihrer häuslichen Beschränkung fühlten sie mit wahrhaft himmlischem Entzücken, Reichthum hätte ihnen nie ihre Freuden gewährt.

Nach vielen Wochen kehrte Hubers Gesundheit zurück. Seine Adele, diesen Namen hatte man dem Frühkinde gegeben, fieng auch an, siegend über den Tod, mit dem Frühling den Keim des Lebens zu entwickeln, und mit neuer Hoffnung sah er nun in die Zukunft. Nach dem ersten einsamen Jahre knüpften sich auch allmählig einige gesellschaftliche Fäden, von denen manche im Verlaufe der Zeit zu dem festen Bande der innigsten Freundschaft gediehen.

Anſpruchlos und ſich ſelbſt genügend, hatte es Huber und ſein Weib der Zeit überlaſſen, ſie in Stuttgardt heimiſch zu machen, und ihre Beharrlichkeit, Freunde, als die ſchönſte Gabe der Gottheit, nicht zu ſuchen, ſondern ſie ſtill zu erwarten, wie die ſchönſten Güter, die ſie ihren Lieblingen im Schlaf giebt, ward überſchwenglich belohnt. Bald war Schwaben keine fremde Welt mehr für ſie; allgemeine Achtung, herzliches Wohlwollen, die wärmſte Freundſchaft machte das gute, biedre, und in der Gegend, die ſie bewohnten, von der Natur mit Mutterliebe geſchmückte Land, endlich zu dem Vaterland ihrer Wahl. Das Schickſal gönnte den lang geprüften einen langen Ruhepunkt auf ihrer mühſeligen Bahn. Sie trug für Hubers Geiſt manche ſchöne Frucht, und er ſammelte in ihr durch Lektüre und Beobachtungen manchen Schatz, den er in der Zukunft zu benutzen gedachte.

In dieſen Blättern, die ein Denkmal von Hubers Tugend und der Liebe ſeiner Hinterlaſſenen ſind, möge zugleich das Vermächtniß ſeiner innigen Dankbarkeit und Anhänglichkeit für eine Stadt niedergelegt werden, bei deren Bewohnern er ſo viele Eigenſchaften vereint fand, welche die Würde des Menſchen

bestimmen, und den Werth des Bürgers ausmachen. Sein Wunsch, und oft seine Hoffnung war, in dieser guten Stadt das Ziel seiner Wanderschaft zu erreichen, dort einen Heerd für seine alten Tage zu bauen, ein Eigenthum seinen Kindern zu hinterlassen. Oft, wenn er von einem Spaziergang' aus der blühenden Gegend zurückkam, und, mit seinem heitern Sinn, jede Freude, als heiliges Opfer, auf den Altar der Gottheit legend, zu seiner Arbeit zurückkehrte, konnte er im Vorbeigehen vor den freundlichen kleinen Häusern des neugebauten Theils der Stadt die Hoffnung äußern, nun bald Besitzer eines solchen Hauses zu seyn. Dahin, mit seiner Seele, die ihn mit Blitzes Schnelle durch Jahrhunderte führte, die den Genuß eines ganzen Menschenlebens an Innigkeit in eine Minute drängen konnte — dahin begränzte sein kindliches Herz seine Wünsche. Und diese heldenmüthige Beschränkung war das Werk seiner Vaterstadt; denn sein Trieb nach Kenntnissen, und seine Fähigkeit zu genießen, widerstrebte dem beschränkten Leben. In Augenblicken, wo für seine endliche Ansiedlung auf dem schwäbischen Boden neue Hindernisse zu entstehen schienen, dachte er mit Entschlossenheit an eine veränderte Lage, ja mit einer kühnen Zuversicht, die er

in der Bewährung ſeines oft erprobten Muthes fand. Allein dieſe Unſicherheit ſchien mit der Länge der Zeit immer mehr zu ſchwinden; ſein perſönlicher Charakter erhielt durch die Beobachtung, der er ſich mehrere Jahre dargeſtellt hatte, einen entſchiedenen Ruf; der des politiſchen Blattes blieb ſich ununterbrochen gleich; die allgemeine ausgezeichnete Achtung, welche es im Auslande genoß, der Vortheil, den es als Handelsſpeculation dem Lande brachte, — alle dieſe Umſtände beſtärkten ſeine Hoffnung immer mehr, ſeinen Laren einen feſten Altar bauen zu dürfen.

In dieſer ruhigen Zeit hatte er die lang gewünſchte Freude, ſeinen Vater in den Kreis ſeiner Familie einführen zu können. Wie er ihm im Jahr 1793 den gewaltſamen Entſchluß, der ſeine ganze Laufbahn umänderte, bekannt machte, ſagte er mit Zuverſicht voraus: dieſer gute Vater würde einſt ſeinen Entſchluß ſegnen. Die Güter, welche die zärtlichen Eltern ihrem einzigen Liebling gewünſcht hatten, ein reiches Auskommen, glänzende Ehrenſtellen, waren ihm nun nicht geworden; aber ſeine Prophezeihung über die Geſinnungen ſeines Vaters war in Erfüllung gegangen. Der würdige Alte war der Entwicklung von ſeines Sohnes Charakter mit unbefangenem

Blicke gelegt; er erkannte mit wahrhafter Freude: das stille Glück, das er seinen Tugenden verdankte, sey sichrer, beseligender, als alle Vortheile, die ein freundlicheres Schicksal gewährt haben könnte, und daß diese Tugenden als Folge aus seinem tüchtigen Entschlusse hervorgetroßt wären, gestand er ohne Rückhalt ein. Jeder seiner Briefe ward immer mehr der Ausdruck von Liebe gegen seine entfernten Kinder, unter denen er nie Forsters Töchter auszuzeichnen vergaß. — O wie viel schönes, herzerhebendes geht für eine kleinere Anzahl gleichgestimmter Seelen verloren, weil eine gewisse Rücksicht auf das größere Publikum verbietet, Familienbriefe im Druck herauszugeben! Wie sehr würde der freie Muth, die galante Zärtlichkeit des lieben alten Franzosen gegen seine liebe Tochter, (Ma fille bien aimée schrieb er stets) die gutmüthigen Scherze über viele öffentliche Vorfälle, manche zarte liebende Seele rühren. Doch dann müßte der gute Michael Huber zu Ansprüchen berechtigt seyn, wie ein Voltaire, ein Rousseau — er kann sie nicht machen, und wie manches leere Blatt durchläuft in seinen Briefen der müde Blick, indeß so viele Briefe manches vergessenen Mannes, die Innigkeit, Erfahrung, sanfte Lebens-

weisheit athmen, vor keines Menschen Auge gelangen. — Nun endlich nach einer Trennung von acht Jahren begünstigten die Umstände die Wünsche des Vaters und des Sohnes. Die Frau von Michael Huber war nach langen schmerzlichen Leiden, die des lieben Alten Geist und Körper sehr traurig gedrückt hatten, seit einem Jahre gestorben; kein Truppen-Marsch, keine feindlichen Armeen schreckten den furchtsamen Reisenden mehr zurück, und der alte drei und siebzigjährige Greis entschloß sich zu der langen Reise. Leider wurde dieses rührende Wiedersehen sehr verbittert. Der alte Mann hatte seit dreißig Jahren seine sitzende Lebensart nicht unterbrochen, seine ganze Existenz war von Gewohnheiten zusammengewebt, und das anscheinende Wohlseyn, dessen er genoß, beruhte auf der genauen Befolgung lang vertährter Ordnung in Wohnung, Speise, Umgebungen und Empfindungen. Jetzt war alles plötzlich umgestaltet, die Ermüdung der Reise, der nun eine völlige Veränderung von Lebensweise folgte, vielleicht auch die Gemüthsbewegung des Wiedersehens selbst dazu gerechnet, brachten in seiner Gesundheit die gefährlichsten Erscheinungen hervor. Etwa vierzehn fruher Tage, die er rechnete unter

seinen Kindern zu leben, ward er in den ersten Tagen krank, und brachte beinahe drei Monate in einem so traurigen Gesundheitszustande zu, daß die Aerzte an der Möglichkeit seiner Rückreise zweifelten. Dennoch sehnte sich der gute alte Mann nach seiner gewöhnten Ruhe, nach seiner stillen Einförmigkeit, gewiß nach seinem Armstuhle, der ihn vor dreißig Jahren schon umfieng, nach seiner potage, die seine Frau vor dreißig Jahren schon der Köchinn zu bereiten gelehrt hatte. Mit den traurigsten Ahnungen willigten endlich die Aerzte in die so sehnlich gewünschte Abreise, sein Zustand war aber so, daß seine Schwiegertochter sich entschloß, ihn zu begleiten, damit er, wenn die Reise seine Kräfte erschöpfte, doch nicht in den Fall käme, von Fremden die letzten Dienste zu empfangen. Die Krankengeschichte dieses Mannes ist für die Physiologie gewiß merkwürdig. Er verließ seines Sohnes Haus in einem Zustande von Seelen- und Körper-Schwäche, die seiner Begleiterinn in den ersten Tagen bei jeder Station eine traurige Katastrophe zu fürchten Ursache gab; so wie er aber in die Nähe von Leipzig kam, so wie bekannte Gegenstände ihm begegneten, lebte sein abgestumpfter Geist wieder auf, und wie er

wieder in seinem Armstuhl saß, sein gewohntes Tischchen vor sich, seine Umgebungen von einem beiden Menschenaltern um sich her, fand er sich wieder im Besitze desselben Glückes von Wohlseyn, das er vor drei Monaten genossen hatte; er fieng sogar seine Arbeiten wieder an, und setzte sie mit weniger Abgange von Kräften bis an seinen, erst vierthalb Jahre darauf erfolgten, Tod fort. Bei dem Zustande dieses Mannes mußte es dem aufmerksamen Beobachter sehr auffallen, wie sehr viel bei dem Alten die Gewohnheiten des Lebens ausmachen. Michael Huber lebte seit so vielen Jahren mit denselben Menschen immer in demselben Ideenkreis. Selbst Fremde, die zu ihm kamen, und das ward in den letzten Jahren durch die Kriegsunruhen auch seltner, besuchten ihn um eines bestimmten Zweckes willen, um seine Talente, seine Wissenschaft, als Kunstkenner, zu benutzen. Suchte man ihn daher in seinem Hause auf, sah man ihn in dem Zirkel seiner vertrauten Bekannten, und in Umgebungen, wo man gewohnt war, bei bestimmten Gegenständen an seinen Geist Ansprüche zu machen, so fand man an ihm einen Mann, der sein Alter mit heiterm Geiste trug — aber wie schmerzlich ergriff sein Zustand, sobald andere Um-

ſtände andere, längſt verſtummte, Saiten ſeines Gemüths berührten, längſt erſtarrte Fibern ſeines Gehirns in Bewegung zu ſetzen ihn nöthigten! — Dann ſtand der arme Greis eine traurige Trümmer der Vergangenheit da! Dieſe ſonderbare Verſchiedenheit von Exiſtenz mußte ſeinen Leipziger Umgebungen unbegreiflich ſeyn; denn ſie ſahen ihn immer in derſelben Lage, ſie wäre ſeinen Kindern ein Geheimniß geblieben, hätte ſeine Schwiegertochter nicht die wunderbare Verwandlung ſelbſt beobachtet, die ſeine Rückkehr in ſeine Heimath in ihm hervorbrachte. Hätten die Bitten ſeiner Kinder geſiegt, hätte ſich der arme Greis von der Beſorgniß des Arztes bewegen laſſen, die Rückreiſe zu verſchieben, ſo wär' er wahrſcheinlich in den Armen ſeiner Kinder „an einem gebrochnen Herzen" geſtorben, an dieſer Krankheit, die ſo leicht die Aerzte überſehen. Michael Hubers Leben hieng von hundert lebloſen Kleinigkeiten, von zufälligen Gewohnheiten ab, an die ſeine beſcheidnen Bedürfniſſe, ſein begnügſam Gemüth ſich gekettet, um die es ſich *gerankt* hatte, wie die zarten Zweige einer Blume. Wie ſein Gemüth von dieſen Gegenſtänden entfernt leben ſollte, erfuhr es das Schickſal, das der armen Blume droht: wenn die heißen Strah-

len des Sommers ihre Ranke gehärtet haben, wenn die kalten Herbſtnächte ſie erſtarren, dann würde man vergeblich verſuchen, ſie den nachbarlichen Stützen, die ſie umſchlang, zu entwinden, die Ranken würden brechen und die arme Pflanze verwelken.

Und wenn es nicht Gewohnheiten eines halben Menſchenalters ſind, an denen unſer armes Leben hängt, nicht dieſe Schilderein unſrem Armſtuhl gegenüber, die wir dreißig Jahre lang betrachteten, nicht dieſe ſtillen Wände, die ſo lang uns umgaben, nicht dieſe alten Bekannten, die mit uns grau wurden oder ihre Kinder, die wir aufwachſen ſahen, ſondern gatt dem Allem ein menſchliches Weſen, um das ſich alle Empfindungen des armen Herzens verſchlangen, und nicht durch Alter und Herbſtfroſt, aber durch feſtes Halten erſtarrten, und das eine Weſen wird hinweggeriſſen, und die Ranken alle, die ſich nicht loswinden konnten, reißen mit — wenn das Herz dann, erſchöpft, ohne Kraft fortſchlägt, oder verblutet ſtill ſteht — verzeiht es dem armen Herzen, ihr, die ihr ſo glücklich wart, eure Ranken um viele Stützen zu ſchlingen, wo die zweite euch bleibt, wenn auch die erſte gebricht.

Der Zuſtand dieſes würdigen Alten wirkte zu lebhaft auf das Herz ſeines Sohnes, als daß der Raum, den er hier einnimmt, außerweſentlich wäre. Wie er der Erde zwei Kinder zurück gab, machte er die erſte flüchtige Bekanntſchaft mit dem Tode. Flüchtig — denn die zarten Weſen hatten noch nicht Zeit gehabt, ſein Herz ſo feſt zu umſchlingen, daß ihr Losreiſſen ihm tiefe Wunden ſchlug. Jetzt in der Krankheit und Pflege ſeines guten Vaters lernte er eine Zerſtörung kennen, die ſchrecklicher iſt, als Tod — nicht das ſchnelle Hinwegrücken des geliebten Gegenſtandes, das die Phantaſie zu erhabenen Ahnungen aufruft, nicht der Sieg der Nothwendigkeit, die uns armen Sterblichen, wenn wir heute an der kalten Leiche des Geliebten weinen, morgen hinzuſinken gebietet an ſeinem Grabe, und in den ſproſſenden Blumen des Hügels uns ein Pfand zu reichen ſcheint eines ſchöneren Gefildes, wo er nun lebt, — Huber ſah nun Zerſtörung ohne Tod — und das in einem Geſchöpfe, das er zu verehren und zu lieben, ſo lang er athmete, gewöhnt war. Die ganze Begebenheit würkte ſehr bleibend auf ihn; er dachte mit neu erworbenem Ernſt' über ſich nach, er ſtrebte ſeit dieſem Zeitpunkt mit vermehrter

Beharrlichkeit, Herr ſeiner ſelbſt, unabhängig von äußern Gegenſtänden zu werden, und äußerte oft den Wunſch, nicht das Alter ſeines Vaters zu erleben.

Bis in den Herbſt des Jahrs 1803 blieb Hubers Beſchäftigung ſich gleich, und ſeine häusliche und bürgerliche Lage nahm an Annehmlichkeit zu. Den Grundſätzen der einfachſten Häuslichkeit treu, war ſein Haus nie ein Sammelplatz großer Geſellſchaft, aber oft der Schauplatz herzlicher Freude. Mancher intereſſante Fremde, mancher Bekannte aus frühern Zeiten freute ſich ſeines häuslichen Glückes, und Huber übte die Gaſtfreiheit, wie eine heilige Vergeltungspflicht für das Gaſtrecht, das er ſo oft dankbar genoſſen hatte, aus. Jeder Fremde war freundlich willkommen, aber mit zehnfacher Freude empfing die ganze Familie einen jeden, der in Helvetiens Grenzen zu Hauſe war. Das Gefühl, das ſie dann beſeelte, iſt ganz in den Worten ausgedrückt, die Göthe ſeiner Iphigenia in den Mund legt, wenn ſie ſagt:

Bringt der Geringſte deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir ins Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,

Und ſeh' ich an dem ärmſten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm ſelbſt ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
Und nur nach dir und deinem Schickſal fragen.

Und Gutes um Gutes vergeltend würkte das Schickſal fort; denn die Wilfährigkeit, Schweizer gaſtwirthlich zu empfangen, bewog Huber zuerſt, den edeln jungen Mann in ſein Haus zu ziehen, dem er noch ſterbend ſeinen Segen als Schwiegerſohne gab.

Gern möchte meine Feder noch lange bei dieſem Zeitpunkt verweilen; aber er iſt nicht für ſie gemacht, ſie ſoll erzählen, und die Begebenheiten dieſer ruhigen Jahre ſind nicht zum Erzählen geeignet. Das Glück zweier Herzen, die Liebe, Leiden und Arbeit ganz in eines verſchmolzen hatte, die ſtolz durch angeſtrengten Fleiß endlich einen Theil des Wohlſtandes wieder errangen, zu dem Erziehung und frühe Jugend ſie gewöhnt hatten, der Genuß der Natur, Eltern-Freude bei der Kinder Gedeihen — Sorgen und Freuden des häuslichen Lebens — dieſe ſanften Farben ewig in einander ſpielend und wechſelnd, wie die ſchwimmenden Wolken eines dämmernden Frühlingshimmels — welcher Pinſel verſündigt

ſich

ſich an dem geiſtigen Schauſpiele? — Die frohe Zeit verfloß, und die Urſache, welche den Sturm herbeiführte über den heitern Himmel der ſtillen Glücklichen — mag ſie im Dunkeln bleiben, wie manche Fügung des Schickſals, mag ſie es um ſo mehr, weil ſeine Folgen ſo wohlthätig wurden für die Armen, deren kleine Heimath er einriß. Ruhe und Befreiung von den drückendſten Sorgen hatte die Geſundheit von Hubers Weibe ſo ſehr geſtärkt, daß er mit Freuden die Nachricht empfieng, daß ein neues Pfand ihrer Liebe den Umfang ſeiner Pflichten und Sorgen vermehren würde. Er fühlte ſich nicht mehr heimlos, wie ſonſt, wenn die Natur die ſüßen Bande der Naturpflichten um ihn ſchlang, in ſeinem lieben Schwaben, in dem Kreis ſeiner Freunde glaubte er nun nicht mehr nur geduldeter Fremder zu ſeyn, und liebend theilte er ſeiner Gattin ſeinen Muth, ſeine frohe Anſicht der Zukunft mit. In dieſem Augenblick, am 9ten Oktober traf ihn die Nachricht, daß die Allg. Zeitung ohne Aufſchub, und unverzüglich unterſagt, und der Druck verboten ſey. Die Natur des Inſtituts machte es nöthig, dieſes Blatt ſogleich aufzuheben, oder ſogleich auf deſſen Fortſetzung bedacht zu ſeyn. Geſchah das erſte, ſo

war Huber fortan ohne sichern Erwerb, er mußte eine neue Beschäftigung suchen, die auf jeden Fall eine größere und täglichere Anstrengung der Fantasie nothwendig machte, und daß diese Anstrengung, unter Brod-Sorgen fortgesetzt, langsamer Selbstmord ist, wußte er aus schrecklichen Beispielen. Die Zeitung mußte also an einem andern Orte fortgesetzt werden. Aber wo? Beim Eintritt des Winters mit einer ganzen Familie zu einer Auswanderung genöthigt seyn, und nicht wissen, wo seinen Kindern ein Obdach gebaut ist, nicht wissen, wo das arme Geschöpf, dessen Daseyn sein Weib nun mit Angst entgegensah, die Erde begrüßen sollte. — Und von so theuern Freunden scheiden, von so süßen Gewohnheiten, von den Reben-umkränzten Hügeln, von denen so oft dankbar der Blick gen Himmel stieg, von den dichtbelaubten Bäumen, in deren Schatten die Kinder froh spielten. O wie leicht ist es, Glück zu zerstören! —

Hubers Glück war nun zerstört, und der Härte dieses Schicksals war nur die Standhaftigkeit gleich, mit der er es ertrug. In Verbindung mit seinem würdigen Freund Cotta wurden sogleich alle Mittel aufgesucht, die Zeitung ohne Schaden für das Insti-

tut und für die Abonnenten so schnell wie möglich wieder anzufangen. Dazu gehörte ein Ort, wo eine aufgeklärte Regierung ihren Schutz unter vernünftiger Preßfreiheit zusicherte, und diese Vortheile konnte man sich unter der bayerschen Oberherrschaft am sichersten versprechen. Ob schon nun Cotta manche andere günstige Aussicht hatte, und mehrere Regierungen ihm unter der Hand sehr günstige Anerbietungen thaten, so zog er doch die bayerschen Lande aus mehreren Gründen vor. Dieser Plan bot einer schon lang und oft gehegten Idee von Huber die Hand. Bei dem traurigen Gefühle, keinem Lande anzugehören, nirgends Bürgerrechte zu haben, seinen Kindern einst kein Vaterland zu hinterlassen, hatte er oft seinen Blick nach Bayern gekehrt. Wenn die Betrachtung, daß seine Geschäfte, so einträglich sie auch werden könnten, doch mit seinen Kräften aufhörten, ihn betrübte, und er, da seine zahlreiche Familie zu wenig Ersparnissen Hoffnung gab, sich endlich mit Mangel im Alter bedroht sah, war Bayern das einzige Land, das ihm seines Vaters Geburt und sein Glaubensbekenntniß am nächsten zum Vaterland machten. Wie ihn jetzt seine und der Zeitung Vertreibung aus dem würtembergischen Schwaben zu

einer Ortsveränderung zwang, übernahm er es sogleich, nach München zu reisen, und, indem er den Churfürsten für das Institut der Zeitung zu gewinnen suchte, durch seine persönliche Gegenwart einige Fäden anzuknüpfen, die ihm späterhin zur Erreichung seiner Wünsche behülflich seyn könnten. Auch in dieser Epoche findet ein Ereigniß statt, das sehr viel zur Entscheidung von Lubers Schicksal beitrug, das aber Zartgefühl und Dankbarkeit zu verschweigen gebietet. Mögen diese Zeilen dem Publikum unverständlich seyn, es sind die einzigen, welche es wissentlich seyn sollen. Sollte aber das Auge, das so oft für fremde Leiden sich betrübte, diese Blätter lesen, so finde es hier den Ausdruck des innigen wehmüthigen Dankes, den es nie im Angesicht der Dankenden las. — Cotta's Wunsch, sein Institut nach Bayern zu verlegen, ward mit der gütigsten Bereitwilligkeit gewährt; viele Rücksichten, welche durch die Lage und den Postengang bestimmt wurden, fanden in Ulm die meiste Befriedigung, und entschieden für diesen Ort, also, daß die Allgemeine Zeitung, welche am 8 Oktober in Stuttgardt auf Churfürstl. Würtembergischen Befehl aufgehört hatte, am 9. November mit einem Churfürstl. Bayerschen Privilegium in

Ulm wieder ihren Anfang nahm. Um die Fortsetzung dieser Zeitung zu übernehmen, mußte sich Huber zu einer langen Trennung von seiner Familie entschließen. Die Fortsetzung seines bisherigen Geschäftes war jetzt gewiß; ob aber die Unterbrechung, welche das Blatt vier Wochen lang erlitten hatte, seiner Aufnahme beim Publikum nicht schaden würde, ob auch in der Folge der jetzt gewählte Aufenthalt dem Institut günstig sey, oder ob Umstände es nothwendig machen würden, auf eine neue Veränderung zu denken — das mußte die Zeit ausweisen. Dieses waren schon Gründe genug, nicht sogleich die Verpflanzung einer ganzen Familie zu wagen. Aber in Hubers Lage setzte sich noch mehr dagegen. Seine Abreise mußte, so wie sie beschlossen war, nach ein paarmal vier und zwanzig Stunden auch Statt haben. Er hatte in Ulm weder Wohnung, noch Bekanntschaften, noch die mindeste Kenntniß der Lokalität. Eh' er also seine kränkelnde Frau, seine jungen Kinder!, in der rauhen Jahrszeit, die schon eingetreten war, so vielen Beschwerlichkeiten aussetzte, trat er seinen Weg lieber allein und einsam an. Diesesmal war der Abschied sehr bitter. Er war nicht, wie der Abschied aus der Schweiz, Folge einer

durch die Vernunft bestimmten Wahl, Opfer der Neigung und des Genusses, um zu hoffender Vortheile willen. — Nein, ein strenger Ausspruch des allwaltenden Schicksals zerstörte jetzt gewaltsam ein stilles bescheidenes Glück, und griff den Glauben dieser armen Menschen: ob denn je ihnen Ruhe bereitet sey? in seinen Grundfesten an. Begleitet von der Achtung, von der Liebe aller, die ihn kannten, unter den Thränen und Segenswünschen seiner Freunde trat Huber seine Reise nach Ulm an. Sein guter Genius rüstete ihn auch jetzt mit Muth aus, und lehrte ihn bald männlich in den Geist seiner neuen Lage eingehen; ja er that mehr; freundlich hatte er schon an der neuen Stätte für ihn gesorgt. Die Behörde, an welche ihn die Münchner Regierung für die Privilegien und die Censur seiner Zeitung gewiesen hatte, war die damals provisorische Landes-Direktion, und ihr Chef der jetzige Churfürstlich Bayersche Gesandte am Stuttgardter Hofe. Wenn Theilnahme an Hubers Schicksale diesen edlen Mann bei dem Lesen dieses Buchs bis zu diesen Zeilen geleitet hat, so fürchte er nicht, daß sein Zartgefühl durch den Ausdruck der Verehrung, den er hier dem Publikum dargelegt finden könnte, be-

leidigt werden soll. Hubers Hinterlassene begreifen den Dank, der sie für ihn beseelt, mit unter den Heiligthümern, die keinen Ausdruck erlauben. Diese Blätter sollen nur erzählen, wie dieser Mann ihr Beschützer ward. Huber fand in seinem Hause die edelste Aufnahme, und erhielt bald die schmeichelhafte Erlaubniß, an dem gesellschaftlichen Zirkel, der sich dort versammelte, Theil nehmen zu dürfen. Er bedurfte einer Zerstreuung, die seinem Geiste, wie seinem Herzen, Genüge leistete; bescheiden in allen seinen Ansprüchen hatte er auf diese, die alle seine Wünsche für gesellschaftliche Annehmlichkeit erfüllte, nicht gehofft. Er bedurfte dieser um so mehr, als seine Plane für eine sichere Zukunft so langsam reiften, daß der Winter voranschritt, ohne eine Bestimmung zu versprechen, und die Nachricht, die er von seines Weibes Gesundheit erhielt, die Zukunft noch mehr zu trüben gemacht war. Sein sanfter männlicher Sinn ertrug dies alles mit unerschütterlichem Muthe. Seine Briefe aus dieser Epoche tragen einen Charakter kindlicher Heiterkeit, ja fröhlichen Muthwillens, der gewöhnlich nahe an zärtliche Wehmuth gränzt. Stete Bemühung, die Sorgen seiner Geliebten zu erleichtern, ihre Hofnung zu beleben,

ihren Muth aufzurichten, ist darinn sichtbar. Wie das Weihnachtsfest herankam, verabredete sich die Familie, die kleine Summe, welche die Christgeschenke an die Kinder gekostet hätten, zu verdoppeln, und sich als heiliger Christ, auf halbem Wege zwischen Ulm und Stuttgardt ein Rendez-vous zu geben. Fröhlich willigten die Kinder ein. Eine veränderte Anwendung ihres Christgeschenks war ihnen nichts ungewöhnliches; es hatte schon Jahre gegeben, wo sie einmüthig darauf Verzicht leisteten, um es zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Diesesmal geschah es, um den besten Vater wieder zu sehen, und ward mit der liebsten Freude gelobnt. Göppingen ward zu der Zusammenkunft bestimmt. Huber brachte seine vollendeten Arbeiten dahin, um sich und seinem Weibe den lang entbehrten Genuß, sie zusammen zu lesen, zusammen zu empfinden, wieder zu verschaffen. Sie blieben zwei Tage vereinigt, und fanden neuen Muth in sich zum standhaften Ertragen der drückenden Gegenwart, zur festen Zuversicht, daß, was die Zukunft auch über sie beschließe, sie doch nie ihnen das Glück, vereint zu seyn, rauben könnte. Nur mit der Ehrfurcht, mit der ein gläubiger Priester dem Volke die Ueberreste

ſeines Heiligen vorzeigt, getraue ich mir hier einige Fragmente von Briefen einzurücken, die Hubers weiches frommes Herz, und ſeine glückſelige Heiterkeit ſchildern. Es wäre ſchrecklich, wenn dieſe Zeilen mit falſcher Beurtheilung bedroht würden; aber ich ertrüg' es, wie jener Prieſter das tadelnde Lächeln eines Zuſchauers erträgt, der mit mehr Scharfſinn' als Gefühl, ſein Heiligthum anſieht. Dieſe Fragmente ſind gewählt, weil ſie die Gefühle am wenigſten bezeichnen, welche durch Mittheilung an dieſem Platz verletzt werden müßten; aber ſie haben den Ausdruck, der dieſen Zeitpunkt ſeines Lebens karakteriſirt, und das iſt ja der Endzweck, den ſie erreichen ſollen.

Am 30 Dec.r 1803.

Ich hatte heute auf Nachrichten von meinen Lieben — gehofft nur, nicht gerechnet; jenes durft' ich ja wohl? Nun hoffe ich für morgen, ſchreibe aber doch heute, weil es nothwendig iſt, daß der erſte Tag im Jahre nicht vergehe, ohne Euch etwas von mir zu bringen. Und was ſoll das ſeyn? oder vielmehr, was ſoll ich ihm beſtimmter auftragen? Es iſt gar wenig — für den Himmel nämlich, und das Wenige kann er ſo ganz nach ſeinem Wohlgefallen

einrichten, und abwägen. Was er uns gab, und was er uns nicht nimmt, weil wir es anzunehmen verstanden, Liebe und Begnügsamkeit — die haben wir ja."

Nun folgen eine Menge Geschäfte und Aufträge, dann schließt er:

„Nun bin ich aber auch fertig — deine Geduld ist es wohl schon längst? Aber Platz habe ich wenig mehr, für besseres, als jene Allotria. Und hätte ich Platz, ich wüßte wenig darauf zu schreiben — ja denken, das ist ein anderes! denken, daß ein Jahr zu Ende geht, und ein anderes anfängt; denken, was in jenem geschah, und was in diesem geschehen wird, und wodurch jedes Jahr unsers Lebens dem andern gleichen muß! Adieu, meine Lieben alle! ich segne euch alle! Glück auf!"

Den 20 Jenner 1804.

„Wenn ich wäre, wie gewisse Leute, so würde ich gewisse Leute fragen, die zweimal so herzlich lustig geschrieben haben: ob ihnen eben darum nicht lustig zu Muthe sey? Aber das thu' ich nicht. Bei mir heißt es aber vielleicht: wer gerne tanzt u. s. w. und so sage ich meiner Freundinn, daß sie mir die liebste Freude macht, so fröhlich zu schreiben, weil

ich weiß, daß ſie mir anders ſchreiben würde, wenn es ihr anders ums Herz wäre." — — — —

— — — — — — — — — — —

„Mein liebes Herz fand vor Kurzem unſer getrenntes Zuſammenſtimmen ſchaudertlich — was ſagſt du nun, wenn du erfährſt, daß ich gerade an demſelben Tage die Rezenſion von Werther *) für die Allgem. Zeitung auszog und commentirte, wie ſolches im Blatt vom 21 Jenner der Allgem. Zeitung zu leſen iſt. Zweitens, daß ich geſtern Abends über eine neue Nummer vom Mercure de France, zuſammengenommen mit jener, in einen ſolchen heiligen Unwillen gerieth, daß mir beim Schlafengehn und Erwachen, außer einem zweiten Artikel für die Allgem. Zeitung, auch etwas Franzöſiſches für R. Journal, (im Miroir de la France, der damals bei Cotta in Tübingen heraus kam) brannte? Nun kam dieſen Morgen zuerſt dein Brief von der Poſt, und ich dachte: einer von uns beiden wäre behext, weil du gerade von dem ſchreibſt, was ich vorgeſtern gedacht hatte, und woran ich eben arbeitete, in dem Augenblick, als ich deinen Brief erhielt. Bald darauf ſchickte

*) Aus dem Mercure de France.

mir ** das Paket, das mir erst das Räthsel erklärte. Aber wunderbar bleibt es doch, daß du mich bittest, mich mit einer Idee zu beschäftigen, an dem Abend, wo ich mit der Idee umgehe, daß du dich ereiferst, indem ich mich expektorire. Das zweite mußt du aber auch lesen in dem Mercure de France, was mir endlich die Geduld brach. Es ist von Fr. v. Genlis, ein Stückchen Souvenir de Felicie. Sie erzählt, wie die alte achtzigjährige blinde Marquise Dedeffant sie als ganz junges Weib recherchirt, ihr Avancen gemacht habe und so weiter, und fährt nun über die längst Todte, weil sie sich mit den Philosophen abgab, mit einer trocknen schaamlosen Infamie von Frömmeley her, die nicht ihres gleichen hat. Das über Werther ist nur lächerlich durch seine tolle Dummheit; aber jenes ist atroce. Etwas davon findest du, wenn R. dir dieses Stück Mercur noch nicht gab, in der Allgem. Zeitung von Uebermorgen. Nein, es ist eine Schmach, Fr. von Stael mit dieser Frau zu vergleichen *), mit den Fehlern, die sie als Schriftstellerinn hat.

*) Mehrere französische Blätter verfolgten damals die Verfasserinn der Delphine, mit Rücksicken auf Fr. v. Genlis.

Mit den Schwächen oder Keckheiten, die sie als Weib haben mag, ist sie ein Engel im Vergleiche dieser herzlosen alten Frau, die nicht einmal den Sinn hat für das Bischen Schein von Weiblichkeit in gesellschaftlichen Verhältnissen. — — — — — — — Frage doch einmal unsern Freund S **, was sein Kaiser den Leuten giebt, die er nach Italien schickt, um die Liebeshäuser zu besuchen? Das stand neulich in Zeitungen, in einem Artikel aus Rom: Ein General Gitroff wäre das gewesen, den der Kaiser reisen ließe, um alle Gefängnisse, Spitäler und Liebeshäuser zu besuchen.

In der Frankfurter Oberpostamts-Zeitung steht heute aus Wien vom 9 Jänner: der überzählige Obristlieutenant N. N. sey in Wirklichkeit gesetzt worden — das nenne ich doch Metaphysik des Despotismus. Schelling annihilirt links und rechts, und Franz der Zweite versetzt seine Obristlieutenants in die Wirklichkeit.

Hör' einmal, laß doch Serenissimo unter den Fuß geben, ich hätte ein Belohnungs-Dekret oder deß etwas verdient. Da kommt heute früh ein braver hiesiger Bürger und Buchdrucker zu mir, und trägt mir vor, es hätten ihm russische Auswande-

rungs-Commiſſärs Volkslieder an die ****, deren Thema das Auswandern, ihr Druck in ihrem Vaterlande, das Luſtigleben in der Krimm iſt, HH. zu drucken gegeben — ob ich meinte: da der Druck hier überhaupt cenſurfrey iſt, daß er ſich damit befaſſen ſollte? Da hab' ich ihm die Hölle heiß gemacht, er ſolle ja damit ſich nichts zu ſchaffen machen, und hab's ihm politiſch und moraliſch ſo arg vorgeſtellt, daß er mir beweglichſt gedankt, und erklärt hat: er thäte es gewiß nicht, wenn schon ſeine Frau meinte, es gäbe ohnehin wenig zu thun, und man müßte alles mitnehmen. Ich bin auch überzeugt, er läßt es nun ſeyn, und das freut mich recht im Ernſt von Herzen. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

Für dein liebes Kraut und Rüben, wie du deine Briefe nennſt, haſt du denn hier wieder Rüben und Kraut, die doch wohl nicht weniger lieb ſeyn werden? Und dazu tauſend Grüße, fünfhundert Sorgen, und fünfzehnhundert Hoffnungen! —

In dieſer liebevollen ergebnen Stimmung des Gemüths brachte Huber den Winter hin, der für ihn und ſein Weib in moraliſcher Rückſicht der wich-

tigſte ihres Lebens war. Er prüfte ihre Liebe und ihren Muth, und beide giengen ſiegreich aus der Prüfung hervor. Indeß Huber in unabläßiger Arbeit in Ilm lebte, mit beſcheidner Anerkennung der Gaſtrechte, die man ihm angedeihen ließ, den Zeitpunkt abwartete, wo der Keim ſeines kleinen Glückes endlich aufſproßte, hatte er noch die Bekümmerniß, ſeines Weibes Geſundheit in einer ſehr beſorglichen Zerrüttung zu wiſſen. Sie war gezwungen, ſich aller Geſellſchaft zu entſchlagen, oft zu mehrern Tagen jede Unterredung, ſelbſt das liebe Geſchwätz ihrer Kinder, abzuwehren, und in einer Schwäche, die jede Berührung zum Leiden machte, ganz mit ſich ſelbſt zu leben. Und dieſes ward ihr ein wohlthätiges Leben, das ihre Seele über alles Aeußere erhob. Wie man an einem dunkeln Orte, wohin man mit einem Lichte tritt, im Durchgehen keinen Gegenſtand genau unterſcheidet, ſondern lange ſtill ſtehen muß, bis man alles um ſich in deutlichen Umriſſen erkennt; ſo erhellte auch das Licht ihrer Seele bei dem Stillſtehen im dunkelſten Abſchnitt ihres Lebens, bei der Ahnung eines langſam ſtillen Todes, die Gegenſtände um ſie her. Dieſer Winter machte ſie ihres

Glückes würdiger und fähiger, ihren nahen Schmerz zu ertragen.

Huber glaubte noch immer, daß bis jetzt in Rücksicht seiner Zukunft noch nichts entschieden sey, und er beschied sich, dem edeln Mann, in dessen Nähe er lebte, Zeit zu lassen, selbst von seinem Charakter und Fähigkeiten urtheilen zu können, und erst dann sein Gesuch um Anstellung zu verfolgen. Dieser hatte indeß unendlich mehr für ihn gethan, als er ahnete. Seine Empfehlungen bei seinem erleuchteten Fürsten, der unablässig bemüht ist, Männer von Geist in seine Länder zu ziehen, entschieden sein Schicksal auf das unerwartetste und ehrenvollste. Unter dem 28sten März schrieb er seiner Frau seine Anstellung, als Landesdirectionsrath der baier'schen Provinz Schwaben *), in der Section des Schulwesens

*) Hier aber sind irgendwo muß ich einen sind gleichgültigen Umstand erklären, der aber dennoch zur Kenntniß von Huber's Lage gehört. Es ist ein Ehrenrathstitel, den er ein mehreren Jahren führte. Er heißt ihn auf besondere Veranlassung. In Schwaben ist man gewohnt, wie in den mehrsten Provinzen von Deutschland, dem Namen eines Jeden einen Titel vorzusetzen, und Huber

wesens mit tausend Gulden Gehalt und einer Pension für seine Wittwe und Kinder, nebst der ausdrücklichen Erlaubniß, die Allg. Zeitung fortgesetzt zu redigiren. Sein nunmehriger Chef, der edle Baron von Hertling, äußerte zugleich, daß er eine Einrichtung treffen möchte, die ihn in den Stand setze, seine neuen Geschäfte ohne Schaden eines Instituts zu betreiben, das der Churfürst mit seiner besondern Aufmerksamkeit beehre. In Verfolg dieser

gab man die mannichfaltigsten Titel, die aber, weil sie ihm nicht zukamen, sehr lächerlich waren. Zugleich veranlaßte dieses Titelbedürfniß ein paar Unterhandlungen in Correspondenzen, die Hubers Schwiegervater, den ehrwürdigen Heyne in Göttingen, vermochten, Se. Durchlaucht von Sachsen-Coburg um einen Legationsraths-Titel für seinen Schwiegersohn zu ersuchen. Die Bitte ward ohne Anstand gewährt, und der Titel als Geschenk des gütigen Schwiegervaters zu eigner Ehre und Beruhigung ab- der [illegible] gesichert. Der Zweck, welchen dieser verfolgte, diesen [illegible] Verdruß an seinem Sohne zu ersparen, hatte diese Gunst keinem Unwürdigen geschenkt, und hätte er ihn je auf die Probe zu stellen gewußt, so würde Er., so lange Huber diesen Titel trug, einen dankbaren Diener an ihm gefunden haben.

Umstände fügte es sich, daß der jetzige Redakteur der Allg. Zeitung nach Ulm eingeladen ward. Huber hatte das Glück, in ihm einen sehr würdigen Mitarbeiter und redlichen Freund zu erwerben, so wie dieser würdige Mann hingegen nach Hubers Tod, indem er die ganze Redaktion der Zeitung übernahm, auf einen angenehmen und ehrenvollen Fuß an Ulm gebunden blieb.

Die Sprache, in der Huber seinem Weibe die glückliche und endlich doch unerwartete Nachricht schrieb, war der stille Ausdruck der innigsten Liebe. Nicht, daß er nun am Ziele seiner Wünsche war — daß er seine Lieben dahin geführet hatte, war sein Entzücken, daß er seines alten Vaters letzte Tage mit Freude kränze, daß der ehrwürdige Heyne wisse, seine Tochter, seine Enkel seyen nicht mehr heimlos, daß er bei Forsters geehrtem Schatten seinen Schwur, für seine Hinterlassenen zu sorgen, gelöst habe — das war seine Glückseligkeit, und er konnte seinen Dank gegen die Gottheit nicht würdiger ausdrücken, als mit den reinen Worten von Iphigeniens Hymne:

So steigst du denn, Erfüllung, schönste Tochter
Des größten Vaters, endlich zu mir nieder —

Seine Gattinn empfand diese Wendung ihres Schick-

fühl, wie ihr Gemüth sie entzücken lehrte. Mag sie ihrem bangen Gemüth, wie ein Weib der Beständigkeit entrissen zu werden, hier entsagen, und ihrem Nachdruck neben ihrem geliebten Leben Worte leihen. Sie schrieb ihm zu [illegible]:

„Ich weiß nicht, mein Freund, was mich heiliger heute machte, deine Nachricht oder du. O es ist ein schöner, heiliger Tag!“

Mein Sehnen soll verglühen,
Und die Hölle nicht mehr sein.

Schiller mag bessere Verse gemacht haben, aber ob er je schönere fühlte? — Nein, und betrübte wie jemand, wie waren wir unglücklich — O wären wir denn jetzt so stolz und so selig, wenn wir nicht diesen Weg gegangen wären bis diesen Augenblick!“ —

Huber hatte diesen Winter ein Loos in der [illegible] Lotterie genommen — eine Sache, die sein Weib gar nicht leiden konnte. Immer fertig, mit dem Schicksal zu kämpfen, scheute sie sich mit ihm zu spielen. Das Loos gewann in dieser Zeit, sie schrieb es Huber mit heiterem Tadel des Unternehmens. Er antwortete ihr:

„Ey, das hoffe ich, daß das Loos nicht gewonnen hat. Denn müssen wir ja an den Ring

des Polykrates deuten. So heißt es nur: le diable n'est pas toujours à la porte d'un pauvre homme, und die Loose, aus denen unser großes Loos sich endlich herausschüttelt, sind keine todten Elemente des Zufalls; unsre Liebe steht darauf geschrieben, und unser Werth, und unser Beharren im Reichthum."

Der frohe Augenblick des Wiedersehens kam endlich heran; der kleine Kreis liebender Seelen war wieder vereint, und heiter stellte man die geehrten Hausgötter, Liebe und Begnügsamkeit, auf den nun festgegründeten Heerd. Die ersten Wochen des neuen Familienlebens wurden durch ein Ereigniß wichtig, welches mehr ernstes, als trauriges hatte. Der gute Michael Huber starb am 15 April im 78 Lebensjahre. Sein Ende war heiter und kindlich, wie sein Leben. Er schlief sanft zu einem Daseyn hinüber, in dem seine gütevolle Seele schnell ihr angestammtes Vaterland zu erkennen geschickt war. Sein Sohn empfieng diese Nachricht mit stiller, tiefer Wehmuth. Er liebte diesen Vater mit aller Anerkennung des gereiften Verstandes, und allem Gefühle, das durch Natur und Sittlichkeit in des Kindes Herz Wurzel faßt. Sein erster Gedanke war die Beruhigung, daß der

Greis noch Zeit gehabt hatte, die frühern Hoffnungen, die sich sein väterlicher Stolz von seinem einzigen Sohn machte, nun dennoch, und so würdig, erfüllt zu sehen. Zu dem Vollendeten in Hubers neuer Existenz gehörte auch dieser Todesfall. Er setzte ihn in Stand, seine ökonomische Lage ganz zu übersehen, und so seine Bedürfnisse und Plane für die Zukunft zu bestimmen. Durch Umstände, die Folge von dem hohen Alter des guten Greises waren, fand er sich zwar in Erwartungen, die er auf dessen eigne Angabe gegründet hatte, sehr betrogen; allein in seinen letzten Stunden genoß er dadurch doch die Beruhigung, seine Kinder nicht ganz hülflos zu sehen. Die sanfte Trauer, die dieser Vorfall über sein Gemüth verbreitete, gab der Freude nur mehr Frommes, mit der er jetzt sein sechstes lebendes Kind in der Welt begrüßte. Sie war ein rührender Beweis seiner sichern bürgerlichen Lage. Er äußerte sie in einem kleinen Zuge, der an und für sich höchst unbedeutend ist, aber bei ihm bewies, wie sein Gemüth sich der schönsten Lebenshofnung überließ. Geschenke waren bei ihm nie eine Aeußerung seiner Liebe. Er hatte seine Gattinn nie, zu keiner Zeit, mit solchen überrascht. Um aus Aufmerksamkeit zu schenken, war er zu sorg-

los und unwissend in allen Gebürfnissen des Ueberflusses, welche zu solchen Geschenken Veranlassung geben; als Liebesbeweis war seine Liebe zu ernst und innig; seine Geliebte besaß alles, was er vermochte; also konnte kein Geschenk statt finden — jetzt bei seinem neuen Vaterfeste gab er seiner Gattinn eine Halskette. Mit frohem Scherz auf die in Frankreich beschlossnen Abzeichen der Ehren-Legion anspielend, sagte er ihr, es sey die Ehrenkette der nun zehnmal erlangten Mutter-Würde, der zehnmal erfüllten Mutter-Pflicht, sie soll ihr bezeugen, qu'elle avoit bien mérité de l'humanité. — Er war mit dem kleinen Geschöpfe voll Theilnahme beschäftigt: so wenig er, bei aller Liebe für seine Kinder, die übrigen in diesem zarten Alter beachtet hatte, so oft zog diese Kleine doch seinen Blick an sich — und schien ihm das Pfand seiner sorgenfreien Zukunft zu seyn. —

— — — — — — — — — — —

Gern möchte ich hier die Feder niederlegen und dem Leser Zeit lassen, Hudern so glücklich zu wissen. Aber ich übernahm das ernste Geschäft, ihn zu begleiten in Freude und Leid bis an das Grab, und sein Schicksal ruft mich von der Freude hinweg zum Tode. Sein Glück war langsam aufgeprosst in

rauhem Boden, wie jene blühende Distelart *), die ihre Wurzeln in Felsen senkt, und bei der sengenden Sonne in der thauburstigen Wüste emporwächst; endlich entfaltet sich die königliche Blüthe, die Geburt eines mühsamen Wachsthums, zum Leben — eine kurze Sommer-Nacht steht sie blühen — sie entfaltet sich, glänzt purpurn unter den funkelnden Sternen, aber eh' sie erbleichen, welkt sie dahin, und, ihres Schmuckes beraubt, sinkt die trauernde Staude, ein vergessnes Kind der Wüste, langsam am verödeten Boden in den Staub.

Nur vier kurze Wochen lebte das froh empfangene Geschöpf. Ein unglücklicher Zufall raubte schnell sein stilles, schmerzloses Leben. Es hieng fest an der Mutter weichem Herzen, und mit zerreissendem Schmerz legte sie's von ihrem Busen ins Grab. Für Huber war dieser Tod eine neue Schule der Vervollkommnung. Er bewachte die Leidensstunden des holden Geschöpfs mit einer Festigkeit, die seinen ehmaligen Gewohnheiten von Weichheit ganz widersprach; er hielt seine Gattinn mit männlicher Sanftheit zu der Pflicht, sich selbst zu erhalten, an, und

*) Cactus hexagonus.

betreg die Arme mit unendlicher Liebe um den Augenblick von ihres Kindes Tod, um ihrem angegriffenen Gehirn ein paar Stunden Schlaf zu verschaffen. Der Ausdruck von Engel-Milde, von Stille der Seele, mit der er ihr bei ihrem Erwachen sagte: „wie du so sanft schlummertest, war auch deine Clemente eingeschlafen" — es war der Engel des Friedens, der den Schluß des Himmels der ohnmächtigen Erdentrachter verkündigte: indem er das Opfer erbleicht, thaten seine Lippen Beruhigung.

Er, der sonst für kein Geschäft des bürgerlichen Handels und Wandels gemacht war, benahm der trauernden Mutter jede Anstalt, welche den letzten Auftritt in Clemencens kurzem Leben anging. Er begleitete mit einem theilnehmenden Freunde die Sarge Hülle zu ihrem Ruheplatz — zu dem stillen Dorfkirchhof, wo er nun auch neben ihr schläft. Um ein Glück ärmer schlangen die beiden aufs neue gerrissenen Gatten ihre Arme fester zusammen; schlossen dichter den zerrissenen Kreis ihrer Lieben, und schritten fort auf ihrer Bahn. Aber nicht lange, so schlug die Stunde, wo Hubers Genius gewohnt ward, seinen Schutzbefohlnen zur nähern Anwartschaft der Ewigkeit einzuweihen. Sein Liebling, seine zweite

Docter, die Mutterpflege und der Triumph der Arzneikunde dem Tode abgezwungen hatte, war zu einem wunderbaren, ahnungsvollen Leben aufgeblüht: dem Anscheine nach gesund, schön und lebensvoll, wie nur ein Kind seyn kann. Aber ihr Leben war kein Leben dieser Erde; ihr Geist trug ungeduldig die irdische Hülle, so leicht, so duftig sie war; er äußerte sich in befremdlichen Erscheinungen, die der Aeltern Herz bald zur Ahnung vermochten, dieses Geschöpf so ihnen nicht auf die Dauer gegeben, bald mit banger Sorge ihre Blicke auf die Zukunft zogen, wie diese Fremdlinge sich je würde in die Verhältnisse des Lebens fügen können. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog sie die Liebe aller an sich, die sie sahen. Mit einer Innigkeit, die ihren Ausdruck erschöpfte, liebte sie die, welche ihr Liebe erzeigten. In ihrem ganzen Wesen lag die Ahnung einer höhern, unaussprechlichen Welt, der sie angehörte; die, wo sie jetzt lebte, schien sie immer mehr und mehr zu drücken. Sie lebte nur bis in ihr sechstes Jahr, und in den letzten Monaten ihres Daseyns schienen ihr alle ihre Fähigkeiten, sich auszudrücken, in Liebe und Zorn, in Schmerz und Freude, nicht mehr zu genügen. Ihre Sprache bildete sich abentheuerlich, oft

zu tragischen Metaphern, deren Werth sie nicht kannte, mit denen sie aber ihr Sehnen zu stillen suchte. So hörte sie, die wenig deutsch sprach, in den letzten Tagen vor ihrem Verschwinden das Wort: „Unaussprechlich" im Gespräch erwachsener Personen gebrauchen. Mit Eifer wollte sie es verstehen, und es war ihr, wie ein Fund, wie eine Erleichterung ihres Gemüths, sie wiederholte es in mehreren Tönen, und wie sie einem jungen Mädchen, die ihr viel Liebe erwies, gute Nacht wünschte, drückte sie sie fest an ihre Brust und rief: unaussprechlich! — Alles, was durch die Sinne das Gefühl berührte, warf Funken in ihre Seele. Sie hörte ihren Vater mit seiner rührenden herrlichen Stimme verschiedne Gedichte von Schiller vorlesen. Die Worte, den Sinn konnte sie nicht vernehmen, in der Sprache nicht geübt, und durch ihre kindische Beschränktheit dazu ganz unfähig: allein die Melodie des Wortmaßes und der Stimme griff sie an, sie ward still, ihr Auge flammte tief und ernst, sie lehnte sich an die Mutter, und hielt ihre Hände mit banger Inbrunst. Oft saß sie zu halben Stunden, und deklamirte sich mit einem Buch' in der Hand, das sie nicht lesen konnte, mit den reichsten Modulationen der

Stimme unzusammenhängende Worte vor, bei denen sie nicht selten bis zum Weinen gerührt, aber immer fieberhaft erhitzt wurde. Ihre Freude war ein Feuerstrom, der die Umstehenden mit Erstaunen fesselte; sie glühte, ihre Sprache war blitzesschnell, ihr Auge strahlte, ihr Fuß berührte kaum die Erde, ihren Hals trug sie immer hoch empor, das Kinn stolz zurück, ihre Arme waren idealisch schön, ihre Formen alle ebenmäßig gebildet, sie schienen für das Leben geschaffen. Aber nie flößte sie ihren Eltern Zuversicht ein auf ihren Besitz, und ihre Ahnung traf ein. Bei einem Schnupfen, den der sorgsame Arzt gar nicht achtete, hüpfte sie dahin, pflückte Blumen in der untergehenden Sonne, sehnte sich nach dem Grabhügel der kleinen Schwester, gieng mit dem Versprechen der Mutter, ihn morgen zu besuchen, nach Hause, nahm liebend und mit verdoppelter Zärtlichkeit Abschied von allen, die sie umgaben, und lispelte noch spät in der Nacht der Mutter Schmeichelworte zu. Der Morgen kam, sie sprach noch heiter und liebend mit ihrer Wärterinn, die im Begriffe stand, sie von ihrem Lager zu nehmen; ihr letztes Wort, wie diese etwas ausser dem Zimmer holen wollte, war die Bitte, bald wieder zu kommen,

der sie mit rührender Deklamation die Bemerkung zusetzte, „es wäre sehr grausam, ein armes kleines Kind allein zu lassen“ und wie die Wärterinn wieder zu ihr hintritt, hatte ein Schlagfluß ihr Leben zerstört; noch vier Stunden kämpfte der thätige Arzt mit dem Tod' um seine schöne Beute, aber kein Leben wollte in die holden Glieder zurückkehren; ihrer beängstigten Brust entfloh der letzte Hauch.

Jetzt war Hubers Herz getroffen. Sein heiliger Glaube an Glück hielt ihn unbesorgt bei der ersten Botschaft von seines Lieblings Zufall. Er sah das schöne Gebilde leblos vor sich, und erwartete zuversichtlich Rückkehr des Lebens; die schrecklichen Stunden rückten vor, und sein Glaube rang fürchterlich mit der Nothwendigkeit. Adele lag im Sarg, er streute mit zitternder Hand Blumen auf ihre kalte Brust, und sein Geist drang ihrem entflohenen Geiste nach. Sehnsucht nach Unsterblichkeit hatte ihn das arme Leben schon längst gelehrt, Glauben an Unsterblichkeit lehrte ihn nun sein blutendes Herz. Er schrieb an einen Freund, am sechsten Augst, zwei Tage nach ihrem Tode, nachdem er mit männlicher Fassung über ein paar Geschäfte Rechenschaft gegeben hatte:

„Ich schreibe Ihnen aus einem Hause der Thränen und des Jammers, in dem tiefsten Schmerz, den ich noch je empfand. Heute begrabe ich meine Adele. Noch am Freitage war sie ausser dem Hause mit kleinen Gespielinnen frod gewesen, — war ihnen dreimal nachgerungen, um sie zu umarmen, hatte scherzend mit ihnen geschwazt vom Tode, daß sie zu ihrer Clemence würde kommen, wenn sie groß wär' — und wenige Stunden darauf war sie bei ihrer Clemence. Am Sonnabend früh gegen sieben überfiel sie ein Steckfluß, alle Hülfe war vergebens, um eilf Uhr lebte sie schon nicht mehr. Meine Frau schrieb gestern an die gute Mariette ** von dieser werden unsre Freunde unsern unendlichen Verlust schon wissen. Sagen Sie unserm Freund ** †) er möge sich

†) Der Arzt der Familie in dem letzten Winter, den sie in Stuttgardt verlebte. Adele, die sehr schwer mit Fremden, und nie mit Männern Gemeinschaft haben mochte, hatte ihn endlich innig lieb gewonnen. Noch einen Zug dieses wunderbaren Kindes führe ich hier für den Beobachter an. Jede körperliche Annäherung war ihr verhaßt, sie küßte nie jemand, ausser ihren kleinen Bruder, aus eigenem Antriebe, nicht einmal gern ihre Mutter; nur fantastische Anfälle von Liebhaben, machten bei ihren Ge-

erinnern, daß der kleine Engel ihm besonders gut war, daß er ihm einmal von freien Stücken einen Kuß anbot, auf den der gute Mann ordentlich stolz war. Sie war unendlich lieb, in den letzten Tagen besonders, als hätte sie eine geheime Ahnung bei sich herumgetragen. Sie wird aber auch unendlich beweint! Aus vielen fremden Augen fließen ihr

---

schwistern eine Ausnahme. Dem Vater, den sie feurig liebte, reichte sie nur die Wange hin, nie den Mund, und immer schien sie eine Art Schauder dabei zu empfinden. Einen Fremden hätte sie nie geküßt, nie, weder durch Zwang noch durch Schmeichelei bewogen, wie denn überhaupt kein Zwang sie beugte, sondern offenbar ihr Leben gefährdete. Wie dieser liebe Arzt einst in der Mutter Krankenzimmer mit ihr spielte, durchdrang sie Liebe und Dankgefühl für ihn, sie stand still, ward bald ängstlich, sagte dann zögernd der Mutter ins Ohr: ich will ** einen Kuß geben! Und nun zwang sie ihn, noch vor Unruhe, mit ängstlichem Blicke, bot den Kuß, und dann, als sie nun ihr Herz erleichtert, hüpfte sie durchs Zimmer, und trug der Mutter auf, dem Vater diesen ersten höchsten Sieg über sich selbst zu melden, zu dem Dankbarkeit sie vermocht hatte. — Was versprach diese sonderbare Reizbarkeit für die Zukunft!

Ströme von Thränen. Die unsern werden lange nicht trocken werden. Ich fürchte für unsre arme Süsette*), die wie ein Schatten wandelt, seit das holde Kind die Augen schloß. Es war stets ein einzig, sonderbares, räthselhaftes Geschöpf. So unendlich oft beschäftigte es mich: wie sich die Räthsel auflösen würden. Ach! sie sollten uns ewig Räthsel bleiben! * * hob sie aus der Taufe, er betrachtete sie oft aufmerksam; ich bitte ihn um eine Thräne."

„Seit einigen Monaten zählte ich meine Kinder freudiger, unbesorgter für ihre Zukunft — und nun zwei verloren, und dieses Eine, dieses Einzige! Bewahre euch Freunde alle ein gütiges Schicksal, je so etwas zu besitzen, um es so zu verlieren! Zum letzten Mal fahre ich heute mit meiner Adele hinaus, sie nimmt meine letzte Jugendblüthe mit in ihr Grab. Noch werde ich lachen, leben, aber im Hintergrund immer ihren Geist sehen. Wo? wo ist er?"

Und sie hatte seine Jugendblüthe geknickt, er lachte noch, er lebte, aber sein Blick schweifte über das Leben hinaus in den Himmel, der sie umschloß.

*) Die treue Wärterinn, die zehn Jahre in der Familie lebte, und Mutterstreue an dem Kinde bewies.

— Denket nicht, die ihr diese wehmuthsvollen Worte leset, daß Eltern-Liebe allein den Liebling mit so seltenen Eigenschaften ausschmückte — wer sie kannte, sah sinnend auf sie, rohe Gemüther staunten still über sie, Menschen von Gefühl, Männer, ernste Männer, die selbst schon ihre Kinder dem Grab' übergaben, fühlten an Adelens Grabe unendlichen Schmerz: so schrieb Hubers Herzensfreund, selbst ein innig liebender Vater am 14. August.

„Du konntest keinen Trost von mir erhalten, drum wollte ich auch nicht trösten. Aller Trost, der nicht in uns selbst liegt, und aus uns selbst kommt, ist Täuschung, ein Behelf für Unmündige, welcher den Mann mehr stört, als aufrichtet. Wenn der Baum seine Blätter verliert, die Wiese stirbt, der Gesang der Vögel schweigt, wenn die kalte Nordluft weht, wer will dann läugnen, daß die beste Jahrszeit vorbei ist? Ja, du theurer Freund, die Blumen welken um uns her, die Vögel schweigen, die kalte Nordluft weht, es ist der Herbst unsrer Tage. Bald wird mehr Laub fallen, bald werden mehr Blüthen welken, und unser ganzer Trost ist das eiserne Gesetz der Natur! Dem sich geduldig fügen, ist Pflicht und Charakter des Weisen."

„Der

„Deine Adele war mir so unbeschreiblich lieb! Ihre Entwickelungen waren so neu und eigen, als gehören sie einer andern Welt, wo Temperament und alle Regungen der Natur als etwas heiliges durch keine Fesseln der Erziehung in conventionelle Formen gebracht werden sollten. Der Engel war durch eure Pflege und Kunst ursprünglich der Natur abgewonnen. Ein fürchterlicher Gläubiger! er lieh euch das Kapital, um es mit tausendfältigen Zinsen wieder an sich zu reißen. Warum hat uns das Schicksal getrennt! Was kann ich dir nun seyn in der Entfernung, was kannst du mir seyn, und doch ist der Herbst gekommen" — — —

Wer Huber nicht genau kannte, hätte seine Veränderung nicht bemerkt; seinem Weibe entgieng sie nicht, aber machte sie glücklich. Auf Erden hatten sie nie getrennt gewandelt, nun sehnten sie sich, hofften auch vereint. Aber in stiller Innigkeit, wie alle seine Gefühle, behandelte er auch dieses. Er schonte sein Weib, indem er ihr verbarg, wie sehr er es nähre. Mit Sorgfalt ließ er ein einfaches Kreuz auf seiner Geliebten Grab setzen, und oft fand er einen Vorwand, allein zu den kleinen Hügeln zu wandern. Mit ihm hinzugehen, hatte die Gattinn

nicht den Muth; allein vermochte sie ihrer Kinder letzte Heimath zu betreten; ihres Gatten Blicke hätte sie nicht an dieser Stätte ertragen können; wenn sie sich dann wieder sahen, vertrauten sie sich die Veruntreuung, die sie an einander begiengen.

Vielleicht scheint es manchem Leser, daß ich mich zu lange aufhalte bei dieser Todten. Um mehr wie einer Ursache willen sehe man es mir nach. Adelens Geist zog ihres Vaters Geist mächtig von der Erde hinweg. Wer lebhaft empfindet, noch mehr, wer gleichen Schmerz fühlte, wird mich verstehen; aber wer mit durchdringendem Blicke die Tiefen der Seele ergründet, wer kühn die Geheimnisse der Natur zu erforschen strebt, thue sich selbst die kühne Frage: war denn dieses Kind seinem Vater von drei, die ihm vorangiengen, näher verwandt? war denn sein Leben durch ihren Tod verletzt? sank er ihr, die ihm immer nahe blieb, ihn immer umgab, in dem Rest seiner sparsam zugezählten Tage, sank er ihr nach ins Grab, weil sie ihm vorangieng? —

Immer weiter treibt mich die forteilende Zeit, und immer schmerzvoller wird das übernommene Geschäft; von Gräbern zu Gräbern muß ich meinen Weg nun verfolgen.

Seit Michael Hubers Tode war ſein Sohn und einziger Erbe ſeines kleinen Vermögens vergeblich bedacht geweſen, durch ſchriftliche Bemühungen die kleine Verlaſſenſchaft in Ordnung zu bringen. Jetzt nach fünf Monaten meldeten ihm Freunde und Geſchäftsmänner, er ſollte durch eine Reiſe nach Leipzig alle weitern Hinderniſſe heben. Seine Geſundheit war blühender, als je; Reiſen war ihm immer zuträglich geweſen, ſeine Lage erlaubte ihm eine Abweſenheit von einigen Wochen, ſein Vortheil gebot ſie, und mit der heitern Ausſicht, alte Freunde wieder zu ſehen, neue Eindrücke aufzufaſſen, machte er ſich in der Mitte des Septembers auf den Weg. Da ihn ein nothwendiges Geſchäft einmal ſo weit von ſeiner geliebten Heimath, ſeinen guten Schwaben, hinwegführte, nahm er ſich vor, die Gelegenheit zu benutzen, um Berlin zu ſehen, das er noch nicht kannte; er wollte in Halle die geehrte Familie ſeines verewigten Freundes Forſter beſuchen, und in Göttingen den ehrwürdigen Heyne, die geliebte Mutter und Geſchwiſter ſeiner Frau perſönlich kennen lernen. Fern ſey es von mir, zu verlangen, daß der Leſer mit der Tiefe des Gefühls, welche jetzt meine Worte begleitet, hier ſtehen bleibe, um

mit mir einen Blick auf die Vergangenheit zu werfen, um sie diesem Augenblick der Gegenwart zu vermählen. Hier will ich nur seine Seelenkunde, nur seine Erfahrung über Menschen-Schicksale in Anspruch nehmen, nicht sein Heiligthum, sein Herz.

Vor eilf Jahren, im Frühjahr 1793 war Huber zum letztenmal in Leipzig; von dort schrieb er Heynen zum erstenmal, von dort hörte Forsters ehrwürdige Mutter zuerst seinen Namen. Nun, nach eilf Jahren, kehrte er dahin zurück! — In der Lage, worinn er im Jahre 1793 Leipzig verließ, Heynen schrieb, Forsters Familie bekannt ward, fanden sich viele junge Männer und hätten sich da diese Blätter geendigt, so wären sie ein zweydeutiger Beweis der tausendfachen Erfahrung gewesen, daß Leidenschaft zu großen Opfern stark macht. Aber jetzt kehrte Huber nach eilf Jahren zurück, nachdem er den Preis des Rechthuns, wie er es selbst gegen sein Weib nannte *), errungen hatte, als Vater wohlerzogener Kinder, von denen der ältesten reifende Vernunft seine

*) S. S. 143 des 10 Bogen den Brief von H. an seine Frau.

Schritte mit zärtlichem Segen begleiteten, als glücklicher Gatte, geliebt von Freunden, die jenem Zeitpunkt vorangiengen, und die ihm spätere Zeiten gewonnen, geschätzt von jedem, der als Mensch oder Geschäftsmann ihn kannte, mit der frohen Aussicht, in einem nützlichen Amt einem geehrten Fürsten, einem Lande zu dienen, das seine Wahl vor allen Provinzen Deutschlands zu seinem Vaterland vorzog — und mit dem Bewußtseyn, daß nicht fremder Schutz, nicht Unterstützung von Verwandten, nein, nur seine innere Kraft ihn empor hielten — so kehrte er jetzt nach Sachsen zurück. Er fühlte dieses alles tief, dankend der gütigen Gottheit, und mit froher Hoffnung, weiter zu gehen auf der froh begonnenen Bahn. Einige Briefe an seine Familie tragen das Gepräge seines frohen Gefühls.

Leipzig, d. 25 September 1804. Abends halb 6 Uhr.

„Vor einer Stunde bin ich höchst wohlbehalten hier angekommen. Ich erfahre, daß morgen früh die Post nach Ulm abgeht, und kann diese also nicht vorbeigehen lassen, ohne dir, mein liebstes Leben, zu schreiben, ob ich dir gleich von diesigen Geschäften noch gar nichts sagen kann.

Unſre Reiſe war wunderlichglücklich durch das göttliche Wetter, und die ſchönen Wege, die es überall, ſelbſt wo ſie ſonſt am ſchlechteſten ſind, machte. Meine Geſellſchafter waren denn ganz ordentlich, wie Kaufleute ſind, die aber zugleich ihren Antheil ſchwäbiſcher Luſtigkeit und Treuherzigkeit haben. Aus Sonnen-Aufgängen, und allem dergleichen, was im Kurſe nicht wechſelt, machen ſie ſich nicht ſonderlich viel, ſind aber ſonſt guter Dinge, laſſen ſich nichts abgehen, und ſorgen doch dabei, wie ſichs gebührt, daß alles hübſch ökonomiſch eingerichtet ſey.

So gieng denn alles ſehr gut. Ich war immer geſund, wie ein Fiſch, bei aller Ermüdung. Ach, am Sonntag Abend lag Bamberg ſo himmliſch golden im Untergange! Die ſchöne Gegend von Bamberg bis kurz vor Cronach trieben wir leider! in der Nacht durch. In der nächſten Station von Bamberg fehlte es ein paar Stunden an Pferden. Ich verſchlief ſie im Wagen, und hatte einen ſchmerzlichen Traum, wo unſer geliebter Engel *) ſo lebens-

*) Er meynt ſeine Adele, die der Anblick der untergehenden Sonne immer lebendiger vor ſeine Seele ſtellte. Die untergehende Sonne hatte ſie an ihrem letzten Le-

dig etwas vor mir trieb, daß es mir noch im Traume das Herz zerriß, daß es ein Traum war. Und wie ich erwachte, dachte ich an dich!

Das schönste Sichtbare auf der ganzen Reise war die Gegend von Cronach. Ist sie dir noch erinnerlich mit allen den Krümmungen und Armen vom Mayn?

In Zeitz fragte ich heute auf der Post, ob * * noch lebte? Da hieß es, o ja, und daß er nur zwei Häuser von uns wohne. Da gieng ich doch hin, ungeachtet seiner Sünde von vor vier Jahren. Glaube mir, der Mann war damals sehr krank, ich habe es ihm heute angesehen! Seine Tochter wollte meinen Namen wissen, ich bat sie, nur einen alten Bekannten zu melden. Während des kleinen pourparlers, das es darüber gab, war ich an die Thür seines Zimmers gerathen, und sah ihn. Guter Gott! er sollte mich wieder erkennen, und das konnte wohl geschehen, aber ihn hätte ich wo anders nie wieder erkannt. Er hatte sonst bei einem starken Leibe etwas ganz beson-

---

dens: Abend an ihrer Schwester Grab gemahnt, denn wo sie sank, ruhte sie, und dann Adrie, und endlich auch Er!

ters ſehrs und impoſantes, das ihn bei Extl und Pferdl, da er doch eben kein Miniſter oder ſonſt eine Excellenz war, verhaßt machte. Nun ſtand er da, ſo mager, ſo abgezehrt, ſo hängend, alle Züge ſo verfallend, wie die meines Vaters, obſchon er gewiß zwanzig Jahre jünger iſt. Nach ein paar Reden zwiſchen uns erkannte er mich, und rief, indem er mich umarmte, und ſeine Hand zu matt zum Drucke war, meinen Namen aus. So blieb es die Viertelſtunde lang, bis ich während des Pferde-Wechſels bei ihm war, eine recht herzliche, aber eben ſo matte Freude, die etwas unendlich wehmüthiges für mich hatte. Der Mann hatte ſonſt einen eignen Ausdruck von Härte und Stolz, der aber mehr in der Figur als im Innern lag, und nun ſah ich ihn in Unzufriedenheit mit dem Leben, aber ſeine alte Geiſtesheit mit einer bedauern Milde — der Eindruck wird mir unvergeßlich bleiben. Seine Frau, die etwas ſehr angenehmes, wohlgezogenes hat, kam einen Augenblick herein, nachdem ihr die Tochter die Wiedererkennungs-Scene erzählt haben mochte; ſie müßte, ſagte ſie, die Freude ihres Mannes theilen — und es ſah aus, als thäte ſie jetzt recht, einen ſo ſeinen

Augenblick zu ergreifen" — — — — — —
— — — — — — — — — — —

„Nun wirst du sagen: tantum abest, du Schenuich *), daß du auf der Welt, oder vielmehr von der Welt, nach Leipzig wirst, um nichts zu thun, als wehmüthige und lustige Reconvalescenten zu haben. An die Geschäfte soll es denn aber auch morgen früh gleich rasch gehen, nur, daß ich dir diesmal noch nichts davon schreiben kann. Was du mir Montag geschickt hast, kommt, wie ich erfahren, erst acht Tage darauf hier an, also kann ich es nicht abwarten.

Und mein treuer ehrlicher Almé? und mein Bruder Leichtsinn mit dem schlechten Madamengesicht? **) und du? du? Unsre letzten Tage waren sonderbar, ich weiß nicht wodurch, so aus hundert

*) Eine Redensart, die ein weiland Leipziger Professor, ich weiß nicht in welchem Recht (jus)? dem lieben Gott, wie ihm wenigstens die Zuhörer Schuld gaben, in Mund zu legen pflegte, wie er dem Menschen über Adams zu große Nachgiebigkeit gegen Evas [illegible] Welt-Mittheilung zu erkennen gab.

**) So bezeichnete die Mutter schwermüthig Huberts Tochter, ein Mädchen von neun Jahren.

Nichts heraus, aber ich sage du, du — und das ist genug, nicht mehr, das ist genug!"

„Sag *** mit meinem herzlichen Gruß, für die Zeitung hätte ich eben nichts erlauscht, außer, daß sich der Fürst Reuß von Lobenstein über Bonaparte's Erbkaiserthum bei Tafel herausgelassen habe, wie er sich aber herausgelassen habe, darüber wollte der Herrschafts-Wirth zu Ebersdorf sich nicht herauslassen, sondern war hinlänglich überzeugt, daß es schon wichtig genug sey, daß Se. Durchlaucht sich darüber herausgelassen hätten — und so viel möchte ich doch wetten: ganz favorabel für Se. Majestät war es nicht. Will *** etwas von dem „aus der Zeit gegangenen" — (das habe ich in Ebersdorf gelernt) — sächsischen Kabinets-Minister Grafen von Löben sagen, so hängt es von ihm ab. Er war zwar nur ein [illegible], aber ein so braver Mann, daß es schwer seyn soll, ihn zu ersetzen.

Die Wirthsleute in Ebersdorf waren erst zwei Jahre da, der Keller noch nicht vier Jahre, — da konnte ich also, so sehr ich mich darauf gefreut hatte, niemand fragen, ob es sich deines Aufenthalts im Jahr 1800 erinnerte.

Es war mir sonderbar in der Nähe von Leipzig und beim Herunterkommen. Hätte ich gewußt, wo meine Eltern liegen, ich hätte es gern meinen ersten Gang seyn lassen; dort werde ich Abends denken.

Unbeschreiblich widrig ist mir nach der langen Entwöhnung die hiesige Sprache. So platt, so ungand, und doch an die Bücher-Sprache prätendirend. Da lobe ich mir meine Schwaben! bei: I han gedenkt, scheint mir, könne sich viel leichter ein Genie bilden, als bei: ich glaube es, aber ich weiß es nicht, und wenn auch nicht Genie, doch warmes Gemüth, wovon diese verflachte Mundart auch keine Spur hat.

Von Nürnberg schrieb ich dir: du wirst dann gewiß meinen Brief erhalten haben? — Dies ist also Nr. 2, womit ich ꝛc. ꝛc. ꝛc. sagen die Stände in ** zu ihrem Durchlauchtigsten, wenn sie sich satt mit ihm gekampelt haben, ich aber kampele mich nicht mit dir, sondern liebe dich, mein Weib und meiner Kinder Mutter, und umarme dich mit ihnen tausendmal!"

In diesem Augenblick lief die Bewerbung von Huberts wirklichem Schwiegersohne um seine zweite Pflegetochter. Die Gefühle, mit welchen der gute

Vater diese Nachricht empfieng, gehören zu der Darstellung seines Gemüths.

Leipzig, d. 28 Septbr. 1804.

Glück zu, und Glück auf, liebe Mutter und Schwiegermutter! — Innig gerührt hat mich dein Brief, den ich eben erhielt. Ich habe nicht ein Aber, nicht ein Zwar. Die menschlichen Dinge führen ihre Aber und Zwar schon von selbst mit sich; doch hier ist keines, das Vater und Mutter zu antiscipiren berufen seyn könnten. Hier ist, wie in den Papieren jenes holländischen Staatsgefangnen, *) nichts als Ehrlichkeit, nichts als reine gute Mensch-

*) Das bezieht sich auf einen Zug aus einer holländischen Geschichte in holländischer Sprache, wo von dem Prozeß eines patriotischen Staatsgefangnen auf dem Irrthertskamme die Rede ist: die Menschen, welchen seine Papiere zur Untersuchung übergeben wurden, reichten sie mit der Erklärung wieder ein: sie hätten nichts darin gefunden als „lautre Ehrlichkeit.“ Dieses durch die holländische Sprache noch treuherzigere wordende Wort blieb Huber immer sehr werth und gegenwärtig, es sagte mit so gemeinem Ausdruck das Schönste, was von einem Mann — das Unbegreiflichste, was von einem Staatsmann gesagt werden kann.

heit, und wo die ist, kann alles, was noch von Menschlichkeit hinzu kommen mag, so sonderlich viel nicht schaden. Sosage denn * *, daß ich ihn von ganzem Herzen als Sohn begrüße, und umarme, sage auch unsrer Tochter in meinem Namen alles, was du ihr in dem beinigen wirst sagen mögen."

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

„Mit dem Kupferstich vom Engel und Kinde, den du wünschtest, geht es mir eigen, das heißt, mit dem längst bekannten, den ich aber unendlich albern und platt fand, so sehr, daß ich eines Theils schwören möchte, es wäre nicht der, von dem wir beide oft zusammen sprachen; auf der andern Seite könnte es aber auch so eine frühe Erinnerung seyn, die wir in reifem Alter nicht wieder erkennen. Kurz: zum Kaufen konnte ich mich nicht entschließen, um so weniger, da es zwei Blätter waren, die zusammengehörten, und mit einander genommen werden mußten. Auf dem einen, wo das Kind in the presence of the Almighty vom Engel gehalten wird, ist es noch erträglicher, aber auf dem andern, mit der Unterschrift of such is the King dom of God, taugt es gar nichts. Ein dickes, lächelndes gesundes Ma-

ſen, mit einem Engel, der erbärmlich geſtohlen iſt von einem Raphaeliſchen Erzengel Michael, deſſen ich mich aus meines Vaters Sammlung wohl erinnere. Dagegen habe ich ein Petſchaft ſtechen laſſen, mit dem ich Dienſtags meinen letzten Brief zu ſiegeln gedenke: einen Sphinx mit einer auf beiden Seiten um das Schild laufenden Roſenverzierung, und im Schilde nichts, als einen Schmetterling. So laß uns dieſes Spiel für unſre ewige Trauer nehmen, anſtatt jenes.“ — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

„Adieu, mein Liebſtes, Fernes, Nahes! Adieu! Ich finde es ſo ſchön, daß die Zeit in deinem Herzen während meiner Abweſenheit mit jener lieben Sache ausgefüllt werden ſollte. Adieu mit allen deinen Kindern, Großen und Kleinen.“

Vom 1 Oktober ſchreibt er: — „Du weißt nicht, in welchem hohen und entſchiedenen Ruf einer guten Frau mein Ausſehn dich bringt. Wer mich kannte, reklamirt ordentlich komiſch über die Nichtveränderung, oder vielmehr gar Verjüngung, die ſeit elf Jahren mit mir vorgegangen ſeyn ſoll. Luſtig war unter andern der Schauſpieler Chriſt, der mich zuerſt in Mainz geſehn hat; ich kam zweimal vor ihm vorbei,

und er blieb ſtehen wie vor einer Erſcheinung, weil es, wie er ſagte, Wundern ähnlich wär, daß man ſo jung bleiben könnte. Dagegen ſehe ich freilich an manchen andern Verwüſtungen der Zeit, die wohl nachdenklich machen könnten. Am meiſten bleiben die Leute dabei ſtehen: ich müßte ein glückliches häusliches Leben haben, und man merkt es manchem an, daß er das Gegentheil als einen Hauptgrund früher Falten kennt. Und die Leute rathen recht, das fühle ich wehmüthig froh in jeder Stunde der Abweſenheit — Etwas anders begegnete mir zweimal mit Leuten, die mich nicht kannten. Sie hätten mir beinahe abgeſtritten, daß ich, Ich wäre. Nämlich ſie hatten mir als berühmtem Schriftſteller — bin, Madame? — die Ehre erwieſen, ſich vorher eine Idee von mir zu machen, und die Idee war lang und ſchmal, welches beides ich nun bekanntlich eben nicht bin" — — — — — — — —

„Schrieb ich dir neulich ſchon, daß ich die Bänder-Commiſſion gemacht hätte? Da hat Gottes Vorſehung in voriger Meſſe einen Gütermagen verbrennen laſſen, worinn viele Bänder waren, die ein wenig naß geworden ſind — nämlich vom Löſchen, nicht vom Verbrennen — dieſe hat nun der

Churfürst behalten müssen, und sie wurden verauktionirt, bei welcher Gelegenheit ich denn mit Hülfe der Frau ** die geforderten Stücke, ganz unbeschädigt, gekauft habe."

„Das wär kein Wunder, wundersüchtges Volk?" *) — Nicht zu meiner Freude hatte ich heute keine Briefe von dir. So fern von seinen Lieben kann man sich doch der Unruhe nicht erwehren, und nun, da ich übermorgen weiter will, kann ich so lange ohne Nachricht bleiben?" — —

Berlin, d. 12 Oktober.

„Am Sonnabend mußte ich weg von Leipzig, ohne Nachricht von meiner einzigen Lieben erhalten zu haben. Am Sonntag kam ich wohlbehalten und bei guter Zeit hier an. Die Leipziger Post, die inzwischen ankam, brachte mir wieder nichts, und so lebe ich bis jetzt in der unbeschreiblichsten Pein. **)

Mor-

---

*) Auf dem Narbon.

**) Diese Aengstlichkeit, diese schwarze Ahnung war die einzige Erscheinung in Hubers Wesen, in der, bei seinem bald nachher erfolgten Tode, sein Weib einen Keim von Krankheit suchen zu können glaubte. Nie war er vorher

Morgen früh kommt wieder eine Leipziger Post. Die muß mir denn doch endlich bringen, was ich so schmerzlich erwarte. Ich bin freilich überzeugt, daß nur ein gleichgültiger Zufall die zwei letzten Schwäbischen Posttage, die ich in Leipzig zubrachte, und mit denen die Allg. Zeitung ankam, ohne Briefe an mich verstreichen ließ. Ich denke mir freilich, daß von allem möglichen Traurigen, was zu Hause hätte geschehen können, kaum eines die Folge haben könnte, daß mir nicht geschrieben würde. Aber es giebt Augenblicke genug, in denen die Ueberzeugung, und das Denken nicht mächtig genug sind. Bis Morgen denn! Jetzt will ich blos erzählen, will dir ersparen zu lesen, wie mir zu Muthe gewesen, und noch ist. Vorstellen mußt du dirs ja ohnehin, und findest du, daß ich trocken erzähle, so weißt du die Ursache ja."

---

dieser schwarzen Bilder fähig gewesen. Damals schrieb sie die Pünglichkeit ihrer Adele Andenken zu. Dieses und ein paar Augenblicke unbilligen Zorns in den letzten Tagen vor seiner Krankheit, waren so fremde Erscheinungen in seinem Charakter, daß sie sogar der Arzt mit Aufmerksamkeit anhörte. Daß die Ursache der ausbleibenden Briefe eine bloße Unordnung der Posten war, versteht sich von selbst.

— — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

„Daß auch das Erzählen nicht geht, fühl' ich. Es iſt ſchrecklich, und wäre nicht zu ertragen, wenn es dauerte; aber ich kann zuweilen denken: Wem erzähle ich? Dieſen Nachmittag erhielt ich etwas aus Leipzig von ** nach dem Datum von Dienſtag, und und nichts dabei von Dir. Die Poſt kommt Montags von Ulm dort an. Nun wird ſie zwar erſt Dienſtag, und vor dem Thor wo ** wohnt, und zumal in der Meſſe erſt ſo ſpät ausgegeben, daß ich wohl begreife, daß ſie Briefe von dir mitgebracht hätte, die ich heute noch nicht gehabt. Aber wenn ſie keine mitgebracht hätte, wenn ich mit der Leipziger Poſt, die morgen ankömmt, wieder nichts erhielt', — ich weiß nicht, wie ich es ertrüge. Der dritte Poſttag ohne Briefe von dir, und du am Leben — ich könnte nicht glauben, daß es möglich wäre."

„Aber weg damit! Ob ich dieſen Brief ſchließe, weiß ich, woran ich bin, und weil ich bis dahin nichts anders vermag, will ich dir ein paar Geſchichten ſchreiben *) — — — — — — —

*) Da dieſer Brief ohnehin blos wegen ſeiner pſychologiſchen Wichtigkeit eingerückt iſt, wird es der Leſer ſehr an-

„Eine ſchreckliche Lage, — und wahrlich ich kann bis Morgen — länger, ich hoff' es zu Gott! wird es nicht währen — mich hinein denken — iſt die einer Prediger-Frau, deren Mann vor mehreren Monaten fortgieng, ſo, daß ſie ihn geſetzlich für todt zu erkennen autoriſirt und aufgefordert iſt, aber die Ueberzeugung hat, daß er noch lebt, und ſich nur in einer ſonderbaren Geiſtesverrücktheit von ihr und zwei Kindern entfernt hat, um, wie ſie glaubte, nach Italien zu gehen."

„Warum muß mir dieſes geſchehen? Etwa damit ich nie wieder von euch gehe? O Gott, ich verließ Euch ja doch keinen Augenblick! Es iſt wahrlich nicht recht vom Zufall — denn ich denke noch immer, daß dieſer allein es wird verſchuldet haben — daß er mir den Gedanken an unſre Adele auf dieſer Reiſe, in dieſem Zuſammenhange ſo ſchrecklich, ſo zum Zurückſchaudern ſchrecklich machen mußte."

Die Poſt des folgenden Tages rettete ſein armes ahnendes — ach das Schickſal, nicht, das ihm

---

ſtändig finden, daß der Herausgeber die Geſetze des Gaſtrechts ehrt, und keine Geſchichten von Berlin erzählt.

drohte, aber das seine Geliebten leiden sollten, ahnendes Herz.

Noch einmal schreibt er in dieser Beschäftigung mit Tod' und Grab in einem Briefe von 21 Oktober: Diesen Brief siegle ich mit dem neuen Petschaft. Der Künstler hat aber meine Gedanken falsch ausgedrückt, indem er den Schmetterling auf Blumen setzte, den ich nur frei fliegen haben wollte. Sey es! Nun ist es die Seele auf den Blumen, die aus jener Stätte keimen. Und statt des englischen Bildes — auch ich seh' es überall hängen, aber es ist doch nichts — bekommst du etwas anderes. Schnorr faßte unsre Idee auf, wegen einer Nachbildung der Miniatur, welche die gute *** von unsrem Engel machte, entwarf bereits den Kopf während meiner Anwesenheit, und als ich heute bei ihm war, ihm, während er nach meiner Angabe und vermittelst der Vergleichung mit der Silhouette etwas änderte, sagen wollte, wie gut er es getroffen hätte — überfiel es mich, daß ich lange nicht sprechen konnte, und er fühlte, wie ein guter weicher Mensch, wie sehr ich ihm damit gesagt hatte, was ich sagen wollte. Ich war heute auf dem Kirchhofe bei meiner Eltern Grabe. Es ist nur ein Grabhügel; man hatte

Mühe ihn zu finden, und ihn mir zu zeigen. So muß denn doch ein Stein hin — damit mein Sohn ihn einst finde — er ist schon bestellt.“

„In weniger, als vierzehn Tagen? — Weißt du glaubst du, wie sehr ich mich überwinden muß, um nicht jetzt geradezu heim zu kehren?“

Mit diesem weichen Herzen voll Liebe und Beschäftigung einer Liebe jenseits des Grabes kam Huber zu der ehrwürdigen alten Forster nach Halle. Diese Zusammenkunft ist vielleicht einer der schönsten Augenblicke, dessen Menschen-Herzen fähig seyn können, und war für Hubers Leben der Augenblick der moralischen Vollendung. Der Segen, den Forsters Mutter dem Pflegvater ihrer Enkel gab, die vertrauensvolle Liebe, mit dem die ganze Familie ihn entließ, war die Palme, die sein Leben voll Liebe errang. Er schrieb von diesem Augenblicke mit frommer Freude. Wer diese Blätter mit Theilnahme las, muß sie verstehen; es muß ihm das Leben lieber machen, in dem so viel Güte thätig seyn kann, wie es bedurfte, diesen Augenblick herbeizuführen. Huber, der von Forsters geehrter Mutter den Segen für sich und ihre Enkel empfängt! —

In Göttingen brachte er wenige, aber frohe Tage zu; er betrat mit der zärtlichſten Theilnahme das Haus, wo ſein Weib ihre erſte Jugend verlebte, ſuchte auf der königlichen Bibliothek die Winkel auf, von denen er wußte: ſie waren oft der Schauplatz ihrer Kinderphantaſie geweſen, betrachtete das große Gemählde des edeln Münchhauſen, deſſen Anblick einen der allerfrühſten Eindrücke in der regen Einbildungskraft ſeiner Freundinn war, und auf das er ſich daher ordentlich freute, um es mit der Beſchreibung, die ſie ihm davon gemacht hatte, zu vergleichen. Der ehrwürdige Heyne fühlte ſein Alter erfreut, und die Sorgen, die als Hausvater und Bürger die Lage des Landes ihm aufbürdete, durch die Ueberzeugung erleichtert, daß ſeine Tochter, ſeine Enkel — die einzigen Enkel, die er hat, durch dieſen Gatten, dieſen Vater geborgen wären, daß ihr ſo lange ſtrenges Schickſal ihnen nun eine ruhige, glückliche Zukunft zuſicherte. Mit der rührendſten Zufriedenheit drückte er und die ganze Familie ſich über den geehrten, geliebten Verwandten aus. Ein Umſtand, der Hubern ein großes Vergnügen machte, und der wegen der Art ſeines Todes merkwürdig iſt, war eine Lektüre, die er in dieſen Tagen vornahm.

Er hatte ſeiner Schwiegermutter ſein Schauſpiel „der natürliche Sohn“ vorzuleſen verſprochen, es ſich aber nicht einfallen laſſen, daß Hevne dieſes mit anhören würde. Die Gegenwart und Theilnahme dieſes ehrwürdigen Greiſes freute ihn unendlich, nicht als Autor, in dieſem Augenblick als Menſch. Daß ein Greis von 76 Jahren ein Schauſpiel mit Theilnahme und Rührung anhöre, das gab ihm eine hohe Ahnung von rein bewahrtem Herzen, von haushaltnem Gefühl. — Daß aber der Mann in den letzten Tagen des Oktobers einen ganzen Abend mit der ſonorſten Stimme, ohne alle Ermüdung ein Schauſpiel zu leſen vermochte, der in der Mitte des Decembers an einer zerſtörten Lunge den Tod fand, — das iſt ein ſchreckliches Räthſel.

Huber kam in den erſten Tagen des Novembers zu den Seinen zurück. Er war rüſtiger, froher, als je; er rühmte ſich vielmal, und gegen viele Menſchen, er ſei geſünder als je. Bei der Berechnung ſeiner Reiſekoſten wiederholte er gegen ſein Weib: es gereue ihn nie, es ſey ein Kapital, das er für ſeine Geſundheit angelegt, das ihm noch in ſpä-

ten Jahren Zinsen bringen sollte. Er übernahm diejenigen Geschäfte, welche ihn seine Abwesenheit gezwungen hatte andern aufzutragen, mit wahrer Freude, und sah der Wahrscheinlichkeit, in seinem Amt nun bald zu einer größern Thätigkeit zu kommen, mit Ungeduld entgegen. Die Aussicht von seiner Pflegtochter Verbindung vermochte ihn zu einer strengen Berechnung seiner Mittel, und er trug ihrer Mutter auf, in den nächsten zwei Jahren, denn so lange sollte, der Jugend des Mädchens wegen, die Verbindung verschoben werden — von seinem Einkommen so viel hinweg zu nehmen, als sie zur anständigen Aussteuer ihres Kindes bedürfe. Er hatte ihr schon einmal geschrieben: „was ich deinen Kindern gebe, ist den meinen nie entzogen; sie sind Eins in meiner Sorge.“ Dem Gedanken, wie dann der Schwiegersohn auf dem Lande besucht werden würde, wie er im Wintersturme hereinkommen, empfangen, umarmt, erwärmt werden sollte, wie die Tochter Hausfrau werden, ihre Hühner und Gänse rühmen sollte, stellte er mit naiver Lustigkeit, mit liebevoller Persiflage dar. Dann freute er sich, daß sein Sohn nun einen Bruder, und, wie er herzlich wünsche, einen

Lehrer für sein Fach *) gefunden hätte. Er dachte gern daran, dieses Kind dieser Wissenschaft zu widmen, die, durch die neuere Staatswirthschaft erst nach ihrem Werth geschätzt, ihren Schüler so nah, wie die Gärtner, mit der Natur verbindet, so, daß die Forstmänner Nationalgärtner genannt werden sollten.

In dieser Stimmung überfiel ihn in den letzten Tagen des Novembers ein Schnupfen, der, so wie das immer der Fall war, viel Schleim-Beschwerde mit sich brachte. Er achtete ihn nicht, gieng aus, arbeitete, und sein niedergeschlagenes Wesen befremdete die Seinen noch keineswegs, da sie es bei seinen Unpäßlichkeiten immer an ihm gewohnt waren. Bis zum ersten December blieb der Schnupfen sich gleich. An diesem Tage erfuhr er von einem ihn besuchenden Bekannten zufällig, daß heute dieses letzten Geburtstag sey. Ganz wider seine Art, da er an nichts vorbereitetes, nichts verabredetes zu denken pflegte, forderte er seine Frau auf, ihnen am Abend einen Punsch zu machen, und den Geburtstag dieses Mannes, für den er sich lebhaft interessirte, den er gern froh sah, zu feyern. Seine Frau bezeugte ihm, wie

*) Die Forstwissenschaft.

sie allein waren, ihre Freude über diesen Trieb, Gesellschaft zu haben — er lächelte wehmüthig und sagte: es ist nicht so, aber ich bin mir mit der Schwerfälligkeit, die ich fühle, zur Last, und mir fiels ein, * * Freude zu machen, vielleicht — vertreibt auch der Punsch den dummen Schnupfen."

Es wirkte nicht. Huber suchte zwar munter zu seyn, verließ die Gesellschaft aber bald, gieng zur Ruh, und fand sich am andern Morgen übler. Der Arzt besuchte ihn nun zum ersten mal, fand nach allen Umständen nichts, als einen Schleimschnupfen, und schimpfte auf das Wetter, das ihn unterhielt. Kein Symptom ward drohend, nur seine Niedergeschlagenheit nahm stündlich zu; sie preßte seiner Gattin Herz mit Zentner-Last, erregte aber noch keine Sorge. Nach und nach ward sein Blick todt und hastend —, er ward unverhältnißmäßig matt, alles ohne eine Spur von Fieber. Jetzt besorgte er und sein Weib, es drohe ihm die Krankheit, von der ihn im Winter 1799 der vortreffliche Arzt Hopfengärtner in Stuttgardt durch eine meisterhafte Beharrlichkeit seiner Methode los riß. Sein Ulmer Arzt sich ließ jeden Umstand dieser Krankheit erzählen. Mit einer Sorgfalt, einer Geduld, die die-

sen liebenswürdigen Mann eben so trostvoll als Freund macht, wie er es durch seine Geschicklichkeit als Arzt ist, verfolgte er jeden Moment der Krankheit; aber nichts bot ihm eine Anzeige dar, wie er der Natur aufhelfen könnte. Mit einer dumpfen Ergebung, die seiner Gattinn Herz zerriß, gab Huber am 10. oder 12ten Dec. seine Zeitungsarbeit ab. Sein Arzt hatte ihm, da ein sonniger Tag eintrat, eine kleine Spazierfahrt gerathen. Vom Thor' aus bis auf eine Strecke gieng der Weg nach Söflingen, wo sein Liebling ruhte. Der todte, und doch ganz in dem Bilde, das ihn beschäftigte, verlorne Blick, mit dem seine sonst redenden, voll unaussprechlicher Liebe glänzenden, Augen auf die Gegend seiner Gräber hinhafteten — gab seinem Weibe, das an seiner Seite saß, die erste Ahnung ihres nahen Schicksals. Aber laut widersprachen Vernunft und Wahrscheinlichkeit, laut die Beobachtung des Arztes. Denselben Abend bot ihr ein Zufall die Gelegenheit dar, ihm in Verfolg des Gesprächs sagen zu können: er habe ja keine Unruhe; seine Geschäfte seyen alle berichtigt — sie wollte ihm dadurch die Sorge, nicht arbeiten zu können, aus dem Sinne reden. Er rief lebhaft, indem er gen Himmel sah: Alle! nein,

mein Weib! doch von jeder Seite iſt alles gut, und ich bin gewiß, der gute Churfürſt würde nicht berechnen, daß ich nur ſo kurze Zeit diente.“ — Seine Gattinn erſchrack heftig; ſie hatte in ihm keinen ſolchen Gedanken vermuthet; eine fürchterliche Anſtrengung ihrer Seelenkräfte machte ſie fähig, mit einer muntern Zuverſicht dieſen Gedanken zu entfernen, und es ſchien, als wenn die Art, wie ſie jede Gefahr abläugnete, ihn ſelbſt von dem Gedanken an ſie entfernte.

Am dreizehnten früh war ſein Zuſtand wenig ſchlimmer. Er ſaß eine Weile ſchreibend, dann rief er ängſtlich, und ſein Weib fand ihn heftig bewegt, — weil er mehrmals gerufen hatte, ehe ſie ihn hörte. Er war ſehr kurzathmend und unfähig, mit ausgeſtreckter Bruſt zu ſtehen. Sie beruhigte ihn mit muthiger Zurede, überredete ihn, auf ſie geſtützt an das offne Fenſter zu gehen — und der Anfall ſchien ſich zu legen.

Was in dieſes armen Weibes Seele nun vorgieng, iſt ſchwer zu ſchildern — es war Zergliederung jeder Minute, um ſeinen Zuſtand zu verſtehen, immer hellerer Anblick ſeines Todes, und ſtets fortſchreitendes Gefühl, jetzt ſey der Zeitpunkt ihres Le-

bens gekommen, der ihrer ganzen Vergangenheit den Werth zu- oder absprache. Von dieser Stunde bis zu seinem Tode hielt sie eine höhere Hand; denn sie überwand, was ihre Vernunft nie in der Vorstellung ertragen konnte, was ihre Einbildungskraft nie so fürchterlich zu mahlen im Stande gewesen wäre!

Nach einigen Minuten wars ihm etwas leichter; er legte sich auf das Sopha, und nun bat er sein Weib, ihm ein Papier vom Tische zu geben — es war das, woran er kurz vorher schrieb, es war das letzte mal, daß seine Hand die Feder führte. Er gab es ihr und sie las:

Das Kind und die Natur. *)

Ich bin müde diesen Morgen, o Mutter! ich pflückte gestern viele Blumen, ich sang und tanzte und scherzte viel, ich dachte des Schwesterchens im kühlen Bettchen, und gab den Gespielinnen drei Abschiedsküsse — nun bin ich müde, und mag nicht aufstehn.

Du bist des irdischen Lebens müde, mein Kind! Mit Schaudern des Widerwillens schreckte dich stets

*) Diese Zeilen finden sich in einem der Januarblätter der Aurora.

das irdiſche Raube im Leben, mit Schaudern der Ahnung alles, was tiefere Deutung dir bot. Nun überfällt dich die Scheue vor dem Wechſel der Zeiten des irdiſchen Lebens, wo Aengſtlichkeit die Hand bewacht, die Blumen pflücken möchte — wo grauſer Nebel den blumenleeren Boden deckt — wo die kindiſche Phantaſie des Geſanges, der Tänze, der Scherze ſchwer und wund gedrückt wird von den Feſſeln des irdiſchen Lebens. Du biſt müde, mein Kind, und bedarfſt des Schlafs.

O Mutter, wie wird mir? — du ſchwindeſt vor meinen Augen — O man ſollte ein armes kleines Kind nicht allein laſſen.

Mein Schoos empfängt dich — ſchließe deine holden Augen zum letzten male! Meinem Schooſe wirſt du wieder entſprießen in tauſend Farben und Geſtalten meiner Blumen. Aber mein heiligſtes und tiefſtes Geheimniß, das Geheimniß des Lebens im Tode, dem irdiſchen Leben unbekannt, ſingſte ich Dir zum letzten Wiegenlied' ins Ohr.

* * *

Und durch das Gras, und durch die Blumen, unter welche ſie zur Ruhe gelegen wurde, weht' es leiſe und wunderbar unausſprechliche Klage und un-

ausſprechlichen Troſt den Zurückgelaſſenen des erblaßten Lieblings ins Ohr.“

Von Schmerz überwältigt ſtrömten die Thränen der armen Frau. Das Blatt ſchien ihr der Pfandbrief ſeines Todes. „Armes Weib, ich hielt dich für ruhiger; ſonſt hätte ich es dir nicht gegeben,“ ſagte er ſanft, und trocknete ihr die Augen. Ueber Adele durfte ſie weinen, ja, ſie dachte oft, wenn ſie ihn könnte weinen machen, ihn über irg nd etwas in Spannung gerathen ſehen, die Natur könnte dann, von der Seele unterſtützt, ſich vielleicht noch aufraffen. Gegen Abend dieſes Tages überfiel ihn nun endlich der fürchterliche Bruſtkrampf, den er, ſeiner Empfindung nach, nie mehr verlor. Von dieſem Augenblicke an war ſein Leben fortdauernde Qual. Sitzend gegen die rechte Seite gelehnt brachte er dreizehn Tage und dreizehn Nächte zu. Kein Heilmittel gab einen Schimmer von Linderung in der Pein des Schmerzes und Erſtickens. Nun war jede Spur von Ungeduld, von Aengſtlichkeit verſchwunden. Mit der heiterſten Ruhe bat er ſein Weib um ein anderes Lager — er hatte immer auf einer einfachen Matratze auf einem Divan geſchlafen — „es könnte

nun wohl lange werden," meinte er, da wär' eine Werkstatt bequemer. Jeden Dienst nahm er mit der lebendigsten Dankbarkeit auf. Zu eben dieser Zeit lag seine Pflegetochter, die junge Braut, an einem Nervenfieber krank. Sein letzter Gang aus seinem Zimmer, den Abend vor der fürchterlichen Crisis, war zu ihrem Bette gewesen; er brachte ihr selbst Thee, weil ihm die Mutter sagte, das Kind klage, ihr Vater habe heut noch nicht mit ihr gesprochen — nun fragte er oft nach ihr, und bat die Mutter, zu sorgen, da sie sein Zimmer nicht verließ, daß ihr nichts abgienge. Wie sein Nachsinnen den Grund dieses Uebels erklärte, sein Versuch nur von fern eine Spur, ihm zu helfen, entdeckte, äußerte sein gütiger Arzt den Wunsch, fremde Hülfe herbeirufen zu dürfen. Huber willigte mit Freuden ein. Die Witterung war höchst stürmisch, die Wege fast ungangbar, und Stuttgardt zwanzig Stunden weit. Das verhinderte, die Wahl auf seinen ehemaligen Arzt, Hopfengärtner, fallen zu lassen. Man bestimmte sich für Doctor Schemmerer in Kirchheim an der Teck, einen erfahrnen praktischen, sehr philosophischen Arzt. Nachdem dieser Entschluß gefaßt war, wünschte Huber sichtbar sehnsuchtsvoll, er möchte

nun

nun auch ausgeführt seyn. Sein Leiden war unaussprechlich; er schmachtete nach Schlummer, und konnte keinen erhaschen; stets stützte er sein armes Haupt an seines Weibes Brust. So schlummerte er angstvoll, und fuhr schnell mit neuem Schmerz auf. Da die ohnehin nicht starke Frau diese Stellung nicht lange ertragen konnte, erfand sie eine neue Stütze für sein Haupt, indem sie ein Holz mit ihrem Schawl umwand, und quer in der Höhe seiner Stirn zu befestigen wußte. Er lächelte schmerzlich: Kunstreiche Penelope! sagte er, und küßte ihre Hände, indem er, recht um ihr zu danken, die neue Stütze versuchte. Endlich am 19. Dec. nach einer neuen Nacht voll Leiden ergriff er seines Weibes Hände, und sagte sanft: „meine Theure, und wenn nun das Aergste geschähe? — und das wird wohl geschehen, meine Liebe!“ — Gott — denn nur ein Gott kann so helfen! — Gott stärkte sein Weib; sie sagte heiter, als hätte sie lange schon an die Antwort gedacht: „dann will ich deiner würdig seyn, ich will leben und deine Kinder erziehen.“ Er küßte ihre Hände. — „Aber wie wirst du leben — Armes Weib, du wirst wie allein!“ — Unsre Tochter muß nun früher heirathen, und ich lebe bei ihr auf

dem Lande. — Der Gedanke schien ihn zu erleichtern; er berührte ein paar Details; sein Weib räumte jeden Zweifel aus dem Wege. Er hob seine Augen — seine erloschenen theuren Augen nun gen Himmel; langsam sammelten sich noch einmal Thränen in ihnen — „Dann denkt oft an mich, sagte er, dort in der freien Natur. . . das wird schön seyn — O das wird dir wohl thun!“ — Nun war er heiterer, und wartete bis auf den Abend die Ankunft des berufenen Arztes ab. Der menschenfreundliche Mann kam, und verließ nach sechs und dreißig Stunden hoffnungslos, und unendlich bewegt das Haus des Jammers.

Von jenem Gespräche an überließ sich der Kranke nur der Pflege seiner Aerzte, seines Weibes. Oft forschte diese, ob er sich mit seinem nahen Tode beschäftigte, ob Scheue oder Gleichgültigkeit mit diesem Bilde vereint sey — sie fand keine Sicherheit. Oft hatte er noch einzelne Schimmer seines holden heitern Geistes. Er scherzte noch mehrere Male. Der Anblick seiner geliebten Kinder schien ihn nicht zu betrüben; er genoß ihn eher. Er saß wohl einige Minuten, sein zerstörtes Gesicht an das Haupt seiner neunjährigen Tochter gelehnt, die, der Mutter

Hoffnung nicht ganz verschwand, bloß von dunkeln Ahnungen des Fürchterlichen, ihre langsamen Thränen nicht zu trocknen wagte. Musik freute ihn noch. Eine weibliche Hausgenossinn spielte, und sang zuweilen im anstoßenden Zimmer. Er ließ die Thüre öffnen, und hörte zu. Sie sang einst die Zeilen aus Maria Stuart

Eilende Wolken, Segler der Lüfte,
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte,
Grüßet mir freundlich mein Jugendland.

Die unglückliche Frau konnte bey diesen Worten ihre Wehmuth nicht bemeistern, dieser Gruß kam ihr so weit von jenseits des Grabes her. Er streichelte ihr die Wange — „Nicht so, sagte er leise, meine Jugend war meine Liebe, und sie wohnt ewig" — Seine Fantasien in den langen fieberhaften Nächten verriethen eben so wenig, ob seine Seele mit dem Tode beschäftigt sey. Er war sich selbst in den ersten Stunden der Nacht, vielleicht mehr durch die Folge der angewandten Mittel, besonders des Opiums, oft nicht deutlich bewußt; aber dann war es Kunst und Politik, was ihn beschäftigte. Eine Nacht sagte er zierliche Epigrammen über schlechte Nachahmungen Raphaelischer Engel — vielleicht dachte er an den

Kupferstich, dessen er in seinen Briefen aus Leipzig erwähnt. Den letzten Morgen seines Lebens, wie seine Gattin ihm eine Handreichung gethan hatte, ergriff er ihre Hand mit einiger Heftigkeit, und drückte sie an seine heiße Stirn — „Was machst du, armes Weib?“ rief er, als wollte er damit alles sagen. — Ich habe Muth und Kräfte, antwortete sie fest, und eben so bemüht, in diesen Worten alles zu beantworten. „Dann ists gut,“ sagte er sanfter. Am Abend sah die Gattinn an der Arznei, die für diese Nacht verordnet ward, daß die Kunst ihre Waffen gegen die Natur ausgebraucht habe. Dieses war der dreizehnte Tag, den sie fast ganz schlaflos zubrachte. Sie wollte für diese Nacht Kräfte sammeln, und legte sich neben dem Krankenbett auf die Erde. Er rief aber ihren Namen, und sie erhielt die Kraft, die ihr der Schlummer geben sollte, von seiner sterbenden Stimme. Sie blieb neben ihm. Er fantasirte schwach; dieselmal war es Sehnsucht, seinen Schwiegersohn zu sehen, die ihn beschäftigte. Er fragte mehrmals, ob er es sey, der neben ihm stehe? woraus klar war, daß sein Auge die Gestalten nur unsicher unterschied; denn es wachte ein Bekannter mit der Frau. Diese Sehnsucht nach dem Manne,

den er zur Stütze, zum Schutze seiner Hinterlaſſenen ausersehen hatte, beweist wohl, daß er die Nähe des Todes fühlte. Aber der Ersehnte war fern. Seine Pflicht rufte ihn vor wenig Tagen aufs Land. — Der Augenblick seines Todes selbst überfiel ihn unvermuthet, wie sein letztes Wort bewies; es war eine gleichgültige Bemerkung, die sein bebender Mund kaum zu stammeln vermochte, sein zitterndes Haupt entsank der stützenden Hand seines Weibes, sein Auge brach — und ihr Herz. —

Es war drei Uhr in der Nacht des 24sten Decembers. Die Wittwe eilte, einen Geistlichen, der des Entschlummerten Freund war, herbei zu rufen. Indeß dieser neben dem Erblaßten betete, prägte die nun Verlaßne die Ueberzeugung ihres Schicksals in ihr zerrißnes Gehirn. Die Sterbeglocke tönte vom fernen Thurme, nun ihr Elend auch Fremden zu verkündigen. Der Kampf um Stärke gelang dem schwachen Weibe, und der ihr kämpfen half, wird sie auch ferner unterstützen.

Huber war 40 Jahre und vier Monate alt. Sein Leichnam ruht in Söflingen neben seinen Kindern. Die gute Stadt Ulm, die ihn erst ein Jahr kannte, hatte ihn schon lieben gelernt — kein gleich-

gültiges Gesicht verletzte den Schmerz der Hinterlassenen. Der gütige Churfürst entsprach den Hoffnungen, die den Verklärten bei der ersten Ahnung seines Todes getröstet hatten. Er gab der Wittwe und seinen Kindern die Pension, welche mit seinem Dienste verbunden war. Der Chef des hohen Collegiums, dem er angehörte, ehrte sein Andenken, und linderte den Schmerz seiner Wittwe durch alle Hülfsleistungen, zu welchen sein hoher Posten ihn fähig machte, und die edle Güte seines Charakters ihn antrieb. — Ist allgemeine Theilnahme ein Trost, so haben ihn Hubers Hinterlassene in einem hohen Grade genossen. Beruft ein schönes Vorbild zur Nacheiferung, so muß Hubers Sohn einst seinem Fürsten, seinen Mitbürgern, allen, die an seines Vaters Grabe weinten, daß er seiner werth sey beweisen.

Hubers

Briefe

an einen Freund

vom Jahre 1783 bis 1792.

Die treue Darſtellung, welche dieſe Briefſammlung von Huberts Individualität giebt, wird keinem Leſer entgehen. Es iſt kein Wort in ihnen verändert, ſo viel auch daraus weggelaſſen iſt. Noch viel mehr Werth würde ſie haben, wenn die zarteſte Achtung, ja die ängſtlichſte Berechnung für jede perſönliche Rückſicht, den Sammler nicht geleitet hätte. So weit er die Anſpielungen verſtand, ja ſo weit er ſie errathen konnte, vermied er jede ſchmerzliche Erwähnung von Perſönlichkeit. Sollte ſich ihm unbewußt dennoch eine oder die andere einge-

schlichen haben, so möge die Rücksicht die gereitzten Gemüther versöhnen: daß fünfzehn Jahre eines Lebens, das ein Menschenalter an schweren Schicksalen in sich faßt, kleine Rücksichten verwischen. Einige Namen finden sich bald mit Lob bald mit Tadel in diesen Blättern erwähnt. Es sind die von Männern, deren Werth ihre Persönlichkeit gleichsam annizilirt hatten, die durch sie zu einem wahren Nationalgut wurden, und dem Urtheil jedes Einzelnen freistehen, wie jedes große Eigenthum eines Volkes. Und nicht das, was Huber zu dieser oder jener Zeit von ihnen sagte, sondern daß Huber es sagte, giebt seinem Urtheile Interesse. Dahin gehört Wieland und Herder und andere mehr *).

*) Wie Hubers Urtheil von diesen ehrwürdigen Patriarchen der deutschen Literatur von der Zeit ausgebildet ward, und wie er selbst, der jugendliche Geist, es durch seine spätere Werke bestimmte, ist in Hubers Beurtheilung seiner

Nur über Einen Mann behielt der Sammler nichts zurück, so trivial, so jugendlich, so vom Eindruck des Moments gebohren manches ist, — alles, was Huber von Göthe sagt, blieb unverhohlen. Ueber Göthe zu forschen, zu grübeln, zu urtheilen, ist dem Mann von literarischer Bildung und von gebildetem Gefühl ein Bedürfniß — wahrlich der Vergleich steht hier nicht als Schmeichelei gegen Göthe, sondern als Erklärung von dem Gesichtspunkt, von wo aus der Sammler die Urtheile über ihn betrachtete — ein Bedürfniß, wie dem Menschen das Forschen nach der Natur der Gottheit. Der erhabenste Gedanke, wie der kindlichste Irrthum, ehrt sie, denn er zeigt, wie bedürftig des Menschen Herz ist, sie zu fassen. Sollte das Ungefähr Göthe einen Blick in diese Blätter

---

Werke, und in dem Ton sichtbar gewesen, mit welchem er Wielands bei mehreren literarischen Anlässen erwähnte.

werfen lassen, so wird er, auf der unantastbaren Höhe, wo er steht, es gern sehen: daß Hubers Ansicht seiner eine der interessantesten Ansichten von Hubers Art zu urtheilen giebt.

Diesen Punkt berichtigt, seh ich diese Briefsammlung als ein Vermächtniß an, von Huber an seine jüngeren Zeitgenossen im literarischen Fach. Das treue Streben, Klarheit in sich und seine Dichtungen zu bringen, die Würde und Wichtigkeit, die er in seinen Dichterberuf legt, die pflichtmäßige Ehrerbietung für ein Amt, das er nicht liebte, die Rücksichten für Verhältnisse, die er nicht schätzte, welche aber zu diesem Amte gehören, verdienten zum Muster aufgestellt zu werden. Auf jeden Fall muß der Leser, dem „das heimliche Gericht" und „Juliane" unbekannt sind, beide Stücke erst lesen, ehe er von diesen Briefen Unterricht oder nur Interesse erwartet. Dann ist aber die Analyse, welche der Dichter selbst von seinem

Plane und Ansichten giebt, eben so nützlich als interessant.

Von Hubers politischen Urtheilen und Meynungen habe ich nur so viel aufgenommen, wie nothwendig war, seine Ansicht einiger Hauptmomente der Revolution auszudrücken, welche mit in der Epoche, in welcher diese Briefe geschrieben sind, innbegriffen waren. Sie bestätigen, was in seiner Lebensgeschichte gesagt wurde: daß diese ganze Weltbegebenheit lange Zeit für ihn nur ein dramatisches Interesse hatte, daß er sie studirte, von allen Seiten beobachtete, ohne sich je darinn zu verlieren. Zuletzt legte er sie mit in die Waagschale seines Schicksals, um über die Wahl seiner Zukunft zu entscheiden.

Der jugendlichen Theilnahme an Hubers Denkungsart, so wie dem Studium seiner intellektuellen Bildung wird der Wunsch lebhaft werden: der Mann, der so den innigsten Er-

guß von Hubers Geiste empfing, möchte seine Briefe, welche Antworten und Veranlassungen zu den Huberischen waren, ebenfalls dem Publikum schenken. Beide würden ein Ganzes ausmachen, welches eben so viel Achtung gegen die Verfasser einflößte, als es Unterricht für den Leser gewähren würde.

Leipzig, den 21 April 1803.

Ein Hühnchen hab ich mir schon längst vorgenommen mit dir zu pflücken. Vor einiger Zeit schon hat mir ** aus einem deiner Briefe eine Stelle über Freundschaft vorgelesen, woran ich gesehen habe, daß die Liebe dich zum gewaltigen Sünder in der Freundschaft gemacht hat. Die größere Gleichgültigkeit, die gewiß, seit dem du verliebt bist, in deiner Seele gegen Freundschaft entstanden seyn muß, suchst du mit Gründen, die du aus dem Charakter der gewöhnlichen, alltäglichen Freundschaften hernimmst, zu beschönigen; und der einzige wahre Grund davon ist, daß man, wenn man vom stärkern Feuer erwärmt wird, das sanftere verachtet, von dem man sonst erquickt wurde. Du schreibst deiner Freundinn **, weil man so oft in der Freundschaft getäuscht würde, wolltet Ihr Euch in Zukunft mit dem, was Ihr fändet, mit angenehmem Umgang guter Bekannten begnügen, und Euch in allem, was mehr Sache der Empfindung wäre, auf

Euch allein einschränken. Hast du auch das nicht gerade so gesagt, so ists doch gewiß der Sinn und das Resultat von dem, was du gesagt hast. Aber nimm dich in Acht; faße den Vorsaz nicht, denn ich glaube, es ist an sich nur zu sehr unzertrennlich von der Liebe, daß man auf sich selbst sich einschränkt, und alles um und neben sich nur in Rücksicht auf sich, auf das doppelte sich nämlich, betrachtet. Thust du nicht vielleicht Unrecht, diesen Fehler der Liebe aus Grundsäzen herzuleiten, und gar zum Grundsaz umzuwandeln, und als Grundsaz in deiner Seele Wurzel fassen zu lassen? Die Liebe macht hier gewiß ungerecht. Sie füllt des Verliebten Seele so ganz, daß der Trieb, Freundschaft zu suchen, sehr in ihm geschwächt wird. Ist es da nicht natürlich, daß er da weniger Freundschaft findet? und doch ist er hernach unbillig, und schiebt auf die Freundschaft den Fehler der Liebe. Glaube mir, freier, freundschaftlicher Umgang, Interesse an des Freundes Leiden und Freuden, getheilte Beschäftigungen und Vergnügen mit dem Freunde, sind alles Dinge, die ein Liebender nicht, wenigstens nicht im vollen Grade leisten kann. Ein billiger Freund wird ihm gewiß das vergeben; aber nur muß er

auch

auch nicht so unbillig seyn und dem Freund den beinahe nothwendigen Wiederschein von seiner Kälte vorwerfen. Diese kleine Betrachtung glaubt' ich, der ich gewiß dein Freund bin, und also ein Recht habe, deine jetzige Freigeisterei und Zweifelsucht in der Freundschaft zu bestreiten, dir vorlegen zu können. Deiner Freundinn hab' ich noch nichts davon gesagt, weil ich glaubte, dem Mann müßte das eher gesagt werden können, als dem Mädchen. Hältst du es aber für gut, es ihr mitzutheilen, so hast du meine völlige Einwilligung dazu, und ich behalte mir noch einen mündlichen Kommentar gegen sie vor. Ich glaube beinahe, du wirst mit mir in dieser Sache, die Sache der Empfindung ist, übereinstimmen, da ich an deinem Brief über Fiesko gesehen habe, wie sehr wir in Sachen des Geschmacks üb reinstimmen; und es ist, glaub' ich, einer der grösten Fehler in der Kritik, daß man Sache der Empfindung und Sache des Geschmacks so sehr trennt, da sie doch eigentlich bei einer richtigen Beurtheilung so sehr nahe verwandt seyn müssen. — Jedes neue Produkt von Schiller macht mir die ungeheure Stärke seines Genius erstaunlicher und unbegreiflicher. In diesem sieht man wieder seinen Geist auf

unzählige Arten sich wenden und in allen außerordentlich und einzig bleiben. Ich dächte, der beste unsrer dramatischen Schriftsteller müßte, wenn er Schillern gelesen hätte, ausrufen, was Bourgognino in dem Enthusiasmus seiner Bewunderung des Fiesko sagt: bin ich denn gar nichts mehr? so ganz nur er selbst ist er beinahe in der unbedeutendsten Scene seines Styls. In Vergleichung mit den Räubern ist im Fiesko die Sprache viel gleicher und erhabner, der Reichthum an Gedanken größer, das Interesse anziehender und anhaltender, das Sujet an sich theatralischer, die Charaktere mannigfaltiger, (ohngeachtet auch dieß nur die Verschiedenheit des Sujets macht, denn in den Räubern ist auch das eine Schönheit, daß die Charaktere der untergeordneten Räuber alle nur schwächerer Abglanz von des Hauptmanns Charakter sind) und die Situationen selbst viel dramatischer und glänzender. Und doch möcht' ich die riesenmäßige philosophische Idee, die Räuber zu schreiben, lieber gehabt haben, als die Idee des Fiesko. Ich habe den Fiesko schon unendlichemal gelesen, und habe mehrere Einwürfe zu verschiednen Zeiten gegen manches darinn gehabt, aber wenn meine Kritik einige Zeit geruht hatte und

gereift war, so fand ich, daß das künstliche Gewebe des Meisters nicht so geradezu dem flüchtigen Anfänger in die Augen springt, und vieles, was mir Fehler des Dichters schien, war nothwendiger Fehler des Charakters, und wahre Schönheit des Dichters, dessen Grundsaz es ist, die Menschen zu mahlen wie sie sind, nicht wie sie seyn sollten. Mein Enthusiasmus ist mir zu lieb, um dich noch mit den schwindsüchtigen Kritiken einiger großen kleinen Geister unsrer Stadt zu beschäftigen.

Frankfurt den 14 April 1788.

Du scheinst mir den Egmont etwas idealisirt zu haben, ich fühle sehr gut, wie man das alles darinn finden kann, ob es aber eben für die Würkung, von der du viel sprichst, da ist, weiß ich doch nicht. Ueber den Alba bin ich ganz deiner Meynung, das ist wieder einmal eine Behandlung, wo dem Kühnsten das anch'io son pittore im Munde stirbt; den Traum habe ich erkältend gefunden, so auch die Selbstmörderinn, es hat etwas von den neuen Briefen im Werther.

Ich weiß nicht, ob du eine Stelle in meinem

Briefe ganz verstanden hast. Ich setze uns nicht über alle Menschen, die mir aufstoßen können, aber da wir einmal da sind und uns gefunden haben, mag ich in diesem Fache meiner Genüße nichts weiter aufheben als Euch. —

Eine Ausnahme kann vielleicht seyn, aber ich will sie nicht suchen, nothwendige Fügung des Schicksals muß sie mich finden machen.

Ich schicke dir hier den Egmont. Auch hier, wie im Göz, im Werther und der Iphigenie ist kein Strich Manier des Dichters, und alles Manier des Sujets. Aber eben diese Treue hat hier einen kleinen Anstrich von Kälte hervorgebracht. Die Niederländer sind hier, wie in der Wahrheit, kalte, fröhliche Menschen, die ihre Freiheit bona fide genießen, sich aber lang' hudeln lassen, ohne etwas zu unternehmen, und erst durch die höchste Anstrengung des Despotismus gezwungen werden, etwas zu thun. Egmont ist ein Held, aber ein Niederländischer Held. Vom Alba bin ich neugierig dich zu hören, auch von dem Mädchen, und von dem Ferdinand und Egmont. Wir werden mehr davon sprechen, jetzt fürchte ich zuviel von deinem Genuß zu anticipiren. Schon dieß ist zu viel, ich war aber voll. —

Leipzig, den 4 April 1788.

Seit ich hier bin, arbeite ich daran, mir diesen ersten freien Augenblick zu bereiten; seit gestern sah' ich ihn voraus, und freue mich darauf, nur gebe Gott, daß ich ihn ohne Unterbrechung genieße. — Ich weiß sehr gut, lieber Freund, was ich dir bin, und es beschämt mich nicht, daß ich auf gewisse Weise durch das Sinken eines Andern bei dir gestiegen bin. Es ist nichts Neues geschehen, als daß du zuletzt die verschiednen Theile meiner geistigen Physiognomie zusammen in ein Ganzes gebracht hast, die vorher nur vereinzelt vor dir lagen; mein vollständiges Bild in deutlicher Schönheit lebt jetzt in dir, und ich werde dabei gewinnen, daß ich so lange dazu gesessen habe, eh du es fertig kriegtest. Ich fürchte nun von dir keine Ungerechtigkeit, und von mir keine Erschlaffung. Mein Plan ist gemacht für die Zukunft. Ich werde keine Freundschaft mehr suchen, ich werde sie fliehen, selbst wo ich Talent dazu fände. Nicht daß ich mein Herz arm fühlte, aber ich glaubte Euch zu bestehlen, wenn ich andere von seinem Reichthum gäbe, und diese Empfindung ist nicht gezwungene Ueberspannung, sondern sie wird mich leiten, selbst wenn ich nicht will, sie wird mich steif machen und kälten, selbst wo

ich werde warm seyn wollen. Ich werde Weltfreundschaft suchen, ich werde mich mit Menschen, die etwas verdienen, auf einen wechselseitigen Handel von Gefälligkeiten und Genüßen setzen, ich werde auch Genuß des Kopfs mitnehmen, wo er möglich ist, ich werde ihn so weit treiben als möglich, aber für das allumfassende innerste Bedürfniß seyd Ihr mir, selbst abwesend, hinreichend. Ich fordre von Euch nicht dasselbe, aber es wird von selbst seyn. So viel siehst du also daraus, daß ich der Becher-Idee entsagt habe; es soll niemand daraus trinken, selbst wer es dürfte, nicht. Höchstens soll es vielleicht dieser, aber ohne zu wissen, was er thut, wie ein Bruder des ersten Grads *).

Mainz, den 25 April 1788.

Ich habe gestern deinen Brief vom 19ten empfangen, lieber guter Freund! was er mir für Freude gemacht hat, kann ich dir nicht sagen und brauche es auch nicht. Nehmt meine herzlichen Glückwünsche

*) Ein empfindsamer Jugendeinfall, zu folge dessen sich Huders genaue Freunde, viere an der Zahl, ähnliche silberne Becher hatten machen lassen, die als Bundeszeichen galten.

en, ich möchte auch lieber Vater oder gar Mutter ſeyn, als Legationsſekretair. Ich wette das Mädchen hätte jetzt ſchon den Verſtand, ihre Tante und Mutter zu beobachten und beider Charaktere in ſich zuſammenzuſchmelzen; in 20 Jahren wird freilich etwas davon verloren ſeyn. Uebrigens magſt du es ſo gut finden, als du willſt, daß es ein Mädchen iſt, ich wollte, es wäre ein Junge, der Ferdinand hieße. Ich hatte würklich wie darauf gebaut, und ich begreife immer noch nicht, wie man ſo entſetzlich ſchwanger ſeyn kann, und nur ein Mädchen auf die Welt bringen. Das nächſtemal bitte ich mir einen Jungen aus, hörſt du? Ich glaube, es kömmt von der Iphigenie, daß es ein Mädchen geworden, ſie kam ziemlich zu der Zeit heraus. Lies jetzt den Agolino oder ſo etwas. Zu Emma Seydis gebe ich meinen Beifall, der doch, glaub' ich, als Gevatter erforderlich iſt.

In Mainz bin ich ſeit vorigen Montag, aber ich weiß nicht, von allem, was ich erwartet habe, trift nichts ein, es iſt mir hier und in Frankfurt nicht viel anders als in Stendig und in Hubertsburg, es ſind nur Orte, wo Ihr nicht ſeyd, Gefühl für Neuheit habe ich gar nicht. Müller iſt nicht

mehr Bibliothekar, ſondern im Kabinet angeſtellt, er gilt in Geſchäften hier faſt alles. Ich habe ihn beinah, es iſt ein lebhaftes faſt ſtutzerhaftes Männchen, ſpricht nur franzöſiſch, auf deutſch antwortet er ſelten oder gar nicht. An ſeiner Stelle als Bibliothekar iſt der jüngere Forſter, deſſen große Reiſe zurückgegangen iſt. Dieſer wird dieſe Woche noch erwartet, ich freue mich auf ihn. Und weißt du, wer noch hier iſt? Heinze, der Verfaſſer der Abdingbello, als Profeſſor der orientaliſchen Sprachen. Und das iſt freilich ſehr hübſch, nur muß ich erſt meine Einrichtung gemacht haben, daß ich weiß, wie ich zu irgend einem Genuſſe kommen kann. Seine Bekanntſchaft habe ich noch nicht gemacht, doch gedenk ich's bald. —

Den 25.

O lieben Freunde, wäre doch nur möglich, Euch nur, nur alle vier, alle acht Wochen, Eine Stunde zu ſehen! Die Mittheilung der halben, der unentwickelten, unbeſtimmten Gefühle, für dieſe taugen Briefe nicht. Säheſt du mich jetzt dieſes ſchreiben, du würdeſt Thränen aus meinen Augen fallen ſehen, keine ſüßen, erleichternden Thränen. Es iſt ein

Schmerz, den ich gewaltsam übermeistern muß, daß er nicht in mein Innerstes dringe. Schäme dich meiner nicht; wenn die Gährung in mir ein festes Element zurückgelassen hat, dann wird mir besser seyn. Jetzt aber freilich ist bitter, einsamer Schmerz das Resultat jeder Minute, die mich an mich selbst mahnt.

Wahr und wirklich muß das Gefühl seyn, das mich zu Winkelzügen unter uns beiden reizt. Das wirst und mußt du glauben, und mich nicht verdammen, wenn du auch eine genaue Erklärung vermissen solltest. In dein Herz würde ich beide, flüchtige Leiden nicht ergießen. Doch versöhne mich recht; es hat sich nichts ereignet, es ist mir nichts, gar nichts begegnet. Aber ich weiß, weiß mich im strengsten, wahrsten Sinne des Worts displaciert. Bis ich dir einmal eine weitläufige Deduction darüber gebe, appellire ich an einen gewissen guten Glauben, den ich bei dir habe, und der mich vor dem Verdacht jugendlicher Ueberspannung, unerfüllter Prätensionen oder was du sonst denken könntest, derweile schützen muß. Nur jetzt diese Erklärung, und die gilt einmal für allemal: le vin est tiré, il faut le boire. Fürchtete ich mich nicht vor dem all-

gemeinen Urtheil, das an sich nicht unrichtig seyn würde, und müßte ich nicht bei diesen Umständen Verzicht darauf thun, zu Euch nach Dresden zu kommen, wäre also auf diese Art nicht das Mittel schlimmer als das Uebel, so würde ich sehr, sehr bald alles an den Nagel hängen. Aber ich will mich resigniren, will die Zeit meiner babylonischen Gefangenschaft heldenmäßig aushalten, irgend einen Entreß in meiner Carriere abwarten, (der freilich, so lange ich nicht allein bin, unmöglich ist,) und alsdann abgehen. Alsdann werde ich befriedigt seyn, und wenn auch manche Leute sich wundern sollten, so bin ich doch nicht in dem Fall, die Augen vor ihnen niederzuschlagen.

Von diesem Orte, von den Menschen hier, will ich dir nichts unreifes, und also lieber gar nichts schreiben. Der hiesige Hof, der Gang der Geschäfte ist durch eine erstaunliche Unähnlichkeit mit dem unsrigen interessant. Bekanntschaften habe ich nicht viel gemacht. Im Ganzen sind die Legationssekretaire hier in allen großen Gesellschaften und Etiquette-Gelegenheiten keutrebend. Selbst der kaiserliche, ein Graf Ludolf, dessen Vater und Vaters Bruder Ambassadeurs sind, leidet dieses. Dagegen scheinen alle Ge-

lichkeiten, die nur etwas unter jenen sind. Ich [illegible] durch unseren Umgang [illegible] deutlich zu fühlen, ich [illegible] andern, nicht mit Unrecht, da wir nicht anders [illegible] ern. Vor allen Dingen muß ich dem Verdacht zuvorkommen, der bei Euch entstehen könnte, als ob das mich verstimmte. Ich schwöre dir bei allem, was wahr ist, daß ich auch nicht einen Funken von Mißvergnügen darüber an mir verspürt habe. Du weißt, daß ich mir keinen Fall als möglich gedacht habe, mein System ist ganz, an der Stelle zu bleiben, die uns angewiesen ist, und alle Gelegenheiten zu vermeiden, wo ich daran erinnert werden könnte. Mein Chef und ich haben uns darüber freimüthig und befriedigend gegen einander erklärt, ich bin mit seinem Benehmen dabei sehr zufrieden, und er, glaub' ich, auch mit dem meinigen.

Ein [illegible] [illegible] hat mir [illegible] einen Brief mitgegeben. Es ist ein [illegible], ein Landsmann und alter Freund von [illegible]. Hier hat er nach einem neuen, von ihm selbst erfundenen, Plan das Armenwesen zu dirigiren. Er hat einen übermenschlichen Enthusiasmus, und das ist allemal interessant, doch kann ich mich für den Gegenstand ihres Enthusiasmus in der Realität nicht interessiren;

er iſt mir nicht äſthetiſch, nicht ſchön genug, auch weiß ich nicht, ob eine große, edle Seele eben auf das fallen könnte. Das es riecht nach Brod von Iſland, was Schiller erzählte, fällt mir dabei ein. Doch dem ſey wie ihm wolle: Enthuſiasmus behält immer ſein Recht, und der Aufſatz hat mir gefallen. Von ſeinem Plan ſpricht man hier verſchieden, doch das iſt natürlich. Noch eines, was ihn auch bei mir ein wenig heruntergeſetzt hat: er iſt ſehr tugendhaft, ſo Salzmänniſch tugendhaft.

Die Göthe hat mir die erſte Bearbeitung der Iphigenia, in Proſa, mitgegeben. Die Proſa iſt ſehr melodiſch, ſo daß er oft bei der neuern in ganzen Seiten nichts zu ändern gebraucht hat. Sie hat mich ſehr intereſſirt, weil ſie mir einigen Aufſchluß über das eigentliche Machwerk gegeben hat. Sie ſticht gegen die neuere ſehr ab, und ich habe würklich gefunden, daß die ganze volle Schönheit der Iphigenia mit auf kleinen hinzugekommenen Druckern, vorzüglich in der Diction, beruht. Die Exiſtenz dieſes Kunſtwerks iſt mir nun etwas vermenſchlicht, ohne daß es dadurch verliert. Ich werde dir einmal aus dieſem Manuſcript Stellen abſchreiben, die dir das erläutern können.

.... Einem neuen Vater ſchwatze ich faſt zu viel von mir vor; aber laß mich dafür in deiner Freude leben. — Weißt du, worauf ich vorzüglich ausgehe? Einen Menſchen zu finden, der, ohne mir gerade durch ſich viel ſeyn zu können, doch gut genug iſt, daß ich ihm von Euch ohne Entweihung ſagen kann, dem ich ſtatt Winden und Wieſen oder dem Wiederhall meines Herzens, Euren Namen nennen kann. So eines Geſchöpfs bedarf ich, und ich muß es finden.

Mit den hieſigen Gegenden bin ich noch nicht ſehr bekannt. Ich werde mir, wenn ich dazu kommen kann, einen beſtimmten Spaziergang ausſuchen. Das iſt mein Geſchmack mehr, als viele neue Plätze zu begehen. Der Rhein iſt freilich reſpectabler als die Elbe, doch ziehe ich die Gegenden um Dresden vor. Etwas ſehr ſchönes iſt die Weidenallee an dem Rhein, rings um die Stadt. —

Mayntz, den 7 May 1788.

..... Gaudot hat mir manche Dinge in den Kopf geſetzt, wie er, mit jungen Leuten zu reiſen (das thut er ſeit vielen Jahren) und alle Genüſſe der Welt zu erſchöpfen. Im Geiſte hänge ich manchmal alles

hier an den Nagel, gehe nach England oder Rußland, ſuche, finde, ꝛc. Ich wäre ein Narr, es zu thun, und doch könnte es gelingen, bei mir gerade könnte es aus manchen Urſachen, die vortheilhaft für mich ſprechen, gelingen. Aber das ſind nur ſo Beſchäftigungen der Phantaſie in müßigen Stunden. Ich bin nicht klug und nicht Narr genug, es auszuführen. Hier muß ich wieder prätendiren, daß du mich verſtehſt.

Geſtern früh ſetzte ich mich hin und wollte arbeiten. Ich las, ordnete meine Papiere, krizelte ein Paar Ideen hin, die ſchon da waren, nur auf eine andre Manier, ſchweifte hin und her mit meinem Kopf, und — fieng endlich an, meine Wäſche zu zählen und aufzuſchreiben, zog mich an und gieng zu Tiſche. Wie findeſt du das?

Am beſten wäre es, wie mir ſcheint, ich fienge etwas ganz neues an, ſiſtematiſch und planmäßig, machte mir feſte Geſetze, daß ich endlich einmal etwas vollendete, und dann erſt das ſchon angefangne vornähme; mit den Fortſetzungen geht's nicht, es iſt mir alles zu bekannt und nicht piquant genug, mich in meiner jetzigen widerſprechenden Lage feſtzuhalten. Glaubſt du nicht, daß ich Recht habe?

Coblenz, den 24 May 1788.

Deinen Brief vom 12ten habe ich geſtern bekommen. Du ſcheinſt auch gerade nicht in der Stimmung zu ſeyn, meinen Wolmar zu widerlegen. Und in der That, er iſt unwiderlegbar. Wir mögen es drehen und idealiſiren wie wir wollen, unſre Beſtimmung iſt es nicht, dem Staate zu fröhnen und die Steine zuſammenzutragen, daß andre, nach ihrem oft ſo verkehrten Geſchmacke, Häuſer darauf bauen. Und am Ende, ſo erniedrigend auch meine jetzige bloße Copiſten-Arbeit iſt, ich weiß doch nicht, ob der Mittelzuſtand nicht noch fataler iſt, wo man an ein ganz klein Bischen Wirkſamkeit ein ganz klein Bischen Geiſt wenden muß, Jahre lang ſeine Kräfte in der winzigſten Sphäre herumtummelt, und du, wenn du nur einen Schritt darüber hinausgehſt, ſchon unendlich mehr gethan haſt, als du haſt thun ſollen. Dieſe Schnürbruſt, in die der Staat ſeine Diener preßt, kann oft den geſundeſten Geiſt zum Krüppel machen. Die bloß mechaniſche Arbeit iſt darum weniger gefährlich, weil der Kopf dabei ganz auf die Seite geſchafft werden kann, und man nicht in die Gefahr kömmt, große Summen in Kupferpfennigen nach und nach auszugeben. Bei mei-

nem Abſchreiben und Zahlenſchreiben komme ich mir zuweilen vor, wie die Frauenzimmer, wenn ſie ſtricken; ich thue wenigſtens keine Sünde, es zerſtreut mich von nichts beſſerem, weil es meinen Kopf gar nicht beſchäftigt, und wenn ich zuweilen, um mich nicht krumm und lahm zu ſitzen, aufſtehe und eine halbe Viertelſtunde in der Stube auf und abgehe oder ans Fenſter trete, habe ich einen vollen ſtolzen Genuß meiner ſelbſt, als hätte ich eben ein Meiſterwerk geendigt, und ertappe mich oft auf recht ſchönen Gedanken. Ob das bei einer etwas wenigermechaniſchen Staatsarbeit möglich wäre, weiß ich nicht. Auf jeden Fall iſt Reſignation das beſte und daneben zu wachen, daß man eignen Werth nicht zuletzt verliert. Das fürchte ich aber darum nicht, weil meine Ermüdung und Abſpannung meiſtentheils phyſiſch war, und nur vom Körper aus auf die Seele wirkte. Von der platten Verſunkenheit, in der ich mich in meinem Leben oft gefunden habe, bin ich freigeblieben, und das iſt es, was meinen Glauben erhält.

Was du nicht glauben ſollteſt, Coblenz gefällt mir überraſchend wohl, und von allen Seiten ungleich beſſer als Mainz. Gewiſſe charakteriſtiſche, über-

überwiegende Vorzüge kann ich die hier nicht aufeinander ſetzen. Die Lage des Orts iſt göttlich, unendlich ſchöner und reicher, als die Mainzer. Ueber den Rhein geht von Koblenz eine fliegende Brücke, jenſeits ſteht ganz vorn eine Reihe von ungefähr 20 ſehr ſchönen Häuſern, wo die ehemalige Reſidenz war, rechter Hand von dieſen ein kleines nettes Städtchen, das Thal genannt, das ſich zu Koblenz verhält wie Neuſtadt zu Dresden, linker Hand auf einem ſehr hohen ſteilen Felſen die Feſtung Ehrenbreitſtein, unter welcher die Moſel in den Rhein fällt; auf der einen Seite ſieht man den Rhein ſehr weit hinaus zwiſchen Weinbergen und Dörfern fließen, auf der andern wird er durch ſchwarze hohe Berge, (wie einige im Plauenſchen Grund) ſehr bald verborgen. Die Moſelgegend hat wieder ganz andre Schönheiten. Die Gegend iſt weit bergigter, als um Mainz. Die Stadt iſt heiter und gut gebaut. Die Menſchen haben eine ſchöne, kurze Sprache, die mir gar wohl gefällt. Schöne weibliche Figuren ſieht man in Menge, beſonders Blondinen. Ueberhaupt ſind die Landesbeſitznehmer auch bei den Weibern pikant. Fröhlichkeit und Freiheit findet man überall. Der Churfürſt wird beinahe angebetet. Ich

habe ihn einigemal gesehen, und bin ihm auch von Herzen gut. Am Montag war ein Liebhaberkonzert, wo er und die Prinzessinn auch waren. Im zweiten Theil akkompagnirte er selbst. NB. Die Spielenden waren theils aus der Kapelle, theils Sekretaire aus der Regierung. Ein gewisser Bletterie aus Dresden, der bei der Kapelle engagirt ist und mit dem ich oft bei Schwarzens Billard gespielt habe, spielte in einem Pleyelschen Quartett die Violine recht sehr hübsch; wie er fertig war, ging der Churfürst zu ihm hin und machte ihm Komplimente über sein Spiel. Nächsten Montag ist wieder Konzert, und ich habe große Lust mich da an ihn präsentiren zu laßen, was sehr gut und leicht angeht. Seine Freude, so oft er jemanden aus Sachsen sieht, soll unbeschreiblich seyn. Er hat ein sehr edles und gutherziges Gesicht. Von der Pigotterie, die hier seyn soll, merkt man gar nichts, das heißt, es ist ein katholisches Land und der Churfürst selbst ist sehr andächtig, doch bringt das alles keinen Druck, keine Sklaverei hervor, und jedermann spricht ungescheut sehr frei. Kurz, Koblenz wäre ein sehr hübscher Ort zum wohnen; freilich ist es in einer kleinen Residenz unvermeidlich, beinahe auf jedem Schritt

der Regierung zu begegnen, aber schon das scheint mir ein seltener Vortheil, daß sie eher angenehme als unangenehme Empfindungen macht, wenn man ihr begegnet. Die Popularität, die Herablaßung der Fürsten hat für mich etwas ekelhaftes meistens gehabt, du weißt wohl warum. Hier aber hat sie etwas ganz natürliches, ungezwungenes, das von den Einwohnern kaum bemerkt, geschweige denn ausposaunt wird, sie scheinen zu denken: ein Fürst muß so seyn. Sie besteht nicht in einzelnen Anekdoten für die Zeitung, sondern man fühlt ihre milden Würkungen in der Gegenwart des Fürsten. Hohe Züge des Geistes scheint es hier nicht zu geben, aber auch keine Prätensionen, aber Geradheit und Talent zum Vergnügen. Du mußt darum mich nicht für enthusiastisch halten, aber gewiße Kontraste mit Mainz haben mir Koblenz vorzüglich werth gemacht, und es scheint mir eine Sache der Gerechtigkeit zu seyn, das Gute des Orts herauszustreichen, weil ich immer sehr wenig daraus habe machen hören. Am Hofe scheint übrigens nicht viel zu seyn, erstlich sollte man glauben, daß sich alle von der Natur verwahrlosten männlichen und weiblichen Gesichter dahin geflüchtet hätten, und dann ist er sehr gering

an der Zahl, was allein viel Platitude hervorbringen muß. Die Hauptsache ist diese: ich habe hier zum erstenmal wahren, glücklich machenden Einfluß der Regierung zu bemerken geglaubt, und mich zum erstenmal dafür interessirt; ich werde nun eher geneigt, an die Existenz eines solchen Einflußes zu glauben, da ich sonst sehr daran zweifelte.

Mit dem heimlichen Gericht bin ich gedruckt besser zufrieden als geschrieben. Ich glaube doch, it will do. Schreibe mir, ob du etwas darüber sagen hörst. Ludolf war davon enthusiasmirt, er hat sehr viel Papiere von dem Illuminaten-Orden, von Weishaupt selbst, mit dem er sehr liirt ist, die er mir einmal mittheilen will, wenn ich wieder daran arbeite. Sein Lob war mir nicht ganz gleichgültig, weil er ein unbefangenes Urtheil aus dem Eindruck, und dabei Feuer hat. Heinse muß mir's auch lesen, wenn ich nach Mainz zurückkomme. Ich kann gerade nichts anders von ihm sagen, als daß er Verstand und Laune und durchaus nichts mißfälliges hat. Sonst irgend etwas positives habe ich noch nicht an ihm entdeckt. Vielleicht ist er ein Mensch meiner Art, denn ich bin überzeugt, daß es ihm mit mir eben so geht.

Am Arbeiten verhindert mich bis jetzt alles, doch fühle ich die innere Unmöglichkeit dazu nicht, und das ist mir schon viel werth. Bin ich nur erst in Mainz eingerichtet, so will ich mich mit Lektüre u. dgl. auf einen sichern Fuß setzen, und überhaupt meine Zeit vernünftig eintheilen.

Du wirst es diesem und meinem letzten Briefe anmerken, daß ich mich etwas besser in meine Lage zu fügen anfange, und das gerade auf die Art, wie ichs wünschte; ich lebe von der Minute, finde Gefallen an Menschen, die bloß nicht widrig sind, schreibe ab ohne Murren, wenn die Zeit dazu da ist, sinne dabei immer, wie ichs anfange, mich aus dem Zeuge heraus zu reissen, denke an Euch so oft ich denke, mache Plane zu künftigen Arbeiten, und am Ende wird das doch eine Art von Takt in meine jetzige Existenz bringen, wobei ich nicht unglücklich seyn und doch auch vor der betäubenden Resignation sicher bleiben werde, die schlimmer und gefährlicher ist als Verzweiflung. Ich hatte manchmal in der Bitterkeit den Gedanken, die Zeit zu verschlafen bis zu unserer Vereinigung, aber dann wäre es die Frage, ob ich aus diesem Schlaf je wieder aufwachen könnte.

Frankfurt den 4 Jun. 1788.

Wenn mich auch deine Idee noch nicht auf einen sehr hohen Grad von Begeisterung getrieben hat, so habe ich doch nichts dagegen, und ich denke, Schiller wird es uns einst danken können, daß wir die Thalia einstweilen als ein Dexostium übernommen haben, bis seine jetzigen Abhandlungen zu Ende sind. Auch ist es sehr recht sich vorzusehen, daß man mit der regelmäßigen Herausgabe fortfahren kann und sich also nicht in die Abhängigkeit von den seltnen Schäferstunden setzt. Und Blumen pflücken ist doch nie ein *plattes* Geschäfte. Sobald ich in Mainz eine oder ein paar Bibliotheken gefunden habe, die ich mir zu Nutze machen kann, will ich auch anfangen, zu deinem Plane beizutragen und einiges vorzuarbeiten. Ich glaube, daß dieses Geschäft uns selbst wenigstens eben so viel nützen wird, als dem Publikum, weil wir dadurch in Athem erhalten werden, wenn uns die Stimmung fehlt an einem *ganzen Kunstwerk* zu arbeiten; es wird ein gewisser fortdauernder Umgang mit *Schönheit* und *Größe* mancher Art bleiben, der nicht zu hoch spannt, wie forcirtes Selbstschaffen, und nicht sinken läßt, wie Unthätigkeit. Und am Ende kann dieser

wohlriechende Duft von Blumen um uns herum unser Schöpfertalent selbst ausbilden. Mir wenigstens scheint dieser Gesichtspunkt wahrhaft begeisternder, als die Erziehung des Publikums. Um Kinder zu erziehen, muß man sie beständig vor Augen haben; und welchen unendlich kleinen Theil von Zeit wird das Publikum auf unser Journal wenden? Durch ein Journal ist es gewiß unmöglich, sich des Publikums zu bemächtigen; dieser periodische Unterricht ist gerade als solcher von wenig Nutzen, dagegen dringen Werke des Genie's unter den nachtheiligsten Umständen doch gewiß durch, und würken mehr als hundert Journale. Ich wenigstens werde also deine Idee mehr als Egoist, nicht wie du als Kosmopolit ansehen.

Mayntz, den 18 Jul. 1788.

Am vorigen Sonnabend wurde ich mit einer anhaltenden infamen Arbeit von acht Tagen fertig, und hatte die süße Aussicht auf einige Tage frei zu seyn. Ich faßte also einen schnellen Entschluß, bestellte für den folgenden Morgen Postpferde und reißte nach Mannheim. Mit einer besondern Em-

pfindung bin ich in dieſe Stadt eingefahren; die Briefe, die wir ehemals dahin ſchrieben, *) das Intereſſe, was zu der Zeit der bloße Name Mannheim für mich hatte, die vielen Menſchen, auf deren Bekanntſchaft ich neugierig war, das alles gab mir eine närriſche Spannung, und ein gewiſes Gefühl, wie wenn man an der Entwicklung eines intereſſanten Romans oder Schauſpiels iſt, hat mich auch die ganze Zeit nicht verlaßen. Die Leutchen alle will ich nun Revue vor dir paßiren laßen. Beck iſt ein körperlich ſehr geſchwächter, und dadurch hypochondriſch gewordener Menſch. Er hat Verſtand und manches Intereſſante, im Ganzen aber ſcheint er mir nur ein halber Menſch, bald Schwärmer, bald kalt, bald warm, bald gar nichts. In ſeinen Ideen iſt zuweilen emphatiſche Platitude, und ich glaube, daß ein Hauptband zwiſchen ihm und Schillern des letztern Superiorität war. Schiller konnte ſich ihm zwar immer verſtändlich machen, aber er blieb immer ſo weit voraus, daß er in allem auf ſeine Bewunderung rechnen konnte, und dieſes Verhältniß ſtiftet oft die engſten Freundſchaften, der kleinere

*) An Schiller.

Geist lebt mit von dem Glanze des größern, und der größere stellt ihn gern einige Stufen höher als er würklich steht, weil er selbst um diese verhältnißmäßig steigt. Uebrigens hat er in seiner Figur, Gang und Gesicht eine auffallende fausse ressemblance von Schillern.

An Ifland habe ich weit mehr gefunden, als ich erwartete. Er hat gerade so viel und so wenig mittheilendes, als ich an dergleichen Menschen wünsche. Ein groser Charakter, an dem ich so lange und gerne studierte; die Schauspieler-Erbärmlichkeiten kann er haben, und viele sagen, daß er sie hat, aber in seinen Umgang mischt sich kein Schatten davon. In diesem ist sehr viel Simplicität, in allem, was er sagt und thut, liegt Geist, aber ohne Prätension. Ich gäbe viel darum, wenn du ihn kenntest. Ueber seinen Charakter ist eine außerordentliche Verschiedenheit von Urtheilen; manche machen ihn zu einem tief durchdachten Teufel, andre behaupten, daß er so gut als klug ist. Er selbst zeigt oft ohne Affection bonhommie, wie viel wahres aber an dieser ist, mag ich nicht entscheiden. Sein Gesicht ist schon ein Räthsel; außer großen, rollenden, gefährlichen Augen, an die man sich aber außerordentlich bald ge-

wöhnt, ist das übrige eine tabula rasa. Sein Talent zum Nachahmen ist berühmt genug, aber es übertrifft auch alles. Ich war einen ganzen Tag mit ihm und Beck auf der berühmten Jagd in Neckar-Gemünde. Da machte er 16 — 17 Menschen nach, die er in der Hofkellerei getroffen hatte, und die den Hofkellermeister jeder nach seiner Weise um Wein prellen wollten. Den Göz von Schwans macht er nach, daß man sterben könnte vor Lachen, seine Kraft ist vorzüglich in gewissen moralischen Zügen aus jeder Physiognomie die er meisterlich ausheb, z. B. bei Göz der äußerste Winkel der beiden Augen und des Mundes, der sich, wenn er handelt, wie zum Weinen verzieht, weil man ihm nicht genug Profit laßen will. Wir sprachen viel vom Philipp, er spielt ihn skizzirt und flach, und hat mir sehr gut bewiesen, was jeden Schauspieler zwingen muß, ihn so zu spielen.

Beil ist ein allerliebster, anschließender, jovialischer Kerl, dessen Physiognomie ein Antidot wider den Menschenhaß wäre. Ich habe ihn wenig gesehen und auch kein interessantes Gespräch mit ihm gehabt, aber er bleibt mir aufbehalten. Sein Gesicht ist auf den Bonaverischen Schlag, aber weit edler.

Ueber die Wirthöft stimmt alles überein, daß sie jetzt die erste Künstlerinn in Deutschland ist. Ich habe nichts von ihr gesehen, als die Kordelia im Lear, die ganz außer ihrem Fache liegt. Aber ihre Stimme ist die schönste, geistvollste, die ich je gehört habe, eine feine, sichre und simple Accentuation. Sie spielt im Komischen naive, lustige Mädchen, auch Soubretten. Ihr Talent soll ganz außer der Sphäre des großen Haufens liegen, man enthusiasmirt sich für sie erst das zehnte Mal, daß man sie sieht. Ihre Eboli, wie mir alle sagten, ist der höchste Triumph der Kunst. Außer einem angenehmen Wuchs kann man übrigens nicht leicht ein größeres Monstrum von Häßlichkeit sehen, ihr Gesicht ist in die Kreuz und Quer von Blattern durchhauen, ihre Nase formirt durch die tiefen Narben, deren viele in die Länge gehen, einen völligen Zickzack. Ich habe sie mit Beck besucht, ihr Betragen ist äußerst bescheiden und liebenswürdig, und ihre Stimme versöhnt gleich mit ihrem Gesicht, deßen ursprüngliche Züge auch würklich schön waren.

Bonn, den 23. Jun. 1798.

Nicht leicht wird sich eine gleichere Stimmung finden lassen, als unsre jetzige. Ich bin sehr einig mit mir selbst. An Augenblicken einer großen Leerheit, einer drückenden Langeweile fehlt es mir zwar zuweilen nicht, aber diese Empfindung ist in mir nur periodisch, nicht durchgehend. Meinen Legationssecretair habe ich im Geiste schon aufgegeben, und das macht mich sehr ruhig, so lange ich's noch bin. Ich verrichte meine Arbeiten, die zuweilen sich unmenschlich anhäufen, mit einer bewundernswürdigen Unverdrossenheit und Schnelligkeit; denn mein gutes Gedächtniß für Plattitüden hilft mir hierinn sehr, meinen Chiffre weiß ich jetzt beinahe ganz auswendig, und ich schreibe in Zahlen fast so geschwind, als in Buchstaben. Reisen muß und werde ich, das bischen Reisen jetzt macht das Maul nur wäßrig, bringt Reiz hervor und befriedigt ihn nicht. Es ist damit, wie mit der politischen Thätigkeit; man fühlt den Werth der Thätigkeit überhaupt und ärgert sich, sie so schlecht anzuwenden. Die vier Städte Frankfurt, Mainz, Coblenz und Bonn weiß man gleich auswendig; sich von einer zur andern herumtreiben, heißt wahrhaftig nicht reisen. Also, sobald sich etwas

von der Art findet, das ich halbweg mit meiner jetzigen Stelle vertauschen kann, so nehme ichs mit beiden Händen an, und laße mir nur aus Dresden den Legationsrath geben, ohngefähr wie ein Bedienter sich einen Abschied geben läßt, zum Beweis, daß er nichts gestohlen hat. Auch die Thätigkeit en premier kenne ich jetzt, und kann dir sagen daß gewiße Hypothesen, die wir zuweilen mit einander über ihren Unwerth machten, sehr gegründet waren und sehr gegründet seyn mußten, weil sie auf untrüglichen Analogien beruhten. Auch hier umringt den beßern Kopf mesquinerie und Erbärmlichkeit von allen Seiten, überall muß er sich an den hölzernen Wänden wund stoßen. In einem sehr interessanten Zeitpunkt wird der Gesandte nicht fortgehen, und ich will dir auf den Punkt vorhersagen, was man von mir als chargé d'affaires erwarten wird, was ich als solcher werde leisten dürfen. Lieb wird mir's aber für die Zukunft immer seyn, in diese Carriere ein wenig gerochen zu haben. Nun könnte zwar eine Veränderung vorgehen, ich könnte an einen größern, interessantern Ort versetzt werden, wie etwa Paris oder London, wo ich ungleich mehr Zeit und Gelegenheit zu Genüßen aller Art hätte,

aber eine solche Versetzung würde mich immer mehr und auf immer längere Zeit von Euch entfernen, und das soll nicht seyn. Ein Hauptpunkt ist dieser; am Ende dieser Laufbahn steht, nach fünf, sechs Jahren, ein jährliches sichres Auskommen von 1600 — 2000 Thlr. und es ist eine Thorheit das zu verscherzen. Aber, antwortet Ihr mir, die Ihr mich kennt, und kalt genug seyd für Thorheit zu erkennen, was es würklich ist, aber auch warm genug, nicht alles dafür zu halten was die Welt so nennt, entscheidet ob ich Unrecht habe, wenn ich nicht wie der Hund nach der Hand springen will, die mir das Brod in die Höhe hält, bis es mir in den Rachen fällt. Zur Zeit hat diese Aussicht auch nicht das mindeste für mich, das mich veranlaßen könnte, ihr irgend einen Wunsch aufzuopfern. Natur und Kunst in allen ihren Gestalten zu erschöpfen, mir angenehme Erinnerungen auf eine spätere Zeit zu sammeln, und endlich auch mir aus Erfahrung sagen zu können, welche stille nahe Freuden weit über die weit hergeholten gesuchten Genüße gehen; zu Euch zurückzukehren und Euch nicht wieder zu verlaßen, das ist mein Plan für die Zukunft. Brod für Lebenslang findet sich für unser einen am Ende doch

gewiß noch; Bedürfniß der Ruhe iſt es, was die Zeit beſtimmt, wo man ſuchen ſoll es zu erlangen. In mir tobt gerade das entgegengeſetzte Bedürfniß, und wenn ich mit dieſem unbefriedigten Bedürfniß im Herzen mich jener für mich noch gar nicht anziehenden Ausſicht aufopfere, ſo werde ich ein unvollendetes, manquirtes Geſchöpf werden und bleiben. Und ich wette, daß dieſer Plan uns eher wieder vereinigen wird, als der andre, auf meine jetzige Carriere, wenn ich ſie ausbiete, gegründete.

Ich habe, bis ich dazu kommen konnte, dir zu ſchreiben, dieſe Ideen weit lebhafter, weit ſchärfer gehabt, als du ſie hier mitgetheilt bekömmſt. Heute bin ich faſt alle Augenblicke auf halbe Stunden, auf Stunden geſtört worden, ſo daß ich mit unſäglicher Mühe auch nur den ſchwachen Schatten davon habe aufzeichnen können, den du hier finden wirſt. Das Unzureichende, Flache meiner Darſtellung ärgert mich, aber ich kann dem nicht abhelfen, es iſt einmal heute keine Kraft in meiner Seele Tiefen, nimm alſo vorlieb mit dieſem, ich vertraue doch darauf, daß du mich verſtehen wirſt. Angelegt habe ich ſchon vieles auf die Ausführung meines Plans, erklärt habe ich mich darüber ſchon gegen alle Men-

ſchen, die mir etwas dabei helfen können. Unannehmlichkeiten, verfehlte Erwartungen, Sättigungen wird es auch da für mich geben, aber das ſchadet alles nicht, ich muß über dieſe Erfahrungen hindurch!

Ein hübſcher Auftritt, den ich dieſer Tage gehabt habe, wird mir Stimmung geben, bald an Schillern zu ſchreiben. Ein Poſtkommiſſair aus Köln, den ich eine halbe Viertelſtunde in Koblenz im Gaſthofe geſprochen hatte, erkannte mich hier, an einer table d'hôte, wieder, und da wir neben einander ſaßen, hielten wirs beide für Pflicht, mit einander zu reden. Im Geſpräch kams heraus, daß er ein Schwabe wäre: ich fragte ihn, woher? Aus Stuttgart. Ob er auf der Acad mie ſtudiert hätte? Sehr lange. Ob er Schillern kennte? Sehr gut, und da ſprang er beinahe auf, um zu wiſſen, was mich zu der Frage veranlaßte. Nun kams heraus, daß er zu dem engern Ausſchuß der Academie gehört hatte, von dem uns Schüler ſo oft erzählt hat, wo er ſeine Gedichte herum gehen und kritiſiren ließ, die das Repertorium, die Anthologie und die Sachen miteinander herausgegeben hatten. Ich nannte ihm die Namen der übrigen Glieder dieſes Klubbs, deren ich

mich

mich aus Schillers Erzählungen erinnerte, so daß der Mensch halb toll vor Freuden wurde, und mit Thränen in Augen, und dem ganzen Ausdruck des schwäbischen, reinen, gutmüthigen Enthusiasmus mir beständig die Hände drückte, und sein Entzücken nicht genug ausdrücken konnte. Dieses so wahre, so ungekünstelte Bild der wieder auflebenden Erinnerung an Jünglingsjahre, rührte mich sehr. Der Mensch hatte zu jener Zeit sich mit Litteratur, mit Idealen beschäftigt, nun lebt er schon lange in trocknen Arbeiten, und um und um von Barbarei und Erbärmlichkeit umgeben; weil ich ihm die alten Freuden lebhaft wieder ins Gedächtniß rufte, war ich ihm ein Engel vom Himmel, ich machte mir und ihm die Freude, alle die kleinen Züge wieder aufzusuchen, deren ich mich von Schillern her erinnerte. Kurz ich habe, seit ich Euch verlaßen habe, keinen schöneren Augenblick gehabt. Ich habe ihm versprochen, ihn in Köln zu besuchen, das nur 3 Meilen von hier ist, und ich werde es halten, wenn ich nur irgend Möglichkeit finde.

Mainz den 11. Aug. 1778.

Lachen mußte ich über deinen Rath, mein Manuſcript vom Heimlichen Gericht nicht zu wohlfeil abzulaßen. Wenigſtens haſt du dich ſehr früh dazu gethan, mir ihn zu geben, denn noch iſt es um keine Zeile weiter. Warum ſoll ich dir nicht geſtehen, daß mir der Beifall, den das Fragment findet, ſehr ſchmeichelt? Auch von Schillern habe ich vorige Woche einen Brief bekommen, worin er mir viel davon ſagt. Ich habe alſo jetzt die erſte Probe, daß ich auf das Publikum würken kann; ich habe ſie auf eine völlig befriedigende Art, weil ich in dieſer Arbeit ganz meinem Kopfe gefolgt bin; die Fehler, die das Fragment hat, ſind nicht aus Reſignation darinn, es ſind keine Opfer, die ich irgend einer Rückſicht gebracht habe; ich muß ſie ganz allein auf mich nehmen. Darum alſo, und darum allein, iſt dieſer Succeß, der erſte, den ich erlebe, eine feine Koſt für meine Eigenliebe. Tritt nun vollends Hoffnung des Gewinnſts, die ich billig auf den Succeß gründen kann, dazu — ſo ſollte man denken, daß ich mit bewundernswürdiger Schnelligkeit zur Vollendung gelangen müßte. Aber ich kann auch nicht Eine Schäferſtunde erhaſchen,

Mein Zuſtand iſt ganz eigentlich ein fortdauernder Priapismus des Geiſtes, ohne Zweck, ohne Anfang. Kein Verſuch ſchlägt an; Naturgenuß, Einſamkeit, geſellige Freude: nichts ſchlägt Funken aus mir heraus. Ich ſehe es mehr als jemals, Reibung iſt das einzige, was bei mir wenigſtens etwas hervorbringen kann; Reibung war es, was die zwei Alte hervorgebracht hat, und Reibung muß es wieder ſeyn, was mich weiter treibt. Allein bin ich nichts — nichts wenigſtens für dieſe Thätigkeit. Gegen Ende dieſer Woche gehe ich nach Mannheim, ich will ſehen, ob das etwas thut, ob ich da Zunder einſammeln kann. Auf die Vorſtellungen, die ich ſehen werde, baue ich am meiſten, denn von den Menſchen ſelbſt kann es leicht ſeyn, daß ich keinen Nutzen ziehe. Iſtand hat Kopf, Bock und Beil haben Kopf; aber das iſt noch nicht genug; zu der fruchtbaren Reibung gehört zuerſt und vorzüglich eine ſtillſchweigende Uebereinkunft zu Einer gemeinſchaftlichen Sprache, zu Einem Inſtrument der Seele, und wie ſpät geſchieht oft dieſe? Hier drückt mich das nicht allein, daß kein Geiſtkopf da iſt, mit dem ich vernünftigen, denkenden Umgang haben könnte. Auf ſo etwas wollte ich gern Verzicht thun; aber es

ist eine unausstehliche Lage, mit keinem Menschen in irgend einem Verhältniß zu stehen. Ich kenne, sehe hier schon sehr viele Menschen, bin sogar mit mehreren gewissermaßen familiär, aber ich wüßte keinen einzigen, mit dem ich in einem bestimmten Verhältniß lebte, für das ich in der Sprache einen Namen finden könnte. Mein Umgang hat, ohne alle Ausnahme, etwas so durchgängig vages, wobei schlechterdings kein Entrinnen aus der todtesten Leerheit ist. Und das liegt ganz gewiß an der hiesigen Menschenart, die selbst mit und untereinander in der naivsten Unbestimmtheit leben. Es giebt eine gewisse Art von Verbindung, wobei weder gegenseitige Achtung noch Liebe, noch hoher Genuß, den man von einander hat, nur zu ahnen ist, für die ich den Namen Freundschaft zu entweihen weit entfernt bin, die aber doch Menschen zusammen fesselt, und etwas mehr Reiz in das Leben bringt. Mit solchen sanften, nie schmerzlichen Banden habe ich oft an Menschen gehangen, sogar an platten Menschen, und diese wieder an mir; aber hier ist auch davon nicht ein Schatten da. Auch diesem Mangel schreibe ich grossentheils die Impotenz meines Geistes zu.

Nur Eines tröstet mich noch. Ich bin noch ich selbst; ich fühle wesentlich keine Abnahme meiner Seelenkräfte, Funken sprühen täglich in meiner Einsamkeit aus mir heraus, nur kein Feuer will es nicht geben. Dich rufe ich zum Zeugen auf, ob ich mich recht fühle; aus meinen Briefen kannst du es beurtheilen, und ich wünsche dein Zeugniß. Nur rathe mir auch zu einer Methode, das Heer der zerstreuten Ideen zu sammeln, sie gehorchen keinem Ruf, laufen hie und da herum, fliegen auf und — zerfahren.

Mainz, den 26. Aug. 1788.

Schillers Briefe im Merkur habe ich zu Mannheim gelesen — und mich darüber geärgert. Ich sehe die Veranlaßung dazu nicht, und niemand sieht sie, sehe aber die Vergleichung, die man gar leicht anstellen kann, zwischen diesen Briefen und Wielands ehemaligen famösen Briefen über die Alceste. Der Ton ist öfters von einer gewissen Altklugheit angesteckt, die ganz aus Wielands Schule kömmt, und was er der Brief-Form zu Gefallen hineingethan hat, scheint mir geziert. Das ganze Misver-

ständniß liegt in dem Gewichte, das er, (seiner unwürdig) auf das einseitige Urtheil Wielands und Seines gleichen gelegt hat. Dieser Schritt ist die Folge von der Empfindlichkeit, die uns ja in seinen ersten Briefen aus Weimar so verdroß. Und was hat der Karlos nöthig, gerettet zu werden? Seine unglücklichen Fata auf den Theatern sind auf eine ganz andere Rechnung zu schreiben, und sein Schicksal in der Lesewelt ist doch gerade, wie es seyn soll— und wenn es auch anders wäre, warum sich durch ein solches Mittel dagegen sträuben? Wem hat er nöthig seine Ideale zu entwickeln? Denen, die sie nicht auferdem gefühlt haben, thut er doch gewiß eine sehr unverdiente Ehre an, und für die andere ist es Gewalt. Er hat beim Karlos gethan, was der Schauspieler leider immer thun muß; er hat wollen augenblicklichen, lauten Lohn ärndten, den doch er wahrhaftig zu verachten groß genug wäre, und das Gefühl der sichreren, im Stillen aufblühenden, Unsterblichkeit ist ihm weniger gewesen, als die allgemeine Posaune des Publikums, die doch auch erklungen ist, aber ihm nicht genug in die Ohren gegellt hat, weil Wieland und Consorten den Schall zu ersticken gesucht haben. Wenn du mich wider-

legen kannſt, ſo thue es. Aber die Stelle in deinem Briefe wunderte mich und traf närriſch zuſammen, weil ich gerade nicht erwarten konnte, dir davon zu ſchreiben, um dir meinen Verdruß auszugießen.

Frankfurt, den 18. Sept. 1788.

Die Mainzer Regierung iſt eine ſonderbare fatale Miſchung von Ariſtocratie und Monarchie, und dieſe beiden Formen vereinigen ſich dort, um das Volk ſo ſehr als möglich zu verſchlechtern. Wie in Venedig, herrſchen einige Familien von Nobilis, die das Volk gewöhnt haben, bei jeder Bewegung Rückſicht auf ſie zu nehmen, und ſich nach ihnen umzuſehen. Alſo iſt ein Hauptzug der Mainzer, der ſich nie verläugnet, Sclaverei und Furcht; die unſchuldigſten Handlungen thun ſie nicht frei, ſondern rechnen aus, was einer von ihren ſelbſt gemachten Tyrannen dazu ſagen, oder durch welchen Kanal er es erfahren könnte. Das Intereſſe der verſchiedenen Glieder des Domcapitels iſt äußerſt getheilt; einige ſind ehrgeizig und ſtreben nach höheren geiſtliche Würden, andere ſind mit ihren Finanzen entzweit, und hängen ſich an die erſten, ſuchen ſie durch Kabalen und

Intriguen zu unterſtützen, wieder andere ſind Dummköpfe, auf denen die Geſcheiten beſtändig herumſpielen. Ihr Intereſſe durchzuſetzen, brauchen ſie immer die Leute aus der zweiten und dritten Claſſe. Daher denn ein zweiter Hauptzug: ein durchgängiger Geiſt von niedriger Intrigue, Mistrauen, Klätſcherei u. ſ. w. Nun kömmt der Hof dazu. Da ſiehſt du erſtlich Weiber-Regierung und Weibereinfluß im höchſten Grade, und zweitens die lächerlichſte und zweckloſeſte Affectation von hoher Politik. Eine vortrefliche Figur macht da der Fürſten-Bund in Weiberhänden. Den gebrauchen die Damen zu allem; hat irgend jemand ihnen auf irgend eine Weiſe manquirt, ſo muß der Fürſtenbund herhalten, und alle, die ex officio an dieſem hängen, werden aufgefordert, mit den kaiſerlich-geſinnten Frevlern (denn kaiſerlich heißen ſie in dieſem Falle gleich) zu brechen. Mein eignes Beiſpiel mag dir das erläutern. In Mainz iſt eine Frau von ***, deren Mann Hofrath iſt, und ein Klient des ehemaligen dortigen Miniſters Graf Sitzingen. Sie iſt nicht mehr jung, über alle Beſchreibung häßlich, dabei ſpielt ſie die Nymphe und die Lebhafte. Sie hat aber eine Art von Verſtand, und man iſt auf-

ordentlich ungenirt in ihrem Hauſe. Dieſe *** wohnten dem Gaſthofe gerade gegen über, wo wir waren, ich wurde gleich anfangs da bekannt, und gieng oft hin, weil ich ſonſt niemand hatte, weil es ſo nahe war, und ich vor Mangel an Geſellſchaft beinahe geſtorben wäre. Der Mann iſt ein dummer Teufel, dabei ein Theoſoph und Alchymiſt. Dieſe Leute ſind nun dem jetzigen erſten Miniſter, nämlich der Frau von ****, und durch dieſe wieder ihrem Elcisbeo, dem *** Geſandten und ihrem Onkel dem Churfürſten, ꝛc. außerordentlich gehäßig. Nun erfolgten gleich vom Reverendissimo herunter Warnungen an mich: die Leute wären äußerſt gefährlich, geſchworne Anhänger des Kaiſers, er ſtünde in enger Verbindung mit dem Wiener Cabinet, ich möchte mich in Acht nehmen. Man wußte auf Stunde und Minute, in der ganzen Clique bis an Reverendissimum, wann ich dort geweſen, und wie lange ich dort geblieben war. Mein Geſandter war zuweilen aus Langerweile ſelbſt hingegangen, und wußte, wie harmlos von jeder Seite es dort zugieng. Wir ſpaßten zuſammen darüber, und ich ſagte: der Churfürſt möchte erſt ſeinen Unterthanen den Befehl geben, mich auf eine andere Art zu amuſiren, da-

mit ich nicht zu einem solchen pis-aller gezwungen wäre. Ich ließ mich also nicht hindern, gieng nach wie vor hin, bis wir aus dem Gasthofe wegzogen, da ich denn entfernter wohnte, andre Bekanntschaften machte, und folglich durch den natürlichen Lauf der Dinge weit seltner dort war. Indessen traf ich die Leute doch ein paarmal auf der Allee an, mußte mit ihnen reden, bei ihnen stehen bleiben, und gerade in diesen Augenblicken fuhren zwei- oder dreimal die erwähnte Dame, und der *** Gesandte vorbei. Nun wurde Lärm geschlagen, und selbst meinem Chef der Kopf wirklich gemacht: die Geschäfte, die in meinen Händen waren, litten durch diese Verbindung Gefahr, und wahrscheinlich wäre ich gar — ein Illuminat, denn *** wäre einer, und Graf *** auch. Mein Chef, der selbst nicht mehr wußte, woran er war, stellte mirs vor. Ich stieg aber ein bischen auf ein hohes Pferd; sagte, er müßte mich kennen und wissen, wie weit mir in einem kitzlichen Punkt, wie Verrathen von Staatsgeheimnissen, zu trauen wäre; der Minister Stutterheim und unser Hof müßten es wahrscheinlich auch gewußt haben, da sie mich zu dieser Stelle gewählt hätten, und ich sehe das Recht des *** Gesandten

nicht ein, meine Ehre in Zweifel zu ziehen. Uebrigens wäre ihm bekannt, wie wenig Interesse ich im Grunde an dieser Verbindung haben könnte, und von welcher Art sie wäre. Von dem Augenblick an hörten die Warnungen ganz auf, der *** Gesandte war sehr höflich, bat mich bald darauf zu Tische, *** vermied ich öfter, als ich sie suchte, doch gieng ich nicht ganz von ihnen ab, theils aus Höflichkeit gegen sie, theils aus Stolz, weil ich mich durchaus nicht wollte eintreiben lassen, und seit der Zeit ist nichts vorgegangen. Graf *** war den Leuten auch ein Stein des Anstoßes, mit dem hat sichs aber von selbst gegeben, weil es ein närrischer Kerl ist, den die Politik und eine gewisse Inconsequenz öfters unausstehlich macht, so angenehm er auch zuweilen seyn kann. Diese Geschichte wird dir gewissermaßer einen Begriff geben, wie es dort zugeht. Ich bin überzeugt, daß die Warnungen bei mir nicht aufgehört hätten, wenn ich in diesem Falle mich so ganz unbedingt ergeben hätte. Man würde mich vor diesem oder jenem Schuster oder Schneider, bei dem ich Schuhe oder Kleider machen ließe, gewarnt haben. Und das lustigste dabei ist, daß die Staatsgeschäfte in Mainz mit der äußersten

étourderie und Leichtsinn behandelt werden, wie es bei dem Damen-Ministerio zu erwarten ist.

Wenn übrigens der Mensch von Zusehen und Lachen allein leben könnte, so fehlte es in Mainz an Stoff nicht. Piquante Menschen und Verhältnisse sind dort häufig. In dem Domcapitel sind einige interessante, große Menschen, deren Karaktere würklich dramatisches Interesse hätten. Die Weiber selbst, die so viel Einfluß haben, werden natürlicher Weise von den Verhältnissen, in denen sie stehen, gehoben. Kurz, an Köpfen fehlt es in der höheren Classe gar nicht. Aber freilich ist das Spiel, das sie spielen, und ihr Tummelplatz meistens zu klein, und kleiner, weil sie die höhere Politik hineinzwingen, um dem Dinge mehr Ansehen zu geben. Mit einem gewissen **, der Domherr ist, habe ich öfters sehr piquante Unterredungen gehabt. Er hat unendlich viel Geist und die ausgebreitetsten Kenntnisse, ist aber lüderlich, wie kein Mensch auf der Welt. Sein Karakter hat sehr viel Netzartiges. Er ist, wie dieser, déplacirt, und das Gefühl davon hört nicht auf, ihn zu verfolgen, er spielt, wie dieser, gern Schach, spielt es vortreflich, und hat nie eine Partie gewonnen. Die feinen details der In-

trigue, die pfiffigen Coups im Spiele intereſſiren ihn, aber er vergißt darüber das Mattmachen, und wird endlich ſelbſt matt durch Stümper. Er iſt jetzt in keinem Intereſſe, daher iſt er ſehr offen, und hat mir äußerſt piquante Dinge erzählt, und ſehr feine Aufſchlüſſe über manchen Karakter gegeben. Die andern gebrauchen ihn eben zu den feinen détails, für die ſie ſelbſt nicht Verſtand genug haben, und laſſen ihn dann ſitzen und ziehen den Vortheil.

Komiſch iſt die politiſche Rolle des Churfürſten. Sein Antheil am Fürſtenbunde, iſt eine Puppe, mit der er für ſein Leben gern ſpielt, der verſtorbene König hat ihn zum Narren gehabt, und mit hohen Begriffen von ſeiner Wichtigkeit gekirrt. Gegen den Kaiſer hat er vielfache perſönliche Veranlaſſungen zum Haß. Das Syſtem der andern unirten Höfe bringt ihn dergeſtalt in ihre Mitte, daß er faſt ganz allein thätig ſcheint, immer angiebt und ſpornt, aber sans conséquence; denn er iſt wollüſtig und faul, und würde ſelbſt ſehr angeführt ſeyn, wenn es würklich viel zu thun gäbe.....

Von dem hohen Adel halte ich mich ſehr entfernt, und ſo, daß ich nichts als Höflichkeiten von ihm erfahren kann. Unter dem zweiten Adel und

der ersten Bourgeoisie habe ich sehr viel Bekanntschaften, aber nirgends finde ich auch nur einen Schatten von Interesse. Und wenn ich auch auf Geist Verzicht thue, so ist doch kein einziges Haus da, wo Fröhlichkeit und Offenheit zu finden wäre, wie in Coblenz.

Forsters werden in kurzem erwartet. Da glänzt mir noch ein Strahl von Hoffnung; sie soll auch sehr viel Geist haben. Hast du sie vielleicht in Göttingen als Mamsell Heyne gekannt?

Mainz den 5. Octob. 1788.

Ich finde in einem Deiner letzten Briefe etwas über Necker, worauf ich dir noch nichts geantwortet habe. Seine Wiedereinsetzung scheint auf der Welt nichts anders, als ein äußerst verzweifelter Rathschuß der Königin zu seyn, die seit einiger Zeit von dem Haß des Volks alles zu fürchten hat. Sie hat geglaubt, daß die Großmuth, für das Wohl des Landes eine Privat-Feindschaft aufzugeben, und ein Brief voll schöner sentiments, den sie an Neckern geschrieben hat, und durch ihre Anhänger überall hat ausposaunen lassen, ein reizbares Volk, wie das französische, wieder zurückbringen würde. Aber ihr

Calcul iſt fehlgeſchlagen, und ſie wird wahrſcheinlich nichts anders davon haben, als die Freude, zu ſehen, daß Necker auch ſcheitern wird. Die Gährung iſt fürchterlich, und man ſieht Veränderungen entgegen, die in das innerſte Herz der Verfaſſung einſchneiden, und an die Zeiten der Ligue erinnern, ſobald die Etats-généraux zuſammen kommen. — Ueber Neckern ſelbſt denke ich gerade wie du, ſein Triumph hat nur aus beſoldeten Poſaunen geſchallt, und die Sache war eigentlich ein fables Marionetten-Spiel, das auch der Erfolg zu nichts beſſerem gemacht hat.

Haſt du in der Jenaiſchen Litteratur-Zeitung eine Recenſion von Egmont geleſen? Sie unterſcheidet ſich zum Theil ſehr vortheilhaft von dem Pöbel der Recenſionen. Das Fehlerhafte des Traums iſt mit wenigen Worten gut auseinander geſetzt. Nur Egmonts Liebe ſcheint er falſch zu verſtehen, und der Wunſch, daß ihn Göthe lieber hiſtoriſch wahr, als Gatte und Vater, aufgeſtellt hätte, iſt im Geſchmack der conventionellen franzöſiſchen Kritik. Im Ganzen hat ſie mich aber intereſſirt, weil ich, ſogar bis auf den Ausdruck, viele von den Ideen wieder gefunden habe, die wir beide uns über den Egmont mitgetheilt haben.

Mainz den 11. October. 1788.

Sobald der Gesandte von Aschaffenburg zurück ist, erhältst du, rathe was? — den Schluß des zweiten Akts vom heimlichen Gericht! bedenke, daß wir October und nicht April haben, und daß es also keine Nase ist, die ich dir aufhefte. Nachdem ich fünf bis sechs Wochen lang von Zeit zu Zeit kümmerlich eine oder eine halbe Idee herausgepreßt hatte, bin ich endlich in drei Tagen mit der ganzen Aufnahme-Scene und einer kleinen Nachscene fertig geworden, und somit wäre der zweite Akt würklich geschlossen, ein derber Berg überstiegen, und mir die Hoffnung aufgegangen, daß ich vielleicht in einer Reihe fortmachen kann bis ans Ende. Freilich habe ich mir die Wanderung über den Berg manchmal durch Capriolen, und durch ein paar salto mortale abgekürzt, aber ich bin doch drüber. Begierig bin ich, was Ihr davon sagen werdet. Manches ist theatralisch gut, manches fürs Lesen gut, und von manchem weiß ich wahrhaftig selbst nicht, was es ist. Auf ein paar Feinheiten bilde ich mir etwas ein. Von einer vorzüglich möchte ich gar gern wissen, ob du sie entdecken oder herausheben wirst. Findest du sie nicht, so liegt die Schuld daran, daß sie eigentlich

lich bloß, im Augenblick des Dichtens, in meiner Seele lag, und daß es mir unmöglich war, sie explicite aufs Papier zu bringen, weil sonst der ganze Geist verflogen wäre. Findest du sie aber, so macht mir's viel Freude, daß du mich errathen hast. Die Scene ist kürzer geworden, als ich geglaubt hatte, aber sie hat dadurch nicht verloren. Sie scheint mir gedrängt und ziemlich vollständig. Doch liegt sie mir jetzt noch zu nah am Herzen, um sie selbst zu beurtheilen; ich würte also auf dich. Ein närrisches Phänomen ist es, daß mich der physische Einfluß der Kälte gestimmt und begeistert hat. Zum Verzweifeln wär' es, wenn die Früchte dieser Begeisterung nun auch darnach wären. Daß ich mir eines Theils geholfen habe, wie der alte Maler, der Iphigeniens Gesicht verhüllt hatte, und daß der Behelf des alten Malers etwas armselig war, will ich dir wohl gestehen. Doch liegt etwas in der Idee, daß die Aufnahme im innern Heiligthum, selbst dem Zuschauer, (und was noch toller ist, dem Dichter) ein Geheimniß bleibt, und ich glaube nicht, daß irgend etwas, das man erfände, durch würkliche Darstellung mehr würkte, als die unbefriedigte Neugierde. Zum Unglück wird die Schönheit der

Empfindung, die das Abgehen der Brüder durch die Gatterthüre nothwendig hervorbringen müßte, durch die Nachscene gestört, oder wohl gar zerstört; aber ich konnte mir nicht helfen!

Mainz den 3. Octob. 1788.

.... Ich verlange, ich suche, ich will keine Menschen, die meine Bedürfnisse ganz erschöpfen, wie wir es unter einander oft thaten, und wenn es auch nicht immer geschah, doch immer den Glauben an einander behielten, wir könnten es. Aber ganz allein zu seyn ist mir unerträglich; Ich strebe nach den Mittel-Verbindungen zwischen Gleichgültigkeit oder Haß und Freundschaft in ihrem vollen Sinne; zu diesem verlange ich bonhommie, sens commun, gesellige Heiterkeit, und ein gewisses Interesse an den événements meines täglichen Lebens, das ich denn redlich wieder zurückgebe. Und dieses verzweifle ich ganz hier zu finden, und diese Unmöglichkeit ist doch in der That local. Denke an deinen Aufenthalt in Dresden, ehe du verheirathet warst. ** die du für falsche verworfene Geschöpfe kanntest, waren dir doch etwas, und ihr Interesse

that dir gewissermaßen wohl, selbst indem du es für geheuchelt hieltest; in fugam vacui befriedigten dich diese Menschen. Wie die Leere ausgefüllt war, warfst du diese Lückenbüßer weg. Siehst du, die völlige todte Leere ist bei mir da, und ich habe durchaus keinen Lückenbüßer. An einem andern Orte, wo bonhommie und Freiheit im Umgange zu finden wäre, würden mich die in solcher nur quantum satis interessanten Gesellschaft zugebrachten Abende doch immer zu den folgenden Tagen und zu Geistes-Arbeiten oder sonst ganz einsamen Geistes-Genüßen stimmen, es wäre ein gewisses Gleichgewicht, eine Harmonie im Leben. Aber der Mangel an dem erhält etwas widriges, unbefriedigtes in mir, das mir zur Last fällt. Habe ich etwas gethan, gedacht, gelesen, womit ich zufrieden war, so ist doch der Tag nicht vollendet, es fehlt mir etwas, der Schluß meiner Existenz beim Niederlegen jedes Abends ist wie der unvollendete Accord, an dem die letzten Töne fehlten, wo Bach aus dem Schlummer aufwachte, seinem Sohn eine Ohrfeige gab, und die fehlenden Töne auf dem Klavier griff. Versteh mich über alles dieses nicht unrecht, ich schreibe dir dieses nicht als Klage, sondern als Nacherklärung zu meinem Briefe. Hin und

wieder habe ich denn doch selbst hier mit Prosamen haushgehalten, und das bestmöglichste daraus gemacht.

Forsters sind seit gestern hier, ich habe sie ein paarmal in Frankfurt gesprochen, und nichts gefunden, was meine Hoffnungen störte. Nur das ist närrisch, daß mich so eine vorgefaßte Idee, mit einem Menschen einen gewissen Umgang zu stiften, verlegen macht, und würklich mich nicht in meiner vortheilhafteren Gestalt erscheinen läßt. Bald bin ich sehr kalt und trocken, bald überspringe ich mich, bald plagt mich der Stolz: ey der Mensch muß meiner auch bedürftig seyn! — am Ende von allem diesem bin ich mit mir wenig zufrieden, und ich fange an zu schmollen, und am Ende wird nichts daraus. Diesen Gang habe ich schon etlichemal gemacht.

Mainz den 11. Nov. 1789.

Der Gemälde-Diebstahl, und eine falsche Spur, die man hier hatte, nebst deren noch existirenden Folgen, hat mich seit vierzehn Tagen so stark beschäftigt, daß ich zu nichts habe kommen können, weder Euch zu schreiben, noch zu meiner französischen Comödie, noch zum heimlichen Gericht. Deine Briefe will ich nun nach der Reihe beantworten.

Die Schluß-Scene des zweiten Acts ist mir philosophisch äußerst nothwendig. Die Würkung des Betragens eines so ausgezeichneten Neofiten, wie Heinrich ist, auf zwei Hauptkaraktere des Ordens, kann ich nirgends anders hinstellen, zumal da der ganze Plan für alle die eigentlichen Ordenskaraktere mir wenig Spielraum läßt, und ich also sehr sparen muß. Du wirst mir zugeben, daß ich auf diese kleine Scene nun die Karaktere des Truchseß und Arlheims als bekannt voraus setzen kann. Der Truchseß, hart, unempfindlich, eingeschränkt, sieht in der Art, wie Heinrich selbst bei der Aufnahme noch frei zu handeln weiß, nichts als Mangel an Subordination; Arlheim, der alle Schulen durch ist, in dessen ursprünglichem Karakter sogar Affinität mit Heinrich liegt, der das Gedeihen des Ordens im Großen jesuitisch betrachtet, ärgert sich nicht, erschrickt nicht über einen großen Geist, sondern sieht die entgegengesetzten Mittel voraus, ihn zur Glorie des Ordens dienen zu lassen. Diese Absonderung dieser zwei Karaktere brauche ich sehr nothwendig, und kann sie nirgends so in der Kürze hinstellen. Doch bin ich selbst der Meinung, die Scene für das Theater

wegzulassen, und bei dem Abgehen zur innern Einweihung den Vorhang fallen zu lassen.

Ich verstehe wohl, was du mit dem Mangel an Deutlichkeit willst. Doch sehe ich kein Mittel ab, diese hineinzubringen, ohne die dramatische Darstellung zu stören; sie muß, däucht mich, aus allen einzelnen Stellen in der Scene Heinrichs mit Albert aus dem ersten Act, und in dieser Aufnahme-Scene, zusammengetragen werden, so daß, wenn du willst, jede einzelne Stelle nicht demonstrationsmäßig anschaulich wäre, aber doch alle zusammen, sey es auch oft durch Betrug der Beredsamkeit, eine Art von Hineindenken in die Idee des Ordens bei dem Leser hervorbrächte. Wenigstens halte ich bei dieser Form keine andere Behandlung für möglich. Der Leser muß bestochen werden, daß er die Uebergänge nicht vermißt, die Sprünge nicht bemerkt, sondern durch poetisches Feuer entzündet wird. Daß der Aelteste, wenn er statt Alberts, den Auftrag gehabt hätte, Westhausen zu überreden, weniger jugendlich hätte sprechen müßen, ist wohl kein Zweifel; aber mitten in der Aufnahme selbst stimmt alles den Greis, der doch auch ein Schwärmer ist, zum Orakelton, der auch an sich dem Alter wohl nicht un-

natürlich ist. Und Orakelton ist durchgängig in seinen Reden; daher wird seine Declamation nicht feurig, nicht heftig, sondern langsam und feierlich seyn, folglich dem Greis angemessen. Ich glaube, wenn du dir die wahre Declamation der Orakelsprache bei den Stellen des Aeltesten denkst, wirst du jenen Fehler nicht mehr finden. Kühne und sogar dunkle Zusammenstellungen, starke Bilder u. s. w. sind da an ihrer Stelle, und deßwegen, däucht mich, für einen Greis nicht unnatürlich, weil sie noch immer durch eine fühlbare Nüance von leidenschaftlichem Ton sich unterscheiden, der auch im Räsonnement dem Jüngling, z. B. Westhausen in der Scene mit Albert, eigen ist.

„Weg mit dem Todtenschein!" ist das Symbol dessen, was der Orden mit den Menschen vornimmt. Er nimmt ihnen die halbe Aufklärung, löscht das matte Licht aus, das ihnen die Dinge falsch und verwischt zeigte, und läßt sie lieber vor der Hand im Finstern tappen ꝛc.

Meine Feindseit hast du vielleicht gefühlt, aber nicht errathen. Sie liegt in dem Sprunge, den der Aelteste von der platt-bombastischen Idee: „Der nächste Seraph am Throne ꝛc." auf die so fruchtbare

bare macht": „Schön sind die Geburten ꝛc." Ich dachte mir dabei, daß der Aelteste gewöhnt war, den gemeinen Neofiten die erste Idee gleichsam zum Wärmen hinzugeben, aber auf einmal durch Heinrichs leere unbefriedigte Miene erinnert wird, wen er vor sich hat, und nun mit verdoppelter Wärme ihm seine eigne Lieblingsidee hingiebt, die des Zuhörers werth ist, wie der Zuhörer ihrer. Ich habe gewißermaßen in diese Rede den ganzen Contrast zwischen platter und hoher Schwärmerei gelegt.

Ich glaube, daß du mit dem: „Gelangt Ihr alle bis in dieses?" Recht hast. Aber das Stehen des Aeltesten, wenn er spricht, scheint mir vorzüglich für die theatralische Vorstellung ihn gerade am meisten hervorspringen zu machen, wenn es auch wider die Etikette ist. Aufstehen und allein aufstehen giebt ihm für das Auge mehr Würde, als Sitzen bleiben.....

Forster scheint ein gar guter Mensch zu seyn, voll Feuer und reinen Gefühls und ächter Naivetät. Wäre der Umstand nicht, daß ihn ein paar Menschen umgeben, von denen ich weiß, daß sie Antipathie gegen mich haben, so würde ich mich ihm sehr hingeben; aber auf diese Weise lege ich einen lang-

amen Eroberungs-Plan auf ihn an. Die ersten coups de main sind mir schon gelungen, der Himmel wird weiter helfen. Er weiß übrigens jetzt, was er von ** zu denken hat, spricht aber mit Schmerz von diesen verlornen Seelen. Ueberhaupt scheint er mir manches von dir zu haben, und auch darum hoffe ich, daß er und ich sich finden werden. Soll ich dir gar gestehen, daß ich ihn schon des sechsten Bechers würdig halte? Aber meine Situation mit ihm ist piquant, weil ich überzeugt bin, daß er durch jene Menschen gewissermaßen ein widriges Vorurtheil gegen mich haben muß; und doch ist mirs schon gelungen, Feuer aus ihm zu schlagen, aber ohngefähr wie die Gräfin Orsina mit dem Odoardo, da sie ihn wider seinen Willen auf sich aufmerksam macht, und da er sie doch für wahnwitzig hält.

Mainz den 20. Nov. 1788.

.... Deine Idee beim Egmont „eine Art von Tom Jones" ist gar hübsch. Sie hat mich durch ihre Wahrheit und Sonderbarkeit frappirt. Im Grunde ist der Egmont gegen die conventionellen de-

tolischen Karaktere ganz, was der Tom Jones gegen die conventionellen Romanenhelden war....

.... Wohl habe ich die Freude sehr im Kopf herumgetragen, und auch hier sogar mehreremal darüber meditirt. Aber ich habe außer dem esprit de la fronde, kein einziges von den nöthigen Büchern, und kann sie auch nicht auftreiben, selbst den Kes nicht. Könnten wir indessen nicht diese Arbeit gerade gemeinschaftlich machen? Ich meinte nämlich so: wir theilten uns nicht etwa in die Gegenheiten, denn das geht nicht; sondern wir sammelten jeder für sich, setzten unsre Ideen auf, unsre Reflexionen, kurz was zu Materialien dazu gerechnet werden kann, und ohne einige Rücksprache mit einander zu nehmen; wenn wir etwas beisammen hätten, schickten wirs uns, und kämen alsdann über die Anordnung aller der Materialien überein, beyrächen uns, was wir weglassen, was für einzelne Stellen in deiner, und andre in meiner Darstellung den Vorzug hätten, oder was für entscheidende, verschönernde Nuancen der eine gefunden hat, die der andre nur dem andern gestohlen haben, um Vollkommenheit zu erreichen, u. s. w. Thu's doch einmal diesen Vorschlag. Die Idee macht mir Freude, und

ich denke, daß die Gegeneinanderhaltung solcher Materialien uns immer, wenn sich am Ende auch einer von uns beiden ganz allein der Ausführung bemächtigen sollte, wichtig, und in einem hohen Grade interessant seyn müßte. Kurz, ich ahne eine Welt von Genüssen in diesem Project, und bin begierig, wie es dir schmecken wird. Bücher könnt' ich alsdann durch den Buchhändler Levrault aus Frankreich kommen lassen. Irre ich mich nicht, so wirst du sagen, wie die Königin: Nein, die Idee ist groß und schön! Alsdann möcht' ich nur sehen, wie ich das mit dem heimlichen Gerichte, ohne Schaden für beides, combiniren könnte. Glaubst du, daß in irgend etwas anderm, und auf irgend eine andere Art gemeinschaftliches Arbeiten sich fruchtbarer einrichten ließe? Bei dieser Methode müßte, dächt' ich, der eigentliche Gehalt am meisten gewinnen. Närrisch und interessant wird es zum Beispiel seyn, wenn vielleicht in einzelnen Stellen, in Beurtheilung eines Karakters, einer Handlung, unsre Materialien gerade einander widersprächen....

Mainz, den 20. Dec. 1788.

Ich kann dir deinen Antrag um Deutlichkeit in jener Stelle nicht gewähren. Sie ist die einzige, die ich je in dem Shakespearischen Nachtwandler-Gefühl geschrieben habe, mit einem tiefen Hinterhalt, den ich nicht stärker herausheben könnte, noch möchte. Ich kann dirs nicht anders erklären, als so: daß mir gerade in dieser Stelle mein Bewußtseyn, was ich dabei dachte, vollkommen genug ist, und daß ich aufhören würde, sie lieb zu haben, wenn ich sie mehr marquiren müßte. Bombastisch ist freilich eigentlich der Seraph am Thron nicht, und darinn liegt kein Kontrast mit dem folgenden; aber platt ist diese Idee, und doch ist es gerade diese, die in Ordens-Verhältnissen die meisten Sclaven macht; daher konnte ich für den Heinrich nichts vortheilhafteres haben, als daß er für die platte Idee, die ihm Fesseln anlegen soll, augenblicklich Verachtung zeigt, und gleich darauf von der folgenden fruchtbaren Idee zehnfach gefesselt wird. Deklamation macht übrigens viel in der Stelle, ich wollte sie dir gewiß auf das erstemal fühlbar declamirt haben. Auch liegt nach meiner Idee eine Haupterklärung in der Pantomime des Erzbischofs, daß er, nach einer Pause, bei den Wor-

ten: Schön ſind die Geburten ... Heinrichs Hand ergreift.

Schillers Niederlande habe ich geleſen. Der Stil wird viel ſimpler und ſchöner, wenn das vorbei iſt, was im Merkur geſtanden hat; auch iſt die Darſtellung ſehr klar, und die Einheit ſchön beobachtet. Die Karaktere haben mir außerordentlich gefallen, ſie ſind fein und wahr. Unſre erhabene Ruhe habe ich durch das Ganze nicht vermißt; öfters aber paßt ſich das Raiſonnement dem momentanen Bedürfniß des Schriftſtellers an, daher ſich mehrere Stellen widerſprechen.

Ich habe die Hälfte des erſten Bands von der Histoire de mon tems nunmehr auch geleſen; und ich geſtehe dir, ſie hat mir ſchmerzliche Empfindungen gemacht, weil ſie einen großen Mann ſo unendlich verkleinert. Die Anekdoten, die Wizeleien ſind ſo unwürdig, die Schilderein der Höfe ſo klein, ſo in dem Geſchmack, etwa von Briefen einer wizigen Hofdame, ſo gar nichts von der Simplicität, von dem genügenden Selbſtgefühl des großen Mannes. Weiter bin ich nicht gekommen, vielleicht gewinnt er in der Folge, aber bis hieher möchte man, wenn man nicht andre data hätte, den Schluß daraus ziehen,

daß seine Handlungen nur groß waren, aber nicht groß gedacht. Wie ganz anders ist unser Netz dagegen!

Mainz den 11. Dec. 1788.

Deine Ideen vom Interesse der Freunde sind zwar auch die meinigen, doch nur in so fern sie aus einer andern fließen, die mir bisher wichtiger war, und zu verdienen scheint, daß man sie zur Grundlage des ganzen Kunstwerks macht.

Schiller hat in seinen Niederlanden das Fatum zu seiner Hauptmaschine gewählt. Cromwells Geschichte würde auch unter keinem andern Gesichtspunkt geschrieben werden können, als daß eine besondre Zusammenkunft von fremden Leidenschaften, von Begebenheiten u. s. w. einen Menschen, der Energie, aber keine Größe hatte, weit über den Kreis hinausgerissen hat, in dem er sonst geblieben wäre. Einen kleineren Cromwell habe ich in meinem Rienzi geschildert. Selbst bei dem König von Preußen erhält er eine nähere Kenntniß von seinen Gedanken bei seinen Handlungen meine persönliche Bewunderung; der Blick, den ich in die Seelen-Operationen thue, deren Folgen diese Handlungen

waren, ſetzt mein Ideal ſehr herunter, und wir kommen da auf unſer berüchtigtes Couliſſenſpiel. Und ſo geht es uns am Ende ziemlich mit allen Helden; bei dem Idealiſiren ekelt es uns doch vor einer Art von hiſtoriſcher Grandiſonade, oder vor dem Apologiſtenton mancher franzöſiſcher Geſchichtſchreiber; wir lernen begreifen, warum gute hiſtoriſche Köpfe, wie Robertſon und andre, Begebenheiten und nicht Helden geſchildert haben; warum ſie nur die Reſultate menſchlicher Anſtrengung auf der einen, und des Zufalls auf der andern Seite, wie ſie waren, genommen und aufgezeichnet haben, ohne ſich zu bekümmern, wie viel dem einen, und wie viel dem andern gehörte. Robertſons Hume's, Voltaire's, und der andern Matadoren Verdienſt, iſt richtige und fruchtbare Wahl und Stellung der Begebenheiten; der hiſtoriſche Blick iſt ein überſehender, kein ruhender Blick. Aber auf dieſe Verdienſte und Requiſiten des Geſchichtſchreibers müßten wir Verzicht thun, die wir in das Land der Geſchichte reiſen, aber nicht uns da niederlaſſen wollen. Dem Hiſtoriker von Profeſſion iſt die Geſchichte ein ernſthaftes Attachement, eheliche Liebe. Wir ſind libertins, die nach minois de caprice jagen, die

und ſo lange piquiren müſen, als wir für gut fin-
den, um ſie zu bahlen; und wenn ſie die Zeit nicht
aushalten, fliegen wir wieder fort. Dieſe Vergleic-
hung ſcheint mir ſehr gut Stich zu halten, und
baut mir die Brücke zu dem, was ich eigentlich ſa-
gen will. Du biſt vollends ein litterariſcher Exzli-
bertin und Hogeſtolz, der ſogar ſchon blaſirt iſt,
und nicht leicht mehr etwas piquant findet. Die
Idealiſirung iſt jetzt noch dein Steckenpferd, bloß
weil du noch keine ausgeführt haſt. Du würdeſt es
bald ſatt werden, wenn du es ernſthaft ritteſt.
Alsdann ſucht man nun eine andre durchgreifende
Idee, und dieſe iſt eben das Fatum, Zufall, Vor-
ſehung, oder wie man es nennen will. Aber dieſe
Reſſource wird noch eher ekelhaft. Es kann nur
für ſehr kurze Zeit kützeln, den Glauben an menſch-
liche Selbſtſtändigkeit in ſich und andern zu zerſtören;
die Ausdrücke der Verwunderung über die bunten
Combinationen dieſes Zufalls gehen einem bald aus,
und am Ende findet man ſich, in einer Welt voll
Getümmel und Bewegung, ganz leer und einſam.

In der Freude können wir nun alle dieſe Klip-
pen vermeiden, wenn wir ſie für das nehmen, was
ſie iſt, eine Geſchicke menſchlicher Kräfte, ohn-

Rück-

Rückſicht auf den Zweck, den dieſe Kräfte zu erzielen ſuchten, noch auf den Ausgang, den ſie der Zufall nehmen ließ. Unſre Helden ſind nicht Söhne des Zufalls, nicht gewöhnliche Menſchen, die ihre Conſtellation zu großen Thaten emporhebt. Es ſind außerordentliche Köpfe, die von den äußern Umſtänden mehr abgeſtoßen als angezogen werden, die in den Ketten des Zufalls doch ſtarke und freie Bewegungen machen. Art wenigſtens — (und das Licht von dieſer Hauptfigur fällt ganz natürlich auf die andern zurück) — ſcheint den Zweck ſeiner Anſtrengung für die Nebenſache zu halten, es entzückt ihn, Exertionen zu haben, die Thätigkeit, die Größe freut ihn um ihrer ſelbſt willen, nicht um des Gegenſtandes willen, auf den er ſie anwendet: dieſer iſt nur der Name des Spiels. Selbſt wenn das Spiel augenſcheinlich verloren iſt, vergnügen ihn geſchickte Züge, die das Matt! aufhalten und den ſichern Gegenſpieler doch aus der Faſſung bringen; und nirgends in der ganzen Geſchichte iſt das Spiel der Kräfte ſo klar und lauter, eben weil der Zweck dabey null iſt. Sonſt beſtimmt das Reſultat der Anſtrengung eines Cromwell unſer Urtheil von dieſer, oder wenn wir auch ſeinen wahren Gehalt erkennen, ſo beſticht doch die

Wichtigkeit und Größe dieses Resultats unsre Theilnehmung. Und so geht es ziemlich mit jedem einzelnen historischen Facto. Hier aber, wenn wir nicht den jämmerlichen Zweck des Lächerlichmachens haben wollen (dem die Fronde von jeher so ausgesetzt war, und dessen sie darum so fähig ist, weil in derselben mit einem unendlichen Aufwand von Kräften ein kleines Ziel nicht einmal erreicht wird) müssen wir den Gegenstand und das Resultat aller dieser Kunst und Kraft preisgeben, und so wenig als möglich dabei verweilen. Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, daß sich Retz, während daß er handelte, für seine kleinen Absichten interessirte, aber der Gesichtspunkt, den ich vorschlage, ist darum nicht idealisch; sondern er scheint mir eine natürliche Folge des Effekts zu seyn, den die Mémoires von Retz auf gute Köpfe machen müssen. Bei seiner eignen Behandlung der Begebenheiten, in die er verflochten war, ist, was er gethan, bis auf ein Paar brillante Hauptcoups, meistens sehr dunkel, und er giebt uns keine deutliche Idee davon; desto anschaulicher macht er uns aber, wie er es gethan hat. Also gerade das Gegentheil eines universalhistorischen Menschen, wie der König von Preußen! In unsrer Bearbeitung der Fron-

de müßten wir also suchen, von dieser Seite die Manier des Retz selbst zu treffen, durch welche er das Was hinter das Wie verborgen hat; und unsre erste Bemühung wäre, den Leser auf das Interesse hinzuweisen, das wir allein in ihm erwecken wollen. Geschichte menschlicher Kräfte bliebe also die Eigenthümlichkeit, die Einheit unsrer Fronde. Aber bei Bestimmung dieses Gesichtspunkts fände deine Idee ihren Platz auf folgende Weise. Es war Nothwendigkeit, die dem Ehrgeiz des Kardinals diese Richtung gab. Sein Terrain taugte schlechterdings nicht für Verschwörungen, für bürgerliche Kriege. Seine Kunst war also, das fremde Gewächs in dem undankbarsten Boden nachzumachen. Es war eine Art von zahmer Verschwörung. Daher erlaubt er sich mit diesem Geschöpf seiner Erfindsamkeit so viel zu spielen; was in andern Ländern, andern Zeitaltern, kurz mit wilden Verschwörungen nicht wohl angeht. Daher hat mich dieser Stolz, dies Bewußtseyn in dem künstlichen Erfinder immer bey dem schönen Zuge so gefreut, daß er den Cromwell von oben herab ansieht. Es ist der große Mahler, der die Natur verachtet!

Mit Forsters und mir fängt es an, sich sehr gut

zu machen. Wir sind nahe daran, einen Zirkel unter einander zu bilden, wie ich ihn so sehr brauchte. Zur bewußten Reibung ist Förster vortrefflich, und es wird sich bald unter uns eine Mittheilung litterarischer trouvailles gründen. Er hat unendlich viel und weitumfassendes Feuer; nichts ausschließendes, man kann ihn für alles entzünden; was nun bei Heinsen durchaus der Fall nicht ist, der brennt immer an einer Stelle fort, außer dieser ist's Eiskälte.

Die Idee mit den Mémoires liegt ganz außer der Sphäre meines Interesse's. Empfangen und gebären, oder blos genießen; sonst kenne ich nichts. Aber die Blumen, die man für sich gepflückt hat, in einen Strauß zu binden, und dem Publikum zum Riechen hinzuhalten, — ich weiß nicht — meine Sache ist es nicht. Diese Genüsse verlieren, und der Sinn dafür stumpft sich ab, wenn man sie mit der ewigen Rücksicht auf Publikation und Ausstellung sucht; sieh das Beispiel davon an allen, auch den besten, Sammlern und Compilatoren.

Mirabeau ist auch in seiner Monarchie Prussienne Mirabeau nur noch unausstehlicher durch eine Affektation von systematischem und gründlichem Gang; eine

Art von hiſtoriſch-ſtatiſtiſcher Allonge-Perrücke, die ihm abſcheulich ſteht.

Mainz, den 7. Januar 1789.

Der Unterſchied in unſern Ideen iſt zu klein, als daß er bei unſrer gemeinſchaftlichen Arbeit ſtören könnte. Ich wüßte ihn nicht einmal zu beſtimmen. Es iſt gewiß, daß man ein Portrait nicht mit ſchmutzigen Händen und ſchmutzigem Geſicht mahlt, wenn ſich auch das Original weder Geſicht noch Hände gewaſchen hat. Weſentlich verkleinernde Züge werden wir an unſern Helden nicht finden, oder ſie würden aufhören, unſere Helden zu ſeyn. Inconſequenzen, die für den kleinlichen Beurtheiler den Helden herunter ſetzen, die für uns aber die Schönheitslinie des moraliſchen Umriſſes nicht unterbrechen, dieſe, denk' ich, werden wir mit Wolluſt in unſer Gemählde aufnehmen, und durch die Einmiſchung dieſer wird uns unſre Arbeit erſt mit Selbſtgefühl und Künſtlerfreude belohnen. Mein Geſichtspunkt iſt dieſer, wobei ich dir, damit du mich ganz verſtehſt, nur die Stelle des Conti in der Emilia Galotti von der plaſtiſchen Natur zurückrufen muß. Der Gedanke der plaſtiſchen

Natur ist in jedem Urbild mehr oder weniger vergraben, der Widerstand des undankbaren Stoffs mehr oder weniger groß. Durch diese Verschiedenheit entsteht ein doppelter Weg zum Sieg für den Mahler. Hat er einen gemeinen Gegenstand vor sich, dann piquirt er sich, doch einen ersten schönen Gedanken in demselben zu errathen, die verwischten Lettern der Natur zu entziffern, und klar und deutlich auf seine Kopie überzutragen. So hat Graff die ** gemahlt. Aber damit kommen wir in der Geschichte nicht fort, oder höchstens könnte man dieses tour de force nur an lebenden oder kürzlich verstorbenen Menschen üben, deren Schatten noch nicht

Götter gleich in einer weiten Ferne
Der Berge Haupt auf goldnen Wolken krönt.

Hat aber der Mahler einen würklich edeln, großen Gegenstand vor sich, dann wirst du sehen, wie er, sobald er den Gedanken seines Urbilds empfangen und gefaßt hat, sich bestrebt, auch die kleinen Unvollkommenheiten, die kleinen Revolten des Stoffs, diese Warze, diese glatte Nase, diesen gemeinen Zug mit darzustellen. Dazu freilich muß er sich bewußt seyn, daß er jenen Gedanken festhält, daß er ihm nicht entwischen wird; das lezte ist es denn, was ich

in unſerm hiſtoriſchen Kunſtwerk wünſchte — (ob es nicht überhaupt der Mühe werth wäre, die hiſtoriſchen Kunſtwerke zu einer eignen Gattung zu machen, deren Schätzung zu beſtimmen, von der Geſchichte abzuſondern?) — Ich erinnere mich bei manchen würklichen Portraits von großen Männern aus der Geſchichte, ihre Aehnlichkeit lebhaft empfunden zu haben, und ſo wünſchte ich Retz, Condé, Turenne ꝛc. darzuſtellen. Ueber das alles ſind wir nun freilich einverſtanden, aber ich breite mich darüber aus, wegen deines angebohrnen Haſſes für die Inconſequenzen, der dich vielleicht verleiten könnte, manchen Zug als ſtörend und unedel zu verwerfen, durch welchen gerade die Aehnlichkeit vollendet würde.

Das Esprit de la Fronde habe ich nun zweimal; ſonſt aber außer dem Retz nichts, finde auch hier überall nichts. Ueberhaupt muß ich dich präveniren, daß, ſo ſehr es mir Ernſt mit der Sache iſt, ich für die Schnelligkeit meiner erſten Fortſchritte nicht ſtehe, doch ſehe ich voraus, daß mich die deinigen anfeuern werden. Nur meinem eignen Triebe ſteht das heimliche Gericht im Wege, das mir ſchwer auf der Seele liegt, und ſich doch nicht davon losbſen

will. Doch nehme ich dies aufrichtige Geständniß zurück, und verspreche dir heldenmüthig zu siegen, wenn es dich nur im mindesten erkältet. Du verstehst mich.

Lies doch, wenn du sie auftreiben kannst, Lettres sur l'Italie in zwei Bänden mit dem Motto: et me meminisse juvabit. Ich hatte Vorurtheil dawider, weil ich viel Empfindsamkeiten darin wußte. Aber sie haben mich entzückt, selbst auf den Erdingshello. Forster übersetzt sie. Sie sind von dem berühmten Präsidenten Dupaty.

Mainz, den 12. März 1789.

Ich wünschte es auch sehr, daß man einige Data über Göthe's Macherei bekommen könnte. Deine Idee, daß er viel feilen mag, ist paradox; wenigstens würde ich glauben, daß er nur feilt, wenn das Ganze fertig ist; die Aneinanderreihung der einzelnen Theile, die das Ganze bilden werden, geht ihm gewiß geschwinder von statten, als Schillern. An dem fertigen Ganzen nüzt aber auch die Feile weit mehr, und nur so kann ein vollkommenes Kunstwerk entstehen. So habe ich jezt die voll-

kommne Ueberzeugung, daß mein heimliches Gericht ein schlechtes Ganze werden wird. Durch das abgerissene langsame Arbeiten verliert sich der fließende unmerkliche Zusammenhang der Theile, man ersetzt ihn durch Künsteleien, Sophistereien, Seiltänzereien, stellt hie und da, diesen und jenen Erfordernissen des Plans zu Gefallen, seine Charaktere auf Nadelspitzen, und Wahrheit, Simplizität wird dabei zu Schanden. Der einfache Gang der Iphigenie war gewiß das Werk einiger Tage, sie war — ich wollte darauf wetten, und mich däucht, ich habe es auch einmal gehört, — in sehr kurzer Zeit fertig; die Diction würde alsdann vielleicht lange gefeilt, was man Stellen nennt, kam vielleicht lange darauf erst hinzu; alles das aber ist nur Accompagnement; das Thema ist davon unabhängig.

Deinem Gibbon habe ich nun auch etwas entgegen zu setzen. Ich helfe Forstern mit dem ersten Theil der Lettres sur l'Italie, von welchen ich dir einmal schrieb, fertig zu werden. Ich habe erst einen Brief übersetzt. Sie sind unendlich schwer. Gibbons Schwierigkeit räume ich dir nicht ein, sobald du nicht die Absicht hattest, ihn zu verbessern. Gerade der declamatorische und blumigte Styl scheint

mir unter allen Gattungen von Styl am leichteſten zu überſetzen zu ſeyn, und aus dem ſehr natürlichen Grunde, weil er ohne alle Individualität iſt. Nur individuelle Manier kann, däucht mich, dem Ueberſetzer Mühe machen. Dieſe iſt in einem unendlich hohen Grade in jenen Briefen. Ich glaube, du haſt Ueberdruß am Original für Schwierigkeit gehalten. Stellenweiſe halte ich doch Schillern in den Niederlanden für claßiſch.....

Mainz, den 21. März 1789.

Endlich doch habe ich die Thalia in Händen gehabt; Koch hat ſie mir geliehen, ſonſt müßt' ich noch warten. Dein *) Aufſatz hat mir ſehr viel Freude gemacht, an dem Styl wüßt' ich, aus dem einmal Ueberleſen (denn ich habe ſie ſchon müſſen zurückgeben) durchaus nichts auszuſetzen, er iſt klar und kräftig, gleich weit von Trockenheit und von Blümelei entfernt. Ueber die meiſten der Ideen ſind wir ja ſchon ſeit Jahren einverſtanden. Nicht nahe genug iſt mir der Begriff der Immoralität, welche die äſthetiſche Schönheit ſchändet, beſtimmt, auch wäre dies

*) Anmerk. Ueber die Moralität des Dichters.

wohl das schwerste gewesen. Die Bestimmung der Immoralität ist an sich zu relativ; die Freiheit des Dichters, welche nur in Beziehung auf die plattern Vorurtheile des größern und dünneren Haufens unmoralisch ist, diese schränkst du nicht ein, aber die Bestimmungen durch das Mehr oder Weniger sind immer unzureichend und flach; die Vorurtheile, welche Du geehrt wissen willst, weil Du dich ihrer, aus Bequemlichkeit oder aus Gründen der Lebensweisheit oder aus Schwachheit, nicht hast entwöhnen können, sind freilich weniger platt, weniger plump, und du theilst sie mit vielen der besten, edelsten Menschen. Aber diese Gränzlinie, die du auf diese Weise zwischen Freiheit und Licenz des Dichters ziehst, ist willkührlich und schwankend, und du bindest ihn im Grunde mit den unwürdigen Fesseln der Konvenienz. Tiefer stecken jene Gefühle, die er schonen soll, in dir und deinesgleichen nicht, als Konvenienz und Uebereinkunft sie pflanzen konnten, und oft sind es selbst bei dir und deinesgleichen die bessern Augenblicke eurer Existenz und eures Denkens, wo ihr die Rechte eurer Individualität behauptet, und selbst mit profaner Hand an dem leichten Gebäude eures, sehr tief unter dem Märtyrerglauben stehenden, Glaubens

reißt. Wer hat Unrecht, ihr oder der Dichter, wenn es euch choquirt, daß er die schwache Kruste durchreißt, und sich tiefer hinein an eure Vernunft, an eure Seele drängt? Euer Gefühl ist in den Augenblicken fürwahr nichts als gestörte Bequemlichkeit, es ist euch nicht gelegen, daß er euch jetzt eben in Eurer habituellen Abfindung mit eurem Glauben stört, ihr habt just nicht Zeit frei und Denker zu seyn. Aber der Begeisterung des Dichters könnt ihr die nämliche Faulheit nicht zumuthen; wenn seine poetische Schäferstunde vorbei ist, wird er vielleicht hinter der nämlichen Scheidewand zurücktreten; aber während dieses Moments könnt ihr ihn unmöglich dahinter bannen. Ich würde eher sagen, daß er dann nur Unrecht hat, wenn er gegen den plumpen Glauben des Haufens stößt, (falls nämlich der große Dichter dieses kann, falls die Begeisterung sich in diese dumpfe, stinkende Atmosphäre verlieren kann) denn diesen beleidigt er, irritirt er würklich, diesem thut er würklich weh. Ihr aber, weiß er, seyd besser, als ihr euch machen wollt, ihr seyd zu gut, als daß er sich um euertwillen so genieren sollte. Ihr könnt ihm nach, wollt ihr nur eurer Seele den rechten Schwung geben, und es wird euch nicht ge-

reuen. Warum alſo ſoll er ſeinen Flug durch jene enge Schranken hemmen? — Ueberdenkſt du dieſes, ſo wirſt du finden, daß du in dir ſelbſt mit Abſteckung der Gränzen zwiſchen rechtmäßiger Freiheit und muthwilliger Poliſſonnerie des Dichters noch nicht auf den rechten Fleck gekommen biſt, daß du nur Vorurtheil in einem größern Grade von deinem Geſetzbuche verbannt haſt, daß es aber hier nicht auf den Grad des Vorurtheils, ſondern auf das ganze Vorurtheil ankömmt, und um deſto mehr ankömmt, da du die Begriffe der beſſeren Menſchenſorte, der für Schönheit empfänglichen, läutern und berichtigen willſt. Und wir ſind wohl keiner größern Sünde fähig, als wenn wir unſern kleinen Reſt von Vorurtheilen, darum weil ſo viel andre uns fehlen, zu Geſetzen erheben, zu Syſtemen aufputzen wollen.....

Mainz, den 10. April 1789.

Die geſcheiteſte Nachricht, die ich euch von meiner Geſundheit geben kann, iſt wohl, wenn ich dir einen geſcheiten Brief ſchreibe.

Närriſch iſt es doch, daß du hinter dem Verſchwenen Herrmanns etwas beſonderes mehr ſuchſt, als

was in den Worten selbst liegt. Meine Idee dabei ist ganz simpel, dadurch daß Konrad nicht mehr von Reue und Bewußtseyn niedergedrückt wird, fühlt er sich wieder fähig, zu handeln, zu würken, und dieses Handeln, dieses Würken wird den edlen Geist versöhnen, der seines Mörders letzte Kräfte geschont hat. Also ist hier nicht ein eigentlicher Plan, ein besonderes Projekt, wie er ihn versöhnen will, sondern nur ein allgemeines Gefühl von Kraft, das er der Idee, den Geist zu versöhnen, weihet. Mir scheint dieses natürlich, doch muß es an etwas liegen, daß ihr weiter hinaus damit gewollt habt.

Wie Heinrich Konrad retten will — das weiß er ja selbst nicht. Nur die Idee, ihn retten zu wollen, ist lebendig in ihm. Auch sieht man ihn selbst um Mittel verlegen, und die ganze Idee wird bald durch die fürchterliche Erinnerung an seinen Eid verdrängt.

Auf Mathilden bin ich selbst sehr neugierig. Gut wird der Karakter schwerlich werden, dazu ist er in meinem eigenen Kopfe zu schwankend, aber um Züge ist mir nicht bang, welche die Mängel bedecken und glänzend machen werden.

Mit der Stelle: Schande! ſie kriecht ſchon feig zurück ꝛc. haſt du ſehr Recht, und ein Beweis iſt, daß es mir ſelbſt unter zehnmalen kaum einmal gelingt, ſie zu declamiren. Doch werd' ich ſie wohl ſtehen laſſen. Denn in dem niederdrückenden Gefühl einer gewißen, faſt möcht' ich ſagen, metaphyſiſchen Unmöglichkeit liegt etwas ſehr wahres; es iſt das unüberwindliche Gefühl einer Unmöglichkeit, die auch für einen allmächtigen Gott Unmöglichkeit iſt, denn das iſt der Sinn von dem: Auch du biſt hier nicht allmächtig!

Die Salto's, mit denen ich aber ſehr zufrieden bin, liegen in dem ganzen Fortgang der Scene, und vorzüglich in der Mühe, die mir's gemacht hat, nach der Entdeckung des Verbrechens, das Intereſſe durch die Erzählung des Verbrechens ſteigen zu machen. Was mich alſo freut, iſt, daß Behelfe Schönheiten geworden ſind.

Es geht mir jetzt im Kopfe herum, den Albert von Linne, für den, wie ich ſehe, ſich ſehr viele ordentliche Leſer intereſſirt haben, und deſſen Situation, ſo leichtweg ich ſie auch erfunden und behandelt habe, durch ſein Ausſchließen vom heimlichen Gericht bei Heinrichs Aufnahme, mehr inneren Gehalt hat,

als ich eigentlich hinein thun wollte, zu einem gro-
ßen Effekt aufzuputzen, und ich bin noch gar nicht
damit aufs Reine.

Nun auf deinen Brief vom 5ten April, den ich
eben erhalten habe.

Ich glaube, daß es nicht an mir seyn kann, dir
ausführlicher zu schreiben, woran es liegt, daß du
doch die Freiheit des Dichters zu sehr zu beschränken
scheinst, sondern an dir die, wie du selbst gestehst,
mangelnde Bestimmung dieser Gränzen festzusetzen.
Was nennst du unverdorbenes Gefühl, und
was Moralität? Und wie weit erstreckt sich die Mora-
lität, die der Dichter bei Menschen von unverdorbe-
nem Gefühl beleidigen kann? Am meisten kommen
wir doch bei dieser Frage, und bei allen Bestimmun-
gen derselben auf Religion zurück, und diese theilen
sich dann da durch die doppelte Beziehung auf kon-
ventionelle und natürliche Religion. Für die erste ist,
meine ich, ein völlig unverdorbenes Gefühl doch
nichts anders, als völliger Unglaube. Also wird die
Phantasie des Dichters, wenn sie sich in das Heilig-
thum wagt, mein unverdorbenes Gefühl für Mora-
lität nicht beleidigen. Wohlgemerkt aber, nur der
Phantasie, der Begeisterung erlaub' ich es. Der

Mensch.

Menſch, der das Heiligthum ſchändet, weil er es für Heiligthum hält, oder weil er weiß, daß andre es dafür halten, beleidigt mich wie ein Trunkenbold, oder wie ein muthwilliger Gaſſenbube, wenn auch ich es dafür nicht halte. Hier iſt alſo Immoralität, hier iſt aber weder Phantaſie noch Begeiſterung, und hier kann keine Schönheit ſeyn. Voltaire's Ton in der Epitre à Uranie beleidigt mich nicht, denn ich ſehe Begeiſterung, ich ſehe die Materie, an welcher das Feuer des Dichters ſich angezündet hat. Voltaire's Ton in einigen ſeiner ſpäteſten Schriften (die du vielleicht nicht kennſt) beleidigt mich, und iſt mir äußerſt widrig, denn hier iſt nicht Kraft und nicht Feuer, ſondern Wuth und Ohnmacht, es iſt individuelle Gefühlsäußerung eines kleinen Menſchen, nicht ſchwebender Flug eines Geiſtes. Und nun natürliche Religion — was iſt ſchändlicher als ein intoleranter Deiſt? Iſt mein Syſtem von Deismus für mich feſt, hat es aber mein Gefühl für Wahrheit und Moralität unverdorben gelaſſen, ſo wird keine Dichterphantaſie, die Atheismus, Fatalismus, und was du willſt, mir vergoldet, dieſes Gefühl beleidigen können; dies muß ja der Unterſchied zwiſchen Glauben und Vernunft bleiben, daß die letztere kein Vor-

redet der Geistesfreiheit jemals schmälert. Jedes Spiel der Seele, jede Exertion eines Geistes muß ihr ehrwürdig seyn, und keines dieser Spiele, keine dieser Exertionen wird ein wirklich unverdorbenes Gefühl jemals beleidigen können. Ein jeder Gedanke, der Gehalt hat, oder was eins ist, der aus einer begeisterten Phantasie entspringt, ist meinem unverdorbenen Gefühl, und wenn er meiner Wahrheit ganz entgegen ist, und wenn er mir Gott und Geist aus der Welt wegnimmt, doch gewiß auch eine Wahrheit des Kopfes, der den Gedanken hatte. Es giebt also keine Combination von Ideen, die mich beleidigen könnte. Die Begeisterung hat also eigentlich gar keine Schranken, und nur, wenn sie aufhört, Begeisterung zu seyn, wenn ich aus dem Werke des Dichters errathe, daß nicht Begeisterung, sondern Leidenschaft ihn erhitzte, dann hören seine Rechte auf, und dann kann er mich beleidigen. Nichts, glaube ich, erläutert das besser, als das obige Beispiel von Voltaire. Werke der Begeisterung tragen ihren unverdorbenen Stempel, zu diesen gehören gewiß alle gottlose Gedichte von Schiller, und Werke des Muthwillens, des Trotzes, des Unmuths tragen den ihrigen auch. Der Dichter, als freier, herum-

streifender Geist, kann in keine Gränzen gebannt werden; fällt er aber in Persönlichkeit, in seine individuelle Menschheit zurück, dann ist er seiner Rechte verlustig, und dann richtet ihn mein Gefühl für Wahrheit und Moralität streng und wahr. Daraus folgt, daß Schönheit oder Begeisterung und Immoralität Begriffe sind, die nicht zusammen existiren können. Ich weiß nicht, inwiefern diese Erläuterungen dir Genüge leisten, oder vielleicht (er mit deinen eignen Gedanken übereinstimmen werden, auf allen Fall aber erwarte ich deine Antwort mit Ungeduld.....

[illegible], den 23. April [illegible].

...... Laß mich dir meinen Triumph mittheilen. Ich bin vor ein paar Tagen durch einen [illegible] Vormittag so weit mit Ausbesserungen meines Plans gekommen, daß ich seitdem eine ähnliche Empfindung in mir habe, als ob das ganze Trauerspiel fertig wäre; und laß mich die Muse wirklich haben, die ich erwarte, und die ich mir zum Theil auch durch den Vorrath meiner Lecture — die ich dann zu diesem Behufe in die Länge ziehen kann — selbst ma-

chen will, so kann ich gegen Ende Mai auch fertig seyn, wornach ich um so mehr strebe, weil ich dem völligen Sommer gern zuvor käme, wo diese Arbeiten nicht gut gehen. Leere Augenblicke, Lücken befürchte ich nun nicht mehr in dem Ganzen, vielmehr sehe ich die zwei letzten Akte fast zu voll werden. Im vierten werde ich — für den Druck nämlich, nicht für's Theater — einen Gedanken ausführen, den ich zwar schon in Dresden hatte, dessen du dich aber vielleicht nicht mehr erinnerst, daher ich dir die Ueberraschung durch Anticipation nicht verderben will. Für meinen Freund Konrad sind nun zwei Scenen angelegt, auf die ich mich kindisch freue. Seine zweite Situation vorzüglich ist im Grunde sehr simpel, aber eben darum um so viel schöner und rührender: es ist Abschiednehmen von Heinrich, unmittelbar vor der Katastrophe, da Heinrich sein Opfer schon beschlossen hat, und Albert seiner trostlosen Lage in einem Karthäuserkloster entfliehen will. Beiliegend hast du eine Stelle, die ich in den dritten Auftritt eingeschaltet habe. Ich halte sie für sehr nöthig, um die aus dem Weg Räumung Herrmanns zu motiviren, vorzüglich in Konrad zu motiviren, und zugleich um meinen zum Theil falschen und widrigen ersten Gedanken zu verbessern,

nach welchem Konrad ſo ganz blos durch Zugeben Antheil an dem Mord hatte; jetzt iſt es durch das Vorhergehende und durch die Worte: „Der Knappe eilte mit dem blutigen Auftrag zurück“ umſchifft, und Konrad ſteht bei der Sache nicht in einem ſo kindlichen, erbärmlichen Lichte, als er, wie mich dünkt, nach der erſten Lesart geſtanden hat. Zugleich kann ich mir's nicht verſagen, dir den vierten Auftritt mitzuſchicken. Beurtheilen kann ich die Ausführung noch gar nicht, weil ich eben damit fertig geworden bin, und da weiß ich ſelbſt nicht, ob ich zufrieden bin oder nicht. Mein Gedanke der Situation war äußerſt fein, und ich möchte ſagen, zerbrechlich; die Ausführung iſt, wie du ſehen wirſt, ſehr conzentrirt, und mußte es ſeyn, damit hier der Ruhepunkt der Handlung nicht zu weit ausgedehnt würde, die nun mit den folgenden Scenen ſehr lebhaft wieder fortgeht. Nun aber iſt die Frage, ob der Gedanke durch dieſe Ausführung nicht theils unverſtändlich geworden iſt, theils vielleicht ſich vergröbert hat. Um dir den Geſichtspunkt zur Beurtheilung feſtzuſetzen, iſt es wohl am beſten, ich verſehe die Scene mit einem Commentar, den ich aber apart ſchreiben und verſiegeln will

damit du ihn, wenn du willſt, erſt nach der Scene lieſeſt.

An den April vom Mercur iſt hier noch lange nicht zu denken. Ich muß froh ſeyn, daß ich vor vier Tagen ſchon den März geleſen habe, und folglich auch die Künſtler. Dieſe hab' ich ſeit der Zeit täglich wieder geleſen und ſtudirt. Es giebt kein Gedicht, dem ich Vollkommenheit mehr wünſchte als dieſem, und keines, dem ſie leichter zu geben wäre. So ſchön ich an ſich die Miſchung der lyriſchen und didactiſchen Gattung in dieſem Gedichte finde, ſo däucht mich doch, daß die meiſten Fehler darinn, und ein gewiſſer Mangel an Würkung, dem es bei dem gros der ſelbſt guten Leſer haben möchte, daraus entſpringt, daß die Verſchmelzung der beiden Gattungen nicht durchgängig gelungen iſt, und daß die heterogenen Eigenſchaften derſelben ſich zuweilen choquiren. Am meiſten liegt mir das in einigen Uebergängen. Ein Gedicht von dieſer Länge verträgt die dunkeln Uebergänge nicht, die in der lyriſchen Gattung oft würken, und der ſchöne lyriſche Ton des Ganzen verträgt gewiſſe lange, wortreiche, bloß rhetoriſche Enumerationen nicht, die überhaupt das ſind, was mich am meiſten da choquirt hat. Die Verſifikation iſt faſt

durchgängig ſchmelzend harmoniſch, ſie hat eine Sanftheit, eine Glattheit, die das Auge nicht trocken werden läßt. Haſt du nicht bemerkt, daß durch den gar zu wiederholten Gebrauch des Wortes ſtill es ganz zum müßigſten Epitheton wird? — Schöners kenn' ich nichts, als den Anfang bis zur Stelle: Glückſelige, die ſie aus Millionen; hier iſt die ſchöne Verſchmelzung ganz erreicht, die ich meyne. Aber eben dieſes Glückſelige, die ſie ꝛc. — bis: Freut euch der ehrenvollen Stufe, gehört unter die wortreichen, folglich leeren Stellen, die mich ſtören. Ich verſtehe die Stelle nicht recht, oder wenigſtens ihren Zuſammenhang mit dem vordern und hintern nicht: das Kind der Schönheit — ſobald es Würklichkeit empfangen.

„Die ſeine Gier nicht in ſein Weſen reißt" iſt wieder zu ſehr im fatalen didactiſchen Ton, und wünſchte ich weg.

Wie göttlich ſchön iſt das: Sanft wie des Reizes Linien — vom ſanften Bogen der Nothwendigkeit.

Aber mein Liebling vor allen übrigen iſt; Wenn auf des Denkens freigegebnen Bahnen — ſchließt die vollendende Natur.

Je reicher ihr den ſchnellen Blick — je gröſſer ſeine Liebe, iſt mir der gröſte Stein des Anſtoſſes. Erſtlich liebe ich das Doppelte je, das ſo lange währt, gar nicht. Zweitens iſt mir noch nicht ganz klar, wer der er iſt, im zweiten Gliede. Drittens verſtehe ich durch eine ganz natürliche Folge das nicht; Je kleiner wird er ſelbſt, je gröſſer ſeine Liebe. Wenn Gott der er iſt, ſo verſtehe ich's; wenn der Denker, der Entdecker in des Wiſſens Reichen er iſt, ſo verſteh' ich's wieder nicht. Und in allen Fällen gehört mir der ganze Abſatz zu den rhetoriſchen Auswüchſen, die vollends das Recht nicht haben, dunkel zu ſeyn.

Unendlich ſchön iſt wieder der ganze Schluß von:

Sie ſelbſt die ſanfte Cypria
ſo ſchneller nur von ihm erhaſchet,
je ſchöner er vor ihr geflohn! Hier iſt das etwas Dunkle des Ausdrucks und des Bildes ganz an ſeiner Stelle, und ich würde die Deutlichkeit hier haſſen. Kurz, das Ganze war mir doch ein Götterſchmaus. Nur Forſters haben mir bis jetzt dazu gefehlt.

Ich habe aus dem März geſehen, daß ſchon in vorhergehenden Stücken vom Merkur Auszüge aus

Gleims Tagebuch geſtanden haben, wovon ich kein Wort wußte. Ich bin nun auf die vorhergehenden zehnfach neugierig. Es iſt doch wieder, im Kleinen, ſo ganz Göthe: der Geſang auf den Gemſen, das Geſpräch mit der Samariterin. Dieſer Menſch wird mir mit jedem Augenblick unbegreiflicher. —

Mainz, den 2. May 1780.

Hier haſt du nun gar den ganzen dritten Akt, und eine geänderte Stelle in der vierten Scene, die du zuletzt bekommen haſt. Den Geiſt der hinzugekommenen Stelle Mathildens brauch' ich dir nicht zu erklären. Die andern Aenderungen ſind für den Dialog ſehr nothwend'g, denn die öftern Wiederholungen deſſen, was der vorhergehende Interlocutor geſagt hatte, waren äußerſt widrig. Ueber die ganze Scene ſelbſt glaub' ich nun ſehr ſicher zu urtheilen, ſie iſt dramatiſch ſchlecht, und ich kann ſie nicht helfen. Nämlich ſie iſt nicht dramatiſche Ausführung einer Idee, ſondern ſie iſt unnatürliche Dialogiſirung dieſer Idee. Für die Idee ſteh' ich, ſie iſt wahr und ſchön, und denen, die ſie verſtehen, werd' ich immer eine Art von Vergnügen machen, vielleicht wird ſie

auch manchen beſtechen, daß er die dramatiſche Lahmheit nicht ſo fühlt. Mir macht ſie aber mehr ſchmerzliche Empfindung, weil ſie mich würklich die nicht zu überſteigenden Gränzen meines Talents lehrt. Die übrigen Scenen, die ich dir jetzt ſchicke, ſind hingegen ſehr theatraliſch, und die letzte, die ich würklich au courant de la plume gemacht, iſt vielleicht von einer gewißen Seite meine beſte, gerade weil ſie nicht gedacht iſt. Im Ganzen wirſt du es, glaube ich, dieſem Akt anſehen, daß ich ihn mit Muth gemacht habe. Und dieſes Gepräge wird hoffentlich auch den zwei letzten nicht fehlen. Es macht mir viel Vergnügen, daß in der Scene des Truchſeß mit Heinrich ſich aus der Situation ſelbſt, ohne mein Zuthun, einige meiner allererſten Ordensideen geſponnen haben, und dieſe eben werden die durch den Kontraſt am beſten erklären, was ich damit meyne, daß die Mathilden-Scene ſchlecht iſt.....

Mainz, den 9. May 1792.

Du wirſt aus meinem lezten Briefe geſehen haben, daß du meine Scene ziemlich beurtheilſt, wie ich. Aber ich bleibe dabei, daß ich ſie nicht verbeſſern

kann, und daß die nöthigen Verbeſſerungen ganz auſſer den Gränzen meines Talents, oder wenigſtens meiner Uebung liegen. Die Unwahrſcheinlichkeit, daß Konrad den Herrmann ſo wenig gekannt hat, habe ich auch ſchon gefühlt, und vielleicht ſuche ich ihr nachzuhelfen, vielleicht aber auch nicht, weil ſie nicht die einzige dieſer Art in dem Stücke ſeyn wird.

Ich kann dir doch nicht läugnen, daß deine angewandte Mühe, meine Arbeit weniger identiſch mit deiner eignen Seele zu machen, meiner Selbſtliebe ſüß ſchmeichelt. Ich glaube meinen eigenthümlichen poetiſchen Charakter ſelbſt ziemlich richtig zu ſchätzen, wenigſtens vergleiche ich mich oft mit andern dramatiſchen Köpfen, würklich faſt niemals zu meinem Vortheil, aber doch iſt ſeit einiger Zeit das Reſultat meiner Vergleichungen das tröſtende, erhebende: Anch'io! Wie würde mir aber auch ſonſt etwas gelingen? Es hat Zeiten gegeben, und ſie ſind nicht lange vorbei, da es feig zurücktrat, das ſchöne Anch'io; und ich weiß am beſten, wie quälend mir da die Arbeit ſelbſt war. Noch fehlt mir zu meiner Beruh'gung, daß du dich auch dahin arbeiteſt. Du kannſt es; aber du kannſt es allein. Denn ich habe an meinem Beiſpiel geſehen, daß dieſes Bewußtſeyn von keiner

fremden Kraft erzwungen werden kann, sondern blos aus eignen Kräften entspringen muß.

Ich habe nunmehr den 3ten Band von Göthe gelesen. Die Geheimnisse sind mir zu quälend, und um desto quälender, weil es in Göthens Manier liegt, dem Mystischen einen simpeln, kinderleichten Anstrich zu geben. Aber die Verbindung eines unverständlichen Stoffs mit der verständlichsten Manier hat für meinen Kopf etwas besonders schmerzliches. Meine Lieblinge unter allen sind: Meine Göttin, das ich gar nicht kannte, und unnachahmlich göttlich ist, und der berüchtigte Prometheus, den ich ehmals noch nicht in succum et sanguinem vertirt hatte, wie jetzt. Wie sieht es bei diesem Prometheus mit unsern Gesetzen für die Freiheit des Dichters aus? Welcher heilig unheilige Richter wird es wagen, ihn aus dem erlaubten Gebiet der Begeisterung zu verbannen? Unter den kleinen Epigrammen im griechischen Geschmack ist mein Liebling: Schlummer und Schlaf. Mir fällt bei dem Prometheus Moses Mendelsohn und seiner nachherigen Berliner Stellvertreter ganze.....*) wieder ein, die sichs unterstanden, ihn als

*) Anmerk. Hier stand ein Ausdruck, der zu hart war, um ihn von einem Todten zu gebrauchen.

einen Jugendſtreich zu behandeln, ohne zu wiſ-
:en, von wem er war, und Jacobin auf den Kopf
einer Lüge zeihten, daß Leſſing ſolche erbärmliche
Schülerverſe bewundert haben könnte. Erinnerſt du
dich's?

Mein vierter Akt hat dieſe Zeit geruht. Es feh-
len mir einige Data zu der Idee, von der ich dir ge-
ſchrieben habe, und mit welcher der ganze Akt anhe-
ben muß, weil ſie ganz epiſodiſch iſt.

Mainz, den 13. Jun. 1789.

Ich kann dir die Freude nicht beſchreiben, die es
mir gemacht hat, daß meine Scenen dich, wie es
ſcheint, ordentlich begeiſtert haben. Du haſt ganz
recht gerathen, daß ich ſelbſt Schotts Meinungen nicht
abhold bin, daß ich nämlich, wenn ich über meine
Indifferenz denke, ſo darüber denke. Auch leuchtet
mir die Idee zu einem Briefwechſel ſchon um deswil-
len ſehr ein, weil ich mir zum Philoſophiren nur ei-
ne hinreißende Veranlaſſung wünſche. Du begreifſt
indeſſen, daß es vor der Hand, bis mein Trauerſpiel
fertig iſt, nicht ſeyn kann. Mehr als geſchehen iſt,
werde ich dieſe Scenen zuverläßig nicht mit dem Gan-

gen in Verbindung bringen. Natürlich würden alle Versuche dazu doch immer augenscheinliche Behelfe bleiben, der Kritik auszuweichen, und der Trotz thut da allenthal bessere Wirkung, als ein solcher Behelf, der nicht zu deguisiren ist. Auserdem heißt das Stück das heimliche Gericht. Das H. G. ist also die Hauptperson desselben, und das Verfahren gegen den Ketzer ist ein sehr wichtiger Charakterzug dieser Hauptperson. Dies könnte man doch würklich auf die Kritik antworten, die diese Episode ganz hors d'oeuvre fände.

Die abwechselnden Bilder von Gewand, Spielen, Tänzen hatten zwar in meinem Kopfe schon eine natürliche Verbindung und Analogie. Indessen habe ich deinem Rathe gefolgt, und glaube sie nun durch ein Paar Worte für den aufmerksamen Leser unter eine gewiße Einheit gebracht zu haben. Es heißt nämlich nun: „Doch hat es Geschlechter gegeben, die es leicht und frei zu tragen wußten, es „erhöhte den Glanz" und die Freude ihrer „festlichen Tage, es schmiegte sich ꝛc." Für meine springenden Barbaren bin ich just sehr, weil ich beim Komponiren das Bild ganz sinnlich und komisch vor der Seele hatte, von plumpen ungraziösen Bocksprüngen, die einen leichten regelmäßigen Tanz unterbrechen.

Die Stelle: eine arabische Horde hast du würklich nicht recht erklärt. Schotts Meinung ist diese: das Hauptsächliche, Wichtige meines Systems ist die Gründung der Freiheit des Denkens, und folglich die Umstürzung aller Religion, alles Glaubens, insoweit Religion, Glauben, Fessel dieser Freiheit ist. Also: mein Unglauben ist mein Verbrechen. Durch diesen ist die Freiheit gegründet. Hab' ich aber nun eine eigne Meinung, ein eignes religiöses System, folglich einen Glauben, und insofern es ein Glauben ist, zu diesem Glauben eine Offenbarung, so ist beides, selbst für mich, und in der Konsequenz meines Freiheitssystems eine zufällige Nebensache. Der und der Umstand (also die arabische Horde) hat mich meinen Glauben wählen gemacht; der war meine Offenbarung. Ein noch kleinerer, noch zufälligerer Umstand, vielleicht ein Insekt, ein Wurm, kann einem andern Kopfe meines Schlags einen andern Glauben offenbaren. Aber eben, weil es Glauben ist, darf ich, freier Geist, kein Gewicht darauf legen, sondern nur, wenn er die Summe meiner Glückseligkeit vermehrt, nicht gestört und nicht störend, genießen. — Deutlicher würde die Stelle vielleicht durch diese Aenderung: durch eine

arabische Horde, in deren Gefangenschaft ich einst gerieth, ward mir mein Glauben offenbart. Einem andern ward es der seinige durch den Wurm ꝛc. Auch richtige Deklamation macht diese Stelle klarer. Der Anfang nämlich: „Seyd Ihr bestellt" ꝛc. bis " über diesen kenn' ich eure Rechte nicht, „ist feierlich, als eine Vindicirung der natürlichen Rechte des Menschen. Der Uebergang aber: " eine arabische Horde" ꝛc. muß leicht und fast scherzhaft gesagt werden. Ich bin weitläuftig gewesen über meine Meinung bei dieser Stelle, weil würklich ihre Einkleidung gerade zu dem gehört, was ich in den Scenen am liebsten habe.

Ich danke dir für: Meine Hand wird meinen Brüdern. Es war ganz unausstehlich, und heißt jetzt: Meine Hand wird für meine Brüder keinen Kerker mehr errichten.

Bei dem Schluß der langen Rede des Erzbischoffs glaub' ich, daß du in keiner Forderung, bei Einem Bilde zu bleiben, unbillig bist. Der Kettenwechsel geschieht unter den Brandstellen, und die Brandstellen schließen sich an die Fackel an, wie der Schluß: „Erkennt die Trümmer Eurer Fakel" deutlich anzeigt.

Liebst du nicht die Kürze und die Delikatesse in

der

der Stelle: „Gelernte Wahrheit wird Glauben, und Glauben — O ich habe gesündigt!?“ Diese hat mir Freude gemacht, zumal da Schott in dem Schluß würklich schwer zu halten war.

Zwei Scenen, mit welchen das Gericht aufgebrochen ist, hab' ich seitdem noch gemacht. Die nun kommen, sectiren mich erschrecklich. Meiner Idee nach müssen sie nämlich sehr leicht, flüchtig und fortreissend bearbeitet werden, in dem Geschmack ohngefähr der letzten Scenen des vierten Akts vom Karlos. Und eben zu dieser Manier hab' ich mich durch die schwere, räsonnirende Manier der Ketzerscenen ganz verdorben, so daß ich jetzt noch gar nicht im Stande bin, sie zu machen. So viel weiß ich wohl, daß, wenn ich einmal darüber komme, und den rechten Ton treffe, sie in einer Stunde fertig seyn können.....

Mainz den 12. Jul. 1789.

Was du Weitläuftigkeit nennst in meiner dramatischen Arbeit, ist etwas andres, dessen ich mich sehr gut bewußt bin. Es fehlet mir durchgängig ein gewißer höherer Grad von Zubereitung meiner Ideen, die für den dramatischen Effekt nothwendig ist.

Die prima materia springt aus der Bearbeitung zu sehr hervor, statt daß sie in der dramatischen Kunst, in der wahren Darstellung selbst einer idealischen Natur verwischt seyn muß. Es ist ein chymischer Proceß, dem ich mich bald mehr bald weniger nähere, den ich aber nie ganz treffe. Vielleicht liegt es in meiner Organisation; meine Ideen, auf welche ich diese oder jene Situation baue, sind zu bestimmt, zu deutlich. Der große dramatische Dichter verschweigt seine Grundideen, weil er weiß, daß sein Gedicht sie in der Seele des Lesers wieder erwecken wird, oder er selbst vielmehr fühlt im Gebähren mehr ihr Resultat, als daß er sie selbst, als einzelne Bestandtheile, deutlich unterschiede. Am allerwidrigsten ist dieser Mangel in der Mathildenscene, er herrscht aber überhaupt durch das Ganze; und das ist das, was du mit Schillern Weitläuftigkeit nennst. Uebrigens ist aber auch Schiller von eben diesem Fehler nicht frei. Die Ketzerscenen sind schon etwas excentrisch, und ich glaube nicht, daß du über diese Recht hast. Des Erzbischofs Absicht ist, im Bernhard Schott eine wichtige große Revolution hervorzubringen, er muß seinen Stolz theils demüthigen, theils kitzeln, und wie kann er das anders? Zuviel sagt

er ihm nicht, denn noch bleibt ihm vieles verborgen, der erſte Schritt, den er den Neoſiten thun laſſen muß, um ihn für den Orden zu erziehen, iſt, ihm die Nichtigkeit der Aufklärungsſucht zu Gemüthe zu führen; das thut er, das muß er, dünkt mich, thun; aber mehr thut er auch nicht. Warum er fortlebt, wird dem Ketzer doch gewiß nicht geſagt, denn von dem Orden hört er kein Wort. Bei den Ketzerſcenen hab' ich würklich das Bewußtſeyn der verfehlten Würkung nicht, und ich glaube darum ſie richtig zu beurtheilen, weil ich das Bewußtſeyn ſonſt faſt über mein ganzes Stück habe, einige wenige ganz einzelne Stellen ausgenommen.....

Mayn, den 23. Jul. 1789.

Was ſagſt du zu der franzöſiſchen Geſchichte, lieber Freund, und vorzüglich zu den Vorgängen des 17ten? Ich glaube nicht, daß wir einen intereſſanteren Zeitpunkt erleben konnten als den jetzigen, und ich werde es nun den Antigalliern nicht mehr vergeben, wenn ſie auf ihrer Verachtung der Nation beſtehen. Ich ſetze voraus, daß du von der Geſchichte des 16ten und 17ten vollſtändig unterrichtet ſeyn

wirst, wenn du diesen Brief bekömmst, und erzähle sie dir also nicht. Den gestrigen Tag habe ich wie bei der Entwicklung eines interessanten Trauerspiels zugebracht. Gegen Mittag lauteten die Nachrichten schrecklich, Paris schien auf dem Punkt in Asche verwandelt zu werden, und das Ende von der Gährung war durchaus nicht abzusehen. Gegen Abend erfuhr man die Erscheinung des Königs bei den Etats Généraux, und die Folgen davon, auch mit wie viel Ordnung und Form alle Veranstaltungen getroffen wären, und daß eine vollständige, feste Revolution in der Verfassung schon zur Reife gediehen schiene. Deine Bemerkungen über den Geist und Einfluß der Cultur bei der Fronde treffen hier noch weit mehr ein, wo zugleich der Zweck ungleich schöner und simpler ist. Die Nation hat mit höchster Kraft, ohne Ausgelassenheit und Schwärmerei, kurz im strengsten Verstande des Worts männlich gehandelt. Nicht ohne Ursachen erwartet man große Folgen von dieser ersten Impulsion eines ächten Freiheitssystems auf andre Völker. Die Hinrichtungen des Kommandanten von der Bastille, des Prévôt des marchands und der übrigen sind durch Ordnung, Beobachtung der Rechtsformen, ohne allen Anstrich von Gräßlich-

keit und Barbarei, äußerſt merkwürdig. Ueberhaupt iſt jetzt mein Reſpekt für das achtzehnte Jahrhundert ſehr geſtiegen, und die Zuſammenhaltung der Fronde mit dieſer Begebenheit, wenn wir ſie im Ganzen haben werden, kann, dünkt mich, das Begeiſterndſte bei unſrer, ſo Gott will, künftigen Arbeit ſeyn. Necker iſt vor ein paar Tagen durch Wisbaden, eine Stunde von hier, gegangen. Die Engländer möchte ich über dieſe Begebenheiten hören.....

..... Ich gratulire zum Recenſentenberuf. Er würde mir auch nicht übel einleuchten, aber nur unter gewißen Einſchränkungen, die du kennſt, etwa um übel verdiente Lorbeere zu zerſtören, oder verkannte Schönheiten zu heben.....

Maynz, den 18. Sept. 1789.

Ueber Frankreich biſt du, meyne ich, ungerecht. Der große Geiſt der Begebenheit iſt die plötzliche, und wie es doch ſcheint, nicht vorher konzertirte Vereinigung der Kräfte der Vielen gegen die Wenigen, und dieſer bleibt, was auch unreiſe Köpfe in der Assemblée nationale jetzt thörichtes treiben mögen. Das periculum in mora iſt endlich doch nicht ſo groß,

auf keinen Fall größer, als es vor der Revolution war; die Errichtung der Konstitution ist ein schweres langwieriges Werk, und mir scheint es fast unmöglich, daß nicht große Köpfe unter den Versammelten seyn sollten, welche im Stillen die Materialien bereiten und dem Ziele zuführen, desto sichrer und besser vielleicht, je emsiger sich der Haufe der Halbköpfe mit den unnützen Präliminarien beschäftigt. Die Hofnungen oder Befürchtungen von dem heimlich sich wieder hebenden Despotismus und Aristocratie scheinen ganz ungegründet; das Bewußtseyn, die Kenntniß seiner Stärke kann man dem Volke nun nicht mehr nehmen, der nun bestehende Zusammenhang der Kräfte so vieler Millionen kann, dünkt mich, nicht mehr getrennt werden, bis sie durch eine fortdauernde Reihe von Exertionen nach Jahrhunderten sich geschwächt, aufgerieben und aufgelöst haben; das Schauspiel der Freiheit ist gebsnet, und kann mit dem ersten oder zweiten Akt noch nicht aufhören. Aber schreiben könnte man jetzt über diese ganze Materie nur sehr unreifes Zeug, und ich bleibe also lieber davon. Etwas über den Reh in die Thalia zu setzen, gienge mir noch eher ein. Ein interessanter Stoff ist mir auch in den Voyages d'Anacharsis aufgestoßen, Plato

am Hofe des Dionyſius. Das aber will reif durchgedacht ſeyn.

Mannh, den 3. October 1789.

Nun alſo though last not least in love, zu deinem zweiten Brief. Vorerſt muß ich dir erzählen, daß ich dieſe Tage viel mit Iffland geweſen bin, der die Kur brauchte, eine Stunde von hier, in Wisbaden, und den wir, Forſter und ich, dort aus ſeinem wahrſcheinlichen Vorſatze, für uns inkognito zu bleiben, aufgeſtöbert haben. Er hat einen ganzen Tag mit uns im Rhingau zugebracht, und du kannſt wohl denken, daß ich ihm mein Stück zu leſen gegeben habe, mit der Bitte, ſich ſeine Rolle ſelbſt auszuſuchen, und die übrige Rollenvertheilung auf dem Mannheimer Theater zu übernehmen. Ich ſchickte es ihm nach Wisbaden, und bekam es den Tag darauf mit der Eintheilung der Rollen zurück. Er war ſelbſt hier, fand mich aber nicht zu Hauſe, und ſchrieb nur etwas allgemeines auf, mit dem Verſprechen, in zwei Tagen zurück zu kommen. Von Forſters habe ich aber vorläufig vieles erfahren, was er deren geſagt hat. Ich ſelbſt hatte ihm entweder den Weißbau-

sen oder den Arlheim zugedacht, und ihm nur nichts davon gesagt, um seiner Wahl nicht vorzugreifen. Er hat sich aber -- den Konrad von Sontheim genommen. Seine Ursache ist, daß bei der Aufführung das Interesse vom ganzen Stück und von Westhausens Opfer auf Sontheim roulliren muß, und daß also, je weniger der Dichter auf den Charakter gewandt hat, desto mehr gesucht werden muß, ihn durch die Darstellung des Schauspielers zu heben. Ueber verschiedne Vorschläge zu Aenderungen und zu Vorkehrungen, damit die Aufführung so vollkommen werde als möglich, muß ich Ihn selbst sprechen, weil ich aus dem Rapport eines Dritten nicht ganz klug werden kann. Das letzte Tableau habe ich aber schon geändert, und ich glaube, sehr glücklich für den theatralischen Effekt. Spielt man's in Dresden, so will ich dir die Ueberraschung nicht nehmen, denn ich habe die Aenderung dem Secunda schon nachgeschickt. Ist's land sind nämlich, daß der Schluß, so wie er erst war, und du ihn kennst, zu sehr an den Schluß des Karlos erinnern würde, wie er nämlich für Mannheim und Hamburg bearbeitet ist. Sonst scheint er, nach den paar Zeilen, die er mir geschrieben, und

nach dem, was Forſters von ihm gehört haben, ernſtliches und warmes Intereſſe dafür zu haben.

Um die ſchreckliche Pauſe zu enden, die bis zur Ausarbeitung der Aufnahme-Scene in meinem Kopfe war, hatte ich kein Mittel, als mich für jede einzelne Scene aufzuziehen und zu erwärmen, wenn ich auch darüber die Ueberſicht des Ganzen verlöre. Dies kann bei dramatiſchen Werken, an denen man lange und unterbrochen arbeitet, nicht anders ſein, aber dem Werke ſieht es der Kenner gewiß an. So ging es mir. Die nächſte Scene nach der Aufnahme-Scene war die Entdeckung des Verbrechens zwiſchen Sontheim und Weſthauſen, ſie hat mir unendlich viel Zeit und Mühe und Aufwand von Kräften gekoſtet, ſie mußte es, weil ich ſonſt nie weiter gekommen wäre, aber ſie hat gewiß die erſte unmittelbare Schuld, daß von der auf den Orden ſich beziehenden Einheit, von der Ausführung und dem Gehalt einiger Ordensideen in der Folge vieles verloren gegangen iſt, was die erſte Ankündigung des Plans andern und mir ſelbſt zu verſprechen ſchien. Du wirſt die neuen fremderen Ideen deutlich erkennen können, die in dieſer Scene ſich angeſponnen haben, und in der Folge einen unerwarteten Ein-

fluß, und einen Spielraum bekommen haben, den du ihnen mißgönnst, weil manches beßre dadurch verdrängt wurde. Aber dies ist ein nothwendiges Uebel, dem es unmöglich ist, abzuhelfen. Die Eintheilung und Bestimmung der Grade hatte mich auch lange beschäftigt, aber dazu ist zuverläßig die dramatische Form zu begränzt. Wie es nun ist, läßt es sich so erklären: die Grade liegen nicht in der Form des heimlichen Gerichts, aber sie liegen in der wesentlichen Nothwendigkeit eines geheimen Ordens. Also das heimliche Gericht nennt die Grade nicht, aber die Stufen des Einflusses und der Einsicht in den Orden bestimmen sich selbst durch den Gehalt der Köpfe. Aus dem heimlichen Gericht wird ein künftiger Ordensstifter die Eintheilung in Grade lernen, so wie überhaupt die positiven Gesetze aus den nothwendigen der Natur entstanden sind. Hiezu kömmt die doppelte Ansicht des heimlichen Gerichts; du wirst finden, daß es in der Aufnahme-Scene Heinrichs v. Westhausen ganz Orden, wie Freimaurerei, ist; in der Ketzerscene ist es Gemisch von Orden und Gericht, in der folgenden, wo Konrad und Heinrich verklagt werden, ist es blos Gericht. In der ersten glänzt der Erzbischoff, in den

zwei Stellen der Scene, wo die Ordensverfassung an das Gericht anknüpft, hebt der Truchseß das Haupt, und der Erzbischoff schweigt. In der Ketzerscene, wo der praktische Gesichtspunkt sich zum Besten der Menschheit vereinigt, ist der Erzbischoff wieder die Hauptperson, und der Truchseß erscheint ganz matt oder albern; in der Abstimmung hingegen ist der Erzbischoff Marionette, und er muß froh seyn, daß Adelheim noch die Parthie seines Herzens nimmt. Bei dieser doppelten Form des heimlichen Gerichts, als Orden und als Gericht, wird da mir zugeben, daß Grade unmöglich sind; die letzten des Ordens sind die ersten des Gerichts. Der Erzbischoff täuscht sich, so lange als möglich, um die Vereinigung des Ordens und des Gerichts zum Guten zu lenken; Adelheim sieht und benutzt ihren nothwendigen Ausschlag zum Bösen. Weßhausen ersteigt durch die Helle und Wärme seines Geists bei seiner Aufnahme schon ziemlich den ersten Grad des Ordens, und des Erzbischoffs Zärtlichkeit gegen eine gleichgestimmte Seele verbirgt das Gericht vor seinen Augen. (Dies kann der Erzbischoff sich in der Katastrophe auch vorwerfen.) Das letzte aber collidirt zugleich mit seiner Anhänglichkeit

an menſchliche Verhältniſſe. Meine Idee iſt alſo dieſe: ein heimliches Gericht mußte ſehr viel mit einem Orden gemein haben, giebt mir alſo allen Raum für Ideen über geheime Orden, bindet mich aber nicht an Ordensverfaſſung. Du aber ſiehſt es ganz allein als Orden an, und forderſt alſo von mir, daß ich deiner Vorſtellung getreu bleibe. Ich glaube aber, daß ohne dies Gemiſch das dramatiſche Intereſſe kälter ſeyn würde, und daß in jenem abwechſelnden Sinken und Steigen der Charaktere, je nachdem dieſe oder jene Seite dieſes geheimen Bundes vortritt, auch Gehalt, und weniger Einförmigkeit iſt. Deine Ideen, die Vaterliebe des Erzbiſchoffs für Heinrich beſſer zu benutzen, ſind unendlich ſchön, und die Anlage zu einer Scene zwiſchen beiden iſt unſtreitig groß. Auch mir haben immer dunkle Plane vorgeſchwebt, dieſes intereſſante Verhältniß zwiſchen den beiden Characteren weiter auszuführen. Vielleicht werde ich das mit einer ſehr nothwendigen Aenderung verbinden können, die ich an der leeren Stelle des Stücks im 4ten Akt vornehmen muß, wo Weſthauſen ſo auffallend unthätig iſt. Es nützt mir ſehr, wenn du fortfährſt, mir deine Ideen zu ſagen; wie ich ſie benutzen werde, weiß ich noch nicht, aber

ſie unterhalten mein eignes Intereſſe für Veränderungen. Ueberhaupt will ich mich nicht übereilen, da ich ſo viel Zeit dazu vor mir habe, und ich muß auch abwarten, was eine Vorſtellung auf dem Theater bei dir und bei mir für neue Ideen erwecken wird. Ich halte es für eine Feindſeſt meines Plans, daß durch die Scene im 3ten Akt zwiſchen Arlheim und Linne, dieſer nun auch in Arlheims Händen zum Werkzeug geworden iſt, ſelbſt Weſthauſens Opfer vergeblich zu machen. Arlheims Ironie gegen Linne iſt mir in der Scene, glaub' ich, gut gelungen; und ich liebe die Idee, dieſes arme Geſchöpf zu Weſthauſens Verderben, auch nach ſeinem Tode, zu machen.

Ich habe unterdeſſen auch den Herrmann von Unna geleſen. Er hat außerordentlich glückliche Situationen, die Ausführung iſt freilich größtentheils platt. Am meiſten dauert mich die Profanation des Gerichts durch Ida Münſterin, daß ſie durch ihre ſchwachen Folgen ſo verloren geht. Lieb iſt mir's, daß ich ihn nicht eher geleſen habe; die Situation zwiſchen Ulrich von Sonden und Herrmann von Unna hat etwas von der meinigen, und iſt intereſſanter, eben weil ſie blos Situation und nicht Idee iſt.

Mainz, den 6. Nov. 1792.

Ueber Frankreich läßt sich wenig sagen vor der Hand; und es bestätigt sich mir, daß vielleicht alle große Begebenheiten, die wir in der Geschichte anstaunen, für den Augenzeugen durch Inkohärenz und Lücken eben so verloren. Nur die Disette an großen Menschen scheint mir hier am meisten vorzuleuchten. Insgeheim mag kleinliche Intrigue viel lenken, wovon wir nichts wissen. Aber daß in einem solchen Bouleversement kein einziger Geist aufgestanden ist, der sich durch Consequenz und Größe zum Herrn der Begebenheiten gemacht hätte, daß alle diese Menschen, die hinein verwickelt waren und sind, nur einer prekairen, partiellen, scheinbaren Influenz gewachsen sind, das ist das Traurige, Ekelhafte der Sache. Freilich muß man wohl auch nehmen, daß wir noch immer am *ersten Akt* sind, daß der Plan des Stücks sich noch sehr verwickeln muß, daß die schon weit gediehene brabanter Episode es noch zu einer *Weltgeschichte* umschaffen kann. Die Fantasie hat Raum, sich die ungeheuerste, allgemeinste Revolution zu bilden; aber in einer Revolution, die durch *allgemeine* Aufklärung, durch *unsre Papieraufklärung* entsteht, sehe ich sehr wohl ein,

daß keine einzelne Köpfe hervorleuchten werden. Dieſe Aufklärung verjagt den Deſpotismus, aber ſie macht die Freigewordnen auch untüchtig, Republikaner zu ſeyn; und auf dieſe Art könnte man die erfreuliche Ausſicht haben, daß Polen noch der Spiegel für das künftige Europa ſeyn würde!

Mainz, den 24. Nov. 1789.

.....Was ſagſt du zu den brabanter Geſchichten? On ne sait plus qui écouter. Mehr Zuſammenhang und Gehalt ſcheint dort zu ſeyn als in Frankreich. Der Schülerſtreich des Deſpotismus, ſich von der Religion zu trennen, wird doch auch im 18ten Jahrhundert hart beſtraft. Ich möchte den Groß-Inquiſitor darüber hören.....

Coblenz, den 18. Dec. 1789.

Du haſt ganz Recht, daß die Rückſicht auf die nunmehr doch mislungene Theaterſpekulation meinem Stück geſchadet hat, ohne es doch für das Theater ganz paſſend zu machen. Doch meyne ich, daß bei den abſchlägigen Antworten der Direktionen irgend ein andrer Grund liegt, und ich glaube noch immer,

mit völliger Unbefangenheit, daß das Stück, auch nicht verſtanden oder mißverſtanden, auf dem Theater Würkung und Glück machen würde. Wenn ich wieder nach Mainz komme, ſchicke ich dir einen Brief vom Mannheimer Dalberg, worin er mir ſagt, daß ihm Schröder geſchrieben hätte, (ohngefähr eben ſo wie mir,) und mich um eine kleine Aenderung bittet, nach welchem das heimliche Gericht am Ende durch den Herzog von Jülich zerſtört würde. Meine Antwort habe ich etwas ausführlicher gemacht, als eine ſolche platitude verdiente, weil ich vermuthe, daß er ſie Schrödern mittheilen wird. Die Aenderung habe ich abgeſchlagen, ihm aber übrigens freigelaſſen, ſie ſelbſt zu machen oder machen zu laſſen, aber gebeten, ſie nur nicht weiter kommen zu laſſen. Meine Antwort will ich dir auch ſchicken. Der Mainzer Dalberg hat mich um mein Manuſcript gebeten. Ich weiß aber nicht, und bekümmere mich auch nicht, was daraus werden ſoll. Uebrigens hat ſchon das Gedruckte in der Thalia manchen Leuten gefallen, denen es nicht deswegen gefallen konnte, weils gut geweſen wäre, und darauf ſtützte ich mich, als ich glaubte, es müßte auf Theatern Lärm machen; denn das Myſtiſche, Seltſame zieht den Haufen doch immer

gewiß

gewiß an. Uebrigens dirigirt Schröder das Wiener und Mannheimer Theater gewiſſermaſen auch: da wäre denn die Frage, ob nicht Illuminatismus dahinter verſteckt iſt. Eine Möglichkeit bleibts doch, obgeachtet mir die Illuminaten, verzüglich ſeit ich in hieſigen Gegenden bin, ein wenig vorkommen, wie die Geſpenſter, die einem nichts thun, wenn man ſie nicht fürchtet, die man aber überall ſieht, wenn man an ſie glaubt.

Göſchen nimmt übrigens, très-galamment, mein Manuſcript für 40 Louisd'or oder 200 Rthlr. an, und ich bin rüſtig darüber her, es für den Druck fertig zu ſchreiben. In den zwei erſten Akten ſuche ich alles, was zum Orden gehört, ſtärker zu übermahlen, und das übrige mehr zu verwiſchen. An den Aufnahmeſcenen bin ich noch nicht, vielleicht kömmt da noch deinen Ideen eine wichtige Nachhülfe. In dem 3ten oder 4ten Akt werde ich, wenn ich Laune haben ſollte, etwas einſchalten, das Weſthauſens Ordensverhältniß nach der Entdeckung von Southeims Verbrechen in ein gröſſeres Licht ſtellt, und den häſslichen Fehler meines Plans vertilgt oder doch rettet, daß Weſthauſen im 3ten und 4ten Akt ſo ganz unthätig und blos leidend iſt. Im 5ten Akt

endlich wird der Erzbischof eine wichtige Aenderung machen, und so wird, wenn mirs gelingt, dein Wunsch eher erfüllt seyn, nach welchem der Orden mehr hervorstechen soll. Was ich in dem 3ten oder 4ten Akt noch vornehmen soll, ist mir selbst bis jetzt nur sehr dunkel, aber ich hoffe Licht, weil mich würklich die kleinen Aenderungen, auf einen bestimmten Zweck hin, beim Abschreiben sehr begeistern. Daß du nur in der Ketzerscene den Orden handeln siehst, wundert mich. Anschaulicher und sinnlich mächtiger handelt er in den letzten Scenen des 4ten Akts gegen den Herzog. Von diesen Scenen hast du mir überhaupt, wie ich glaube, noch gar nichts oder sehr wenig geschrieben. Schwer waren sie gerade nicht, aber ein Paar Feinheiten darin sind mir lieb, und ich halte dafür, daß sie von großer allgemeinerer Würkung seyn müssen, auch das haben, was du in deinem letzten Briefe sagst, anschauliche Darstellung einer abstrakten Idee, wenigstens einen anschaulichen Zug in einem solchen Gemählde....

Mainz, den 15. Jan. 1790.

Du begreifst, wie und warum der Tod des Ministers mir nahe gegangen ist. Wer sein Nachfolger

ſeyn wird, iſt mir ziemlich gleichgültig. Unangenehmer als ein andrer wird mir keiner ſeyn, und erſetzen alle die Vortheile, die ich von St. Gunſt für die Zukunft vorzüglich hoffen konnte, wird mir auch keiner. Wäre mir meine bürgerliche Carriere weniger gleichgültig, ſo könnte ich ſogar von der Seite des Intereſſe hierüber untröſtlich ſeyn. Schlechter als ein andrer aber werde ich immer meine Sache nicht machen, und ſchädliche Folgen von dem Verluſt, den ich leide, ſo weit ich meinen Begriffen von meiner Pflicht getreu bleibe, können mich wenig rühren.

Das achte Heft der Thalia habe ich ebenfalls geleſen, und mich auch über die blühende, friſche Manier in dem Fragment gefreut. Göſchen hat mir die drei erſten Bögen von Taſſo geſchickt. Man ſieht daraus noch ſehr wenig vom Intereſſe ab, doch iſt eine neue Individualität der Manier hier wieder ſehr ſichtbar; und ich habe wieder die Kühnheit bewundert, mit welcher er das Fehlerhafte ſeines Stoffs berührt, ohne über eine gewiße Gränze zu ſchreiten. Hier iſt Verdauung der italiäniſchen Manier, mit ihrer Weitſchweifigkeit, ihrer Spielerei, wie in der Iphigenie die Altklugheit, die Gemeinplätze der griechiſchen Ma-

nier mit dem modernen bessern Genius amalgamirt worden.

..... Du sprichst mir viel von Schicken, und schickst mir so viel, wie der König von Preußen jenem Schulmeister. Ich werde mich rächen, und dir nichts von meinem heimlichen Gericht schicken. Ich bin mit der Umarbeitung bis auf die 5te Scene des 4ten Akts, und mit dem Plan zu den Aenderungen auch ganz aufs Reine. Thätigkeit für Westhausen, Platz für den Erzbischof, für alles das ist nun gesorgt, die Stellen selbst sind zwar noch nicht gemacht, aber so reif in meinem Kopf, daß ich über ein Paar ganz freie Tage dazu nicht brauchen werde. Ich freue mich, wenn du es wieder liesest. Einige Früchte, die deine Briefe gesäet haben, wirst du auch finden. Erlaube mir aber, dir den Gesichtspunkt zu stellen, aus welchem du nun lesen mußt. Etwas von deinem Vorurtheil gegen alles, was nicht Orden ist in meinem Stück, und von deinen Forderungen, wie klar und erschöpfend die Ordensideen ausgeführt seyn sollen, mußt du nachgeben, dafür helfe ich nach durch Fingerzeige, wo es nur immer geht, und benuze zum Vortheil meines philosophischen Plans den größeren Spielraum, der mir nun für die Katastrophe übrig ist.

Mainz, den 4. Febr. 17[illegible].

Meine Exiſtenz iſt mir dieſe Tage ſehr läſtig. Es war mir unmöglich, wie ich es doch ſehr wünſchte, vor der Abreiſe des Geſandten mit dem heimlichen Gericht ganz pour n'y plus revenir fertig zu werden. Jetzt bin ich allein; auf der einen Seite plagt mich eine gewiße Ambition, ſo viel und ſo gut wie möglich nach Dresden zu ſchreiben, auf der andern quält mich das bischen Arbeit noch, die ich an mein Stück zu wenden habe, ich bin bei beiden nur halb, und eins verhindert und verzögert das andre. Doch ſoll ſich hoffentlich das bald geben. Wenn aber das heimliche Gericht auf die Poſt nach Dresden gekommen iſt, dann will ich bis zum Sommer von den Muſen Abſchied nehmen, und ſuchen, in meinem Fach bis zu dieſer, hier immer ſehr magern Zeit, etwas vor mich zu bringen.

Von dem Plan der Juliane weiß ich noch kein Wort, meine ganze Idee war in dieſen Scenen, einem Ideal von Manier im Luſtſpiel ſo nahe zu kommen als möglich, das übrige möchte ſich dann finden — oder auch nicht finden. Dieſer Sommer wird vielleicht entſcheiden.

Mainz, den 17. Febr. 1790.

Ich war vorigen Donnerstag mit Forstern in Mannheim, bei der ersten Aufführung meines Stücks, ohngeachtet mir Dalberg vorher geschrieben, er lüde mich, mancher Besorgnisse wegen, nicht ein, der ersten Vorstellung beizuwohnen. Außer Beck und Iffland spielten alle äußerst elend, obgleich nicht nachläßig. Doch machten die Gerichtsscenen nicht den komischen Eindruck, der aus jedem verfehlten Schauderhaften entsteht, und den ich befürchtet hatte. Aber durch den Truchseß (Kemschüb) gieng alle Deutlichkeit der Intrigue für den Zuschauer verloren, weil er im 3ten Akt den Anfang der Scenen mit Westhausen ohne allen Nachdruck und ohne alle Einsicht spielte, so daß das Publikum zerstreut werden, und die Schürzung des Knotens, die auf dem Theater doch in der Scene geschieht, versäumen mußte. Durch den nämlichen Fehler schadete Beil als Artheim der Verständlichkeit des Ganzen. Aber Iffland! Er warf seine Kraft auf den Sontheim, und machte daraus etwas, wovon weder ich noch du den zehnten Theil geträumt haben. Es war würklich ein Genuß der Art, daß es mich mitten im Empfange schmerzte, ihn nicht mit euch zu theilen. Er spielte ihn mit dem

nämlichen Studium, wie den Franz Moor, mit der nämlichen Oekonomie ſeiner Stimme, und gewiſſer alles ergreifender Töne, mit der nämlichen philoſophiſchen Zergliederung und Aushebung gewiſſer Grundzüge, die ich ſelbſt allenfalls angelegt, aber gewiß nicht deutlich gedacht hatte. Was der Menſch mit ſeiner Dreiheller-Stimme den ſonoren Baß von Reinecke zu Schanden macht! Und wie beſchämt ich ſah, was er aus Stellen machte, die ich zur Remplisage aus dem Ermel geſchüttelt hatte! Ich würde wahrhaftig nicht aufhören, und hätte am Ende doch nichts geſagt, wenn ich dir davon mehr ſchriebe. Beck ſpielte den Weſthauſen mit ſehr viel Feuer und augenſcheinlicher Begeiſterung. Aber ſeine Kraft und ſein Kopf verſagten ihm für vieles, ohngeachtet einige Stellen in ſeinem Spiele hinreißend waren, z. B. am Ende des 3ten Akts, wo er erſt ſchwören will, Sontheim nicht zu verlaſſen; und auf einmal einhält. Und das Publikum — wurde nicht recht klug, war meiſtens ſehr geſpannt und aufmerkſam, fühlte verſchiedne Schönheiten von Iffland und Beck, ſchien aber zuletzt vollends (wo Artheim viel verdarb) nicht recht zu wiſſen, woran es war. Hinter mir waren einige dicke Räthinnen von Mannheim, die gar weidlich

schimpften, und immer versicherten, sie verstünden kein Wort, ob sie gleich einmal sagten: Aha! das wären Freimaurer! Dalberg glaubt sich also durch die Aufnahme des Stücks der Verbindlichkeit der 25 Dukaten überhoben, und ich werd' es stillschweigend auch so nehmen. Nun aber seine Veränderungen! Er hat meine Einwürfe mit seiner Idee kombinirt; der Herzog von Jülich ist würklich mit Auftrag des Kaisers da, die heimlichen Gerichte zu zerstören, und sagt das dann, so oft er kam. Aber zu Anfang des vierten Akts, wie der Vorhang aufgezogen wird, hält Arlheim eine lange Rede, morgen wäre der Jahrestag ihres Ordens, der Herzog von Jülich wäre ihrentwegen da, das gienge zwar nicht an, aber es würde doch gut seyn, wenn sie freiwillig auseinander giengen, und ihr Gelübde abschwörten, da die Fürsten doch jetzt anfiengen, so vortrefliche Einrichtungen zu machen, und (so hieß es wörtlich) die Gerichtsstellen mit lauter wackern Männern zu besetzen. Die andern sind nun das sehr zufrieden; Arlheim setzt nur noch hinzu, daß sie doch erst die schon Verklagten hinrichten müssen, der Truchseß bringt alsdann! die Klagen gegen Sontheim und Westhausen vor, und durch die ganzen zwei letzten Akte

läßt Arlheim keine Gelegenheit vorbei, zu ſagen, das wäre ihr Letztes und morgen giengen ſie aus einander. In der Scene mit dem Herzog ſagt ers wenigſtens zehnmal, und dieſer hat ſo viel Reue über das Verbrechen, an das er erinnert wird, daß er verſpricht, ſeine Regierung abzutreten. — Möchteſt du nicht fragen: ſind das Menſchen? ſind das Chriſten?

Dein Wunſch iſt, wie du ſiehſt, erfüllt, und ich bleibe meinem Vorſatz getreu, mein jetziges Alleinſeyn zu benutzen. Ich wünſchte ſehr, ein Urtheil zu wiſſen, das oben über meine Arbeit gefällt würde. Dir wünſche ich von Herzen Glück zu deinen Hofnungen, und jetzt aufrichtiger als jemals, da ich aus Erfahrung weiß, daß gezwungene, an die Zeit gebundene und mechaniſche Geſchäfte, wenn das kindiſche Murren darüber überwunden iſt, den Geiſt zu Lieblingsbeſchäftigungen eher begeiſtern als niederdrücken.

Mainz, den 8. März 1790.

Zuvörderſt etwas vom Taſſo. Mir ſcheint dein letztes Urtheil nicht richtig. Dieſes Produkt iſt in ſeiner Art wohl eben ſo vollkommen, als Götz, Iphigenie und Egmont. Der Eindruck, den es das erſte

mal zurückläßt, iſt freilich widrig, es iſt eine Art von tragiſcher Satyre, in die man ſich nicht gern findet. Aber das verſchwindet in der Folge immer mehr und mehr, man trift auch mit dem Dichter eine Art von Uebereinkunft über ſeine weitſchweifige Behandlung, über ſeine Auseinanderſetzung durch unendliche Monologen, bei denen auch nicht einmal der Anſtrich von Natürlichkeit geſucht worden iſt, den man, Leßings Beiſpiel zufolge, glaubt Monologen geben zu müſſen — und dann hat man eben ſo reinen Genuß, als bei Göthe'ns andern Werken. Und mit Göthe'n iſt ja dieſe Uebereinkunft gar bald getroffen, weil der Geiſt des Ganzen jedesmal von den Vortheilen der Manier und ſelbſt der eigenthümlichen Fehler jeder Manier überzeugt. An der innern Wahrheit der einzelnen Charaktere iſt durchaus nichts auszuſetzen, Taſſo lebt zwiefach für uns in Rouſſeau und in noch jemand, deſſen Bild bei ſeiner Trennung von uns mich nicht verlaſſen hat, von dem Augenblick an, da Taſſo nach Rom will. Antonio wäre ſchwerer zu finden, aber wie ſchön und wahr iſt der Charakter! Ich geſtehe dir, daß die Prinzeſſinn mich faſt verführt, eine Untreue an Iphigenien und Clärchen zu begehen. Wie unendlich fein und doch wie lebendig und an-

ſchaulich iſt die ſchöne Weiblichkeit wieder in dieſem Charakter nüancirt. Alfons mit ſo wenigen Strichen ſo fürſtlich edel, ohne Gepräng. Und Leonorens gutmüthige Feinheit, vorzüglich in der Scene mit Antonio, die zweite Stufe von Weiblichkeit, auf welcher ſie neben der Prinzeſſinn ſteht — wenn der Dichter ſolche Reſultate gewonnen hat, ſo kann ich nicht einen Augenblick mehr zweifeln, ob er ſie auch auf einem andern uns geläufigeren Wege hätte gewinnen können und ſollen; und ich traue feſt, daß ſein Weg der einzige rechte war. Mit allem dem will ich nicht läugnen, daß der erſte verworrne, peinliche Eindruck, den dieſes Stück macht, ſehr wahr ſeyn mag; keine Theorie der äſthetiſchen Empfindungen reicht zu, uns zu ſagen, wie dieſe Behandlung eines Charakters, wie Taſſo, würkt, und die Gattung dieſes Stücks zu beſtimmen. Doch ſchwamm in mir auch das erſtemal dieſe Empfindung oben: freudige Bewunderung der ſeltſamen Combination, in der äußerſten Paradoxie des Gedankens und der höchſten Simplicität der Ausführung. Reicher an ſogenannten Stellen iſt dieſes Stück übrigens als irgend eines von Göthe, aber jedes einzeln iſt köſtlich. Was haſt du geſagt zu der goldnen Zeit

in der Scene der Prinzessinn mit Tasso im 2ten Akt, und zu dem Seidenwurm in der Scene des Alfons mit Tasso im 5ten Akt?

Daß du meinen Segen *) liebst, damit sagst du mir nichts neues. Ich dachte bei der Komposition zunächst an dich, und war gewiß, dich damit zu erobern. Auch Forsters schrien auf vor Freude und Rührung. Und ich halte es bei weitem für die schönste, fast für die einzige rein genialische Idee meines Stücks. Deine Einwendungen gegen die Scene kommen wohl am meisten von Verschiedenheit unsrer Ideen der. Arlheim mußte nach meinem Plan den Sieg des Verstandes davon tragen; der Erzbischof sinkt aber schon dadurch nicht, daß er Arlheim immer ehrwürdig bleibt. Ihn mußte ich in diesem Interesse und in dem damit verwandten Interesse der tiefsten Rührung erhalten, und ich meyne, daß er auf diese Art nicht aufgeopfert ist. Auch in dieser Beziehung ist der Segen entscheidend. Den größten Beweis von der Undeutlichkeit der Stelle, die du anführst, giebst du mir damit, daß du selbst sie falsch verstehst. Ich war aber auch Willens, sie zu ändern,

*) Im heimlichen Gericht.

und habe es vergessen, nämlich so: „den Riesengedanken auszuführen, hätten gemeinere Mittel nicht getaugt, aber die unmögliche Absicht gieng in den gefährlichen Mitteln verloren ꝛc.“ Also ist die Idee, daß die Mittel von dem Riesenmäßigen und Ungeheuern der Absicht particiviren mußten, daß aber sie allein würklich blieben und die Absicht verschlangen. Hat dir Arlheims Idee nicht gefallen, Sontheims Sohn dem Erzbischof zu übergeben? Mir war sie sehr werth und rührend.

Mainz, den 21. März 1790.

Du mußt nicht lachen oder dich ärgern, oder auf Inconsequenz schließen, wenn ich dir sage, daß seit einiger Zeit ein literarischer Plan bei mir den andern jagt. Eine Meßrelation würde dir darüber einen vollkommen befriedigenden Aufschluß geben. Aendert sichs bis dahin nicht, so sollst du ihn auch haben; und bis dahin fordre ich auch Glauben von dir, daß ich mein Amt nicht thöricht negligire, und daß ich für jede Gelegenheit bereit bin und bleibe, dem Staat wenigstens die so leichte Illusion zu machen, als ob ich für ihn taugte. Für jetzt nur

ſo viel: eben die Gelegenheit iſt es, die man mir ſehr gefliſſentlich verbaut, ich melde, daß man das thut, und warte. Es hat mir eine Zeitlang Hypochondrie gemacht, weil ich bis vor kurzem nicht wußte, ob die Schuld nicht an mir läge, und ich mich in dem Zweifel vor mir ſelbſt ſchämte, darin hinter meinen Erwartungen zurück zu bleiben. Jetzt ſeh' ich ſehr klar, daß es nicht an mir liegt, und habe es denen, quorum interest, eben ſo klar zu machen geſucht.

Am meiſten liegt mir Jaffier *) am Herzen. Juliane, fühl' ich, iſt nicht reif. Ein Gemählde der Art erfordert eigne Stimmung, eignes Accompagnement der äußern Umſtände. Vom Jaffier kann ich zerſtreut werden; und wenn ich wieder zu ihm darf, begeiſtert er mich doch wieder. Ich weiß nicht, ob du dich meiner alten Ideen erinnerſt. Eine andre, ſimplere, natürlichere Manier muß ich haben, als im heimlichen Gericht; dies beſtimmt ſich aber ſchon durch die Ver-

*) Ein Plan zu einem Trauerſpiel, deſſen Sujet aus St. Reals Verſchwörung von Venedig genommen war. Es iſt doch nur Plan geblieben, war Hubern aber immer ſehr werth. Auch gedacht er immer noch, ihn auszuführen.

schiedenheit des Sujets. Die Charactere des heimlichen Gerichts sind nicht eigentlich menschlich, sie muste ten nothwendig Abstraktionen seyn. Der Plan des Jaffier gewährt mir mehr Natur, mehr Individualität; und ich ahne, daß ein schöner, sanfter Geist über das Ganze verbreitet seyn wird.

Auch ein Roman liegt mir im Kopfe. Von dem hörst du aber vielleicht nichts, pour cause.

Mit Ihnen zu gemeinschaftlichen Arbeiten (auch zu einer, bei welcher auf dich sehr gerechnet wird) beschäftigen wir uns viel, Forster und ich. Doch diese schneidet seine Reise auf lange Zeit ab. Die leichteste und im Grunde mehr ein Spiel, ist eine deutsche kritische Blumenlese, wo wir unsre Gedanken über den Geist unsrer Dichter, über einzelne ihrer Produkte u. s. w. zugleich auskramen, und ein gemeines, bei uns so sehr mangelndes Kriterium unsres Geschmacks fest zu stellen suchen würden.

Es ist auf keine Weise möglich, hier zu Lande die Tobolskosche Anthologie zu bekommen. Du thätest mir also einen groſen Gefallen, wenn du mir die deine, oder vielmehr die Eure, oder vielmehr durch die Zueignung, die unsre auf kurze Zeit schicken wol-

test. Das beste ließe ich daraus abschreiben, dann bekämt ihr sie wieder.

Mainz, den 16. April 1790.

Meine Absicht, die Begeisterung aus meinem jetzigen Lebenslauf nicht auszuschließen, ist unverändert geblieben; doch habe ich noch wenig oder nichts gethan, und es sammelt sich nur Stoff in meinem Geiste zusammen. Was ich in meinem Briefe bei der Gelegenheit andeutete, daß du nicht ganz verstanden, ohngeachtet das, was du darüber sagst, an sich auch ziemlich wahr seyn mag. Aber die Hindernisse meines politischen Eifers sind hier *) vorhanden, nicht dort, und es kommt nur darauf an, wozu ich auch Hofnung habe, daß ich sie dort begreiflich mache, damit man weiß, was man von mir erwarten kann, und was mir unmöglich ist. Etwas thunte man man dort thun, um einen Theil dieser Hindernisse

zu

*) Diese Stelle deutet auf seine Ueberzeugung, daß man ihn in Mainz selbst über die Geschäfte in Unwissenheit zu erhalten suchte.

zu haben, das wird man aber ſchwerlich, und nun wünſche und erwarte ich nur, daß man billig ſey.

Ich erwarte täglich Platnern, dem ich vielleicht, wenn Zeit dazu iſt, etwas ausführlicheres über mich werde mitgeben können. Ueberhaupt freue ich mich doch auf einen Menſchen, der viel frühere Ideen und Ideenverbindungen in mir anregen wird, freilich wohl nur durch ſeine Gegenwart.

Deine Ausſichten ſind mir ſehr lieb, da der Moment Bewerbungen der Art nothwendig macht. Aber gewiß würde ich auch, ſobald ich anders unabhängig ſeyn könnte, aller politiſchen Thätigkeit entſagen. Sie gekannt und ſich durch ſie an Fleiß und Zeittheilung gewöhnt zu haben, iſt ſehr gut und faſt nothwendig; für äußerſt ſchädlich halte ich das geringſte Gemiſch von Unbeſtimmtheit in den Bewegungsgründen ihr zu entſagen; iſt man aber vor dieſem ſicher, ſo iſt es ſehr thöricht, dabei zu heißen. Meinſt du nicht, daß ſie in der jetzigen Lage der Staaten noch viel abſchreckender iſt, als jemals bei der Kriſis des Streits zwiſchen Freiheit und Deſpotismus, wo man für die unvollkommenen verhaßten Exceſſen der einen ſo wenig ſich entſcheiden und verwenden will, als für die Sache des andern? Wo die

Natur einem Gang geht, in welchem Gedanke und Geist einzelner Menschen nicht mehr mitwürken kann, sondern zu sehen müssen?

Deiner Verliebe für Julianen war eine Art von Entschluß von mir vorausgegangen, sie wörtlich de préférence vorzunehmen. Wahrscheinlich wird es auch geschehen, aber ich bin über den Plan noch sehr unruhig. Ich wünschte ihn in dem ersten Akt simplex angelegt zu haben; Vater, Mutter und Baron stehen vor meinem Ideal fast im Wege, sie machen mir eine Art von Verwicklung nothwendig, die unter meiner Vorsehung ist. Du wirst das verstehen, und wie viel Antheil Göthe daran hat.

Mainz, den 3. Mai 1793.

Ich fürchte, du bist ungerecht über die französische Revolution. Es liegt gewiß an dem Geist unsers Zeitalters, daß die details dieser Begebenheit so wenig innern Gehalt haben, es liegt vielleicht in jener Begebenheit, so lange sie noch geschieht, für den Augenzeugen zu verlieren. Aber in der Geschichte des letzten Jahres ist doch eine wichtige, entscheidende Krisis des menschlichen Geists, durch Kultur und Li-

teratur zunächst hervorgebracht, nicht zu verkennen, und entschieden scheint es auch, daß die Folgen davon weit in die Zukunft hinabreichen müssen.

Ist der ** nicht ein kleiner, schwarzer, schielender Mensch? der war schon zu meiner Zeit einmal bei Euch. Er ist nicht übel, aber ein trauriger Unglücklicher, ein Mensch der völlige Verrücktheit durch schwarze Hypochondrie zu befürchten hat, und es weiß. Hier habe ich ihn wenig gesehen, er war viel mit einem Menschen, mit dem ich keinen Verkehr habe.

Es ist überhaupt eigen. Hier ist eine Parthie Menschen, die mir äußerst gleichgültig, sogar nicht einmal widrig sind, und die mich von Herzensgrund hassen. Mir macht ihr Haß, den ich kenne, vielen Spaß, weil meine Unbefangenheit sie beunruhigt. Einer von ihnen, und das ist der, mit welchem ** durch ein sehr natürliches Verhältniß umgieng, schadet mir indessen wirklich. Ich lasse es aber seyn, zwinge ihn persönlich gegen mich zur Artigkeit, und erwarte nur eine entscheidende Gelegenheit, wo ich irgend ein Factum bestimmt und klar in Händen habe, um sehr kalt und ernst mit ihm zu sprechen. Ich sehe im Grund diese Art von Aversio

nen für chymische Würkungen an, und spreche jetzt nur davon, weil ich hier zu Lande zuerst in Verhältnissen dieser Art, mit Bewußtseyn, mich gefunden habe.

Mainz, den 7. Jun. 1790.

Ich habe den Faust gelesen. Es ist ein tolles unbefriedigendes Gemengsel, aber freilich voll von Schönheiten, die ganz einzig sind. Im Lesen, und wenn man fertig ist, fallen verschiedne Stellen auf, in welchen man verborgenen Sinn ahnet, und die auf eine Art von hoher philosophischen Idee des Ganzen zu deuten scheinen. Aber ich glaube, daß man sich am Ende irrt, und Göthe scheint im Gange der Geschichte und im Ganzen der plumpen Pöbelmoral, die an sich in der Tradition liegt, getreu geblieben zu seyn. Faust ergiebt sich dem Teufel, der ihn liederlich macht und am Ende holt. Auf Sinnlichkeit scheint das ganze Gewicht gelegt zu seyn. Das Edlere im Faust liegt abgerissen da, und hängt nicht einmal mit jenem zusammen; auch appuirt Mephistopheles auf nichts anders, selbst in ernsthaften Stel-

len, die beim erſten Anblick was höheres zu bedeuten ſcheinen, wie z. B. die:

Verachte nur Kenntniß und Wiſſenſchaft,
Des Menſchen allerhöchſte Kraft ꝛc.

Der erſte Monolog des Fauſts hat vielleicht für die Initiirten verborgnen Sinn, der mir entgeht. Gretchen iſt allerliebſt, ihre religiöſe Scene mit Fauſt rührend und ſchaudernd, wie ich weniges kenne.

Mainz, den 28. Jun. 1790.

Was du am Fauſt liebſt, verkenne ich nicht; aber ich meyne nur, daß in Mephiſtophiles Plan nichts anders zu liegen ſcheint, als die Sinnlichkeit zum Werkzeug von Fauſts Verderben zu machen, und das fällt um ſo mehr auf, je mehr im Fauſt ſelbſt liegt. Oder meynte es Göthe ſo, daß der Teufel, der höhere Geiſt ſelbſt, den Menſchen, einen Menſchen von Fauſts Gehalt, nicht faßte, misverſtand? Das ſcheint doch nicht. Vielmehr verachtet, perſiflirt Mephiſtophiles alles Geiſtige in dem Menſchen, alle Empfindung, weil ihm anſchaulich iſt, daß alles das ſich in der Materie, in den Sinnen verliert. Daß dem kraftvollen Genie das abſtrakte Denken

nicht genügt, giebt er ja für den Keim seines Verderbens an, jedes andre platonische, geistige Bedürfniß im Faust sieht er als maskirte Sinnlichkeit an — und er, der Teufel, muß es doch am besten wissen. Von der Seite scheint mir also Göthe ganz der göttlichen Idee vom Teufel und Menschen gefolgt zu seyn — und er hat am Ende wohlgethan, denn es kam auf Darstellung an, so gut wie bei einem Sujet aus der Mythologie oder dem heroischen Zeitalter Griechenlands, bei der man auch nur die für die poetisch-sinnliche Darstellung interessantesten Seiten auffaßt, nicht sich bemüht, den moralischen oder philosophischen Gehalt der Idee, die zum Grunde liegt, zu berichtigen. Nur sind diese Ideen uns durch Entfernung und Associationen schon veredelt, ehe sie der Dichter gebraucht; jene sehen wir plump und platt, und die bald edle, bald piquante, und immer geistvolle Form, in die sie der Dichter kleidet, macht eine Art von Täuschung, die uns verführt, etwas anders, tiefer liegendes darunter zu suchen. Mephistopheles sieht Oberflächlichkeit im Platonismus des Menschen, der höhere Blick des bösen Geists ist konsequente, unbestechliche Innenweisheit. — Daß Göthe darum den menschlichen hohen Werth Fausts nicht vernachlässigte,

trotz der Verachtung, der er ihn im Mephiſtopheles ausſetzte, ihn doch con amore warm und erhaben ausmahlte, macht ſeinem Genie Ehre, aber es iſt peinlich! das Peinliche löst ſich dann freilich am Ende auch in höhere Bewunderung des Dichters auf, deine beliebte erhabne Ruhe hält am Ende hier auch der, man ſieht im Dichter den Herrn ſeines Stoffs, ſeiner Welt, den höchſten Blick, der über dem Teufel und dem Menſchen ſchwebt, den frei ſpielenden Geiſt, der, nirgends durch unzeitige Wahrheit — alſo nicht mehr Wahrheit — beſchränkt, jede relative Wahrheit der Imagination ungeſcheut auffaßt und erſchöpft. Und gerade dies — ich wies derhole es über den Fauſt mit verdoppelter Ehrfurcht — hat unter allen Dichtern der Welt Göthe allein ganz vermocht. Es iſt die reinſte, konſequenteſte Imagination, ewig unvermiſcht mit ſeiner eignen Individualität; das großmüthigſte, freieſte, unbedingteſte Opfer, das je der Muſe und dem Genius gebracht wurde.

Mainz, den 6. Aug. 1779.

Der Teufel in Benjoufon macht eine Expedition

auf Erden gegen die Menschen, findet aber überall die Menschen ihm überlegen an Bosheit und Teufelei, und zieht durchgängig den Kürzern gegen sie. Das Vehikel ist eine sehr platte und indecente Intrigue von Hahnreimachen und dergl., die ich ganz vergessen habe. Aber die Idee selbst hat etwas sehr piquantes, und unter einen philosophischen Gesichtspunkt gebracht, ist sie kräftig und fruchtbar. Dieser wäre nun, daß es ein honetter consequenter Teufel wäre, der Bosheit und Teufelei idealisirt hätte, und darauf unter den Menschen hinwürkte, aber überall durch Erbärmlichkeit und Inconsequenz der Menschen, die er in allen seinen Kalkul's ausgelassen hätte, zu Schanden gemacht würde. Nämlich er wandelt in Menschengestalt, und seine Plane, seine Verhältnisse, sein Interesse wäre menschlich, er fände also immer einen Grad Abscheulichkeit und Verworfenheit unter den Menschen, auf den er nicht gerechnet hätte, und dessen Opfer er bei jeder Gelegenheit würde. Es wäre ein junger, ehrgeiziger, schwärmerischer Teufel, der die Hölle wider den Willen seines Fürsten desertirt hätte, um eine Karavane gegen die Menschen zu machen. Satan legte ihm zur Strafe auf, da zu bleiben, bis er einen Menschen überlistet hätte. In den Plan

gehörte nun alles; religiöse, politische Verhältniſſe, es würde ein wildes, ungezähmtes Ding, Dialog und Erzählung unter einander.

Mainz, den 1. Sept. 1790.

Mein Teufel verträgt jede Manier, und folglich auch die des Fauſt, und auch Jamben. Aber bei der Proſa würde ich bleiben. Das aus der Geiſterwelt, was das Sujet mit ſich brächte, forderte die erhabenſte Sprache, das übrige Konverſationston, bald höher bald niedriger.

Ich freue mich für dich auf die Zeit, wo du Iffolands neues noch ungedrucktes Stück, der Herbſttag, leſen wirſt. Hier hat er erreicht, was er in ſeinen andern Dramen wohl ſuchte, aber nie ganz traf: höchſte Handlung in höchſter Stille, Mannigfaltigkeit und ſpannendes Intereſſe in der einfachſten Familiengruppe. Es iſt wirklich vortreflich, und hat höchſtens drei oder vier Stellen, wo ſeine alte Tugendwutſchweifigkeit noch vorkömmt. Der Charakter eines jungen Menſchen, der aus Grundſatz und Energie ſich von einer heftigen Leidenſchaft, die er auf der Univerſität für eine Zimmermannstochter gefaßt hat,

mit des Mädchens Einwilligung losgerissen hat, und nun, innerlich glühend wie ein Vulcan, die höchste abstrakteste Vernunftkälte in allem sucht und zu haben glaubt, der, weil er das besiegt hat, von allem Gefühl sich getrennt glaubt, der alles, was auf sein Herz Anspruch macht, Vater, Bruder, mit frostiger Schnelligkeit abfertigt — dieser Charakter ist unnachahmlich, und stellt mir Iffland's Genie neben dem ersten, was ich kenne. Ein alter Licentiat ist unübertreflich an Laune und Individualität, so auch eine Gretmutter. Das Komische ist stark und doch sanft gehalten, daß es in die schöne Harmonie des Ganzen nie störend eingreift. Du wirst es lesen, aber freilich die Magie von Iffland's Vorlesen entbehren, indessen dafür mir desto unbestochner Recht geben. Er hat zwei andre Stücke fertig, der Frauenstand, das er jenem vorzieht, und ein Stück zur Krönung: Friedrich von Oesterreich. Er hat versprochen, diese Woche mit den beiden Stücken zu uns zu kommen. Alle drei werden in Frankfurt gespielt werden, und er nimmt in jedem eine Rolle. — Von ihm muß ich dir einmal ausführlich schreiben. Es giebt wenig Menschen, von denen sich so viel sagen und ahnen und deuten läßt; man müßte, wenn man ihn le-

bendig vor ſich zu haben, überzeugt wäre, ſeine ganze Vergangenheit durch Divination hinſtellen könnten.

Suche doch Klingers neues Theater zu bekommen. Ariſtodemos, ein griechiſches Stück, hat große Schönheiten, aber ſehr viel Weitſchweifigkeit, und durch die Aehnlichkeit des Sujets mit Iphigenia in Aulis, durchgängigen Mangel an Intereſſe, übrigens eine überaus feine und edle Behandlung einer ſehr delikaten Situation, mit deren Auflöſung aber das Stück ſchließen ſollte, und nun doch einen höchſt überflüſſigen fünften Akt nachſchleppt. Roderico iſt ein neu zuſammengeſtoppelter Don Carlos, das Ganze höchſt elend, die Charaktere unwahr und inconſiſtent, langweilige Bücherſprache, kein Schatten von Dialog, indeſſen hat ein böſer König doch wahre und große Schönheiten, ſo elend er auch gehalten iſt. Ein Luſtſpiel, die zwei Freundinnen, iſt ganz elend, ekelhafte Weiblichkeit mit idealiſirender Spannung geſchildert. Zuletzt — oder vielmehr zuerſt kömmt Damocles, ein Stück, das in ſeiner Art faſt vollkommen genannt werden kann. Weitſchweifigkeit, ſchleppender Dialog, Wiederholungen, ein gewißer Ton, der faſt an ein Ideal von platoniſchen Dialogen gränzt — das alles iſt ſo verſchmolzen, und dabei ſo viel Kraft, ſo viel

Würde, so viel edler, einfacher griechischer Heroismus und Freiheitssinn, in einer philosophischen Form, die, ohne das Kostüme zu beleidigen, doch veredelt und lebendiger, kräftiger ist, als was wir von den Alten in dieser Art kennen — daß es wie eine ganz neue, eigne, große Manier bildet, in welche man sehr bald einstimmt, und ungestört genießt. Lies ihn ja bald, und schreibe mir davon.

Mainz, den 17. Sept. 1790.

Gewiß, Lieber, muß die Epoche in deinen Arbeiten auf deine Kälte gegen den Damocles Einfluß gehabt haben, und ich verweise dich wegen deines Urtheils an das Apellationsgericht des freieren und unbefangneren Sinnes. Den Mangel an Individualität und Personalität erkenne ich zwar, aber eben das scheint mir die Manier dieses Kunstwerks, und da ist nur die Rede, sobald man über die Manier nicht einseitig denkt, was für Schönheiten damit erreicht werden, die in einer andern Behandlung gefehlt hätten. Ich schrieb dir, dünkt mich, daß es etwas von platonischen Dialogen hätte, wie man sie sich nämlich idealisirt, nicht wie sie wirklich sind.

Auch iſt die Sprache zu gehalten, zu eng mit dem calibre der Ideen verwebt, als daß ich ſie unnatürlich finden könnte. Und gerade in dieſes Ganze, dieſes ernſte philoſophiſche Drama, würden, wie mich dünkt, Verſe nicht paßen. — Aber ich verzweifle nicht, daß du noch zurückkömmſt. Ein wichtiges Datum in der Geſchichte der Bildung guter Köpfe, der Revolutionen in ihren Ideen, iſt Klingers nunmehrige Entſcheidung für dieſe ſonderbare Manier. Denn ſie herrſcht auch in den andern Stücken, nur in keinem ſo angemeſſen, ſo motivirt durch den Gegenſtand, wie im Damocles.

Uebrigens magſt du alle Dinge der Art für jezt bei Seite legen, wenn du getheilt zu werden fürchteſt. — Die Zeit wird ſchon wieder kommen. Daß du Luſt und Liebe und in ſeiner Maaße Begeiſterung an das wendeſt, was du nun thun muſt — wir haben ja längſt zuſammen ausgemacht, daß das recht und gut iſt.

Mainz, den 14. Octob. 1790.

Deine Nachrichten von Göthe waren mir ſehr lieb, und ich beneide dich, wie ich mich freue, daß du dieſen Menſchen ſo ausgekoſtet haſt. Daß du in ſeiner

Philoſophie den Grund zu ſeiner Unerreichbarkeit als Dichter findeſt, mag wohl eine kleine Vermengung ſeyn. Bildung und Ruhe fehlten im Werther, in Göz und in Fauſt, (der doch zum Theil aus jenen früheren Epochen iſt) aber dieſe glückliche Dichterorganiſation, die jeden ſo verſchiedenen Stoff ergriff, und ſich mit ihm amalgamirte, die iſt ſchon in jenen Werken. Und in dieſer lag wohl eher der Grund, daß er jezt dies Syſtem erwählt hat, als umgekehrt. Was machſt du mit ſeinen Grundſäzen allein? Seine Organiſation, ſeine Exiſtenz hätte ich ihm abkennen mögen — Die Beziehungen, die er ſeiner Theorie giebt, kommen mir mehr wie eine Marotte vor, die mir ihn menſchlicher, begreiflicher und alſo lieber macht, mit welcher ich aber nicht übereinſtimmen könnte. Oder giebt es ein Syſtem, dem man dieſe rein ſinnliche Anſchauung und Empfängniß verdanken könnte, die ihn in meinen Augen vor jedem Dichter der Welt auszeichnet? Die Ideen, von denen du mir ſchreibſt, können in der Anwendung nur auf den Mechanismus des Dichters Einfluß haben — ſonſt aber käme mir Göthe vor, wie der Vater von geſunderen, kräftigeren Kindern, als unſer Zeitalter ſonſt bringt, der den Grund dieſes Vorzugs darein ſezte, daß er

die wahrscheinlichste, zusammenhängendste Hypothese über das Geheimniß der Generation gefunden zu haben glaubte. Wohl Euch, Systematikern und Philosophen, wenn Ihr, wie Göthe und du, an den Gebäuden Eurer Vernunft Euer menschliches Vermögen nicht zusetzt; Euch selbst findet man dann in den weiten dunkeln Hallen Eurer Luftschlösser doch immer wieder — und so finden wir beide uns immer wieder, wenn auch jede Philosophie, als System, als zusammenhängende Reihe von Abstraktionen aus dem Vorhandenen und Gedenkbaren, meinem Bedürfniß nach sehr überflüßig ist, weil keine mir ein Licht aufsteckt, das ich nicht, für den Augenblick, ohne sie fände, und, über den Augenblick hinaus, trüglich glaubte. Ihr strebt mir etwas hinzustellen, ausser mir und ausser Euch — ich muß ewig von mir ausgehen, und komme doch auch überall hin, und habe den Gewinnst der höchsten Freiheit, die keine absolute Wahrheit kennt. Die Kunst, sagst du, oder sagt Göthe, ist mehr, als der gröste Künstler; das Mögliche, sage ich, ist mehr, als was jemals war, ist und seyn wird. —

Ich war noch voll von Vielem, und wo ich hier abbreche, laufe ich Gefahr, nicht recht verstanden zu

seyn von dir, aber ich habe den Brief seit dem Freytag bis heute den 20sten in drei Absätzen schreiben müssen, und mir fehlt nur der Raum, um den Faden wieder anzuknüpfen.

Mainz, den 30. Nov. 1790.

Du wirst die Schnelligkeit bewundern, mit welcher meine Kabinetspackete, an dich aufeinander folgen. Ich habe meine Recension von Klinger für dich abgeschrieben, in der Hoffnung, daß du ihr ansehen würdest, daß sie mir Arbeit gekostet hat. Sage mir, wie du sie findest, und schicke mir sie zurück, mit der Post.

Glaubst du denn, daß ich den Retz ganz übersetzen will? Das fällt mir nicht ein, und wäre fast unmöglich, oder wenigstens sehr undankbar. Die Beziehungen, welche diese Stelle heutzutage hat, fielen mir nur auf, da ich sie nochmals las, und einige von den Ideen, die wir einmal in unsrer Correspondenz über den Retz hatten, und so entstand das, was ich dir geschickt habe. Ueber die lange Note schweigst du ganz. Hast du denn etwas dawider? Ich habe sie wenigstens con amore gemacht, und überhaupt piquirt mich

michs ein wenig, daß du das Ganze nur von Seiten der Uebersetzung ansiehst, da mir, indem ich dies schickte, die Uebersetzung nur des Verständnißes von meinem Text wegen nöthig schien.

Die Recension in der L. Z. *) ist nicht blos nach den Ideen von Schröders Brief, den ich dir schickte, sondern sie enthält vier oder fünf Perioden wörtlich aus Schröders Brief, und muß also von Schröder selbst seyn, oder, wie ich noch eher glaube, von Schink, dem er die an ihn eingeschickten Stücke zur Beurtheilung giebt, und diese Beurtheilung nur unterschreibt. Schink ist nämlich Theaterdichter bei ihm. Ich dächte, dieser Zusammenhang ersparte mir die Mühe, in meinen Busen hinunterzusteigen, und zu sehen, ob etwas von der Schuld an mir liegt. Sie ist schlechter als schlecht, diese Recension, und ich wundre mich, daß du sie noch dieses Zweifels werth hältst. In der Göttinger Zeitung ist eine andre, wahrscheinlich von Heynen selbst, in welcher wenigstens der Sinn des Werks gefaßt, und auch außerdem manches Wahre gesagt ist, wenn ich auch nicht über den Grund des Tadels ganz einverstanden bin.

*) Vom heiml. Gericht.

Wäre ich doch nur recenſirt, wie ich Klingern recenſirt habe, denn ich habe ihm wenigſtens in Lob und Tadel gethan, was ich wünſchte, daß man mir thäte.

Mainz, den 31. Dec. 1790.

Für möglich halte ich den Geſichtspunkt doch, den ich in meiner Recenſion genommen habe. Daß ich die Klingeriſche Gattung, als Gattung, für eine von den beſſern hielte, habe ich auch darin nicht geſagt. Ein Drama, in deſſen Gattung es liegt, daß wichtige, in der Natur des Drama's gegründete, Requiſiten deſſelben darin verfehlt und vernachläßigt ſind, trägt ſchon ſeine Verdammniß mit ſich. Das gebe ich zu. Der Weg, den das Edle deines Geſchmacks, die Unerbittlichkeit deiner Forderungen nimmt, führt nicht auf Alltäglichkeit hin; alſo gebe ichs dir zu. Aber für Menſchen, die durch den Engel'ſchen Geſchmack ſich leiten laſſen, gehört in der Kritik ein andrer Geſichtspunkt, und den habe ich genommen. Engel verachtet den Karlos, und hebt Kotzebue ſehr hoch. Dahin führt doch nur das Kleben an Form. Ideal in Individualität iſt das Höchſte der dramatiſchen Darſtellung. Aber dem für

sich Schönen und Gehaltvollen, und nur in der Beziehung auf die Form von Kunstwerk, in die es gebracht ist, Tadelswerthen, gehört Achtung, und dann doch wirklich, wenn man seinen Geschmack und dessen Richtigkeit sonst frei behält, die Illusion, von der ich in meiner Recension spreche. Der Tadel fällt in jedes Augen, und wird von jenen alltäglichen Geschmacksverfechtern, die jeder Schwung beleidigt, genug übertrieben werden. Auf die Achtung, die allem Schönen und Guten gebührt, muß man das Publikum führen — und alles, was in diesen Stücken schönes vorhanden ist, war doch auf jeden Fall durch die Gattung gewonnen. Trägheit oder Unvermögen möchte ich doch dem Dichter nicht Schuld geben, der, wenigstens im Damokles, durch Einheit und Harmonie Kunst geäussert hat. Den ungleich höheren Werth andrer Gattungen gebe ich dir zu.

Mainz, den 19. Jan. 1791.

Daß dein Brief mir ein anschauliches Gemählde von der Art der Würkung meiner Scene *) war, brauche ich dir nicht erst zu sagen. Daß ich diese Art

*) Aus der Juliane.

durch Kunst zu würken für die wünschenswertheste, würdigste halte, darüber würden wir, nach einigem Streit, ganz gewiß einverstanden seyn. Ich denke, selbst heute und bei dieser Gelegenheit werden wir näher zusammen kommen, wenn mirs gelingt, den Ausdruck zu finden, den ich zu diesem Behuf suche.

Daß Juliane dir nicht gleich deutlich wurde, begreife ich sehr wohl, und es wäre mir an deiner Stelle sicherlich eben so gegangen. Leben und Wahrheit hast du in ihr nicht vermißt, davon bin ich überzeugt; das Uebrige macht mir nicht bange. Du fragst, ob dies darstellen heisse, und du wünschest eine Gruppe von Nebenpersonen, durch welche diese Hauptperson besser und heller heraus käme. Du nennst mir Egmont und Göz, und für diese hast du recht, weil die Handlung diese Art von Darstellung der Charaktere, durch ihre Würkung auf andre, nothwendig machte. Warum nennst du mir nicht den Tasso? Und doch kannst du nie sagen, daß du diese Gattung verwirfst, wo sie dir gehört — vielmehr wird sie dir schöneren und bleibenderen Genuß gewähren, als jene extensivere Darstellung, die ein Süjet wie Egmont oder Göz fordert, eben so wie die stille Wirklichkeit in dir und deines-

gleichen reicher für dich iſt, als das verworrne Getriebe unter mehreren, und folglich ungleichen, Geiſtern, wo du nicht ſie, ſondern ihre Zuſammenſtellung anſchauen mußt, um es zu faſſen. Wirklich, Lieber, biſt du in einer Gefahr, von der ich dich gern durch Raiſonnement und Beiſpiel retten möchte, — deinen Sinn für Kunſt zu beſchränken, und ſie für dein Gefühl in Regeln einzuzwängen, die zwar von der Natur entlehnt ſind, und darum dich täuſchen, aber die Natur nicht erſchöpfen. Und für uns, für Menſchen unſerer Art iſt es moraliſch gut, daß wir einer ſolchen Gefahr vorbauen, weil Kunſt und Wirklichkeit ſich für uns nie ſo trennen, daß unſre Irrthümer über jene nicht mit dem Grade unſrer Empfänglichkeit für dieſe zuſammen hiengen. Die Kunſt ſey oft eine Zuflucht für den im Leben Darbenden, aber auffordern will ich den Neid des erſten Künſtlers, der blaſirt für das Leben ſich unnatürliche Wollüſte in der Phantaſie ſchaft.

Mein Ganzes wird ja wohl einſt für mich ſprechen, und aufklären, was dir jezt noch dunkel ſeyn mag und ſeyn muß. Aber das iſt noch nicht genug, weil deine Einwürfe doch meiſtens gegen dieſe Ma-

nier, gegen meine Gattung gehen, und ich der doch bis zum Ende meiſtens getreu bleiben werde. Nun iſt alſo die Frage: ſollen gewiſſe allgemeine Begriffe von Kunſt, die ich doch nur durch Erfahrung und Gegeneinanderhaltung von vorhandenen Kunſtwerken abſtrahirt habe, meine Ideale beſchneiden und zerſtören? Oder kann ich nicht mit Recht aus meinen Idealen mir allgemeine Begriffe und Regeln der Kunſt abſtrahiren, das Geſetz meiner Phantaſie ſtatten?

Schon andre Dichter giengen mit eben ſo feinen und luftigen Stoffen um, wie das Verhältniß Julianens, der Gräfin, und des Grafen iſt; und entweder verleitete ſie das zu dem unnatürlichen, metaphyſiſchen Raiſonniren, zu der Subtilität, die wir in Marivaux finden, die tiefe Menſchenkenntniß beweiſt, aber keinen Schatten von Darſtellungskunſt hat; oder ſie giengen einen Schritt weiter, wie Leſſing, wagten es, den Text ohne Noten hinzuſtellen, das Reſultat des Raiſonnements zu geben, und durch die große Kunſt des Dialogs anſchaulicher zu machen — aber Leſſing war kein Dichter, er war ein praktiſcher Denker über Dichtkunſt, aber Wärme und Gefühl fehlten ihm, wenn auch Geiſt und Scharfſinn in ihm oft etwas her-

vorbrachten, das jenes erſetzte. Gieb aber einem Dichter, der Leſſings Ideal von Darſtellung hat, Gefühl dazu — und fordre dann nicht von ihm, daß es nothwendig ſey, daß er verſtanden werde. Monologiſiren werden der Graf und Juliane nicht, ſich gegen einander expectoriren können ſie ihrem Verhältniß nach auch nicht, von andern ausgetragen und kommentirt werden eben ſo wenig; wie ich fühle, daß der Gang ihrer Gedanken und Gefühle unter dieſen Umſtänden ausbrechen muß, ſo ſchildre ichs, dem Sinne deſſen, was ich von ihnen ſehen und hören laſſe und allein ſehen und hören laſſen kann, dem kömmt jeder, der die Kunſt dieſes Blicks würdig hält, gewiß nach, ſey es früher oder ſpäter, und für den, der die Kunſt ſo hoch nicht hält, dichte ich nicht. Ein ander Licht ſoll ich wählen, in dem ſie heller ſtehen? Nein, weil dieſe Situation, dieſe Phyſiognomien mir kein ander Licht gewähren, weil ich als Portraitmahler dies Licht für das ihrige erkannt habe. Sofern die jetzigen Scenen ein Ganzes machen, ſofern hat dir die Ueberſicht des Ganzen, die du erſt auf das zweite oder drittemal erlangen konnteſt, Aufklärung und Befriedigung verſchaft. Mehr will ich nicht, und mehr kann ich nicht wollen, ſo und nicht anders ſoll Julianens

Charakter aus dem ganzen Stück heraustreten: die Gräfin ist deutlicher, und eben dieser seine Kunst ist es, der mich stolz auf mein Werk macht, der mir für die Konsistenz, für die Wahrheit, für die tiefere Wirkung meines Ideals bürgt. So und nicht anders tritt ein solcher Charakter in der Natur heraus, so und nicht anders können ungewöhnliche Menschen, in einer solchen Situation, an das Licht der dramatischen Darstellung gezogen werden. Also muß ich deine ganzen Fragen und Zweifel auf den einzigen reduziren: ob die Kunst erlaube, daß man solche Menschen und solche Situationen wähle? Und eben hier ists, wo ich fühle, daß Ich mein eigen Gesetz bin — nun aber ist das im Handeln und im Dichten hinreichend, um des Sieges gewiß zu machen.

Ein vorgefaßtes Bild von dem, was Julianens Opfer, was ihre Größe seyn würde, hat dich wahrscheinlich eingenommen, daß du, ich möchte sagen, die Sublimität meiner Idee nicht sogleich gefaßt hast. Aber eben darum haben mir einige deiner Einwürfe viele Freude gemacht, weil sie auf eine sonderbare Art meinen Plan bestärkt und ausgedehnt haben. Ausgerechnet habe ich Euch alle über Eure Zweifel, wie

ſich Juliane ſentiren würde, ob ihre Größe nicht Spannung wäre, wie ich das feſſelnde Intereſſe vermeiden würde, warum ich in der Expoſition Julianen, die meine Heldin iſt, hinter die Gräfin geſtellt, alſo inſofern es Stellung iſt, in den Schatten der Gräfin geſtellt habe, warum ich ſie ſo ganz ohne poetiſche Coketterie vorgeführt habe. Lieben, meine Juliane weiß, daß ſie ſo neben der Gräfin ſteht, und deswegen tritt ſie zurück, und deswegen iſt ſie mehr als die Gräfin. Darüber hinaus muß ihre Größe nicht geſucht werden, aber ich halte das für das Sublime der Größe, daß ſie an das Gewöhnliche grenzt, und ſich viel weiter geſucht fühle, als wo ſie iſt, ich halte es für das Sublime des Opfers, daß es nothwendig ſey — Die ſtille Anerkennung der Nothwendigkeit, die ernſte Abwägung der Pflicht iſt Julianens ganzer Hereich muß. Gerade wie Ihr ſie, indem Ihr mein Kunſtwerk als Kunſtwerk beurtheilt, hier ſtehen findet, gerade ſo findet ſie ſich neben einem Weibe, das von der Konvenienz ſelbſt Reize und unüberwindliche Anſprüche borgt. Alle andere Wege befriedigen ihr Gewiſſen nicht, auf dieſem Wege findet ſie einen reinen ausgleichenden Ton ihrer eignen Erſtarrung, Erſtillung

der Bestimmung ihrer Nebenbuhlerin, und einen eignen wehmüthigen Werth des Lebens ihres Geliebten, der wirklich nur sie liebt, weil man nie aufhört eine Juliane zu lieben, den aber das Schicksal in die Lage gebracht hat, daß er ihrem Opfer, sey es wie es sey, beistimmen muß, und den die Liebe selbst halten wird, daß er ihren Gang nicht störe. Zum Beleg etwas von meinem Plan. Er ist auf drey Akte zugeschnitten. Im 2ten entsteht ein Etwas in dem Grafen, das auf Eifersucht über die Gräfin hinausläuft, das in der Analyse, auf welche ich es gründe, sehr subtil aussieht, und in der Ausführung sehr leicht und luftig gehalten seyn wird — Das aber Juliane, als Weib, hart und durchgreifend macht, das ihr Gefühl für ihr Geschlecht an der Gräfin bis zur Empfindlichkeit reizt, und sie mit einer Art von Leidenschaft an ihren Plan bindet, und dem Grafen offen widersprechen macht. Im 3ten Akt sieht Juliane die Gräfin — und nach der Scene, die diese beiden zusammen haben, wird Juliane nicht mehr gesehen, sondern verschwindet, und die erfüllte Meinung ihres Opfers zeigt sich in der Art, wie der Graf und die Gräfin es annehmen.

Juliane — das kannst du schon in den jetzigen Scenen finden — hat längst schon ihre Lage übersehen, hat längst abgesondert, was die Liebe des Mannes von Schwärmerei und Kunstur und Gewaltsamkeit hineinlegte, und wo sie hoffen dürfte, und wo sie resigniren müßte. Geliebt muß sie sich bis ans Ende fühlen, sonst würde sie auf den Grafen nicht rechnen.

Angekündigt ist sie in der kurzen Vorsicht durch ein gutes Geschöpf, wie Luce ist, deren Coexistenz mit einer Juliane mich in der Wirklichkeit interessiren würde, die ich gern bei ihr und mit ihr sähe, durch ihr Kind, ein einfaches, gutherziges, leichtes Ding, und durch den häuslichen, stillen Einfluß, den sie in ihrer Abwesenheit auf das Thun und Lassen dieser guten Menschen hat. Durch ein andres cortège möchte ich Julianens Größe nicht ankündigen. Ihre Stimmung ist bei ihrem Eintritt weich und empfindsam, durch den Anblick der Gräfin ist sie das geworden, ihr Kind ist ihr erstes Augenmerk bei der Ansicht ihrer künftigen Existenz, daher fällt ihre Weichheit meist auf ihr Kind. Einwiegen kann sich aber Juliane nicht in eine solche Stimmung, also reißt sie sich munter und etwas schneidend heraus. In dem

Durchdenken ihrer Lage hat sie sich, für sich und ihr Kind und Lucie, von den occupations d'agrément, von den kleinen Talenten, womit sie ein Leben für die Liebe schmückte, von dem, was an Luxus gränzt, entwöhnt — Daher beleidigt sie der Einfall, das Kind heimlich flicken zu lehren: hier ist auch etwas Herrschaft eingemengt, ihre Strenge gegen sich selbst, ihre Resignation führt sie leicht an Härte gegen andre, die aber durch die liebende Anerkennung ihrer Superiorität für sie gemildert wird, und nur ihrer Liebe, nicht ihrer Empfindlichkeit weh thut. Ist durch diese Scene ein wahrhaft menschlicher, ein wahrhaft weiblicher Karakter nicht beträchtlich fortgerückt? Du kannst sagen: ja, mit dem Kommentar. Aber den Kommentar lieferte der Dichter nicht selbst erst nach, dieser unsichtbare Faden reihte meine Kompositionen aneinander, und ich fühlte mich sicher gehen in meiner höheren Natur. In der Scene mit dem Grafen ist ihre Ruhe und Gleichmüthigkeit auf die Heftigkeit des Grafen gegründet, sie fühlt, daß sie den edlen Menschen damit beschämen muß, und das ist, meine ich, die höchste Superiorität, die das Weib über den Mann haben kann. Auch hat sie eine Stelle, wo ihr die Geduld ausreißt; das ist die: „und wirst schaudern

vor der Grabesſtille, ꝛc.“ Sehr weiblich iſt ihr Ausruf: Ah! wie der Graf ſagt, daß die Gräfin den Blick gefunden hat. Es iſt ein Gemiſch von Eiferſucht, von Achtung für die Wahrheit im Grafen, und von einer Art von Schadenfreude — mit vieler Weiblichkeit, und nicht ernſt, nicht feyerlich, müßten daher auch ihre folgenden geſagt werden: „jetzt habe ich dich;“ ich will da etwas mädchenhaftes im Ton.

Mainz, den 16. Februar 1791.

Ich glaube wohl ſelbſt, daß mein Ganzes erſt da ſeyn muß, um unſre Ideen zu ändern, zu widerlegen, oder zu rechtfertigen. Einig ſind wir freilich noch nicht, zumal da deine letzten Einwendungen nicht gerade auf meine Kritik paſſen, ſondern mehr eine Fortſetzung der erſten ſind. Ich ſuchte dir zu beweiſen, daß die Kunſt Gegenſtände hat, deren Darſtellung nur in dem, was du Andeuten nennſt, beſtehen kann. Darauf, ſcheint mir, haſt du dich nicht eingelaſſen. Aber freilich den Gegenſtand muß man denn doch finden, und in dieſer Manier mehr als in einer andern kann man ihn nur aus

dem vollendeten Ganzen herausfinden, alſo müßen wir doch warten, um unſern Streit fortzuſetzen.

Für die Einheit des Intereſſe habe ich keine Sorge, oder die Einheit fiele ſchon weg, wenn der Cinna dem Auguſtus verzeiht, kein gemeiner Schurke iſt, wenn die Verſchwörung, die Jaffier verräth, ein großes bewundernswürdiges Werk iſt, ꝛc. ꝛc.

Das wäre keine Einheit, wenn Julianens Opfer Mismuth zurückließe, eine Empfindung, der das Genie wohl trotzen kann, die aber gewiß von der Kunſt nicht erregt werden darf. Die höchſte, reinſte Einheit eines Stoffs iſt in dem Charakter der Gräfin zu motiviren, daß Juliane ſich für ſie opfre. Juliane iſt ein großes Weib, aber ein Weib, keine virago — und ſchon darin liegt die unabänderliche Nothwendigkeit meiner Art von Darſtellung, über oder unter welcher alles andre Stümperei iſt — Die Gräfin iſt ein liebenswürdiges Weib. Das große Weib ſoll man lieben, wie das liebenswürdige, aber die Bewundrung ſchützt uns vor jenem Mismuth, wenn ſie es iſt, die zurücktritt, und wir müßen ihre eigenen Empfindungen theilen für die Liebenswürdigkeit ihrer Nebenbuhlerin. Ihre Anerkennung iſt tiefe, prachtloſe Superiorität, nicht Demuth — wie kann

ich da meines Zwecks verfehlen? und welches Kunſtwerk kann mehr Einheit haben? Ihre Größe iſt das richtigſte weibliche Gefühl, das allein zur rechten Zeit der Konvenienz trotzt, zur rechten Zeit ihr weicht.

Bald hätte ich vergeſſen, dich zu fragen, ob du Schillers Recenſion von Bürgers Gedichten in der A. L. Z. geleſen haſt. Sie iſt vortrefflich, und gewiß das beſte, was er ſeit den Künſtlern gemacht hat. Auch hat ſie viel Ideen aus den Künſtlern. Leſe ſie ja, wenn du ſie noch nicht haſt. Viele Recenſionen wie dieſe würden doch am Ende vielleicht unſern Geſchmack retten. Die edle, ſchonende Art, mit welcher er als Kritiker den verderblichen Einfluß der Perſönlichkeit im Dichten berührt, wird dir Freude machen, überhaupt die Genialität, die Reinheit und die Wahrheit in dem ganzen Aufſatz.

Mainz, den 14. April 1791.

Deine Ideen über meine Ideen *) haben mich gefreut. Iſt der Geſichtspunkt einmal feſtgeſetzt, ſo iſt die Mittelſtraße bald gefunden. Gegen Anſprüche,

*) Oder es ſcheint, der Plan eines litterariſchen Kalenders?

die man an den Redacteur machen könnte, muß eine deutliche Auseinandersetzung dieses Gesichtspunkts hinlänglich sichern. Lies einmal die Forsterschen Aufsätze über die englische Litteratur in Archenholz Annalen; ein solches tableau muß von der deutschen geliefert werden, und dahin muß sie durch zweckmäßige Bemühungen gebracht werden, daß sie sich in ein solches tableau concentriren lasse. Der jetzige Zeitpunkt ist dazu der interessanteste, eine Menge Ideen dazu liegen theils entwickelt, theils noch dunkel in meinem Kopfe, und ich freue mich, sie dich zu einem Ganzen ordnen zu können. Sehr wahrscheinlich werde ich die Arbeit noch diesen Sommer unternehmen: ich sehe einen Absatz voraus, der mir von jeder Seite noch vortheilhafter seyn wird, als wenn Oden eingeschlagen hätte. Mehr davon sollst du hören, wenn ich fähiger bin.' Es ist überhaupt eine Art von Ehrgeiz in mich gefahren, den ich dadurch, daß ich mich selbst binde, vor dem Verlöschen bewahre. Ich habe mich zu einer Uebersetzung von den eben herausgekommenen geheimen Memoiren von Dücloß über die Geschichte der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bereits engagirt, zu welcher ich Anmerkungen machen werde, wie sie die Vergleichungen mit den Mémoires

de

de Richelieu, mit Saint Simon, mit Voltaire's Correſpondenz und andern mir gelegentlich dargeboten werden. Auch das muß zu Michaelis fix und fertig ſeyn, und Juliane iſt nichts weniger als verdammt; ich will mir ſelbſt nicht zu viel verſprechen, doch kann ich eine Art von Ahnung in mir fühlen, daß ſie zur nämlichen Zeit auch heraus kommen kann. Dieſe drei Dinge zuſammen in ſo verſchiedenen Gattungen würden mir ſchon eine gute Stelle in unſrer deutſchen Gelehrten-Republik geben, und meinem Kalender einen hohen Grad Kredit mehr. Mein Name bleibt aus den alten Gründen immer in petto; doch behalte ich die Bezeichnung: vom Verfaſſer des heimlichen Gerichts. Auch erlaube ich dir, mich über meine hochfliegenden Plane zur Zeit noch auszulachen; iſt nach Michaelis an mir die Reihe zu lachen, ſo wirſt du dich auch nicht ärgern. Das Gelingen meiner diplomatiſchen Arbeit beim Kabinet unterſtützt mich ſehr; meine Korreſpondenz wird auch von dort aus viel ſtetiger unterhalten, als ſie es zu meines Chefs Zeiten je wurde, ich bekomme über das, was ich thue, ein approbatorium über das andre, meine Lage durch die hieſige Methode ꝛc. entſchuldigt vollauf alles was unterbleibt, alſo kann

von der Seite mein Geist äußerst heiter bleiben. Duclos ist nun Nothwendigkeit, der Kalender wird es höchst wahrscheinlich auch werden; laß mir dann noch die Hoffnung von weniger überflüßigen, und durch die Arbeit selbst zur Begeisterung für Juliane gestimmten Tagen, in denen sie dann gewiß zu Stande käme.

Wo in aller Welt hast du vergenommen, daß Schocher mein Lehrer war, den ich kaum je gesprochen zu haben glaubte? Ich erinnere mich vielmehr, damals viel zu viel auf mein natürliches Deklamir-Genie gehalten zu haben, als daß ich nicht alle Kunst und Lehre und Methode souverainement verachtet hätte. Ich thue das nicht mehr, seitdem ich Ifland kenne, an dem alles Kunst ist; aber meine Sinnesänderung würde schwerlich Schochern zu Gute kommen, außer durch Anwendung dessen, was Methode hieße, auf das Ideal, das mir von Ifland geblieben wäre.

Mainz, den 1. May 1791.

Vier Berichte binnen acht Tagen, Duclos beträchtlich fortgerückt, und doch habe ich auch meine Lust büßen müßen, dir aus Sayers Dramatic sket-

ches of ancient northern mythology einiges abzuſchreiben. Ich habe ſehr lange nicht etwas ſo vollkommenes geleſen, und gewiß iſt bei den Engländern ſeit Gray (dem ich übrigens dieſen Sayers noch vorziehe) nichts herausgekommen, das nur einigermaßen daran reichte. Die Probea erhältſt du hier, das Ganze iſt eben ſo ſchön, meiſterhaft gehalten, voll Simplicität, Geſchmack und Größe. Moina iſt ein Trauerſpiel in fünf Akten, nur zwei Perſonen Moina und Carril, und ein Chor von Barden, von denen zuweilen einer einzeln ſpricht. Uebrigens iſts in England tout comme chez nous; die Reviews behandeln das Werk ſehr kalt.

Was haſt zu den Bürgerſchen und Schillerſchen Aufſätzen geſagt? Elender konnte Bürger nicht ſich aufführen, und das durchgängige unwillkührliche Bekenntniß von der Superiorität ſeines Gegners geben. Mit Schillers Ton bin ich äußerſt zufrieden.

Mainz, den 2. Juli 1791.

Mein Poſten hat jetzt viel Angenehmes, durch die Nähe von Frankreich, und dadurch, daß Perſonen des Schauſpiels, freilich nicht die intereſſanteſten und brillanteſten, in dieſen Gegenden gegenwärtig

ſind. Wir haben hier in Spannung, in Ungewißheit, und ſogar, was die Gegenpartei betrifft, in Leidenſchaft gelebt, troz den Pariſern. Ich weiß nicht, ob du ſo genau von den Handlungen der National-Verſammlung und der ganzen Nation ſelbſt, unterrichtet biſt, als du es nur durch weitläuftige Bulletins von den Sitzungen der assemblée nationale, die am beſten im Moniteur ſtehen, ſeyn kannſt; aber ich wünſchte es ſehr. Möge ſo viel Spielwerk, ſo viel franzöſiſcher Flitterſtaat bei allem dem ſeyn als du willſt; die That ſelbſt hat doch eine eclatante Widerlegung des Unglaubens gegeben, und noch ſehr, ſehr viel bleibt übrig, das unſrer Ideale vom Alterthum würdig iſt. Die National-Verſammlung hat mit einer Gott-ähnlichen Konſequenz und Ruhe gearbeitet, die zuerſt aufgenommenen Grundſätze waren die einfachſten und ſicherſten, das Steigen ihrer Kraft mit der ſteigenden Gewißheit vom unüberwindlichſten Einverſtändniß der ganzen Nation iſt ſo unmerklich als ſchön; der tiefe Fall der Minorität übertrifft alle Erwartung, und die Revolution ſcheint nun ſo feſt gegründet, als jemals eine in der Geſchichte. Weißt du nicht alles, indem du dieſes lieſeſt, ſo bitte ich dich, end-

halte dich noch des Urtheils, und thu meinem Gefühl nicht weh, das hier durch Widerstand zum Enthusiasmus gereizt ist.

Voß in Berlin hat den Duclos, er nähme auch das jährliche Werk über die Litteratur, wenn ichs jetzt wagen wollte mich dazu zu verbinden. Ich will dir einmal mehr von Voß schreiben, mehr fairness und loyauté habe ich noch in keinem Kaufmann gefunden; es giebt nichts worinn er nicht zuvorkäme, und sein Betragen ist so, daß es mich schon oft bei Forstern, gegen den ich es kennen gelernt habe, gerührt hat. Gegen mich hat er auch schon auf die nämliche Art angefangen; ich forderte einen Louisd'or für den Bogen, groß Oktav-Format, wie es für Geschichte gewöhnlich ist. Ich lege dir hier seine Antwort bei, die du mir zurückschicken wirst, und merke an, daß das Magazin durchaus kein nachtheiligeres Format ist, als ich nach meiner eignen Bestimmung erwarten konnte. Und diese procédés sind nicht Großthuerei, davon habe ich unzählige klingende Beweise bei Forstern gesehen, der fast nur abzuwehren hat, wie es hier auch mein Fall seyn wird. Du siehst wohl, daß der Mann eines eignen Artikels in meinem Briefe werth war.

Mainz, den 11. Jul. ſcheint 1791.

Meßneuigkeiten hatten wir noch nicht viele. Wielands Waſchhaftigkeit, ſeine unedle Moderniſirung, ſein Aufhalten über elende Details, das will mir weder in ſeinen Geſprächen, noch in ſeinem Peregrinus zu Hauſe. Von Klinger ſteht einiges im Meßkatalog, worauf ich mich freue. Ich ſchicke ehestens nach Jena eine Recenſion von Sayers, und eine von einem ſehr ſchönen Roman „Ms. Inchbald, a simple story, worinn ich, mit deiner Frau Erlaubniß, der Bewunderung für die Miß Burney eins zu verſetzen denke, verſteht ſich bloß in der Vergleichung, denn wo Miß Burney uns alle weinen machte, da hatte ſie recht. Geſtern bekam ich einen Antrag von Jena, aus dem ich nicht klug werde; ſie bitten mich, Hermanns Tod von Klopſtock zu recenſiren, nun iſt das ſchon gegen vier oder fünf Jahre alt, und ich finde auch im Meßkatalog keine neue Ausgabe angezeigt.

Mainz, den 31. Jul. 1791.

Ich ſchicke dir mit dem Kabinetspaket die Recenſionen von Sayers und der Miſtreß Inchbald, die

ich ſehr con amore gemacht habe. Sage mir, wie du ſie findeſt. Eigentlich ſollte mir der Kopf vor Arbeit rauchen. Der erſte Theil von Duclos ſoll vor der Meſſe gedruckt ſeyn, und ich habe erſt vor wenigen Tagen die Mémoires bekommen, die ich brauchte, um nur einen Theil des Manuſkripts vollends auszuarbeiten. Außerdem hat mich Göſchen gebeten, an Schillers Kalender eine Arbeit von fünf oder ſechs Bogen zu machen, die mir ſehr beſchwerlich iſt, weil ich die Quellen ganz von vorn ſtudieren muß, die ich aber bei Schillers Umſtänden nicht wohl ausſchlagen konnte. Das muß auch vor Michaelis fertig ſeyn, die Zeitläufte erfordern überdem meine politiſche Aufmerkſamkeit, und dazu ſekirt mich noch die entſetzlich ſchwere Recenſion von Hermanns Tod, deren Auftrag an mich, nachdem das Stück ſchon ſo lange heraus iſt, mir noch ein Räthſel iſt. Indeſſen ſolls ja ſchon gehen!

Ich habe wegen Frankreich nicht ſo barſch geſchrieben, als du es verſtanden zu haben ſcheinſt. Ich meine nur einen Standpunkt zu haben, aus dem ich die Sachen heller, feuriger und unbefangner betrachte, einen Standpunkt, den du an meiner Stelle auch haben würdeſt. Freilich aber gehörte eine ſehr

ausführliche Darstellung meiner Ideen dazu, dich hineinzuführen. Das audiatur et altera pars übe ich hier täglich, und mit der größten Wahrheitsliebe aus. Darauf kommt alles an, den Kreis des Gesichtspunkts anzugeben und zu bestimmen, und dieser zeichnet sich mir selbst täglich fester ab. Wir wollen das mit einander ausmachen. Unterdessen ekelt mir vor einem Menschen, wie .... der in einer kurzen Anmerkung zu einem Lückenbüßer im Merkur, mit trocknen Worten erklärt, er habe seit der und der Epoche von der Nationalversammlung und der politischen Lage Frankreichs seine Hand abgezogen; und für eine platte Arroganz dieser Art gebührte sich eine exemplarische Bestrafung.

Bist du ganz einig über deinen Roman? Wo eine philosophische Idee das Interesse macht, muß die Handlung sich subordinirt damit vermählen. Deine Forderungen und Schwierigkeiten gelten ja wohl mehr von einem Werke, dessen Interesse episch wäre.

Medea auf dem Kaukasus von Klinger ist schrecklich verfehlt; der Anfang der Idee hat etwas sehr großes, aber sie fällt mit jeder Scene mehr und mehr. Ich soll sie recensiren.

Mainz, den 16. Aug. 1791.

Recenſionen genug bekömmſt du endlich von mir zu leſen. Uebrigens macht mir dieſe Art von Arbeit ſehr viel Freude; es iſt erſtaunlich, wie vieles man ſich ſelbſt dabei entwickelt. Dieſe iſt mir ſehr ſchwer geworden: ſiehſt du es ihr nicht an, ſo iſts deſto beſſer.

Nun eine etwas ſehr indiskrete Bitte. Du ſchreibſt mir, daß du den Oxenſtierna haſt; meine Arbeit kennſt du, mit welcher ich bis Michaelis fertig ſeyn muß, die Special-Geſchichte von Heſſen fehlt ganz auf der hieſigen Bibliothek, auch bei Bekannten finde ich nichts davon — du wärſt ganz erſtaunlich gut, wenn du dich mit der Landgräfin Amalia von Heßen noch chargirteſt, die ich gar nicht die Ehre habe zu kennen, und vor der mir ſehr graut. Den Richelieu und Churfürſten Max behielt' ich, aber von der Landgräfin frei zu ſeyn, das würde mich ordentlich aufathmen machen. Antworte mir ja bald, ob dirs halbweg möglich iſt. Deine Akten-Arbeit ſtört dich doch wohl weniger, als mich meine nothwendige Kopfarbeit beim Duclos. Laß meine Recenſion eine captatio benevolentiae für dich ſeyn, mir warens neulich Scenen vom Karlos, die ich wieder las.

Apropos! das kann ich nicht vergeſſen, dir zu ſagen, daß ich die Götter-Geſpräche nun ganz durchgeleſen habe, und vieles zurücknehme von dem, was ich dir ſchrieb. Die Einkleidung behält immer vieles platte, und amalgamirt ſich etwas ſteif und geziert mit dem Fonds. Aber merkwürdig iſt die mit dem Alter zunehmende Kühnheit dieſes Kopfs. In den Dialogen nach Jupiters Entſetzung iſt ſehr viel ſchönes, und ich finde nun auch, daß der ganze Jupiter ſehr gut gehalten iſt. War dirs nicht intereſſant, in der langen Rede Jupiters vor den Göttern zu finden, wie Schillers Manier und Ideengang hier auf den alten Wieland eingewürkt hat? Fein und komiſch iſt der Dialog, wo Jupiter Horkius und Pluvius kommen. Im Folgenden iſt aber wieder ſeine Art abzuſprechen ſichtbar.

Meine liebſte Anſicht von der National-Verſammlung bleibt doch die von Payne in ſeinen Rights of man — haſt du die geleſen? — angegeben; es iſt ein Licht-Magazin!

Mainz, den 15. Oct. 1791.

Die Hauptsache wäre nun vorbei, und dazu kannst du mir Glück wünschen. Der erste Theil von Duclos ist nun abgegangen, ich habe Voß aufgetragen, dir von Leipzig aus ein Exemplar zu schicken. Mich verlangt, dich über die Einleitung zu vernehmen, sie ist zum Theil sehr viel anders geworden, als ich sie erst in meinem Kopf herum trug. Aber ich hatte keine Wahl, ich mußte froh seyn, einen Ideen-Gang zu haben, und alles entfernen, was ihn erschweren konnte. Etwas Lakonisches, Gedrängtes, und dadurch vielleicht Pikanteres scheint der Aufsatz mir jetzt zu haben, was nicht gewesen wäre, wenn ich alles mitgenommen hätte, was ich erst wollte. Die Details und Fakta sah ich am hellsten, wie ich meditirte; aber bei der Ausarbeitung drangen sich mehr und andere Resultate auf. Künftigen Sonnabend denke ich gewiß den Richelieu abzuschicken, und damit würde dann diese Messe abgethan seyn.

Der alte Heyne von Göttingen war einige Tage hier, und seine nähere Bekanntschaft machte mir viel Freude. Er hat einen hohen Grad von Empfänglichkeit für alles, was gut ist; in seiner milden Wärme ist sehr viel Wohlthuendes, vieles, was die

Tugend hinweisen kann auf ein ruhigeres Ziel. Es giebt Gespräche, die ihn hinreißen weit über alles, was man eigentlich von seinem Alter erwarten würde.

Adieu. Es ist mir, als würde sichs besser schreiben lassen, wenn du erst schon alles vor Augen gehabt hättest, was ich die Zeit her gemacht habe.

Mainz, den 7. Nov. 1790.

Mit dem Richelieu bin ich auch glücklich zu Stande gekommen. Es hat etwas sehr Getrenntes, daß wir nun unsre Arbeiten nicht eher als gedruckt zu Gesicht bekommen. Pikant ist Richelieu, wie ich glaube, geworden; aber ich bin weit entfernt, diese epigrammatische Manier für die würdigste historische zu halten. Hier schien sie mir in der Natur der Sache zu seyn; Richelieu hat zu viele Seiten, und einige von diesen Seiten sind zu wichtig, um in einem solchen kleinen Gemählde mit aufgestellt zu werden. Spitzfindige, kräftig und auffallend gesagte Resultate schienen mir daher hier das Beste zu seyn, aber bei weitem nicht das Beste überhaupt. Humanität war zugleich der schicklichste Standpunkt, um über vieles wegzublicken, und den habe ich ge-

wählt. Mehr Haltung wirst du wohl im Maximilian finden, und falls ich mich recht erinnere, (denn beide Aufsätze waren kaum zu Ende geschrieben, so mußten sie auch schon auf die Post) so ist mir dieses Portrait lieber als Richelieu. Eine gewisse Naivheit, die dessen was gesagt, und dessen was verschwiegen wird, gleich sicher scheint, wirst du, hoffe ich, in beiden nicht ohne Vergnügen erkennen. Du schriebst nun sehr lange nichts, ich bin sehr begierig auf deine Arbeit. Bei mir gehts noch immer fort, neulich habe ich elf Recensionen auf einmal nach Jena geschickt, kurze von sehr schlechtem Zeug, aber auch darinn ist mehr zu leisten als gewöhnlich geschieht. Ich laborire jetzt an der Recension des Peregrinus Proteus, ich wünsche sie sehr gut zu machen, von meinem individuellen Geschmack trenne ich mich dabei ganz.

Mainz, den 5. Dec. 1791.

Mein decidirter Abscheu vor den Reichsgerichten wird dir wohl mit meiner Democratie zusammen zu hängen scheinen, in deren Verdacht du mich hast. Doch hätte ich nicht geglaubt, daß du in meiner

Einleitung so viel davon finden würdest. Männliches und unabhängiges Denken kann eben so gut wie der die französische Revolution und Constitution ausschlagen als für sie. Nur daß ich bei dieser Gelegenheit fast überall nichts als die Ruthe sehe, mit der man entweder droht, oder vor der man sich fürchtet, oder an der man sich rächt, das halte ich für nichtiger, als du es thust. Viele mischen es in ihre ganze Lebensweisheit, in ihre Denkungsweise ein, und suchen sich dadurch vor Selbst-Verachtung zu schützen. Das ist vorzüglich in unserm Stande häufig. Gute Köpfe in höheren Ständen treiben einen ähnlichen Proceß damit; von dem Auswurf aller bürgerlichen Gesellschaften, welche Democratie schreien, will ich gar nicht reden, so wenig wie von dem steifen kopflosen Aristokratismus, den ich vielleicht besser zu kennen Gelegenheit habe als du. Leidenschaft, wie sie auch heißen möge, verrückt den Gang des Denkens, doch ist die democratische Leidenschaft edler, gerechter, nothwendiger als die aristokratische. Payne ist so wenig mein Evangelium wie Burke; habe ich eines, so ist es ein Buch, das du vielleicht nicht kennst, die Vindiciae gallicae von Mackintosh, gegen Burke und Calonne. Kennst du

es haben, ſo lies es ja. Seine Hauptidee iſt der unvermeidliche Untergang der gothiſchen Regierungsformen. Das Buch hat mich weinen gemacht vor Freude. Dieſe Idee beſteht durchaus gegen die beſte von Burke: daß nicht Abſtraktion, ſondern Gefühl das bürgerliche Wohlſeyn des Menſchen beſtimmen muß. Der Empfindung ward keine alte Staatsform gegeben, ſo wenig wie eine neue, nur die Neuerung reißt hinein, aber um das Faktions-Gefühl des Patriotismus, der Freyheitsliebe, ſammeln und bilden ſich die natürlichen mit der Zeit wieder. Alſo kömmt das gegen Mackintoſh's Idee nicht in Anſchlag. Um die franzöſiſche Revolution und die Bildung der Konſtitution in der Weltgeſchichte ſtehen zu ſehen, als eine ihrer größten Epochen, braucht man wahrlich den Ausgang von beiden nicht zu wiſſen, da ohnehin die Gränze ſchwer und uns, ſo lange wir leben, vielleicht unmöglich zu beſtimmen ſeyn wird, wo wir ihren Ausgang finden. In dieſem großen Kreis mögen alle partiellen Lobſprüche und Einwendungen ſich drehen, nur fordre ich, daß man den nicht verkenne, und finde ihn verloren, ſobald man ſich von der kleinen Thätigkeit der Furcht oder der Politik irre machen läßt.

Mainz, den 19. Dec. 1791.

Ich wünsche, Lieber, daß dir mein Richelieu sey, was mir dein Oxenstierna ist; das heißt, eines Pendant zum andern. Würklich hat der Zufall hier, wo wir uns gar nicht beredeten, zwischen dem Contrast dieser beiden Gemählde eine Art von dramatischer Einheit hervorgebracht; und das Bittre und Verächtliche in meiner Art, den Richelieu anzusehen, konnte kaum beßer gerechtfertigt werden, als mit deinem Bilde von Oxenstierna. Ein eignes Vergnügen hat mir deine Arbeit schon von der Seite gemacht, und immer ein Vergnügen, das ich ohne eine gewisse Vollkommenheit in deiner Manier nicht hätte haben können. Simplicität und Stille finde ich darinn, und etwas Wohlthuendes, das ausschließlich dem Verfasser gehört.

Ich lese meinen Brief wieder, und finde meinen Ausdruck verworren und undeutlich. Sag mir, ob du mich verstehst. Eine Bemerkung muß ich dir noch mittheilen; ich habe in unsrem Stande den starren, leidenschaftlichen Demokratismus fast immer in einer gewissen Proportion und Analogie stehen sehen mit innrer Anlage zum Despotismus. Ich habe überhaupt manches erblickt, das mir und dir noch zu gute

kommen ſoll. Aber glaube mir, es iſt mehr zu ſammen dabei, als du mir zugeben ſcheinſt, daß durch den reifen Lauf der Zeiten eine Periode entſtanden iſt, wo eine leidenſchaftliche Stimmung, wie zu den Zeiten der Kreuzzüge, die europäiſchen Völker zu einem Ganzen zu verbinden anfängt, und, nach Mackintoſh Ausdruck, die monotonous villainy der Kabinetspolitiker unterbricht. Zwiſchen dieſen beiden iſt auch wörtlich in dieſem Augenblick hauptſächlich der Streit.

Mainz, den 9. Jan. 1791.

Sonderbar finde ich, daß Richelieu dir beſſer behagt hat, als Maximilian; was ſagſt du dazu, daß nichts, ohne Ausnahme, von meinen Arbeiten mir mehr Freude und Aufmunterung gegeben hat, als eben Maximilian? Verſtand und eine Art von beſonderer Laune mag im Richelieu ſeyn; aber unſer altes Ideal von der erhabnen Ruhe des Geſchichtſchreibers finde ich weit mehr im Maximilian, viel mehr Haltung und Sprache.

Schon bei Bürgern *) war ich, wie du weißt,

---

*) H. meint Schillers Rez. von Bürgers.

nicht deiner Meinung. Gerade das ist der Hauptgrund, warum es um die Beurtheilung von Kunstwerken bei uns so übel aussieht, weil jeder bessere Schriftsteller, wenn einige günstige Umstände eintreten, sogleich über die Kritik gestellt wird. Um die Liebhaberei von Kunst in einem Sinne, wo es sich der Mühe verlohnt, aufzubringen, giebt es kein Mittel, als daß die höhere Kritik die Kunstwerke, welche diesen Namen verdienen, am strengsten beurtheilt. Welche gute Wirkung hat jene uneingeschränkte Bewunderung unsrer Kunstwerke gehabt? Gewiß noch keine einzige, und sie hat die meisten unsrer guten Köpfe getödtet. Der innre Trieb zur Vervollkommnung, den Lessing hatte, den Göthe hat, der wird erstickt oder wenigstens geschwächt an guten Köpfen von schwächerem Geiste, wie Bürger und andre mehr, sobald sie sich in diesem Kreis von Lebensjahren befinden. Für das Publikum und das Gros der Schriftsteller giebt es dann nichts als gedankenloses und kaltes Suppeniren, daß dies eher jenes vortreflich ist, und das kann sich am Ende der seichteste Autor erwerben. Daß man es der Mühe werth erkenne, über Kunst zu denken, darauf kömmt es bei der Kritik an; und das kann nicht

anders erwartet werden, als durch bestimmte Analyse der Schönheiten sowohl als der Mängel an einem Kunstwerke. Älter kann man das Publikum nicht machen, als es bei diesem eingeschränkten gedeutschen Gesuch schon ist, wärmer aber gewiß, so leicht es verliebt, was der Kunstrichter sagt. Auch habe ich wirklich nicht übergangen wollen, sondern das Gute so wahr, wie das Schlimme, gemeint. Es ist gewiß nicht die Schuld meines Willens, wenn das Lob nicht eben so aus dem Wesen der Schrift genommen und in dasselbe eindringend scheint, als der Tadel; aber könnte es die Schuld der Gewohnheit seyn, die jede ernste, nicht durch Zwar's und Aber's um allen Nachdruck gebrachte Kritik doch dunkel mit Satyre verwechselt, und das Lob kaum nur als Form erkennen kann. Liesest du die Lit. Zeit., so wirst du jetzt meine Recensionen von Allegros Weben und von Graf Donamar darinn finden; ich bin begierig wie sie dir gefallen werden. Meinem Ideale von Kritik, und von ihrer möglichen Wirkung werde ich immer treu bleiben, selbst wenn ich das elendeste Ding recensirte: solcher kleinen Recensionen kannst du mehrere lesen, und ich möchte

doch wiſſen, ob etwas darinn wäre, woran du, wenn du es ſuchteſt, mich erkennen könnteſt.

Mainz, den 3. Febr. 1792.

Es wird dir vielleicht nicht unangenehm ſeyn, zu wiſſen, daß ich unter den Demokraten des Ariſtokratiſirens verdächtig bin, und unter unſern Ariſtokraten des Demokratiſirens. Ich ſage unſre, denn mit den Franzöſiſchen gehe ich ſehr viel um, habe nie Streit mit ihnen, und auch nie die unangenehme Empfindung des Aufopferns eigner Meinung, ſondern lerne ſehr viel aus ihrem Weſen für und wider ſie. Die jetzige Lage des franzöſiſchen Staats gebe ich dir ganz preis, aber das verkleinert nicht, was ich an dem Gange der Begebenheiten anſtaune, und hemmt nicht, was ich für die Zukunft ahne.

Mainz, den 27. Febr. 1792.

Lieber, das Ueberhäufen hat keinen andern Grund als eine nicht ganz weiſe Eintheilung der Zeit, nach welcher ich im Anfang zu viel zaudre, und nachher kaum auskomme. Sonſt, daß ich mich allenfalls

zum Schreiben *binde*, und nicht bloß meinem innern Trieb folge, das hat die Ueberzeugung zum Grunde, die vielleicht niemand weniger anfechten kann als du, daß dann für unser einen die Stunde, wo man glaubt dichten zu *müſſen*, faſt nie ſchlagen würde. Wir haben beim Arbeiten zu viel Würde und zu wenig Eitelkeit, als daß es nicht ſo ſeyn müßte. So wie ich ſah, daß mir mein heimliches Gericht eine Art von ſchriftſtelleriſcher Exiſtenz verſchaft hatte, wie ich ſie wünſchte, ſo hielt ich es für gut, dieſe mit als Beruf anzunehmen, und dazu iſt das Arbeiten über innern Antrieb hinaus unumgänglich nothwendig.

Meine zweite moderne Größe liegt mir ſehr im Kopfe, ich wünſche, daß ſie meiner *beſten* Ideen würdig wird. Unſre *erhabne Ruhe* ſoll meine Muſe ſeyn, ſie ſoll über die Kräfte und Meinungen ſchweben, die gegenwärtig im Streit liegen.

Ich leſe, daß der Groß Cophta von Göthe in Weimar aufgeführt worden iſt. Hörteſt du nichts weiter davon, und ob er nicht bald zu leſen ſeyn wird? In mir iſt die Erwartung, daß die Gränzen *der Kunſt* damit um ſo viel weiter hinausgerückt

ſind, und dieſe Erwartung giebt mir noch immer niemand als Göthe.

Im zweiten Bande von Dücłos kommen viele Noten vor; es hat für mich den Vortheil, daß die Elemente der modernen Größe ſich nach und nach dadurch entwickeln; in dieſen Noten ſind es nur hingeworfene Schwärmer, Verbindung und Zuſammenhang behalte ich in petto für jene Arbeit.

Ich wünſchte, du läſeſt Klingers erſte Medea wieder, ſie iſt gewiß auch als vollendetes Kunſtwerk, mehr als du dich erinnerſt. Der lyriſche Ton der Behandlung harmonirt doch mit dem Ganzen des Sujets, und des Koſtumes; dies voraus angenommen, ſtößt man ſich nicht an Einförmigkeit, an dem Mangel ſeiner dramatiſchen Details, und hat den Genuß der Einheit, der Kraft, der einfachen Kontraſte.

Mainz, den 29. März 1792.

Haſt du die Recenſion von Rouſſeau's Bekenntniſſen in der A. L. Z. geleſen? Sie iſt ein Meiſterſtück, und zum Glück, was bei ſo wichtigen und für den größten Theil der Menſchen ſo empfind-

lichen Wahrheiten würklich opus et labor war, unwiderleglich. Der Verfaſſer iſt Rehberg in Hannover, mit dem ich ſonſt manches Hühnchen zu pflücken haben würde, dem ich aber dafür vieles verzeihe.

Haſt du Mirabeau's Briefe an Sophie geleſen? Wo nicht, ſo ſchaffe ſie dir ja an. Der Beweiß ihrer Aechtheit liegt in ihnen ſelbſt, und wohl allen, die Mirabeau aus den Briefen anders kennen lernen werden, als bisher!

Mainz, den 9. Jun. 1792.

Ueber den vierten Theil von Herder ſind wir ſehr einig; er hat mir viel Freude gemacht, es iſt eine äußerſt reine und erfreuliche Individualität in dem Aufſatz über menſchliche Unſterblichkeit. Thiton und Aurora hat zu viel desultoriſches, aber einige Hauptideen daraus haben mich bereichert, ſelbſt für meine eigne künftige Arbeit über moderne Größe, oder wie ſie ſonſt heißen würde. In den Briefen über Sakontala ſcheint es, als ob er geglaubt hätte, mehr von dem Stoff zu ſagen zu haben, als ſich am Ende würklich fand, und das Stückchen Ariſtoteliſche Poetik iſt etwas pedantiſch. In den andern Dingen

iſt unendlich viel Fruchtbares, obgleich im Ganzen auch hier ſein Gang zu gewiſſen luſtigen Bildern ihn lezte führt.

Sag mir doch um Gottes Willen, ob wir ſchon vom Groß Cophta zuſammen geſprochen haben, und wie du dir das reimſt. Jacobi in Düſſeldorf glaubt, daß Göthe de bonne foi geweſen iſt, und etwas von Ariſtophaniſcher Griechiſcher Komödie im Kopf gehabt hat. Alſo in der Komödie ein Gegenſtück zur Iphigenia in der Tragödie! Aber das genügt mir doch nicht.

Bürgerglück von Bobo iſt in ſeiner Art ein recht braves Ding, es hat vieles von Iffands Manier, und dabei mehr Simplicität, nicht die zuweilen verunglückte Naivheit des Dialogs.

Mainz, den 10. Jul. 1792.

Ich ſchicke dir hier drei von meinen neueſten Recenſionen. In den zwei großen ſind ich Anlaß zur Aufſtellung gewiſſer Grundſäze, die mir zu meinem eignen Syſtem über die Kunſt nöthig ſind. Im Theſeus wirſt du die Anſpielung auf Göthe nicht verkennen.

Ich habe von Voß lange keine Briefe, und weiß daher nicht, ob der erſte Theil der vermiſchten Schriften heraus iſt. Sonſt bätteſt du ihn ſchon, ſo wie den 2ten Theil von Dücloſ, deſſen Anhängebogen ich zwar alle habe, aber noch keine Exemplare. Die Noten werden dir beweiſen, daß ich hier etwas mehr von der politiſchen Wärme, die uns aus Frankreich zuſtrömt, participire, als du es in Dresden zu thun ſcheinſt. Einſeitigkeit wirſt du mir aber ſchwerlich vorwerfen können.

Haſt du Mirabeau's Briefe an Mauvillon à un de ses amis en Allemagne geleſen? Sonſt bitte ich dich gar ſchön, daß du es thuſt.

Nun ich alles übrige abgethan habe, muß ich alles ununterbrochnen Ernſtes an das letzte Buch von Dücloſ und den Anhang. Dieſer iſt mir ſo lange her aus dem Kopf gekommen, daß ich mit Furcht und Schrecken daran gehe.

Mainz, den 14. Dec. 1790.

Endlich habe ich Göthe kennen gelernt, er war dieſe Woche zwei Tage hier, und ich habe zwei Abende mit ihm zugebracht. Er war geſellſchaftlich luſtig,

und ich bin in dieſer Rückſicht ſehr von ihm erbaut geweſen. Uebrigens treibt er das Vermeiden aller Individualität im Umgang bis zum Lächerlichen; es war z. B. zweimal, durch einen höchſt natürlichen Zuſammenhang, von dir die Rede, ohne daß auch nur eine Sylbe von ihm heraus kam. Die ihn früher kannten, finden, daß ſeine Phyſiognomie etwas ausgezeichnet ſinnliches und erſchlaftes bekommen hat. Zugleich ſcheint er politica im Kopf zu haben, wozu ich ihm denn von Herzen gratulire. Indeſſen freute mich, nachdem der erſte Anfall von zurückſtoßender Steifigkeit vorbei war, die milde Leichtigkeit und der Schein von Anſpruchloſigkeit in ſeinem geſellſchaftlichen Ton. Den erſten Abend wurden wir alle durch guten Wein geſtimmt, er hatte Einfälle mit Raiſonnement vermiſcht, und war würklich lebhaft; in Augenblicken machte es mir vielen Spaß, ſeine Mutter ganz in ihm wieder zu finden, und das war dann, wenn er launig-kräftig etwas auseinander ſetzte, worin eben ihre Originalität vorzüglich liegt. Den zweiten Abend tranken wir Vier, wobey denn für die allgemeine Converſation viel verloren gieng, aber er erzählte ſehr niedlich und launig manches von Italien, und war durchaus leicht und gutmü-

thig. Ich habe übrigens nicht ein einziges beſondres Wort mit ihm geſprochen, obgleich den erſten Abend ziemlich viel in der allgemeinen Unterredung. Er will ſich hier wieder aufhalten, wenn er von der Armee wieder kömmt.

Daß der Dialog *) dir ſo ſehr genügte, iſt mir ſehr lieb, zumal da er im Original faſt durchgängig elend iſt. Ueberhaupt glaube ich, daß wir Deutſchen allein und ausſchließlich einen Dialog haben, und ich muß einmal unterſuchen, wiefern ich Recht habe, oder woran es liegen mag. Gemildert habe ich auch ganz außerordentlich, die Räthin, die Tochter, Goldfink, ſind würklich ekelhaft im Original, ohngefähr à la Holberg, aber neu mochte ich die Karaktere nicht machen.

An Begeiſterung für ein höheres Ziel glaube ich in Göthe nicht mehr, ſondern an das Studium einer gewiſſen weiſen Sinnlichkeit, deren Ideal er vorzüglich in Italien zuſammen gebaut haben mag, und in welche denn mannigfaltige, und, gegen ſeinen ehemaligen Geiſt, oberflächliche Beſchäftigungen mit

*) Seine Ueberſetzung eines engliſchen Stückes the road to ruin.

wiſſenſchaftlichen und andern vorhandnen Gegenſtänden mit einſchlagen. Vielleicht hat er Recht, vielleicht auch nicht.

Mein Gott, lieber Freund, que ne parlois-tu? Ich habe hundertmal gewiſſe Neuigkeiten des Tags auf der Spitze meiner Feder gehabt, aber du ſchienſt mir ſo kalt gegen das alles, daß ich wieder einpackte. Nun ſollſt du auch mehr erhalten, und zwar ſo notoriſche Sachen, die es aber heute, da Poſttag iſt, erſt wurden, kann ich dir, pflichtmäßig, erſt den folgenden Poſttag ſchreiben, weil du nicht an einem Tage mit deinem gnädigſten Herrn unterrichtet ſeyn darfſt, verſteht ſich durch mich. Ueberlaß es aber nur mir, denn was du z. B. von mir hören wirſt, iſt zuverläßig wahr, was du doch in den Zeitungen, wenn es auch ſchon darin geſtanden hätte, nicht vorausſetzen kannſt. Ich trete alſo mein neues Amt mit einer Neuigkeit an, die keine Lappalie iſt. Lafayette hat mit 14 Offizieren, worunter Lameth und Bureau-Puzy ſind, nach Holland flüchten wollen, iſt aber auf einen öſterreichiſchen Vorpoſten geſtoßen, und von demſelben mit ſeinen Begleitern und Pferden arretirt worden. Zu raiſonniren iſt darüber kaum, aber die Sache iſt voll-

kommen richtig. Drei von den mit dem Suſpenſionsdecret abgeſchickten Kommiſſairen der Nationalverſammlung ſind in Sedan von der Municipalität arretirt worden. Hingegen hat die Nationalverſammlung alle in den Tuilerien gefundnen Belege von den Verrätherein des Königs drucken und durch außerordentliche Kouriere in alle Departements verſenden laſſen. Einige davon habe ich ſchon in den letzten Moniteurs geleſen, ſie ſind viel deutlicher als ich je geglaubt hätte. Ich glaubte immer nur an eine gewiſſe negative Verrätherei, die in der allgemeinen Stimmung, in der Fehlerhaftigkeit der Konſtitution ſelbſt nur zu vielen Grund hatte, und welche von den Nichtjakobinern, zur Vermeidung ſchlimmer Extremen, geduldet werden konnte und mußte. Aber die gefundnen Papiere erweiſen authentiſch eine poſitive Conſpiration des Königs mit Koblenz, alſo müßen ſie, die fremden Armeen abgerechnet, doch im Innern ſehr vielem Schwanken und ſo manchen Ungewißheiten auf eine oder die andre Art ein Ende machen.

Mainz, den 11. Sept. 1792.

Von Longwy und Verdün wirſt du genug wiſſen. Thionville wehrt ſich tüchtig, und wird ſchon ſeit einigen Tagen beſchoſſen. Aber der entſcheidende Punkt nähert ſich. Die franzöſiſchen Armeen ziehen ſich über Chalons zuſammen, und die Deutſchen rücken dahin. Mehr als ſechzigtauſend Volontairs ſind aus Paris aufgebrochen, und ziehen den Feinden entgegen. Vorher in der Nacht vom 3ten haben ſie faſt alle Gefangenen zu mehrern Tauſenden in den Gefängniſſen von Paris brevi manu hingerichtet, auch 200 Prieſter umgebracht, und — wie man ſagt — mehrere Weiber, unter andern die Lamballe und Tourzel. Schrecklich iſts, aus dem Enthuſiasmus der vorigen Jahre in die fanatiſchen Gräuel der Ligue, oder in die kannibaliſchen Heldenthaten des Bauernkriegs zu verfallen. Die Unglücklichſten ſind wohl die, die an das Zeitalter der Vernunft glaubten, in dieſem Glauben handelten, und nun in dem dunkeln verworrnen Schickſale ihren Faden und alles verloren haben.

Frankfurt a. M., den 15. Oct. 1792.

In deinem letzten Briefe iſt etwas, worüber wir Erklärung brauchen, worüber ich ſie mir und uns

ſchuldig bin. Aber dies iſt die Zeit nicht, dann mein Kopf ſpringt vor Geſchäften und Treiben. Ich bin jetzt ein Emigrirter ſo gut wie einer. Seit die Franzoſen unſrer von ihrer Ohnmacht ſo überzeugten Welt zum größten Wunder, in noch unbekannter Anzahl von Landau aufgebrochen ſind, ein Magazin in Speier errichtet, Speier und Worms beſetzt, das Korps Mainzer und Kaiſerliche, das in Speier war, in alle Welt geſprengt haben, ſeitdem iſt am Rhein alles auf der Flucht von einem Ort zum andern, alles hat den Kopf verloren oder beweiſt vielmehr, daß es nie einen hatte, Mainz iſt ganz leer, weil man ſie dorthin am ſicherſten vermuthet, und ich habe mit den andern gemüßt, nolens volens, weil mein Archiv in Conſideration kam. Der Augenblick iſt höchſt wichtig, und wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Die Beſtandtheile ein andermal. Ich bin entſchloſſen, wenn ich nicht andere Ordre bekommen ſollte, hier zu bleiben, wo man die Franzoſen im Guten aufzunehmen ſchon alles gerüſtet hat. In Speier und Worms haben ſie mit der größten Conſequenz und Rechtſchaffenheit gehandelt.

In der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung iſt erſchienen.

Schiller, F. von, Theater. gr. 8. 1r 2r 3r Thl.
Jeder Theil auf

Velinpapier	9 fl. —	oder 5 Rthlr.
Schreibpapier	4 fl. 48 kr.	oder 2 Rthlr. 16 gr.
Weiß Druckpap.	3 fl. —	oder 1 Rthlr. 16 gr.
Ord. Druckpap.	1 fl. 48 kr.	oder 1 Rthlr.

Der unſterbliche Verfaſſer hat zwar die Erſcheinung dieſer Ausgabe ſeines Theaters nicht mehr erlebt, da er aber nach ſeiner gewohnten Vorſicht die Einrichtung des Ganzen, ſo wie die Verbeſſerungen der einzelnen Stücke gleich bey dem Beginnen des Drucks beſtimmt hatte, ſo kann die Herausgabe vollkommen nach ſeinen Angaben beſorgt werden.

Dieſe vollſtändige Sammlung aller ſeiner theatraliſchen Werke wird daher aus fünf Theilen beſtehen, die in den oben angegebenen viererley Ausgaben in allen Buchhandlungen zu haben ſind.

Bis Oſtern 1807 wird das Ganze abgeliefert werden; wer ſich bis dahin unmittelbar an die Verlagshandlung wendet, genießt folgende Vortheile:

Statt des gewöhnlichen Preiſes darf nur drei Viertel deſſelben pränumerirt werden, ſo daß alle 5 Theile auf

Velinpapier ſtatt 25 Rthlr. od. 45 fl.	für 18 Rthlr. 18 gr. od. 33 fl. 45 kr.
Schreibpapier ſtatt 13 Rthlr. 8 gr. od. 24 fl.	für 10 Rthlr. od. 18 fl.
Weiß Druckpap. ſtatt 8 Rthlr. 8 gr. od. 15 fl.	für 6 Rthlr. 6 gr. od. 11 fl. 15 kr.
Ord. Druckp. ſtatt 5 Rthlr. od. 9 fl.	für 3 Rthlr. 18 gr. od. 6 fl. 45 kr.

Auſſerdem erhalten diejenigen, welche auf 6 Exemplare pränumeriren, noch das 7te gratis.

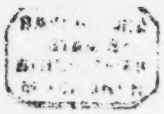
C. F. Huber's

sämtliche Werke

seit dem Jahre 1802.

Zweiter Theil.

Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1810.



I.

Briefe

von Huber

an einen Freund in der Schweiz

vom Jahre 1795 bis 1798.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Briefe an einen Freund vom Jahre 1795 bis 1798.

Einleitung.

In der ersten Briefsammlung haben wir einige von Hubers Aeusserungen über die französische Revolution bis in das Jahr 1792 gefunden. Enthusiasmus für das von ihm erkannte Gute leitete damals seine Meinungen; Jugend und Unerfahrenheit würkten auf seine Hoffnungen. Es ist interessant, zu beobachten, welchen Eindruck einige Jahre später der Fortgang dieser Begebenheiten, und das Entstehen gleicher Ereignisse bei einer andern ganz verschiedenen Nation, auf ihn machten. Er war in beiden Zeitpunkten dem Schauplaz derselben so nahe, wie möglich, und doch entfernt genug, um nicht durch die Nähe der Gegenstände überwältigt zu werden. Er war bei beiden mit

Mitgliedern jeder Partie in freundschaftlichen Verkehr und täglicher Berührung, und genoß beidemal die Genugthuung, ihr Vertrauen zu besitzen. Wie sehr er durch reines Wohlmeinen und leidenschaftloses Anerkennen von eines jeden Rechten dieses Vertrauen verdiente, beweisen nachstehende Fragmente auf das Unbezweifeltste. Sie sind aus dem Briefwechsel mit einem innig vertrauten Freund, in dem er weder seine Meinung, noch seine Ausdrücke gemildert hatte, mit einem Manne, dessen Rechtschaffenheit sich darinn allein schon ausdrückt, daß er dem Herausgeber freie Hand ließ, aus Hubers Briefen und seinen Antworten alles bekannt zu machen, was er für gut hielte. Diese Zuversicht ist in dem Karakter eines Mannes, der die Bahn der öffentlichen Geschäfte während einer Revolution durchlief, gewiß ein Zug, der seine Widersacher selbst mit Achtung erfüllen muß. Gern hätte der Herausgeber diese Erlaubniß in ihrem ganzen Umfange benützt; aber er versagte es sich aus Rücksicht auf ein Publikum, das, des revolutionären Raisonnements müde, nur mit Ueberdruß in jene Zeiten zurückblickt. Bei den Menschen, mit denen sich Huber damals beschäftigte, ließ sich das derbe deutsche Sprüchwort noch anwenden: ein jeder ist der Schmid seines eignen

Glückes. Jetzt, da der Zustand, den dieses Sprüchwort ausdrückt, unbekannt ist, und keine Art zu handeln, sondern die vollkommenste Passivität das Loos der Nationen geworden ist, macht die Erinnerung an jene Regsamkeit nur einen verdrießlichen Eindruck. Aus dieser Ursache zog der Herausgeber nur die Stellen aus dem Briefwechsel aus, welche Hubers Ansichten bezeichnen, und sein Urtheil aufstellen. Der Leser wird um den Preis, nur das zu lesen, was diesen Endzweck befördert, gern das Fragmentarische und Abgerissne verzeihn.

Den Anfang dieser Briefe macht die Erwähnung eines Gegenstandes, der einiger historischen Aufklärung bedarf. Sie wird in nachstehenden Zeilen gegeben, und die Folge, welcher Hubers Briefe an seinen Freund erwähnen, ist ein auffallender Beweis, wie unfehlbar die rächende Nemesis im Gefolge der menschlichen Handlungen einherschreitet. In dieser Rücksicht hat der ganze Vorfall etwas Schicksalvolles, das sie zum Beispiel darstellt: das Gute, dem das Böse so sehr nahe liegt, nicht zu thun.

Es war im Anfang Novembers im Jahre 1792, als Forster seine Familie an die französische Grenze beschied, um über eine Menge Dinge, die für Briefe zu

weitläufig waren, Rücksprache mit ihr zu nehmen. Wem jener Zeitpunkt noch im Gedächtniß ist, weiß, welchen nichtigen Preis damals in Paris das Menschenleben, auch das edelste, hatte. Eine der Ursachen, vom unvermeidlichen Tod in Anspruch genommen zu werden, war das Betreten eines fremden Bodens. Jeder Franzose, der nicht von der Regierung beauftragt war, durfte nicht über die Grenze schreiten, ohne der Auswanderung, und wenn er nach Frankreich zurückkehrte, des Todes schuldig zu seyn. Jeder Privatmann, der, selbst von der Regierung autorisirt, die Grenze überschritt, mußte sein baares Geld am Grenzposten aufweisen, und den Betrag aufzeichnen lassen. Forster hatte keinen Auftrag von der Regierung, ins Ausland zu gehen; sein Herz zog ihn, vielleicht abwend — gewiß das Aeußerste erwartend — noch einmal seine Lieben zu sehen. Er wagte es, blos auf sein Amt hin, als Agent du pouvoir exécutif — ein damals gewöhnlicher Titel von so schwankender Bedeutung, daß er schlechte Menschen zu Abscheulichkeiten berechtigte, und die Besten, jeden Augenblick der Willkühr der machthabenden Tirannen aufsetzte — Forster wagte es, als Agent du pouvoir exécutif die Schweiz zu betreten, und unbedacht über die Zol-

gen machte er keinen Versuch, den Betrag seiner Baarschaft zu verhehlen, sondern zeigte sie bei dem Grenzposten redlich an. In dem Beisammensein von vier unbeschreiblichen Tagen, — in einem Beisammensein, wie es wohl selten Menschen vereinigt — konnte man seinen Blick von der fürchterlichen Ungewißheit, in der jetzt Forsters Leben schwebte, nicht ganz abwenden. Man muß seinen Zeitpunkt in der Nähe erlebt haben, um zu begreifen, wie man so ruhig — so fürchterlich ruhig! — von der Aussicht sprechen konnte: in acht Tagen, ja vielleicht Morgen, seinen Kopf auf den Block zu legen. Forsters persönliche Gefahr lag in seiner Denkart, in seinem Namen, in seinem Ruf, als Gelehrter. Der Freundesbund konnte es sich nicht verhehlen, daß diese Reise, die sie einander in die Arme geführt hatte, ein hinreichender Grund sey, Forstern dem furchtbaren Gericht zu überliefern. Ja, wenn man ihm ein Vergehen anrechnen wollte, so war der Umstand schon hinreichend, daß er seinen Kindern eine sehr kleine Summe Geldes — die letzte Unterstützung, die sie von ihrem guten Vater erhielten — zurückließen wollte. Sein Ansehen, als Agent du pouvoir exécutif, machte es zwar sehr wahrscheinlich, er würde bei seiner Rückkehr über die Grenze

mit einer herrlichen Vorſehung geführet Vorſätze durchkreuzen, wenn man ihm nach bemeſſenem Geiſte Rechenſchaft von ſeiner Haushaft abforderte; war es aber vom Schickſal, aber von den großen Mächten beſchloſſen, ihn zu opfern, ſo konnte kein Poſitiven, aber jeder Umſtehende als Zeuge gegen ihn auftreten, daß er das Unglück geſucht habe. In dieſer Lage und der durch ſie hervorgebrachten Stimmung, die alles in ſich ſaßte, was Menſchen erſchüttern, und außer den gewöhnlichen Übergang herausreißen kann, Allen, war nicht Furcht, denn zu dieſer waren die Gefühle dieſer Menſchen zu erhaben — in dieſer Stimmung gab Huber ſeinem Freund das in nachſtehenden Briefen erwähnte Verſprechen von Lady Tolendal zu leſen. Eben in dieſem Augenblicke ſah der alte General Lafayette in einem der Pariſer Gefängniſſe. Sein Tod war beſchloſſen, und man ſuchte nur noch einige ſcheinbare Beweiſe dafür; denn bei einzelnen Menſchen trachteten jene Machthaber noch derſelben, entweder um ihres Publikums, oder ihres Gewiſſens willen, — denn eine Art Publikum, und eine Art Gewiſſen beſaßen ſie damals noch — Wie der Übergang ſich nun bildete, wie er zu Ausdrücken der Sprache überging, ob die Mutter, der Vater, oder der Freund zuerſt den Ge-

danken in einen Sack befohlen — das weiß ich nicht, genug, daß man die klare Ansicht empfing: dieser Wechsel von Lisle Dalembal könne unter Umständen Forstern vom Tode retten. Er enthielt nämlich einen Umstand, der Lindetn, nicht nur in dem Sinne der damaligen Regierung, sondern im Sinne der Republik, ohne alles Widerstreben das Leben kostete. Kam Forster nach Paris zurück, ward er vor das Blutgericht gefordert, ward ihm gesagt: du gingst ohne Vollmacht ins Ausland, du kamst um so viele Geldstücke ärmer nach vier Tagen zurück — so konnte er antworten: ich ging ins Ausland, um dies dieses wichtige Aktenstück zu verschaffen, das ich mit jener Baarschaft erkaufte — und sein Leben war gerettet. So dachten es sich die drei Freunde damals: Lindets, des sechzigjährigen verdienten Mannes, ebenfalls dem Tode geweihtes Haupt gegen Forsters Leben. — Man besprach den Gegenstand lange; Huber kämpfte lang' und peinlich mit sich selbst; aber die Wechsel ward im Vorgenden genommen, die Abreise nahte, — Forster vom Blutgerichte zu retten, — nur in diesem Falle sollte die Wechsel gebraucht werden — er nahm sie mit nach Paris. Lindet ward, ohne die Beweise, welche jene Schrift enthielt, gestürzt, und ein schmerz-

zenvollerer Tod als das Eisen, welches so viele Edle schlachtete, nahm Forstern zwei Monate später das Leben.

Soll ich dem Leser noch den Gesichtspunkt angeben, aus dem ich diese Anecdote stets mit Schauder betrachtete? Vielleicht hielt ihn sein sanfteres Schicksal stets von dem grausenvollen Schauplatze jener Ereignisse so weit entfernt, daß er ihn nicht faßt. Ich habe diese Menschen betrachtet, die mit dem edelsten Herzen, die alle drei mit dem Pflichtgefühl, für anerkanntes Recht auch selbst das Leben zu opfern, hier durch die Spannung der Umstände vermocht wurden, sich selbst ein Recht zu schaffen. Das ist die schreckliche Folge jeder Lage, wo, aus dem Gleise des bürgerlichen Lebens herausgerissen, eigne Kraft allein führt, und führen muß, daß die gewöhnlichen Grundsätze von Recht nicht mehr anwendbar scheinen, und es auch nicht mehr sind. Der Mensch beweist alsdann seine höhere Moralität, der den Augenblick zu unterscheiden weiß, wo er dem Schicksal gleichsam die Zügel aus den Händen nehmen muß, oder wo seine Leidenschaft sich an die Stelle dieser furchtbaren Nothwendigkeit setzen will, der, sobald er sich durch das Dunkel, wo kein anwendbares Gesetz ihm leuchtete, hindurchwand, die

heiligen Schriftzüge, ſo wie ſie erſcheinen, auch wieder erkennt, und ſich der Eigenmacht freiwillig entäuſſert. Ein ſolcher Menſch wird nach überlebten Stürmen ruhig — wenn gleich mit unendlicher Wehmuth — auf das beſänftigte Meer, auf die Trümmer hinblikken; die Tugend wird ihm heiliger geworden ſeyn; denn ihr Dienſt allein bewährt ihm vor ſeinen eignen Augen, daß er, wenn auch irrend, dennoch rein aus dem Orkane hervorging.

Briefe an * * *

Bole, den 24. Aug. 1795.

Nun noch eine Bitte, von der ich sehr wünsche, daß es Ihnen möglich sey, sie mir zu erfüllen. Ich bin von den Wolken gefallen, da ich Lallys Memoire in der Klio gefunden habe. Eine Schrift, die ich seit ein paar Jahren unter meinen Papieren besitze, und grade identisch die nämliche, eigenhändig von Lally, mit Ausstreichungen und Varianten, welche in der Vorrede beschrieben wird. Vollmann *) gab sie mir, sie soll-

*) Vollmann, ein junger Niedersachse. Seine Wissenschaft — er hatte Medizin studirt — führte ihn im Jahr 1793 nach Paris. Der Zufall verschaffte ihm Gelegenheit, mit Gefahr seines Lebens nach dem zweiten September einem Mann das Leben zu retten, der in jener Epoche eine Rolle spielte, und ganz dazu gemacht ist, sich Freunde zu verschaffen. Die Dankbarkeit, welche Vollmann ausübte, und die ihm ein Zirkel von Menschen bezeigte,

te, wenn er reüssirte, sogleich in den Friedenspräliminarien deutsch gedruckt werden. Er scheiterte, und bat mich um Geheimhaltung. Auch ließ ich die Schrift nie aus meinen Händen; nur eins geschah: als ich im November 93 mit George Forster an der französischen Grenze zusammen kam, erlaubte ich ihm, auf sein Ehrenwort, keinen Gebrauch davon zu machen, eine

---

welche Denkart, Bildung und Geburt zu den Edelsten der französischen Geächteten machte, fesselte den jungen Deutschen an ihre Sache. Lasayettes Schicksal begeisterte ihn; wie die Unterhandlung in Berlin, welche seine Freiheit bezweckten, mißlangen, und er den Oesterreichern ausgeliefert ward, versuchte er seine Befreiung durch List und Kühnheit. Oeffentliche Blätter erzählten damals, wie es ihm gelang, und wie ihnen die schon gelungene Freiheit wieder entrissen ward. Bollmann war ein Jahr lang gefangen. Er schrieb nach seiner Befreiung, im Begriff sich nach Amerika einzuschiffen, an Huber: „In Ostmüz war es schlimm, — da war ich angekettet, ohne Luft, Licht und Bücher, und täute schimmliche Rinde.“ — Würklich schiffte er sich im Oktober 1795 ein, mit dem Versprechen, seine herzliche Verbindung mit Huber stets zu unterhalten; aber sein Freund vernahm nichts mehr von ihm. Der Mann, dem er im September 1792 das Leben rettete, wußte im Jahre 1798 auch nicht, ob sein Retter lebte, wo er lebte. Von Huber und den Seinen ward er nie vergessen.

Abſchrift zu nehmen. Jeder Unterrichtete, und Vollmann ſelbſt, der frei ſeyn ſoll, muß nun überzeugt ſeyn, daß ich die Schrift in die Allg geliefert habe, und Vollmann ſelbſt muß einen Vertrauensbruch, auf das Gelindeſte eine abſcheuliche Indelikateſſe darin finden, daß ich ihn für verloren geachtet, und darum mich nicht an ſeinen Willen, dieſe Schriften nicht zu publiciren, gekehrt hätte. Es würde mir in dieſem Betracht unendlich viel werth ſeyn, zu wiſſen, wie die Allg zu dieſen Schriften gekommen iſt, die nothwendig von meinem Original entlehnt ſeyn müſſen, und folglich da dies auf keine andre Weiſe möglich war, aus Forſters Abſchrift überſetzt ſeyn müſſen. Die Sache iſt, wie Sie aus dem Geſchehenen abnehmen müſſen, für mich wörtlich ein Ehrenpunkt, und ich muß alles aufbieten, um in Erfahrung zu bringen, wie dieſe Schriften zur Publizität gediehen ſeyn können. Haben Sie es, wie ich beſorgen muß, von J.., der die Forſterſchen Papiere in Paris in ſeine Hände bekam, weil er ſich zu dieſem Geſchäfte dem Nachgelaſſenen zu Liebe anerboten hatte; ſo iſt dieſes ein infigner Diebſtal, und einer von den ſchlechteſten Streichen, die ich je erlebt habe. Meine Beſorgniß iſt zu natürlich, als daß es nicht um ſo dringender noth-

wendig iſt, daß entweder ein ehrlicher Mann, auf welchen ein verdächtiger Schein gefallen iſt, gerechtfertigt, oder ein erzſchlechter Menſch entlarvt werde. Ich brauche Ihnen gewiß nicht mehr zu ſagen, um Sie zu überzeugen, daß meine Zudringlichkeit in dieſem Punkte wahre Pflicht iſt, von der ich unmöglich nachlaſſen konnte. In Gemäßheit Ihrer Antwort werde ich Ihnen J.. wegen mehr ſagen können, was mich ſeinetwegen ſehr ungewiß und verdrießlich macht. Nicht recht iſt es, daß O., auf deſſen höchſt beſtimmte Empfehlung hin ich mich weit genug mit J.. eingelaſſen hatte, mir auf mein dießfallſiges Anfragen zu antworten, nicht Gefälligkeit genug hat. Wegen dieſes Lally'ſchen Memoire kann ich aber auf keinen Fall ruhig ſein, bis ich im Reinen bin.

Den 2. September 1790.

Ich hoffe, mein werthester Herr, Sie erwiesen mir die Gerechtigkeit zu glauben, daß ich, ſelbſt den ſchlimmſten Fall angenommen, jemand hätte Ihnen die Ueberſetzung der Lally'ſchen Schriften im Manuſcript zugeſchickt, Sie dabei auf keine Weiſe im mindeſten Verdacht gehabt haben würde; denn wenn man mir als Herausgeber eines Journals einen intereſſan-

ten Aufsatz zuschickte, so würde ich nicht anstehen, Gebrauch davon zu machen, ich müßte dann wissen, daß es unrechtmäßiger Weise in den Besitz des Zusenders gekommen wäre. Und woher hätten Sie, jenen Fall angenommen, das wissen sollen? So wie die Sache steht, findet vollends zwischen uns beiden keine Erklärung statt. Von französischen Blättern sehe ich nichts, als den Moniteur, und die Nouvelles Politiques, und in diesen beiden muß das Memoire nicht angezeigt worden seyn; wenigstens würde ich es nicht bemerkt haben, ohne sehr große Augen gemacht, und sogleich Erkundigungen eingezogen zu haben. Nunmehr muß ich ein Mittel ausfindig machen, wo möglich zu erfahren, aus wessen Hand zu Paris diese Schriften in den Druck gekommen sind. Es sind, da seit zwei Jahren kein Mensch das Manuscript, welches im Vorbericht bezeichnet wird, in Händen gehabt hat, als ich, auch keine Abschrift davon hat genommen werden können, als die ich den seligen Forster unter meinen Augen nehmen ließ, (allerdings eine Unvorsichtigkeit, die ich nun durch ihre Folgen bereuen lerne) nur die Fälle möglich: daß entweder Forster bei seinen Lebzeiten die Unvorsichtigkeit oder Schwäche gehabt hat, jemanden diese Abschrift mitzutheilen, oder daß nach seinem Tode

eine

eine Verletzung der Scellés vorgegangen sey, oder endlich, daß J.., welcher die Geschäffte bei und nach der levée des scellés besorgte, sich diese Schriften zugeeignet hat *). Ich bin nichts weniger als Fayettist; aber ein mir von einem Freunde, der zugleich ein Freund Lafayettes ist, anvertrautes Mspt. zum Schaden Lafayettens gebrauchen, wäre von mir eine abscheuliche Handlung, und daß es durch meine Schuld, obschon ohne mein Wissen und Willen, dergestalt geschehen ist, daß ich sehr leicht scheinen kann, der unmittelbare Urheber zu seyn, thut mir sehr leid. Jenen Gesichtspunkt stellte ich damals Forster vor, indem ich mich anfangs weigerte, ihm die Abschrift nehmen zu lassen; aber auf seine Versicherung hatte ich die Schwäche nachzugeben. Es thut mir sehr leid, mich nicht an O... wenden zu können, um das ins Reine zu bringen. Er wäre, da dabei ein möglicher Verdacht auf J.. fällt, die rechte Person, an die ich mich wenden könnte, weil ich durch ihn allein und auf seine sehr expresse Empfehlung, durch seine unmittelbare Entremise, um mich und J.. zu abouchiren, mit die-

*) Wenigstens haben Forsters Hinterlassne nie erfahren, wo die nach seinem Tode vorgefundene Papiere und Briefschaften hingekommen sind.

ſem in Verbindung gekommen bin. Seine Abſicht war zuverläßig gut, und es fällt mir nicht ein, ihm die mindeſte Reſponſabilität zuzumuthen, wenn ich bei jener Verbindung in vielem Betracht zu kurz kam. Was ich aber nicht thue, ſollte er ſelbſt bis zu einem gewiſſen Punkte thun, nämlich ſich für meine Klagen und Zweifel gegen J.. intereſſiren; und doch hat er, als ich ihm in meinem erſten, durch Ihre Hände gegangenen Brief, deßhalb ſchrieb, mir gar nicht geantwortet. Ich habe nämlich J.. auf ſeine eigne ſehr warme Aufforderungen, erſtlich die ganze Forſteriſche Succeſſionsſache beſorgen laſſen, zweitens eine von mir verfaßte Ueberſetzung des Klingeriſchen Trauerſpiels Damokles, einem ſehr weitläufigen franzöſiſchen Auszug des Kantiſchen Aufſatzes: über Theorie und Praxis, das franzöſiſche Original des Luſtſpiels Du und Sie im Mſpt. zugeſchickt, und zwar die beiden erſten, weil ſie beide von mir beſtellt waren; drittens habe ich auf ſeine eben ſo warme und lebhafte Aufforderung, und Verwendungsverſprechung, einen großen Ballen zurückgelaßner naturhiſtoriſcher, botaniſcher, und geographiſcher Mſpt. von George Forſter, welche uns durch eine Art von Wunder aus ſeinen Mainzer Effekten zugekommen waren, unter dem Namen von Forſters

Wittwe, dem Comité d'Instruction publique, zugeschickt *), dagegen habe ich ihn so oft als möglich gebeten, da der französische Cours, wie er mich prävenirt hatte, Schwierigkeiten im Berechnen machen würde, mir einstweilen aus verschiedenen Fächern, die ich ihm anzeigte, das beste und neuste Litterarische zuzuschicken, und damit mir in Rücksicht auf mein Journal nützlich zu seyn, wie ich es ihm durch meine Lieferungen für seine litterarische Unternehmungen seyn wollte. Er hat denn auch gewaltig viel gethan, indem er mir zweimal ein halbes Blatt von einer französischen Zeitung, worauf Verse über Marat und über ein Trauerspiel eines seiner Freunde standen, und die Brochüre von Marchena, über die Reßugies, zugeschickt hat! In keinem seiner Briefe hat er je ein einziges mich betreffendes Geschäft beantwortet oder berichtiget, allein in jedem waren, ausser schwankenden Hoffnungen, und grosen Beschreibungen seines Eifers wegen des Forsterschen Nachlasses, (bei welchem er würklich die Aufhebung der Siegel bewürkt hat) neue Zumuthungen an mich, von denen ich noch die Dumm-

*) Diese Schriften sind, durch ein wenigstens eben so grosses Wunder, acht Jahre darauf wieder in Hubers Hände zurück gekommen, dessen Wittwe sie noch aufbewahrt.

heit gehabt habe, ihm die letzte zu erfüllen, indem ich ihm Forſters Reiſe um die Welt in zwei Quartbänden, und die drei Bände von Forſters kleinen Schriften zugeſchickt habe. Bücher, die ich bis auf den dritten Theil der kleinen Schriften ſelbſt baar bezahlt habe. Der Forſterſche Nachlaß in Paris konnte freilich nichts abwerfen, wenn er nur hinreichte, die Schulden zu bezahlen, und wir haben ihn proviſoriſch gleichſam zum Concurs hingegeben, allein er hat auch nie nur eine Rechnung deswegen vorgelegt *), und wohin ſind nun die gelieferten deutſchen Bücher, der Ballen an das Comité, wobei er ſich zur Hauptperſon gemacht, und worüber auch nie ein Wort nur von dem Empfang aus dem Comité an uns gelangt iſt, und dann die Mſpte, die er von mir verlangt, und auf welche ich im vorigen Winter einen großen Theil meiner Zeit

*) Hier irrt ſich Huber. J.. hatte eine Rechnung abgelegt, es blieb nach Verſchreibung aller Geſchäfte ein Ueberſchuß von dreihundert Franken, und die Auszahlung dieſes einzigen Erbes, das Forſter als neuer franzöſiſcher Bürger ſeinen Kindern ließ, blieb in J.. Händen, ohne daß Huber je erfuhr, weder wohin dieſe kleine Summe, noch der dienſtfertige J.. ſelbſt gekommen ſey; denn ſeine Briefe blieben von da an aus.

verwandt hatte, und die nunmehr ganz wie verloren angeſehen werden mußten, unerachtet er ſie richtig empfangen hat. Bei den Forſterſchen Miſten habe ich nun auch den Verdruß, daß ich aus Berlin angegangen werde, ſie einem Gelehrten mitzutheilen, der mit Nennung des Forſterſchen Namens Gebrauch davon machen, und die Familie des Verſtorbenen gehörig entſchädigen möchte. Wenn J.. blos ein Narr iſt, ſo iſt er mir ein ſehr ſchädlicher Narr geweſen, ſo, daß ich auf irgend eine Weiſe gegen ihn Recht zu zu erhalten wünſchte, obſchon ich die Möglichkeit davon nicht wohl einſehe, weil ich ſelbſt guter Narr genug geweſen bin, mich ohne alle Sicherheit mit ihm einzulaſſen, und ſogar ſeinen vorgeblichen Eifer, wegen des Pariſer Nachlaſſes von Forſter, lange Zeit in dem glänzendſten Lichte anzuſehen, als ob mir Dankbarkeit im Namen der Forſterſchen Zurückgelaßnen den geringſten Schatten von Mistrauen, die geringſten Vorkehrungen der Klugheit, verböte.

Verzeihen Sie, daß ich Sie ſo langweilig unterhalte, und meinen Verdruß über Dinge, die Sie ſo gar nicht angehen, den Zügel ſchieſſen laſſe! angenehm wär's mir, wenn Sie einmal gelegentlich O... meine Briefe mittheilen wollten.

Wolf, den 13. Sept. 1795.

Sie erhalten hier meine Ueberſetzung des Damocles. Das Mſpt. war urſprünglich die Abſchrift der an J.. geſchickten Ueberſetzung, die zu ſeinem Gebrauche beſtimmt, und daher blos wörtlich ohne die mindeſte Anſprüche auf franzöſiſchen Styl war. Bei nunmehr veränderter Beſtimmung deſſelben habe ich es ſorgfältig und nach beſten Kräften korrigirt, daher werden Sie es ſchrecklich durchgeackert finden. Fehlerhafte Gewohnheiten des Abſchreibers, wie régner ſtatt régner und dgl., wird ein Corrector, der ſeine Sprache kennt, leicht verbeſſern, wo ich es unterlaſſen habe. Wär' es möglich, Männer in Paris, die ſowohl aus Liebe zur Litteratur und Dichtkunſt, als in Rückſicht auf ihre politiſchen Ueberzeugungen, gemacht wären, ſich dafür zu intereſſiren, zu bewegen, daß ſie für Ankündigungen und Verbreitung ſorgten, ſo müßte, dünkt mich, etwas damit zu machen ſeyn.

Rein publiciſtiſch, und die Würde, das Verhältniß eines geſetzgebenden Corps genommen, wie es ſeyn ſollte, möchte ich Baudins Rede nicht vertheidigen. Allein nach den gegebenen Umſtänden moraliſch beurtheilt, ſcheint ſie mir voll Kraft und Wahrheit. Ich unterſcheide Nation und Publicum, wenig-

stens seyn wollendes, das es auch bei einem richtigen und edeln Gebrauch seiner Vorzüge der Erziehung und Lage, würklich mit Recht seyn würde. Und die Recrimination des Convents, insofern seine Majorität unterdrückt worden ist, gegen dieses Publicum, scheint mir so vollgültig, daß die Vorwürfe des leztern dadurch ganz entkräftet werden. Daß es so ist, so kommen mußte, halte ich darum nicht weniger für ein sehr großes Unglück.

Ihre Idee eines Gegenstücks zum Revolutions-Almanach leuchtet mir gar sehr ein, und ich werde mit wahrem Vergnügen entweder dazu beitragen, oder sogar, wenn Sie es wünschen, als Redakteur und Herausgeber erscheinen. Mit Ungeduld erwarte ich, daß Sie mir Ihre Gedanken darüber näher bestimmen. Mich dünkt, zu einem wahren Gegenstück des Rev. Almanachs gehört hauptsächlich der doppelte Gesichtspunkt, der scheußlichsten Identität aller Arten von Fanatismus und Parteigeist, und der schönen, wohlthätigen Identität aller Art von Freiheit, Aufklärung, Humanität.

Stellen Sie sich vor, daß ich den diesjährigen Rev. Almanach aber gar nicht gesehen habe. Ich kenne davon nur die Anzeige, und ein paar mich betref-

fende Stellen, von denen man mir geschrieben hat. Ich würde Ihnen für die Mittheilung sehr verbunden seyn.

Den 5. Oct. 1795.

(Als Plan zu einem Rev. Almanach.) Sehr markirte Karaktere, sowohl von Menschen, als von Dingen, und insbesondere von dem Gange, und von den bald plumpen, bald feinern Kniffen des Faktionswesens, scheinen mir in den Conventsacten vorzustechen, und in dieser Rücksicht besonders nährte ich die Idee einer Geschichte des Convents. Welche Aeußerungen, Debatten u. s. w. die im Augenblick selbst denen, welche successiv die Zeitungen lasen, meistens entgingen, mit nachmaligen Katastrophen, Enthüllungen einzelner Parthien u. s. w. zusammenhingen, wie dieser oder jener bald als Redner, bald im Moment der Leidenschaft weniger oder mehr consequent nach seinem Interesse, oder nach dem Interesse seiner Faktion sprach, oder handelte, wie die individuellen Verschiedenheiten in diesem oder jenem Zuge hervorspringen — dies wäre besonders der Gesichtspunkt, den ich für interessant halten würde.

Den 13. October 1796.

(Als Fortſetzung des Plans.) Die ſatyriſche Idee leuchtet mir für unſern Almanach weder innen noch auſſen ein. Spott oder Indignation können uns wohl ziemen, aber durch dieſes Karikaturweſen, zu welchem gute Laune freilich einmal hinreiſſen kann, bekommt man doch immer mit den elenden Menſchen, die man züchtigen will, etwas gemein. Sie parodiren das Heiligſte, wir verſpotteten nur, was ſpottwürdig iſt, das iſt wahr, aber der Unterſchied zwiſchen den Objekten verliert doch immer durch die Aehnlichkeit der Manier. Ich weiß recht gut aus eigner Erfahrung, daß man vor Lüſternheit brennen kann, ſeinem Satyr den Zügel ſchießen zu laſſen, en tems et lieu kann man auch wohl ſein Müthchen kühlen, aber bei unſerm Almanach ſcheint es mir grade nicht en tems et lieu. —

Den 3. December 1795.

(Fortſetzung.) Ein ſehr nützlicher Artikel zum Almanach wäre eine kritiſche Ueberſicht ſo vieler franzöſiſcher öffentlicher Blätter, als zu erſchwingen möglich wäre — Beleuchtung des Geiſtes eines jeden, der Nüancen in ihrer Art, dieſe oder jene Partie zu hal-

ten, des besondern Nutzens, den die Geschichte aus jedem derselben ziehen kann u. s. w. Vielleicht könnten Sie und O.. indessen auf Materialien denken, auf Mittel, diesen Artikel möglichst vollständig zu machen, und wir könnten alsdann, wenn ich nachkomme, zusammen an der Auswahl und Anordnung arbeiten. Es versteht sich, daß man von dem ganzen Wust öffentlicher Blätter nicht intuitive Kenntnisse haben kann, aber Notizen über dieselben liessen sich wohl herbei schaffen, und ich habe oft die Erfahrung gemacht, daß, den Parteigeist abgerechnet, Mangel an vorgängiger Kenntniß dieses oder jenes Blatt accreditirt, ohne daß die Leute wissen, was sie lesen, so wie ich umgekehrt in jedem noch so royalistischen oder jacobinischen Blatt eine einzelne Ader von künftiger historischer Wahrheit gefunden habe.

Den 21. December 1796.

Wegen der beiden Dantons-Sujets *) kann ich nicht ganz ihrer Meinung seyn. Diese Kontraste im nämlichen Menschen sind nach meinem Gefühl Kontraste in der ganzen Revolution selbst, und haben das

*) Zu Kupferstichen in dem entworfenen Revolutions-Almanach.

eigen, auch die Scélérats der Revolution an die Menschheit zu knüpfen; wie denn auch würklich durch die Natur der Sache diese Scélérats der Menschheit näher lagen, als die Ministerial-Schurken, mit denen sie in den Kampf getreten waren. Von dieser Seite geben die Kupfer ein paar gute Ideen in den beigefügten Erklärungen.

Beim Septembrisiren wollte ich die Idee der Moralität in der Art, wie der Mensch von seinem Mitbürger gestraft wird, aus einander setzen, und mich des Augenblicks freun, wenn einmals deutsche Wüteriche, die in Worms geholfen hätten, schwangere Weiber zum Tode zu mißhandeln, oder die bei militärischen Transports von Klubisten mitgeprügelt, mitgeworfen hätten, auch so isolirt unter ihren Landsleuten, ihren Arbeits- und Standesgenossen stehen würden. So meinte ich's. Ihre Einwendung ist allerdings auch erheblich. Würde nicht vielleicht etwas davon wegfallen, wenn die Worte unter dem Kupfer hießen: wahre Volksgerechtigkeit? *)

*) In dem Zwischenraume dieser Briefe lernten sich die beiden Männer persönlich kennen, und ihr Verhältniß ward, wie das brüderliche: Du, in den folgenden Briefen beweist, sehr herzlich.

Den 24. Jul 1797.

Nur ein Wort von Reliß *). Daß Du das Werk für gefährlicher hältst, als Juſtine, darinn gebe ich Dir vollkommen recht. Juſtine iſt durch entſetzliche Verderbniß hervorgebracht, und kann bei unverdorbnen oder nur mäßig verdorbnen Menſchen nichts als Abſcheu erregen; wo ſie das nicht thut, da iſt der Grad von Verderbniß ſchon vorhanden, der dazu nöthig war, damit ein ſolches Buch exiſtiren und im Umlauf ſeyn konnte. Aber ſchiefe oder ungebildete junge Köpfe können ſich durch Reliß Originalität aufbinden laſſen, daß dieſes widerſprechende, entweder erlogene, oder monſtruoſe Gemiſch von Sentimentalität und Brutalität, von Mouerie und Maliterie, von Eitelkeit und Verworfenheit würklich das menſchliche Herz ſey, und ſo albern ein ſolcher Wahn auch iſt, ſo hat er darum doch nicht weniger ſein Gefährliches. Wiewohl aber das Ganze eines ſolchen Ungeheuers, wie das iſt, wozu Reliß ſich macht, nur Lüge oder Selbſtbetrug ſeyn kann, ſo läßt ſich doch aus der Darſtellung ſehr viel herausſtudieren, was von weſentlicher Wichtigkeit iſt. Das Knabenalter iſt voll von den intereſſanteſten

*) Le coeur humain dévoilé

Details, die den angebornen Karakter auf die frucht-barſte Weiſe motiviren. Zu dieſen Details rechne ich vorzüglich die Sauvagerie, das Gemiſch von Haß und angebornem phyſiſchem Trieb in dem Verhältniß des Knaben mit den Mädchen ſeines Dorfs, ſo auch den Einfluß der beiden Schäfer Courvon auf eine leb-hafte Fantaſie, verbunden mit einer frühreifen Orga-niſation. In der letztern ſo zeitig und ſo abſcheulich beſchmutzten Fantaſie liegt, dünkt mich, ein Haupt-ſchlüſſel zu allem, was dieſer Menſch theils würklich gethan, theils gethan zu haben ſich eingebildet hat. Hiezu nun noch der genialiſche, moraliſch ſchöne Ka-rakter in ſeiner Familie, die Vermiſchung von ideali-ſcher Patriarchenſimplizität, von grobbäuriſcher Bru-talität, von gemein bürgerlicher Verderbniß und Un-ſittlichkeit in den Gegenſtänden, die dieſen, doch ein-mal ſonderbar geſchaffnen Menſchen umgeben haben, und die er ſich mehr oder weniger angeeignet hat. — Wenn man das alles gehörig auffaßt, ſo bekommt das Werk ein unendliches pſychologiſches Intereſſe, freilich aber immer in zwei ſehr verſchiedenen Bezie-hungen: entweder inſofern man den hier geſchilderten Menſchen ſo annehmen kann, wie er ſich ſelbſt ſchil-dert, oder inſofern ein ſolcher Menſch ſich ſelbſt ſo

ſchildern konnte, alſo bald das Bild im Spiegel, bald der ſich ſo oder ſo ſpiegelnde Gegenſtand.

Schon die Vereinigung von platter Liebeleі, gewaltthätiger Brutalität, abſcheulicher Verführung, und viehiſcher Bordellwolluſt, in einem und demſelben Karakter iſt eine ſonderbare Erſcheinung. Und von vollends die durchgängige, achtungsvolle, einfache, tiefempfundne Anerkennung der ehrlichſten, ſchönſten Weiblichkeit (von welcher wörtlich hier ſo feine, geheime, ſo tief aufgegriffene, wahre und ſchöne Züge vorkommen, und in ſo großer Menge vorkommen, als in keinem andern Schriftſteller). Das Problem ſieht in einem hohen Grade an. Der Menſch iſt Dummkopf, Narr, Schurke, Vieh, eins um das andere, und oft alles in Einem, und dennoch iſt er gleichſam privilegirt, reinen, wahren Seelenadel in der menſchlichen Natur anzuſchauen, und ſo anzuſchauen, wie man es nur im Leben und durch das Leben kann, keineswegs durch poetiſche Geiſtesanlage, die obendrein in dieſem Menſchen ſo ganz null, oder noch viel ſchlimmer, als Null iſt. Du kannſt ihn gewiß nicht ſtrenger verdammen, nicht tiefer verachten, als ich: aber die große Frage bleibt darum in integro: wie hat ſo viel Dummheit, Narrheit, Schurkerei und Viehheit die vernünftige und ge-

fühlvolle Auffassung und Darstellung von so viel schöner Sittlichkeit bei diesem Individuo nicht unmöglich gemacht? So viel er auch lügt, und sich und andern aufbindet, so ist doch das Schöne sowohl, wie das Infame, in dieser Persönlichkeit des Portraits und des Mahlers, gleich wahr. — Wie er lügt, das ist die Wahrheit — und so unbegreiflich es scheint, so muß man doch, weil es wahr ist, suchen, es zu begreifen, was man gewiß nicht kann, wenn man sich dem Gefühl des Abscheus und der Verachtung zu sehr überläßt.

Wir wollen sehen, ob wir mündlich damit aufs Reine kommen.

Den 11. September 1797.

Gerade in diesen Tagen ist es schwer, den Artikel: Zeitblätter (für die Klio) zu bearbeiten, und dabei von den schrecklichsten Unsicherheiten des Augenblicks zu abstrahiren. Die letzte Pariser Post ist ganz ausgeblieben: der Courier hat eine Menge Hörensagens von der Grenze mitgebracht: das Triumvirat habe Carnot und Barthelemy arretiren lassen; die Fünfhundert seyen blockirt, mehrere Mitglieder arretirt, unter andern die Ex-Generale. So viel ist nicht zu bezweifeln, daß

in Paris ein Ausbruch ist, und daß das Directorium dabei den Meister spielt. Eine entgegengesetzte Wendung würde man von dem sehr royalistischen Gränzdepartement ganz anders haben erklingen hören. Auch ist es natürlich, daß die ersten Gerüchte besonders antidirectorial, und von der kritischesten Art sind. Zu Ende voriger Woche war ein Jahrmarkt in Pontarlier, fünf Stunden von uns, den verschiedene Leute von der dießseitigen Gränze besuchten; während desselben kam ein Courier von der Departementsadministration bei der Municipalität an, worauf sogleich die schärfsten Befehle zur schärferen Bewachung und zur sorgfältigsten Sperrung der Gränze gegeben wurden. Der Jahrmarkt mußte aufhören, und die hierländischen Kaufleute hatten die größte Mühe, Pässe zu erhalten, und nach Hause zu gehen. Das ist alles, was man hier weiß. So wenig es ist, so kann es Dich doch vielleicht interessiren, falls etwa, wenn mein Brief ankommt, die Pariser Posten noch nicht im Gang gekommen wären.

Der verbannte französische General, der heuer in Baden die Cour brauchte, möchte also nicht bloß [illegible] geschnitten haben! Was wird aber aus der Constitution! und was weiterhin, wenn das Directorium,

wie

wie es allen Welschen gewinnt, gewaltsam durchgegriffen hat! Der arme Lieutenant [illegible] wird um seine herrliche Rede [illegible]! und die giftige Rede von [illegible] [illegible]! . . . .

Adieu!

N. S. Nun, le voilà donc [illegible], ce [illegible] plein d'honneur. Der andere ein und dreißigste Mai! arme Freiheit! arme Vernunft! und Simon, der sogleich wieder aufsteht?

Mit meinem Journal-Artikel: Geist der Zeitschriften, ist es demnach auf lange vorbei: allenfalls können wir Gespräche im Reiche der Todten zwischen den Geistern der abgeschiedenen Zeitschriften machen.

[illegible] Bericht von der Condé'schen Unternehmung mit Pichegru, hat übrigens für uns Neudeutsche den entscheidendsten Charakter der Wahrheit. Die beiden Menschen Fauche und Courant sind sich in der Darstellung auf ein Haar gleich. Auch Sie [illegible], daß der arme Fauche nach der Capitulation in mehreren Werken auf die Wiederherstellung der Monarchie über hundert Louisd'or verloren haben soll. Auch war es zu der Zeit im ganzen Lande notorisch, daß er und Courant im Jahre fünf und zwanzig auf

gegenrevolutionäre Geſchäfte in Frankreich, und an der Rheingränze herumreisten.

Jetzt iſt vielleicht der verachtete Batave *) das einzige Blatt, das Du erhältſt, ſo wie wir geſtern keines bekommen haben, als das journal des campagnes et des armées, das denn in Wonne ſchwimmt.

Den 20. September 1797.

Schon geſtern, liebſter Freund! wollte ich Dir die Beilage ſchicken, aber Du wirſt den Aufſchub entſchuldigen, wenn ich ſage, was ihn verurſacht hat. Geſtern morgen gegen vier Uhr kam meine Frau mit einem großen, beſonders ſtarken, geſunden Jungen nieder! Sie hat mehr, wie ſonſt, gelitten, aber ich hoffe, es wird gut gehen.

In Verfolg deſſen habe ich, Namens meiner und meiner Frau Deine liebe Frau zu bitten, daß ſie uns das Vergnügen mache, Pathin bei dem Kinde zu ſeyn. Perſönlich, das wäre freilich am beſten, und brächte am meiſten Glück; kann es aber nicht ſeyn, ſo gebe ſie uns Vollmacht, ſie repräſentiren zu laſſen, und nehme dafür unſern herzlichſten Dank. Ehre, dem

*) Eine franzöſiſche Zeitung.

ich, will ihr der kleine Menſch auch machen, wenn es groß wird.

Ich habe Deinen Schmerz und Aerger getheilt, nur freilich nicht in dem heftigen Grade. Es ſind, ich gebe es zu, ausgelernte Teufel; wenn ich aber die Verwickelungen alle bedenke, ſo finde ich die Menſchen, welche jetzt an der Spitze der republikaniſchen Regierung ſtanden, hätten ausgelernte Engel, hätten mehr als Menſchen ſeyn müſſen, um auf der Bahn des Geſetzes und des Rechtes die Energie zu haben, welche die Republik erhalten mußte. So menſchlich gemiſcht, wie alles iſt, iſt der Grad revolutionairer Teufelei ein Ingrediens, deſſen das Schickſal bedarf, um den Gang des Zeitalters zu vollenden. Meine ganze Meinung, mit allen ihren Motiven, wirſt Du in dem Aufſatze, den ich Dir mittheile, finden.

An Pichegrüs Entſchluſſe, den franzöſiſchen Monk zu machen, zweifle ich gar nicht. Hundert Dinge ſind ſeit dem Jahre fünf und neunzig hier landeskundig, welche die Authenticität der Erzählung des Herrn von Antraigues verſichern. Courant, nichts weniger als ein Narr, giebt alles zu. Jauche, der vor ſieben Tagen über Hals und Kopf von Paris zurück kam, läugnete anfangs auch nicht, folgt aber ſeit ein paar Ta-

gen dem Rathe, ſich auf Läugnen, Erklären, u. ſ. f. zu legen, wobei ihm Courant widerſpricht, der wegen Geldſachen mit ihm brouillirt iſt.

An Dämas royaliſtiſchen Intriguen zweifelte ich nie, da ich hier zu Lande ſeine Verbindungen mit dem erzſchurkiſchen *** kannte.

Von Bartheleny habe ich die moraliſche Ueberzeugung, daß er nicht wohl wußte, was er in Anſehung der Republik oder Monarchie wollte — und das kann weit führen.

Henri Larivière, Roverre, und ſelbſt Boiſſy, (obſchon dieſer, glaub ich, durch weniger verhaßte Antriebe) waren in meinen Augen entſchiedne Agenten des Royalismus.

Alles übrige iſt ſchändlich, und in der Form, wie auch durch einen großen Theil der Abſichten, iſt alles ohne Ausnahme ſchändlich. Auch können unſelige Folgen nicht ausbleiben.

Gewiß iſt es durch alle Berichte aller Parteien, daß, wie die Sachen vor dem achtzehnten Fructidor ſtanden, niemand mehr an die Republik glaubte, und niemand mehr an der Monarchie zweifelte. Nun bin ich freilich überzeugt, daß die Direktorialpartei eben ſo viel dazu beigetragen hat, als alle gegenrevolutio-

naire Intriguen, weil ihr der conſtitutionelle Gang zuwider war, und ſie es auf den Punkt ankommen laſſen wollte, wo eine groſſe Maſſe ſich mit ihr vereinigen würde, um einen auſſergeſetzlichen, ja widerrechtlichen Weg einzuſchlagen. Allein der achtzehnte Fructidor iſt nur die Folge davon, und alſo wenigſtens nicht verhaßter, als die ganze vorhergehende Regierung des Directoriums.

Daß wir es anders hoffen, iſt unſre Schuld. Wir hofften, was nicht möglich war, und ich ſehe jetzt klar, daß nur eines von beiden ſeyn konnte: entweder, daß Pichegrü ſeine Rolle bis zum Bürgerkrieg ausgeſpielt hätte, oder daß die Directorialpartie ſo ihre Ueberlegenheit zeigte.

Und darinn bin ich mit Dir einverſtanden, daß man, auſſer dem Gebiete der Theorie, nur ſein eigenes Selbſt und ſeine wenigen Freunde haben kann, um über Bosheit oder Thorheit nicht in Verzweiflung zu gerathen.

So lange wir leben, wird es nicht beſſer ſeyn. Möge mein groſſer Junge nebſt Deinen Kindern es beſſer erleben! —

Den 28. September 1797.

.... Mein Aufſatz in der Alle war die Frucht einer Unterredung mit **, der, von Italien zurückkommend, einige Tage hier war. Sein Schwager, der von der Rheinarmee zurück kam, traf hier mit ihm zuſammen. Ihre einſtimmigen Ausſagen vom Geiſte der Armeen haben meine Ideen über die letzten Vorfälle etwas modificirt, indem ſie mich belehrt haben, daß die ganze Adreſſenwirthſchaft weit mehr Gutes und Schönes hatte, als ich dachte. Ich wollte, Du ſprächſt**; ich glaube gewiß, er würde Dich über manches zufrieden ſtellen. Er bedauert Barthelemy, hält ihn aber, nach ſeiner genauen perſönlichen Bekanntſchaft mit ihm, für ein nothwendiges Opfer — nicht allein der Satanität ſeiner Collegen, ſondern noch mehr ſeiner eignen tiefen Unwiſſenheit in dem Gang, dem Weſen, und der Geſchichte der Revolution. Von dieſer Unwiſſenheit hat er mir merkwürdige Beiſpiele erzählt. Er iſt überzeugt, die Armeen ſeyen ganz und grade ſo geſtimmt, wie das Volk es hätte ſeyn ſollen, um die Republik zu ſichern. Das Volk hätte durch die Art, wie es ſeine conſtitutionelle Rechte gebraucht, und ſich von den Royaliſten täuſchen laſſen, die Nothwendigkeit bewieſen, es noch

unter revolutionairer Tutel zu halten. Anders, das heißt: conſtitutionell, würde ſich die Republik nicht haben retten laſſen, u. ſ. w. Freylich, meint**, müßte man an die Perfectibilität, müßte man an Condorcet glauben, ſonſt könne man allerdings, bei ſo bewandten Umſtänden, eben ſo gut und noch beſſer, Ariſtokrat als Demokrat ſeyn.

Den 17. Oktober 1797.

Ich wollte Dir heute auf Deine beiden Briefe antworten. Der Inhalt und die Beilage Deines geſtern erhaltenen treffen ſehr mit dem, was ich Dir ſchreiben wollte, zuſammen. Auf Röderer beſonders wollte ich mich ſtützen, um Dir zu beweiſen, daß das Directoire, und in ihm die Konſtitution von dem achtzehnten Fructidor im Kreiſe der Konſtitution mit faſt rettungsloſem Verderben bedroht waren. So gern (wie Du geſehn haſt) ich mich an Tronçon Ducoudrai's Doctrine gehalten hätte, ſo fiel ſie doch durch den Einfluß der bloßen Opinionen des neuen Drittheils, und natürlicher Weiſe ganz beſonders der faktionsfeſten Mitglieder derſelben, auf die Departements, von denen ſie erwählt worden war, in der Praxis ganz zuſammen. Nicht blos Reſolutionen der

Fünfhundert, wenn ihrer auch die Sanction der Anciens noch fehlte, oder gar verweigert wurde, sondern selbst Rapports der Opinionen einzelner Mitglieder, wenn sie nicht einmal Resolutionen nach ihrem Sinne bewirkten, erhielten gleichsam Gesetzeskraft in den Departements. Dieses hatte ich bis dahin den jakobinischen oder agreabeln Blättern nicht so ganz auf ihr Wort glauben wollen; aber Röderers Zeugniß hat mich davon überzeugt. Nun suchte Röderer mit allem Recht den Hauptfehler in dem Verhältniß der zu gleicher Zeit mit den Gesetzgebungs-Drittheilen erwählten Administratoren zu der exekutiven Macht, und erhob sich nicht allein gegen die bereits geschehnen Versuche, um dieses Verhältniß noch lockerer und anarchischer zu machen, sondern wollte sogar, daß man die Macht des Direktoires in diesem Stücke kräftiger organisiren sollte. Aber ganz trostlos mußte man seyn, wenn man sah, daß nicht allein die gegenrevolutionairen Royalisten, bei denen es ihrer Convenienz völlig gemäß war, sondern daß selbst die Konstitutionels, z. B. der ehrliche Dupont, aus allen Kräften trieben, damit die Rechte des Direktoires in Ansehung der Administrationen beschränkt und beschnitten würden. Die Geschichte der gesetzgebenden Versammlung

lehrt uns, daß Punkte, über welche jene beiden Parteien einverſtanden waren, unausbleiblich durchgeſetzt wurden.

Aus Röderers Zeugniß über dieſe Dinge war es mir alſo klar, daß die beiden Gewalten in den Schranken der Konſtitution unvermeidlich auf einen Punkt losgiengen, wo entweder eine von beiden, oder beide zugleich, aus der Konſtitution heraus in das Reich der Gewalt treten mußten. Sobald mir aber dieſes klar war, ſo konnte ich das Ganze und den Grad Deines Unwillens über den achtzehnten Fructidor nicht theilen; denn lieber war es mir immer, die Unvermeidlichkeit der Alternative vorausgeſetzt, daß dieſe die Gewalt zur rechten Zeit hatten eintreten laſſen, als wenn es jener gelungen wäre.

Der Blick in die Zukunft blieb aber unendlich trübe; denn ein unſicherers, widerſprechenderes Ding kann es nicht geben, als die Nothwendigkeit der Nullität und der Erniedrigung der Nationalrepräſentation, um der Freiheit willen, als die Unvermeidlichkeit des republikaniſchen Deſpotismus, um dem Königthum zu entgehen. Alſo Heil und Dank dem wackern Röderer. Große Luſt, ihn zu hören, werden ſie freilich nicht haben; nach der Schnur weg wird es auch ſicherlich

nicht gehn; allein ich bin überzeugt, daß die Umstände genug zwingen werden, diesen Weg zu betreten, und von einigen Vernünftigen die nöthige Unterstützung zu erhalten.

Der erste Punkt, den man also wird gewinnen müssen, ist die Unterwerfung unter den sonnenklaren Satz: daß der achtzehnte Fructidor alle Gründe gegen eine vor der konstitutionsmäßigen Frist zu unternehmende Revision der Konstitution zerstört, und es zur dringendsten Nothwendigkeit gemacht hat, diese Revision nach den Lehren der bisherigen Erfahrung je eher je lieber zu Stande zu bringen.

Dafür aber, daß man den constitutionellen Revisionsmodus constitutionswidrig anticipirte, wäre ich nicht. Ich meine, man müßte blos die interpretativen und organischen Gesetze (ungefähr so wie es das vom neuen Drittheil influenzirte corps législatif nur im entgegengesetzten Sinne vorhatte,) den vernünftiger Weise zu bezweckenden Absichten gemäß zu erhalten suchen. Zu dem konstitutionellen Revisionsmodus ist durchaus keine öffentliche Stimmung vorhanden, wie sie seyn müßte, um nicht die furchtbarsten Gefahren nach sich zu ziehen. Welche schöne Aussicht hingegen, daß man der Konstitution ein Gefolge von

organiſchen Geſetzen mitgäbe, die ſie geſund genug machten, um ſelbſt bei abgelaufener Friſt von neun Jahren, unrevidirt voranzugehn!

Wenn man ſich jetzt dafür entſchiede, ſo wären nun freylich nicht alle Vorſchläge Röderers ſo mit Haut und Haar zu adoptiren, ſo auf dem ernſten Blick dünken mich manche derſelben nur mit dem ganzen Syſtem der Monarchie vereinbar mit der Grundlage des repräſentativen Syſtems, hingegen der politiſchen Gleichheit, der Amovibilität, mit den periodiſchen Erneuerungen u. ſ. w. unvereinbar. Aber die Probleme, deren Auflöſung das Heil des Staats und der Freiheit erfordert, ſind darinn aufgeſtellt: und das iſt genug. Die Furcht vor Tendenz zur Ariſtokratie, z. B. in der Mirabeau'ſchen Idee der Gradualität der öffentlichen Stellen, die Röderer jetzt wieder vorſchlägt, und die bei den Debatten des Convents über die Konſtitution auf ſo ſchamlos erbärmliche Gründe hin verworfen wurde, halte ich ohnehin für leeres Hirngeſpinſte: es bleibe nur das Materielle der Ariſtokratie, Erblichkeit und Vorrechte weg; in publiciſtiſchen Abſtractionen hat ſie nichts Schreckendes für mich.

Auch für ſeinen Einfluß auf Dich, weiß ich Rö-

derer wahren Dank; denn, wie Du von den letzten Ereignissen getroffen worden warst, mußte es allerdings in Deinem Herzen so traurig und zerrissen aussehen, wie in dem Herzen eines aufrichtig Liebenden, dem seine Geliebte untreu ward.

Zur Erläuterung dessen, was ich Dir von den Armeen schrieb, setze ich noch hinzu: was mir an ihrem Geist merkwürdig vorkam, war dieses: daß er gegen den Ehrgeiz selbst, dessen Werk er zum Theil seyn mochte, und zu dessen Instrument er bestimmt war, mächtige Wehrmauer seyn würde.

Wüßte ich nur Röderers Vornamen! Ich gäbe ihn dem Buben nebst den beiden schon festgesetzten *). Röderers Geist wäre gerade das rechte Temperament zu dem Einflusse der beiden andern Schutzpatrone. Aber sein Christenthum wäre darum nicht besser bestellt.

*) Emanuel Honoré von Siewel und Mirabeau. Ein freundschaftlicher Scherz veranlaßte den Vorsatz, die Vereinigung von dem Geiste dieser beiden Männer dem Kinde zu wünschen. — Sein früher in der schönsten Lebensfülle durch schlecht behandelte Kinderblattern herbeigeführter Tod, führte ihn auf einem kürzern Wege der Lösung der Räthsel entgegen, die seine Schutzpatrone in einem längern Leben beschäftigten.

Den 9. November 1792.

Der tiefe Schmerz, von dem Dein Brief zeugt, hat mir sehr weh gethan. Zuerst von dem, was Du thust, und ferner thun willst, in Absicht auf die Gefahren, die Du voraussiehst — das ist durchaus das edelste, gerechteste. Wie Du aber empfindest, das finde ich, ausser daß es Dich unglücklich macht, auch nicht ganz richtig, nicht ganz wahr empfunden. Was alles für Gewalt, für Frevel sogar, in den Umschwung sich mischen würde, der durch die französische Revolution den Menschen bestimmt war, mußte immer mit einbegriffen seyn, wenn Du jenen Umschwung segnetest. Theilen sollst Du gewiß nichts, was Gewalt und Frevel seyn wird; ja Du sollst ihm, wo es Dein Beruf ist, aus aller Kraft widerstehen; aber ich tadle so sehr, als ich es bedaure, daß Du den hellen, heitern Blick auf das Ganze verlierst. Die Geschichte der Vervollkommnung war auch bis jetzt in den meisten ihrer Theile nichts weniger, als tröstlich, und doch hattest Du bis jetzt den Gesichtspunkt der Vervollkommnung im Auge behalten, und das war es, was Dich zum glühenden Freunde der Revolution machte: nun sage mir: was hat sich wesentlich verändert? was für ein neuer Grund, der nicht eben so

gut in dem neuen Revolutionsjahre ziemlich alle Tage vorhanden gewesen wäre, ist jetzt eingetreten, um das Schlimme so zu fühlen, daß von den hohen Ahnungen des Guten nichts mehr als ein finsteres Erwachen von leeren Träumen übrig bliebe? Denn in wiefern Deine individuelle Ruhe Dein individuelles Glück, ja auch Ruhe und Glück Deines Vaterlandes jetzt gefährdet werden könnten, das muß in Absicht auf jenen Gesichtspunkt nicht mehr und nicht weniger bedeuten, als was der Ruhe und dem Glück so unzähliger anderer Individuen, so vieler anderer Länder widerfuhr. Du weißt, ich meine hier kein, entweder übermenschliches, oder teuflisches, jakobinisches Verschmähen der Verhältnisse, die Menschen von Gefühl süß, oder schmerzlich theuer sind! auch mir hat in diesen Zeiten schon vor der Vorstellung geschaudert, wenn die Verwirrung in der Schweiz um sich griffe, mit Weib und Kindern ohne alle Vermögensmittel hinweg wandern zu müssen — und wohin? und wie schnell und früh müßt' ich es, bei meiner Berufslosigkeit in diesem Lande? übrigens bin ich weit entfernt, Dir vorzuwerfen, als ob Egoismus Deine jetzige Art zu fühlen bestimmte, und motivirte, aber der Gang, den Deine Empfindung nimmt, und der mir im Ganzen einmal falsch und grundlos scheint, brachte mich auch auf diese Seite der Sache.

Noch einmal, die erſte nächſte Pflicht eines aufgeklärten Freundes der Freiheit in dieſer Lage iſt, alles zu thun, damit ſo viel möglich, und ſo lange es Zeit bleibt, nachgeholt werde, was die falſche Begriffe, der Egoismus, die Indolenz der Regierungen, ſo lange, und vielleicht zu lange, verſäumt haben. Darinn ſind wir vollkommen einig; Du erfüllſt dieſe Pflicht, wie es Dir zukommt — und was weiter kommen ſoll, wird kommen.

Ueber meine andere Freude hätteſt Du Dich gar nicht entſetzen ſollen. Sie ging nicht auf den zweiten Vorſchlag der Kommiſſion, ſie ging auf die Journalsartikel, beſonders im Moniteur, wo die gerechte Sache, aber über dieſen zweiten Vorſchlag hinaus, verfolgt, und die Hoffnung geäußert wurde, daß die Anciens ihr Veto hinein legen würden.

Ich habe Conſtants Schrift recenſirt, und auch Röderers mit einigem Tadel darinn erwähnen müſſen. Recht habe ich gehabt, aber es thut mir etwas weh, ſeit ich Deinen letzten Brief habe.

Beiliegendes Blatt hat mir ** wegen der angezeigten Eudämonia geſchickt. Ich wünſchte das Heft doch zu ſehen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach büſſe ich darinn für Deine Thaten, denn der Aufſatz mag doch

wohl auf Deinen: Robespierre, nach dem Herzen Gottes gehen.

Mein Vater schreibt mir, er habe Lafayette bei seiner Durchreise durch Leipzig einen langen Besuch gemacht, und ihn dick und fett, und blühend von Gesundheit gefunden. Haben sie ihn etwa zu guter Letzt noch gemästet, damit sein Ansehn sie nicht anklage?

Den 21. November 1797.

Unser Streit über die Nothwendigkeit des achtzehnten Fructidor wäre, wie mich dünkt, bloßer Wortstreit. Wenn Du, die Ausdrücke abgerechnet, sonst wahr findest, was ich Dir über die Sache sage, so mußt Du auch den Ausdruck, wie ich ihn verstehe, zugeben . . daß ich eine reinmoralische Nothwendigkeit verstünde: dieses Verbrechen gegen Recht und Vernunft wirst Du mir, und wird mir keiner meiner Leser Schuld geben.

Für Deine Erklärung gegen die Eudämonisten danke ich Dir, ungeachtet ich auch nichts dawider gehabt hätte, wenn wir, Du und ich, ganz geschwiegen hätten.

Die Marotte von einigen unsrer besten Köpfe von

ge-

gemachten Ruf, ſich für gewiſſe Originale, (die es noch mehr im ſchlimmen als im guten Sinne des Wortes ſind) zu intereſſiren, und ſich zu enthuſiasmiren, iſt mir nichts Neues: es liegt, glaube ich, die Eitelkeit zu Grunde, lieber eine Reputation machen zu wollen, als eine anzuerkennen. Wir Deutſche haben nun einmal keine litterariſche Republik, ſondern blos petits Comités von Gelehrten; in jener würde man bis zur Unbilligkeit hart gegen einen ſolchen ungeleckten Bären ſeyn; in dieſen kann der erſte beſte Zufall, der auf einen von den guten Köpfen wirkt, ein extravagantes Lobſprechen veranlaſſen, und bloße einfache Cultur des Geiſtes, ohne eine Charlatanerie, die ſie protegiren können, paßt nicht in ihren Kram.

Meines Bedünkens ſehr unpolitiſch extraordinaire Ehrenbezeugungen rüſtet Bern für Bonaparte, der lange auf ſich warten läßt. Man hätte ſicherlich nichts anders thun ſollen, als was ſonſt in etwa ähnlichen Fällen geſchehen iſt. Nirgends und auf keiner Seite ſind Verhältniſſe und Stimmung ſo, daß das Mehr etwa den Helden gälte. Die würklich franzöſiſche Partie jauchzt, und verachtet, das Motiv erkennend, die Menſchen, die von dieſem Motiv ſo weit getrieben

werden. Die unparteiischen, blos recht bürgerlichen Bürger, werden deroutirt.

Den 4. December 1797.

Was sagst Du zu Bonapartes Abschiedsproklamation? und zu des Moniteurs Einleitung zu derselben? Gare! gare! aber sehr schön sind sie, besonders die Stelle in der ersten an die Ligurier, über die Moderation als Fehler in der Exekution guter Gesetze, und nothwendige Folge wüthender Gesetze, u. s. w. Ob er wohl die Sachen selbst schreibt? Er soll gegen das Berner Regierungsglied, das ihn von Gränze zu Gränze begleitete, vom Erguel und Münsterthal, statt des zu erhaltenden Frickthals, gesprochen haben. Das wäre also, vorausgesetzt, daß Bonaparte sich mit Barras verstehe, welcher doch der wenigst Antihelvetische war, die gnädigste Meinung.

Den 19. December 1797.

Du wirst ohne Zweifel, mein Lieber, in diesem Augenblick einige Nachricht von mir erwarten. Was wirklich ist, und was blos gesprochen wird, bin ich

noch nicht im Stande, gehörig zu unterſcheiden. Hier alſo, ſo viel ſich einigermaſſen noch ſagen läßt.

Belle Lai, Munſterthal und St. Immerthal ſind von den Franzoſen beſetzt. Von ihrer Zahl ſpricht man natürlicherweiſe verſchieden; doch iſt es wohl wahrſcheinlich, daß ſie mehr nach tauſenden, als nach hunderten zu berechnen iſt. St. Cyr commandirt ſie; das Hauptquartier iſt in Courtellari, am Eingang des Münſterthals. Neuveville iſt zur Zeit noch nicht beſetzt. Dieſe Stadt ſoll deputirt, und zur Antwort erhalten haben: daß blos ein Commiſſaire nebſt einer kleinen Escorte hingeſchickt werden würde. Die Franzoſen haben die höflichſten Anſtalten getroffen, um das Neuchateller, und, wie man ſagt, auch das Bieler Gebiet zu reſpektiren.

Von der hieſigen Volksſtimmung wäre ſicherlich nichts zu fürchten. Das Schlimmſte beſteht in den höchſt verworrenen Begriffen, den tauſenderlei Sagen, und den traurigen Wechſeln aller Leidenſchaften der Furcht und des Haſſes, die meiſtens von oben herab kommen. Morgen wird der preuſſiſche Gouverneur, Herr von Beville, erwartet, was ich in dieſem Augenblick für ein großes Glück halte.

Der franzöſiſche Geiſt herrſcht plump offen-

bar, wie es noch nie der Fall war, in allen Städten des Waatlandes. Was an den Berner Aufzügen seyn mag, von denen hier viel gesprochen wird, wirst Du wohl besser wissen, als ich. Mit Schmerzen sehe ich in allen grade das Gegentheil von dem ernsten, kühlen, klugen Geiste, der, wie ich überzeugt bin, für die bis jetzt vorhandne Gefahr grade hinreichend wäre, ohne welchem aber mutatis mutandis sich nach und nach ähnliche Begebenheiten, wie in Venedig und Genua, entwickeln müssen.

Den 27. December 1797.

Die Dinge um uns her scheinen jetzt zu stagniren, und man hätte wohl die ganze strenge Jahreszeit nöthig, um sich zu besinnen, und auf ein solides System zu kommen. Wird man sie benutzen? Ach wie wenig Anschein ist dazu! Möchte ein guter Geist in euern Versammlungssälen euch die Inschrift in die Augen leuchten lassen: Fata volentem ducunt, nolentem trahunt! es ist, (wie sich, eins ins andere gerechnet, jetzt durch die ganze Schweiz die Volksstimmung zeigt,) alles noch so sehr res integra, daß es völlig Zeit wäre, sich zu fassen, und nicht reifen zu las-

ſen. Aber dieſes Glück — wie wenig weiß man es zu ſchätzen, wie kindiſch empfängt und benutzt man es! Schade, jammerſchade um ſo viel guten Willen, herzlichen Eifer, einfache Vaterlandsliebe, womit man die eitelen Komödien ſpielt — wider die ich übrigens gar nichts hätte, wenn es nur nicht alles wäre.

Weißt Du, was mir * * ſchrieb? O. habe vor ſeiner Abreiſe nach Paris eine Konſtitutionsänderung in Vorſchlag gebracht. Ich fürchte, O. geht zu franzöſiſch dabei zu Werke, will aus Ehrgeiz und Eitelkeit den Plan auf ſich und ſeinen Kanton konzentriren, um ſchadenfroh die andern größern Kantone zu ärgern, und in Verlegenheit zu ſetzen. Wäre aber dieſes ſein Spiel, ſo könnte es ihm verdorben werden.

Unſer Gouverneur iſt geſtern angekommen, es wird ſich bald abnehmen laſſen, was er ungefähr mitgebracht hat.

Immer wollte ich Dich fragen, und immer vergaß ichs: ob du denn, als du die Erklärung gegen die Eudämoniſten ſchriebſt, das Heft quaestionis geleſen hatteſt, und wenn das iſt, wie es kommt, daß Du es mit nicht gelobt haſt? hätteſt Du es etwa ſo inſam gefunden, daß Du aus Delikateſſe beſorgt hätteſt, meine Seele damit zu beſudeln? wie es aber

auch ſey, wenn Du es haſt, ſo bitte ich, es mir zu ſchicken.

Den 9. Januar 1798.

Wir geben Euch, Ihr Lieben, Eure herzlichen Wünſche herzlich zurück, und gerührter, als es unter andern Umſtänden der Fall ſeyn würde. Ich muß leider vorherſehn, daß ſich der Augenblick unſerer Trennung von der uns ſehr theuer gewordenen Schweiz naht. Mit unſern unvermeidlichen Beſorgniſſen, daß uns die Begebenheiten, als zur Unthätigkeit verurtheilte Fremde, fortjagen möchten, hält faſt ſchickſalsmäßig ein beſtimmter Antrag Cotta's zuſammen, daß ich die Direction und Redaction der Neuen Weltkunde bald möglichſt übernehmen möchte. Unſer jetzen Umſtänden muß ich dem Antrag Gehör geben. Ich melde ihm heute meine Bedingungen. Werden wir einig, ſo muß ich wahrſcheinlich mit den erſten Tagen des künftigen Monats nach Tübingen. Frau und Kinder laſſ' ich bis zur guten Jahrszeit hier, unter dem Schutz guter Menſchen, denen ich wenigſtens ſo ſicher vertrauen kann, als wären es nächſte, treue Anverwandte.

Die hiesigen Verhältnisse sind sonderbar. Der Gouverneur hat Instruktionen, die Eidesleistung vornehmen zu lassen: das entfernt den Verdacht des Volks, daß Preußen das Land an Frankreich veräußert habe. Zugleich aber handelt er mit der größten politischen Schonung gegen Frankreich; das macht die Regierung toll, die für des Teufels Gewalt helvetischer Bundestreue, besonders gegen Bern, an den Tag legen will. Sein Gang ist auf Neutralität unter preußischem Schutz, der Gang der Regierung ist Verschmähung aller Sicherheit, die den Staat entheiligen möchte. Seine Rechte, um ihren Gang zu contrecariren, sind freilich beschränkt; aber sein Einfluß auf das Volk wird groß seyn, weil dieses die Alienation nicht mehr fürchtet, (die vor seiner Ankunft sehr besorgt wurde,) und natürlicherweise, wenn die Gefahr erst recht nahe kommen sollte, ein Bündniß, um Frieden zu erhalten, sehr gern sehen müßte. Bei der Regierung würkt natürlicherweise verbündliches AristokratenInteresse am kräftigsten mit; wobei denn auch alte, bisher bewährte Maximen gegründete Selbstständigkeit das Ihrige thut.

Die letzten Vorfälle mit der öffentlich cirkulirten Adresse im Waatland wirst Du wohl anders her besser kennen, als ich sie Dir bekannt machen kann.

Was Du mir wegen der Sublimatischen schreibst, ist gerade, was ich vermuthete. Auch ist es mir weiter um nichts, als daß ich gebrauchte Anstalten, die mich betreffen, nicht ignoriren zu können glaube, wenn sie mir sonst zu Gehör kommen.

Den 25. Januar 1798.

Ich habe Deine beiden letzten Briefe, mein lieber Freund! Du zweifelst nicht, wie lieb es mir seyn würde, wenn ich es so einrichten könnte, daß ich über ** reiste. Kann es geschehen, so geschieht es.

Hier gehen die Einrichtungen vor mit sehr allgemeiner Freude unsers guten Volkes. Ich wohnte denselben heute in Vallengin, und gestern in Neuchatel bei. Hier ist nirgend auch nur ein Schatten von Uneinigkeit. Desto trostloser gehen die Dinge im Waat'lande. Bern scheint nichts als Rache im Sinne zu haben. Eine Bitte. Reise ich und lasse meine Frau ein paar Monate allein, so braucht sie für die einsamen Abendstunden eine für ihre Stimmung wohlthätige Beschäftigung. Ich wünschte daher recht sehr, du suchtest ihr etwas aus, das sie unterdessen übersetzen könnte. Wie es sich versteht, würde es von mir revidirt.

Fast hätte ich eins vergessen. In Bern wollen sie ja, nach ihrer Art und ihrem Sinne, durch ein Tagblatt wirken. Sollte es nicht sehr gut, ja nothwendig seyn, daß Ihr ebenfalls den einmal gegebenen, wenn auch anders gemeinten, Vortheil benutztet, und auch ein Tagblatt in Gang brächtet? Am natürlichsten und leichtesten käme das freilich in Basel zu Stande; doch hat man Basel sehr zu verschreien gesucht, und hie und da mit so gutem Erfolge, daß ich schwerlich Popularität erwarten würde, wenn ein solches Tagblatt wo anders als in Basel, aber in der Schweiz heraus käme. Seyd Ihr nicht schon darauf gefallen? — — —

Den 4. Februar 1798.

Die Nachrichten kommen freilich sehr zerstückt, verwirrt, und auf mancherlei Weise entstellt zu uns; allein es ist mir, als deuteten sie im Ganzen dem, in Beziehung der Hauptsache, und deren Sinne nach. Nach der *Hauptpunkt*, Bern, scheint die allgemeine Richtung einzunehmen. Die *Hauptfrage* bleibt jetzt also wohl nur diese: Wird Frankreich zunächst seine Einwirkung *erneuern* wollen? Ob die neuere Person des Direktoriums mag ich freilich nicht sehen; aber

die große Feinheit seiner bisherigen Politik in Ansehung der Schweiz macht mich hoffen, es werde, wenigstens für jetzt, jener allgemeinen Richtung zweckmäßig zu statten kommen — und das ist denn doch einstweilen genug — weiterhin ist es Eure Sache, Euch wacker zu halten.

Vorausgesetzt, daß Frankreich jene Hoffnung nicht täuschte: sollte es nicht eine Maasregel seyn, die je eher je lieber in Erwägung gezogen werden müßte, eine neue Tagsatzung in dem Geiste, den der gewaltige Antrieb dieser letzten Tage das Uebergewicht verschafft haben wird, zu Stande zu bringen? Nichts kann euch ja doch mehr am Herzen liegen, als die helvetische Einigkeit wieder herzustellen; schlägt ihr hiezu den Weg ein, erst, vereinzelt, wie ihr seyd, über ihre neuen künftigen Grundlagen zu berathschlagen, so fürchte ich, die Hindernisse würden euch zu mächtig seyn. Auf jene Weise dingegen fangt Ihr gewissermaßen mit der Einigkeit an, und die Organisation derselben muß dann leichter zu Stande kommen.

Komme ich Dir und Deinen Schweizer Freunden vielleicht post festum mit dem Gedanken, so ists mir um desto lieber.

Den 12. Februar 1798.

Ueber den gegenwärtigen Wirrwarr mag ich Dir nichts mehr ſchreiben; in wenig Tagen werden wir uns darüber ausreden. Ich vermuthe, die nächſten Tage künftiger Woche zu reiſen, und komme dann gewiß über * *.

Hier iſt nichts Neues, aber ungeheuer viel Agitation. Das zweckloſe, ohnmächtige, ariſtokratiſche Wüthen iſt unzweifelhaft die dringendſte Gefahr des Augenblicks. Ueber dem See war vorgeſtern Muſterung der franzöſiſchen Truppen, durch den an Maſſenas Stelle ernannten General der dortigen Diviſion, Brüne. — Er verkündigte die Ankunft einer Konſtitution für die geſammte Schweiz, die militäriſchen Anſtalten, um ihre Annahme durchzuſetzen, u. ſ. w. Da es keineswegs ſcheint, als ob ihr ſämtlich und einmüthig dieſes väterliche Verfahren als eine unumwundne Kriegserklärung anſehen, und nach dieſer Anſicht handeln würdet, um Euch alsdenn jede Euch beliebige Konſtitution, ſelbſt wenn es die des Direktoriums wäre, zu geben, ſo wünſche ich nur von Herzen, daß die Annahme je eher je lieber geſchehen möge.

Basel, den 7. März 1798.

Das Neuste und Wichtigste von hier, mein lieber Freund! ist die Ankunft des Bürger O. Er sprach gestern drei Stunden in der Nationalversammlung zu Gunsten der von Paris gesandten Konstitution, und trug auf schleunigste Berathung und Annahme an. L** und andere opponirten. Doch wird es wahrscheinlich durchgehen mit dieser Konstitution. Der Hauptgrund des Bürger O. ist en dernière analyse: daß es das Directorium so haben wolle. Um diesen, an und für sich schon schwerhaltigen, Grund zu verstärken, werden verschiedene analogue Mittel angewandt, z. B. Schrecken über die heftigen gegenrevolutionären Bewegungen am verwichenen Donnerstag, die durch einen stark ausgedrückten Vortrag Mengaud, sechstausend Mann hier durchmarschiren zu lassen, veranlaßt wurde. Ferner Schrecken über einen andern gestern geschehenen Antrag desselben Bürger Mengaud, die Inselsachen aufs Neue mit aller Strenge vorzunehmen, wo es heißt: je ne puis cacher que je regarderai comme les complices de ces traitres, quelque soit le masque civique dont ils se couvrent, tous ceux qui oseroient elever leur voix en leur faveur. Du begreifst ohne meine Erklärung den Zusammen-

bang zwiſchen dieſen und noch andern Schrecken, und der Nothwendigkeit, eine ſo mächtig protegirte Konſtitution anzuerkennen.

Morgen geh ich weiter, und zu meinem Leidweſen ohne beſtimmte Aufkunft, wie es ſich mit euch verhält. Mit ſchwerem Herzen ſcheide ich dießmal von Euch. Von Tage zu Tage beſtätigt ein Kanton nach dem andern das quos Deus vult perdere &c. Aber ſo viele Menſchen, die kein guter, kein gerechter Gott verderben möchte, ſchwanken mit am Abgrund, oder ſtürzen hinein! Mögen wir mit unſern Kindern und einſt an Einem friedlichen Flecken deſſen alles erinnern!

Tübingen, den 18. März 1798.

Deine Anfrage, mein Lieber, traf wunderbar mit meinem letzten Brief überein, den Du nun erhalten haben wirſt. So viel Sicherheit, als ich für die Meinigen hier erwarte, kann ich Dir und den Deinigen auch verſprechen; es wird viel gekannegießert, von Krieg, von revolutionairen Planen u. ſ. w. Aber wo iſt der Fleck, der ſichre Ruhe verſpräche? So wie ich alle, trotz jener Kannegiſſereien, und der von mir eingeſehenen Möglichkeit, daß auch wohl Grund daran

ſeyn könne, doch die Meinigen kommen laſſen will, ſo kann ich nicht anders als wünſchen und rathen, daß auch ihr beſtämt. Dann emigrirten wir immer insgeſamt, bis wir endlich, ich weiß nicht wohin, kämen, wo nicht mehr emigrirt wird. Laß noch ein Paar von den Unſrigen, und ein Paar Neuenburger zu Hauſe proſcribirt oder verbannt ſeyn, dann wollen wir zum Reſidiren, oder Emigriren, wie es die Umſtände geben, ein artiges Zirkelchen zuſammen machen, eine rechte eine und unbeſiegbare Republik, die niemand, auſſer uns, zu konſtituiren wagen ſoll.

Geſtern erhielt ich endlich zu meiner unendlichen Freude drei Briefe von Hauſe, wo ſie alle wohl und auch noch politiſch ruhig ſind. Wenn Du eine Zeit haſt, vergiß nicht meiner Frau Herrmann und Doctor, und auch die andern beiden Bücher zu ſenden.

Tübingen, den 26. März 1798.

Für euch, wie ich Dir ſchon ſchrieb, iſt mir euer Entſchluß, zu bleiben, freilich beruhigender. Sollte der ganze revolutionaire Zirkel in der Schweiz herſchreiben, ſo würden an Dich und Deinesgleichen Verfolgungen und Proſcriptionen kommen, da

es dann, will Gott, noch immer Zeit seyn würde, abzutreten und uns zu vereinigen. Dann wär' ich gewiß Landsmann dieser auswärtigen Schweiz. Beunruhigen mich aber auch diese Möglichkeiten um euretwillen, so kann ich euch freilich auch nicht rathen, ihnen so früh zuvorzukommen.

Noch so vielen eitlen Unsinn habe ich jetzt doch noch eins. Möchte Stolz und Eigendünkel die Potenzen nicht verhindern, zu sehen, daß sie um ihrer selbst willen sich doch in ihrem Spiel mit eurem Volke eine Art von Ziel setzen müßten, daß aus ewigem end- und zwecklosem Spiel grade bei diesem Volke endlich doch eine Vereinigung entstehen könnte, die für den einen Theil leicht nicht weniger schrecklich werden dürfte, als für den andern.

Tübingen, den 29. Jun. 1798.

Ich bin vorgestern Abends von einer kleinen Reise wieder gekommen, und war um so ungeduldiger, wieder hier zu seyn, als ich unterwegs die allerlichsten Nachrichten aus der Schweiz im Allgemeinen erfuhr. Mir dünkt, es gehe gar nicht übel, ich habe eine Ahnung, als werde eure Sache — und zwar in

Kurzem, — der Tropfen zu viel seyn, wovon der Becher der Tirannei überfliessen wird. Es wird dabei mit so plumper Dummheit verfahren, so wenig Sorge getragen, auch nur den leichtgläubigsten Theil des Publikums zu gewinnen, daß ich mich sehr irren müßte, wenn nicht nächstens eine von den rivalisirenden Faktionen diese ungeheure Blöße benützte, und sich mit eurer guten Sache verstärkte. Ich stimme daher von ganzem Herzen in euern Toast bei euerm civischen Gastmal: Heil Rapinat! Auch freue ich mich, daß ihr aushaltet, daß ihr dem jämmerlichen Wüterich den Possen spielt, und ihn zwingt, seine dumme Infamie en detail und wiederholt zu treiben, anstatt aus übel verstandnem republikanischem point d'honneur in Masse abzutreten, und ihm so die halbe Mühe zu ersparen. Die Leute sind auf dem besten Wege, sich ihren Abgrund sehr schnell selbst zu graben.

Ein Brief, auf dem das Datum fehlt, der aber unstreitig in diese Zeit gehört.

Eines habe ich an dem Aufsatze nur verändert — die Stelle wegen der Stimmen, die **** hatte. Ich fand ihren Ton mehr schädlich als nüzlich. Daß eine

gun-

ganze Maſſe freier Stimmen in einer Nationalrepräſentation, muß, meines Erachtens, öffentlich mit Achtung im Ausdrucke behandelt werden, und kann es um ſo füglicher, wenn ſie durchgefallen iſt. Als Republikaner alſo, habe ich den Ausdruck hier gemildert. Ueberhaupt, von mehreren Orten her kommen mir Vergleichungen zwiſchen Euch und der Gironde zu — und ich bleibe gern bei dieſer ehrenvollen Vergleichung; aber theilt ihr nicht den Fehler der Gironde, durch welchen ſie verſäumte, halb aufgeklärte, ſchwärmeriſche, aber wohlmeinende Menſchen unter ihren Gegnern, ſchonend zurückzuführen? Tolle und boshafte Ignoranz ſchreit gern über Ariſtokratie der Beſſeren, aber die Beſſeren üben zu leicht, aus Verachtung und Abſcheu gegen jene Ignoranz, wirklich eine gewiſſe Ariſtokratie, eine drückende Superiorität, und beſonders Unmittheilung, gegen Menſchen aus, die vielleicht aus Mangel an Zuvorkommung, Schonung, Mittheilung von Seiten der Beſſern, zwiſchen ihnen und jenen ſchwanken, jenen aber nie zufallen würden, wenn die Beſſeren ſie mit kluger Humanität behandelten. Vermeidet ihr den Fehler nicht, ſo geſchieht euch, was der Gironde geſchah; ſie war nicht Partei, und machte ſich dadurch der Vortheile einer Partei verluſtig,

bekam aber dagegen zu ihrem positiven Schaden den Stolz und die Exklusivität einer Sekte in den Augen nicht allein ihrer abscheulichen Gegner, sondern selbst einer Menschenart, die für sich zu haben, sie, wo nicht um ihres selbst, doch um ihrer Sache willen, hätte wünschen und trachten müssen.

Zum Schluß dieser Fragmente, und um gleichsam alles, was sie von Hubers Ansicht der Schweizer-Angelegenheiten bis zu diesem Zeitpunkt enthielten, zusammen zu fassen, findet der Auszug eines Schreibens an einen entfernten nicht schweizerischen Freund hier einen Platz.

Im Sommer 1798.

Wahre oder politisch affektirte Leidenschaft überhäuft die alten Regierungen der Schweiz, bald mit Vorwürfen, die ein flüchtig vergleichender Blick auf den gegenwärtigen und den vergangenen Zustand dieses Landes allzu fürchterlich widerlegt, bald mit einer Art Beileidsbezeugungen, welche die an sich schon so natürliche Hoffnung nähren, als sey das verlorne Spiel vielleicht noch wieder herzustellen. Trotzt ja doch der Mensch selbst der allmächtigen Naturnothwendigkeit,

baut von neuem auf, wo das Feuer des Himmels oder des Vulkanes Wuth seine Anstalten vieler mühseliger Jahre zerstört hat: wer möchte von ihm fordern, daß er sich da in erhabene weise Unthätigkeit ergäbe, wo er nur Menschen, nur Seines Gleichen, deren Gutes, deren Klugheit und Muth, er auch sich zutrauen darf, über deren Böses, deren Frevel und Eigenmacht, er sich zu empören das angeborne, unverlierbare Recht hat, als die Urheber seines Ruins erblickt?

Ich lebte nahe an sechs glückliche Jahre in der Schweiz. Nicht arkadisch und sentimentalisch wüßte ich dieses Land zu preisen, aber es gewährte mir treffliche Freunde, und ich fand dort im Ganzen besser erhaltne Einfachheit und Sittlichkeit, und wo nicht mehr, freier, und reiner würkende Selbstständigkeit und Humanität, als in irgend einem Lande, das ich sah, und von dem ich hörte. Lauter Früchte alter Freiheit, die im glühenden Treibhaus der neuen noch lange nicht gedeihen können.

Mit Entsetzen, mit Fluch sah ich das Ungeheuer des Kriegs diesem einzigen durch Jahrhunderte vom Frieden geheiligten Boden Europa's sich nähern. Und es mußte hier Blut fließen, denn es gab hier viel

Glück zu erhalten, oder zu rächen, und viel Kraft, beides zu versuchen.

Eine schreckliche Schuld scheint von den Trümmern der Schweiz sich auf das Haupt der grossen Nation zu wälzen. Aber es ist mehr Unglück als Schuld. Die Franzosen sahen bei ihrer, leisesten Berührung die alte Schweiz gleichsam aus einander gelöst; sie griffen noch einmal, und es trennten sich noch mehrere Fugen. Vom Oktober sieben und neunzig, bis zum März acht und neunzig erneuerte fast jeder Tag das nämliche Schauspiel — sie glaubten, blos von ihrem fortgesetzten Tritt, müßte das morsche Gebäude vollends zusammen stürzen. Man sagte ihnen: wohl ist das Gebäude morsch: es faßt aber sehr feste Hütten ein, seht wie diese stehen, während über ihnen, und neben ihnen alles wankt.

2.

Briefe

zwiſchen Huber

und Fr. von C.

gewechſelt vom Jahre 1793 bis 1798.

Die folgenden Briefe ſind dem Ton und dem Inhalte nach ſo verſchieden von den vorhergehenden, daß der Herausgeber ſie jenen folgen läßt, obſchon die meiſten gleichzeitig mit ihnen geſchrieben ſind. Die Frau, mit welcher Huber nachſtehende Briefe wechſelte, überlebte ihn nur ein Jahr, gleich intereſſant durch Geiſt und Herz, hat ſie viel auf ſeine Ausbildung gewürkt, am meiſten aber hat ſie ſeine Kenntniß des weiblichen Herzens bereichert. Sie hatte über ſich und ihr Geſchlecht in dem Zirkel der vornehmern Welt, in dem ſie gelebt hatte, viel nachgedacht, und hatte den Muth, die Reſultate ihrer Erfahrungen und Beobachtungen ihrem Freunde eben ſo kühn mitzutheilen, als ſie ſolche unter dem Namen des Abbe de la Tour in ihren kleinen Romanen äußert. Ihr vollſtändiger Briefwechſel, wenn ihre Freunde ihn herausgeben dürften, würde den mancher berühmten Franzö, ſin an Energie und Eigenthümlichkeit bei weitem übertreffen.

Hubert an Frau v. C.

Neuchatel im August 1793.

Sobald die Verfaſſung eines Staats nicht in einem einfachen willkührlichen Despotismus beſteht, welches in keinem civiliſirten europäiſchen Staate der Fall iſt, — wie dieſe Verfaſſung nun auch übrigens ſeyn mag, ſo enthält ſie dennoch nothwendig, und weſentlich eine geſetzmäßige Kraft gegen jede Revolution.

Die Staatsverwaltung kann durch Mißbräuche dieſe Kraft ſo abnutzen, daß ſie endlich unzulänglich wird, und ſich als unzulänglich zeigte, wenn der Fall einträt, aber jede fehlgeſchlagene Revolution iſt nach allen allgemeinen und poſitiven Geſetzen civiliſirter Nationen ein Staatsverbrechen, und keine philoſophiſche Abſtraktion kann von dieſer Regel eine Ausnahme machen.

Wenn es der Staatsverwaltung in der Anwendung dieſer Kraft gegen eine Revolution gelingt, ſo dient dieſes zu gleicher Zeit zu einer hinreichenden

Widerlegung über die Nothwendigkeit einer Revolution.

Von der andern Seite iſt die Nothwendigkeit einer Revolution dadurch allein ſchon erwieſen, daß ſie nicht verhindert werden konnte, und die Revolution tritt mit der Gegenrevolution in das Verhältniß des Staates mit ihr ſelbſt.

Denn eine Gegenrevolution iſt nichts anders als eine Revolution; ſie hat kein anderes Recht, als jene, zu allem, was ihr Gelingen verſchaffen kann, ſie hat eben ſo wenig Recht, ſich über irgend etwas, das ſie fehlſchlagen machen kann, zu beklagen.

Allein die Kraft des Staats gegen die Revolutionen iſt regelmäßig; ſie erkennt gewiſſe moraliſche und politiſche Gränzen, und bis zu dem ſehr dringenden Augenblick ihrer Anwendung bleibt ſie nothwendig innerhalb dieſer Gränzen eingeſchloſſen. Dahingegen iſt der Streit zwiſchen einer Revolution und der Gegenrevolution durch ſeine Natur ſelbſt unregelmäßig, unbegränzt, und ohne alle Moralität. Deswegen iſt er alſo das größte Unglück, das dem Menſchen im geſellſchaftlichen Zuſtande widerfahren kann.

Keine Revolution, wenn ihr Vorwand und ihre Weſenheit auch die Befreiung von gewiſſen oder von

allen Ketten wäre, kann der Anklage entgehen, daß sie die persönliche Freiheit und Sicherheit der Staatsglieder in Gefahr setzt. Denn der Staat, den sie umstürzte, wie er auch beschaffen seyn mochte, war eine zuverläßigere Bürgschaft dieser Freiheit und Sicherheit, als die Revolution.

Diese Anklage steigt in dem Kampfe zwischen einer Revolution und einer Gegenrevolution zu ihrer größten Höhe. Wenn sich aber eine Masse persönlicher Freiheit und Sicherheit, die von der Revolution in Gefahr gesetzt ward, sich gegen sie als Gegenrevolution erhebt, so kann sie sich, welches auch der Erfolg sey, nicht besser dabei befinden, wie die Revolution selbst.

Der Krieg eines nicht revolutionären Staates, gegen einen revolutionären Staat, kann den ersten berechtigen, den zweiten mit einer Gegenrevolution zu überziehen, so wie er diesen berechtigen kann, in jenem eine Revolution zu bewirken, denn der Krieg berechtigt bis zu einem gewissen, durch die Natur der Revolutionsvorfälle nicht bestimmten, Punkt, dem Feind zu schaden. Aber der nicht revolutionaire kriegführende Staat muß besonders darüber wachen: daß die Gegenrevolution, deren er sich dem Feind zu schaden be-

dient, eine fremde Angelegenheit bleibt, und alles, was durch eine gefährliche Folge der oben erwähnten Unbeſtimmtheit gegen revolutionaire Elemente in die innern Verhältniſſe dieſes Staats einmiſcht, miſcht ſich auch auf gleiche Weiſe in die Feindſeligkeiten gegen den revolutionirten Staat; denn die Gegenrevolution iſt eine Revolution, und die eine und die andere beſtehen aus demſelben Elementen, das heißt: aus Faktionen, Leidenſchaften, Wuth, Stärke, Zwieſpalt, Anarchie, da hingegen die Bande des geſellſchaftlichen Vereins, Ruhe, anerkannte Macht, Einigkeit, und Geſetzlichkeit ſind .....

Fr. v. C. an Huber.

C. den 23. Auguſt 1793.

Nächſtens fordre ich einmal Ihre Meinung über einige Fragen, welche den Menſchen und die bürgerliche Geſellſchaft betreffen. Fragen, die Ihr Brief, ſo gründlich er war, doch nicht ergründet hat. Könnten Sie, durch Ihre Antwort, den Scepticismus zerſtören, in welchem ich wanke, mich bald dem einen, bald dem andern Ufer nähere, ohne je irgendwo feſten Fuß zu faſſen, — Sie würden mir ſicherlich ei-

nen groſsen Dienſt leiſten. Ich fürchte nur, daſs man mir dieſen Dienſt nicht leiſten kann, denn mein Scepticismus ſcheint mir mehr aus dem Mißverhältniſſe zwiſchen der Fähigkeit meines Kopfes und dem Gegenſtand, den er, um ihn ganz zu begreifen, umfaſſen müſste, zu beſtehen. Nun wir werden ſehen! So viel weiß ich, daſs ich mich lieber an Sie, wie an irgend einen andern Menſchen, den ich kenne, wenden werde, um über Dinge, die mir am ſchwerſten und dunkelſten ſcheinen, Klarheit zu erlangen.

Was die Briefe anbetrift*), ſo thun Sie Ihnen mehr Ehre an, als Sie verdienen. Ich würde ſie gegen Einwürfe, die ſehr gegründet ſeyn könnten, nicht vertheidigen. Ich habe darinn den gröſsten Theil der Gegenſtände nur theilweis und im Kleinen betrachtet. Wenn ich wünſchte, daſs Sie ſie leſen möchten, war es gar nicht, weil ich hoffte, daſs Sie etwas Neues, etwas Glänzendes darinn finden würden, ich dachte dabei an Ihr Journal, und glaubte, ſie könnten Ihnen im Fall der Noth einmal zum Lückenbüſſer dienen. Mein Glaubensbekenntniß iſt ſo wenig in die-

*) Ein kleines, nur für das lokale Intereſſe des Augenblicks berechnetes Pamphlet, welches die Briefſchreiberinn damals herausgegeben hatte.

ſen Briefen enthalten, daß ich fühlte, der letzte ſchmeichelt den Fürſten. Aber mir dauchte, man müßte ihnen ſchmeicheln, damit ſie ſich ein bischen beſſer aufführen. Man hatte mich um dieſe Briefe gebeten. Suchen Sie, ſagte man mir, dieſe Leute (unſre Bergbewohner) zu beſänftigen, zu dieſem Zweck muß man ihnen ſchmeicheln, und ſie amüſiren. Ich machte meine Sache, ſo gut wie möglich, und das iſt alles. Sie müſſen ſich alſo nicht weiter damit beſchäftigen. Ich ſchließe mit der Verſicherung, daß ich Ihren Brief oft leſen werde.

Huber an Fr. v. C.

Neuchatel, den 27. Oktober 1784.

Gnädige Frau!

Da Sie die Umſtände nöthigten, ſich eines guten Werkes zu begeben, darf ich hoffen, daß Sie mir es faſt Dank wiſſen werden, wenn ich Sie um ein anderes anſpreche.

Ein alter Franzoſe, der in Locle wohnte, und den ich nur an dem Wirthstiſche, wo ich (weiß zwei- oder dreimal geſehen hatte, deſſen leidendes redliches Geſicht, ſeine ſanften, beſcheidnen Sitten, ſein ge-

mäßigter, zurückhaltender Ton aber ſtets einen gewiſſen Eindruck auf mich gemacht hatten, iſt genöthigt geweſen, ſeinen Zufluchtsort, wo er der einzige Emigrirte war, zu verlaſſen. Geſtern traten wir wieder an der Wirthstafel zuſammen, und ich muß hinzufügen, daß die Geſellſchaft, gegen das Gewöhnliche, aus mehr als halb Emigrirten — Leuten, die gewöhnlich nicht die beſten Geſellſchafter ſind — zuſammengeſetzt war. Da ich die Art von Ton, den ſie zu nehmen pflegen, ein wenig fürchte, ſuchte ich ein gewiſſes Wohlwollen, eine gewiſſe Sanftheit in die Tiſchgeſpräche, welche etwa vorkommen könnten, zu bringen. Ich trachtete, den Herrn ihre Sonntagsröcke anziehen zu machen. Es glückte mir, und ich benutzte einen ſehr ſüßen Ton. Nach dem Eſſen zog mich mein alter Franzos bei Seite; er unterhielt mich mit einem wahrhaft rührenden Vertrauen von ſeiner Lage, erzählte mir: er ſey nur ausgewandert, weil es in ſeinem Alter, — er ſey vier und ſechzig Jahre alt — ſehr lächig ſey, mit in Krieg zu ziehen, ein Handwerk, das er weder liebte, noch etwas davon verſtünde. Er wünſchte, ſetzte er hinzu, wünſchte wie Kinder, es ſey ihm unmöglich, außerhalb Frankreich zu einer Partei ſich zu ſchlagen, er habe Frankreich zu

nur verlaſſen, um dieſe Unannehmlichkeit zu vermeiden, wenn er nur die Erlaubniß, hier zu leben, erhielt, wollte er niemand zur Laſt fallen, er wünſche nichts mehr, als nutzlich zu ſeyn, auf welche Weiſe es auch ſeyn könne, entweder als Schreibmeiſter, da ſeine Handſchrift für ſein Alter noch ganz leidlich ſey, oder, indem er Knaben aus guten Häuſern Mathematik lehre, wozu er ſich geeignet glaube, da ſein Vater bei der Akademie in Petersburg Profeſſor geweſen, und ſeine Erziehung in dieſem Fache ſo ſorgfältig behandelt worden ſey, daß er ſich rühmen könnte, ſo bald er nur wieder ein bischen im Zug ſey, jungen Leuten die erſten Grundſätze zweckmäßig beibringen zu können. Oft ſey er in Verſuchung geweſen, in ſein Vaterland zurück zu kehren, ſeine Freunde haben ihm aber immer gerathen, einen günſtigern Augenblick abzuwarten, wo er nicht als Ausgewanderter behandelt zu werden, in Gefahr ſey. Wenn man ihm nun auch in dieſem Lande eine Zuflucht verſage, wüßte er letztlich nicht, wohin ſich wenden? Ehe an die Prieſterpartei zu hängen, die um die Erlaubniß da zu bleiben zu intriguiren ſchien, wär' ihm plattterings unmöglich. Er bat mich darauf um Rath, und wo möglich um Hülfe. Nun zeigte er mir ſeine Papiere,

die mehr noch, als hinlänglich waren. Es waren Pässe, sowohl von der Civil- als Militärbehörde in Boisgau, welche seinen Weg, und die Gründe, warum er nach Neuchatel ging, klar darlegten, es waren sehr ehrenvolle, ich möchte sagen, aus Achtung geschriebne Atteste seines Wirthes, und des Maires von Locle. Er wollte sie mir in Händen lassen, allein ich sagte ihm, ich habe sie nicht nöthig, für den einzigen Schritt, den ich zu seinem Besten zu thun im Stande sey, nämlich mich an sehr schätzenswürdige Personen zu wenden, die, wie ich wüßte, den guten Willen, und vielleicht Einfluß hätten, einen braven Mann in seiner Lage zu verbinden. Das versprach ich ihm, und in diesem Augenblick löse ich mein Versprechen. Ich bin in meiner Erzählung ein wenig weitläuftig gewesen, gnädige Frau, und doch nur mit Furcht, es noch nicht hinlänglich zu seyn, um in Ihre Seele den Eindruck überzutragen, den die Redlichkeit, die Einfachheit, die Bescheidenheit auf mich machten, welche aus allen Reden dieses Mannes hervorleuchtete. Doch für Sie, gnädige Frau, die Sie nie von fremden Leiden sprechen hören, ohne noch Mitteln, sie zu lindern, sich umzusehen, für Sie ist dieses schon zu viel. Der Mann, den ich Ihnen,

der Güte, der Menschlichkeit nicht empfehle, heißt ....

Nehmen Sie, gnädige Frau, meine ehrerbietigsten Grüße gütig auf ....

Fr. v. C. an Huber.

C. den 4. März 1790.

Man sagt mir, daß Ihnen die Uebersetzung Ihrer französischen Gedichte zur lieb Genüge leiste, und daß Sie im Sinne haben, es von Neuem zu übersetzen. Wollten Sie mir wohl, entweder das gedruckte Original oder einen Auszug, den Sie mit italienischen Randnoten abgezeichnet haben, zuschicken? ich will diesen Auszug nach bessern Kräften übersetzen. Senden Sie mir das ganze Stück, so müssen Sie mir einen Auszug zum Uebersetzen angeben. Sie übersetzen dann das Ganze, ich den kleinen Theil, und nachher wollen wir meine Uebersetzung mit der Ihrigen und dem Original vergleichen. Ich werfe mich hier zum Vertheidiger der französischen Sprache auf. Es kommt hier darauf an, zu zeigen — wenn ich dessen fähig bin — daß alles, was ein deutscher Schriftsteller in seiner Sprache richtig ausgedrückt hat, in

der franzöſiſchen muß klar ausgedruckt werden können. Freilich wird nicht jedes Wort buchſtäblich überſetzt ſeyn, aber die Phraſe wird denſelben Sinn, dieſelbe Farbe, und dieſelben Schattirungen haben, vorausgeſetzt, daß das alles in einem wohlorganiſirten Kopfe alſo habe ſeyn können. Denn einen Menſchen, der weder närriſch noch krank iſt, deliriren zu laſſen, ihn einen Perioden vernünftig anfangen, und mit irgend einem thöricht überſpannten Einfall endigen laſſen, ohne daß dieſes einem franzöſiſchen Leſer auffiele — dazu verſtehe ich mich nicht; aber das iſt ein Anſtoß, den ich in dem Heimlichen Gericht nicht zu befürchten habe.

Neuchatel, den 7. März 1794.

Gnädige Frau! ich bin eben nicht anſpruchsloſer, wie ein Anderer; aber wenn ich mich ſelbſt zu ſchätzen hatte, befleiſſigte ich mich immer der ſtrengſten Redlichkeit. Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß ich, je mehr ich von der Zeit wo ich das heimliche Gericht dichtete, je mehr finde ich, daß ich damals ſehr gut wußte, was ich wollte. Wie ich es letzthin aufmerkſam wieder las, habe ich mich ſogar überzeugt, daß der Plan und die Anordnung des Stücks nach ſtren-

lich guten Grundſätzen gemacht ſey. Allein es hat wenig Schattirungen in den Karakteren, oder vielmehr nur Philoſophie über die Karaktere, wenig Einfachheit, viel zu viel Ueberfluß in der Ausmahlerei. Die hauptſächlichſten Ideen ſind auf tauſenderlei Weiſe variirt, und mühſelig ausgearbeitet, anſtatt konzentrirt zu ſeyn, und mächtig und mit Glanz hervorzutreten. Meine Abſicht war es auch nicht, das Stück ganz zu überſetzen, ich wollte nur die gröbſten Mißgriffe meines Ueberſetzers verbeſſern, um einige Perſonen, denen die Ueberſetzung trotz ihrer Fehler Vergnügen gemacht hatte, zu verbinden. Nachher wollte ich die vier erſten Auftritte des vierten Aufzugs, die ganz epiſodiſch ſind, und die Herr von Bock ausgelaſſen hat, überſetzen, allein nur um Fr. v. Z. Freude damit zu machen, denn ſie ſind ſehr geheimnißvoll ſelbſt im Deutſchen, ich hielt ſie auch immer für unüberſetzbar, bis Fr. v. Z., die ſie ſehr liebt, mich überredete, es walte dabei ein gutes Theil Faulheit bei mir ob.

Ich glaube alſo wörtlich, und ohne alle Ziererei, gar nicht, daß das heimliche Gericht bei unſerm Streit über das deutſche Schauſpiel ein beweiſendes Stück ſey, aber das einmal feſtgeſetzt, nehme ich Ihre Herausforderung eifrig und dankbar an. Dennoch wird

es mir ſchwer, den Auftritt, an welchem Sie ſich üben ſollen, zu wählen. Die vier Auftritte, welche ich angefangen habe, liegen ganz auſſer den Gränzen der dramatiſchen Dichtung, von der ſechsten des fünften Aktes hat Hr. v. Bock kein Wort verſtanden, und ſie ſcheint mir ſchwer zu überſetzen. Aber die langen Reden, welche Artheim nennt, machen mich erröthen, wenn ich an die billige Ungeduld denke, die ſie Ihnen einflößen werden. Der zehnte Auftritt des erſten Aufzugs iſt von allen meinen langen, raiſonnirten Scenen, die, welche ich für am beſten ausgearbeitet und am mehrſten an ihrer rechten Stelle halte, ſo bald man mir zugiebt, daß mein Stück, ſeiner Natur nach, raiſonnirt ſeyn muſte. Dieſer Auftritt machte mir bei ſeinem letzten Durchleſen mehr Freude, wie irgend ein anderer, und ich halte ihn nicht für ſo ſchwer, wie die Andern. Ich ſtreiche alſo die drei Stellen in dem Exemplar an, welches ich Ihnen zu ſenden die Ehre habe, und Sie mögen ſelbſt wählen, ob Sie den ſchwerſten Auftritt vorziehen, oder einen von denen, welche, ohne fließend, wie ein franzöſiſches Kunſtwerk, zu ſeyn, dennoch der deutſchen Sprache keine Schande machen.

Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Ihnen ein

so übel zugerichtetes Exemplar schicke. Die beste Entschuldigung ist die: daß ich kein anderes habe. Die Durchstriche und Korrektionen sind zum Behuf einer neuen, davon zu erscheinenden, Ausgabe gemacht.

Erlauben Sie mir, gnädige Frau, die Versicherung u. s. w.

Frau v. C. an Huber.

C. den 4. Jenner 1796. *)

Unsre beiderseitige Arbeit hat mir gestern viel Vergnügen gemacht. Das wäre allerliebst, wenn Herr Huber es noch dahin brächte, eben so gut französisch wie deutsch zu schreiben. Um dahin zu gelangen, nehme ich mir die Freiheit, ihm zu sagen: daß er die zu französischen Redensarten ablegen muß. Diese veralten von einem Augenblick zum andern, so daß der Ausländer sie oft erst annimmt, wenn der Franzose sie ablegt, so wie die französischen Kopfputze, die man nie übertrieben nachahmen sollte. * * hat diese Verkehrtheit begangen, und in dieser Rücksicht ist sein kleines Buch eine wahre Fastnachtsfarce. Wenn Sie

*) Es ist in diesem Briefe von einer Charakteristik des jetzigen Fürst Primas die Rede, die nie öffentlich erschienen ist.

es haben, ſo bringen Sie es einmal mit, ich will Ihnen eine Menge Stellen bemerken, wo es, aus lauter Anſtrengung, franzöſiſch zu ſchreiben, recht deutſch geworden iſt. Doch zur Anwendung! Souverainement ridicule, geht noch an, obſchon man es faſt nicht mehr braucht. Eine Zeitlang ſagte man es viel, ſo wie: furieusement amoureux, furieusement modeste, u. ſ. w. Die Berner ſagen noch terriblement joli. Es ſcheint, daß die Deutſchen die langen Nebenwörter (adverbes) lieben. Constitutionellement iſt gar ſchön; inconstitutionellement iſt noch ſchöner, aber anticonstitutionellement würde prächtig ſeyn! je mehr man Mühe hat, mit einem Worte fertig zu werden, je mehr Wohlgefallen ſcheint man daran zu haben, und iſt es endlich glücklich heraus, ſo ruht man hernach aus, wie nach einem Triumph. Für meinen Theil geſtehe ich, daß mir constitutionel, wo es nicht durchaus nothwendig iſt, ſchon zu lang ſcheint. Nachdem man die importance constitutionelle ein bischen genoſſen hat, bitte ich Sie, thun Sie es fort! erſtlich, als nicht zur Sache gehörig, weil es den Coadjutor von Mainz um nichts geringer gemacht hat. (Wenn Sie einmal über Joiero den Zweiten ſchreiben, dann bringen Sie dieſe Phraſe

an, aber beladen Sie nicht das Portrait des armen Goethe damit.) Zweitens, weil es das, was Sie sagen wollen, gar nicht gut ausdrückt. Sie müßten sagen: die politische Wichtigkeit, oder: die Wichtigkeit, welche die Constitution des deutschen Reichs dem Churfürsten von Mainz giebt. Es giebt eben so wenig eine constitutionelle Wichtigkeit, als einen constitutionellen Credit, oder eine constitutionelle Ernsthaftigkeit. Das ist eine Kleinigkeit, aber keine kleine Kleinigkeit. Eine Art von Elisa, eine Elisen, — ich weiß nicht, wie man sagt — die gar nicht angenehm ist, wenn man sie in einem Haufen schwerfälliger Worte antrift. — Genug für heute. —

Noch ein Wort an meinen Schüler wegen der Wahl von Lektüre in der Absicht, den Styl zu bilden.

Meinetwegen mag er noch Philipp von Commine lesen, oder den alten Joinville, diese Leute haben mit dem Styl eines Fremden, der französisch schreiben will, nichts gemein. Dennoch ließ ich sie lieber bei Seite, damit die Dreistigkeit ihrer gothischen Ausdrücke mir nicht im Kopf klebe, wenn ich rein und sächsisch schreiben wollte. Aber ich würde mit der größten Sorgfalt gewisse neuere Schriftsteller vermeiden, die eben so barbarisch sind, wie jene, und

alle die, welche etwas zu eigenthümliches, zu karakteriſtiſches haben, um aus dem vergangnen Jahrhundert nur Boſſuet, Fenelon, und einige andere zu leſen, aus dieſem Jahrhundert Büffon, lieber wie Rouſſeau, Vertot lieber wie Voltaire, Bailly lieber wie Alembert und Condorcet. Reinheit, Klarheit, Einfachheit werden leichter eingeflößt, als nachgeahmt — könnten ſie nachgeahmt werden, ſo wär's deſto beſſer, aber das, was wir nachahmen, und oft, ohne es zu wiſſen, ſind auffallende Wendungen, die durch ihre Sonderbarkeit anziehen, häufige Antitheſen, reichliche Epigramme, Zuſammenſtellungen, die mehr ſonderbar, als richtig und natürlich ſind. So ahmen wir die Tics derer, mit denen wir leben, viel häufiger nach, als ihr Betragen, oder ihre Sprache, welche beinahe nur in der Abweſenheit auffallender und ſonderbarer Dinge beſteht. Muß man aber irgend einen Tic, irgend eine Eigenheit im Styl, oder im Betragen haben, ſo ſollten wir ſie wenigſtens nur von uns ſelbſt nehmen. Ich habe oft zu jungen Frauenzimmern, die hübſche Briefe ſchreiben zu lernen wünſchten, geſagt: Leſet die Briefe der Frau von Maintenon, in welcher nur Reinheit und Raſchheit des Styls iſt, lieber, wie die der Frau von Sevigné, die voll

Geiſt und Anmuth ſind, denn ihr würdet lächerlich, ahmtet ihr dieſe nach, aber keineswegs ſucht ihr jener zu gleichen. Die Schriften, welche die Revolution mit ſo einer bewundernswürdigen Fruchtbarkeit hervorgebracht hat, haben in Rückſicht des Styls denen, welche ſie ſich aneigneten, ein ſehr böſes Beiſpiel gegeben, welches man wohl von ſich zu entfernen bedacht ſeyn ſollte . . . . . .

Huber an Fr. v. C.

Bale, den 5. Jenner 1796.

Endlich bin ich mit meinem Dalberg fertig. Gern nehme ich die Deutung an, daß ich mir einſt einen Styl im Franzöſiſchen zu eigen machen werde. Ich bin in einer herrlichen Schule, und das, was Sie für mich zu thun die Güte haben, iſt grade das, was mir fehlt. Wenn ich in den Fehler verfalle, die Galicismen zu mißbrauchen, iſt's nicht, weil ich dieſe Gefahr nicht kenne, denn oft machte ich die Bemerkung, daß Fremde ihr ausgeſetzt ſind, und nur die Macht des Inſtinkts hat mich dazu verleiten können. Was die Importance constitutionelle anbetrifft, ſo gebe ich ſie Ihnen preis, gnädige Frau, obſchon ich vor

dem zweiten Einwurf nicht ganz überzeugt bin. Conſtitutionel ſcheint mir das zu ſeyn, was ſich auf eine Conſtitution gründet, oder auf eine Conſtitution Bezug hat. Dieſes iſt der Sinn jedes Adjectivs in Rückſicht des Subſtantivs, zu dem es gehört. Nun iſt aber die conſtitutionelle Wichtigkeit auf die Conſtitution gegründet, und bezieht ſich auf die Conſtitution. Allein der Einwurf, dem ich nachgebe, iſt, das Ende der Phraſe iſt dem Gegenſtande fremd, es ſtört die Einheit und die Entwickelung.

Die würklichen Fehler, die mir noch zu Schulden kommen, bei Seite, glaube ich, daß wir in den Erörterungen, zu denen Sie ſich gütig verſtehen wollen, wie es immer geſchieht, wenn man redlich erörtert, der Wahrheit auf halbem Wege begegnen werden. Sie ſind unerbittlich in Rückſicht von Reinheit, Präciſion der Sprache — daher der große Vortheil, den mir Ihr Tadel und Ausſtreichen bringt. Ich, wenn ich dagegen ſtreite, ſtütze mich auf den allgemeinen Grundſatz: daß die Worte den Gedanken untergeordnet ſind, daß jene dieſe alſo nicht verdrängen ſollen. Dann geſchieht es zuweilen, daß Ihre Strenge mir zuweilen beweiſt: das, was ich für Gedanken hielt, war blos eine Wendung, und in einer wohl organi-

ſirten Sprache hat der Styl oft das Recht, den Gedanken zu beſſern. Dann gebe ich nach, und das, was ich mir noch vorbehalte, kann nur dienen, mir, wenn ich je franzöſiſch zu ſchreiben lerne, ein gewiſſes Colorit zu erhalten, einen Karakter des Styls, welcher macht, daß ſich unter den guten Schriftſtellern der eine dem andern nicht ähnlich ſieht.

Fr. v. E. an Huber.

E. den 6. Jenner 1796.

Ich verſtand vollkommen, was Sie mit importance constitutionelle ſagen wollten; aber ich behauptete, und ich behaupte noch, daß man ſich nicht ſo ausdrücken ſoll. Wichtigkeit iſt ein zu vielfaches Ding, denn man braucht es von moraliſchen Schätzungen, von metaphiſiſchen, und eben ſo von geſellſchaftlichen Uebereinkünften; man kann ihm alſo nicht ein ſolches Epithet geben, welche vorausſetzt, daß es von der Conſtitution des Landes abhängt. Ich werde von einer Frau ſagen: ſie hat eine geſetzmäßige Gewalt in ihrem Hauſe, aber nicht eine geſetzmäßige Wichtigkeit; geſetzmäßige Rechte auf dieſen Mann, der ihr Gatte iſt, aber keinen geſetzmäßi-

gen Einfluß. Solche Wendungen ſind, glaube ich, in dem Geiſt der deutſchen Sprache. Sie liebt ſolche zierliche Vereinigungen, (englobement) und das Erſtaunen, welches ein: Conſtitutionel einflößt, wenn es mit einer Sache, oder einem Worte verbunden iſt, das nicht zur Conſtitution zu gehören ſcheint. Ihr würdet, glaub ich, von dem Einkommen, welche die Conſtitution einem Prinzen giebt, recht gerne ſagen: ſein conſtitutionelles Vermögen, und von ein Paar Augen, die ſittliche Reinheit und Güte ausdrückten, ihr moraliſcher Zauber. Dieſe Art Räthſel gefällt den Franzoſen nicht ſo ſehr; ſie leſen lieber ein paar Worte mehr, und verlieren ein paar Augenblicke weniger mit Errathen. Wenn ein franzöſiſcher Schriftſteller ſich einer Wendung dieſer Art bedient, ſo ſchützt er ihr Befremdliches durch ein: wenn man ſich ſo ausdrücken darf, oder gleichſam u. dgl.

Ich liebe ſehr, was Sie von Ihrem Vertheidigungsgefecht ſagen zu Gunſten Ihrer Ideen, von denen Sie nicht wollen, daß die Worte ihnen Geſetze auflegen, und daß ſie endlich doch dem Styl das Recht zugeſtehen, die Ideen zu modifiziren, oder zu verbeſſern. Ihr erſter Anſpruch iſt billig, Ihre nachherige Nachgiebigkeit iſt vernünftig. Bedenken ſie übrigens,

daß, wenn eine Idee ſo köſtlich iſt, daß alle Bruchſtücke, in welche ſie ſich theilen läßt, alle ſo intereſſant ſind, daß man keines davon verlieren ſollte, ſo kann man ſie alle in andern Phraſen wieder einholen, welche jener erſten, welche man gebeſſert und beſchnitten hat, folgen können. Dieſes hat Rouſſeau ſo wohl verſtanden! Er fängt einen Perioden über denſelben Gegenſtand, den er erſchöpft zu haben ſcheint, wieder an, er ſcheint im Begriff, ſich zu wiederholen, aber bald hat man das Vergnügen, eine neue Entwickelung zu ſehen, denſelben Gegenſtand aus einem andern Geſichtspunkt zu erblicken. Ohne Zweifel erfordert das Kunſt. Einzelne Diamanten, einer als Ring, einer als Haarnadel, einer als Schnalle gefaßt, müſſen ein jeder ſeinen innern Werth haben, aber ſie machen ihre Wirkung durch die Geſtalt, die man ihnen gegeben hat. Dieſe Kunſt der Faſſung iſt der Styl, in ihr übt ſich jeder, der mit Vergnügen geleſen zu werden wünſcht, ſelbſt dann, wenn ſein Gegenſtand bekannt genug iſt, um keine Neugier mehr zu erregen.

In Rückſicht eines eigenen Karakters unſers Styls, welchen Sie mehr zu wünſchen als zu fürchten ſcheinen, eines Styls, der Sie unter den guten Schrift-

ſtellern kenntlich machte. Ein ſolcher Karakter iſt nie etwas anders, als ein Fehler, er gleicht der Manier der Maler, welche nie etwas anders iſt, als eine beſondere, ſich gleiche, Art, ſich von der Natur zu entfernen. Der vortreffliche Maler und der vortreffliche Schriftſteller ſind beide gleich vielfältig in dem, was ſie ſchreiben, oder malen. Voltaire, trotz alles ſeines Geiſtes und ſeiner Luſtigkeit, iſt doch eintönig. Das iſts, was mir an Bailly ſo ſehr gefallen hat, er hatte keine Manier.

Ich werde mir das Feſt geben, die Folge Ihres Coadjutors recht durchzuarbeiten. Doch wäre es ohne alle böſe Laune, und mit einer, dieſer ſehr entgegengeſetzten, Empfindung, daß ich keinen Stein auf dem andern ließ.

Fr. v. C. an Huber.

C. im September 1797.

„Menſchen, wenn ihr raiſonniren wollt, ſo ſeyd mit euch ſelbſt einig. Zweifelt ihr, ſo ſchweigt; glaubt ihr, ſo legt euer Glaubensbekenntniß ab; ſeyd ihr ungläubig, ſo wagt es, die Folgen eurer Ungläubigkeit ins Auge zu faſſen, und wärt ihr zu kalt, dem zu

Folge, was ihr denkt, zu handeln, ſo laßts euch gefallen, daß leidenſchaftliche Menſchen die Bahn bis an das Ende durchlaufen, welche ihr und eures Gleichen ihnen geöffnet habt.“

Das ſchrieb ich eben an Jemand bei Gelegenheit von Honorine *). Ich habe mich hier ſelbſt abgeſchrieben zur Antwort auf Ihre Bedenklichkeiten. Das iſt platt, denn es iſt nur Orakeln erlaubt, ſich ſelbſt zu wiederholen.

Sie glauben nicht, wie ſehr mich Honorine beſchäftigt, ſeit ich ſie fertig vor mir geſehen habe. Freilich war ſie ſo empfangen, aber das Küchlein war noch nicht aus dem Ey gebrochen. Ein ſonderbares Küchlein, dieſe Honorine! Ich bin wegen ihrer Moralität gar nicht bange, wär' ich es, ſo könnte mich keine Einleitung beruhigen. Das moraliſche Gefühl, wenn es ein ſolches giebt, mag ſich gegen alles, was man auf Veranlaſſung von Honorine denken kann, thätig beweiſen. In dieſer Vorausſetzung kann es ja gar nicht umhin, es zu thun. Giebt es aber kein moraliſches Gefühl, ſo raiſonnire man, und entſcheide

*) Honorine d'Uſerche, ein kleiner Roman des Abbe de la Tour, ein Name, welchen die Briefſchreiberinn als Schriftſteller angenommen hatte.

seiner Vernunft gemäß. Ich gestehe, daß ich nicht sehr an ein moralisches Gefühl glaube, diese Hypothese gehört zu denen des Instinkts, und der angebornen Ideen. Ich läugne ihn eben so wenig, allein mir däucht, man erklärt unsre moralischen Begriffe besser durch die Hoffnung auf Genüsse und Geld, und die Furcht vor der Hölle und dem Galgen, welche in den meisten Köpfen eben so schwer zu zerstören seyn wird, wie ein Mißverständniß in dem Kopf der Frau von Ulserche. Hätte ich dem Fräulein von Ulserche mehr Jahre, und weniger Geist und Liebe gegeben, so wär sie unwahrscheinlich gewesen. So aber, wie sie ist, darf ich behaupten, daß sie wahr ist. Die Frömmelei der Mutter, und die Donnerstagstafeln halfen einigermassen, allein sie hätte diese Hülfsvölker entbehren können, denn in ihrem Alter reichte ihr Geist, ihre Liebe, und Herr de la Touche reichlich aus.

Denk ich mir, was ich, als Leser der Honorine, den Tag nach dieser Lektüre — denn bei der Lektüre selbst würde mich Mitleid und Schrecken zu sehr erfüllen — sagen würde, so wär es: daß die Welt von Menschen, wie dieser la Touche, umgestürzt, thätiger noch, wie dieser, aber nicht so vornehm, nicht so reich, la Touche, die nur Journalisten waren, Schrift-

steller

ſteller, die an den Straſſenecken, im Klubb, bei den Jacobinern ſprechen, daß eine ſolche Welt in Frankreich, dem Mittelpunkt der Erſchütterung, einen Mann bedürfe, welcher dem Kinde Honorine ähnlich ſey. Einen Mann, welcher die andern durch ſeine Kraft, und ihre Schwäche regierte, wie Honorine Jungfer Thereſe regierte, und Gaspard und den Abbe und ihre Mutter. Einen Mann, der ſeiner Leidenſchaft zu widerſtehen wüßte, und andern ihre in Bewegung zu ſetzen verſtünde, aber unter ihnen allen vorzüglich ihre Habſucht und ihre Furchtſamkeit. Dieſer Mann würde Geld verſprechen, mit dem Galgen bedroben, und es ſo veranſtalten, daß man ſich wieder vor der Hölle fürchtete.

Ich weiß nicht, ob ich, Leſer, das Andern ſagen würde, aber denken würde ich es, und es Ihnen, ſagen, welches nicht unvorſichtiger iſt, als es denken, und in dem Augenblick würde mich die Elementarmetaphyſik und die Theorie wenig bekümmern; im Vergleich der praktiſchen Metaphyſik, der Kunſt der Stärkern, das heißt, die Mehrzahl, wieder unter die Gewalt eines Einzelnen zu bringen, welcher Ordnung und Frieden wollte. Heut zu Tage iſt ſie in der Gewalt des Erſten, der ſich anmaßt, ſie zu führen, und

eines Elendes, welches sie betäuben muß, wenn es sie nicht tödtet . . . . . Diese verzweifelte Honorine, wär sie in ruhigern Zeiten erschienen, hätte verdient, vom Nachrichter verbrannt zu werden, aber in diesem Augenblick scheint mir die Flamme, die sie anzünden könnte, nur wie eine kleine Kerze, welche die allgemeine Feuersbrunst um nichts vergrössern wird, und weil sie ein bischen glänzender, ein bischen anziehender ist, wie die Mordflamme, erreicht sie vielleicht hie und da die Aufmerksamkeit derer, die zu löschen im Stande wären.

Huber an Fr. v. C.

Tübingen, den 11. April 1798.

Gnädige Frau! es war eine wahre Wohlthat für mich, Ihre Schriftzüge wieder zu sehen, zum ersten Mal seit meiner Trennung von dem glücklichsten Leben, das ich je lebte, und das ich je leben werde. Und mit welchem Vergnügen fand ich nicht meine eigene Stimmung in dem wieder, was Sie zu Anfang Ihres Briefes sagen! Eben weil ich von den Gegenständen eines so schrecklichen und so allgemeinen Interesses täglich mit Ihnen schwatzte, täglich Sie darüber reden hörte, hatte ich

Ihnen noch nicht darüber geſchrieben, wenigſtens nicht unmittelbar. Indem ich H. v. C. ſchrieb, fühlte ich wohl: daß ein Theil der Empfindungen und Gedanken, die ich ausdrückte, mehr an Sie gerichtet ſey, als an ihn, er darf bei ſeiner jetzigen Geſundheit nur einen flüchtigen Blick auf den Abgrund werfen, er erträg jetzt die Gewalt nicht, die man ſich anthun muß, um ſeine Tiefe zu ermeſſen.

Herr *** iſt jetzt in Aran. Sein Kanton wählte ihn zum Stellvertreter im Rathe der Aeltern bei dem helvetiſchen Staate. Er iſt dem 18. Fructidor, der ihn und ſeines Gleichen treffen wird, vollkommen ergeben. Ich bin es auch in ſeinem Namen; denn je mehr es ſolche achtzehnte Fructidors geben wird, je mehr werden ſie von der Intenſität verlieren, welche am erſten dieſer achtzehn Fructidors Bartheleemi über das Meer ſchicken machte. In Holland war der achtzehnte Fructidor viel ſanfter, als in Frankreich, der ciſalpiniſche ſanfter, als der bataviſche; ich denke, der helvetiſche ſchickt uns einige Bruchſtücke mehr hier her, die uns ſehr wohl behagen, und während der Ueberkunft alle Zeit haben werden, den Geruch des Mutterbodens zu verlieren. Ich vermuthe, daß ſich in dieſem Lande eine äußere Schweiz

anſiedeln wird, unbewaffnet, unconſpirirend, in welcher ich das Indigenat haben werde — ein Gedanken, bei dem mir die Thränen in die Augen kommen, ob er ſchon eigentlich ein irrish bull iſt.

Herr ** iſt ganz, wie wir ihn in gewiſſen öffentlichen Blättern gefunden haben. Es iſt unmöglich, bei ſehr vielem Geiſt einen mehr einſeitigen Verſtand zu haben. Sein Ariſtokratismus iſt in ſeiner Art, in allem, woran er hängt, ganz wie der eines altadelichen Landjunkers, welcher, ohne je ſein Schloß verlaſſen zu haben, ſchwankende Berichte von einer Revolution gehört hätte, die allen andern Landjunkern das Garaus machte. Dem unerachtet ſtehen wir uns ſehr gut zuſammen, ich ſchätze ſeine Kenntniſſe, und bin ihm für ſeine Höflichkeit Dank ſchuldig. Der ehemalige Kriegsminiſter, mit dem er lebt, hat einen unendlich viel biegſamern Geiſt. Geſtern ſpeiſte ich mit einem aus dem Rathe der Aeltern, der es viel gerathner findet, in Rothenburg, einem kleinem öſterreichiſchen Städtchen, zwei Stunden von hier, ein ſchlechtes Mittagsmahl zu halten, als nach Cayenne geſchickt zu werden. Er heißt ***. Er ſchien mir ein bischen platt, aber von der Art Plattheit, welche ſchon Sitz und Stimme in einer deliberativen Verſammlung gehabt hat. Dort

gewöhnt man ſich, „Grundſätze aufzuſtellen", „Thatſachen feſtzuſetzen", „zu ſubdiviſiren", eine „Frage einzutheilen" u. ſ. w. Einige Tage lang hatten wir einen anderen Veteranen (Ancien), mit Namen **, der Kriegswiſſenſchaft zu ſeinem Fach gemacht zu haben ſchien. Ich habe weiter nicht mit ihm geſprochen. Er erzählte etwas recht Intereſſantes: wie er nämlich am achtzehnten Fructidor verfolgt ward, entſchloß er ſich bei einem Mitglied des ehemaligen Berges, mit dem er nie in Verbindung geſtanden hatte, Hülfe zu ſuchen. Es war Legendre, der ſeitdem ſtarb. Anfangs war Legendre ſehr erſtaunt, bald aber ſchüttelte er ihm die Hand, verſteckte ihn, und half ihm entwiſchen. Während er bei ihm verborgen war, hörte er in dem anſtoßenden Zimmer die Deputirten der Directorialpartei über die Deportationen, und andere Maßregeln, Abrede nehmen. Einmal befand er ſich in einer ganz ſonderbaren Gefahr. Legendre lag ſchon an der Krankheit nieder, an welcher er ſpäterhin ſtarb. Eine Nacht fiel er in eine Ohnmacht, ſo daß man ihn für todt hielt, und ſchon vom Verſiegeln ſprach. ** war mit verſiegelt worden. Eine nicht unwichtige Bemerkung theile ich Ihnen mit: **, wie man mir ſagte, und ***, den ich ſelbſt ſprach, haben ſeinen

wegs einen royalistischen Ton. Bei dem Mittagsessen, das ich mit ihnen machte, befanden sich zwei eigentliche ächte Ausgewanderte, und der Unterschied war sehr merklich. ** hat gesagt, Pichegrü habe sehr viel Geistesschwäche gezeigt. Sie trafen in einem Ausschuß zusammen, der kurz vor dem achtzehnten Fructidor statt hatte, ** und mehrere Andere wollten die Anklage der drei Direktoren, zugleich mit Maßregeln, welche jede royalistische Partei, die von den Umständen Vortheil zu ziehen versuchte, niederdrücken könnte. Pichegrü widersetzte sich so lebhaft, daß der Vorschlag durchfiel. Ich glaube gern, daß seine Verbindung mit der royalistischen Partei ihm die Hände bund, und das thut mir um seinetwillen leid. Man sagt: Carnots Flucht habe mit Einstimmung seiner drei Collegen statt gehabt. Man habe Barthelemi dieselben Hülfsmittel angeboten, er habe sie aber abgelehnt.

Ich liebe nicht den kleinen Krieg der kleinen Jungen*), weder der Junker noch der andern. Der Frei-

*) Dieses bezieht sich auf einen Vorgang in **, wo die vornehmen und gemeinen Schulknaben einen regelmäßigen Krieg geführt hatten, welchem die Schulknaben von Stande aber durch eine ziemlich schlechte List eine so gefährliche

heitsbaum, welchen die Weingärtnersbuben pflanzten, scheint mir nur Wurzel fassen zu können, weil die andern ihn niederhauten. Man hat den Taglöhnern den Kopf gewaschen, und ermahnt ihre kleinen Taugenichtse zu peitschen — das kann sehr gut seyn, und viel weniger Verläufer der großen Zerstörungen, als die Heldenthat der Umhauer. Hätte der Anführer der kleinen aristokratischen Bande einen weisen Hofmeister gehabt, so hätte er gelernt: daß alles, was außer der Ordnung geschieht, welches auch die Absicht dabei sey, stets gegen die Ordnung ist, daß Thätlichkeiten, Fanatismus, kurz alles Unregelmäßige, alles, was eine faktionsmäßige Physionomie hat, wie gegenrevolutionair es auch seyn mag, heut zu Tage die Revolutionen befördert. Wenn die Verfechter der Ordnung mit denen, welche die Ordnung angreifen, gemeine Sache machen, wird die letzte immer unterliegen, denn eine Revolution ist schon halb gemacht, wenn man sie nur revolutionair verhindern konnte. Es wär wohl Zeit, daß die Anführer der kleinen Aristokraten-Armee das zu begreifen anfingen, dann sähe man vielleicht einst,

---

Wendung geben, daß der Magistrat sich hinein mischen mußte.

wenn sie erwachsen seyn werden, irgend eine Regierung allein den Faktionen widerstehen, und zu diesem Widerstand nur ihre eignen Kräfte gebrauchen, anstatt solche, die nur Faktionen ziemen können, zu Hülfe zu rufen, und die, wenn man sie ihnen ausschliessend überläßt, gar nicht der Mühe werth sind, sich um sie zu bekümmern. Ich hätte wohl so ein naiveriles Büchen neben mich gewünscht, um der fürchterlichen und beweinenswerthen Katastrophe von der Berner Regierung, dem Berner Lande, mit zuzusehen. Da war nirgends Tyrannei gewesen, da war keine Feigheit, aber alle Mittel einer gesetzlichen Vertheidigung war durch fanatisirende, auflösende Politik verderbt worden, Mittel, welche die unglücklichen Regierungen heut zu Tage den Faktionen abborgen, weil die Furcht sie verhindert, ihre regelmäßigen Hülfsmittel richtig zu schätzen.

3.

Recensionen

aus der

Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung

ausgezogen.

So wie Huber's Charakter ſich in allem, was er ſagte, ſehr wahr ausdrückte, in den einfachen Zügen von Scharfſinn und Milde, ſo trift man ihn auch in ſeinen Recenſionen wieder an. Aber eben, weil ſie alle, auch die geringfügigſten, ſeinen Geiſt athmen, war der Herausgeber verlegen, was für Grundſätze er befolgen ſollte, bei nachſtehender Sammlung. Als Beiträge von Hubers Denkart und Leben, waren ſie alle gleich intereſſant, als Bruchſtücke zur Geſchichte deutſcher Literatur, hat jede einen Werth, aber aus der Zeitfolge, in welcher ſie verfaßt wurden, herausgeriſſen, von dem Platz, wo ſie erſchienen, entfernt, könnte manche Rückſicht bei der Wahl zu beachten geweſen ſeyn. Aber von dieſen Rückſichten welche zuerſt? Die Autoren, das Publikum oder der Rezenſent? — Der Herausgeber zögerte, zagte — und ließ endlich das Gefühl entſcheiden. Er kannte Huber, er ſah ihn dieſe Recenſionen alle aufſetzen, er wußte, bei welchen Huber am lebhafteſten Theil genommen, in welcher er

ſich am meiſten ſelbſt ausgeſprochen hatte. Iſt der Leſer nicht der Meinung des Kritikers, ſo gewinnt er doch Vielſeitigkeit der Anſicht für das Kunſtwerk, oder den Kunſtkreis, und dieſer Gewinn führt zur Ausbildung wohl den ſicherſten Weg.

Noch eine nicht gleichgültige Seite hat eine ſolche Auswahl von Kritiken aus dem verfloſſenen Jahrzehnt. — Mancher Leſer, welcher ſich durch den Zufall leiten läßt, bei der Wahl ſeiner Lektüre, welcher höchſtens nur dem Fingerzeig, oder dem Poſaunenruf der Zeitblätter ſeiner Zeit folgt, wird hier vielleicht auf manches Schöne geführt, welches ſchon nicht mehr unter das Neue gehört, und vor manchem Elenden gewarnt, welches ihm der Zufall in die Hände ſpielen konnte. Dieſe Bemerkung geht nur auf die Kritik wenig bekannter Werke; denn ſolche, welche ſich mit den Schöpfungen derjenigen Männer beſchäftigen, die unſerer Literatur ihren Werth und ihren Stolz geben, wird jeder gebildete Leſer mit Freuden hier finden, um mit neuem Genuß die Werke der Kunſt mit dem Urtheil eines Mannes zu vergleichen, der reinen Herzens in ihr Heiligthum eingeweiht war.

Eiche, Leben und Leiden meines Vaters Jonathan Eiche. Königsb. Hartung. br 790.

Die Ansprüche der Kritik können bei Werken dieſer Art nur auf die Kunſt gerichtet ſeyn; von dieſer ſcheint aber Hr. Eiche nicht die entfernteſten oder wenigſtens nur ſolche Begriffe zu haben, die ihn von jeder Kritik, außer allenfalls der hiſtoriſchen, eximiren. Nun würden freilich zu einer gründlichen hiſtoriſchen Kritik Nachfragen bei den Landsleuten und Zeitgenoſſen des Verfaſſers erfordert, zu denen Rec. weder Gelegenheit noch Beruf hat; doch auch ohne dieſe vermißt man die innere Wahrſcheinlichkeit durchgängig in dieſer Geſchichte, außer wo ſie ſich der Darſtellung nicht verlohnte, und das Publikum muß auf den Gedanken kommen, daß Hr. Eiche wenigſtens durch ſeinen kindlichen Glauben ſich zu ſehr hat verblenden und von ſeinem Vater manches aufbinden laſſen, das ſchwerlich ein Bürger dieſer ſublunariſchen Welt jemals erleben konnte. Aerzte mögen für die Möglichkeit der gräßli-

den Anſteckung einer ganzen Familie, die im 13. Kap. des erſten Buchs dieſer wahrhaften Geſchichte vorkömmt, entſcheiden; Rechtsgelehrte mögen die Wahrſcheinlichkeit der juriſtiſchen Gründe, die man hier findet, beurtheilen: über die Abſurdität der moraliſchen Ungeheuer, die uns Hr. C. vorſetzt, kann wohl nur eine Stimme ſeyn; aber die Schädlichkeit dieſer literariſchen Erudibilien müßte einmal ſchärfer erwieſen werden, als der Raum einer Recenſion bei einer einzelnen Inſtanz es verſtattet. In einer gewiſſen Art von Ironie beſitzt Hr. C. eine unnachahmliche Stärke, die ihm in der niedrigern Klaſſe der leſenden Welt viel Beifall verſchaffen muß.

Hermanns Tod. Ein Bardiet für die Schaubühne. Hamburg b. Hoffmann.

Hr. Klopſtok ſcheint mit dieſem Bardiet ſein groſſes Gemählde von Hermann und den Deutſchen aus den Zeiten dieſes Helden, vollendet zu haben; es beſteht nunmehr aus drey Theilen, deren Ungleichheit ſelbſt dem Dichter das ehrenvolle Zeugniß ſpricht, daß ſein Geiſt mit ſeinem Zeitalter gleichen Schritt hielt,

und durch die Jahre an Feſtigkeit und Reichthum gewann. Der Unterſchied zwiſchen den beiden letzten Theilen, Hermanns Tod und Hermann und die Fürſten, iſt natürlicherweiſe weniger auffallend, als er es zwiſchen dieſen und der um ſo viele Jahre frühern Hermanns Schlacht war; indeſſen iſt es ſehr erfreulich, hier manchen Punkt zu erkennen, wo der Dichter dem höchſten Ideinen näher kam, als jemals vorher. Da aber die Gattung und die Manier des Dichters im Weſentlichen unverändert geblieben ſind, ſo erfodert dieſes Stück zugleich eine allgemeine, das Ganze dieſer Dichtungen betreffende Kritik. Der Enthuſiasmus, deſſen ſich Hr. Klopſtok von einem großen Theile ſeiner Leſer zu erfreuen hat, kann die unbefangne Beurtheilung nicht ſtören; auſſer inſofern er durch Intoleranz und Ausſchlieſſung der Vernunft an äſthetiſchen Fanatismus gränzen, und darum in die ruhige Kälte des Kunſtrichters ſich einige nicht ungerechte Erbitterung miſchen könnte. Doch ſo wenig es auch jener Intoleranz zugelaſſen werden darf, daß ſie die Kritik furchtſam mache, und ihre Unterſuchungen durch das lächerliche Scheerbild eines heiligen Dunkels abwehre: eben ſo wenig darf die Philoſophie der Kunſt ſich abſchrecken, wenn ſie die Eigenthümlichkeit,

welche jeden Gegenstand eines solchen Enthusiasmus immer auszeichnet, weil sie gerade der Grund zu dieser Stimmung in allzuempfänglichen Seelen ist, zu beleuchten und zu zergliedern wagt; so bedächtig muß sie zu Werke gehen, wenn sie es mit dem Genie zu thun hat; so wenig darf sie je vergessen, daß die Fehler des Dichters und des Stümpers, wenn sie zuweilen auch gleich seyn sollten, doch in ihrer Quelle zu verschieden bleiben, um als gleich angesehen zu werden. An einem Dichter, wie Hr. K., würde die Kritik also ihre Gerichtsbarkeit verwirken, wenn sie sich nicht angelegen seyn ließe, seine eigne Idee, geläutert von dem Menschlichen, was Verziehung (?) und Gewohnheit ihr beimischen können, in seiner Composition aufzufinden, und diese hauptsächlich zum Gegenstand ihrer Beurtheilung zu machen. Aber durch den Namen, womit der Verfasser selbst die Gattung seines Gedichts bezeichnet, hat er dem Kunstrichter diese Arbeit eben nicht erleichtert. Seine drei Stücke heissen Bardiete für die Schaubühne: Nach Tacitus Erklärung scheint das Bardiet der Germanier von dem Kriegsgeschrei der Wilden wenig unterschieden; es bestand nicht sowohl aus bestimmten Worten, als aus Muth verkündenden Tönen; *affectatur praecipue asperi-*

tas

etias sunt et fractum murmur, ſagt Tacitus ferner von dem *Barditum*, und Hr. K. ſelbſt, wenn er dieſe Beſchreibung vielleicht an mancher Stelle vor Augen hatte, widerlegt das Reſultat nicht, daß, etwas dem ähnliches hervorzubringen, keine Aufgabe für die Sprache und für den Verſtand, ſondern allenfalls eher für die Muſik wäre. Wenn man jedoch dem Verf. zugiebt, daß er ſich von dem urſprünglichen Sinne dieſer Benennung entfernt, und ſie ſo willkührlich erwählt und angenommen haben könne, als Linné manchen Namen in ſeinem Naturſyſtem; ſo bleibt es noch immer unglaublich, daß er dieſe Bardiete im Ernſt für die Schaubühne beſtimmt geglaubt habe, und man fällt auf die für das Selbſtgefühl etwas niederſchlagende Vermuthung, daß er es mit dem Zuſatz für die Schaubühne eben ſo willkührlich als mit dem Wort Bardiet gemeynt, das heißt alſo, nach dem nun einmal feſtgeſetzten Zweck der menſchlichen Sprache, gar nichts damit habe ſagen wollen. Es iſt überhaupt von einer Seite keine ganz ungegründete Ausſtellung gegen unſre dramatiſche Kunſt, daß faſt keines ihrer Meiſterſtücke den Bedürfniſſen der Schaubühne ganz entſpricht, da hingegen an unſern aufführbaren Stücken die Kunſt ſo viel zu vermiſſen hat. Man erkennt zwar

sehr gut, wenn man jene liest, wie fern Anstrengung des Geistes mit zum ästhetischen Vergnügen gehören kann, und sie bestimmen, auf die befriedigendste Art, wie weit die Forderung der Deutlichkeit an den Dichter gehen kann; diese Bestimmung schließt aber den unmittelbaren sinnlichen Eindruck, den die theatralische Darstellung auf das empfänglichste und gebildetste Publikum machen kann, noch immer aus, und wenn der Dichter auch nur ein idealisches Publikum von Zuschauern vor Augen haben könnte, so müßte seine Phantasie das Gesetz der Verschiedenheit jener Wirkung, die der Leser empfängt, von der, welche auf den Zuschauer berechnet werden muß, das Gesetz, daß Illusion und Anstrengung über einen gewissen Punkt hinaus unvereinbar sind, selbst bei diesem Publikum anerkennen. Auf alle andere Schwierigkeiten und Unmöglichkeiten der Aufführung dieser Bardiete auf unsern Bühnen könnten wir vor der Hand Hrn. K. antworten lassen, er habe sie für die Schaubühne bestimmt, die er sich denke und wünsche, für die Schaubühne, wie sie seiner Meinung nach seyn sollte. Wenn aber dramatische Gedichte, wie Nathan der Weise, wie Tasso und Egmont, die Linie schon überschreiten, innerhalb deren die theatralische Darstellung durch die

flüchtigeren Organe des Auges und des Ohrs dem menſchlichen Geiſte Genuß zuführen kann; wie mächte die Schaubühne, man idealiſire ſie, wie man wolle, eine Dunkelheit vertragen, zu deren Erleichterung ihre Enthuſiaſten uns nichts anders als: eine vollkommene Gefangennehmung des Verſtandes zu empfehlen wiſſen; eine Dunkelheit, die nicht ſowohl von dem eignen Gange dieſes individuellen Kopfes herrührt, ſondern die vielmehr der unbefangenſten Empfänglichkeit für Kunſtgenuß undurchdringlich bleiben muß, weil ſie auf hiſtoriſche Facta und Anſpielungen beruht, die ihrer Natur nach wenig bekannt ſeyn können, weil ſie wenig beſtimmt ſind; eine Dunkelheit dieſer Art, die nicht etwa allein einzelne Stellen des Gedichts bezeichnet, ſondern in welche die ganze Abhandlung und die Charaktere, ſo zu ſagen, gehüllt ſind; eine antiquariſche Dunkelheit, zu welcher gerade ſo viel poetiſche Beziehung hinzukömmt, daß ſie auch für den Gelehrten unverſtändlich wird; eine Dunkelheit alſo, die alle Gränzen jeder Kunſt überſchreitet. Oder ſollen wir uns einwenden laſſen, es ſey deſto ſchlimmer für uns, daß uns dieſe Germaniſchen und Römiſchen Alterthümer nicht geläufig genug ſind, um ihre Verarbeitung in dem Kopfe unſers patriotiſchen Dichters mit voſ-

nem, wohlbereitetem Sinne, aufzunehmen? Sollen wir uns hier wieder durch das Beispiel der Griechen beschämen lassen, die sich an den öffentlichen Vorstellungen von den Thaten ihrer Heroen ergötzten? Aber wir finden keine Spur, daß etwa ein gelehrter, in den Alterthümer seines Volks tief bewanderter, Grieche das Publikum von Athen zu einer historischen Vorstellung aus den Zeiten der Pelasger eingeladen, und seinen Landsleuten, ohne die geringste kunstmäßige Annäherung von seiner Seite, zugemuthet hätte, aus einem durch Entfernung und durch die Revolutionen der Zeit ihnen so fremd gewordnen Stoffe Illusion und Genuß zu schöpfen. Und für die Griechen knüpfte die Mythologie sehr entfernte Zeitalter noch zusammen; aber von dem frommen Sänger des Messias ist schwerlich zu vermuthen, daß er, zum Behuf seiner Bardiete für die Schaubühne, uns zur Anbetung von Wodan und Herthe zurückgekehrt, und überhaupt eines Glaubens noch empfänglich wissen möchte, der, so wie die griechische Mythologie, unserm täglichen Lebenswandel, selbst bis auf unsre öffentlichen Belustigungen, eingewebt wäre. In keinem Falle würde gegen einen Kopf von diesem Gehalt Spott an seiner Stelle seyn; aber dabey, daß man die Motive,

welche einen ſolchen Kopf zu der entſchiedenſten Verläugnung der Kunſt und ihres Zwecks allein beſtimmt haben können, bis auf ihre letzten Conſequenzen erſchöpft und verfolgt, gewinnt man das ſehr tröſtliche Reſultat: daß poſitive Herabwürdigung der modernen Kunſt ſo wenig als einſeitige Anhänglichkeit an irgend einer Form der Kunſt, durch welchen Namen man ſie auch ausſchließlich zu machen, oder zu heiligen ſuche, jemals ein vollkommnes Kunſtwerk hervorbrachte. Beides engt die Phantaſie ein, und rückt dem Dichter den Geſichtspunkt der Kunſt im Allgemeinen vom Auge weg. Würde Hr. K. mit einer reineren, von jener Verachtung ungetrübten, Begeiſterung nicht den Willen gehabt haben, die höchſt beſtimmte Individualität ſeines Coſtümes mit dem Endzweck der Kunſt, man nenne ihn Schönheit, Ideal oder Effect, zu verſchmelzen? Und daß ihm der Wille gefehlt habe, das Urtheil ſpricht ihm ſein eigen Genie, und manche einzelne Stelle dieſes Gedichts beſonders.

Sein Held Hermann iſt in den drei Gedichten ſehr gleich gehalten, und ſie müſſen alle drei eigentlich zuſammengeſtellt werden, um ſie als Gemählde zu beurtheilen; aber freilich bringt dieſe Zuſammenſtellung die Harmonie nicht hervor, die in jedem einzel-

nen vermißt wird, ſondern ſie vermehrt durch ununterbrochene Einförmigkeit den ermüdenden und erkältenden Eindruck der allgemeinen Dunkelheit. Man erkennt zwar, daß dieſe Manier eben die Einheit des Gemähldes macht; aber welche Einheit iſt es, bei welcher keine Situation hervorſtechen, kein Charakter aufgefaßt werden, keine Leidenſchaft Theilnahme erwecken kann, und deren Gegenſtand doch Situationen, Charaktere und Leidenſchaften ſind? Was würden wir zu dem Mahler ſagen, der uns ein Nachtſtück liefern wollte, und ſtatt deſſen mit einer ſchwarzen Farbe — die Nacht ſelbſt uns vor Augen brächte? Der Anfang von Hermanns Tod, bis zu Thusnelda's Ankunft, hat indeſſen einen beſondern und beſtimmtern Charakter, deſſen rührendem Eindruck man ſich mit Vergnügen überlaſſen möchte, wenn er nicht durch die Ausdehnung der folgenden Scenen, durch die Unbeſtimmtheit der Handlung, durch die dunkle, nichts bezeichnende Darſtellung der nachher auftretenden Charaktere vertilgt würde. In den erſten Scenen hat auch der düſtre philoſophirende Vojokal, der Krankenwärter, der ſo naivtröſtlich ankündigt: er ſey auch Todtengräber, und die gutmüthige Hulda, einen genialiſchen und humoriſtiſchen Anſtrich, der eine bisher

noch zu bezweifelnde Vielseitigkeit von Hrn. K. poetischem Talent in ein helles Licht setzte, aber sich freilich bald in jene nächtliche Einheit wieder verliert. Unter den verbündeten Fürsten, die der Dichter auftreten läßt, haben Segest und Gambrio noch die meiste Individualität; aber jenen, einen schalen und plumpen Bösewicht, diesen, einen ächten germanischen Trinker, der dadurch an die Komödie gränzt, aus dem steifen orakelmäßigen Dialog heraus zu studiren, ist eine so schwere als wenig lohnende Arbeit. Unter den eingemischten Liedern ist in dem Schlachtruf ein Gegenstand wieder behandelt, bei welchem Hr. K. überhaupt die Gränzlinie zwischen den redenden und den bildenden Künsten zu übersehen gewohnt ist, da bei seiner Art, ihn zu bearbeiten, die Sprache, so großen und schweren Aufwand er auch damit mache, ein undankbares Werkzeug bleibt, das doch immer dem Pinsel und der Farbe viel zu weit nachstehen muß. Dagegen kann keine schönere Beschämung für Hrn. K. selbst, keine treffendere Widerlegung seiner poetischen Vorurtheile erdacht werden, als die unnachahmliche Vollkommenheit der meisten von den kleinen Liedern, mit welchen er Thusnelda's Wiederkehr zu Hermann feiern läßt; Simplicität, Grazie und Leichtigkeit wett-

eifern hier, die zarteſten Blumen der Poeſie hervorzubringen, deren leiſen Duft die Vernunft ſelbſt zu betaſten ſich ſcheut; und auch unter dieſen wird das Gefühl der Freunde des Schönen die kleine tragiſche Ekloge, welche die Hirten ſingen, noch vorzüglich auszeichnen. Die höchſt unbequeme Einrichtung, nach welcher Hr. K. die Handlung unter dem Dialog in Noten angiebt, und ſeine Perſonen in dieſen Noten tödten und ſterben läßt, ohne daß man es gewahr werden könnte, wenn man ſie überſähe, gehört wohl auch unter die unerklärlichen Wirkungen des verzogenen Eigenſinns, über welchen nur das Genie des Dichters in einzelnen Stellen zu ſiegen ſcheint. Eine Stelle dieſer Art finden wir S. 44., da Hermann zu Hulda, der Amme ſeiner Thusnelda, ſagt:

„Eins vergeſſe ich Dir unter ſo vielem am wenigſten; daß Du ſie, wenn Dich die Liebe zu ihr nun ſo recht überfiel, immer Mädchen und nicht Fürſtin nannteſt, weil ſie ſo gut wäre, ſagteſt Du, und ſo ſtolz, und ſo froh, und ſo ſchön!“

Auch das Alter des Dichters giebt dem jugendlich reinen, warmen, liebevollen Geiſt, der in dieſen Stellen athmet, etwas ſo Ehrwürdiges, als Rührendes.

Donamar, Briefe geschrieben zur Zeit des siebenjährigen Krieges in Deutschland. 1r Thl. Göttingen, 1791.

Die Beurtheilung des Plans geht bei diesem Roman, da er noch unvollendet ist, für die Kritik verloren, und eben so verhält es sich mit einigen von den Charakteren, die erst in der Folge sich ganz auflösen sollen. Inwiefern es sich aber dabey des Wartens verlohnt, das muß dieser erste Theil freilich schon entscheiden. Die Charaktere sind in der Anlage gemein oder nachgeahmt, ihre Ausführung ist unwahr, oder geziert; der Styl ist an manchen Stellen nicht ohne Stärke, aber im Ganzen ebenfalls geschraubt und unnatürlich; die nämlichen Fehler bezeichnen auch die Erfindung der Situationen. Plattheit liegt in der Composition überhaupt zum Grunde, Uebertreibung in der Manier ist wie ein greller Firniß darüber getüncht, Mangel an Menschenkenntniß und Zusammenhang stehen dem Verfasser bey seinem Streben nach Darstellung fast durchgänzig im Wege. Laurette von Wallenstädt, eine deutsche Marquise de Merteuil (s. die liaisons dangereuses.) scheint die kümmerliche Geburt einer gewissen, leicht zu berechnenden,

Summe von unreifen Erfahrungen, und einer mit denselben nicht genug harmonirenden Belesenheit. Ihre Schreibart, ihr Ton, ihr Betragen sind weder einer Frau von Stande, noch einer klugen Kokette, noch überhaupt dem Geschöpf einer wohlgeordneten poetischen Phantasie angemessen. Der eigentliche Held der Geschichte, Graf Donamar, gehört mit seinen Unarten und seiner zwecklosen Wildheit in die ehemals zahlreiche, aber, wie es schien, ausgestorbene, Familie der Nachbildungen Werthers, Woldemars u. s. w. Einen großen Aufwand von Mysterien — der seit dem Geisterseher anfängt, unter die Moden unsrer Litteratur zu gehören — hat der Verfasser bei seinem San Guilano gemacht; aber Mangel an Zweck und verfehlte Darstellung machen freilich das pomphafte Geräste zu diesem Charakter zur Charlatanerie. Der seltsame Contrast zwischen Charakteren, Leidenschaften, Verhältnissen, die aus dem wirklichen Leben und der großen Gesellschaft gewählt sind, und zwischen einer Sprache, einer Handlungsweise aus einer unreifen und schülerhaften Bücherwelt, ist es eigentlich, was diesem Ganzen von Seiten der Kunst eine auffallende Widrigkeit giebt, ungeachtet mehrere Stellen darinn von Talent im Allgemeinen, und von Geist zeu-

gen. Um ſich zum Ideal aufzuſchwingen, ſcheint es der Phantaſie des Verfaſſers an innerer Stärke und an Freiheit zu fehlen; zur Wahrheit der Darſtellung hat ſie weder Ruhe noch Reife genug, und das mißlungene Beſtreben, beides zu verbinden, hat auf der einen Seite Kleinlichkeit, auf der andern Affectation hervorgebracht. Grazie und Feinheit, deren Abſicht im Dichter man zuweilen erkennt, kommen freilich bei dieſen Fehlern nicht auf; doch ſind hin und wieder Stellen, z. B. der Kerzenauftritt S. 263., die es verdienen, daß man den Grund aufſuche, warum ſie nicht ſind, was ſie hätten werden können, S. 194. bis 203. liefert Verf. im Namen eines ſeiner Helden eine Digreſſion vom weiblichen Sinn und Weſen, die auſſer einigen feinen, oder wenigſtens geiſtreich ausgedrückten Ideen, von Seiten des Raiſonnements eben ſo verfehlt iſt, als der ganze Roman von Seiten der Darſtellung. Geſchraubte, widerſprechende, ſchwankende Abſtractionen aus zweideutigen und unverdauten Anſchauungen liegen bei des Verf. Ideen über die Weiber, wie bei ſeinen weiblichen Charakteren, überall zum Grunde. Freilich ſind die kühnen und leichten Spiele des weiblichen Genie's ſehr dazu gemacht, den Philoſophen, wie den Mahler, zu ver-

wirren, und von der richtigen Anerkennung der immer einfachen Natur abzuleiten; aber Frechheit, Indelicatesse, Verkehrtheit, mit jenen erhabenen Wagstücken der Weiblichkeit, bei welchen sie die äußerste Linie der Schönheit berührt, aber nie überschreitet, verwechselt zu haben, wie es der Verf. vorzüglich in seiner Laurette thut, ist eine Sünde, die wir einst dem schönen Geschlecht und der Kunst von ihm noch abgebüßt zu sehen wünschen.

The confidential lettres of Albert. London, Robinsons, 1790.

Albert, wie er in Werthers Leiden erscheint, ist eben nicht zu der Hauptperson eines Romans geschickt; und was ihm der deutsche Dichter gegeben hatte, ist in den Händen des Engländers ganz verloren gegangen. Diese Art von Nachleie ist an sich schon etwas so Kümmerliches, daß man sichs kaum zu erklären wissen würde, wenn man in diesem Buche etwas Vorzügliches fände. Lächeln kann man indessen über die naive Eingeschränktheit des Verf., über das sattlose Wiederkäuen einiger von den feurigsten Scenen in Werthers Leiden und über ein Paar Stellen

von eigner Erfindung, die der Engländer mit eingewebt hat. Alberts unveranlaßte, aber eine lange Zeit unerschütterliche, Ueberzeugung, daß Werther durch Lotten nur an ein altes Attachement lebhaft erinnert wird; der Patriotismus des Verf., Werthern zu einem Engländer zu machen, da er übrigens weder an dem Namen, noch an der ganzen Localität des Originals das mindeste ändert; der kindische Einfall, seinen Albert durch Werthern bei einem Spaziergang in's Waſſer ſtoſſen, und dann wieder herauszieben zu laſſen; das Ueberbieten des deutſchen Dichters durch die Todesfälle Lottens, einer Caroline Walſtein, und der Fräulein B., die alle drei eines Todes, nämlich vor Liebe und Kummer über Werthers tragiſches Ende ſterben: das alles iſt an ſich ſo ſchülerhaft, und wird es durch die Beziehung, die es auf ein ſolches Original hat, noch ſo viel mehr, daß aus der Durchleſung dieſes — übrigens ziemlich kurzen — Buchs kein andrer Gewinn herauskömmt, als der, uns mit dem franzöſiſchen Harlekin zu überzeugen, daß es mit den ſchlechten Büchern, und den unberufenen Schriftſtellern anderwärts *tout comme chez nous* zugeht.

Musäus nachgelassene Schriften, herausgegeben von Kotzebue. Leipzig, Kummer. 791.

Musäus Schriften zeugen für seinen Witz, und seine Zeitgenossen für seinen Charakter; bei diesem Vorurtheil für den Mann spricht die Absicht dieser Sammlung sie von allen Ansprüchen der Kritik frei, und wir dürfen sie wenigstens jedem Hypochondristen empfehlen, daß er mit dem freundlichen Genius der guten Laune Bekanntschaft mache, der den braven Musäus in seiner häuslichen Beschränktheit nie verlassen zu haben scheint. Werther und rührender sey uns sein Andenken, weil er selbst über das:

Chill penury repress'd his noble rage?
And froze the genial current of the soul.

nie mit schwarzer Galle brütete.

Der vornehmste Aufsatz des Herausgebers enthält einige Anekdoten, die simpel und anspruchlos sind, wie der Mann es war, den sie betreffen. Seiner und des Redners noch wuchtiger ist Herders kurze Gelegenheitsrede, an seinem Begräbnistage gehalten: Hier belehre und erfreue sich jeder an dem zarten und bescheidenen Bunde zwischen Geist und Herzlichkeit.

Misogug, oder die Weiber, wie sie sind. 2 Thle. Leipz. Reinecke. 792.

Obgeachtet wir das Original dieser Erzählung nicht kennen, so lehrt doch der Augenschein, daß sie übersetzt, und ohne Zweifel ursprünglich französisch ist. Auf dem Titel ist aber davon keine Meldung gethan, und wir müssen es dahin gestellt seyn lassen, ob sich der Verleger an den Uebersetzer, oder das Publikum an den Verleger dieser Reticenz wegen zu halten habe. Uebrigens hat diese Schrift mit den meisten französischen Schriften der nämlichen Gattung viel Leichtigkeit, einigen Witz und noch mehr Flachheit gemein; und gerade dieser Gattung ist, wenn wir die wenigen Meisterstücke von Voltaire, Crebillon, Vousteurs, ausnehmen, eine gewisse angenehme Mittelmäßigkeit eigen, bei welcher die beiden ersten Eigenschaften immer eine Art von Unterhaltung gewähren. Es gehört nicht hieher zu bestimmen, ob wir Deutsche uns Glück zu wünschen haben, daß diese unschuldigere Mittelmäßigkeit uns nicht gegeben ist; indessen ist sie hier, auch in der Uebersetzung, eben nicht verschlimmert worden.

Holkroft, The road to ruin. London, 1792.

Dieſes Luſtſpiel hat in London auf der Bühne das auſſerordentlichſte Glück gemacht, und wird unſtreitig, mit den nöthigen Veränderungen übergetragen, auch auf unſern Theatern einer faſt gleichen Wirkung nicht verfehlen. Indeſſen geſchieht es ſelten, daß die Intrigenmahlerey, welche bei öffentlichen Vorſtellungen dramatiſcher Werke ſehr gut angebracht iſt, bei der ſtillern und unbeſtochenen Prüfung auſſer der Bühne ohne Tadel wegkömmt; und der Punkt, auf welchem die Forderungen der Kritik mit den Opfern vereinigt würden, die der Dichter, um des theatraliſchen Effects willen, der Bequemlichkeit des Müſſiggangs und dem Nationalgeſchmack bringen muß, wird bei dem immer abnehmenden Kunſtgefühl unſers Zeitalters immer unmöglicher zu treffen. Seinen ſtark aufgetragenen Farben; der für die Entfernung ausgerechneten, mehr kräftigen als ſorgſamen Zeichnung ſeiner Charaktere; der Vernachläſſigung ſeines Dialogs, durch welche den Schauſpielern der Spielraum gegeben wird, deſſen das Publikum ſelbſt ſie bedürftig gemacht hat; dem wilden Getreibe in ſeiner Handlung, das den Zuſchauern keine Zeit zur Langeweile oder zur Zerſtreuung übrig läßt,

hat

hat Hr. H. ohne Zweifel seinen Succeß am meisten zu verdanken. Daß er aber zu seinen Fehlern eine große Verläugnung seines bessern Wissens angewandt haben muß, beweisen seine Schönheiten, und fast seine ganze Anna St. Ives, deren Anzeige den Lesern der A. L. Z. noch im Gedächtniß seyn wird. Der unglückliche Zuschnitt und der unfeine Ton der meisten englischen Lustspiele dürfen überhaupt den Dichtern kaum zugerechnet werden; aber wir können aus der Betrachtung solcher Unvollkommenheiten der Kunst bei Nationen, die einen eignen Geschmack haben, und ihr einen glänzenden Schauplatz gönnen, Anlaß nehmen, uns zu trösten, daß wir weder einen Nationalgeschmack an der Kunst, noch einen bestimmten Wirkungskreis für sie haben. Uebrigens ist der Verf. des Road the ruin ein Mann von Genie; und dieß pflegt man bey den wenigsten Kunstwerken, die für den Luxus der Hauptstädte verfertigt werden, noch auf den Kauf zu bekommen. Hr. H. hat aus der älteren Epoche des englischen Lustspiels die ächte *vis comica* noch gerettet, und dadurch den Beifall, den ihm das Publikum gegeben hat, immer auch vor der strengeren Kritik gerechtfertigt.

Memoiren des Marquis von G. Berlin, Vieweg. 792.

Wenn man diese Memoiren lediglich als einen Roman zu betrachten hätte, so würde es unmöglich seyn, mehr Worte daran zu verlieren, als daß es die sinnloseste, unzusammenhängendste, unerklärlichst alberne Erdichtung wäre, die vielleicht jemals das Papier besudelt hätte. — Aber aus der Vergleichung des Titels mit andern kürzlich herausgekommenen Schriften des nämlichen Verfassers und andern Umständen ergiebt es sich, daß eine nähere persönliche Beziehung auf denselben, theils dem Leser damit aufgebunden werden soll, theils auch in einigen Stellen wirklich liegen mag. Von dieser Seite sind also die Memoiren des Marquis von G. gewissermaßen einer historischen Kritik unterworfen, die nicht blos die Schrift, sondern auch die Identität zwischen dem Helden derselben und dem Schriftsteller untersucht. Eine nähere Beleuchtung wird auch schon darum hier nicht ohne Nutzen seyn, weil selbst der albernste Betrüger in der müßigen Leichtgläubigkeit, in dem Hang zum Geheimnißvollen der meisten Menschen nur zuviel Spielraum findet, um seinen strafbaren Muthwillen zu befriedi-

gen. Auch Saint Germain und Caglioſtro waren ja — zur Schande des Menſchenverſtandes ſey es geſagt — in manchem Betracht nicht viel mehr als Dummköpfe; und es iſt ſogar eine moraliſche Unmöglichkeit, daß ein geſunder Geiſt ſich in den Wirkungskreis eines Charlatans und Gauners werfe. In dem Menſchen, von welchem hier die Rede iſt, ſcheint dann wirklich die ganze Maſſe eigner Verkehrtheit vorhanden zu ſeyn, durch welche eine Rolle, wie die von ihm erwählte, am meiſten glücken kann, und die es ſogar allein möglich macht, eine ſolche Rolle in der Länge auszuhalten, oder allen Beſchämungen zum Trotz immer wieder aufzunehmen. Das Hauptgeheimniß dieſer Art von Betrügern iſt, nach dem verſchiedenen Maaß von Empfänglichkeit der Menſchen, mit welchen ſie zu thun haben, verſchiedne Kreiſe von Lügen zu haben, um ſich aus den ungeheuerſten und gröbſten, immer ſinnenweiſe endlich in kleine, faſt bürgerliche, Lügen flüchten zu können, deren Stelle ſogar, wenn das Bedürfniß zu lügen nicht überwiegend wäre, ebenmäßige Wahrheiten erſetzen könnten. Der Held dieſer Memoiren will ſich ſogar rühmen, daß er dieſes Geheimniß, nebſt vielen andern wunderbaren Arcanen, als Staatsmann, und in wichtigen politiſchen Geſchäften

zu benutzen gewußt habe; man kann ihm aber auf den Kopf zusagen, daß er sich blos als plumper und unbestimmter Abentheurer dessen bedient hat, und es selbst durch die gegenwärtigen Memoiren an dem Publikum versucht. Uebrigens hätte der Verfasser des Genius, Marchese von Grosse, und Marquis von G. — denn alles dieses ist eine und die nämliche Person — sehr übel gethan, einen so wichtigen Vortheil, theils wissentlich, theils, ohne es zu wollen, in seinen Memoiren ausgeplaudert zu haben, wenn das Arcanum selbst, mit der nöthigen Unverschämtheit gebraucht, nicht die eigne Kraft hätte, daß es allen Indiscretionen zum Trotz ein unfehlbares Mittel gegen jede Entdeckung und Entlarvung bliebe. Es giebt zwar ein sehr einfaches Gegenmittel, um jede solche Wirkung zu entkräften, das nämlich: keine Lüge zu glauben, keine Absurdität zu übersehen, und keine Schlechtigkeit zu dulden; aber die Besitzer jenes Arcanums sind durch Erfahrung und durch Instinkt überzeugt, daß dieses niemals zur Disposition des großen Haufens kommen wird. Sonst würden die räthselhaften und unbestimmten Formeln, mit welchen ein solcher Mensch die schamloseste Immoralität und die ekelhafteste Plattheit zu bedecken glaubt, und die er, unge-

fähr wie der Pferdedieb Goulinson im Landpre-diger von Wackefield seine Schöpfungsgeſchichte und den Sanchoniaton, bei jedem neuen Kunſtſtückchen wieder bringen muß, nur allenfalls gegen ihn ſelbſt in einem Steckbrief, und nie unter den Ingredienzien ſeiner literariſchen Produkte zu gebrauchen ſeyn. Die gröſte Hälfte dieſer Memoiren iſt augenſcheinlich mit der gröbſten und hirnloſeſten Windbeutelei angefüllt, und gleicht ziemlich der Erzählung des franzöſiſchen Dragoners, welcher ſich gegen ſeine Kameraden rühmte, die Königinn habe ihn tanzen geſehen, und ausgerufen: Sacre-Dieu, voilà un beau danseur! Zugleich aber mag auch manches darinn, auſſer dem Vorwurf der unverzeihlichſten Dummheit, auch den der niedrigſten Bosheit auf den Verf. bringen; und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß es mit den im Eingang rechtfertigungsweiſe erwähnten Anſpielungen auf innere Verhältniſſe einzelner Familien die und da ſeine Richtigkeit haben mag. Es kann freilich keine Abſurdität und keine Schlechtigkeit geben, der es in der Logik und der Moral des Verf. an einer Rechtfertigung abginge; da aber auch auſſerdem durch gewiſſe kleine Cautelen eine Frechheit, ja ein Verbrechen dieſer Art, vor der Züchtigung der bürgerlichen Polizey ſicher ge-

stellt werden kann; so freuen wir uns, hiermit wenigstens die literarische Polizey an dem Delinquenten zu üben, und jedem dabei Interessirten eine Genugthuung zu verschaffen, die wir in einem solchen Fall für die desmögliche halten. Eigentliche Wirkungen einer Strafe sind ohnehin an einem Manne nicht zu erwarten, der, wie aus diesen Memoiren des öftern zu ersehen ist, die eigne Sublimität des Geistes besitzt, Beleidigungen, Beschämungen, Dementis und was sonst für Unannehmlichkeiten sind, die kleinere Geister nicht auszuhalten wissen, für geringe Schwierigkeiten zu achten.

Correspondance de Fréderic II. avant et après son avenement au trône avec M. Duhan de Jandun. Berl. Voß. 1791.

Duhan de Jandun war im Jahre 1716 bei dem vierjährigen Kronprinzen, nachmaligen König Friderich II., als Hofmeister angestellt worden, und bekleidete seinen Posten bis zum J. 1727. An ihm scheint es, hat es nicht gelegen, wenn Friderich nicht rechtgläubiger geworden ist; und das vorzüglichste Interesse der hier gesammelten Briefe, (von denen der erste vom

20. Jun. 1727, und der letzte vom 7. Dec. 1745 datirt iſt,) beſteht in dem Verhältniß zwiſchen einem jungen geiſtvollen Fürſten, der nach und nach, und durch äuſſere Umſtände getrieben, gewiſſen Feſſeln der Erziehung entwächst, aber ſeine veränderten Grundſätze gegen ſeinen alten Lehrer nur mit einer Schonung äuſſert, die beiden die gröſte Ehre macht, und einem redlich frommen Mann, der zu der Höhe, auf welche ſein Zögling ſich geſchwungen hat, mit Bewunderung hinauf ſchaut, ohne darüber ſeine Religion aus den Augen zu verlieren. Wer indeſſen beim flüchtigen Leſen dieſer Bogen ſich die feine und allmählige Entwickelung dieſes ſittlich-ſchönen Verhältniſſes entgehen lieſſe, würde freilich weder durch hervorſtechende Ideen, noch durch treffende Züge entſchädigt werden, und vielleicht das Urtheil fällen, daß ohne Fridrichs groſſen Namen die Sammlung der Bekanntmachung nicht werth geweſen wäre.

Uebrigens iſt der franzöſiſche Herausgeber von den irreligiöſen Grundſätzen Fridrichs des Groſſen ſo wenig angeſteckt, daß er vielmehr keine Gelegenheit vorbey läßt, dem Geiſt des Helden ſtrafende und mißbilligende Anmerkungen in jene Welt nachzuſchicken, und ſeine eignen Hände in Unſchuld zu waſchen. Wäre freilich

dieser Mann an Hrn. Duhans Stelle gewesen, so möchten der Unglaube des Königs und die Orthodoxie des Hofmeisters etwas härter an einander gerathen seyn; er mußte denn damals für gut befunden haben, seine Orthodoxie nach den Umständen zu schmiegen und zu mildern. So heilig aber und rücksichtlos sein gegenwärtiger Eifer auch seyn mag, so könnte er doch durch Mißdeutungen zu Aergerniß Anlaß geben; und wir haben es daher dem deutschen, sehr geschickten, Uebersetzer nicht ganz verdacht, daß er ihn in seinen Anmerkungen in schicklichere Gränzen zurückzuweisen gesucht hat.

Die Familie Eboli. Dresden, Richter. Buchh. 1792.

Das Kunststück, aus einem vortrefflichen Schauspiel einen — dramatischen Roman zu machen, ist gewiß mit dem, aus einem schönen Roman ein sehr mittelmäßiges Schauspiel zu machen, aus einer und derselben Quelle literarischer Industrie geflossen: dem Mangel nämlich an Genie, Erfindung und Talent. Bei dem letzteren kann jedoch eine gutmüthige Begeiste-

rung für ein allgemein bewundertes Original die Strenge der Kritik entwaffnen: dort aber wird die Schuld durch eine schamlose Entweihung fremden Genie's und fremder Kunst beträchtlich erhöht, und wenn denn die Masse unsers Publikums noch lange nicht so viel Bildung, Kunstliebe und Schwung erhalten hat, als sie nöthig hätte, damit Don Carlos für sie der Gegenstand einer allgemeinen und dauernden Begeisterung würde; einer Begeisterung, die von allem, was die Kritik mit dem Dichter auszumachen hatte, sehr unabhängig seyn könnte; so wäre es doch ein Schritt weiter zu einer gehofften bessern Zukunft gewesen, wenn das erhabene Kunstwerk dafür wenigstens auch den unwürdigen Finanzspeculationen der Buchmacherzunft unzugänglich geblieben wäre. Macht man einen Ueberschlag von den Kosten, die Kupfer, Druck und Papier an diesen drey dicken Bänden betragen, so muß man befürchten, daß es sich für den Verleger, und folglich auch für den Verfasser, mit dieser sinnlosen Idee mercantilisch der Mühe verlohnte. Wir glauben übrigens, daß es der Vers. übel empfinden müßte, wenn man die Ungerechtigkeit hätte, bei seinem Machwerk blos von Schillers Carlos zu sprechen, und wir zeigen also noch an, daß er, wie der Titel be-

sagt, die ganze Familie Eboli dramatisch bearbeitet hat.

Merkwürdigkeiten der neuern deutschen Welt. Frankf. 792.

Wir haben diese ziemlich corpulente Schrift von allen Seiten angefaßt und herumgedreht, ohne herausbringen zu können, was sie eigentlich vorstellen soll. Ihr gröster Fehler, und derjenige Fehler, der sie so unbestimmbar macht, scheint indessen — Wahrheit zu seyn. Denn mancher Schriftsteller übersieht oder entschuldigt an sich selbst Plattheit, Plumpheit, Weitschweifigkeit, Planlosigkeit, indem er sich an das tröstende Bewußtseyn hält, daß er Wahrheit, und zwar gemeinnützige Wahrheit, geschildert hat; in diesem Fall scheint der Verfasser dieser Merkwürdigkeiten vor vielen seiner Collegen zu seyn. Aber nicht alles, was als Wahrheit erlebt ward, bleibt Wahrheit, wenn es auf das Papier und unter die Presse kömmt; oder wenn es nur von den interessirten Theilen, Schurken, Dummköpfen oder Narren aus dem allergemeinsten gemeinen Leben dafür erkannt werden kann, so lehrt die Erfahrung, daß dabei wenig Erheb-

liches herauskömmt. Eine allgemeine Maſſe von Bildung, wie ſie der franzöſiſchen Nation zu Theil ward, konnte und mußte unter den günſtigen Ausſichten einer Revolution, deren kräftiges Principium zum Theil eben dieſe Bildung war, nach dem Bedürfniß und der Empfänglichkeit aller Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft vertheilt und modificirt werden; wie denn das große, ſeit 1789 entſtandene, und mit dem ganzen Gang der franzöſiſchen Revolution innigſt verbundene Syſtem der *instruction publique* noch immer an Umfang und Beſtimmtheit zunimmt. Aber nur auf dem höchſten Gipfel allgemeiner Bildung kann ein ſolches Syſtem entſtehen und von kräftiger Wirkung ſeyn; man erinnere ſich z. B., daß Collot d'Herbois, der durch ſeinen *Almanac du Pere Gerard* dem Bürger- und Bauernſtand die Wohlthaten der franzöſiſchen Conſtitution an das Herz legte, ein feiner und eleganter Schriftſteller iſt, daß der Verfaſſer der *lettres b.... patriotiques du Pere Duchêne* dem gemeinen Soldaten die Grundſätze der Freiheit in ihrer eignen Sprache predigen wollte, aber die nämlichen Grundſätze ſehr wohl auf der Rednerbühne der Nationalverſammlung in der Sprache Voltaires und Rouſſeaus predigen konnte, und man ſchließe von den Organen die-

ser individuellsten *instruction publique* auf den Grad von allgemeiner Empfänglichkeit, oder wenn wir so sagen dürfen, von Instructibilität, den sie freilich nothwendig voraussetzt. Ganz anders verhält es sich mit einer Nation, wie die unsrige, wo allgemeine Bildung noch zu erschaffen ist, wenn sie ja unter den bisherigen Umständen erschaffen werden kann, mit einer Nation, deren geistige Fortschritte so ungleich sind, als ihre Mundarten und Verfassungen, und in deren Charakter diese Fortschritte selbst noch lange nicht übergegangen sind. Ihr Charakter bringt es vielmehr im gegenwärtigen Augenblicke mit sich, eben diesen Uebergang für gefährlich anzusehen, und da sie mit der französischen Nation nicht in gleichem, moralischen und politischen Falle steht, so sträubt sie sich mit Recht, einer Nation nachzuäffen, der sie nicht nachschreiten kann. In unsrer literarischen Republik also muß man sich begnügen, über Geschmack, Freiheit und Würde zu halten, so gut man vermag; man muß das Ende eines Zeitpunkts abwarten, wo Nationalcharakter und Politik mit den Vorurtheilen im Bund stehen, und man muß jeden bessern Kopf erinnern, daß es eben so unwürdig ist, sich in diesen Bund zu drängen, als es kindisch seyn würde, ihn

zerreiſſen zu wollen, und ſich gegen die Nothwendigkeit, gegen das große Fatum, das ihn knüpfte, ohnmächtig zu ſtemmen. Wenn man einſt in dieſer Republik nicht ausſchließlich beſchäfftigt ſeyn wird, blos der Barbarei zu wehren, dann erſt wird an allgemeine Bildung und endlich an eine deutſche *Instruction publique* gedacht werden können; aber bis dahin werden unſre Schriftſteller nur im Verhältniſſe mit ihrem Mangel an Geſchmack und Geiſt den Wahn nähren, *ex professo* gemeinnützig zu ſeyn: da doch in Ermangelung einer gleich vertheilten, einen öffentlichen Schwung bildenden, politiſchen Freiheit, wenigſtens Geſchmack und Geiſt herrſchen müſſen, damit aus der Preſſe gemeiner Nutzen hervorgehe.

Da die Schrift, welche wir hier anzuzeigen hatten, mit der eigentlichen Kritik nichts auszumachen hat, ihr Hauptzweck aber zu ſeyn ſcheint, gewiſſe praktiſche Erfahrungen aus dem gemeinen Leben, der gröſſern Zahl des Publikums — angenommen nämlich, daß unſre Nation ein Publikum iſt — zu Nutz und Frommen aufzuſtellen, ſo glauben wir mit dem Vortrag unſrer allgemeinen Ideen über dieſes Fach der deutſchen Literatur, unſrer Pflicht am beſten Genüge zu thun.

Bürgerglück, von Babo. Berlin b. Voß. 792.

Wohlthätiger als eine Revolution ist das Bestreben, in dem Mittelstand das Bewußtseyn seines Werths zu stärken, und ihn zu lehren, in den Schranken selbst, die ihn von den höhern Klassen absondern, seine Ehre und sein Glück zu finden. Die Bühne ist unstreitig das schicklichste Vehikel zur Verbreitung solcher kritischen Weisheitslehren; und es ist dem Verfasser von Bürgerglück gelungen, Wahrheit, Einfachheit und Popularität genau in dem Grade zu treffen, in welchem sie, ohne Aufopferung des guten Geschmacks, zur dramatischen Bearbeitung einer wahrhaft gemeinnützigen Idee gehören: ja wenn wir ihn mit einem großen Meister in der nämlichen Gattung, mit Iffland, vergleichen sollten, so würden wir ihm zwar weniger Eigenthümlichkeit in der Auffassung einzelner Charakterzüge, aber mehr Gleichheit und Haltung in der Manier, und mehr Einheit und Plan zugestehen, als seinem Nebenbuhler. Uebrigens ist die Idee sehr ergiebig, das Verdienst, sie auf diese Weise verarbeitet zu haben, sehr groß, und die noch übrig gebliebne Möglichkeit, sie vielleicht in bestimmtern Formen darzustellen, kein eigentlicher Vorwurf für den Verfasser.

Carls vaterländiſche Reiſen. Leipz. Heinſius. 793.

Es iſt recht gut, daß man ſich auf Univerſitäten während der Ferien ein erlaubtes Vergnügen macht, und im Lande umherſtreift; es iſt lobenswürdig, auf dergleichen Wanderungen gewiſſe Kenntniſſe einzuſammeln, die lebendiger ſind, als der Unterricht auf den Katheedern; es iſt für die Bildung des jungen Menſchen, wenn er Freunde oder Verwandte hat, die ſich dafür intereſſiren, nützlicher, daß er in Briefen an dieſe ſeine Gefühle, Erfahrungen und Gedanken zu fixiren ſucht, als wenn er blos ein Tagebuch hielte; es iſt natürlich, wenn er den Kopf voll Reminiscenzen aus launigen und empfindſamen Reiſebeſchreibungen hat, daß ihm Abentheuer aufſtoſſen, die er mit jenen Reminiscenzen verwechſelt, und die auch immer mehr wahre Aehnlichkeit damit haben können, als die Schickſale des Don Quixotte mit den Rittermährchen, die dieſer geleſen hatte; und wenn er mit einer lebhaften Imagination noch die glückliche Schelmerei der erſten Univerſitätsjahre verbindet; ſo iſt es ihm von ſeinen Correſpondenten ſehr zu verzeihen, daß er ihnen zuweilen etwas aufbürdet, und das Privilegium der Reiſenden: *a beau mentir qui vient de loin* (z. B.

von Caſſel oder Mainz und Coblenz nach Nieder- und Oberſachſen) gegen ſie gelten macht. So weit würde der junge vaterländiſche Reiſende bei ſeinen Freunden und Bekannten alles Lob und alle Aufmunterung verdient haben; aber wenn reiſe Männer täglich die Wahrheit von dem *docendo discere* erfahren, ſo iſt es ſehr ſchlimm und dem Stufengang des moraliſchen Wachsthums ganz zuwider, wenn junge Leute ſchon ſo früh den Satz umkehren, und *discendo* docieren wollen. Wir können es daher dem Hrn. Carl nicht anders als für einen ſchädlichen und um des Beiſpiels willen zu rügenden Vorwitz anrechnen, daß er ſeine Briefe, über welche er einſt ohne Schamröthe und von Herzen hätte lachen können, wenn ſie nicht aus ſeinem Familienzirkel gekommen wären, drucken ließ, und durch dieſes dicke Buch Gefahr läuft, den Nutzen ſeiner kleinen Reiſe zu verlieren, ohne daß er im mindeſten hoffen darf, ihn andern zu Gute kommen zu laſſen. Die Avantüre auf dem Ball in Caſſel, die er S. 111 erzählt, beweiſt in jedem Fall, ſie ſey wahr oder erdichtet, daß der junge Reiſende lügen kann; und ſo fürchten wir denn, daß die ſpaßhafte, im Namen ſeines Pathen geſchriebene, Vorrede, nebſt dem in Holz geſchnittenen Gefechtspunkt, aus welchem

die-

dieſes Werk, trotz allem Recenſenten-Unfug und Neid, beurtheilt werden ſoll, ſeine eigene Erfindung ſeyn mag.

Eberhard, der Rauſchebart. Leipz. 792.

Das Gebiet der älteren und mittleren deutſchen Geſchichte ſcheint noch gerade für unſere Dichtkunſt ganz ausgeplündert, und wenn ſich die Phantaſie durch böſes Beiſpiel noch dahin verleiten läßt; ſo merkt man ihr die Dürftigkeit und den Hunger bald an. Auch Hr. F., deſſen Darſtellung zwar im Ganzen gut gehalten, und hauptſächlich für das Rührende nicht ohne Wärme und Empfindung iſt, hat doch eine gewiſſe Einförmigkeit, eine langweilige Familienähnlichkeit mit allen guten und ſchlechten Dichtungen, die aus der nämlichen Quelle geſchöpft worden ſind, nicht zu vermeiden gewußt. Es iſt ſchlimm, daß bei uns das Genie ſelbſt weit weniger Achtung und Wirkſamkeit gewinnen kann, als hier und da eine Form, mit welcher das Genie zufälligerweiſe den ſogenannten Nationalgeſchmack zu intereſſiren gewußt hat; dadurch verſchwindet in jeder Epoche unſrer Literatur der Geiſt, unbemerkt und ungenoſſen, faſt im Augenblik ſeiner Er-

ſcheinung, der Buchſtabe aber bleibt noch lange die Zuflucht leerer Köpfe, leerer Phantaſien und leerer Beutel. Was hier im Allgemeinen geſagt iſt, trifft übrigens an Eberhard dem Rauſchebart blos den Stoff und die Manier, inſofern ſie dem *genio quinquenii* zu gefallen gewählt ſind.

Geſchichte Giafars des Barmeciden. Petersb. 92.

Hr. Klinger liefert uns die zwei erſten Bücher eines größeren Werks, in welchem er gewiſſe Ideen aus ſeinem Fauſt weiter entwickeln will. Wirklich ſcheint er einer dort nur unbeſtimmt angedeuteten Theodicee, im weiteſten, von allem Glauben unabhängigſten, Sinn des Worts, hier näher zu kommen; aber dieſer Anfang iſt bis jetzt noch zu ſehr Fragment, als daß ein ſicheres Urtheil über den philoſophiſchen ſowohl als kunſtmäßigen Werth und Zweck deſſelben gefällt werden könnte. Geiſt, Phantaſie und Kraft findet man indeſſen auch hier in ſo reichem Maaß, daß man wohl den Inhalt eines halben Meßcatalogs für die Fortſetzung hingeben könnte. Mehr Haltung ſcheint Giafar bis jetzt zu haben als Fauſt; jedoch iſt die Allegorie, theils durch die Darſtellung, theils durch

das Raisonnement, theils auch vielleicht durch individuelle leidenschaftlich-bittre Stimmung wiederum zu sehr überladen. Die Idee, den Helden durch eine Reihe von schrecklichen Begebenheiten zu führen, und die äußerste Verwickelung, mit Hülfe eines geheimnißvollen Wesens, dadurch zu lösen, daß es eine Vision war, was der Held und der Leser für wirklich erlebt hielten, ist zwar nichts weniger als neu; aber sie kann doch immer in einer kräftigen Phantasie einen eigenthümlichen Werth erhalten, und der am Ende des zweiten Buchs noch unerklärt gebliebne Uebergang aus jener Vision in wirkliche Begebenheit, ist sicherlich *dignus vindice nodus.*

Sturm, die eiserne Maske. Leipz. b. Barth. 792.

Dieses Werk gehört mehr zu der in Frankreich besonders einheimischen Gattung der romantischen Gedichte in Prosa, als zu den eigenthümlichen Romanen, und es hat gerade diejenige Eigenschaft, welche diese an sich ermüdende Gattung noch am meisten haben kann: eine lebhaft interessirende Handlung. Hätte der Verf. bei dem Ossianischen Costüme, das er ange-

nommen hat, durchgängig mehr auf Haltung gesehen, in seinen Details eine sorgfältigere Auswahl getroffen, und in manchen, besonders gräßlichen Schilderungen, wie auch in den Stellen, wo er seine Charaktere zu motiviren sucht, sich mehr zusammengedrängt; so würde die eiserne Maske von mancher andern Seite eigenthümliche Vorzüge vor den französischen Mustern in dieser Gattung haben, und sie verdient, auch so wie sie ist, dem Publikum empfohlen zu werden. Das Ganze von Rynos Charakter steht schöner und lebendiger da, als es der Verf. selbst, bei der üppigen Weitschweifigkeit in seiner überhaupt allzuraisonnirenden Darstellung desselben, vielleicht hätte hoffen dürfen; und was er auch bei diesem Charakter allenfalls dem Franz Moor in den Räubern, und im Schluß der Teufelsbeschwörung von Veit Weber zu verdanken haben mag, so bleibt es immer eine kräftige und mit Geist gezeichnete Nachahmung. Auch Lemala, vorzüglich in ihrer ersten Erscheinung, S. 192, ist mit nicht gemeiner Sanftheit und Empfindung geschildert.

Albrecht, die Kolonie. Dresden, Richter. Buchh. 792.

Höchste Mittelmäßigkeit muß eigentlich tadelfrei machen, und so wüßten wir auch an diesem Schauspiel nichts weiter auszusetzen, als daß wir nichts daran zu loben wissen. Producte dieser Art sollten billig in Dutzenden beurtheilt werden, ungefähr wie die Uhren, die man seit der allgemeinern Verbreitung dieser Gattung von Luxus verfertigt, ohne ein andres Verdienst oder einen andern Zweck dabei zu haben, als daß sie für goldne Uhren getragen werden und wohlfeil sind. Wo ein gewisser Grad von Cultur ist, gehören solche wohlfeile Fabricate zu den Nothwendigkeiten des Lebens, und die literarische Polizey hat blos darüber zu wachen, daß kein Betrug damit getrieben werde, indem sie entweder unter kostbaren Benennungen abgingen, oder noch unter dem Werth, den sie, eins in's andre gerechnet, haben sollen, blieben; Hr. A. aber scheint sich auf keinem dieser Schleichwege betreten zu lassen, sondern gerade das ehrliche Verhältniß mit dem Publicum, das er sich ausersehen haben mag, zu behaupten.

Hagemann, Ludwig der Springer. Hannover, Hahn. Buchh. 793.

Unſre Praxis in der Handhabung dieſer Polizey hat uns belehrt, daß man hauptſächlich auf Vorreden Acht haben muß, um zu entdecken, ob bey Einführung ſolcher Waaren nicht etwas Tarwidriges im Schilde geführt wird. So hat Hr. H. in ſeiner Vorrede ein verſtecktes *Auch'io son pittore*, wozu ihn die völlige Verdienſtloſigkeit ſeiner Arbeit nicht berechtigt, und das uns wie eine von den Charlatanerien ausſieht, durch welche zuweilen eine Uhr aus dem Dutzend herausgeriſſen und für engliſch ausgegeben werden ſoll. Wenn man einen Zug ohne poetiſches Intereſſe aus alten Chroniken in Akte und Scenen gebracht, und mit nichts bereichert hat, was Phantaſie, Geſchmack oder Genie hinzuthun könnte, ſo kann man zwar durch ſehr wichtige Gründe daran verhindert worden ſeyn; aber man ſcheint nicht ganz aufrichtig zu ſeyn, indem man, wie Hr. H. in ſeiner Vorrede thut, den Kritikaſtern — (warum denn ſchimpfen, wenn das Geſtändniß von Herzen gienge? —) vorher geſteht, ſie könnten ſicher ſagen, daß nicht viel daran wäre.

Otto der Schütz. Leipz. Breitkopf. 2 Thle. 792.

„Monſeigneur, ich muß ja doch leben!" ſagte ein Paſquillant zum Polizeilieutenant Sartine, der ihm ſehr ariſtocratiſch antwortete, daß er die Nothwendigkeit deſſen nicht einſähe. Wir denken menſchlicher, und begreifen wohl, daß man, ohne einen Schatten von poetiſchem Talent, manchen andern Beruf haben kann, Ritterſchauſpiele oder altdeutſche Ritter- und Fürſten-Romane zu ſchreiben; aber wenn ſo elende Arbeiten, wie dieſe, ihren Meiſter nicht mehr nährten, wir glauben doch, es würde für den guten Meiſter ſelbſt vortheilhafter ſeyn. Der Verf. dieſes Otto ſcheint z. B. einiges hiſtoriſches Studium zu haben; wenn er nun die Erfahrung gemacht hätte, daß ein kalter, ſchaaler, hölzerner, hiſtoriſcher Roman weder Verleger noch Leſer fände, ſo hätte er ſich und der Welt allenfalls mit einer ſchlichten, handwerksmäßigen Bearbeitung irgend eines Theils der Geſchichte nützen können. Wie ſehr er ſeine Beſtimmung verfehlt hat, kann man unter andern aus dem blühenden und gedrängten Styl in folgenden Perioden abnehmen: „Rechnet hierzu noch, daß es ihn erzürnen wird, wenn „ich ihn verſichere, daß ſich Herrmann einer gewiſſen „Ueberlegenheit über mich anmaßt, die von einem

„Jünglinge, dem er nie günſtig war, ohne Zweifel „ſeine Unzufriedenheit erregen muß.“

Freimüthige Briefe über die neue Schauſpieler-geſellſchaft zu Frankfurt am Main. Erſtes Heft. 792.

Giebt es etwas, das unſre Bühnen in ihrem unvollkommnen Zuſtand erhalten muß, ſo iſt es die kleinſtädtiſche Selbſtgenügſamkeit, mit welcher Dramaturgen wie der Verf. dieſer freimüthigen Briefe ſich zu ihren Meiſtern aufwerfen, und durch ihr unverdautes, aus kleinen Köpfchen entſtehendes oder platztes Urtheil, mit Localitäten und Perſonalitäten vermengt, ſelbſt das Bischen Wahrheit, was unſre Parteyen durch ihre Aeußerungen von Tadel oder Beifall den Schauſpielern noch beibringen könnten, verdächtig und verhaßt machen. So lange in den allgemeinen Verhältniſſen unſrer verſchiednen Schauſpielergeſellſchaften zu ihrem Publikum und zu dem herrſchenden Geſchmack in Anſehung der gangbaren Stücke nicht eine ſehr große Revolution vorgeht, ſo lange giebt es kein unnützeres und troſtloſeres Geſchäft, als die Kritik

dramatischer Vorstellungen; und wenn sie vollends ohne allen Geist und aus keinem andern Beruf unternommen wird, als weil man oberflächliche und leichte Meinungen, wie sie alle Abende im Schauspiel zu Dutzenden gehört werden, in steife Perioden bringen und mit aufgefangnen Brocken würzen kann; so entsteht daraus ein wesentlicher Schaden für die Kunst, indem die kleinen Leidenschaften, welche im engen Kreis unserer meisten Schauspielergesellschaften nothwendig herrschen müssen, durch einseitige und beschränkte Beurtheilungen, die ihr gebrücktes, und meistens sehr unkünstlerisches Verhältniß persönlich macht, in Aufruhr gebracht werden. Die Kunst des Schauspielers ist die undankbarste aller Künste; sie vergeht mit dem Augenblick und erwartet ihren Lohn von dem Augenblick; ein hoher Grad von Geschmack und von Wärme im Publikum kann für diesen wesentlichen Nachtheil entschädigen: aber wie viele Orte giebt es in Deutschland, wo das Publikum in den Schauspielern würkliches Künstlergefühl zu pflegen wüßte? Und wo das nicht geschieht, was sind einzelne Kritiken von der Gattung dieser freimüthigen Briefe anders, als etwas verfaßte Pasquille, die dem einen sein Gewerb schmälern, um es dem andern einträglicher zu machen?

Ohne die neue Schauspielergesellschaft in Frankfurt am Main zu kennen, braucht man nur Gelegenheit gehabt zu haben, den Zustand dieser Kunst in unsern mittelmäßigen Städten zu beobachten, um von den Absichten und den Wirkungen einer solchen dramaturgischen Schartete ganz anschauliche Begriffe zu haben. S. 40 beweist der Vers., wie sehr er dazu gemacht ist, die Geschmeidigkeit in Ton und Geberde eines Schauspielers zu beurtheilen, indem er sagt, daß diese Geschmeidigkeit einem Charakter, den er gerade spielen sah, ankleben mußte, wenn er der Absicht des Dichters gemäß durchgeführt werden sollte.

Herrmann von Nordenschild, 2 Thle. Weissenfels, b. Severin. 792.

Es ist eine eigene Art von Sturm und Drang, die in dieser Schrift, wie in andern des nämlichen Vers., sich am Horizont unsrer Literatur zu zeigen angefangen hat. Gerstenberg hat, durch eine Uebertreibung der Kunst, in seiner Minona die heroischen Zeiten modernisirt; dieser Schriftsteller hat die entgegengesetzte Grille. Die modernen Zeiten zu heroisiren,

und er macht es dadurch, mit einem seltsamen Gemisch von Unwahrheit und Größe, von lächerlicher Uebertreibung und Kraft, von Beleidigungen des Verstandes und Bestechungen der Empfindung, wirklich schwer, einen billigen und richtigen Maßstab für ihn zu finden. Sein einziges Verdienst ist im Grunde Darstellung; aber eben dieses besitzt er in einem solchen Grade, und es ist eine Gabe, die so wenig, wie etwa manche mehr mechanische Eigenschaft, isolirt im Geiste ihres Besitzers bestehen kann, daß die strenge Regel einen ziemlich ungleichen Kampf hier eingehen würde. Indessen können Werke der bildenden Künste mit diesem Verdienst allein besser auskommen, als Werke der redenden; mit blendenden Farben und kräftigen Zügen wird bei den letzteren der Mangel an Plan, an Einheit, an Gradationen, an Natur und an Styl nicht ersetzt; und entweder giebt es keinen Geschmack, oder der Verf. des deutschen Alcibiades verdient unter unsern Geschmackverderbern einen desto bestimmteren Platz, je mehr wahre Talente er vielleicht hat.

Bajazet. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Racine von A. Bode. Berlin bei J. G. Braun 1804.

Radogüne. Ein Trauerspiel nach Corneille, von A. Bode. Berlin bei J. G. Braun, 1803. (109 S.)

Mahomed. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire von Goethe. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandl. 1802. (102 S.)

Tancred. Trauerspiel in fünf Aufzügen, nach Voltaire von Goethe. Tübingen in der J. G. Cotta'schen Buchhandl. 1802. (104 S.)

Zu einer Zeit, wo der deutsche Genius die beschränkende Form der französischen Tragödie zu durchbrechen strebte, kam ihm Lessings scharfsinnige Kritik mit gutem Fug und Erfolg zu Hülfe, wenn gleich Lessings ältere Kämpfe gegen die Gottschedische Wasserfluth in der Strenge noch nachwirkten, mit welcher er die Meisterstücke der tragischen Bühne Frankreichs behandelte. Freilich wurde es bald wieder zeitgemäß, sich des mit dem Bade ausgeschütteten Kindes, wie besonders Gotter that, anzunehmen. Als aber der

deutſche Kunſttrieb ein läſtiges Joch abgeſchüttelt hatte, war der öffentliche Geſchmack in Deutſchland noch ſo unreif geweſen, daß er gleichſam nur die Gelegenheit wahrzunehmen ſchien, um ſich der Kunſt ſelbſt zu entwöhnen. Es möchte daher wohl keine übertriebene Behauptung ſeyn, daß die deutſchen Parterre vor 40 und 60 Jahren, da ſie vor den Bearbeitungen und Originalien der Gottſchediſchen Schule ſtanden, ſich einer größern und wahrern Empfänglichkeit für Kunſt erfreuten, als ihre Nachkommen — Gotter war indeſſen kein Originaldichter; eine ganz andre Anregung mußte er der dramatiſchen Poeſie geben, als ächte Originaldichter, die ehmals ſelbſt das Beiſpiel der gänzlichen Regelloſigkeit gegeben hatten, oder gegeben zu haben ſchienen — denn ſie hatten freilich ihre Regel an ihrem Genie — anfiengen, manche für Zwang und Beſchränkung angeſehene Form wieder einzuführen. Das durchgängige Metrum, die Einmiſchung des Reims, ſind wichtige Stücke der ſo nöthig gewordenen Reform, und daß dieſe auch darauf geführt hat, ſich wieder einmal in der guten alten franzöſiſchen Tragödie umzuſehen, möchte wohl ſchon eine hinlängliche Apologie der franzöſiſchen Tragödie ſeyn.

Recenſent hält denn auch keinesweges die Bearbei-

tung französischer Trauerspiele für ein Unternehmen, das der Rechtfertigung bedürfte; er hat einst die ziemlich allgemein gegen dieselbe entstandene Geringschätzung getheilt, doch fieng er nicht erst in diesen letzten Jahren an, seine Meinung in diesem Stücke zu verändern, und, wie er überzeugt ist, zu berichtigen. Er hält sogar dafür, daß die Bearbeitungen, denen der gegenwärtige Aufsatz gewidmet ist, auf verschiedene Weise den gemeinschaftlichen Fehler haben, nicht genug mit der von ihren Originalien zu fordernden Achtung und Liebe ausgeführt zu seyn. Indessen scheint die Idee, die Schiller in seiner Epistel an Goethe ausdrückte, daß die französische Tragödie nur relativ und gleichsam instrumental der Uebertragung auf unsre Bühne werth wäre, in der Bearbeitung französischer Trauerspiele, die wir seit Kurzem erhalten haben, zu sehr vorzuherrschen. Keines ist ein eigentliches Streben nachzudichten, weil in jeder die ernste und warme Anerkennung, oder die richtige Schätzung des poetischen Werths der Originale fehlt. Eine interessante Erscheinung bietet der Unterschied in den Würkungen einer und derselben Ursache dar. Hr. Bode ist mit Corneille und Racine nachlässig frei umgegangen, und anstatt ihre Eigenheiten in den Eigenheiten ihrer Gattung festzu-

halten, um ſie zu retten, oder wenn es nöthig geweſen wäre, von dieſen abzuſondern, hat er ſie mit gänzlichen poetiſchen Verzierungen zu erſetzen geſucht; der große Dichter hingegen, welcher ſich mit Voltaires Trauerſpielen beſchäftigte, hielt ſich meiſtens wörtlich an den Sinn, und verſchmähte allen äußern poetiſchen Schmuck bis zur religiöſen Trockenheit. Sein Fehler, ſeinem Dichter undichteriſch zu überſetzen, war an ihm unſtreitig um ſo natürlicher, je mehr er ſelbſt Dichter, um ſo viel mehr Dichter war, als ſein Original. Auch hat nicht leicht ein Dichter jenen Schmuck für ſich ſelbſt mehr verſchmäht als Goethe, wozu er aber durch ſeinen innern Reichthum gegen ſich ſelbſt berechtigt war, das ſtand ihm gegen einen andern nicht zu, und wenn gleich zugegeben werden kann, daß Voltaire kein Dichter war, der einen Dichter wie Goethe zu hoher Ueberſetzers-Begeiſterung ſtimmen konnte, ſo folgt aus ſeinem ſeltſamen Unglück, einem ſelbſt allzu originellen Dichter in die Hände gefallen zu ſeyn, keineswegs, daß er nicht mit mehr Begeiſterung überſetzt zu werden verdiente. Corneille und Racine (die vielleicht Goethe's eigenem Genius doch mehr zugeſagt hätten) ſind bei Herrn Bode, indem er ihnen ſein poetiſches Talent zu freigebig ließ, viel ſchlimmer weg-

gekommen, als Voltaire bei Goethe. — Daß aber die drei französischen Tragiker ihre eigenthümlichen, innwohnenden durchgängigen poetischen Verdienste haben, die solcher vollkommenen Nachdichtungen, wie dem Homer, dem Shakespear, dem Calderon unter uns zu Theil geworden sind, nicht unwerth wären, dieses wird vielleicht aus der speciellen critischen Beleuchtung der Versuche, von denen hier die Rede ist, von selbst hervorgehen.

Es giebt eine Bemerkung, die mehr oder minder von allen französischen Trauerspielen gilt, welche in's Deutsche übergetragen werden: ihre Diction ist oftmals soviel mehr episch als dramatisch, daß den Reden, welche gewählt werden, nur die Formeln: Sprach's und Wiederum antwortete, abzugehen scheinen. Oft ist daher der deutsche Bearbeiter, insofern er nicht umhin kann, seine Röhre im Auge zu haben, allerdings genöthigt, mit dialogischen Uebergängen von Rede zu Rede nachzuhelfen. Allein diese Nachhülfen, die ihrer Natur nach etwas Leeres haben, müssen so wenig Platz einnehmen, als möglich, und nur in den fühlbarsten Nothfällen angewendet werden. Up den alten Gottschedischen Verdeutschungen machen sie gerade die lächerlichste Seite, und nicht selten mußsten

ten in ſolchen Fällen die Komplimentirbüchlein jener Zeit herhalten. Gotter zeigte auch hierinn immer ſeine geſchmackvolle Kenntniß des Mechaniſchen der Poeſie, ohne jedoch dem ſtrengen Begrif von der möglichſten Treue auch in den nothwendigen Abweichungen zu entſprechen. Voltaire, der den alten Schnitt der franzöſiſchen Tragödie überhaupt in manchen Stücken moderniſirte, bringt am ſeltenſten in dieſe Art von Verlegenheit. Auf dieſem Wege geſchah es aber hauptſächlich und am meiſten bei Racine, der das griechiſche Trauerſpiel, von ſeinem lyriſchen entkleidet, zum Vorbild nahm, daß Bode das Charakteriſtiſche ſeiner Originale verloren gehen ließ, ja ſogar allzuoft zu dem Zweifel, ob er es nicht ganz überſah, Anlaß gab. —

Bey Corneille, und noch mehr bei Racine, geht die Handlung für den Leſer würklich mehr hinter dem Schleyer der Rede vor, und ſoll ſich erſt dem Zuſchauer enthüllen. Es muß daher von dem poetiſchen Ueberſetzer auf dieſes Verhältniß wohl gemerkt werden; er muß in der Rede den Grad von Lebendigkeit, weder mehr noch weniger, genau aufzufaſſen ſuchen, welchen der Dichter hineinlegen wollte; er muß die Deutung der Noten ſtudiren, ohne zu vergeſſen, daß ſie in dieſen Compoſitionen ihren gröſten Nachdruck

erſt von der theatraliſchen Execution erhalten dürfen — und will er das alles nicht, wohl, ſo mache er ſelbſt Trauerſpiele beſſer oder ſchlechter als die franzöſiſchen, aber von dieſen laß er lieber ab, als daß er ſich in ihnen vernehmen laſſe, wo und wie er kann, ſeinen Originalien den Platz wegnehme, den ſie mit ihrer ganzen Eigenthümlichkeit erfüllten, und auf ſolche Weiſe verdeutſchte franzöſiſche Trauerſpiele gebe, die gleichwenig deutſch und franzöſiſch ſind. Das Wörtchen nach kann nur auf dem Titel der Bearbeitung eines proſaiſch-dramatiſchen Werkes eine ſolche Methode entſchuldigen.

Nehmen wir z. B. im fünften Akt des Bajazets den Moment, wo Roxane über Bajazets Tod entſcheidet. Sie hatte in der dritten Scene (des Originals) zu ihrer Vertrauten geſagt:

Oui tout est prêt. Zatime
Orcan et les muëts attendent leur Victime.
Je suis pourtant toujours maîtresse de son sort,
Je puis le retenir. Mais s'il sort il est mort.

Bajazet iſt erſchienen, durch ſeine männliche Ruhe verliert der Augenblick, wo ſein Brief an ſeine Geliebte ihn überweiſt, das Erniedrigende, das er ſonſt für ihn hätte; er reinigt ſich von dem Schein

des Betrugs, zwar mit zarter Schonung, aber sein Verhältniß gegen die beleidigte Sultanin ist unheilbar; leidenschaftlich bietet sie ihm sein Leben an, um den Preis des Lebens seiner Geliebten; des Jünglings erste Bewegung ist edler Zorn, doch plötzlich von dem Gedanken an Attalidens Gefahr ergriffen, lenkt er ein, und sucht die Schreckliche zu erweichen, die aber in dieser seiner letzten Rede, je zärtlicher sie klingt, desto mehr seine Zärtlichkeit für eine andere, als sie, vernimmt; sie unterbricht den Unglücklichen, der sie zu rühren glaubt, mit dem einzigen Worte, das durch ihre vorige Rede gegen ihre Vertraute so furchtbar bedeutungsvoll wird:

Sortez —

und Bajazet ist verschwunden, und man weiß, daß er verloren ist. —

Wie giebt aber die Bodesche Bearbeitung den so einfachen tragischen Effekt wieder? In der Anlegung desselben hatte er sich sein Spiel nicht verdorben; auch bei ihm sagt Roxane zu Zatime:

„Noch ist mir vergönnt
Von ihm zu wenden sein entsetzlich Loos.
Laß ich ihn gehen, so geht er in den Tod."

dann aber unterbricht sie Bajazets Rede nicht, die

Herr Bode ganz gegen den Styl des Originals in abgebrochenen Pauſen enden läßt:

„— O wenn ich jemals

„theuer dir

— „gewesen — ich beſchwöre dich —"

ſondern ſie erwiedert dem auf ihre Antwort wartenden

„Hinweg"

„Hinweg aus meinen Augen, ich befehl' es!"

Bajazet repliciert erſt:

„Du darfſt befehlen. — Lebe wohl!"

als ob der königliche Jüngling auf das trockne Gebot der übermüthigen, emporgekommenen Sklavin etwas anderes könnte, als entweder widerſtehen, oder wie er bei Racine thut, ſtumm ſich entfernen! — Vor ſo unglücklicher Selbſtmacherei muß man ſich unſtreitig die ehrliche Treue einer alten deutſchen Ueberſetzung von 1766 loben, wo es heißt:

Bajazet. War ich dir jemals werth, Rorane...

Rorane. Du kannſt gehn.

Da das Gedränge, in welchem ſich der türkiſche Prinz, das ganze Stück hindurch, zwiſchen zwei Weibern findet, allerdings zu dem gehört, was uns Deutſche eine lange Zeit gewöhnte, die franzöſiſche Tragö-

die nicht für voll ansehen zu mögen, so könnte es allenfalls Herrn Bode nachgesehen werden, daß ihm Racines leisere Rettungen des Heroischen und Männlichen in seinem Helden nicht genügten, und er für gut hielt, ihm in der Scene mit dem Vezier (A. 2) und dem darauf folgenden Monolog durch Manieren einer fremden Gattung mehr zu heben. Aber die charakteristische Schönheiten seines Original, die dem Dichter und dem glänzendsten Zeitalter der Kultur seiner Nation eigen waren, hätte er ehren, und die zarten anständigen und in der Vollkommenheit des zarten Anstandes ächt poetischen Züge, durch welche Racine seine Atalide, und ihre Lage, und die Convenienzen dieser Lage bezeichnet, hätte er in seiner Nachbildung nicht verwischen sollen, wie er's gethan hat. Atalide ist Prinzessin, und muß einer Sclavin, die des Sultans Liebe erhob, huldigen; sie liebt, und muß nicht nur ihre Liebe verbergen, sondern selbst den Hoffnungen ihrer Nebenbuhlerin schmeicheln. Dieser Zwang eines sanften aber edeln Herzens siegt in jedem ihrer Worte von ihrer ersten Erscheinung an, und wenn er auch in den Momenten weiblicher Besorgnisse und Inconsequenzen ihrer Liebe etwas in den Hintergrund tritt, so verschwindet er doch nur in der vollen Ver-

zweiflung, wo einmal sogar der verhaltene Stolz der Fürstin in die von Hrn. Bode übersehenen Worte gegen die Vertraute der Sultanin ausbricht (A. 5. Sc. 8.)

D'une esclave barbare, esclave impitoyable?

Aus diesem Gesichtspunkt vergleiche man z. B. Atalidens Bemühung, ihre Nebenbuhlerin von Bajazets Gegenliebe zu überzeugen, bei Racine und bei H. Bode.

Quoi Madame, les soucis qu'il a pris pour vous plaire,
Ce que vous avez fait, ce que vous pouvez faire,
Les perils, ses respects et surtout vos apas,
Tout cela de son cœur ne vous répond-il pas?
Croyez que vos bontés vivent dans sa mémoire.

Weniger kann sie in ihrer kützlichen Lage nicht sagen, aber wie unpassend ist es, sie mehr sagen zu lassen:

„Warst du nimmer Zeuge
„Von seinem sorgsam zärtlichen Bemühn,
„Dir zu gefallen? Wähnst du seine Brust
„Dem Dankgefühl verschlossen? Weiß er nicht,
„Daß deine Gunst sein Leben ihm erhält,
„Daß er allein in ihren Strahlen athmet?
„Und wär er Thor und undankbar zugleich,
„Spricht denn so leise deines Werths Gefühl?

„Bedurft es Ueberwindung, diesen Reizen
„Zu huldigen, bedurft' es für ein Herz
„Aus Liebesglut gewoben wie das seine?"

Roxane war sicherlich nicht so häßlich, daß Atalide in diesem Zusammenhange mehr als zwei Worte von ihren Reizen hätte sagen mögen. Negativ vorzuziehen ist denn auch die Uebersetzung von 1766:

„Die Müh', die er sich gab, dein Lieben zu erregen,
„Das war da schon gethan, und war noch dein Vermögen.
„Sein Ehrfurcht, die Gefahr, der Reiz, der dich umgiebt,
„Versichern dich genug, daß er dich heftig liebt;
„Von deiner Güte wird nie sein Gedächtniß schweigen. —"

Sternes witzig paradoxe Behauptung, daß es ein Fehler der Franzosen wäre, zu ernsthaft zu seyn, hat einmal viel Glück gemacht. Wirklich könnte man versucht werden, daß der tragische Styl der Franzosen zu ernst und gedrängt für unsre Sprache sey. — So falsch dieser Satz im Allgemeinen wäre, so würde ihn doch der deutsche Bajazet mit dem französischen vergleichen zu bewähren scheinen. Zu dieser Vergleichung laden wir einen jeden ein, der noch zweifeln möchte,

ob die hier angeführten Beyspiele noch in der That Proben von dem durchaus verfehlten der ganzen Bearbeitung sind. Noch eine Stelle können wir uns nicht erwehren anzuführen, ehe wir uns zur Rodogüne wenden. — A. 4. Sc. 1. des Originals, wo sich Rorane durch die kalte Ankündigung: sie wolle dem Sultan gehorchen, und seinen Bruder opfern, von Atalidens Leidenschaft für Bajazet überzeugt, sagt diese:

Quoi? ce Prince aimable .... qui vous aime
Verra finir ses jours, qu'il vous a destinés?

Durch welchen Unstern mußte Herr Bode bemüht seyn den so deutlichen und der Situation so angemessenen Sinn des *Prince aimable* .... qui vous aime auf die Seite zu werfen? Er läßt Ataliden sagen:

„Bajazet! —
„So kannst du opfern, was du liebst! Nein! Nein!
„Ich glaub es nicht, ich werd' es nimmer glauben.
„Du wirst ihn retten — hast ihn schon gerettet!"

Eine von Corneille's bessern Tragödien, zu denen seine Rodogüne unstreitig gehört, hätte einem deutschen Dichter leichter zu bearbeiten seyn sollen, als andre französische, und insbesondere die Ra-

einlischen Trauerspiele, und am leichtesten hätten sie, scheint es, einem Schriftsteller seyn müssen, der mit dem deutschen poetischen Styl des Tages nicht unbekannt war. Dieser Styl, in welchem die Poesie einen Schlangenkreis — ohne Zweifel Sinnbild ihrer Ewigkeit beschrieben, und Anfang und Ende in einander ruhend darzustellen scheint, dieser Styl gothischer Kunst und südlicher Poesie, ohne historischen oder lismatischen Anlaß so spät nachgebildet, konnte zum sehr passenden Gewande für die gealterte vom spanischen und italienischen Parnaß herüber gelockte Muse Corneille's dienen. Allein auch Corneille scheint hier seiner Eigenthümlichkeit entkleidet, und dafür mit unbedeutenden Flittern behangen. Um den spitzfindigen, oft verworrenen, oft scharfen und kräftigen Antitheſen, in denen Corneille seine tragischen Situationen und seine Charaktere auszusprechen pflegt, von seiner wortreichen, aber auch sinnreichen Manier, findet man bei Hrn. Bode wenige oder gar keine Spuren, und wenn die Franzosen, unter denen Corneille's Rodogüne ein Logogryph genannt wurde, dieses Trauerspiel zuerst so kennen gelernt hätten, wie die Bodesche Bearbeitung es darstellt, so würden sie schwerlich die Eigenheit darinn empfunden haben, die sie mit

jenem tadelnden Einfall ausdrückten. Ob aber Zierrathen, die sonst allerdings artig klingen, wie z. B. am Schluß des ersten Akts,

„Die Unsterblichen
„Erhören mich, ihr köstlich Himmelsgut,
„Ihr Frieden, senkt sich säuselnd auf mich nieder."

das, was einen zu dem macht, wer er ist, hinlänglich ersetzen, möchte mit Recht zu bezweifeln seyn. Auch hier braucht es nur der ersten besten Stelle aus der französischen und der deutschen Rodogüne, und zwar ohne eine Erklärung der Situation, die bei der Corneille'schen Tragödie überflüssiger wäre, als bei der Racine'schen Cleopatra, sagt A. 2. Sc. 2. des Originals

Quoi! je ferois un roy pour être son époux,
Et m'exposer aux traits de son juste courroux!
N'apprendras-tu jamais, ame basse et grossière,
A voir par d'autres yeux que les yeux du vulgaire?
Toi qui connais le peuple, et sçais qu'aux champs de Mars
L'Achement d'une femme il suit les étendards;
Que sans Antiochus, Tryphon n'eût dépouillée;
Que sous lui son ardeur soudain fut reveillée;
Ne sçaurais tu juger que, si je nomme un Roy
C'est pour le commander et combattre pour moi?

J'en ai le choix en main avec le droit d'aînesse;
Et, puisqu'il en faut faire une aide à ma foiblesse,
Que la guerre sans lui ne peut se rallumer,
J'userai bien du droit que j'ai de le nommer.
On ne montera point au rang dont je dévale,
Qu'en épousant ma haine au lieu de ma rivale:
Ce n'est qu'en me vengeant qu'on me le peut ravir;
Et je ferai régner qui me voudra servir.

Bey Hrn. Bode lautet dieſe Stelle kürzer, und dennoch weniger gedrängt:

„Kannſt du wähnen noch,
Verblendete, Ich würd' ihr einen König
Zum Gatten geben — iſt dirs noch verborgen,
Daß ich's nur könne, ſichrer noch zu herrſchen?
Mein iſt das Recht der Wahl, doch wen ich wähle,
Der wird ein Werkzeug meiner Rache nur.
Wer meinen Thron beſteigen will, der muß
Sich meinem Haß vermählen, an der Stelle
Der Parteien; um dieſen Preis allein
Verkauf ich meine Krone; wer mich rächt,
Iſt von den Käufern der Willkommne mir."

Keineswegs glücklich hat Hr. Bode A. 3. Sc. 1. das Verhältniß Rodogünens zur Laonice, der Vertrauten ihrer Feindin, die im Original zwar die böſen Ent-

wärfe ihrer Gebieterin verräth, aber dieser nicht noch weiter untreu seyn will, in eine gemeine sentimentale Ergieſſung zwiſchen beiden umgewandelt, und mit noch weniger Einſicht des richtigen Gedankens ſeines Dichters läßt er in der folgenden Scene den Entſchluß zum Widerſtand von Rodogüne ſelbſt zuerſt faſſen, und nicht vom Parthiſchen Geſandten, der bei Hrn. Bode zur Flucht räth, während ihm Corneille in ſeiner kurzen Erſcheinung ſo deutlich und beſtimmt die poetiſche Rolle ſeines Poſtens zuweiſt, er iſt es, der mit ſcheinbarem Stolze ermahnt:

C'est ici qu'il vous faut ou régner ou perir.

und die Sorge der Prinzeſſin, daß mit einer Handvoll Leute der Königin nicht getrotzt werden könne, veranlaßt ihn, ſeinen Plan nicht der Gewalt, ſondern der klugen Liſt zu entwickeln.

Si vous voulez régner, faites régner l'amour.

Auch hier war es kein deutlicher Begrif von der Nothwendigkeit oder dem Vorzug einer Veränderung, ſondern die urſprüngliche Gewohnheit des Bearbeiters mit nachläßiger Geringſchätzung des Originals ſeiner eigenen Feder freien Lauf zu laſſen, die ihn verleitete, den Oronte nicht ohne einen empfindſamen Zuſatz:

„Zu retten dich, wo nicht für dich zu sterben,
„Das ist des Greises heiliger Beruf.“

zur Flucht rathen zu lassen, und der Prinzessin die heroische Gesinnung zu verleihen, die den dramatischen Kontrast zwischen ihr und Cleopatra aufhebt:

„herrschen oder untergeh'n
„Muß ich an diesem Platz —“

Glaubte Hr. Bode wirklich, daß Corneille und Racine nichts Besseres werth wären, als blos so ungefähr und eins ins andere wiedergegeben zu werden, so hätte er sie auch der Bearbeitung unwerth glauben sollen. An sich aber kann es keinen Dichter geben, er möge übrigens andern Dichtern nachstehen oder sie übertreffen, gegen den eine solche Behandlung nicht Sünde wäre, und weswegen ist man denn auch neuerdings in Deutschland darauf gekommen, französische Trauerspiele zu bearbeiten, als hauptsächlich um dem Publikum, den dramatischen Schriftstellern, und den Schauspielern Muster einer strenge bindenden Präcision anzustellen?

Diesem Zwecke nun entsprechen die Goetheschen Bearbeitungen insofern vollkommen, als ihnen keine von den Fehlern der Schwäche und des leichtsinnigen

Selbstvertrauens nachgewiesen werden können, welche die Bodeschen so unglücklich charakterisiren. Goethe schrieb seine französischen Originale gleichsam Zeile für Zeile deutsch ab, mit eben so fester als treuer, aber mit etwas harter Hand; oft unterscheidet nur das Metrum seine Bearbeitungen von den gewöhnlichen lateinischen Interpretationen griechischer Dichter, und das Metrum allein ersetzt, um etwas dem Totaleindruck der Originale Aehnliches wiederzugeben (welches doch auch der Zweck jeder Uebertragung eines Dichters seyn soll.) bei solcher Wörtlichkeit den Reim bei weitem nicht. Besonders der zartern Manier und dem romantischeren Gegenstand des Tancreds, den Voltaire durch eine, für die französische Theaterkonvenienz sehr kühne, Neuerung in Wechselreimen schrieb, würde die Einmischung des Reims nach Art der Schillerschen Trauerspiele (denn freilich hat Goethe in seinen eigenen eigentlich so zu nennenden Tragödien den Reim nie eingemischt) gewiß schön entsprochen haben.

Indem wir nun unsre Behauptungen in Betreff des Ganzen der Goethe'schen Bearbeitungen mit einzelnen Stellen derselben zu belegen suchen werden, mag uns ein Vergnügen erwarten, welches die Freude, unsre Sätze zu erweisen, weit überwiegen wird; wir

ſehen nämlich voraus, daß wir hie und da auf irgend einen unwillkührlichen Zug ſtoßen werden, der in dem wörtlichen Ueberſetzer den Originaldichter, wo nicht zur vollen Befriedigung der Anſprüche, die man an eine deutſche Uebertragung eines franzöſiſchen Trauerſpiels machen darf, doch als eine ſehr intereſſante und belehrende Erſcheinung für jeden Freund der Poeſie im ſchnellſten Vorübergehen durchblicken läßt. Wir bitten dann unſre Leſer nur die nämliche Mühe, die wir uns ſelbſt geben müſſen, um über den Genuß, zu welchem ſolche Entdeckungen uns einladen, nicht zu vergeſſen, wovon eigentlich hier die Rede iſt, ſich auch nicht verdrießen zu laſſen.

Die folgenden Stellen werden alles, was wir bisher ſagten, ohne Zweifel bezeugen.

Mahomet. A. 1. Sc. 2.

O superstition! tes rigueurs inflexibles
Privent d'humanité les coeurs les plus sensibles!
Que je vous plains Palmire et que sur vos erreurs,
Ma pitié malgré moi me fait verser de pleurs!

„Ach, in des Aberglaubens feſten Banden
„Verliert dein ſchönes Herz die Menſchlichkeit!
„Wie jede Knechtſchaft raubt auch dieſe
dir.

„Den freien Blick, das Würdige zu
sehen.

„Du jammerst mich, Palmire. Deinen Irrthum,
„Der dich umstrickt, beweint' ich wider Willen.

A. 1. Sc. 4.

„Je te connais Omar, en vain ta politique
„Veut m'abuser ici en cachant ton fanatique,
„En vain tu veux ailleurs obtenir les esprits;
„Ce que ton peuple adore, excite mes mépris.
„Quelle toute imposture et d'un coup d'oeil plus sage
„Regarde ce prophète à qui tu rends hommage;
„Vois l'homme en Mahomet, conçois par quel degrés
„Tu fais monter aux cieux ton fantome adoré,
„Enthousiaste ou fourbe, il faut cesser de l'être
„Sors toi de ta raison, juge avec moi ton maître."

„Omar, ich kenne dich, du scheinest hier
„Als Schwärmer dieses Wunderbild zu zeichnen,
„Doch sieh' ich nur den klugen Redner durch;
„Du glaubst umsonst mir andre mir zu täuschen.
„Ihr betet an, wo ich verachten muß.
„Verbanne jeden Trug, mit weisem Blick
„Sieh den Propheten an, den du verehrst,
„Den Menschen sieh im Mahomet! Er hob
„Nur nach und nach dies Scheinbild hin zum Himmel,

„Und

„Und Schwärmer oder Schelm, er wird entlarvt.

„Laß mit Vernunft aus deinen Meister richten.

In diesem untragischen Schelm konnte nur die Uebersetzungsmethode verleiten, die hier zugleich ein Mißverständniß veranlaßte; denn augenscheinlich bezog Goethe das französische *il faut cesser de l'être*, welches Omara gilt, mit dem Zopite spricht, auf Mahomet, von dem gesprochen wird.

Weglassungen hat Goethe nur selten rathsam gefunden, und meistens versetzte sich daher der Uebersetzer in die eigene Ansicht seines Originals; so z. B. im Mahomet, A. 2. Sc. 6. (des Orig.) bei dem allzuplumpen

Non, mais il faut m'aider tromper l'univers.

das im Verhältniß Mahomets zu Zopiten unnatürlich deutliche Bekenntniß wollte dem einsichtsvollen Uebersetzer nicht aus der Feder fließen.

Einmal im Tancred A. 2. Sc. 1. (des Orig.) würde Goethe Amenaidens hartes und verkennendes Urtheil über Arbaltan:

D'un brave chevalier sa conduite est indigne.
Intéressé, cruel il prétend à l'honneur!
Il croit d'un peuple libre être le protecteur!

wohl kaum weggelassen haben, wenn er nicht übersehen hätte, daß diese parteiische Ungerechtigkeit in der nachherigen schönen Situation, da der rauhe Mann sich zu Amenaidens Ritter im Gottesgericht anbietet, ihr Gefühl schärfen mußte.

Eben so sparsam sind die Zusätze, und ohne fremd anzustossen in dem Gewande, das Goethe Voltaire umgab, doch fast alle von eigenem charakteristischem Werthe: so z. B. im Mahomet A. 4. Sc. 5. in dem Gemählde von Zopirs Ermordung:

„Die Lampe warf ihr bleiches Licht auf ihn,
„Und düster floß das Blut aus seiner Wunde."

So ebendaselbst:

„Das Blut versöhnt die Gottheit, sagen sie:
„Gewiß versöhnt das Blut der Menschen Grimm."

So im Tancred A. 3. Sc. 7. die schöne und besser motivirende Ausmahlung der Situation:

„Ich will so stumm wie du,
„Auch unerkannt wie du dem Grab mich weihen.

— — — — — — — — — — —

„Wer darf in mein so sehr verkanntes Herz
„Und seine liebevollen Tiefen blicken?
„Wer darf ihn kennen? Mache doch sein Arm
„Den wunderbar verborgenen bekannt!
„Auch Raum verschaff' er mir u. s. w."

So und ganz besonders belehrend in Hinsicht auf wahren poetischen Styl ebenfalls im Tancred, in der Verwünschung am Schluß, die übrigens wörtlich übersetzt seyn würde, nur daß der größere, der gebohrne Dichter den Umsturz von Syracus nicht ohne den Aetna übersetzen konnte, mit welchem Voltaires Phantasie blos hie und da sein Stück zu costümiren bedacht gewesen war.

„O reisset euch gewaltsam aus einander,
„Des Berges ungeheure Feuerschlünde,
„Die ihr das reiche Feld Sicilens
„Im Finstern unterwühlet, reißt euch auf!
„Erschüttert Syracus, daß die Paläste,
„Die Mauern stürzen, sendet Feuerquellen
„Aus euern Schluchten, überschwemmt das Land,
„Und schlingt den Rest des Volkes, die Ruinen
„Der großen Stadt zur Hölle mit hinab!"

Im Original

Que l'enfer engloutisse et vous et ma patrie
Et ce senat barbare et ses horribles droits
D'egorger l'innocence avec le fer des lois!
Que ne puis je expirer dans Syracuse en poudre,
Sur vos corps tout sanglants, ecrasés par la foudre.

Nicht freegebiger war Goethe mit eigentlichen Veränderungen; er dachte, daß wenn die Verpflanzung französischer Trauerspiele diesen etwas nützen sollte, eben nicht der Schlendrian unsrer Bühne hinein gemischt werden müßte. Von seinen wenigen Veränderungen sind einige so beschaffen, daß Voltaire selbst sie genehmigt haben würde, welches, wenn auch nicht zu Goethes Ehre, doch in Voltaires Namen, sehr viel gesagt ist. So hätte Voltaire ohne Zweifel gefühlt, daß im Tancred A. 4. S. 6. seinem ohnehin gar zu altersschwachen Argire das Bischen Kraft wohl angestanden hätte, womit ihn Goethe durch den selbst gefaßten, nicht, wie im Original, durch seine Tochter ihm aufgedrungenen, Entschluß ausstattet, Tancreden in der Schlacht aufzusuchen, um ihm Amenaidens Unschuld zu bezeugen. So würde er sich auch leicht haben einreden lassen, daß im letzten Act statt eines Briefs (ohnehin der zweite in diesem Trauerspiel) durch Adamon die Worte Tancreds überbracht würden. Hergegen würde er sich nicht so geduldig darein ergeben haben, daß die heroische Amenaide, A. 2. Sc. 1., anstatt das Gesetz darum übertreten zu wollen, weil sie es verabscheut:

„*Elle attaque Tancrede, elle me fait horreur etc.*"

ſich durch die etwas weit hergeholte Betrachtung

— „Keine Strafe trifft ein hohes Haupt"

zur Uebertretung hätte rüſten ſollen.

Im Mahomet hat Voltaire die auſſerhalb der Bühne vorgehende Handlung mit dem alten Vertrauten die Herkunft Palmirens und ihres Bruders nicht beſtimmt und deutlich genug mit der Handlung verknüpft, die unter den Augen des Zuſchauers dargeſtellt wird. Dieß ſcheint Goethe ſehr richtig eingeſehen zu haben, da er A. 4. S. 1. durch Omarn dem Mahomet den Augenblick genau angeben läßt, wo Seide jenen Alten ſah. Ob aber der Augenblick ſelbſt

„Vorher, eh du zuletzt

„Mit Feuerworten ſeinen Muth beſeelt" — —

recht motivirt ſey, dünkt uns zweifelhaft. — Denn ehe Seide den Mahomet ſprach, wußte er nicht, was dieſer von ihm verlangte, und glaubte ſo zuverſichtlich an die Rechtlichkeit jedes von ihm ausgehenden Gebots, daß er keinen Grund hatte, ſich erſt mit einem Dritten darüber zu beſprechen. —

Noch eine Rettung der Wahrſcheinlichkeit, die Voltaire nicht verläugnet haben würde, findet ſich in Mahomet, A. 1. Sc. 10. wo Omar den Seide ſo

gebieterisch von Zoyrs Seite weggerufen hat, und dieser sagt:

„Besiedlt als Herr
„Schon Mahomet in unsern Mauern?
„Ist dieser Jüngling nicht als Geissel hier?"

Eine Kleinigkeit, die aber doch einigen Anstoß giebt, ist die Beibehaltung des durch den letzten Vokalen französirten morgenländischen Namens Seide. —

Unseres Erachtens müßte eine möglichst würdige Nachbildung französischer Tragödien, und sie verdienen entweder keine Nachbildung, oder eine solche, von den Originalen nicht mehr, und aus keinen andern Motiven abweichen, als die Göthesche; es müßten aber die, dem Bau und Ton der deutschen Sprache angemessensten, Mittel versucht werden, um — anders als in den gereimten Alexandrinern doch auch das vom ganzen Geiste der französischen Tragödie Unzertrennliche wiederzugeben, was in ihrer Versification liegt. Hiezu aber müßte man, was Goethe nicht gethan hat, und er vielleicht am wenigsten thun konnte, sich bis zur vollen Begeisterung des poetischen Uebersetzers, mit dem eigenthümlichen Schönen der Gattung durchdringen, das sich z. B. in solchen Versen ausspricht, wie diese Racinischen:

Quoi! des plus chères mains craignent les trahisons.
J'ai pris soin de m'armer contre tous les puissans.
J'ai su par une longue et pénible industrie,
Des plus mortels venins prévenir la furie,
Ah qu'il eut mieux valu, plus sage et plus heureux,
En repoussant les traits d'un amour dangereux,
Ne pas laisser remplir, d'ardeurs empoisonnées
Un cœur déjà glacé, par le froid des années!

Oder in diesen, auf der französischen Bühne eben so berühmten, von demselben Dichter:

C'est faire à vos bontés un triste sacrifice
Que de vous présenter, Madame, avec ma foi
Tout l'âge et le malheur que je traîne avec moi.
Jusqu'ici la fortune et la victoire même
Cachoient mes cheveux blancs sous trente Diadèmes,
Mais ce tems là n'est plus. Je regnois, et je fuis
Mes ans se sont accrus, mes honneurs sont détruits;
Et mon front dépouillé d'un si noble avantage,
Du tems qui l'a flétri, laissent voir tout l'outrage. —

4.

Recenſionen

aus

dem Freimüthigen, der Klio und der Leipziger Literaturzeitung.

Warnungstafel.

Unsre schöne Literatur ist reichlich genug mit Produkten gesegnet, die in einem solchen Grade und einer solchen Art schlecht sind, daß man es für unnöthig halten sollte, vor einem gebildeten Publikum ihrer zu erwähnen. Indessen finden sie sich in angesehenen Buchläden und Leihbibliotheken, einige von ihnen empfehlen sich auf den ersten Blick durch guten Druck, durch artige Kupfer; und so mag es ihnen denn oft gelingen, in Hände zu gerathen, von denen sie zwar schnell genug weggeworfen werden, die aber gar nicht Gefahr laufen sollten, sich mit ihnen zu besudeln. In dieser Rücksicht dürfte es wohl gethan seyn, von Zeit zu Zeit Warnungstafeln aufzuhängen, die ganz ausdrücklich für solches Zeug bestimmt wären, womit sonst einer rechtlichen Kritik nicht zugemuthet werden könnte, sich zu befassen. Für heute wird ein kleines Pröbchen hinreichen. Wenn diese Rubrik öfter vorkommen sollte,

so weiß man aus der gegenwärtigen Einleitung, was man unter derselben zu suchen hat.

Den Neuen Karrikaturen und Anekdoten zur Erholung und zum Naserümpfen, von Anselmus Radiosus dem jüngern, muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich durch Druck und Papier als das, was sie sind, als eine Bierbanks-Lectüre für Handwerksbursche, ankündigen. Dagegen giebt es aber

Ehestands- und Emigranten-Scenen zu Wasser und zu Lande

die den unglücklichen Leser durch ein recht artiges Kupfer und andre Aeußerlichkeiten anlocken, um ihn mit dem langweiligsten aller Phänomene, mit einem Scribenten, der ein plattes und schales Produkt eines Mannes von Genie aufs platteste, schalste und einfältigste nachahmt, bekannt zu machen: denn es ist nicht zu läugnen, daß die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, in den Horen seliger, das Vorbild dieses höchst betrübten Machwerks waren.

Damit die heutige Warnungstafel mit einem Kleeblatt prange, mögen noch die

Bruchstücke aus der Brieftasche eines reisenden Schriftstellers

angeführt werden. Hier findet man Besorgniß (von

Angelegenheiten) ſtatt Beſorgung, Vorſicht ſtatt Verſehung, Rudel von Liebesgöttern; hier wird, um die Gegend des Schloſſes Weſenſtein nicht etwa zu ſchildern, ſondern zu beſchreiben, der Pinſel Raphaels gewünſcht, den der Verfaſſer vielleicht als einen geſchickten Landſchaftsmahler kennt; hier giebt es Selbſtgeſpräche und ſonſtige Ejakulationen, die zum Erbarmen moraliſch ſind, neben der ſcandalöſen Eheſtandsgeſchichte eines Profeſſors im unanſtändigſten Burſchentone. Auf dem Titel heißt es: erſtes Bändchen — Möchte der Verfaſſer, ſtatt daß er ein zweites Bändchen an das Licht förderte, ſeine Reihen lieber in einem andern Berufe fortſetzen, bei dem er keine Brieftaſche führen, ſondern mit dem Ranzen auf dem Rücken wohlgemuth durch die Welt wandern würde! —

Ueber Goethens Ueberſetzung von Mahomet und Tancred.

Schiller hat in einer Epiſtel an Goethe *) ſchön erklärt, was dieſer große Dichter, als er Voltaire's

*) Schillers Gedichte erſter Theil, S. 270.

Mahomet und Tancred für unſre Bühne bearbeitete, dabei dachte — oder doch denken konnte. Der unſterbliche Verfaſſer des Götz von Berlichingen, des Egmont, der Iphigenia, wollte ſeine Nation nicht zur conventionellen Beſchränktheit der franzöſiſchen Tragödie zurückführen; er wollte nicht, undankbar gegen die Schule Leſſings, ohne welche er ſelbſt ſeinen hohen Schwung nicht genommen haben würde, die todte Nachahmung, die geiſtloſe Regelmäßigkeit wieder aufbringen, welche einſt die Wiege unſrer dramatiſchen Kunſt ſchwer drückte. Doch, wenn über unſre tragiſchen Meiſterſtücke eine freiere Muſe waltet, als über die franzöſiſchen, wenn in jenen ein reicheres, innigeres Leben wohnt, als in dieſen, ſo droht dafür unſrer theatraliſchen Kunſt das entgegengeſetzte Extrem der Formloſigkeit, durch welches ſie endlich um den Namen einer Kunſt zu kommen Gefahr laufen könnte; und damit das: anch'io son pittore, nicht gar zu vielſtimmig bei uns erſchallen möchte, konnte ein Eingeweihter, wie Goethe, es gerathen finden, ſolche Theaterſtücke wieder hervorzuſuchen, die wenigſtens dazu gemacht ſind, die Schwierigkeiten der Kunſt zu bewähren.

Dieß wäre ungefähr in Proſa überſetzt, was uns

Schiller in schönen Versen von Goethens Absicht gesagt hatte, ehe noch seine Bearbeitung Voltaireſcher Stücke im Publikum erschienen waren. Nun sind sie da — vergebens aber sucht man darin die zum Lied sich erhebende Sprache, das Reich des Wohllauts und der Schöne, das festliche Gebiet, aus welchem der Natur nachläßig rohe Töne verbannt sind; vergebens sucht man alles das, wovon Schiller uns gesagt hatte, daß darum Goethe uns die Kunst des Franken wieder vor Augen brächte. Unpoetischer wurde wohl nie ein Poet übersetzt, als Voltaire von Goethe, und, statt aller andern Absichten, die diesem zugeschrieben worden sind, geräth man in Versuchung, ihm den göttlich erhabnen Zweck zuzutrauen, daß er durch die hölzernste und farbeloseste Sprache, deren er nur immer mächtig war, Voltaire'n heimgeben wollte, was dieser einst mit seinen sogenannten wörtlichen Uebersetzungen an Shakespear verbrochen hatte.

Ein Kunstrichter unsrer Zeit, der in Uebersetzungssachen wirklich competent seyn könnte, wenn er bei seinem Leisten bleiben wollte, äußerte neulich, bei Gelegenheit der Darstellung von Corneille's Rodogüne, auf dem Berliner Theater, daß eigentlich jedes poetische Werk in der Versart des Originals, und also

auch eine franzöſiſche Tragödie in ihren gereimten Alexandrinern, überſetzt werden müßte. Zur rechten Zeit beſann er ſich indeß, daß Goethe zwei Voltaireſche Trauerſpiele in Jamben überſetzt hat, und er modificirte ſeinen Ausſpruch, ſo gut es ihm gelingen wollte, der in Modificationen von Ausſprüchen keine ſonderliche Uebung, in Ausſprüchen aber eine deſto bewunderungswürdigere beſitzt. Er fügte nämlich hinzu, daß Goethe ſeine Ueberſetzungen für eine Uebung der Schauſpieler beſtimmt habe. Wer nun das Weimariſche Theater kennt, mag entſcheiden, ob es auf demſelben Schauſpieler von ſo ſchwerer Zunge giebt, daß ihnen ſolche Jamben etwa die nämliche Dienſte thun könnten, welche dem Demoſthenes die Steinchen leiſteten, die er in ſeiner Jugend bei dem Probieren ſeiner Reden in den Mund nahm.

Auch von Gotter ſind ehemals Voltaireſche Trauerſpiele metriſch überſetzt worden, und dieſe Ueberſetzungen konnten zu einer ſolchen Uebung für die Schauſpieler allerdings nicht gebraucht werden. — Sollte es vielleicht gar ein Hofmannsſtückchen ſeyn, daß von Gotter in dieſen letzten Zeiten mit abſprechender Verachtung gelegentlich Meldung gethan wurde?

Das Schlimmſte an dem deutſchen Mahomet und

Tan-

Tankred iſt freilich wohl dieſes, daß Goethens Name davor ſteht, und daß man durch jene Schilleriſche Epiſtel darauf vorbereitet wurde. Wäre es blos das Werk eines Impressario in anguste, hätte ſich etwa eine Theaterdirektion, die mit allerlei ſonderbaren, kurz- und langweiligen Einfällen den Beifall ihrer Vorgeſetzten zu verſcherzen, in Gefahr geſtanden hätte, damit helfen, und auf dieſe Weiſe dem Hofgeſchmack ſchmeicheln wollen, der, wie man aus einer der vortrefflichen Stellen im Wilhelm Meiſter weiß, ſich gern zur franzöſiſchen Tragödie neigt: ſo würde man dieſe Ueberſetzungen für das, was ſie ſeyn ſollten, gelten laſſen, und ſich wenig darum bekümmern.

Auſſer der Anpreiſung des Vortrefflichen, und der Rüge des anmaßungsvollen Schlechten, giebt es für dieſe Blätter noch einen dritten Beruf, der ihre Beſtimmung, falſchen Richtungen unſerer Literatur entgegen zu arbeiten, vollenden muß. Wo bildungsfähiges Talent hervortritt, das ſich einer von jenen Richtungen überläßt, da mag ein freundliches Wort, nicht der grämlichen, ſtreitfertigen Kritik, ſondern begleitet von der Erinnerung, daß von unſern beſten Schriftſtellern nur ſehr wenige bei ihren erſten Schritten auf der literariſchen Laufbahn ſich von allem ſchlimmen

Einfluß vorübergehender Moden frei zu erhalten wußten — ein solches gutes Wort, sage ich, mag in solch einem Falle leicht eine gute Stätte finden. Die

Phantasieen von Siegfried Schmid. Erlangen bei Schubart 1803.

haben so viel Leichtigkeit und frische Lebendigkeit des Ausdrucks, daß es ihrem Verfasser sicherlich gelingen mußte, etwas weit Besseres zu liefern, wenn er sich theils an bessere Muster hielte, theils diejenigen von seinen Mustern, welche diese zu seyn wirklich verdienen, anders benutzen lernte. Die erste Nummer der kleinen Sammlung ist eine Erzählung in Briefen: Lothar oder Liebe löst den Widerstreit. Sie hat ganz besonders die oben erwähnten Eigenschaften, aber der Verfasser befolgt darinn die Praxis einer bekannten Schule, die, wenn sie ihn ganz in Beschlag nähme, — und sein Talent läßt besorgen, daß sie darnach trachten werde — seine Anlage zum Dichter zu Grunde richten würde. In jugendlichen Versuchen dieser Art pflegte sonst ein allzu sichtbares Bestreben nach Bedeutung in Charakteren und Situationen der gewöhnlichste Fehler zu seyn. Diesen Fehler nun rottet die neue Schule so mit der Wurzel aus, daß ihre Zög-

linge vielmehr alles Bedeutende und Besondere scheuen wie das Feuer, und ein kaltes, flaches, wesenloses Ideal von allgemeinem Roman vor Augen haben, das weder Plan noch Handlung, weder Situationen noch Charaktere gestattet. Eine allgemeine Tragödie besitzen wir nun, Gott Lob! für alle kommende Zeiten zu einer schaudervollen Warnung und Belehrung, deren Symbol sie auch im gräßlichen Schlangenhaupt an ihrer Spitze trägt *); aber der Genius ihres Verfassers bedurfte zu ihrer Hervorbringung keiner Selbstverläugnung, da hingegen Hr. Schmid sich zuverläßig Gewalt hat anthun müssen, um bei dem Leben und der Wärme, die er im Busen trug, seinen kleinen Roman so leer und unbedeutend zu machen, wie er wirklich ist.

Abgesehen von den schreienden Thorheiten der Schule, muß man allerdings zugeben, daß es sehr ehrenwerthe Muster giebt, welche durch Mißverständniß jene Manier zu rechtfertigen scheinen können. Würde aber an einem großen Mahler die Einfachheit, Leichtigkeit und Reinheit der Umrisse, verbunden mit einem Colorit, das sich mit diesem Charakter schön vermählt,

*) Atarcos.

mit Recht vorzüglich gerühmt, so hätte doch der Schüler, welcher einzelne Linien der Umrisse, und einzelne Farbenflecke der Gemählde von jenem Meister in's Unendliche nachzubilden suchte, eben nicht den beßten Weg eingeschlagen, ihm gleich zu werden. Und wenn der Meister selbst einem solchen verkehrten Studium seiner Werke Vorschub thäte; so könnte man auf den Verdacht gerathen, daß er erreicht, oder gar übertroffen zu werden fürchte.

In den Mährchen: der kleine Antonio, schadete die Schule dem Verfasser insofern weniger, als sie wirklich Muster in dieser Gattung des Erzählens aufzuweisen hat. Aber der blonde Eckart und der getreue Eckart haben einen phantastischen Charakter, der die ernsthaft gedehnte, altfränkisch steife Manier ganz anders hält, als das karge Bischen launiger Tendenz im Knaben Antonio.

An einer Reihe von Gedichten, welche das Büchelchen schließt, hat die Schule ihr Schlimmstes gethan. Da streift man höchstens nur an Sinn, Schwung oder Wohllaut, da paart sich Dunkelheit mit Flachheit und Weitschweifigkeit. Aber für alles das kann Hr. Schmid nicht: die Schule allein hat es zu verantworten; und möge er je eher je lieber ihr entwachsen! —

Claudine Lahn, oder Bescheidenheit und Schönheit behält (behalten) den Preis. Von der Verf. von Clara von Wallburg.

Es ist nicht zu läugnen, daß in diesem Roman manches vorkommt, was dem steifen und pedantischen Titel entspricht; so giebt sich ein Pflegvater der Heldin in seinen ersten, an sie gerichteten, Briefen mit Lehren ab, die sehr wenige junge Mädchen, sobald sie schon konfirmirt wären, sich noch zu Gemüthe wurden ziehen mögen. Auch ist es nicht die Sache der Verfasserin, Gefühle zu behandeln; eine Frau von Brunau schreibt ihrer Freundin, daß sie in der Aufwallung einer zärtlichen Liebe vor sich ausgerufen habe: lieber, lieber Firner! und eben so treuherzig berichtet die Heldin ihrem Pflegvater eine ähnliche, in gleichem Falle von ihr gethane, Ausrufung: lieber, liebenswürdiger Köhler! Der Sprache fehlt es an Fluß und Biegsamkeit, zuweilen auch an Richtigkeit; so z. B. konstruirt die Verfasserin: ihr gelernt, für Zerstreuungen gewarnt, und dergl. mehr. Sehr vergebens würde man hier die Eigenschaften suchen, die man sonst einem weiblichen Schriftsteller besonders gern zutraut: Zartheit, Feinheit, Innigkeit. Gleichwohl

aber ist die Claudine Lahn keineswegs ohne Verdienst: in der Verfasserin ist wirklich das Talent mehrerer englischen Romanenschreiberinnen, gewöhnliche Verhältnisse des Lebens und der Gesellschaft in Conversationsscenen lehrreich zu schildern, recht gut verdeutscht, und dem Gedanken, welcher der Erzählung des alten Pflegevaters der Heldin zum Grunde liegt, fehlt es weder an Werth, noch der Ausführung an treffenden, kräftigen Partieen.

Der Titel und die Schlußseite kündigen keinen ersten Band an; die Geschichte ist aber in diesem nicht geendigt.

Vademekum, aus der neuesten Literatur.

Hätten die Leser des Freimüthigen etwas darüber, wenn unter der obigen Rubrik aus der ungeheuern Masse von Albernheit und Unsinn, welche ein paarmal des Jahres die deutsche Lesewelt überschwemmt, zuweilen solche Dinge ausgehoben würden, die den unnachahmlichen Stempel der sublimen Dummheit recht evident an sich tragen? Schon die Pflicht der Dankbarkeit möchte es von ihnen fordern, daß sie demjenigen, der sich für seinen Beruf aufopfert, und diese traurige Provinz unserer Literatur um ihretwillen zu-

weilen in Augenſchein nimmt, die kleine Befriedigung gönnten. Sollte aber ohnehin folgendes Pröbchen aus

Euridane, oder das Kind der Hölle,

einem, unter der fatalen Firma des Herrn Gottfried Vollmer erſchienenen, Roman in drei Bänden, ihnen nicht nach Mehrerem ſchmecken?

Eine junge Gräfinn von gar feurigem Temperament, die an einen alten Mann verheirathet iſt, und durch einen Verführer recht methodiſch — wenigſtens nach der Meinung des Verfaſſers — zum Verbrechen hingeriſſen wird, hat das Unglück, ihren Gemahl mit einer Serviete, „die nach dem Nachteſſen überm Stuhle hing,“ zu erdroſſeln. Die arme Perſon, die es im Grunde ſo böſe nicht meinte, hat natürlicher Weiſe die ſchrecklichſten Gewiſſensbiſſe, und ſieht öfters ihren ermordeten Gemahl. Durch eine dieſer Erſcheinungen nun belehrt der ſcharfſinnige Verfaſſer gelegenheitlich den klugen Leſer, was bei jenem Sauer, welches ſo ſchlimm ablief, von dem gräflichen Paare geweint worden war. „Er kömmt auf mich zu mit der blutigen Serviete,“ ſagt nämlich die raſende Gräfin zu einem jungen Herrn, der in ihrem Hauſe im Bette liegt; „ſiehſt du nicht, er trägt die ewige Milchſuppe in der

Hand, die er mir über den Kopf gießen will, laß mich eilig zu dir unter's Bett schlüpfen." —

Wannem Ymanta, eine lettische Sage, von Merkel.

Der Verfasser, der es einst zuerst gewagt, die Sclaverei der Letten in ihrer scheußlichen Gestalt darzustellen, und der schon dadurch, wenn auch sein warmes Blut ihn hier und da zu weit führte, Achtung verdient hat, vertauscht in dem vorliegenden Werke die Feder des Geschichtschreibers gegen den Pinsel des Dichters; oder vielmehr, er colorirt nur eine historische Zeichnung mit poetischen Farben. Das Gemählde ist aus dem dreizehnten Jahrhundert, wo die raubsüchtigen deutschen Wölfe, im Schafspelz der Religion, das Joch über den Nacken warfen. Die beiden Hauptfiguren sind zwei Jugendfreunde, Ymanta und Caupo. Der letztere hat dem neuen Gott gehuldigt; der erstere ist den Göttern seiner Väter treu geblieben, wie der Freundschaft für den Verirrten. Zwischen beiden Völkern, dem fremden und einheimischen, soll ein Zweikampf das Schicksal künftiger Jahrhunderte entscheiden; Ymanta, der edle alte Fürst, stellt sich zu diesem Zwecke, und die deutsche Arglist sendet ihm

Caupo, seinem Jugendfreund, entgegen, der jetzt ein Schwärmer für die neue Religion ist. Sie fechten: Imanta schont; Caupo dringt heftiger auf ihn ein, verwundet ihn, würde ihn tödten — Imanta muß, eingedenk der Pflicht, die schonende Vertheidigung in ernsten Angriff verwandeln. Caupo fällt — seines edlen Gegners Wunden sind gering; aber der Pfaffen Tücke hat Caupo's Schwert vergiftet. — Der Freund sinkt neben dem irrenden Freunde ins Grab, und — der Letten Freiheit ist dahin! — Diese höchst rührende Begebenheit war allerdings geeignet, den poetischen Schmuck zu tragen, den der Verfasser ihr geliehen hat, ob sie gleich vielleicht in dem einfach schönen Style vorgetragen, den wir jüngst an ihm liebten, keinen Reiz verloren haben würde.

Herr Merkel hat dem Büchlein noch eine Erklärung angehängt, in welcher er wiederholt, und leider wiederholen muß, was er schon oft gesagt: daß er weit entfernt sey, den Liefländischen Adelstand zu verunglimpfen, sondern daß er nur die Verfassung angreife, die Ausgeburt finsterer Jahrhunderte, welche dem Edelmanne das (wenn auch größtentheils, Gott sey Dank, unbenutzte) Recht giebt, seine Bauern zu mißhandeln. Welcher Biedermann, wäre er auch selbst

ein Liefländischer Gutsbesitzer — könnte den Verfasser hier des Irrthums zeihen? — Mag der Edelmann immer, im Gefühle seines Bewußtseyns, ausrufen: „Ich mißbrauche mein Recht nicht!“ — Kann er auch für seinen Sohn, für seinen Enkel haften? — Doch seit Alexanders wohlthätiger Erscheinung ist schon manches Gute auch an den Ufern der Ostsee geschehen, und eifrig tragen die wackern Edlen jener Länder die Grundsteine herbei, auf welchen ihre glücklichere Nachkommen den Tempel des väterlichen Ruhmes erbauen werden.

Unsere Literatur ist gegenwärtig mit so vieler und so mancherlei schlechter Waare gesegnet, daß ein jeder, der sie zu besichtigen berufen ist, wo er nur halbweges könnte, Toleranz üben sollte. Leider aber kann ein literarisches Produkt so beschaffen seyn, daß es weder an einer von den heutigen Hauptgattungen der Schlechtigkeit leidet, und dennoch für etwas herzlich Schlechtes gelten muß. In diesem Falle befindet sich

Das Muttergottesbild oder die Himmelsstadt.

Weitläufig und ungeschickt ausgesponnene Mysterien, hinter denen gar nichts steckt, oder, die nicht mehr werth sind, als der schaalste Traum; Wiederholungen in's Unendliche, die von einer totalen Dürftig-

keit der Erfindung zeugen; die alltäglichſten Details zur Verzierung einer ſeynſollenden abentheuerlichen Geſchichte; ein Styl, dem man hin und wieder etwas Fließendes und Schlichtes nicht abſprechen kann, der aber im Ganzen ſich bald von den Robinſonaden der erſten Hälfte des jüngſt verfloſſenen Jahrhunderts herzuſchreiben, bald dieſer und jener neueren Manier nachgeahmt oder nachgeſchrieben ſcheint. Es kommt zu Anfang des erſten Bandes darauf an, daß der Held der Geſchichte aus einem Kloſter, in welchem er ſich befindet, nach den Pyrenäen gelange; und am Ende des letzten Bandes erreicht er wirklich ſein Ziel. Wo nun jenes Kloſter, und in welcher Entfernung von den Pyrenäen es gelegen ſey, erfährt der Leſer nicht; aber es wird wohl keinen geben, der den Weg nicht ſehr lang fände. Zu deſſen Verkürzung durch die Erwartung mögen vielleicht das Muttergottesbild und die Himmelsſtadt auf dem Titel dienen ſollen; es iſt aber Chriſtenpflicht, das Publikum zu benachrichtigen, daß jenes eine ſehr geringe Rolle ſpielt, und von dieſer in den drei Bänden gar nicht die Rede iſt.

Mit Vergnügen wende ich mich von dieſem — um das Gelindeſte zu ſagen — höchſt mittelmäßigen Roman, zu zwei Luſtſpielen des Herrn von Steigentesch:

Das Landleben, und der Neukauf.

Vermuthlich hat es irgend ein zufälliger Grund verschuldet, wenn der Verfaſſer bei der letztern Kleinigkeit unterlaſſen hat, anzukündigen, daß ſie nach einem franzöſiſchen Original iſt; ſie iſt ſehr angenehm übergetragen, und wer die wirkliche Immoralität, die auf ſo manche Weiſe in unſerer Literatur einreißt, zu empfinden vermag, wird am wenigſten den Rigorismus haben, diesem Kinde einer luſtigen Laune Unſchicklichkeit vorzuwerfen. Was das größere Stück, das Landleben, betrifft, ſo weiß ich nicht, ob mich dunkele Reminiſcenzen von einem fremden dramatiſchen Produkt, das demſelben zum Vorbilde gedient haben könne, trügen oder nicht; aber auch im letztern Falle wäre noch ſehr vieles darinn, was Hr. v. Steigentesch unverkennbar, mit vollem Rechte, und ſehr zu ſeiner Ehre, ſein eigen nennen könnte. Ein äuſſerſt natürlicher und leichter Dialog, und viele wahrhaft komiſche Züge von der einfachen Art, die ſonſt auf deutſchem Boden zu wenig gedeihet, flößen den Wunſch ein, daß der Verfaſſer recht fleiſſig fortfahren möchte, dieſes Fach zu bearbeiten. Ohne Zweifel würde ſich dann auch eine Unſicherheit zwiſchen dem Hu-

moriſtiſchen, dem blos Luſtigen, und dem Sentimentaliſchen, die ſeiner Manier noch anhängt, je mehr und mehr bei ihm verlieren.

Die neue Veſta, von Bouterweck.

Es gewährt in unſern Tagen eine eigene, faſt wehmüthige, Empfindung, wenn man einmal eine literäriſche Neuigkeit ohne Ueberdruß oder Unwillen aus der Hand legen kann, wenn man nach einer Lektüre aus dem Buchladen einmal wieder das Bewußtſeyn hat, in guter Geſellſchaft geweſen zu ſeyn, und einen vernünftigen Umgang genoſſen zu haben.

Die meiſten von den Aufſätzen, welche in dem erſten Bande der von Bouterweck herausgegebenen neuen Veſta erſcheinen, verbinden Originalität mit geſunder Vernunft; nirgends vermißt man hier die beſcheidene feſte Ruhe, die äußere Anſpruchsloſigkeit, den geſitteten Anſtand, womit ein ſelbſtdenkender und kultivirter Geiſt ſich ausdrücken muß, um in der That, nicht durch Worte (die ein ſolcher Geiſt ohnehin ſich am wenigſten erlauben wird) zu bewähren, daß er mit ſeinen Beſtrebungen in der Kunſt und Wiſſenſchaft, auf einem Gebiete ſich befinde, wo Erbärmlichkeiten

für ihn nicht vorhanden sind *). Von wahren und energischen Bestrebungen zeugt es, daß Herr Bouterweck sich einen Ton zu eigen gemacht hat, der nicht immer der seinige war, und er befindet sich wirklich auf einem Gebiete, wo es ihn nicht verdrießen kann, wenn man nicht in Rücksicht auf ihn, sondern, um an Andern nicht ganz verzweifeln zu müssen, sich früherer Epochen seiner Bildung erinnert. Zwar wird man, eben in dieser Rücksicht, schmerzlich gemahnt, daß Andere da, wo er aufhört, einst anfangen zu wollen schienen, und ungleich schlimmer aufhören, als er ehmals anfing; indessen mag sein Beispiel, wenn es auch für die Meister nicht mehr gelten kann, doch für den einen oder den andern von den Schülern noch Hoffnungen übrig lassen. Die drei Beiträge zu dem ersten Bande der neuen Vesta, bei denen sich Herr Bouterweck als Verfasser genannt hat, sind, nebst einem angenommenen Aufsatz, der den Titel führt: weibliche Portraits, bei weitem die besten; sie sind es, welche diesem neuen Institut den vorzüglichen Gehalt geben, um dessentwillen zu wünschen ist, daß mit der Zeit die fremden Beiträge den eigenen des Heraus-

*) A. W. Schlegels Rüge u. S. w.

geberd beſſer die Wage halten, als es mit den zweien, die in dieſem erſten Bande den meiſten Raum einnehmen, der Fall iſt. Der Aufſatz: über den Genuß und die Verwendung der Zeit im Frühling des Lebens, hat eine deklamatoriſche Unreifheit, die größtentheils auch der Charakter des hiſtoriſchen Tableau's von der Größe und dem Fall des Burgundiſchen Hauſes iſt. Beiden iſt ihr Nutzen in einer ſolchen Sammlung an ſich nicht abzuſprechen; aber beide ſtehen durch Manier und Form dem Geiſte, den dieſe Sammlung dem Herausgeber verdankt, etwas zu weit nach. Insbeſondere wird der hohe Ernſt des Gegenſtandes, den der hiſtoriſche Aufſatz behandelt, allzuoft durch preciöſe ſchale Zieraten entſtellt, wie in der Stelle S. 254.

„Keine Rache, glaubte der junge Herzog (Philipp von Burgund) könne auffallend genug ſeyn, um ihn für den Tod eines Vaters, oder, was er eben ſo tief fühlte, eines Herzogs von Burgund, im Angeſicht von Europa zu befriedigen.“

Welche Gemeinſchaft hat die Profanation der Jungfrau von Orleans durch den unedelſten Gebrauch der Dichtkunſt, (S. 239.) mit dem hiſtoriſchen Geiſte? woher hat dieſer, wenn er Jeanne d'Arc aus der Weltgeſchichte hervorruft, irgend Kunde von der ſchö-

ſten Begeiſterung, die in edlen Seelen lebt? Der poe-
tiſche Unwille des groſſen Dichters, der die Jungfrau
wieder zu Ehren brachte, mußte hier ignorirt werden,
und eben ſo ſchicklich hätte der Verfaſſer von den
wüthenden Ausfällen des weiland Philoſophen und
jetzigen Zeloten Laharpe gegen Voltaires Pucelle,
bei dieſer Gelegenheit Notiz nehmen können. Am
beſten würde er die hiſtoriſche Muſe verſöhnen,
wenn er in einem folgenden Stücke von den pathetiſ-
chen Betrachtungen, die der alte ehrliche Memoiren-
ſchreiber Comines als Augenzeuge über den Sturz des
Burgundiſchen Hauſes anſtellt, eine treue Ueberſetzung
lieferte.

Dem aufrichtigen Wunſche, daß die neue Veſta
den gründlich guten Fortgang gewinnen möge, den ſie
in ſo mancher Rückſicht verdient, erlaube der Heraus-
geber noch eine Erinnerung. Iſt ein ſo unvollſtändi-
ger Anfang, wie die 26 Seiten von Mahlmanns Er-
zählung in einer Sammlung, die nicht wenigſtens
wöchentlich fortgeſetzt wird, nicht ein wahrer Uebel-
ſtand?

In einer Sammlung, die den Titel führt:

Ver-

Verbrechen der Liebe, eine Reihe heroiſch-tragiſcher Gemählde, aus dem Engliſchen,

findet ſich eine Erzählung, deren Sujet einen Platz in dieſem Vademekum wohl verdient. Eine Demoiſelle de Floriville bekommt darinn von ihrem Bruder, unbekannter Weiſe, ein Kind, erſticht ihren Sohn (eben dieſes Kind), der ſie, unbekannter Weiſe, entehren will, bringt ihre Mutter, unbekannter Weiſe, durch ihr Zeugniß, auf das Blutgerüſt, heirathet, unbekannter Weiſe, ihren Vater; wie ſie von dieſem guter Hoffnung iſt, wird ſie von allen den kleinen Unannehmlichkeiten und Mißverſtändniſſen haarklein unterrichtet, und ſchießt ſich eine Kugel vor den Kopf. — Was iſt der Oedipus des Alterthums gegen dieſes höchſt moderne Fräulein von Floriville! Und ſollte ſie, wie jener die tragiſchen Dichter Griechenlands, nicht den trefflichen Jüngling zu begeiſtern würdig ſeyn, dem wir bereits eine ſo unnachahmliche Traveſtirung des Fatums der griechiſchen Tragödie verdanken?

Erſcheinung eines neuen Dichters.

Eine gute Kunde hat der Freimüthige heute einem jeden zu geben, der die jetzigen Konjunkturen der

deutſchen Literatur beherzigt — die Erſcheinung eines neuen Dichters hat er zu melden, eines unbekannten und ungenannten, aber wirklich eines Dichters!

Ich nahm die Familie Schroffenſtein, ein Trauerſpiel in fünf Aufzügen, mit allen den traurigen Erwartungen in die Hand, zu denen man bei einem Ritterſchauſpiel — als ein ſolches kündigt es das Verzeichnis der Perſonen gleich an — in der Regel berechtigt ſeyn mag. Ich las einen Bogen, den zweiten, den dritten, ohne recht zu wiſſen, woran ich war. Hatten Shakeſpear, Goethe, Schiller, hier wieder einmal Unheil angerichtet? war es eine unberufene Nachahmung, mit etwas eigener Verkehrtheit, und mit den Schellen der neuen äſthetiſchen Schule ausgeſtattet? — Nun, man muß doch ſehen, dachte ich, und las weiter. Und ſiehe es entfaltete ſich, zu meinem immer ſteigenden Erſtaunen, aus einer harten, ungleichen Sprache, aus unbeſtimmten, dunkeln Andeutungen, aus manchen Elementen zu einem grundſchlechten Stück, eine ſtattliche poetiſche Welt vor mir, die mir die begeiſterte Hoffnung zurückließ, daß endlich doch wieder ein rüſtiger Kämpfer um den poetiſchen Lorbeer aufſtehe, wie ihn unſer Parnaß gerade jetzt ſo ſehr braucht.

In dieſer kurzen und treuen Erzählung iſt das Meiſte begriffen, was an dieſem Orte, und innerhalb der Grenzen dieſes Blattes, von der Familie Schroffenſtein geſagt werden kann. Zuverläßig wird kein Freund der Kunſt unvorbereitet auf dieſes merkwürdige Produkt ſtoßen, ohne die nämlichen Empfindungen zu erfahren, die ich eben beſchrieben habe. Das Treffliche Goethens und Schillers hat wirklich dieſes Genie genährt; ja ſo wenig der ſeltſame Stoff, den der Verfaſſer hier gewählt hat, und die vielen Lücken der Bearbeitung, eine Vergleichung dieſes Drama's mit den Meiſterſtücken jener Dichter zulaſſen, ſo iſt es doch ſehr die Frage, ob die Details in Goethe's und Schillers dramatiſchen Werken von eben dem wahrhaft Shakeſpear'ſchen Geiſte zeugen, wie manche Details des Ausdrucks und der Darſtellung in dieſer Familie Schroffenſtein. In den Liebesſcenen beſonders iſt es nicht Nachahmung, ſondern eigenthümliche, naiv-erhabene Grazie, was an die erotiſchen Partizen im Sturm und in Romeo und Julie erinnert. Der Gedanke der letzten Scene zwiſchen Ottokar und Agnes iſt von einer genialiſchen Kühnheit, die das ganze Stück allerdings von der Bühne ausſchließt, und die allen den Kunſtrichtern, welche ein dreifaches, mera-

liſch-kritiſches Erz gegen den Zauber der Poeſie waffnet, einen ſcharfen Tadel ſehr leicht machen kann; aber welche Wärme, welche Zartheit in der Ausführung, welche tragiſche Poeſie in der wohllüſtig-ſchauderhaften Situation!

Dieſes Stück iſt eine Wiege des Genies, über der ich mit Zuverſicht der ſchönen Literatur unſers Vaterlandes einen ſehr bedeutenden Zuwachs weiſſage. Der Verfaſſer mag vielleicht zu den auſſerordentlichen Geiſtern gehören, deren Entwicklung bis zu der Reife ſelten ohne einige Bizarrerien und Unarten abläuft. Doch eben, weil er zu dieſen gehört, iſt unmöglich zu beſorgen, daß es der leidigen Sekte, die durch ihre Proſelitenmacherei die Blüthe unſrer Jugend zu vergiften droht, je gelingen werde, ihn an ſich zu ziehen. Er muß, um ſeine Beſtimmung zu erfüllen, einſt etwas viel Beſſeres machen, als ſeine Familie Schrofenſtein; unmöglich aber hätte er auch dieſe hervorbringen können, wenn ein gerechtes Selbſtgefühl ihn nicht jetzt ſchon vor der Schule ſchützte, in welcher ein Alarcos ausgebrütet wurde.

Bei manchen Dunkelheiten der Manier des Dichters iſt der höchſt inkorrekte Druck doppelt unangenehm.

Da dieſes Stück in keiner deutſchen Buchhandlung herausgekommen iſt, ſo könnte es vielleicht erſt ſpät, und überhaupt weniger, als zu wünſchen wäre, in Cirkulation kommen; überdem hat die Erſcheinung einen ſolchen Werth, daß der Freimüthige es nicht darauf wagen ſoll, ob das Publikum ſie ſich auf ſein bloſes Wort empfohlen ſeyn laſſe. Es mögen alſo ein Paar Proben den Kennern ſein Urtheil bewähren:

1.

„Freilich mag
Wohl mancher ſinken, weil er ſtark iſt. Denn
Die kranke abgeſtorbene Eiche ſieht
Dem Sturm; doch die geſunde ſtürzt er nieder,
Weil er in ihre Krone greifen kann.
— Nicht jeden Schlag ertragen ſoll der Menſch,
Und welchen Gott faßt, denk' ich, der darf ſinken —
Auch ſeufzen! denn der Gleichmuth iſt die Tugend
Nur der Athleten. Wir, wir Menſchen fallen
Ja nicht für Geld, auch nicht zur Schau — doch ſollen
Wir ſtets des Anſchauens würdig aufſtehn!“ —

2.

(Gegend im Gebirge. Im Vordergrunde eine Höhle. Daneck ſitzt an der Erde und flicht Kränze. Ottokar tritt auf, und betrachtet ihn mit Wehmuth. Dann wendet er ſich mit einer

ſchmerzvollen Bewegung, während welcher Agnes ihn wahrnimmt, welche indeß zu knüpfen fortfährt, als hätte ſie ihn nicht geſehen.)

Agnes.

's iſt doch ein häßliches Geſchäft, belauſchen;
Und weil ein rein Gemüth es ſtets verſchmäht,
So wird nun dieſes grade ſtets belauſcht.
Dann iſt das Schlimmſte noch, daß es den Lauſcher,
Statt ihn zu ſtrafen, lohnt. Denn ſtatt des Böſen,
Das er verdiente, zu entdecken, findet
Er wohl ſogar ein ſtill Bemühen noch
Für ſein Bedürfniß oder ſeine Laune.
Da iſt zum Beiſpiel heimlich jetzt ein Jüngling —
Wie heißt er doch? Ich kenn' ihn wohl. Sein Antlitz
Gleicht einem milden Morgen-Ungewitter,
Sein Aug' den Wetterleuchten auf den Höh'n,
Sein Haar den Wolken, welche Blitze bergen,
Und ſein Umarmen — Aber ſtill! Was wollt
Ich ſchon? — Ja, dieſer Jüngling, wollt' ich ſagen,
Iſt heimlich nun herangeſchlichen, plötzlich,
Unangekündet, wie die Sommerſonne,
Will ſie ein nächtlich Liebesfeſt belauſchen.
Nun wär mir's recht, er hätte, was er ſucht,
Bei mir gefunden, und die Eiferſucht,

Der Liebe Jugendſtachel, hätte, ſelbſt
Sich ſtumpfend, ihn hinausgejagt in's Feld,
Gleich einem jungen Roſſe, das zuletzt
Doch heimkehrt in den Stall, der es ernährt.
Statt deſſen iſt kein andrer Nebenbuhler
Jetzt gerade um mich, als ſein Geiſt. Und der
Singt mir ſein Lied zur Zither vor, wofür
Ich dieſen Kranz ihm winde. — (Sie ſieht ſich um.) Fehlt
dir was?

Ottokar.

Jetzt nichts.

Agnes.

So ſetz' dich nieder, daß ich ſehe,
Wie dir der Kranz ſteht. Iſt er hübſch?

Ottokar.

Recht hübſch.

Agnes.

Wahrhaftig? Sieh einmal die Finger an.

Ottokar.

Sie bluten.

Agnes.

Das bekam ich, als ich aus den Dornen
Die Blumen pflückte.

Ottokar.
Armes Kind!
Agnes.

Ein Weib

Scheut keine Mühe. Stundenlang hab' ich
Geſonnen, wie ein jedes einzeln Blümchen
Zu ſtellen, wie das unſcheinbarſte ſelbſt
Zu nutzen ſey, damit Geſtalt und Farbe
Des Ganzen eine Wirkung thue. — Nun,
Der Kranz iſt ein vollendet Weib. Da, nimm
Ihn hin. Sprich: er gefällt mir — ſo iſt er
Bezahlt, u. ſ. w.

Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Literatur (von Klinger).

Unbeſchadet der Freimüthigkeit, iſt es vielleicht wohlgethan, wenn der Freimüthige von einem ſehr freimüthigen Werke, das vor Kurzem erſchienen iſt, nicht gar zu laut Erwähnung that. Das Werk iſt zwar aller Ehren werth; allein die Freimüthigkeit eines Zeitungsblattes, und die Freimüthigkeit der Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände der Welt und der Literatur, ſind nothwendiger Weiſe zwei ſehr verſchiedene Dinge. Unſer Blatt führt nicht, wie jene

Betrachtungen, die Firma: Cölln, bei Peter Hammer. — Montaigne und Chamfort und der Verfaſſer jener Betrachtungen, haben keine Zeitung zum Vehikel ihrer originellen und kräftigen Expektorationen auserſehen. Hier alſo wird von der Freimüthigkeit des wackern Betrachters nur eine ſolche Probe an ihrer Stelle ſeyn, die wirklich mit unſerer Freimüthigkeit für ſeine Anſichten des elenden Unweſens in unſerer Literatur um Autoritäten verlegen zu ſeyn brauchte; auch nicht, daß er irgend eine Sache der Vernunft und des Geſchmacks durch Autoritäten, welche es auch ſeyn möchten, in letzter Inſtanz entſchieden glaubte. Aber es iſt eine wirklich intereſſante Erfahrung, wie jenes Unweſen einem Manne erſcheint, der in einer großen Entfernung, und ohne alle perſönliche Berührung, ſeine Augen darauf wirft; einem Manne, der auf dem Wege ſeiner eigenen Bildung lernen mußte, gegen Unarten und Exceſſe des Genie's tolerant ſeyn; einem Manne, der noch jetzt, als reifer Mann, eine entſchiedene Vorliebe für kecke Originalität behält, — der aber freilich bei der ſchaalen Extravaganz, der platten Unverſchämtheit, dem grimaſſirten Cynismus, dem erzwungenen Wahnſinn, der pedantiſchen Libertinage eines Haufens von dünkelhaften Schöngeiſtern, die ſich, der Natur zum

Trotz, zu Genies und Originalien aufwerfen, nichts als Ekel empfindet.

Betrachtungen über verschiedene Gegenstände ꝛc. S. 12. „Man streute wohl ehmals Goethen Weihrauch; jetzt aber erkühnen sich Knaben, ihn mit Teufelsdreck zu parfümiren. Ich würde sagen: was für einen Zauber muß Schmeichelei mit sich führen, da Goethe nicht an einem solchen Gestank erstickt? Aber ich denke zu gut von ihm, als daß ich einen Augenblick glauben sollte, er habe diesen Gestank gerochen. Wären Wilhelm Meister, und Herrmann und Dorothea nicht von so gutem Athem, wie würde es ihnen unter einem solchen Rauchfaß ergangen seyn? Und doch glauben verständige Leute zu bemerken, ihre Farbe sey etwas blässer dadurch geworden. Uebrigens gehört den Deutschen der Ruhm dieser neuen Vergiftungsart zu, und hoffentlich wird kein Volk sie ihnen streitig machen wollen."

S. 78. „Der deutsche gedruckte Unsinn unterscheidet sich durch seine Originalität von allem ausländischen Unsinn; denn er grenzt durch eine krampfhafte, oder, wie seine reichen Schöpfer es lieber hören, poetische Verzerrung mehr noch an Wahnsinn als an Dummheit, ob er gleich mit letzterer reichlich ausgeschmückt

ist. Ich kenne wohl auch englischen und französischen Unsinn; aber er ist doch immer von einer viel besseren, viel prosaischeren Stimmung, und läßt sich meistens mit der Dummheit genügen. Das letzte Decennium des vorigen Jahrhunderts hat besonders viele dieser originellen Verzuckungen hervorgebracht, und, nach der blühenden Jugendkraft und der Fülle des Reichthums ihrer Schöpfer zu urtheilen, werden sie uns auch hoffentlich im neu angetretenen daran nicht Mangel leiden lassen. Allein die Herren müssen auch bedenken, daß sie davon leben wollen, daß das Publikum es bezahlen soll, und daß man im Eifer für eine nützliche Sache zu viel thun kann."

Dem Verfasser mag es in seinem fernen Norden verborgen geblieben sein, daß die Leute, über welche er so unbefangen urtheilt, eine Art von großen Männern, daß sie, wie Junker Ackerland in einer Komödie, Eisenfresser in ihrem Lande sind. Und doch kann ihm diese Ignoranz, wie invincibel sie auch seyn mochte, das Unglück zuziehen, mit Euripides, Fielding, Newton, Wieland, Garve, in die Kategorie der Erbärmlichkeit zu kommen!

Ueber ein merkwürdiges Buch.

Justine, ou les malheurs de la vertu: das iſt der Titel eines Buches, deſſen Exiſtenz, ſo viel wir wiſſen, in Deutſchland wenig oder gar nicht bekannt iſt, und das durch ſeinen Innhalt, durch den Succeß, den es in Frankreich gehabt hat, durch den Zeitpunkt, in welchem es herauskam, zu den merkwürdigſten Erſcheinungen unſers Jahrhunderts gehört.

Die erſte von den zahlreichen Auflagen dieſes Buches iſt vom Jahr 1791. Es enthält unter dem Gewande der Fiktion einen vollſtändigen theoretiſchen und Experimentalkurſus des Atheismus, der Immoralität, und des Verbrechens. Aber die trockne Anzeige, die wir mit dieſen wenigen Worten von dem Gegenſtand dieſer Schrift machen, iſt noch ſehr entfernt, einen Begriff von deren Geiſte zu geben. Wir ſind überzeugt, daß Juſtinens Exiſtenz eine von den Thatſachen iſt, ohne deren Kenntniß die philoſophiſche Beurtheilung der Revolutionsgeſchichte nicht anders als unvollſtändig ausfallen kann; und dieſe Ueberzeugung bewegt uns, bei einem Gegenſtand zu verweilen, der, indem er Imagination, Gefühl und Sinnlichkeit auf die grauſamſte Folter ſpannt, zugleich die Vernunft

betäubt, und — wir wagen es zu behaupten — den stärksten Denker auf einen Augenblick verwirren kann.

Die Fiktion ist äußerst locker gehalten; auf Wahrscheinlichkeit ist darinn gänzlich Verzicht gethan, und die Wahrscheinlichkeit würde auch in dieser Schrift, wenn Unwillen und Ekel die Möglichkeit zuließen, sie als Kunstwerk zu betrachten, eben so wenig zu vermissen seyn, als etwa im Candide, weil die Handlung blos dazu dient, eine Menge Züge und Ideen, die alle einerlei Tendenz haben, an einander reihen zu können. Ein zäheres Leben und unverwüstlichere Reize als Justine, die unglückliche Tugendhafte, hat nie eine Romanenheldin gehabt: daher ist sie aber auch zum fürchterlichen Beweis des durchgängigen Sieges bestimmt, welchen des Verfassers System, nach metaphysischen, moralischen und physischen Gründen, dem Rechte des Stärkern, in seiner weitesten und gräßlichsten Bedeutung, in dem ganzen Umfang, den es durch die rasendsten und grausamsten Laster bekommen kann, verheißt.

Der leidenschaftliche, dogmatische Atheismus und Antichristianismus, welcher das mehr oder weniger geheime Bundeswort der encyklopädischen Sekte in Frankreich war, macht die Grundlage dieses Werkes; zugleich

führt es mit satanischer Kühnheit die äußersten moralischen Konsequenzen jenes Systems zur Rechtfertigung aller Laster und Verbrechen aus, und schildert diese mit solchen Details, welche nicht der Unschuld allein, sondern selbst im alltäglichen Lauf gemeiner Verderbniß, so unmöglich als gräßlich scheinen müßen. Wir glauben, wir hoffen, daß schwerlich ein einziger deutscher Leser im Stande ist, sich einen deutlichen Begrif von den sogenannten grausamen Vergnügungen (plaisirs cruels) zu machen, deren tausendfache Veränderungen in diesem Buch beschrieben sind. Man kennt den traurigen Ueberfluß der französischen Literatur an obscönen Schriften; nun denke man sich den ganzen Unflath, den die Muse der Bordelle ihren Gewichten je inspirirten mochte, in Verbindung mit allen Raffinements der blutdürstigsten Grausamkeit, die jemals in einer Folterkammer erfunden und ausgeübt werden konnten: und man wird ein schwaches Bild von Justine haben.

In Justine sind alle plump schmutzigen Ausdrücke sorgfältig vermieden und umschrieben; eine kurze Vorrede, eine Zueignung à ma bonne amie, kündt das namenlose Verbrechen, dieß Buch geschrieben zu haben, durch die ironische Aufstellung eines sentimentalischen

moralischen Zweckes. Doch ist seitdem eine andere Schrift, unter dem Titel: *la philosophie dans le boudoir* herausgegeben, und als ein nachgelassenes Werk vom Verfasser der Justine angekündigt worden, welche ganz in demselben Geiste verfaßt, den dünnen Schleier der Umschreibungen abgeworfen, und in einer Zueignung aux libertins jene freche Ironie gegen eine nicht minder schauderhafte Einladung zur Ausübung aller Verbrechen vertauscht hat. Ob diese beiden Schriften wirklich von einem und demselben Verfaßer sind, kann bei ihrer vollkommnen innern Uebereinstimmung sehr gleichgültig seyn; wir wollen sie daher in dieser Anzeige weiter nicht trennen, und zur Ehre der Menschheit diese Geburten der scheußlichsten Verderbniß wenigstens nur einem Vater zutrauen.

Wie weit Verkehrtheit und Bosheit einzelne Menschen führen können, davon geben uns Tollhäuser, Kriminalakten, und mehrere Stellen der Weltgeschichte, nur zu sichere Beweise. In so fern also wäre das dürre Faktum, daß Justine geschrieben worden ist, blos zu so manchen andern Monstrositäten der Menschengattung zu rechnen. Allein Justine ist in Frankreich verschlungen worden, Justine ist eine Mode-

lektüre in Paris gewesen, und hat als eine solche den entschiedensten, durch viele Auflagen erwiesenen, litterarischen Succeß gehabt. Diese Umstände zwingen den Gedanken wieder auf, den man sich gern selbst verhehlen wollte, den trostlosen Gedanken, daß der Stoff zu den abscheulichen Ideen und Gemählden dieser Bücher mehr noch in der Nation und im Zeitalter, als in der beklagenswürdigen Phantasie ihres Verfassers vorhanden war. Diese Umstände bewähren die schwere unnachläßliche Schuld der alten französischen Verfassung, aber indem sie zugleich an der Revolution, welche aus der Auflösung jener Maschine entsprang, verzweifeln machen.

Ja! Wie schon so manches Buch, nach den übereinstimmenden Zeugnissen der Feinde sowohl als der Freunde der Aufklärung, in verschiednen Zeitpunkten der Geschichte von dem wichtigsten politischen Einfluß gewesen ist; wie die Satyre Ménippée der Ligue den Garaus gemacht, wie Hippolitus a Lapide die österreichische Universalmonarchie aufgehalten hat, wie in der großen Gährung unserer Zeiten Burke und Payne einander entgegen, Sieyes und Kant ohne wechselseitige Abrede zusammen gewirkt haben: eben so möchte dem Verfasser der Justine wohl der

un-

unsterbliche Ruhm gebühren, bei dem Chaos von Schlamm und Blut, welches die Aufklärung, die Freiheit, das Glück, nicht Frankreichs allein, sondern des ganzen Menschengeschlechts, zu verschlingen drohte, einen nicht unbeträchtlichen Antheil gehabt zu haben.

Eckel und Abscheu haben dieses Produkt nicht der Hölle, der es angehörte, zurückgegeben; das lesende Publikum in Frankreich hat es vielmehr begierig aufgenommen — dieß ist eine unzweifelhafte Thatsache, und es fragt sich blos, welches der Grund derselben war, welche Würkung sie haben mußte?

Man nehme die äußerste Verderbniß der Sitten, die letzte Entartung der Sinnlichkeit, die mit höchster Verkehrtheit des Kopfes verbunden, das Kühne, Fürchterliche, Unerhörte, in der moralischen und physischen Welt zugleich, als willkommenen Reiz empfängt; man nehme eine große politische Revolution, die großentheils durch die Allgemeinheit jenes Zustandes entstanden, die Bande der Furcht, des Strebens nach Sicherheit, welche die Gesellschaft zusammenhalten, zerreißt, und den Eigennutz, den Egoismus vereinzelt, aus den konventionellen Schranken, in die er sich selbst gebannt hatte, herauswirft, und wild und gränzenlos umherzuschweifen nöthigt; man nehme die Grausamkeit im

Gefolge des politischen Fanatismus mehrerer streitender Parteien; man nehme in den höhern Ständen die ausschweifende Wuth der im gewöhnlichen Kreis der Wollust erschöpften Sinnlichkeit, die ebenfalls unaufhaltsame Thätigkeit eines kultivirten Verstandes bei einem verderbten Herzen, die Nothwendigkeit des Mordes, des Blutdurstes, zur Wiederherstellung ihres gestürzten Ansehens; man nehme in den untern Klassen, bei brutalen Kräften, die aufgeregte Sehnsucht nach eben solchen Genüssen, eben solchen Lastern und Verbrechen, zu denen vorher nur Rang und Geburt berechtigten: dann ist die Erscheinung, die Aufnahme, und der Einfluß solcher Bücher in dem revolutionairen Frankreich, gewiß kein unerklärliches Phänomen mehr.

Diese Bücher machen demnach wesentlich Ein Ganzes mit allen Greueln der Revolution und Gegenrevolution, mit den Septembertaten, mit den Märschen der revolutionairen Armee, mit den Guillotinenfurien, mit den Priestern, Seigneurs und vornehmen Damen, welche in der Vendee sich an den langsamen Todesmarter republikanischer Gefangenen weideten, mit ihren würdigen Nebenbuhlern, den Schergen Carriers und seiner Gesellen.

Ohne Zweifel bestand indessen der gröste Theil der

Leſer dieſer Bücher nicht aus ſolchen Menſchen, welche die erforderlichen Anlagen hatten, zur thätlichen Anwendung der darin enthaltenen Lehren zu ſchreiten, ſondern vielmehr aus dem müßigen, bequemen, nicht guten und nicht böſen Mittelſchlag, für welchen eigentlich Modelektüren exiſtiren. Dieſe Leute konnten nicht für den Antrieb, der Juſtinen zur Modelektüre gemacht hatte, aber ſie folgten ihm. Ehrlichkeit, oder feine Lebensart, oder Liebe zur Ruhe, oder Anhänglichkeit für hergebrachte Einrichtungen, nahm ſie gegen die furchtbaren Begebenheiten ein, welche zu gleicher Zeit vorfielen, und in deren Strudel ſie ſich wider Willen geworfen fanden. In jenen Schriften fanden ſie zum Theil Ideen wieder, die bei der guten Geſellſchaft, bei dem aufgeklärten Theil der Nation, zu welchem auch ſie gehörten, gäng und gäbe geweſen waren, und in anerkanntem Zuſammenhang mit dem Ausbruch der Revolution geſtanden hatten. Aber ſie fanden ſie mit allen Konſequenzen wieder, welche dem dogmatiſirenden Unglauben zu Gebot ſtehen, wenn es ihm beliebt, das baufällige Gerüſt der gewöhnlichen Moralſyſteme zuſammenzubrechen; und zugleich ſahen ſie dieſe Konſequenzen durch den Fortgang der Revolution verwirklicht. Bald wurden ſie zu Tauſenden

von einem oder dem andern Praktiker jener Lehre beherrscht, verfolgt, eingekerkert, guillotinirt. Wie endlich das Schreckensreich, ohne ihr Zuthun, in sich selbst zusammenfiel, blieb bei ihnen Abscheu gegen die Neuerungen und Bewegungen, die es herbeigebracht hatten, und Gleichgültigkeit gegen die Verstandesideen, die jenen vorausgegangen waren, zurück: man konnte sich nicht mehr an Vorurtheile fesseln, von denen man einmal befreit gewesen war, aber man hatte die Freude an der Entfesselung, den Genuß der Freiheit verloren; und so entstand im französischen Publikum, in dem nämlichen Publikum, das sich der Begeisterung des Jahres 1789 hingegeben hatte, eine Stimmung, in welcher es, ohne den Altar und den Thron zu lieben noch zu ehren, Alles was an deren Stelle gekommen war, und noch kommen konnte, mit Verachtung, Kälte, oder Haß anfah, eine Stimmung, in welcher die Gegenrevolution gemacht wäre, wenn die materiellen und allzu augenscheinlichen Nachtheile der Gegenrevolution ihre natürliche Unthätigkeit nicht unterhielten, wenn sich die Gegenrevolution von selbst machen könnte, und nicht vielmehr eine neue ungeheure Revolution seyn müßte. Diese Stimmung ist jetzt die herrschende in Frankreich; sie bildete die öffentliche

Meinung, welche, faſt ohne es zu wiſſen noch zu wollen, die ſeinen Komplotte des letzten Vendemiaire begünſtigte; ſie thut nichts für die Republik, ſie ſcheint aber, klug behandelt, leicht abgehalten zu werden, daß ſie etwas gegen ſie thue, leicht dahin gebracht zu werden, daß ſie Vieles für ſie thun laſſe; ſie iſt bei einer geiſtreichen, lebhaften Nation nicht ſchwer zu beſchäftigen, und vielleicht durch freie Beſchäftigung vollends zu entwaffnen.

Die Revolution hatte alſo würklich, durch die abſcheulichen Epiſoden, welche die große Handlung der Aufklärung und der Freiheit unterbrachen oder verwickelten, einen Weg genommen, der ſie faſt unfehlbar zurück an das Ziel der Gegenrevolution zu führen ſchien. Wir wollen das Princip, durch welches ſie in ihrer eigenen Bahn erhalten wird, und alle Abwege, auf die ſie geräth, endlich doch in dieſe Bahn ſchließt, hier nicht zergliedern. Man iſt nichts deſto weniger verſucht, in dem Gang der wüthenden Faktionen während der Revolution, und in der Richtung, die ihre Ausſchweifungen der Stimmung des Publikums gegeben haben, einige Berechnungen, tief angelegte und weit umfaſſende Plane zu ahnen. Der Zufall, das heißt die natürliche, von keinem menſchlichen Verſtand

zu bestimmende, Folgenreihe menschlicher Handlungen, hat freilich das Meiste dabei gethan; allein es möchte keine allzugewagte Hypothese seyn, daß alles, was in dieser Folgenreihe einem vermeinten politischen Interesse zuschlagen konnte, auch in Beziehung auf dieses Interesse ergriffen, benutzt, verfolgt wurde. Wenn demnach die Frage entstände, ob Justine für eine Ausgeburt des revolutionairen oder des gegenrevolutionairen Geistes anzusehen wäre, und wofern irgend eine Propaganda dabei die Hände im Spiel gehabt hätte, welcher Propaganda es am ersten zugetraut werden könnte: so möchte die Regel, is fecit cui prodest, in ihrer Masse die richtigste Beantwortung angeben. Es mußte unter den Menschen, welche die Revolution zu fürchten, oder zu feindseligen Absichten zu benutzen, oder sich an ihr zu rächen hatten, ein herrschender Gedanke seyn, daß sie nicht besser rückgängig gemacht werden konnte, als wenn ihr einzig vernünftiges Ziel, gesetzliche Freiheit, unmöglich würde. Dieß schien bewirkt zu werden, wenn Freiheit und Gleichheit im Reich des Uebels eingeführt wurden; und dazu trugen Schriften von Justinens Inhalt nicht wenig bei. Aber die Verfunkenheit des Zeitalters, welches solche Schriften gebähren und auf-

nehmen konnte, war freilich das Werk keines Menſchen, keines Kabinetts, keiner politiſchen Partei. Menſchen, Kabinette, Parteien ſchaffen die verderblichen Leidenſchaften und Triebe nicht, welche die Elemente zu ihren Kombinationen abgeben; ſie ſind ſelbſt deren Spiel, indem ein gefährlicher Dünkel ſie überredet, daß ſie damit ſpielen können.

Der Verfaſſer Juſtinens iſt zur Zeit noch unbekannt. Wir haben einen Mann von Stand als ſolchen nennen gehört, aber ohne allen Beweis, als bloße Tradition, die wir daher nicht wiederholen wollen. Indeſſen fehlt es nicht an inneren Beweiſen, die ſich auf den Styl und auf die Manier gründen, und die literariſche Kritik zu der Muthmaßung berechtigen, daß Juſtine die Arbeit eines Mannes von Stand aus der alten Verfaſſung, und keines Schriftſtellers von Profeſſion iſt.

In der Philoſophie dans le boudoir iſt ein Aufſatz eingerückt, der unter dem Titel: Français encore un effort si vous voulez être Républicains! das Syſtem allgemeiner Zerſtörung durch Loslaſſung aller Verbrechen predigt. Der ſcheinbar gründliche Ernſt, mit welchem viele ſatiriſche Ironie ausgeführt iſt, macht ſie für Menſchen, deren Verſtand und Empfin-

dung so beschaffen sind, daß sie sich in dem ungeheuern Gewebe von Sophismen verirren können, zu einem wahren zweischneidigen Schwerdt: so daß, indem der Republicanismus gegen die Stiftung einer Republik in Frankreich nichts Bitteres vorbringen konnte *), doch

*) Um eine schwache Probe von dem Geiste dieser Schriften zu geben, wollen wir uns überwinden, eine Stelle aus dem oben erwähnten Aufsatz mitzutheilen. Nachdem der Verfasser, nicht ohne Beredsamkeit und Schwung, eine Apologie des Mordes auf allgemeine Naturgesetze zu gründen gesucht, und sich persönlich bestrebt hat, dem Begriff der Zerstörung alle sittliche Geltung zu benehmen, geht er zu der speciellern Frage über: wie in einem tricanischen und republikanischen Staat der Mord anzusehen sey? — „Es würde," sagt er, „äußerst gefährlich seyn, eine „Mißgunst auf diese Handlung zu werfen, oder sie zu bestrafen; der Stolz des Republikaners fordert etwas Wildheit; wenn er weich wird, verliert er seine Kraft, und „wird bald unterjocht. Eine sehr sonderbare Bemerkung „bietet sich hier dar; sie ist eben so wahr als kühn, und „ich will sie nicht verschweigen. Eine Nation, die mit republikanischer Verfassung anfängt, wird sich nur durch „Tugenden erhalten, weil man nur vom Geringeren zum „Höheren fortschreitet. Aber eine schon verderbte, verdorbene Nation, welche das Joch ihrer monarchischen Regierung muthig abschüttelt, um eine republikanische anzunehmen, wird sich nur durch viele Verbrechen aufrecht halten,

zugleich die politischen Grundsätze einiger Republikenstifter, die treuesten Ueberzeugungen der berühmtesten Häupter des Berges, mit kraftvoller Wärme hier niedergezeichnet stehen. Wir glauben sogar, in den Ideen und der Manier von Saint-Justs Reden eine materielle Analogie mit Justineus Schule bemerkt zu haben, und wir sind darum nicht genöthigt, unsre Zuflucht zu der Hypothese zu nehmen, nach welcher die französischen Decemvirs, großentheils mit ihrem eignen Bewußtseyn, würkliche Agenten des Royalismus gewesen seyn sollen: vielmehr finden wir in der Geschichte schon ein ähnliches Beispiel, das uns eine natürlichere Erklärung dieser Sonderbarkeit an die Hand giebt. Dieß Beispiel ist Machiavels Buch vom Fürsten: es ertheilte in eben dem ironischen Sinn Lehren

„denn sie ist schon ein Verbrechen, und wenn sie vom Verbrechen zur Tugend übergehen wollte, das heißt so viel „als von einem gewaltsamen Zustand zu einem sanften, so „würde sie in eine Trägheit verfallen, deren Resultat bald „ihr unfehlbarer Untergang seyn würde. Was würde aus „einem Baum, den Ihr von einem kräftigen Boden auf „eine sandige, trockne Ebene verpflanztet? Alle Verstandesbegriffe sind der physischen Welt so untergeordnet, daß die „Vergleichungen, die wir vom Ackerbau hernehmen, uns „selten in der Moral irre führen werden.“

fürſtlicher Politik, wie unſer franzöſiſcher Schriftſteller Grundſätze des Republikanismus predigt; und doch war es das Handbuch der Fürſten und der Höfe eines ganzen Jahrhunderts, doch war die machiavelische Politik zur Zeit Katharinens von Medicis, und ihrer Zöglinge, die den franzöſiſchen Thron beſetzten, kein bloßer Name, den man anſpielungsweiſe gewiſſen Ränken und Frevels beilegte, ſondern ſie war ausdrücklich an ihrer Quelle, der Schrift Machiavels, geſchöpft, und von ihren erhabenen Proſelyten ſo offenbar bekannt, daß ſie die Worte dieſes Mannes gern im Munde führten.

Nähere hiſtoriſche Aufſchlüſſe über dieſe Bücher, über ihre Verfaſſer, über die Mittel, durch welche ſie etwa verbreitet wurden, ſind erſt von der Zukunft zu erwarten. Es wäre kein Wunder, wenn dieſe Aufſchlüſſe alsdann mit auf eine Partei hindeuteten, die überhaupt mit der gegenrevolutionairen wetteiferte, das böſe Princip der Revolution zu nähren, wenn es ſich fände, daß Juſtine dem geheimen Kabinet des Herzogs von Orleans nicht fremd geweſen wäre.

H.

Die natürliche Tochter. Trauerspiel von Goethe, als Taschenbuch auf das Jahr 1804. Tübingen, bei Cotta. 224 S.

Wenn man in Kleists Briefen an Gleim die würklich komische Aengstlichkeit, mit der er bei einem Trauerspiel, welches zu schreiben Lessing ihn veranlaßt hatte, sich einzig und allein darum bekümmerte, ob es auch recht rührend wäre, und den Geist eines dramatischen Werkes, wie die natürliche Tochter, zusammen vergleicht, so hat man Mühe, alle die Revolutionen auf einmal zu übersehen, welche den Zwischenraum ausgefüllt haben, der diese beiden, doch nicht so sehr von einander entfernten, Epochen unsrer Literatur trennt. Bei andern Nationen sind es nicht theoretische Sätze gewesen, welche den Charakter solcher Epochen bestimmten, sondern dergleichen Sätze kamen bei ihnen erst als Resultate dieser Epochen auf. Uns haben, in unserer Zerstückelung als Nation, andre Bestimmungen gefehlt, Bestimmungen, die zugleich Bestandtheile unsers Nationalzustandes gewesen wären — und unsre Poesie hat in schneller Aufeinanderfolge noch mehr verschiedne Constitutionen erhalten, als selbst die französische Republik.

Freilich iſt es dabei der deutſchen Poeſie auch übrigens ziemlich ergangen, wie der franzöſiſchen Republik. So wie eine neue Conſtitution zum Vorſchein kam, glenzt es auf der einen Seite unbarmherzig über die Mängel der nächſt vorhergegangenen her, während auf der andern diejenigen Bürger des Parnaſſes, die zu dieſer, oder auch wohl zu einer noch älteren, geſchworen hatten, ſich hartnäckig gegen das Beſte der neuen ſtemmten, und endlich eine kleine moderate Minorität der einen wie der andern ihr Recht wiederfahren zu laſſen ſuchte.

In einem Stücke hinkt jedoch die Vergleichung, und zwar ſehr zum Vortheil der deutſchen Poeſie. Keine andre Nation hat ſo viel Köpfe gehabt, die den poetiſchen und den Speculationstrieb in einem ſo ausgezeichneten Grade verbunden hätten. Mehr als einmal beſaſſen wir in einem und demſelben Schriftſteller unſern Ariſtoteles und Sophokles, unſern Homer und Shakeſpeare. Mehrere unſrer Dichter, die als ſolche Epoche machten, waren zugleich auch Geſetzgeber in der Theorie der Dichtkunſt, und wir befanden uns in unſerm literariſchen Zuſtande beſſer dabei, als ſich unſre Nachbarn, die Franzoſen, in ihrem politiſchen befunden kannten, wenn bei ihnen Leute, denen der Staat fremd war, den Staat einrichteten.

Das letzte, und ein ſehr achtungswürdiges Beiſpiel dieſer Art hatten wir an Schillern. Seitdem gaben ſich Leute von großen Talenten, aber von noch größeren Anſprüchen und von ſehr geringem poetiſchen Genie, ſehr lebhaft mit der Konſtitutionsmacherei ab. Ihnen gebührt das Lob, daß ihre Werke ihren Grundſätzen nicht weniger treu ſind, als es ehemals Gottſcheds Gedichte ſeinen Begriffen von Poeſie waren. Allein zu läugnen iſt es nicht, daß unſre literariſche Republik gerade unter dieſer Legislatur die treffendſten Vergleichungspunkte mit dem franzöſiſchen Freiſtaate, in ſeinen ſchlimmſten Zeiten, dargeboten hat.

Und mit deſto erfreulicheren Erwartungen mußte man einen Dichter wieder erſcheinen ſehen, deſſen reinen und hellen Glanz ſelbſt der Weihrauch von Aſſa ſötida — (um den Ausdruck der bekannten Betrachtungen über verſchiedene Gegenſtände u. ſ. w. zu gebrauchen) — der ihm ſeit einiger Zeit geſtreut wurde, nicht verdunkeln mochte, der keine Theorien geſchrieben, aber in vielen ſeiner Werke ewige Canon's der Poeſie aufgeſtellt hat. Man konnte, wofern man nur wußte, daß es Goethe'n hoher und heiliger Ernſt geweſen war mit ſeinem neuen Gedicht, einen achtzehnten Brumaire der deutſchen Literatur ahnen.

Ob nun die natürliche Tochter eine solche Ahnung würklich erfüllt hat: das möchte fast die einzige Erörterung seyn, zu welcher es bei diesem Gedicht, da dessen Erscheinung keine der allerneuesten mehr ist, nicht schon zu spät, oder, da es nur als das erste in einer noch zu erwartenden Reihe von dramatischen Gedichten, die zusammen ein Ganzes ausmachen werden, anzusehen ist, nicht noch zu früh wäre.

Wir unterschreiben jedes Lob, das dem Genius gezollt worden ist, der sich hier wieder in seiner eigenthümlichen Klarheit und Ruhe offenbaret hat. Stolz darf die Nation auf dieses Denkmal blicken, das den von ihr erreichten Grad poetischer Bildung auf das Vollendetste darstellt. Stellt es aber, in aller seiner Schönheit, dennoch nicht auch die Erschöpfung und Erkaltung dar, die seit einiger Zeit selbst an dem höchsten Schwung des deutschen Genius zu spüren ist, und nicht ohne Grund besorgen läßt, daß der Kreislauf unsers poetischen Vermögens zu schnell beschrieben worden sey, und sich nun, für den Augenblick wenigstens, geschlossen finde? Auf diesen Zustand unserer Literatur gründet sich die Existenz unsrer heutigen Hyperoreen und Hyperkritiker, und die Anziehungskraft, die ihr Unwesen für unsre angehenden guten Köpfe hat. Von diesem Zustand hat jedes neuere Beginnen unsrer wah-

ren Meiſter gezeugt, und die natürliche Tochter macht keine Ausnahme.

Ein Recenſent der natürlichen Tochter hat jede Rückſicht auf den Urſprung dieſes Gedichts für überflüſſig erklärt, auſſer inſofern ſich daraus erwieſe, was aus dem proſaiſchen Stoffe werden könnte, wenn ein poetiſches Genie ſich ihn aneignete. Dieſe Betrachtung hat allerdings in der Beſchaffenheit des franzöſiſchen Romans, der Goethe'n auf ſeine Dichtung führte, ihren guten Grund, und ſie hat ein unläugbares Intereſſe. Indeſſen können wir nicht umhin, es mit als ein Zeichen der Zeit anzuſehen, daß ein ſo unbeſchreiblich elendes Machwerk, wie jener Roman, für Goethe'n eine erſte Quelle von Begeiſterung werden konnte. Es iſt wahrlich nicht mehr, wie es ſeyn ſollte, mit der deutſchen Poeſie, es iſt nicht mehr, wie es war, mit ihrem Liebling, da ſeine Phantaſie, die nämliche Phantaſie, in welcher Götzens Weib und Schweſter, Iphigenie, Marianne, Klärchen, Gretchen, Leonore von Eſte und Leonore Sanvitale, Mignon, Thereſe, Natalie, ſich aus der reinſten und ſchönſten Natur abgeſpiegelt hatten, nun die erbärmliche, glatte Abentheurerin jenes Romans auffaßte. Bewunderungswürdig iſt es in der That, welch ein Bild dennoch

Goethe's Phantasie zurückwarf; aber mit jenen Bildern darf es sich ewig nie messen.

Wir mögen es nicht bergen: wir empfanden mitunter die Poesie der natürlichen Tochter ziemlich so marmorglatt und marmorkalt, wie wir uns die poetischen Säle des poetischen Herzogs oder Königs in diesem Drama dachten; es mischte sich ein geheimer Schmerz in unsre Bewunderung des zierlich edeln Prunks der Rede, welcher den unnachahmlich gehaltenen Ton des Gedichts ausmacht, und dieser Schmerz ist es, den wir hier uns selbst, und wohl auch andern Lesern der natürlichen Tochter, zu deuten versuchen.

In einer neuen Schrift, die mehr originelle Gedanken enthält, heißt es einmal: „Genau genommen, hören wir nicht eher auf, poetisch zu seyn, als bis wir das zu begreifen suchen, was uns zu Poeten macht." — Die Worte stehen dort nicht gerade in dem Sinne, in welchem wir sie hier entlehnen; sie dünken uns aber sehr dienlich, den Zustand der deutschen Poesie zu bezeichnen, wie er auch in der natürlichen Tochter, und in dieser sogar um so mehr sich ausspricht, je höheren poetischen Werth sie hat.

Als dem guten Kleist so viel darauf ankam, durch sein Trauerspiel zu rühren, hatte sich in der deut-

deutſchen Poeſie ein höherer Geiſt noch nicht geregt, der freilich mit der Zeit dieſes, und ſo manches andere beſchränkende Ziel der Kunſt bei allen beſſern Köpfen weit hinter ſich zurücklaſſen mußte. Welche mächtige Rührung übte aber dieſer Geiſt nicht aus! Oder weiß man das überſtießende Gefühl anders zu nennen, mit welchem Götz und Iphigenie jedes für Poeſie empfängliche Herz durchdrangen? In dieſen und andern Meiſterwerken unſrer dramatiſchen Poeſie feſſelte der Geiſt die Empfindung unwiderſtehlich an ſich, und das war der große Vorſchritt, den dieſe Poeſie ſeit jenen auf Rührung bedachten Zeiten gemacht hatte. Wie aber nennt man die widerſtrebende, unbehagliche Bewunderung, die unſre Meiſter, ſeitdem ſie die Rührung zum Geſpött machten, durch ihre neuern Werke in Anſpruch nehmen?

Ein deutſcher Philoſoph hat der Betrachtung von Dante's Gedicht, inſofern er in dieſem den Urſprung und den Typus der modernen Poeſie findet, einen eigenen Aufſatz gewidmet. Es fehlt würklich nicht an einer Analogie zwiſchen der Poeſie in dem Zeitalter, wo ſie aus dem Schooß der Barbarei erſt wieder erblühte, und der an der Ueberbildung unſrer Tage augenblicklich erkrankten Poeſie. Wir dürfen uns aber nicht irre machen laſſen durch die Künſteleien oder Quakſalbereien, die mit der

Patientin getrieben werden; wir haben sie in ihren gesunden Tagen gekannt, und diese Bekanntschaft bürgt uns für ihre Genesung.

Als Kranke erscheint sie in Goethe's neuestem Gedicht, aber als eine holde, schöne Kranke. So erschien sie auch schon in Schillers grund- und bodenlosen Versuchen, die Chöre und das Fatum der alten Tragödie zu modernisiren. Alle diese Werke zeugen von dem ernsten und kräftigen Streben des deutschen Genius. Darum darf uns auch nicht bang seyn. Sie lebt noch, die Poesie, sie ist die lächerlich zusammengeflickte Mumie nicht, die von einigen anmassenden Thoren zur Schau getragen wird. Diese möchten es ihr in's Gesicht läugnen, daß sie lebe; sie fürchten den Augenblick, wo ihre volle gesunde Kraft des todten Undings spotten wird. Wir aber hoffen, daß er nicht fern mehr sey. Die Wirklichkeit macht nun einmal den modernen Dichter nicht; aber sich über die Wirklichkeit erheben, indem er sich in sie findet, das muß und wird er wieder lernen; er wird die Reflexion, die ihn einmal von den Dichtern des Alterthums unterscheidet, nicht mehr auf das vergeb'liche Geschäft, Umgebungen aus dem Nichts zu erschaffen, richten; er wird die Zeit, der er in das Nichts zu entfliehen suchte, wenn es nicht anders seyn kann, zurückstellen auf den rechten Punct.

5.

Dramatiſche Fragmente

noch ungedruckt.

Daß nachstehende Fragmente dem Publikum nicht als unterhaltende Lektüre vorgelegt werden können, sieht der Herausgeber sehr klar ein. Aber andere Rücksichten forderten ihn dazu auf. Sie gehören zu der Geschichte von Hubers Geistesbildung. In seinen Briefen hat man an der Entstehung und dem Fortgang seines heimlichen Gerichts gesehen, wie planlos, und nur aus einzelnen Konzeptementsätzen hervorgehend, der Bau seines Stückes war. Seine Personen und ihre Thaten wurden als Einkleidung seines Ideenganges erfunden. Er fühlte diese mangelhafte Verfahrungsart, ohne sie ändern zu können. In seiner Juliane war mehr Plan; dennoch erinnert sich der Herausgeber dieser Blätter, daß er während des Componirens Julianens Charakter ganz umschuf, obschon ihre Denkungsart dieselbe blieb. In diesen Fragmenten sieht man, daß er sich einen ausführlichen Plan und Anlage, bis auf einzelne Auftritte gebildet hatte. Die Unvollkommenheit der Andeutung kann seinem Le-

ser als Einwurf dienen, da einzelne Züge hinreichend waren, seinem Gedächtniß nachzuhelfen. — Schon im Jahre 1802 hatte Iffands Anwesenheit in Stuttgart seine alte Vorliebe für theatralische Dichtkunst in ihm erweckt, aber dieser seltene Mann, dem er mit stetem, reichem Interesse herzlich anhieng, und als Künstler schwärmerisch verehrte, hatte eine Art von Unruhe in ihm hervorgebracht, die ihm in der Wahl und der Behandlung eines Sujets verliegen machte. Iffland, als deutscher Hausvater, wirkte mit einem solchen Zauber auf ihn, daß er, zu dem Drama hingerissen, den Plan eines zweiten Theils des Hausvaters entwarf. — So rod wie er ist, findet er hier seinen Platz. Huber hätte für Iffland gedichtet, und je mehr ihn Iffands Spiel zur Bewunderung hinriß, je strenger richtete er Gemmingens Schauspiel. Scherzend ärgerte er sich, daß ihn die Rührung ergriff, und unmöglich lag in seinem Plan einer Fortsetzung des Hausvaters, eine Kritik jenes Stückes, dessen Werth er dennoch anerkennen mußte. — Gerade während Iffands Anwesenheit las er die alten Tragödien-Dichter, und beschäftigte sich mit dem Wunsche, einige griechische Stücke der deutschen Bühne geschenkt zu sehen. Schlegels Jon machte ihm damals viel Freude,

er äußerte oft: wenn dieſer junge Mann die Gährung der Parteiſucht überlebte, ſo hoffe er von ihm die Erfüllung ſeines liebſten Wunſches, die alten Tragiker ſo viel möglich treu auf unſern Bühnen aufführen zu ſehen. Das ihm eigene Mißtrauen in ſich ſelbſt verhinderte ihn, ſelbſt ein ſolches Stück für die deutſche Bühne zuzurichten. Er beſchäftigte ſich dennoch ein Jahr lang viel mit dieſen Ideen. Darauf kam die liebenswürdige Unzelmann nach Stuttgart. Unter ihren vielen Triumphen empfängt ſie gewiß mit einem wehmüthigen, den Todten ehrenden, Gefühl den, daß ihr herrliches Spiel Hubern ganz von der griechiſchen Bühne abzog, wieder zur Comödie und zwar zu ſeiner Lieblingsgattung, den Converſationsſtücken, zog. Er hätte alle ſeinen, geiſtvollen Reflexen der Franzoſen gern auf die deutſche Bühne verſetzt, um ſie von ſeiner Künſtlerin ſpielen zu ſehen. Er wäre gern der erſte Comödiendichter dieſer Gattung geworden, um ſeine Stücke durch ſie erſt recht lieb zu gewinnen. Das Spiel, der geſellſchaftliche Umgang dieſer liebenswürdigen Frau, gab Hubers nächſten Freunden Gelegenheit zu der erfreulichen Bemerkung, daß die Liebe zur Kunſt und zum Schönen das Gemüth in ewiger Jugend erhält. — Sie verfolg

ten ihn damals oft mit fröhlichem Spott über seine Begeisterung für die Kunst, die mit der für die Künstlerin so nah verwebt war. — Dieser Zeitpunkt führte ihn zu dem Plan, und der angefangnen Ausarbeitung der drei Familien. Er schrieb ihn im Herbste 1803, wenig Wochen vor der Begebenheit, die ihn aus seinem geliebten Stuttgart forttrieb. Seitdem ward er durch den Drang der Geschäfte und Umstände verhindert, ihn wieder vorzunehmen. Nach seiner Rückkehr von seiner Reise nach Leipzig und Berlin äusserte er einmal: daß er fast jede Scene ausgebildet im Gedächtniß habe, und die einzelnen Papiere, aus welchem das Fragment dieses Stückes zusammengesetzt ist, lagen bei seinem Tode in dem Fache seiner laufenden Arbeiten. Wahrscheinlich hatte er sich dieses Schauspiel für den nächsten Winter zur Ausarbeitung vorgesetzt.

Die Fragmente von dem Trauerspiel Jaffier sind aus einer frühern Epoche, er nahm dieses Sujet aber oft wieder vor. Der Plan wäre in der Ausführung höchst schwierig geworden, weil der Hauptvorwurf des Stückes ganz auf politischer Intrigue beruhte. Jaffier, mit so viel Liebe er ihn im Busen trug, hieng von Seiten seines Gefühls zu wenig mit

dem Hauptinteresse des Stückes gekommen, und überdem durch das Herrliche ihres Charakters schließt sich der politischen Intrigue wieder zu sehr an. Huber fühlte die Gefahr des Leeren und Einseitigen, und das hielt ihn von der Ausarbeitung ab. Aber eben dieser Fehler gab ihm einen besondern Reiz. Er hatte die merkwürdige Begebenheit, welche dem Stücke zum Grunde lag, in Beziehung neuerer Vorfälle betrachtet. Revolution, Verschwörung, und ihre Werkzeuge waren seit mehreren Jahren in so mancher Gestalt aufgetreten, daß er von ihrer Wirkung auf das Individuum, und von dem Wirken desselben in ihnen, eine äußerst lebendige, vielseitige und dennoch milde Ansicht hatte. Der Herausgeber äußerte oft seinen Zweifel, ob Jaffier ein gutes Trauerspiel seyn würde — aber zweifelte nie, daß Huber einen Schatz von Geist, Gefühl und Erfahrung hinein legen würde.

Der Rausch ist nicht mehr und weniger, als ein gesellschaftlicher Scherz, der vom Schreibtische auf das Theater überzugehen bestimmt war. Ein heiterer Abend hätte die kleine Posse vollendet, wie ein heiterer sie veranlaßte. —

Die eben gegebene Erörterung entschuldigt und motivirt den Platz, den diese Fragmente hier einneh-

men. Vielleicht geht auch irgend ein befreundeter Geist des lieben Todten so lebhaft in seine hingeworfenen Gedanken ein, daß er ihren Ausdruck vollendet. Hubers freundlicher Schatten stünd ihm dann dankbar zur Seite, denn nach seiner irrdischen Wallfahrt hätte er gefunden, was er für das dramatische Fach im Leben so oft als eine höchst angenehme Geistesvereinigung ansah — ein Bündniß, wie er sich das dachte, welches Beaumonts und Fletschers Dichtungen hervorbrachte.

Plan zu einer Fortsetzung des deutschen Hausvaters von Gemmingen.

Der Mahler ist todt. Seit dem Schluß von Gemmingens deutschem Hausvater sind etwa sechs Jahre verflossen. Lottens Kind ist ein Mädchen. Ihr Mann lebt noch mit ihr auf dem Lande, so wie es sein Vater wünschte. Im Anfang gieng alles ganz herrlich, Karl trieb es arkadisch. Mit der Zeit stellte sich Langweile ein. Er stellt sich das Bedürfniß größerer Thätigkeit, eines größeren Würkungskreises vor. Lotte fühlt es schmerzlich. Ihre verwundbarste Empfindung ist das Bewußtseyn, daß sie sich ihren Mann ersteht hat. Sie that es um ihres Kindes willen, und sie freut sich, daß dieses Kind ein Mädchen ist. Ein Knabe hätte ihren Stolz mehr gekränkt, beleidigt, hätte mehr unnatürliche Rechenschaft von ihr zu fordern gehabt. —

Ferdinand bekleidet einen vorzüglichen Rang in der

Armee, iſt Held im Kriege, übrigens leichtſinniger Weiberfreund, auch in Verbindung mit ſeinem Beruf zum ehelosen Stand. — Er lebt auf einem durch gemeinſchaftliches Vergnügen vertrauten Fuß mit dem Erbprinzen. Dieſem ſticht Lotte in die Augen. Carln entgeht das nicht. Er geräth darüber auf alberne Träume von patriotiſcher Würkſamkeit, von Einfluß edler Weiblichkeit auf den jungen Prinzen, wobei ſeine Ehre durch Lottens Tugend geſchützt bleiben würde. Ferdinand weiß beſſer, wohin die Galanterie des Erbprinzen führt.

Der Vater (der deutſche Hausvater) iſt zum Beſuch bei ſeinen Kindern auf dem Lande, aber im Begrif abzureiſen. Seine Abreiſe iſt der Zeitpunkt, auf welchen der Erbprinz wartet. Seine Plane auf Lotte werden klar, und der Vater bleibt, voll Schmerz und Schrecken, da er glaubt, daß Ferdinand dem Prinzen ſeine Schwägerin hat kuppeln wollen. Lotte iſt Ferdinands Freundin, und durch ſie lernt er ſeinen Sohn beſſer kennen. Karl muß nicht verächtlich werden. Derſelbe Karl, der Lotte genoß, Lotte heirathete, iſt Lottens Gatte, und in dem angegebenen Verhältniß — vor Mitleiden iſt er nicht zu retten, das iſt aber auch alles. Er kann ſich irren, bis zuletzt. Dann geht ihm aber ein helles Licht über ſein eigenes ſelbſt auf.

Entwurf zu einem Schauſpiele:

Die drei Familien.

Anlage der Charaktere.

Frau von Walborn. Eine der ſchädlichen und beklagenswürdigen Weiber, bei denen ihre Wirkſamkeit, durch Mangel an Moralität, und durch das Loos ihres Standes im Mißverhältniß mit ihrer Thätigkeit ſteht. Bedürfniß nach Beſchäftigung und Einfluß macht ſie intriguant, ungeübtes, moraliſches Gefühl macht ſie das Gute überſehen, dunkles Gefühl ihrer eigenen Unwürdigkeit flößt ihr endlich Rachſucht gegen das Beſſere ein.

Sie hat in frühen Jahren einen faux pas gemacht, deſſen Vertrauter der Kammerherr war, und zu dieſem Geheimniß ward — auf irgend eine Art, Thomas Kind zugezogen, ohne Frau von Walborn perſönlich noch unter dem Namen ihres Mannes zu kennen. Ihr damaliger Geliebter war Officier, er ſorgte für das Kind, das nach ſeinem Tode verlaſſen blieb. Hierauf gründet ſich des Thomas Kind Beſtürzung, wie er Frau von Walborns Fräuleins Na-

men hört, und die Anordnung eines Auftritts im dritten Akt, wo der Kammerherr ein wahnsinniges Mädchen gesehen hat. Die Kenntniß dieses Geheimnisses macht Thomas Kind auch so kühn, Frau von Walborn ihre Intrigensucht, ihr Einmischen in fremde Händel, ihr Zerstören aller herzlichen Verbindungen vorzuwerfen. Aber alles dieses muß so behutsam berührt werden, wie es in den Verhältnissen von Weltleuten schicklich ist. Keine Tugendpredigten. Der alte Kind muß sich seines Geheimnisses nur als ein Mittel bedienen, das der Frau von Walborn den Muth benimmt, weitern Zwietracht zu stiften. Das Uebrige geht von selbst, da die Menschen, den Kammerherrn ausgenommen, sehr gute Menschen sind.

Frau von Walborn besucht nach einer langen Zeit ihren Bruder, und nach wenig Tagen treibt sie ihr unruhiger Geist, sich der Angelegenheiten des ganzen Hauses anzunehmen. Natürliche Abneigung gegen eine edlere Menschheit, gegen wahres Gefühl bewegt sie, gegen Karls Geliebte, gegen Mariens Liebe, gegen Mariannen, Partie zu nehmen. Im ersten Akt sammeln sich die Interessen um Frau von Walborn. Zu Anfang klatscht (*commère*) sie, streitend mit der Frau Kind. Der Kammerherr kommt zu ihr, wird

erſchreckt durch die Nachricht, daß der Fürſt ſeinem Bruder kalt begegnet iſt, möchte fort, wird durch die Erklärung, daß der Fürſt eine Heirath ſeines Neffen (des Präſidenten Sohn) gern ſähe, gehalten. Vorher noch andre Entwicklungen vom Karakter des Kammerherrn, der kalter, egoiſtiſcher Hofmann iſt, der ſich nur vor fürſtlicher Ungnade und dem Teufel fürchtet, aber ohne alle Karrikatur. In der folgenden Scene mit dem Kammerdiener des Prinzen, von dem er einen Schurkenſtreich weiß, entwickelt ſich ſein Charakter.

Karl, des Präſidenten Sohn, iſt ein gebildeter, gefühlvoller Jüngling. Er wankt noch in der Erkenntniß des Beſſern, nicht in Willen, aber Kraft, es zu vollbringen. Er liebt, aber ſeine Geliebte iſt nicht im gleichen Orte. Er ſoll jetzt wählen zwiſchen einer glänzenden Reſidenz und einer Heirath, die der Fürſt machen will, oder den arbeitſamen Geſchäftsgang, der ihm die Hand ſeiner Geliebten erringen läßt.

In dem zweiten Akt lernt man die Familie des Raths kennen. Marianne war die Freundin der verſtorbenen Käthin im edelſten Sinn weiblicher Freundſchaft, ohne Empfindelei. Der Rath iſt in der Lage, wieder heirathen zu müſſen, um ſeiner häuslichen Lage willen. Marianne iſt ihm am nächſten, aber ſie

ist arm, und steht in seinem Lohn. Mariannens Empfindung für ihn ist von dem Andenken an ihre Freundin, Liebe zu den Kindern, und der Furcht, er möchte ihnen eine böse Stiefmutter geben, zusammengesetzt. In diesem Akt will Frau von Walborn Mariannen stimmen, den Rath zu einer Heirath, die sie ihm vorgeschlagen hat, zu bewegen. Marianne, die ihren Charakter übersieht, wird empfindlich, und benimmt sich weniger klug, als sie sollte, um diese Frau nicht aufzubringen. Mariane muß zwischen Karls schwärmender, und doch am Conventionellen beinahe scheiternder Liebe, und Mariens einfachen aber starken Gefühl mitten inne stehend, die zusammengesetzte Feinheit der Kultur und die Kraft der Seele haben, welche Einfachheit giebt. Ihr Ausdruck ist immer mehr Mutterliebe als Neigung zum Rath.

Thomas Kind hat Soldatenehre, gesunden Verstand, Weltkenntniß. Er erfährt im vierten Akt zufällig den Fräuleinsnamen der Frau von Walberg, der ihn an das Vermächtniß eines sterbenden Officiers erinnert. Er ist sich nun bewußt, diese Unruhestifter in Ruhestand setzen zu können; Rücksichten, die allein in seinen Verhältnissen liegen, halten ihn unentschlossen.

Ma-

Marie liebt den Bedienten eines guten Handelshauſes, ihre Empfindungen ſind nicht über ihren Stand gebildet, aber rein, feſt, mit dem Charakter ihres Standes.

Im dritten Akt glaubt Frau von Walborn die Menſchen alle nach ihrem Sinne geleitet zu haben. Der Rath iſt ziemlich zur reichen Heirath entſchloſſen. Der Präſident beſteht auf Karls Entſagung ſeiner erſten Liebe, Frau Kind will Marien zu der Verbindung mit dem Kammerdiener zwingen. Karl, von Ehrgeiz verſucht, fängt an zu wanken. Marie allein baut feſt auf ihres Vaters Willen.

Im fünften Akt bricht der alte Kind endlich, durch eine angedrohte Mißhandlung oder irgend einen Angriff ſeiner Ehre aufs äußerſte gebracht, los, und ſtellt Frau von Walborns Einwirkung ins Licht. Alle Theile fühlen, daß ſie geleitet wurden, und kehren zu ihrer Freiheit im Handeln zurück. Alles ohne Härte, ohne Bekehrung, und ohne giftigen Bruch mit Frau von Walborn. —

Perſonen.

Präſident von Krinald.
Karl, ſein Sohn.
Kammerherr von Krinald, des Präſidenten Bruder.
Baronin von Waldorn, Schweſter des Präſidenten und des Kammerherren von mütterlicher Seite, 40 Jahre alt.
Rath Berger, Wittwer, 40 Jahr alt.
Sophie, ſeine Tochter, 13 Jahr alt.
Marianne Brand, Gouvernante der Kinder des Rathes, 28 Jahr alt.
Thomas Kind, Portier im Hauſe des Präſidenten.
Frau Kind, ſeine Frau.
Maria, deren Tochter.
Renner, Kammerdiener.

Die Scene iſt im Hauſe des Präſidenten, abwechſelnd bei dieſem, bei dem Rath Berger, und bei dem Portier.

Erſter Aufzug.

Zimmer der Baronin bei ihrem Bruder, dem Präſidenten.

Erſter Auftritt.

Die Baronin, an ihrem Schreibtiſche beſchäftigt,
Frau Kind, hereintretend.

Frau Kind.

Die gnädige Frau haben befohlen —

Baronin. (ſchreibend)

Iſt Sie es, Frau Kind? — (Indem ſie einen Brief zuſiegelt, und dann wieder anfängt zu ſchreiben.) Setze ſie ſich — Sie hat doch einen Augenblick Zeit zum Plaudern?

Frau Kind. (in einiger Entfernung ſtehen bleibend)

So lange Ihro Gnaden befehlen — Maria beſorgt unten die Wirthſchaft, und auf die kann ich mich ſchon verlaſſen, daß ſie alles wohl beſorgt.

Baronin.

(Fortſchreibend; wie ſie überhaupt durch die ganze Scene meiſtens mit Schreiben oder Zuſiegeln von Briefen beſchäftigt iſt, aber immer dazwiſchen ſpricht, zuweilen ohne von ihrer Arbeit aufzuſehen.) Es ſcheint ein kluges, kluges Mädchen, Ihre Marie — So ſetze Sie ſich doch, Frau Kind!

Frau Kind.

Bewahre, Ihro Gnaden — ich werde doch nicht —

Baronin. (ungeduldig)

Es incommodirt mich, Sie stehen zu sehen, sage ich Ihr —

Frau Kind.

(sich in der nämlichen Entfernung hinter der Baronin setzend.)

Nun — wenn ich so frei seyn soll —

Baronin.

Wie alt ist Ihre Marie? — Ei, stelle Sie doch Ihren Sessel, daß ich Sie auch sehen kann — So! Noch weiter vor — ich muß mir ja den Hals ausrecken — Ich schätze das Mädchen gegen siebzehn Jahre?

Frau Kind.

Ihro Gnaden haben es getroffen. Vorige Woche ist sie in ihr achtzehntes Jahr getreten. Es war gerade an dem Tage, wo Ihro Gnaden hier ankamen. Da gab es dann ein doppeltes Fest im Hause, bei dem Herrn Präsidenten, über den Besuch von seiner Frau Schwester, und bei uns, wegen des Geburtstags unserer Marie.

Baronin.

Ja, der achtzehnte Geburtstag eines Mädchens ist

ein feierlicher Tag — oft auch ein bedenklicher! Marie ſieht mir aus, als ob ſie dem Vater und der Mutter bald über den Kopf wachſen könnte —

Frau Kind.

Dem Vater nicht! von dem hat ſie ihr Trotzköpfchen, und doch kommen ſie immer gut mit einander aus — Aber —

Baronin.

Sie ſeufzt, Frau Kind?

Frau Kind.

Die gnädige Frau ſind gar zu gütig — Ach, es ließe ſich viel davon ſagen!

Baronin.

Nun Sie ſoll mir auch erzählen — doch erſt ſag' Sie mir — wie lange iſt es, daß der Oberforſtmeiſter bei meinem Bruder zum Beſuch war?

Frau Kind.

Es wird ein halbes Jahr ſeyn, Ihro Gnaden.

Baronin.

Wenn mir recht iſt, ſchrieb mir mein Bruder auch von der Tochter des Oberforſtmeiſters — die war alſo mit hier?

Frau Kind.

Das will ich glauben. Fräulein Luiſe machte das

Haus ſo lebhaft, wie es ſeit dem Tode der Frau Präſidentin nicht geweſen war.

Baronin.

(etwas angelegentlich, und indem ſie ihr Geſchäft liegen läßt.)

So? Iſt ſie von dem Charakter? — Etwas leichtſinnig vielleicht?

Frau Kind.

Ei bewahre — Nämlich — Ihro Gnaden verzeihen — Wenn es wahr iſt, daß der junge Herr Baron — ſo würde es ſich nicht ſchicken —

Baronin.

Ja ſo, wegen meines Neffen, meint Sie — Nun, Sie hat das vielleicht beurtheilen können. Ein Gerede entſteht leicht, wenn ein junger Mann und ein junges Mädchen, die beide noch unverſagt ſind, in den Fall kommen, daß man ſie viel bei einander ſieht — Was hält ſie davon, Frau Kind?

Frau Kind.

Je nun — Der Herr Baron ſchien Fräulein Luiſen, und Fräulein Luiſe dem Herrn Baron wohl zu gefallen. Der Herr Präſident ſahen nicht aus, als ob ſie an dem Wohlgefallen etwas auszuſetzen hätten — und dem Herrn Oberforſtmeiſter konnte es freilich am erſten recht ſeyn. Denn Fräulein Luiſen in Ehren —

mein Mann hätte ſie auf den Händen tragen mögen; das Herz im Leibe lachte ihm, wenn er ſie nur von weitem ſah. Die liebe, reine Natur! ſagte er — Aber da ſitzt es eben! Wenn ſo ein Landfräulein unſern jungen Herrn bekäme, der hier unter den erſten Partien die Wahl hat — Nun, ſo durchaus richtig iſt es zwiſchen ihnen auch nicht geworden; zum Exempel von Ringen hat man nichts zu ſehen bekommen — Kurz, ſie mögen einander eben gut geweſen ſeyn, wie das geht, wenn —

Baronin. (abbrechend.)

Ganz recht.

Frau Kind.

Und ich möchte wohl wetten —

Baronin. (ſpreidend.)

Die verſtorbene Räthin hat Sie noch gekannt, nicht wahr?

Frau Kind.

Das ſollte ich nicht? Der Herr Rath iſt erſt ſeit anderthalb Jahren Witwer.

Baronin.

Ich höre, ſie haben beſonders glücklich mit einander gelebt.

Frau Kind.

Freilich — Sie waren auch so recht als Liebesleute zusammen gekommen —

Baronin.

Das Eine folgt nicht gerade aus dem Andern.

Frau Kind.

Wie befehlen Ihro Gnaden?

Baronin.

Es war also eine eigentliche Liebesheirath?

Frau Kind.

Ach, ich weiß mich noch zu erinnern, wie alle Welt erstaunte, als es hieß: Der junge Berger nimmt des Amtmanns Tochter zur Frau — Er war damals erst Secretair; Sie hatte nichts, oder so viel wie nichts. Nun, es gieng auch knapp genug zu, bis er herauf rückte. Und nachher — — Kinder waren da; so ganz standesmäßig, wie er im Grunde doch wohl gerne gemocht hätte, konnte er immer nicht leben. Ich will eben nicht sagen, daß es ihn gereut haben sollte, keine reiche Frau genommen zu haben. —

Baronin.

Dazu könnte ja nun noch Rath werden — oder meint sie nicht?

Frau Kind.

Allerdings — der Herr Rath iſt noch in ſeinen beſten Jahren — Nur möchte —

Baronin.

Was? daß er Kinder hat etwa?

Frau Kind.

Nun, er wäre nicht der erſte Witwer mit Kindern, der darum doch eine Frau gefunden hätte — Aber Mamſell Marianne kommt mir vor, als ob ſie — —

Baronin.

Ach ohne Zweifel die Gouvernante? — Gilt die ſo viel bei ihm?

Frau Kind.

Lieber Gott, er wollte auf die Frau Räthin, wie ſie noch lebte, nicht mehr gehalten wiſſen, als jetzt auf Mamſell Mariannen. Und das ſchreibt ſich noch von der Frau Räthin ſelbſt her, die auch mit ihr umgieng, wie mit ihres Gleichen. Nun, Mamſell Marianne iſt hübſcher Leute Kind, das muß wahr ſeyn, die aber ſo herunter gekommen waren, daß ſie froh ſeyn mußte, in einem bürgerlichen Hauſe Dienſt zu finden. —

Baronin.

Ich habe ſie nur einmal im Vorbeigehen geſehen — — Sie ſcheint noch ziemlich jung, und von einer angenehmen Geſtalt? —

Frau Kind.

Ach ja! Eben darum!

Baronin.

So? — Ei ei, Frau Kind!

Frau Kind.

Nein, nein — So etwas will ich nicht geſagt haben — bewahre mich der Himmel! Ich wäre ja des Todes, wenn mein Alter glauben könnte, daß ich mich unterfienge — Der hält auch ſo große Stücke auf Mamſell Mariannen! hat er doch mehr als einmal gemeint, ich gäbe ihr nicht den rechten Reſpekt! Geſagt hat er das zwar nicht, aber ich merkte es ihm doch an, und eine ſpitze Rede fiel dabei wohl vor, ſo nach ſeiner Art —

Baronin.

Es ſcheint faſt, als ob Sie zuweilen Ihre Noth hätte mit dem Manne —

Frau Kind.

Ach es iſt die beſte Seele von der Welt — aber ſo eigen, Ihro Gnaden ſtellen ſich's nicht vor — Wenn

man ſo über die Dinge eine noblere Denkungsart hat, davon will er gar nichts hören. Als wie eben mit der Marie — —

Baronin.

Nun?

Frau Kind.

Ja, die hat ſeit einem Jahre Bekanntſchaft gemacht mit einem Menſchen — Nun, es iſt ein treuer, rechtlicher Menſch, ich kann nicht anders ſagen, und vortrefflich angeſchrieben bei ſeiner Herrſchaft, und das ſind auch ordentliche Leute, die die beſte Geſchäfte machen — Aber ein Bedienter in einem Kaufmannshauſe, der nicht einmal Livere trägt, und ein Kammerdiener von ſeiner Durchlaucht!

Baronin.

Was iſt mit dem?

Frau Kind.

Ganz gewiß, Ihro Gnaden! Der Herr Kammerdiener von Seiner Durchlaucht dem Prinzen Viktor hat offenbar ein Auge auf unſere Marie geworfen; aber der Vater will nichts davon wiſſen, er lacht mich nur aus, oder wird gar — wie ſoll ich ſagen? — Wenn er nur böſe würde, ich ließe mir's gern gefallen — aber ſo ſcharf wird er, daß es nicht zum Aus-

halten iſt. Und der Herr Kammerdiener ſoll doch gleichſam die rechte Hand ſeyn von Seiner Durchlaucht — Freilich ſind Seine Durchlaucht etwas galant, oder dergleichen —

Baronin.

Ohe! Und Mariens Vater wird ſich einbilden — Poſſen! Ich kenne das. Schick Sie mir einmal Ihre Tochter herauf, Frau Kind — wenn Sie will — dieſen Vormittag noch — — ich will mit dem Mädchen ſprechen. Am Ende kommt es nur darauf an, daß man ihr richtige Begriffe beibringt. Und bei Ihrem Alten will ich das Meinige auch thun. —

Frau Kind.

Ach Ihre Gnaden ſind allzu — Ich weiß ja nicht, wie ich zu der Gnade komme, daß —

Baronin.

Ganz natürlich, liebe Frau! Ich kann es nicht leiden, die Menſchen einen Weg einſchlagen zu ſehen, auf dem ſie über kurz oder lang umkehren müßten, wenn es zu ſpät iſt. Es bleibt alſo dabei —

Zweiter Auftritt.

Die vorigen, der Kammerherr.

Kammerherr.

Störe ich, Frau Schweſter?

Baronin.

Ah guten Morgen, lieber Bruder — Im Gegentheil du kömmſt wie gerufen — Wie geſagt, Frau Kind, Sie ſchickt mir Ihre Kleine —

Frau Kind.

Nun, wenn ich ſo frei ſeyn darf — wenn Ihro Gnaden würklich —

Baronin.

Adieu denn, Frau Kind — (während ſie, gegen ihren Bruder gewendet, mit dieſem zu ſprechen ſcheint, entfernt ſich Frau Kind allmählig mit vielen Reverenzen).

Jaffier

nach der Verschwörung von Venedig des St. Real entworfen.

Personen.

Don Alphonso de la Gueva, Marquis von Bedomar, spanischer Gesandter in Venedig.
Pierre, Schiffskapitain in venetianischen Diensten.
Renault.
Jaffier.
Pietro Polano, Nobile.
Laurette, dessen Tochter.
Marco Polano, dessen Bruder, vom Rathe der Zehn.
Dominico Polano, Pietros Sohn.
Theodora, eine Griechin.
Jablonich, ein Uskoken Anführer.
Alexander Spinosa, ein Genueser.
Vanina Spinosa, dessen Frau.

Erſter Aufzug. — Charakteriſtiſche Züge auf dem Markusplatz — von Luſtigkeit, von ſatiriſchem Scherz, von Mißtrauen, von Aufſicht der Regierung durch Spione, von Verſtändniß zwiſchen den Verſchwornen; Bedemar erſcheint, alles geht ihm aus dem Wege; außer einigen gens perdus de reputation, oder ſolchen, die über den Verdacht erhaben ſind. Pierre und Renault, Theodora und Dominico Polano, als Libertins. Pierre erhält Nachricht von Jaffier's Ankunft. — Er ſucht ihn mit Renault auf. Jaffier frägt nach Polano. Renaults Urtheil über Jaffier, gegen Pierre.

Zweiter Aufzug. — Renault und Bedemar. Zuſammenkunft eines Ausſchuſſes, worinn Spinoſa's Schickſal entſchieden wird. Pierre iſt gegen dieſe heftige Maasregeln, und warnt Renault. Möglichkeit, daß der Anſchlag bekannt ſey, iſt folgende: was Spinoſa ſagt, iſt den übrigen Verſchwornen ein Gruel, aber Marco Polano vergißt es nicht, und läßt Vanina entdecken. Im zweiten Akt iſt auch Jaffier bei Pietro Polano. Scene zwiſchen ihm, dem Vater und der Tochter. Erziehung und Zärtlichkeit. Scene bei Theodora, zwiſchen Pierre, Jaffier und ihr, dann Jaffier und ſie allein.

Dritter Aufzug. — Renaults [illegible]. Seine Entfernung von Jaffier, seine Warnung. Vanina's Anschläge und Anstalten. In diesem Akt Renaults Politik.

Vierter Aufzug. — Bedemar schlafend, schnell erwachend, indem Vanina verschwindet. Verschließen des Pallastes, das Vanina's Flucht verhindert. Jaffiers Entschluß. Schluß des Stücks — Jaffier und Theodora werden arretirt, wie sie nach [illegible] wollen.

Bedemar ganz das, wie ihn St. Real schildert, nicht mehr und nicht weniger. Er dirigirt, als eine Gottheit, für alle Verschwornen, außer Renault und Pierre unsichtbar, die ganze Begebenheit bis zur Fehlschlagung leitend. Ich möchte gerne das Maximum Uebermacht bei dem unerschöpflichen Reichthum aller Kräfte darstellen. Daher ist das Mittel, durch welches er endlich fällt, so losgerissen von den Vorgängen der Verschwörung, so trivial — aber es ist sehr schwer zu behandeln, es muß pikant und doch einfach, anständig und doch deutlich seyn. Vanina konnte Bedemar schon im ersten Auftritt auf dem Marcusplatz erblickt haben. Ein Mann, wie er, muß sich

meiden,

weiten, mit Weibern umzugehen, die Neigung an sich gewinnen können, er muß die Eigenheit seiner Gewohnheiten bei seinem Umgang mit Weibern bewähret haben.

Renault ist ein glühender Demokrat, philosophischer Kopf. Bedemar und er wollen sich gegenseitig brauchen. Er übersieht Bedemar mehr als Bedemar ihn. Er verliert sich für Bedemar unter den übrigen ungleichartigen Werkzeugen, und ist ihm endlich doch nur immer ein Werkzeug, das unnütz wird, sobald das Werk vollendet ist. Renaults Zweck ist Volksregierung, verbreitet über Italien, Wiederherstellung der alten Republiken. Bedemar und er verstehen sich sehr oft nicht, sind aber doch einig, jeder ist in der Zuversicht: wenn der Hauptpunkt, der Sturz der Regierung, gelungen ist, so wird er, als der Klügere, das Spiel in die Hand nehmen.

Pierre, leichtsinniger Abentheurer, voll Kraft, Muth, Geschicklichkeit, ohne Grundsätze. Er diente in früher Jugend mit Jaffier in Venedig, beide führte ihr Schicksal seitdem anders wohin. Jetzt ruft Pierre Jaffier herbei, um Theil an seinem glänzenden Unternehmen zu haben, daher ist auch seine Freundschaft für ihn, mehr Kameradschaft als Herzlichkeit, und

ſein feſtes Vertrauen mehr Unvermögen, ſich Jaffiers Charakter zu denken, als Berechnung deſſelben. Jaffier iſt ein ſanfter Charakter. Weniger raiſonnirend, als durch Vernunft geleitet. Ihn trieb frühes Unglück mit ſeinem Vater aus Frankreich, er diente in Venedig, ein Zufall verſchaffte ihm als Fremdling den Zutritt in das Haus des Nobile Pietro Polano. Jaffier liebte ſein Weib, innig entſagend, entging aber nicht Pietros Eiferſucht: das geliebte Weib ward um ſeinetwillen von ihrem Gatten gemißhandelt, Jaffiers Liebe vermochte ihn, um ihrer Ruhe willen, Venedig zu verlaſſen. Auf Pierres Ruf kehrt er zurück; er findet Pietro Polano als Witwer den frühen Tod ſeiner Gattin bereuend, weil ſeine Eiferſucht ihr Leben untergrub. Laurette iſt ihr Kind, ihr Nachlaß, ihr Ebenbild. Jaffier umfaßt das Kind ſeiner Geliebten mit aller Innigkeit ſeines Herzens, Pietro empfängt ihn mit zu ſpäter Anerkennung ſeiner Unſchuld. Jaffier wird über den ganzen Zuſammenhang der Verſchwörung in Unwiſſenheit gelaſſen, wie alle Verſchworne, wenige ausgenommen, jedem ließ man in ihr ſehen, was er wünſchte, oder brauchte ſie als bloßes Werkzeug. Habſucht, zerrüttetes Vermögen, Eigennutz der Nobili gegen einander, Parteiſucht gegen die Anhänger der

päpſtlichen Partei. — Wie Jaffier am Abend vor der Ausführung den Umfang, die Ausführung der Verſchwörung erfährt, verliert er die Faſſung. Er ſchwor, er ehrt ſeine Bundesgenoſſen, er liebt ſeinen alten Waffenbruder — Hier iſt die Geſchichte der beſte Wegweiſer.

Theodora, aus einem edeln Geſchlechte aus einer der griechiſchen Inſeln. Ein Nobili verführte ſie unter glänzenden Verſprechen vor Ehre und Treue, tödete ihren Vater, der ihre Ehre vertheidigen wollte. Sie gieng nach Venedig, um ihre Rechte geltend zu machen, ſie fand kein Gehör, Jugend, Noth, Hülfloſigkeit führte ſie zu der Lebensart einer Courtiſane. Ihre Schönheit führte ihr Anbeter zu, ihr Geiſt, ihr Charakter machte aus ihnen ihre Bewunderer und Freunde. Aber Rache belebte ſie. Pierre kannte ihren männlichen Geiſt, ohne ſie zur Vertrauten der Verſchwörung zu machen, ward ſie doch die Beſchützerin ihrer Verſammlungen. Sie drang in das Geheimniß, und nahm brennend-lebhaft Antheil an einem Plan, der ihre Feinde ſtürzte. Jaffiers Weichheit wird von dem großen Geiſt dieſes Weibes angezogen, die Nebeneinanderſtellung dieſes Charakters mit Laurettens Kindlichkeit zeigt, was das Weib iſt, wozu Men-

chen und Schicksal es machen. — Diese Gefühle müssen alle zu Jaffiers Verrath hinführen. Spinosa kommt wahrscheinlich gar nicht selbst vor. Er war Werkzeug des Herzogs von Osuna. Seine Intriguen drohten Bedemars Verschwörung Gefahr. Sein Mord ward beschlossen und vollführt. Sein schönes junges Weib durch ihn halb unterrichtet hält Bedemar für seinen persönlichen Feind, erräth aber einen Theil der Verschwörung, Dominico Polano verschafft ihr seines Vaters Schutz, dieser bestärkt sie in ihrem Verdacht gegen Bedemar, von ihm gereizt nimmt sie Bedemars galante Aufforderung an, und hofft für ihre Gunst sein Geheimniß zu entreissen. Jaffier erfährt dieses alles bei Pierre und Laurette, wohin er mit bebendem Herzen nach der letzten Zusammenkunft der Verschwornen kommt, wo Renault jene fürchterliche Rede hielt. Er sieht den Augenblick, wo Vanina's List seine Freunde, seine Gefährten ins Verderben stürzt, er beschließt, ihr zuvorzukommen, und das Geheimniß unter dem Vorbehalt ihres Lebens zu verrathen. Vanina stellte sich indeß zu einer galanten Zusammenkunft bei Bedemar ein. Ihre List scheiterte. Sie unterlag seiner Liebenswürdigkeit, er genoß, lachte. — Aber nur bis zu einem gewissen Punkt gehorchen die Kräfte den Men-

ſchen — die Unruhe des Augenblicks, Vorbereitungen, Spannung — er erliegt einen Augenblick dem Schlummer, und ſeine lebhafte Phantaſie, die ihn auch im Schlaf treibt, drückt ſich in Worten aus. Vanina horcht auf, verbindet die wenigen Worte, und ſtürzt triumphirend aus dem Nebenzimmer, hat ihre Feinde in ihrer Gewalt — Aber Jaffiers Verrath hatte ſchon Folgen, der Pallaſt war umringt, Renault ſchon ergriffen, der Senat hatte ſein Wort ſchon gebrochen.

Jaffier erfährt dieſe Gräuel bei Theodora, ſein Schmerz, Theodora's Rachegeiſt läßt ihn nun nur die Mörder ſeiner Freunde erblicken. In Breſcia war noch ein Theil der Verſchwörung verſammelt, dort eilen ſie hin, aber auch dort empfieng ſie Verrath, und beide fallen im geſuchten Tod.

Vaninas Unternehmen iſt noch nicht in der mindeſten Verbindung mit den Uebrigen. Der Vorgang mit Bedemar, den ich ſo gerne habe, iſt unanſtändig und trivial; er muß mehr Band haben, mehr Verein, das Ineinandergreifen der Begebenheiten im letzten Akt fehlt ganz. Jaffiers Tod muß nur erzählt werden — wer erzählt? — wer hört es? Rantette? Wo tritt Bedemar ab?

Dominico Polano iſt Verſchworner? iſt er Theo-

dora's Dupe, die ſich in ihm an ſeinen Standesbrüder rächt?

Verbeſſerung im Plan.

Jaffiers Verrath viel früher. Zweite Entdeckung der Verſchwörung, auf welche der Rath der Zehne ſeine Wortbrüchigkeit gegen Jaffier gründet. Sie geſchieht durch Bedemars Reden im Schlaf. Dominico Polano wird dadurch als Verſchwörer verurtheilt.

Jaffiers Zärtlichkeit für Lauretta muß ſehr ausgebildet werden; er will ſie bilden, ſie vor ihrer Mutter Unglück bewahren.

Im erſten Akt Renault Konſequenz in Abſicht auf Jaffiers Charakter im Streit mit Pierre's Edelmuth; Pierre wendet ihm weiſſagend ein, was ſeine Konſequenz ſelbſt für Folgen haben kann — dieſes gehört in den erſten Akt.

Im zweiten, Zuſammenkunft eines Ausſchuſſes, worin Spinoſas Schickſal entſchieden wird. — Man erkennt die Nothwendigkeit, früh auszubrechen.

Im dritten Akt muß Venina Bedemar überliſten, ſie muß nach der Entdeckung entwiſchen. Bedemar, der ſogleich erwacht, das Vorgefallne ahnet, ruft die Verſchwornen zuſammen. Uebereilung in der Wahl, Heftigkeit in der Darſtellung. Renault fühlt ſie, Jaf-

fiers unnöthige Gegenwart dabei, sein Erschrecken bei der ganzen Uebersicht des abscheulichen Plans — seine Vorwürfe gegen Pierre.

Vierter Akt. Doppelte Entdeckung bei dem Rath der Zehn, zuerst Jaffiers seine, der seine Freunde zu retten glaubt. Dann Vanina, Marcus Potano, der durch sie seinen Sohn unter den Verräthern nennen hört. Renault wird von Pierre an die Folgen seiner Konsequenz durch Spinosa's Tod erinnert. Jaffiers Verzweiflung. Theodora, von Liebe, Verzweiflung, Rache beseelt, führt ihn nach Brescia, wo noch Verschworne sich halten.

Fünfter Aufzug. Verschworne in Brescia. Jaffier an der Spitze. Sein Tod endet das Stück. Auch Theodora's Tod? —

Fehler.

Zu stürmisch, letzter Akt zu leer an Handlung — — —

Der ausgeschlafene Rausch. — Der Rausch von gestern. — Der gestrige Rausch. — —

Man macht einem weiß, daß er im gestrigen Rausch Händel gehabt, und sich heute schlagen müßte. — Er ist kein Poltron; dieser abgedroschene Charakter bietet nichts Ergötzliches mehr dar. — Er hat Familie: der Umstand kann das Komische rührend machen, und legt Sittlichkeit in den Scherz. Ein Adlicher soll er nicht seyn. — Sein Point d'honneur schreibt sich von der Universität her. Ein Künstler wäre das beste. Er hat mit einem jungen Manne gestritten, über Kunstideen, beide sind lebhaft geworden. —

Ein Schüler des Alten, dem bekannt ist, daß der junge Mann seine Tochter liebt, legt den Scherz an, um der Sache ein Ende zu machen. Wie führt es aber zum Ende?

Ist der junge Mann Vertrauter des Scherzes? — Oder weiß er nichts, wie er mit dem Alten zusammen kommt? Letzteres giebt zu komischem Mißverständniß Anlaß. — —

Hat der Schüler des Alten nur im Allgemeinen Scherz vor, ſchelmiſch, gutmüthig, mit der Ueberzeugung, daß es gut ablaufen wird? — — Es machte vielleicht die Handlung natürlicher. — — —

Perſonen.

Herr Denner, Maler.

Seine Frau.

Lorchen, ihre Tochter.

Herrmann Denners Schüler und Hausgenoß.

Albert, ein junger Bildhauer.

Ein alter Freund Denners.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Die Bühne ſtellt eine Mahlerwerkſtatt vor.

Herrmann, der an einem Tiſche ſitzt und zeichnet; — Albert. —

Albert. (den Kopf zur Thüre hereinſtreckend)

Pſt! Pſt! —

Herrmann. (ſich umſehend)

Was giebt es?

Albert.

Biſt Du allein, lieber Freund? Iſt Herr Denner noch nicht aufgeſtanden? —

Herrmann.

Weder Herr Denner, noch irgend wer von ſeinen Angehörigen. Es iſt ja kaum fünf Uhr — was treibt Euch denn ſo früh am Tage umher?

Albert.

Ich mußte Dich ſprechen, allein ſprechen — — Schläft wirklich noch alles? kann ich ſicher rechnen, daß uns niemand unterbrechen werde?

Herrmann.

Ei Du machſt ja Vorbereitungen, wie ein Ver-

ſchworner! — — Sollte denn gar niemand im Hauſe ſeyn, von dem du Dich gerne unterbrechen ließeſt? —

Albert.

Um des Himmels willen, daß nur Lorchen oder ihr Vater nicht herkommen, ſo lange ich bei Dir bin! —

Herrmann.

Nicht einmal Lorchen? Du machſt mir ordentlich Angſt — — Aber ſobald wird keines von der Familie erſcheinen. Herr Denner war bei Caſelli, und kam ſehr ſpät, oder wenn Du willſt ſehr früh, nach Hauſe —

Albert.

Ich weiß, ich weiß — Ich war auch dort — Haſt Du nicht gemerkt, wer aufgeblieben ſeyn mag, um ihn zu erwarten?

Herrmann.

Die Frau iſt aufgeblieben —

Albert.

Gewiß? — Das iſt gut! das freut mich! — wie er nach Hauſe kam, hat er alſo Lorchen nicht geſehen? — Ich kann mich darauf verlaſſen?

Herrmann.

Hör, Albert, Du magſt Caſelli's Wein noch nicht

ausgeschlafen haben, oder der verzweifelte Italiener hat seinen Kunden etwas hineingemischt — — wie Du aussiehst! — so übernächtig!

Albert.

Ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan — Denk nur — wie ich heimkomme, finde ich einen Brief — ein Paket —

Herrmann.

Nun?

Albert.

Ich hatte mich vor einigen Wochen zu der vakanten Stelle bei unserer Kunstakademie gemeldet. In meinen Jahren, bei den vielen Mitwerbern, von denen ich einige protegirt wußte, hatte ich nicht die mindeste Hoffnung, die Stelle zu erhalten. Aber der Graf Falkenhain redete mir zu — Geben Sie nur ein Memorial ein, sagte er; ist es diese nicht, so kann es die nächste seyn; dann erinnert man sich, daß Sie schon einmal Anspruch machten; warten Sie aber auf die nächste, nur um sich zu melden, so müssen Sie wahrscheinlich, um ihr Ziel zu erlangen, auch auf die dritte warten — Ich that es, aber ich sprach mit niemanden davon; selbst Lorchen habe ich nichts gesagt — Lorchen am allerwenigsten, denn bei ihr hätte ich mich

nicht erwehren können, eine Möglichkeit zu träumen, die keine Möglichkeit war. Ich ſuchte ſogar auf alle Weiſe mir die Sache aus dem Kopf zu ſchlagen — Nun ſtelle Dir meine Ueberraſchung vor, wie ich das Patet erbreche — das Dekret zu meiner Anſtellung zu finden, das mir der Graf überſchickt!

Herrmann.

In der That? — Bravo! das ſieht dem Grafen ähnlich: nichts verſprechen, und thun, was möglich iſt. Ich wünſche Dir von Herzen Glück — und habe die Ehre, unter Abſtattung meiner Gratulation, mich dem Herrn Profeſſor zu ferneter Gewogenheit zu recommandiren.

Albert.

Ach, mein Freund! Du wirſt glauben, das Entzücken allein habe mich nicht ſchlafen laſſen —

Herrmann.

Nein, nein! Ich weiß wohl, daß Du es nicht erwarten kannſt, Künſtlers Erdenwallen zu probieren. Eine Stelle und Lorchen — So werden freilich die Haus- und Vatersorgen Dich im voraus noch erhalten haben.

Albert.

Sorgen! — O hätte ich nur die Freuden jener

Aussicht genießen können! — heute noch, diesen Morgen noch könnte ich um Lorchens Hand bei ihrem Vater anhalten, wenn, — wenn ich — Ich Thor! Ich elender Thor!

Herrmann.

Wie? was ist geschehen? — Hast Du etwa gespielt?

Albert.

Gott bewahre!

Herrmann.

Nun so begreife ich in der That nicht —

Albert.

Ist es doch als hätte der schadenfrohste Teufel in der ganzen Hölle es darauf angelegt, mir den seligsten Augenblick meines Lebens zu verderben! — Frag mich nur nicht, wie es sich zutrug — ich könnte es um meine Seligkeit nicht sagen! —

Herrmann.

Aber doch was sich zugetragen hat? — denn ich bitte Dich, zu bemerken, daß ich davon noch kein Wort weiß, und es auch schwerlich erfahren werde, wenn Du nicht für gut findest, Dich anders als in Ausrufungen zu erklären.

Albert.

Nun, ſo wiſſe denn — wir waren bei Caſelli, der gewöhnliche Klub — der alte Denner war ſehr luſtig, und trieb ſein originelles Weſen, das du kennſt, es wurde viel von Kunſt geſprochen, ich gebrauchte einige von den Ausdrücken, die unter uns jungen Leuten kurſiren .....

Herrmann.

Von denen, die er Mäntelchen der Faulheit und Talentloſigkeit zu nennen pflegt — — —

Albert.

Du weißt, daß ich nicht viel anders davon denke, wie er. Er hätte mich auch immerhin aufziehen können, aber es verdroß mich, daß ein paar ſteife Philiſter dabei ſaßen und lachten.

Herrmann.

Nun, es wird ja nicht ſo gar ernſthaft geweſen ſeyn?

Albert. (zögernd),

Ja ... ich glaube es war ſehr ernſthaft .....

Herrmann. (lacht)

Bei den Köpfen habt ihr euch doch aber nicht genommen?

Albert.

Pfui doch — aber ich fürchte, ich war sehr hitzig, denn er polterte sehr, und so viel ich mich erinnere, antwortete ich . . . . . kurz ich zittre, daß meine Thorheit mir hier das Glück meines Lebens versperrt.

Herrmann. (der indeß nachgesonnen hat)

Du antwortetest? — doch nicht mit einer Herausforderung? — das wäre ja hochtragisch.

Albert.

Herrmann, Dein Scherz ist heute nicht freundschaftlich, ich hoffe Rath von Dir.

Herrmann.

Rath und Hülfe. Laß mich den Alten nur erst sprechen, erst sondiren — vergeben darfst Du Dir nichts, Dein Zartgefühl und Lorchens Liebe fordern das. Aber Nachgiebigkeit, ja Nachsicht die verdient sein Alter, Deine Absicht — Still (seine Thüre wird geöffnet) — geh, laß mich machen, komm um neun Uhr unter die Linden. (treibt Albert fort.)

Zweiter Auftritt.

Herr Denner, Herrmann.

Denner.

War nicht Albert bei Ihnen?

Herr-

Herrmann.

Er geht ſo eben fort.

Denner.

Hören Sie, ich wollte, Sie machten den Mittelsmann zwiſchen uns. —

Herrmann (verbeugt ſich verlegen).

Denner.

Es iſt Schade um den jungen Menſchen, er hat Talent, er hat Fleiß, aber ſein Hochmuth, ſein Sektengeiſt, ſein Wortgepränge —

Herrmann.

Er iſt jung, die Mode reißt ihn hin — —

Denner.

Zum Teufel, Herr, die Mode ſoll ihn nie hinreiſſen, einen alten Mann vor den Philiſtern da hinzuſtellen und zu verſpotten . . . . .

Herrmann.

Wahrlich, Herr Denner, das meinte er nicht zu thun, ſahen Sie es aber ſo an, ſo war Ihre Hitze natürlich.

Denner.

Seinen Kunſtgenoſſen, ſeinen Gaſtfreund — Böotier, gemeine Naturen, todte Maſſen — er mag ſich nur vor todten Maſſen in Acht nehmen, mit ſei-

nem Eigendünkel kann er leicht an den todten Massen scheitern — doch das ist jetzt eins, wir sind geschiedene Leute — um meines Mädels willen thuts mir leid, aber Künstlerehre und Männerehre müssen hier die Vaterschwäche unterjochen — Er ist Ihr Freund, das weiß ich, aber Sie fühlen, was Sie mir als Hausgenosse schuldig sind — übernehmen Sie die Mühe....

Herrmann.

Verzeihen Sie mir, Herr Denner, das kann ich nicht.

Denner.

Herr ..... daß es unangenehm ist, weiß ich, aber Sie werden Ihren Freund doch nicht in Fremder Hände liefern wollen? —

Herrmann.

Herr Denner, er ist Ihnen zuvorgekommen. Das war die Ursache seines frühen Besuchs; er läßt Sie zugleich fragen, ob es Ihnen gelegen sey, heut Abend um sechs Uhr — diese Bestimmung hängt freilich von ihm, dem Herausforderer, ab, aber er wünscht so sehr als möglich, Ihre Bequemlichkeit zu Rathe zu ziehen.

Denner.

(Ist aufgefahren, und hat sich horchend, erschrocken, m-

ſtaunt vor Herrmann hingeſtellt, der er lange anſieht, ohne zu ſprechen.)

Herrmann.

Ich fühle es, Herr Denner, daß ich hier mit meinen Pflichten gegen meinen Freund und meinen Lehrer ins Gedränge komme — allein Albert iſt fremd wenn ein Unglück geſchähe, iſt's für ihn und für Sie beſſer, ich bin Zeuge, als ein Anderer — Sie haben alte Freunde, Männer von Ehre, die Ihnen nicht abſchlagen werden . . . . .

Denner.

Herr . . . . . Seyd Ihr toll, oder ich?

Herrmann.

Die Sache thut mir leid — noch mehr, in den eben erſt eingetretenen Umſtänden. Albert hat dieſe Nacht ſeine Anſtellung als Profeſſor an der Künſtlerakademie in ſeiner Vaterſtadt erhalten, er hoffte nun den Hauptgrund Ihres Widerwillens gegen ſeine Verbindung mit Mademoiſelle Lorchen aus dem Wege geräumt zu ſehen, und dieſe Nachricht findet ihn in dem Augenblicke, wo er als Feind ihnen gegenüber ſteht — Er fühlt das tief, aber auch eben ſo tief die Wunde, die Ihre ſtrenge öffentliche Rüge ſeiner kleinen Uebereilung ſeiner Ehre ſchlug . . . . . .

Denner.

(Der unter von seiner ersten Ueberraschung in tiefes Nachdenken sank, so daß er Herrmann nur halb hat hören können, halb bei sich.) —

Das ist unbegreiflich! arme Lore! — armes Weib — aber ist es, so muß es seyn ..... (laut) Also Sie sollen Albert sekundiren?

Herrmann.

Darum hat er mich.

Denner.

Und wo sollen wir uns schlagen?

Herrmann.

Wenn es Ihnen gelegen ist, heut Abend um sechs Uhr auf dem alten Damme.

Denner.

Meinetwegen. Wenn der Geck glaubt, daß ein alter Mann, wie ich, ein Ehmann, ein Vater, seiner Torheit Rede stehen muß, so komme der Erfolg über ihn.

Herrmann.

O Herr Denner, er fühlt das wohl — Wäre das unglückliche Anstellungsdekret um vier und zwanzig Stunden früher gekommen! — Von dem Schwiegervater hätte er alles ertragen, aber so — fremd, un-

bekannt — er muß ſich ſeinen Ruf als Mann von Ehre, ſo wie den als Künſtler erſt machen. Sie verſpotteten dieſen, und hätte er es ertragen, ſo wäre jener auch ins Gedränge gekommen. —

Denner.

So? that ich das? dann hat er recht. (Wendet, in welcher er ſich befindet, dann herausfordernd.) Aber Herr, ſagen Sie mir nur, war Albert denn bei nüchternem Muthe, wie er mich herausforderte?

Herrmann.

Sie thun Alberten doch ſehr unrecht! Mich dünkt ein Zweifel über die Nothwendigkeit, ſeine geſtrige Anſprüche zu behaupten, ſo würde er gerne jede andere Genugthuung annehmen — doch Sie müſſen ihn ja ſelbſt beobachtet haben. —

Denner (in die Zähne)

Ja es hat ſich was zu beobachten . . . . . (Wendet, in der Denner verdrießlich und lebhaft umhergeht.)

Herrmann.

Darf ich Sie bitten, mir Ihre Antwort aufzutragen?

Denner.

Herr, ich bin ein Mann von Ehre, der Geck ſoll ſeinen Willen haben, ich glaube ſogar, er muß ihn

haben, aber ich bin Ehmann und Vater, und fordere Zeit, meine Pflichten gegen die Meinen zu erfüllen, ehe ich die gegen ihn vornehme.

Herrmann.

Wenn es aber möglich wäre, eine Vermittlung.....

Denner.

Still ..... Die Weiber kommen — Indessen bleibt es bei der Abrede, heute Abend um sechs Uhr auf dem alten Damme.

Dritter Auftritt.

Lorchen. Herr Denner. Herrmann.

Lorchen. (Küßt sich an des Vaters Hals)

O Väterchen! wissen Sie es schon? —

Denner. (macht sich los)

Gemach, gemach! was für ein Wind bläst denn so früh in die Segel?

Lorchen.

Der junge Hasburg holte eben seinen Farbekasten, er war bei Albert gewesen .....

Denner. (der sich bei dem Nahmen umgewendet, lacht)

Was ist mit dem?

Lorchen. (schmeichelnd an den Vater gelehnt)

Lieber Vater, er ist zum Professor bei der Kunstakademie in Berlin ernannt.

Denner. (wendet ſich ab)

Das kann uns gleichgültig ſeyn.

Lorchen. (erſchrocken)

Mütterchen....! Was fehlt dem Vater, lieber Herrmann?

Denner. (immer rauh)

Sey ſo gut und laß uns allein.

Lorchen. (ganz betreten)

Ich ſollte Sie zum Frühſtück rufen.

Denner.

Ich will nicht frühſtücken.

Herrmann (leiſe)

Mir däucht, Sie ſollten die Sache nicht ſo behandeln. Mademoiſelle Denner wird.....

Denner.

Sie haben recht. — Kommt dann. — Herrmann, ich denke ich habe in Ihnen mit einem Manne zu thun. (er winkt auf Lorchen.) —

Herrmann.

Verlaſſen Sie ſich auf mich.

Lorchen.

(Sieht ihn beide ängſtlich an, und geht langſam einen Schritt zur Thüre hinaus.)

Vierter Auftritt.

Wie die Andern abgehen, tritt Albert hastig ein.

Albert.

Herrmann geht auch — verzweifelt! — ich muß ihn sprechen, ich kann nicht bis neun Uhr warten — (er geht hier unruhig eine gute Weile auf und ab.) —

Herrmann. (kommt zurück und erschrickt bei Alberts Anblick)

Was machst Du hier! Unvorsichtiger! ich habe Dich ja unter die Linden bestellt.

Albert.

Ich kann nicht so lange warten! Sag mir, wie ist Herr Dennet gestimmt?

Herrmann.

Wüthend ist er. Was habt ihr getrieben? da ist ja an keine Heirath zu denken! Du mußt ungeheures Zeug geträumt haben.

Albert.

Ich unseliger Mensch! hätte ich das Dekret gestern gehabt! von meinem Schwiegervater hätte es mich nicht verdrossen, und die Perückenköpfe hätten seinen künftigen Schwiegersohn auch nicht ausgelacht! — — Ich bitte Dich, Herrmann, leite es so ein, daß ich ihn am dritten Orte finde — trinken kann

ich ihn nicht, bei Gott! möchte ich ihn nicht sehen — ich bitte Dich, hilf mir, ihn nur zu treffen.

Herrmann.

Hör, lieber Freund, da könnte es zu einer Schlägerei kommen.

Albert.

Sey nicht kindisch! Sieh, mit ihm allein kann ich mich ihm zeigen, wie ich bin. Ich brauche mich nicht zu schämen, wenn ich mehr nachgebe, als dem [illegible] Manne [illegible], wenn ich in ihm nur [illegible] Vater sehe.

Herrmann.

Das ist ja recht rührend! wenn ich es nur zu vermitteln wüßte.

Albert.

Könnte ich ihn draußen treffen in der freien Natur......

Herrmann.

Ei was! wie kindisch, vor solchen [illegible] schämt man sich in der freien Luft!

Albert.

Wirklich, Herrmann, Du mißbrauchst meine schwierige Lage. Seit wann ist mein Gefühl eine Comödie?

Nun, nun, fange mit mir nicht auch Händel an. Wir wollen's überlegen — jetzt geh, ich hole Dich heut Abend zu einem Spazier„ang auf den alten Damm ab — mir däucht, Denner ſagte ſeiner Frau, er wollte heut Abend dort mit dem alten Renaud ſpazieren gehen.

Albert.

Das wär erwünſcht! Hätte ich geſtern Renaud gehört, ſo wär die ganze Narrheit nicht geſchehen. Er hielt Denner zurück, und ſagte mir ſo edelmüthig ernſt, daß ich nachgeben ſollte .....

Herrmann.

So geh doch, du ewiger Schwätzer. Die Weiber können jeden Augenblick kommen — hätte ich nicht hier ſchnell die Sonne abwehren müſſen, ſo hättest Du's drauf gewagt, die ganze Familie hier zu finden.

Albert.

Nicht doch! ich ſtand auf dem Sprunge .....

Herrmann.

Sehe, man kommt .....

Albert. (im Fortlaufen)

Alſo um ſechs Uhr, zuverläßig lieber guter Freund!

(er drückt Herrmann die Hand, und dieſer ſchiebt ihn nach der Thür.)

Herrmann.

Hei! da kommt Lorchen mit ihrem ſchweren Herzchen. (er ſtellt ſich an, als laſſe er die Rouleaux herab.)

Fünfter Auftritt.

Lorchen. Herrmann.

Lorchen.

Ach, lieber Herr Herrmann! was hat aber Albert dem Vater gethan?

Herrmann.

Seyn Sie doch ruhig, liebe Freundin! Sie kennen ja den lieben Mann. Er hat Albert geſchraubt, und der iſt empfindlich geworden. In ein paar Tagen iſt alles vorbey.

Lorchen.

Ach nein! wenn er ſo einen Zorn hat, ſchimpft er, und klagt ſeinen Gegner an ..... und heute iſt er ſo weich und ſo zärtlich mit mir, nur wenn ich von Albert rede, wird er wild.

(Die Mutter tritt von Innen.)

Herr Herrmann!

Herrmann. (ſieht auf den Hintergrund des Theaters zu)

Madame Denner! —

Madame Denner.

Mein Mann will Sie ſprechen.

Herrmann. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Madame Denner. Lorchen.

Mad. Denner.

Was iſt dem Vater widerfahren? Seit dem Großvater todt iſt, bitte ich ihn umſonſt, endlich Ordnung in ſeine Geſchäffte zu bringen; immer verſchob er es, bald lachte er mich aus, bald ward er verdrießlich — heute auf einmal nimmt er alle Papiere vor — Herrmann ſoll ihm rechnen helfen, ich ſoll von allen Kaufleuten die Zettel einholen ..... Mein Gott, das bedeutet eine große Krankheit!

Lorchen.

War er denn ſchon geſtern Abend ſo zornig?

Mad. Denner.

Nicht zornig. Du kennſt ja des guten Vaters Schwäche. So viel ich verſtand, hatte er ſich mit Albert herumgeſtritten, und das machte mich gar nicht unruhig. Und heute früh hörte ich ihn noch nicht ſeinen Namen nennen.

Lorchen.

Ach, Mutter, ſie haben ſich geſtern entzweit...

Mad. Denner.

Und da wird ihm die Galle in's Blut getreten ſeyn,

und er hat Ahnungen von seinem Tode. O ich arme unglückliche Frau! (sie weint)

Lorchen.

Und Albert ist Professor geworden, und wir könnten so glücklich seyn, und nun ist der Hitzkopf an unser aller Unglück schuld.

Siebenter Auftritt.

Herrmann. Mad. Denner. Lorchen.

Herrmann. (kommt an die Thüre)

Madame Denner, Sie sollen Ihrem Mann die Chatullenschlüssel schicken.

Mad. Denner.

O Gott, er will sein Testament machen! (geht ab.)

Achter Auftritt.

Herrmann. Lorchen.

Herrmann.

Mademoiselle Lorchen, Ihr Vater bittet Sie, ihm Alberts Briefe anzuvertrauen.

Lorchen.

O Gott! er will sich mit ihm versöhnen — (läuft ab.)

Herrmann.

Hole der Teufel die Posse! müssen's die Leute auch so rührend nehmen! — (ab.)

Im zweiten Akt sollte Herrmann mit Albert auf dem alten Damm erscheinen, und mit der Voraussetzung, Dennets Zorn zu begegnen, den Alten erwarten. Dieser kömmt mit Renaud. Der Alte humoristisch entschlossen, Renaud als alter Franzos mit zartem Gefühl fürs Point d'honneur, das Alberts Vernehmen bald zur seinen Herzlichkeit macht.

Hier ist Spielraum für die Quid pro quo. Albert gesteht gegen Dennet sein Unrecht, dieser hält sich für verbunden, Genugthuung anzubieten, der junge Mensch schlägt sie mit tiefer Rührung aus. Dennet begreift die Sache nicht, und hält Albert für riesenmäßig edel. Renaud sagt etwas Gefühlvolles, das Pferde zum Durchbruch bringt. Albert nennt ihn an seinen Hals fliegend: Vater. — Da eilt Lorchen und die Mutter herbei, die den Vater zu Hause vermißt haben, und sich einbilden, die Abendluft werde die drohende Krankheit entwickeln, ihm also nachlaufen, und glücklich finden. — — Der Schluß ist klar. Herrmann, der bald ängstlich bald lustig der Sache zusah, sagt etwas, das den Zuschauer belehrt, er habe seinen Freunden eine Beichte abzulegen.

6.

Die Neujahrsnacht

aus dem Freimüthigen.

Die Neujahrsnacht.

Eine Scene von L. F. Huber.

Hausmeiſterin Werner.

Guten Abend, liebe Schwägerin.

Referendarius Herrmann.

Willkommen Liebe. — Wie haſt du ſo bald abkommen können?

Mad. Werner. Die Tafel iſt ſervirt; ich habe nun nichts zu thun, bis abgetragen wird — Ich ſah euch ſo lange nicht! Und dieſe Nacht hätte ich nicht verſtreichen laſſen mögen, ohne jemanden zu ſehen, der meinem Herzen nahe iſt —

Mad. Herrmann. (ſie umarmend) Gute Seele! — ich begreife freilich nicht, wie man in der Neujahrsnacht fremdes Getümmel ertragen kann. Von mir will ich nicht reden. Wer ſo manchen Tag durch irgend ein trauriges Andenken zu feiern hat, der zieht

am letzten Tag im Jahre den Strich durch die Leidenrechnung. Aber auch glückliche Menschen sollten an dem Abend sich nach Stille sehnen, um sich dankbar zu erweisen, und die Fortdauer ihres Glückes dadurch zu verdienen. — — (Nach einer Pauſe.) Ich habe nun einen starken Transport auf die Rechnung vom künftigen Jahre zu setzen!

Mad. Werner. Ach, ich scheute mich, davon mit dir zu sprechen. — Es hat mir so weh gethan! — Und ich begreife es nicht; denn so viel ist doch gewiß, der gnädige Herr hält sehr große Stücke auf Saldern.

Mad. Herrm. Eben darum vielleicht. Aus Eigennutz mag er ihm lieber seine Hauskorrespondenz lassen, bei der ihm Salderns Sprachkenntnisse zu Statten kommen. Er muß ihm ja oft französische Briefe schreiben, auch italienische und englische, er muß ihm in diesen Sprachen vorlesen. Zum Amtmann ist ein bloser Jurist, der sonst nichts versteht, auch gut genug. Einen solchen setzt er denn nach Runertsheim, und Saldern bleibt sein Leibeigner — und mein Julchen verblüht als Braut!

Mad. Wern. Wie nahm das gute Kind die Fehlschlagung?

Mad. Herrm. Ach, sie war klüger als wir ge-

weſen! Sie hatte ſchon früher keinen rechten Glauben. Wenn Saldern ſo zuverſichtlich auf das nächſte Frühjahr rechnete, ſo ſagte ſie wohl: lieber Freund, wir dürfen uns keinen Kummer bereiten; wenn nichts daraus würde, ſo wären wir ſehr unglücklich. — Geſtern früh zeigte ſie ihm ein ſchönes Stück Leinwand, von ihr ſelbſt geſponnen, das ihr vom Weber gebracht worden war. Das wäre doch ein artiger Jahresſchluß, meinte ſie. — Ja, ſagte er ſcherzend, und im Frühjahr bleichen wir's auf unſerm eignen Grasplatz. — Da ſah ſie ernſthaft aus, und ſagte: es ſtört mich immer, wenn man ſo von einer gegenwärtigen Freude hinweg nach einer künftigen ſieht — Er betheuerte, daß ihn der Frühling nicht freuen würde, wenn er ſie nicht ſein Weib nennen könnte. — Das liebe Kind wurde roth, und fragte ihn, ob die drei Frühlinge, ſeit er ſie ſeine Braut nennte, freudenlos geweſen wären? — Ich weiß wohl, ſetzte ſie hinzu, daß ich als dein Weib noch glücklicher ſeyn werde; aber eben darum will ich Gott das Glück nicht abtrotzen.

Mad. Bern. Du frommes Herz! — Der alte Kammerdiener ſagt, der Herr Graf hatte Saldern dabei angeſehen, als er den Regierungsrath Braun um einen Vorſchlag zu dem Amte bat. Es iſt ein

guter Platz, ſagte er; ich kann den Amtmann nur ernennen, und nicht abſetzen; er wird alſo von meinen Erben ganz unabhängig ſeyn. — Der Kammerdiener verſicherte mir, ihm wäre der Präſentierteller faſt aus der Hand gefallen; Saldern hätte unterdeſſen fortgeſchrieben, ohne aufzuſehen.

Mad. Herrm. O, wenn die Menſchen in dem Stande wüßten, was Menſchenglück iſt! So fühlen ſie nicht, was ſie thun, indem ſie es mit Füſſen treten. — Hätte der Graf den armen Saldern geſehen, wie er zu uns kam, blaß, mit Augen voll Thränen, die es nicht wagten, feſt auf einen Fleck zu blicken, um nicht überzuſtrömen! Julchen faßte ſeine Hände, und fragte erſchrocken, was ihm fehlte? Er wollte ruhig ſprechen; aber nach den erſten Worten vermochte er nicht mehr, ſich zu faſſen. Er warf ihr den Verlobungsring auf den Schoos; ich wäre ein Elender, rief er, wenn ich dir deinen ſchönen Frühling rauben wollte, da ich nicht weiß, wo ich dir in den Wintertagen Dach und Fach geben könnte — Hier! werde du eines Mannes, der ein Weib ernähren kann — ich bin ein Bettler! — — Das ſagte er; aber er ſagte es noch rührender, noch herzergreifender. Ich ſaß und zitterte in meinem Zimmer. Sie umarmte ihn, ſie

beruhigte ihn, durch ihre Liebkosungen, durch ihren Scherz sogar. Sie sprach von ihrem ein und zwanzigsten Geburtstage, der erst im nächsten Mai seyn wird — er solle ihr nichts sagen vom verblühten Frühling, ihr Frühling daure, so lange er sie liebe — Sie ist so liebenswürdig, wenn sie so scherzt! Aber blaß ist sie seitdem doch! Gewiß weint sie, wenn sie allein ist. —

Mad. Wern. Ach, ich glaub's wohl! die drei schönen Jahre nun vergeblich gewartet zu haben! — Vor einigen Monaten war ich von Rupertsheim zurückgekommen, wo ich den Herbst eingelegt hatte — da fragte mich der gnädige Herr, was der Alte mache? Er meinte den seligen Amtmann. Ich sagte; er wäre sehr schwach; wenn er sich aber schonte, so könnte er's doch noch lange treiben. — Nein, nein, sprach er, und klopfte Saldern auf die Schulter; geben Sie Acht, lieber Saldern! der thut sich zu gütlich im süßen Most, und wird sich, ehe wir's uns versehen, zu seinen Vätern getrunken haben. — Saldern antwortete etwas Artiges, von dem Glück, um seine Person zu seyn. Ich weiß es nicht mehr so genau, aber das erinnere ich mich noch, als wenn es heute vorgefallen wäre, daß der Graf lachte, und zu ihm sagte: das

iſt ſehr verbindlich, mein Freund, aber wohl nur halb wahr. — Nun, gebe der Himmel, daß Ihnen die Ehe ſo ſüß ſchmecke, als der Brautſtand, und möge es nie dazu kommen, daß Sie einſt ſeufzen: ach wäre der Alte in Rupertsheim noch am Leben! — — Du glaubſt nicht, wie gnädig und artig er ſeyn kann, mit jedem nach ſeiner Art, und mit Saldern geht er um wie mit Seinesgleichen —

Mad. Herrm. Ja, ja, ſo fern ihm Saldern dadurch nützlicher wird — Ich weiß es wohl, man kann nicht verbindlicher, nicht höflicher ſeyn; ob er Anderer Freude zerſtört, das gilt ihm gleich: zerſtört er ſie doch mit aller Höflichkeit! — — (zu Julchen, die mit einer kleinen Handlaterne hereintritt, und ihre Tante begrüßt) Sieh da, mein Julchen, was haſt du vor?

Julchen. Denken Sie, Mutter, wie ich da allein ſitze, kommt Schmidts Frau zu mir geſchlichen — ſie ſoll drüben im Schloſſe beim Gaſtmahle mithelfen. Ihr kleines Bärbchen iſt noch gar nicht recht wohl; dem armen Weibe thut es weh, ſie allein zu laſſen, und doch ſchmält der Mann, wenn ſie verſäumt, die paar Groſchen zu verdienen. — Sie erlauben es ja wohl, daß ich mit meinem Strickzeug drüben bei Bärbchen ſitze?

Mad. Herrm. Gutes Kind! Du hattest dich auf Einsamkeit gefreuet —

Julchen. Die habe ich ja dort auch — ich habe wohl mehr bei Bärbchen gesessen, wenn sie schlief, und mich so süß einsam gefühlt — Sie weinen, Mutter? Liebe Mutter, ich will gewiß nicht die Heldin spielen; aber unser heutiger Kummer ist doch in der That nur so ein Liebeskummer. Ich bin ja jung, und Saldern hat ein treues Gemüth. Glauben Sie mir, Mutter, wenn es in meinem fünf und zwanzigsten Jahre mit unsern Hoffnungen nicht anders aussieht, wie heute, und Saldern liebt mich, wie heute, so schlage ich ihm vor, mich dennoch zu seinem Weibe zu nehmen. Dann helfe ich ihm Brod verdienen; dann sind wir auch glücklich — anders, eingeschränkter, sorgenvoller vielleicht, und vielleicht doch glücklicher, als wenn der Graf Wort gehalten hätte. — Adieu Tante. Seyn Sie heiter mit meiner Mutter. — (Sie umarmt ihre Mutter, und will gehen; an der Thür kehrt sie zurück) Und wenn es Zwölf schlägt, ehe ich wieder da bin, so ... so denken Sie, ich bete für Sie und Ihn neben Bärbchens Bettchen ... und trete in das neue Jahr, wie Bärbchen! (Sie küßt ihre Mutter noch einmal mit ausbrechenden Thränen, und eilt hinweg.)

Mad. Wern. (nach einer langen Pause die Hand ihrer Schwägerin fassend) Liebe Marie!

Mad. Herrm. Ich bin ergeben — ja ich will es seyn! Das fromme Mädchen hat Recht, und sollte auch jugendlicher Leichtsinn mit dazu beitragen, ihr diese Fassung zu geben. — Ach, wenn man anfängt, sich alt zu fühlen, und älter von Kummer, als von Jahren, da fehlt der Muth für die Zukunft auf dieser Erde. Brod verdienen! — dazu erzog ich sie nicht, und ihr Vater nicht. Du weißt es, mein gutes Dorchen, ob ich deinen Bruder liebte — Ich will Dir jetzt sagen, warum mir in der Neujahrsnacht so traurig zu Muthe ist. Ich bat ihn oft, besonders in den ersten Jahren, wo seine Einnahme sich nach und nach immer verbesserte — bald scherzend, bald innig wehmüthig bat ich ihn, für sein Julchen etwas zu sparen. Er verschob es immer auf eine spätere Zeit. Wie das Kind so liebenswürdig wurde, und unser Haus so viel glänzender, als klug und recht war — o, du weißt nicht, wie schwer mich jeder schöne Hausrath, jede unnöthige Mahlzeit drückte! — da dachte ich eine Zeitlang, mit Mißbilligung und Ermahnungen etwas auszurichten. Bitter habe ich es bereut! Er gieng mir aus dem Wege, und hielt nun seine Gesellschaften ausser dem

Hause. Hier war die Gefahr noch größer: ich nahm mir fest vor, alles gehen zu lassen wie es wollte; nur Schulden verhütete ich, so gut ich von meiner Seite konnte. Plötzlich wurde er krank. Auf den ersten Blick hatte ich sein und mein Unglück vor Augen: Tod nach einem langen Krankenlager. Er war noch gut, noch liebevoll gegen uns, wie sonst, und an seinem treuen Herzen sollte nun die Sorge nagen, uns arm zurückzulassen nach seinem Tode! Oft, wenn meine Bemühungen, ihn zur Sparsamkeit zurückzuführen, fruchtlos gewesen waren, hatte ich — flüchtig zwar, denn ich wagte es nicht, den Gedanken auszudenken — aber ich hatte zu Gott gebetet, er möchte ihn, wenn er uns entrissen werden sollte, nur schnell zu sich nehmen — — (Von Schluchzen unterbrochen hält sie einen Augenblick inne; dann fährt sie fort:) Zwei Monate lag er jetzt; er hatte sich immer muthig gestellt, er hatte nie geklagt, nie Sorgen geäußert über seine Angelegenheiten. Aber wenn ich zu ihm trat, so bemerkte ich wohl, daß sein Mund zuckte, um ein Lächeln zu erzwingen; und Julchen — sie war damals vierzehn Jahr alt — erzählte mir mehr als einmal voll Angst: wenn ich nicht da sey: strenge der Vater sich an, um zu rechnen; er schreibe und bekomme Briefe. Ich

wußte, daß er mir ein Witwengehalt verschaffen wollte, und daß ihm nach und nach von allen Seiten die Hoffnung dazu benommen wurde. — O, es ist kein blos bildlicher Ausdruck, wenn man von gebrochnen Herzen spricht! Kummer, den man verbirgt, bricht das Herz wirklich und in der That: ich fühlte damals den äussern Schmerz, wenn ich die Hand auf das meinige legte. — — Es kam die Neujahrsnacht. Ich saß im Nebenzimmer. Die feierliche Stunde hatte mir Thränen gegeben, die ich bei seinem Bette nicht weinen durfte. Er war so still, daß ich glaubte, er schliefe. Da schlug es drei Viertel auf Zwölf. Er klingelte heftig; ich stürzte erschrocken an sein Bett — Er hatte sich aufgerichtet, er streckte mir seine abgezehrten Arme entgegen. — Nein, rief er; nicht als Betrüger will ich das neue Jahr — und die Ewigkeit antreten! Mein Weib, ich bin ein Bettler — Ihr werdet darben, Julchen wird um Brod arbeiten müssen — — Ich umarmte ihn, ich vergoß Thränen an seinem Halse, die mich erleichterten, als wäre ich plötzlich reich geworden. Könnte ich ihn jetzt doch trösten, könnte ich doch wieder wahr mit ihm reden! Ehe die Stunde voll schlug, war sein Gefühl besänftigt; er vertraute auf Gott. — So starb er . . . .

(Es ſchlägt Zwölf; beide Frauen falten ſchweigend die Hände, während mehrere Glocken ſchlagen. Eine lange Pauſe.)

Mad. Wern. Ich danke dir, Schwägerin, daß du mir das erzähltest. Ich habe keine ſo gute Erziehung gehabt, als du, und meines Mannes Stand erhielt mich in meiner Beſchränktheit. Aber ich fühle doch, daß daß ich dir werth ſeyn muß, weil du von dieſen Dingen mit mir ſprichſt. O, ich weiß, wie treu du geſtrebt haſt, meinen Bruder glücklich zu machen; ich weiß, daß, wenn er dich gehört hätte —

Mad. Herrm. Es war gut, wie es war. So wurde mein Julchen, was ſie in den vorigen Verbindungen vielleicht nicht geworden wäre. So kamen wir hierher, in dieſes Städtchen, wo ſie unſern guten Saldern kennen lernte ....

Julchen. (führt an Salderns Arm in das Zimmer, und an ihrer Mutter Hals, während Saldern, ohne ſprechen zu können, dieſer ein gefaltetes Papier hinhält.) — Mutter, Mutter! Hatte ich nicht Recht? That ich nicht wohl, zu vertrauen?

(Mad. Herrmann, die das Papier durchlaufen hat, reicht es vor Freude zitternd, ihrer Schwägerin.)

Mad. Wern. (leſend) — Amtmann in Rupertsheim. — Fünfhundert Thaler zur Einrichtung. — O, Schweſter! Was Gott thut ....

Mad. Herrm. .... das iſt wohl gethan. O ich ſchäme mich. Juſchen — ich ſchäme mich, daß nun zu ſagen, da Ihr glücklich ſeyd. — Aber, wie war das? Wo fandet Ihr euch?

Juſchen. Da ſaß ich neben meinem Bärchen, das ruhig ſchlief. — Ich Heiarich, indem ich noch Heiterkeit rang, blickte ich auf das lächelnde Geſichtchen, und dachte: wenn ihr nicht werdet, wie dieſer eines — und wahrlich, wie es Zwölfe ſchlug, war nichts als heitere Ruhe in meinem Herzen. — Nach einer kleinen Weile höre ich auf dem Gange, wo Schmidt ſein Stübchen hat, eilige Schritte, höre Calderns Stimme. Er ſpricht mit einem Bedienten, der ihm leuchten will — Ich fliege hinaus, ihm nach — und — erfahre — o Mutter, daß Sie nun glücklich ſind — daß deinem Herzen — (ſie faßt Calderns Hand) deinem weichen Herzen das Gift ſchlafloſer Hoffnung nicht mehr droht!

Calbern. Sag es frei heraus, meine holde Braut, daß meine Kraft nicht auf die Probe geſtellt wird! Ich meinte, fürchteſt du, dem Schickſal nicht gewachſen geweſen zu ſeyn. Aber wirklich, ich hätte es beſtanden. Wie ich von dir ging heute Morgens — oder nunmehr geſtern Morgens — war ich meiner ganz

wieder mächtig geworden. Ich war so gefaßt, daß ich, als mir die Bestellung unter meiner Serviette in die Hand fiel, zum Grafen trat, um ihm zu danken, daß — böte, was mich sehr beschämt — daß der Graf, nachdem er mich gütig angehört hatte, aufstand, und mich ans Fenster zog, wo er schnell zu mir sagte: Saldern, auf ihrem Gesicht lese ich, daß ich bei meinem Scherz von diesem Morgen das Herz des Bräutigams zu wenig in Anschlag gebracht hatte — ich wünsche, Ihnen jetzt mehr Freude, als heute Morgen Schmerz gemacht zu haben. —

Mad. Herrm. (mit lächelndem Ernst den Kopf schüttelnd) Ah, ich gönne es ihm doch, wenn er in dem Augenblick fühlte, daß man die Weisheit eines Gottes haben müßte, um so mit göttlicher Willkühr handeln zu dürfen!

Julchen. Nein, liebe Mutter — das mag es doch wohl bei ihm nicht gewesen seyn. Ich denke, so einem guten Mann, der zugleich ein vornehmer, ein reicher, ein mächtiger Mann ist, kann es peinlich seyn, daß Menschen, die er liebt, und von denen er geliebt seyn möchte, an seinen Stand, an sein Vermögen, an seinen Einfluß Ansprach zu machen haben, und darum fängt er es vielleicht etwas linkisch an,

wenn er ihnen so recht aus gutem Herzen Gutes thun will —

Saldern. (Julchen umfassend) Nun — um dieser lieben Entschuldigung willen verzeihe ich es ihm, daß er mir zwölf Stunden Seligkeit nahm —

Julchen. (sich losmachend, ernsthaft) Saldern auch für diese zwölf Stunden sind Sie ihm Dank schuldig — sie lehrten mich, daß meine Liebe über Glück und Schicksal zu siegen vermag. — (indem sie von allen zärtlich umgeben wird, tritt sie schnell aus dem Kreis) — Und Bärbchen? sollte die verlassen erwachen, da wir so glücklich sind? Adieu, adieu! — Heinrich, in diesem Jahre gehst du bei Bärbchen und mir in die Schule!

7.

Das einſame Todbett

noch ungedruckt.

Vorerinnerung.

Einer von Huberts Freunden, dessen gütiger Sinn in Huberts Erzählungen den eigenen Charakter erkannte, den ihre Wahrnehmungen in Menschen und Erfahrungen im Leben enthalten, welche nur an einander gereiht, und mit Schönheiten ausgeschmückt sind, forderte den Herausgeber auf, jeder Erzählung eine Erläuterung beyzufügen, welche ihre Entstehung bezeichnete. Verständigten mit diesem Wunsch, der dem Schriftsteller wohl der schmeichelhafteste Beifall ist, da er beweist, wie gut er es verstand, Ueberzeugung — oder Täuschung zu erregen — beschäftigten wir uns, so würde jede Erzählung ein Fragment aus Huberts innerer Herzensgeschichte herbei ziehen. Nur wenige seiner Erzählungen sind die Kinder des Zufalls. Diese Art der Erklärung kann aber nicht Statt finden, sie führte zu weit. Wo aber der Gesichtspunkt, aus welchem diese einfachen Darstellungen angesehen werden können, durch leichte Andeutungen gewinnen kann, erfüllen wir mit

dankbarer Bereitwilligkeit des gefühlvollen Freundes Wink.

Den ersten Gedanken zu der Reise nach Neuholland gab Forsters Absicht auf diesem Weg nach Asien zu gehen. Sein Plan war allumfassend, er hätte eine Art Indigenat unter orientalischen Völkern durch jedes Opfer erkauft, und bereitete sich durch das Erlernen des Arabischen und Persischen dazu vor. Seine letzte Lektüre schlug dahin ein. Die Bücher, die auf seinem Sterbebett lagen, waren orientalische Sprachlehren.

Der Gedanke, den unglücklichen, geehrten Mann die fernen unermeßlichen Einöden durchirren zu sehen, war der Gegenstand manches Gesprächs zwischen Huber und seiner Freundin. Sie dachten sich Forstern in jeder Lage, träumten was ihn trösten würde, wer ihn lieben könnte — sahen die hohen Palmen, die ihm Schatten, den klaren Quell, der ihm Labung würde geben, dankten ihm für die Labung ihres Geliebten. Diese Bilder schufen Rudolphs Reise nach Neuholland. Jeder Zug des sanften, ergebenen, und nie überwindenden Dulders war aus Forsters Seele genommen. Wie sich die Freunde im November des Jahres 1793 an der französischen Gränze sahen, war die erste Hälfte der kleinen Erzählung geendigt. Huber las sie

seinem Freunde vor, ohne über ihren Ursprung zu sprechen. Die drei Menschen umschlangen sich, und zerflossen in unaussprechliche Wehmuth über den selbstgeschaffenen Schmerz. Forster erreichte den Hafen des Friedens, noch ehe er sich den Stürmen des Oceans wieder anvertraute.

Im Jahre, wo Huber starb, bei einem fröhlichgeschäftigen Einräumen von alten Papieren, fand er einen Brief von einem Mann, der Forstern nie recht verstanden hatte, der ein Jahr vielleicht vor seinem Tod geschrieben, den sonderbaren Gedanken äußerte: Forster sey wohl nicht würklich gestorben, er sey nur aus Europa verschwunden, und lebe irgendwo in einem fernen Welttheil. Damals verletzte dieser abentheuerliche Einfall die Menschen, welche jeden herzzerreissenden Beweis von Forsters Tode mit gerichtlicher Genauigkeit hatten einsammeln müssen. Die Zeit hatte diesen Eindruck verwischt. Nach zehn Jahren, in einer Lage, in welcher alle Umgebungen zeugten, daß Forsters Geliebte als Menschen und Bürger unter seinem Segen gelebt hatten, las Huber mit seiner Gattin den Brief mit der abentheuerlichen Vermuthung jetzt wieder, und er führte die längst verflossne Vergangenheit vor ihr Gemüth zurück. Sie

staunten über das, was damals war, und das, was sie nun waren. Aber wenn es anders geworden wär? — Rudolphs Briefe auf seiner Reise nach Neuholland fielen ihnen ein, sie brachten jene Fiktion mit dem sonderbaren Einfall: Forster lebe noch, und reise in Indien, zusammen — die stille Abendstunde, in welcher das traurliche Gespräch gehalten ward, spannte ihre Einbildungskraft, und mit einer Wehmuth, die ein gleichgültiger Dritter mit Recht belächelt hätte, wählten sie sich die möglichen Wege vor, welche das Schicksal sie hätte führen — nein, welche Schwäche und Leidenschaft sie hätte wählen lassen können. So entstand die folgende Skizze. — —

Das einſame Todbett.

Als Nachtrag und Erklärung der Reiſe nach Neuholland in dem 1. Theil der geſammelten Erzählungen.

Heinrich Held war ſeit ein paar Jahren ausübender Arzt in Berg, ſeiner Vaterſtadt. Sein Vater, der dreiſig Jahr Stadtphyſikus geweſen war, hinterließ ihm das Vertrauen ſeiner Mitbürger als ein Erbtheil, ſeine Kenntniſſe und ſeine liebenswürdige Geſtalt thaten das Uebrige, um ihm ſeine Laufbahn zu erleichtern. Er begann ſie mit Liebe für ſeine Wiſſenſchaft, mit Wärme für das Wohl der Menſchheit, und ſein Charakter war ſo menſchlich ſchön, daß ihn die Beſchränktheit der Menſchen, und das Räthſelhafte der Wiſſenſchaft nicht niederſchlug. Er lebte und arbeitete mit ſtets erneuertem Muth, weil er den Werth ſeines Lebens nach ſeinem Wiſſen, aber nicht

nach seinem Gelingen abzumessen strebte. Seit einem Jahre hatte er die Bekanntschaft einer kleinen Familie gemacht, die, aus der Fremde hergezogen, sehr einsam lebte. Eine Mutter im Herbste der Jahre, eine blühende Tochter an der Seite — beide wußten ihre Einfachheit mit so viel Zierlichkeit zu schmücken, daß man einen Glanz bei ihnen vermißte, aber unwillkührlich den Gedanken faßte, daß sie ihn einst hätten besitzen müssen. Heinrich machte der Tochter Bekanntschaft bei dem Krankenbett einer alten frommen Pfarrerswittwe, die in demselben Hause, das Cäcilie und ihre Mutter bewohnte, ein Hinterstübchen inne hatte. Er ward durch des jungen Mädchens besonnene Pflege der Alten gerührt, er ward von der Art, wie sie der Leidenden erkranktes Gemüth aufrichtete, betroffen. Es war — wenn von einem Weibe die Rede ist, kann man es wohl so nennen — philosophische Exhortation in fromme Volkssprache gekleidet. Die schwache Kranke hörte den Trost vertrauenden Gebetes, hörte die Worte, die von Jugend auf ihren Knien sich zu beugen geboten hatten, schob der kühnen Beterinn ihren zitternden Glauben unter, und starb im Frieden.

Heinrich besuchte die Mutter, um die Tochter zu sehen, und kehrte dann wieder zu der Mutter zurück,

um in ihrem Charakter die Bildung kennen zu lernen, welche ihre Tochter empfieng. Nach einer kurzen Bekanntschaft stößte es ihm keine Neugier mehr ein, daß sie unbekannt waren, daß sie ihrer Verhältnisse nie erwähnten, daß ihr Name nicht einmal ihnen selbst sehr geläufig schien. Inniges Mitleid über die Spuren tiefes Schmerzes im Gesichte der Mutter, über die oft verweinten Augen der Tochter, trat an die Stelle der Neugier, und Liebe gab ihm bald die Ueberzeugung, daß alles nur gut und brav seyn könnte, was ihre Handlungen bestimmte.

Heinrich und Cäcilie sahen sich und liebten sich, sie glaubten, daß ihre Liebe das höchste Glück des Lebens sey, und verlangten dennoch nach einem noch höheren — wofür sie ihre eheliche Verbindung ansahen. Sonderbare Menschen! setzt der höchste Punkt denn nicht an und für sich auf beiden Seiten niedrigere voraus? und blieb je etwas Menschliches unverändert? Mußt du, blinder Liebender, denn nicht vom höchsten Punkt herabsteigen, sobald du ihn errungen hast? — Heinrich wußte das Alles, er wollte aber den Weg jenseits des höchsten Punktes nicht Niedergang, nur Metamorphose nennen, und bat sein Mädchen, ihrer Mutter Segen zum Bund ihrer Herzen erstreben zu

dürfen. Bei dieser Bitte füllte sich Cäcilens Auge mit Thränen, sie zögerte, rief dann: O sie wird dir glauben, wird es wagen, mich glücklich zu sehen! — Nun fiel es Heinrich seit langer Zeit zum erstenmal wieder ein: daß er gar nichts von seiner Geliebten wisse, als daß sie seine Anbetung besäße, und daß ihre Mutter die Achtung der ganzen Welt verdiene. Aber was er weiter wahrgenommen hatte, deutete auf eine Vergangenheit, die vielleicht Schuld und Unglück vereinigte. Es fiel ihm ein, wie die Mutter bei so vielen Veranlassungen plötzlich mit einem sichtbaren Schauder das Gespräch abgebrochen hatte, wie ein Geisterseher den Blick abwendet, wenn er an dem Ort der Bannung vorbei geht. Er erinnerte sich, wie sich Cäcilie oft mit thränenvollem Auge bei den Geschichten der Zeit aufhielt, deren Inhalt weder ihrem Geschlecht noch ihrem Alter angemessen seyn konnte; wie Nachrichten von fernen Welttheilen sie anzogen, als erwarte sie von dorther ihr Glück, oder das Grab ihrer Freude sey dort. Lange schwieg er nachsinnend bei Cäcilens Aufruf: sie wird es wagen, mich glücklich zu sehen! dann sprach er mit Zuversicht: Sie wird mir glauben, Cäcilie. Sie kann nicht an meiner Liebe zweifeln, sie, die die ganze Menschheit mit Liebe umfaßt. Cäcilie unterbrach ihn.

Mit der Verschwendung des Zutrauens, welches das Geständniß der ersten Liebe in des Weibes Seele erweckt, erzählte sie jetzt ihrem Freund, so weit sie es verstanden hatte, ihrer Eltern Schicksal *).

Beide waren edle, ausgezeichnete Menschen, aber ihre Tugenden und ihre Unvollkommenheiten paßten sich nicht zusammen. Die Mutter schwärmte, aber mit einer Kraft der Seele, die sie über die Schwäche ihres Geschlechtes empor hob. Ihr Gatte schwärmte auch, aber mit sinnlicher Weichheit, die ihm die Unabhängigkeit nahm, welche sein Geschlecht vom Weibe und vom Schicksal behaupten soll. Ohne berechtigende Ueberlegenheit machte er Ansprüche an Liebe gegen ein Weib, die er anbetete, die ihm aber nur mit Achtung und mit der festen Anhänglichkeit zugethan war, welche das Weib für den Gegenstand seiner Sorge zu den heldenmäßigsten Opfern fähig macht. Die Ehe fieng mit Heroismus an, gieng in Irrthümer, und bald in das unaussprechliche Elend über, das gute Menschen empfinden, wenn sie ihr Daseyn verstümmelt sehen.

*) Aus dem ersten Bande von Hubers Erzählungen ist Rudolph durch seine Briefe auf einer Reise nach Neuholland, welche an Cäcilens Mutter und ihren Freund gerichtet waren, schon bekannt.

Reinette bedurfte um so mehr des Trostes zu lieben, je mehr es sie quälte, Rudolph nicht lieben zu können, sie bedurfte einen Vertrauten für den Schmerz, ihren Gatten nicht beglücken zu können. Sie fühlte, daß unmächtiges Streben nach dem Unmöglichen den Menschen erniedrigt, und durch ihre Schuld sah sie Rudolph dieser Gefahr zum Raube. Ein Freund aus Reinettens frühern Jahren ward nach langer Trennung mit ihr vereint. Einfach, wahr, muthig, durchblickte er bald den Kampf dieser beiden Wesen, die von allen Verhältnissen, in denen sie beglückend vereint hätten seyn können, vom Schicksal in das einzige geschmiedet waren, wo ihr besseres Selbst unterging. Ehe Reinette ihn zum Vertrauten machte, zeigte er sich ihr als unterrichtet von jedem Geheimniß ihres Unglücks. Seine erste Bemühung war es, beide Gatten als Freunde zu verbinden, indem er Rudolph vermögte, seine Ansprüche als Gatte und Liebhaber zurück zu nehmen. Vielleicht wär Berthold an Rudolphs Stelle fähig gewesen, seine Empfindungen so zu trennen, und getrennt sie zu beherrschen. Rudolph fand in der Innigkeit, welche dem Freunde von Reinetten wäre zugestanden worden, nicht Ersatz für die Fehlschlagung, die ihn als Gatte und Liebhaber immer un-

glücklich gemacht hatten. Mit unſeliger Blindheit verkannte er ſeinen Freund und ſein Weib, und drang ihnen durch Argwohn und Tyrannei die Nothwendigkeit auf, täglich inniger ſich zu vereinen, im Vertrauen und gemeinſchaftlichem Bemühen ihr Unglück zu mildern. Wie durch einen Zauberſpruch zuſammen gekettet, mußten dieſe drei Menſchen einer den andern zerſtören, und ihre einzige Linderung beſtand noch in den Thränen, die ſie vereint weinten, einer über des Andern Schmerz. Doch der elendeſte war Rudolph, denn er fühlte in ſich, daß in ihm die Unmöglichkeit lag, den Zauber zu löſen. Reinette und Berthold waren ſich zu opfern bereit, und dieſes Bewußtſeyn hätte ſie erhalten, wenn Rudolph ihre Trennung gewollt hätte.

In dieſem Zeitpunkt brach die Revolution aus. Rudolph umfaßte ſie mit dem Drange eines Menſchen, dem Froſt ein Glied tödtete, und der es mit Salpeter reibt, nach Schmerz ſich ſehnend, weil ihm dieſer wird die Empfindung des Lebens wiedergeben in ſeinen erſtorbenen Fuß. Warnend rief ihm ſein Freund, weinend ſtreckte Reinette die Arme nach ihm aus, — er ſtürzte ſich in den Strom, der ihn dahin riß.

Ein ſchreckliches Jahr verfloß. Abgeſpannt von

zerstörter Täuschung sah Rudolph die Ideale verbleichen, die seinen Irrthum veredelt hatten. Er hatte Freund, Weib, Vaterland verloren, und stand einsam auf den Trümmern einer blutigen Welt. Von Allem, Allen, was er war, was er besaß, blieb ihm nichts als sein zerrißnes Herz. Die Vergangenheit war abgeschnitten für ihn, als sei das Thor des Todes niedergefallen zwischen ihm und allen Banden, die ihn an das Leben knüpften. Er übergab, in einem Briefe, sein Weib und sein einziges Kind Bertholds Händen, und eilte über den Ocean hin, um an dem Ganges, um in dem Lande, das einst die Wiege der Menschheit war, Ruhe zu finden, oder ein Grab.

Betäubt und schaudernd blieb Reinette zurück. Sie liebte den Mann, dessen Schutz Rudolphs letzter Befehl sie übergeben hatte, aber nicht ihr Glück hatte sie gewollt, nicht nach ihrem getrennten Wohl hatte sie und Berthold gestrebt. So lange Rudolph ein blutendes Herz mit sich herum trug auf dem stürmenden Meer, an unbekannten Küsten, in den Ländern, wo kein theilnehmendes Geschöpf seine Wunden kannte, so lange war für sie auch in Bertholds Armen kein Friede. Entschlossen legte sie die Papiere bei Seite, in denen Rudolph seinen Freund aufgefordert hatte,

ſeine unglückliche Ehe geſetzlich zu trennen. „Sein Frieden war mein Wunſch, nicht mein Glück. Wär ich glücklich, ſo fühlte ich ja ſein Unglück als eine Schuld. Wenn er uns einſt ſchreibt: ich habe Ruhe gefunden — dann, Berthold, dann gebe ich dir dieſe Papiere zurück.“ Berthold hatte Muth und Kraft, das Schickſal zu tragen, aber gegen das verletzte Gefühl ſeiner Freundinn hätte er keine gehabt; obſchon er ihre Anſicht von ihren Pflichten gegen Rudolph nicht theilte, ehrte er ſie, und begnügte ſich, ihr zärtlicher Freund, und ihrer Tochter Cäcilie treuer Verpfleger zu ſeyn.

Die Zeit ſchlich unter Schmerz und Sehnſucht dahin. Das ehrwürdige Unglück, die heilige Schuld dieſes nie beglückten Paares, blieb der Welt ein Räthſel. Cäcilens ſproſſende Tugenden waren Bertholds Freude, ſie gaben Reinetten das Bewußtſeyn erreichter Beſtimmung, welches ſie in dem verworrenen Verhängniß ihrer Ehe verloren hatte. Sie ahnete zuweilen eine Zukunft, in der Rudolphs Freude an ſeinem Kinde ihr das Recht wieder ſchenken würde, ſelbſt glücklich zu ſeyn. Aber wann trat dieſe Zukunft ein? Jeder neue Brief des heimloſen Flüchtlings weckte neue Wehmuth in der Freunde Buſen. Hoffnungslos, lä-

scheind im Gefühl unwiederbringlich zerstörten Glückes schien ihnen jede der matten Zeilen das letzte Flimmern einer ersterbenden Flamme, deren Schein nicht mehr Licht, nicht mehr Wärme giebt, nur wie Blitze grauvoll die Gegenstände, wie fliehende Erscheinungen, bald erhellt, bald mit Nacht deckt. Sein letzter Brief meldete seinen Freunden seine Abreise von Neuholland nach China, und mit der wehmüthigsten Freude fand Reinette in ihm Spuren erneuter Theilnahme an den Menschen um sich her. „Sieh er wird heilen, rief der kindliche Berthold aus, der Anblick der jungen Welt in den Paradiesen der Südsee wird seine Phantasie wieder beleben, die einfachen Menschen am Ganges werden ihn wieder an die Menschheit knüpfen, unter den Trümmern der asiatischen Vorwelt wird seine Seele Kraft gewinnen.“ Reinette schüttelte weinend den Kopf: „Und was trieb ihn so weit in fremde Zonen zu suchen was er einst so nahe zu finden gehofft.“ — „Wahrhaftig nicht du. Sein Geist, der nur so konnte reifen, seine Bestimmung, die auf diesem Weg ihn fortrieb.“ Fest und heiter sagte das Berthold, und auf eine kurze Zeit flößte er auch Zuversicht in Reinettens Gemuth.

Das war aber auch der letzte Brief. Jahre ver-

giengen, Reinettens Jugend verblühte, und Bertholds Glück beſtand darinn, von ihrem weichen Herzen Muthloſigkeit abgewendet zu haben. Alles ihr Forſchen nach Rudolphs Schickſal war vergeblich, täglich ward ihnen das Andenken des Verlornen heiliger, und ſie verlernten den Wunſch einer innigern Vereinigung unter ſich, und vor den Menſchen — ſie hätte Rudolph aus der Reihe der Lebendigen ausgeſtrichen, erkannt.

So hatten dieſe Menſchen manches Jahr ſeit Rudolphs Entfernung gelebt, Cäcilie trat jetzt in das Alter der Jungfrau über, als der Tod ihr auch den zweiten Vater entriß. Ihm ward der ſüſſeſte Uebergang zu dem Reiche des Lichts — ein Blitzſtrahl nahm ſeine Seele auf, und vereinte ſie mit dem Meere der Klarheit. Der rollende Donner verhallte, der Todte lag lächelnd, und ſtreckte noch liebend die Arme nach ſeiner Freundin aus. Nun hatte Reinette alles verloren, aber auf dem Flammenaltar, auf dem Bertholds Leben aufloderte, erloſch auch der Kampf ihres Herzens. Ihr unausſprechlicher Schmerz war nun rein, ohne Zweifel — ihre Liebe war es nie geweſen, und der Freude auf ewig fremd fand ſie Ruhe in ſeinem Grabe. Ihr ſcheues Gewiſſen hatte jeden Schimmer von Glück als Sünde empfunden. Sie begann mit

Entſchloſſenheit ein neues Leben, das ſie ganz auf das Wohl ihrer Tochter beſchränkte, ſie opferte dieſem jezt ſelbſt ihre Trauer auf, und wie einige Rückſichten, die ihr Vermögen anglengen, es forderten, trennte ſie ſich auch von Bertholds Grabhügel, und zog nach Berg, wo Heinrich ſie kennen lernte.

Cäcilie war froher an dem neuen Wohnort, wo nicht alles ſie an der Mutter Gram, an den Verluſt ihres väterlichen Freundes erinnerte. Reinette war nicht froher, aber ſie hatte jede Spur ihrer Vergangenheit von ſich entfernt, und äuſſere Gegenſtände riefen in Berg nicht ſo oft die Ausbrüche ihres tiefen Schmerzes herbei. Sie hatte Cäcilien die Geſchichte ihrer Ehe nie anvertraut, aber ſie hatte ihr eben ſo wenig je etwas Unwahres darüber geſagt. Cäcilie kannte nur ihrer Mutter blutendes Herz, und Bertholds unendliche Liebe, und hell hatte ihre Seele den Gedanken gefaßt: daß ſo ehrwürdiger Menſchen Irrthümer heiliger ſeyn müßten, wie manche geprieſene Tugend der Meiſten ihres Geſchlechts. Ein Punkt hatte ſich zwiſchen Mutter und Tochter nach und nach als Gewißheit aufgeſtellt, wenn ihn ſchon kein Beweis verbürgte. Dieſer war Rudolphs Tod. Nach zehn Jahren ſeines Stillſchweigens ſahen ſie jeden Augenblick, in dem ſie ſein Andenken

beſchäfftigte, als ſeine Todtenfeier an. Unzählige Male wenn Reinette ſtill im Abendſchimmer die Fluren durchirrte, hob ſich ihr Auge zu dem unbegränzten Himmel, und fragte: Wo? wo in dieſen tauſendmal tauſend Welten fandeſt du Ruhe? wo auf dieſer weiten, fremden Erde modert dein Staub? Unzählige Male zog es Cäcilie auf die ſtillen Gefilde der Todtenäcker, dort konnte ſie an einem unbekannten Grabſtein in Schmerz zerfließen, wenn ſie an den unbekannten Boden dachte, wo auf des Vaters Hügel keine liebende Thräne je floß.

Nicht ſo viele Umſtände erfuhr Heinrich aus ſeiner Geliebten Munde, aber genug um zu verſtehen, daß die Mutter alles Glaubens an Glück in der Ehe, an Glück durch Liebe, beraubt, ermattet durch ein Leben voll Gram, zu dem Wunſch gelangt war: Cäcilie möchte einſt, wenn ſie nicht von den Banden der Ehe frei bleiben könnte, aus bloßer Vernunft eine Wahl treffen, bei der ſie nicht in Gefahr wäre, ihr Glück von einer Täuſchung des Herzens zu hoffen. So oft hatte ſie dieſen Wunſch gegen ihre Tochter geäußert, hatte auf dieſe Anſicht jeden Blick in die Zukunft, jeden Pflichtbegriff des Weibes gebaut, daß Cäcilie ſelbſt ihre Liebe für eine Thorheit, und dieſe Liebe als Band

zwiſchen ſich und Heinrich, für den Felſen anſah, an dem das Glück ihrer Ehe müßte ſcheitern. Heinrichs Herz war zu warm, ſein Kopf zu hell, um über die einſeitige Anſicht eines kranken Gemüthes zu erſchrecken. Er legte Reinetten ſeine Wünſche mit der Zuverſicht ab, die das Bewußtſeyn der Kraft giebt, das Schickſal zu beherrſchen, oder zu ertragen. In Reinettens Herzen war die kalte Ueberſpannung, welche den Grundſatz in ihr hervorbrachte, die Liebe bei dem Glück des Lebens auszuſchließen, nur ein Nothbehelf für ihr, den Todten geweihtes, Herz geweſen. Sie ſchauderte bei dem Gedanken: Cäciliens Loos könne dem ihren einſt gleichen. Von der Täuſchung der Liebe begleitet begann ſie jetzt die neue Bahn — ſollte ſie einſt an ihrem Ziele enden mit Verzweiflung an allem Glücke, ſo wie ſie? Heinrich einfaches Gefühl rief ſie aber bald zur Natur des Menſchen und des Weibes zurück, zu Glauben und Hoffnung. Der Segen, den ſie über ihre Kinder ſprach, war Dankgebet gegen Gott, und Sühnopfer der abgeſchiedenen Geiſter. Furchtſam gab ſich die Arme dem ihr ſo neuen Wageſtück hin: eine Zukunft zu träumen. Seit Heinrich liebend ſie Mutter nannte, ſchien ihr das öde Leben nicht mit dem Kreislauf jedes Tages geſchloſſen — morgen ward ihr wieder ein

Wort, an das ſie Ahnung von Glück band. Wie der arme Pflüger erſt dann wieder hoffend den Niedergang der Sonne, ahnend das Morgenroth ſieht, wenn er die vom Hagel zerſchlagene Felder aufs neue gepflügt hat, wie er erſt dann wieder Glauben an eine Ernte gewinnt, wenn der Keim zart aus der neuen Furche empor ſproßt — ſo blickte jetzt Reinette auf ihre künftigen Tage. In manchem Bruchſtück erzählte ſie nun ihrem Sohn ihre traurige Geſchichte. „O erſpare deiner Geliebten, rief ſie aus, erſpare ihr Weisheit zu lauten durch ein gebrochenes Herz. Dein feſter Mannesſinn begreift mein Unglück, und meinen Irrthum — laß ihr ihren Kinderglauben an meine Tugend, keine meiner Thaten hat ihn je wanken machen können in ihr. Dort, einſt dort! — dann ſieht ſie uns Arm in Arm — Rudolph, den keine Feſſel mehr beugt, Berthold, den ich um ſein ganzes Lebensglück betrog — dann wird ihr Glauben gerechtfertigt werden im Anſchaun des Ganzen, das ihr Kinderſinn jetzt nicht faßt.“

An einem ſolchen Abend vertrauten Geſprächs, wo Cäcilie erſt ſpät von einem Beſuch zurückkam, zeigte Reinette ihrem Sohn den Brief, den Rudolph vor ſeiner Einſchiffung nach Neuholland ſchrieb, durch welchen

er sie von den Fesseln, denen er freiwillig entsagte, los zu machen vermeinte. Heinrich ward von dem Ton seines Inhalts tief erschüttert. Es war die Sprache eines Mannes, der alle Bande zerriß, die ihn an Pflichten, Menschen, an das Leben selbst, knüpften, der seine Rechte verkannt, und die Ansprüche der Gesellschaft, und in dem dennoch das Ideal der Tugend als Keim eines neuen Lebens über dem Chaos seines Innern schwebt. Heinrich faltete den Brief, und hielt ihn schweigend in der Hand. Zufällig fiel sein Blick auf das Siegel des Umschlags, es war Nemesis, wie die Alten sie abbilden, wie sie das Busengewand abgiebt, und das Haupt auf die Brust neigt. Diese ahnungsvolle Gestalt schien als Wächterin neben Rudolphs Schicksal zu stehen. Eine dringende Botschaft unterbrach sein Nachsinnen. Ein Fremder, der vor drei Tagen krank in einem der vornehmsten Gasthöfe der Stadt angelangt war, forderte seine schleunige Hülfe.

Heinrich folgte dem Rufe. Er fand in dem dunklen Zimmer, das eine Schirmlampe erleuchtete, einen Mann, der von einem heftigen Brustkrampfe gequält, dennoch mit standhafter Fassung sein Leiden ertrug. Der Anfall ward, auf Heinrichs angewendete Mittel, schwächer. Der Arzt setzte sich neben das

Bett des Kranken, um ihn genauer zu beobachten, und ſchmerzhafte Theilnahme ergriff ihn, wie er wahrnahm, daß er dem einſamen Fremdling Todesbote ſeyn müſſe. Todes-Krampf flatterte in ſeinen Adern. Mattigkeit des Todes deckte ſein bleiches Geſicht. Heinrichs Stimme war der Ausdruck ſeines Herzens, ſie drang harmoniſch in des Fremdlings Ohr, aber noch ehe er ſeine Verordnungen, welche den Tod um ſeinen Stachel betrügen ſollten, beendigt hatte, ergriff der Kranke ſeine Hand, und ſagte mit feyerlicher Ausſprache, „das braucht es nicht, ich weiß, was mir droht.“ Dann ſchien er mit Macht ein ſchmerzliches Gefühl zu bekämpfen, hielt zitternd die Hand des getrübten Arztes: der Tod heilt mich nun bald — heilt mich von einem Leben der Täuſchung. Noch drei Tage — noch drei Tage hätte ich gern gelebt! — einen Arzt brauche ich nicht, ich brauche einen Freund — jeder gute Menſch kann eines Sterbenden Freund ſeyn — geben Sie mir jene Papiere, ich muß noch ſchreiben.

Heinrich ſah voraus: dieſe Anſtrengung könne eine ſchnelle Entſcheidung herbei ziehen, aber unter dieſen Umſtänden mußte der Kranke Nachweiſung laſſen. Von ihm unterſtützt ſetzte er noch einige Zeilen unter einen beſchriebenen Bogen, ohne zu ſprechen winkte er

Heinrich den Brief zu falten, dann ſchrieb er mit ſichtbar zitternden Händen die Aufſchrift. Heinrich hielt in ſeinen Armen das ermattete Haupt, ſeine Stellung brachte ihn gezwungen der Hand des Schreibenden ſo nahe, daß ſein Auge die Schriftzüge erkennen mußte. Kaum unterdrückte er einen Ausruf der Ahnung, des Entſetzens. Jetzt legte er den Kranken nieder, und nahm den dargereichten Brief, als ein neuer Krampf ihn ergriff. Er wollte Hülfe leiſten, aber der Fremdling hielt ihn feſt, riß eine Uhr aus dem Buſen, reichte ihm das daran befeſtigte Siegel, und rief in der Angſt des Erſtickens: dieſes bürgt für mich — Heinrich ſiegelte, und die ſchreckliche Nemeſis drückte ſich in das Wachs! Ruhelos! rief er, und ſank dem Fremdling an die Bruſt — wie ſich vom Tode rettend ſchlang dieſer ſeine Arme um ihn, und ſein Haupt fiel leblos auf Heinrichs Bruſt.

Das Zimmer war ſtill, dunkel, leer — die Leute aus dem Hauſe hatten, da ihre Hülfe nicht mehr gefordert ward, den Arzt mit ſeinem Kranken allein gelaſſen. Heinrich hielt Meinettens Gatten, ſeiner Cäcilie Vater, leblos in ſeinen Armen, er betete vor Schmerz und Schrecken erſtarrt an ſeinem einſamen — einſamen Todbett.

Rudolph hatte mit dem Entschluß, der Freude auf ewig zu entsagen, die Küsten von Europa verlassen. In seinem Gemüth drückte der Entschluß, kein Andenken der Vergangenheit mit hinüber zu nehmen auf jenen Halbkreis der Erde. Aber sein Herz war zu weich, unwillkührlich fesselten es neue Bande an Andrer Schicksal. Von einem Brief zum andern verschob er es, den letzten zu schreiben, und unvermerkt knüpfte er tausend Fäden von dem *Herzen* seiner Geliebten an die neue Welt, die ihm jetzt in Jaliendhay Heilung seines kranken Gemüths zu versprechen schien. Er hatte sich betrogen, und seine Freunde. Es war nicht *Heilung*, es war ein Stillestand im Uebel, den die Scenen von Liebe und Glück, von denen er im Lande der Verwiesenen Zeuge war *), hervorbrachte. Ein Freund, den die Ueberfahrt ihm gewonnen hatte, hoffnungslos, liebend, wie er, schiffte sich mit ihm nach China ein. Kaum hatte sich Rudolph losgerissen aus dem Zauberkreise, in dem, wie auf dem geheiligten Boden die Eumeniden sich ihm nicht hatten nahen

*) Ohne die Reise nach [illegible] zu kennen, ist diese Andeutung verständlich. Aber durch die Briefe, welche Rudolph auf seiner Reise schrieb, [illegible] eines Zweifel am Interesse.

stimmen, so überfiel ihn mit zehnfacher Gewalt das Gefühl seines Schicksals. Einsam auf dem unermeßlichen Meere — denn fremd und zum Ekel war der kleine, fremde Haufen, der laut um ihn sein mechanisches Leben hinspann — mit leiser Verzweiflung beantwortete er seines Freundes Klagen, in dessen Brust Jugend noch kämpfte mit der Entsagung des Glücks. Dennoch lebte er durch den sanften Eduard noch mit den Menschen in gesellschaftlichem Verein. Und dieses Band zu zerreißen, war des Schicksals Beschluß. Eduard starb, ein Opfer seines Grams, und nahe an dem Ufer, wo auf hohem Felsensitze Camoens die Töne unglücklicher Liebe sang, begrub Rudolph seinen Freund in das Wellengrab. Der Mond ging auf, still segelte das Schiff, wie eine Wolke lag . . . . vor ihnen, auf den kräuselnden Wellen schien Eduards Geist zu schweben, die Wolke, die . . . . umdüsterte, schien die ganze Vergangenheit dem Licht auf ewig zu entziehen — und nicht wie ein Glied der schwachen Menschheit bedürftig und bewundert, wie auf . . . . ehernem Fels entsprossen, betrat Rudolph das fremde Land.

Er durchstreifte China, er irrte in Indien umher,

und war über das endliche Meer jetzt nach Egypten geschifft, von wo aus der sonnverschlossene Theil unserer Erde ihn anzog. Ihm, der an nichts hing, ward es leicht, jede Form anzunehmen. Ihm, der nichts mehr besaß, ward es leicht, zu entbehren. Am letzten Strande des rothen Meeres hätte ihn der Araber auf seinem Dromedar freundlich als Bruder gegrüßt, so ähnlich sah er diesen Söhnen der Wüste. Er jagte jetzt der Täuschung nach, die ein weiches, leidenschaftliches Herz nur ersinnen, die ein Geist, den Erfahrungen und Leidenschaften übersättigten, nur ergreifen kann. Müde von Wissen und Erfahren, sehnte er sich wieder nach Beschränkung und Enge. Der Stachel der Erinnerung war endlich gedämpft, in den Wellen des Ganges, auf den Gipfeln des indischen Gebirgs, auf dem Schauplatz verhallter Größe, wo Darius starb, und Alexander prahlte, hatte sich endlich seine Seele beruhigt. Er glaubte sich nach und nach fähig, dem Unerreichbaren zu entsagen. Mensch, einem Menschen gehören, nur wieder! nur wieder seinen Namen nennen hören mit theilnehmendem Ton! — Vor einem Zelt im Schatten des gewaltigen Thieres, das die Habseligkeiten der ganzen Familie trug, saß ein alter Araber, der Sand der Wüste hatte seine Augen erblindet, er

sah schmerzlos zu dem Himmelsbogen auf, der mit seinem Glanz jedes Haupt niederdrückte. Zwei Knaben, seine Enkel, spielten auf seinem Schoos, und er legte die abgezehrte Hand sanft auf ihre Gesichter, um die Lieblinge zu erkennen, denn sein Ohr mochte seinem Herzen so schlecht lehren, wie seinem erstorbenen Auge, welches seiner Kinder er herzte. Ein junges Weib sprang aus dem Zelt einem Manne entgegen, der vom Meeresufer zurückkam, beide nahten dem Alten, hoben liebend ihn auf, und leiteten ihn ins Zelt, wo ein ärmliches Mahl von Datteln und Reis ihrer harrte. Blind und hungrig wie Abdull zu seyn, von Reinette und Berthold zum armen Mahle geführt! — das war das Bild, in dem Rudolph sein Glück sich darstellte! Weiter wollte er nichts — mit der Leidenschaftlosigkeit eines abgeschiedenen Geistes dachte er sich: in der Nähe der noch immer Geliebten zu leben, sie zu umschweben, wie ein Wesen aus einer andern Welt. Er hatte neun Jahre gekämpft, um zu dieser Ruhe zu kommen — denn kämpfen heißt ja der arme Sterbliche die Zeit, in der wilde Gefühle ihn zerreissen. Er glaubte, seine Vernunft habe gesiegt, und die Zeit siegte, nicht sie, die Zeit siegte auch über Rudolphs Leidenschaft, — — — — und über sein Leben.

Den langſamen Tod im Buſen irrte er umher unter den rieſenhaften Götterbildern des uralten Nils. Klein, wie ein Inſekt zu den Füſſen des fabelhaften Sphynx, blickte er auf zu dem ewigen Gewölbe des Himmels, und fühlte tief im zerfließenden Herzen: Gewürm eines Augenblicks, dieſe Wunder entſtanden und ſanken trotz ihrer ungeheuern Dauer in dem Strome der Zeit, und du? — Seine Thränen fielen in den heiſſen Sand, er dachte ſich die Liebe der Seinen, die er von ſich ſtieß, weil es nicht die Liebe war, die er wollte, er ſchämte ſich des Haſſes, der im Hintergrunde ſeines Herzens gelauert hatte, und ihn vermögte, ſeit neun Jahren zu ſchweigen, weil er ſie für glücklich hielt — Ach er hatte ihre Thränen nicht geſehen!

Mächtig trieb ihn das Gefühl der fortſchreitenden Zerſtörung in ſeinem Innern dem Lande zu, wo ſein Kind lebte, wo er ſie dem Schutz ſeiner Freunde überließ. Es war ihm unbekannt, daß Reinette ihren erſten Wohnort verlaſſen hatte, und dem Haven, wo er in Europa landete, ſo viel näher jetzt lebte. Sein Weg führte ihn durch Berg, matt kam er dahin, hoffend durch kurze Ruhe neue Kräfte zu ſammeln, nicht ahnend, wie nahe ihm die Menſchen waren, in

deren Armen zu ſterben ſein letzter Wunſch war — und einſam ſank er ins Grab.

Mit dem ſchickſalsvollen Brief in der Hand trat Heinrich zu Reinetten. Stumm hörte ſie des Sohnes Erzählung, ſtumm nahm ſie den Brief, deſſen ahnungsvolles Siegel ihr in den bekannten Zügen der furchtbaren Göttin jeden Zweifel an dem ſchreckensvollen Vorgang benahm. Hoch mit gefalteten Händen hielt ſie es empor gen Himmel, wo der arme Menſch Rettung ſucht, wenn die Erde ihm zum Kerker wird — Bild der Rache, kommſt du von ihm? rief ſie laut, und dann ſank ihr Blick in die dunkle Tiefe des Zimmers, ihr Auge erglänzte, lange blickte ſie hin, als erſpähe ſie flehende Geſtalten — „ja ſo ſtarbſt du, rief ſie und drückte den Brief an die Bruſt, ich ſehende Geſtalt, ich verſtehe dich!“ — ſtill kniete ſie nun, und betete mit verhülltem Geſicht.

Mit unſäglichen Thränen lag Cäcilie in Heinrichs Armen. Tod ſich zu denken, und in ihm Ende aller Leiden, war ihr unmöglich, nur den letzten ſchrecklichen Kampf, nur den einſamen Ueberwundnen ſah ſie vor ſich, und hätte noch einmal Leben mögen rufen in das todte Gebild, um ihn getröſteter ſterben zu ſehen. Reinette ſtand jetzt auf, „iſt dein Schmerz heilig ge-

nung, ſprach ſie, und zog ihr Kind auf Heinrichs Armen, iſt er heilig genug, um den ruhen zu ſehen, der noch niemals die Ruhe kannte?“ Heinrich zitterte vor dem Entſchluß, aber ihren Schmerz ehrend begleitete er ſie an Rudolphs einſames Lager. Hier beteten ſie beide, das Bild des Todes ſchwand vor dem Bilde ewiger Ruhe, ſie richteten ſich auf, und Unſterblichkeit glänzte in dem Troſte, der ſie umfloß.

Heinrich und Cäcilie waren glücklich. Rudolph, Werthold, Reinette waren für ſie Ideale des Menſchlich-Schönen, ſie lehrten ſie die Tugend lieben, das Unglück ehren, und der Schwachheit verzeihen.

8.

Weltſinn und Frömmigkeit

Eine unausgebildete Handſchrift

von Huber.

Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie. Ev. Johannis, 8. Cap. 7. Vers.

In Haldeweiler, einem ſchönen Landgute des Baron Fels, bereitete ſich alles zu einem großen Feſte. Emilie, die einzige Tochter des Gutsherrn, ein holdes ſiebzehnjähriges Mädchen, ſollte ihre Verlobung mit dem jungen Grafen Leo **, Vetter und Erben des Maltheſercomthurs ***, feiern. Selten boten Natur und Glück ſich ſo ſchweſterlich die Hand, ein ſo vollkommnes Paar zu bilden, und mit allen Gütern auszuſteuern. Graf Leo ** war eine Zierde ſeines Standes, Kenntniſſe, Fleiß, männliche Sanftheit und männliche Feſtigkeit hätten ihn fähig gemacht, auch ohne ſeinen Stand jedes Amt im Staate zu bekleiden. Seine Ausbildung war das Werk ſeines Vetters, ſeine ſchönen Anlagen das Erbtheil einer Mutter, die durch Familienverhältniſſe zu einer unglücklichen Heirath gezwungen ward, und noch jung eine Welt ver-

ließ, in der sie keine Freude genossen hatte, als die Hoffnungen, die Leo ihrem zärtlichen Herzen versprach. Emilie von Fels war dieses edeln Jünglings würdig. Sie ward unter den Augen ihrer Mutter erzogen, und lohnte alle ihre Bemühungen, indem sie, ein schönes Ebenbild ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit, neben ihr aufblühte, und mit heißer inniger Liebe an der guten Mutter hieng.

Das ganze Dorf bemühte sich, das Fest ihrer guten Herrschaft zu erhöhen, der Tag war ein allgemeiner Freudentag, die guten Dorfbewohner hofften, er sollte das Glück ihres Fräuleins besiegeln. — Die Mütter hatten vom ersten Tage, da sie Fräulein Emilien den jungen Grafen betrachten sahen, wie er vor ihren Augen ein schönes wildes Roß bestieg, geweissagt: das müsse ein Paar werden; die Mädchen hatten beim Tanz unter der Linde sich zugeflüstert: Fräulein Emilie sey wie eine Rose erröthet, wie ihr Graf Leo das Weihwasser in der Kirche gereicht habe. Aus eigenem Antrieb wurden Maienbäume gepflanzt, Kränze geflochten, und der Vikar mit Eifer zu Rathe gezogen, denn er war in ** gewesen, wie man dem neuen Fürsten bei der Besitznahme Ehrenpforten gebaut hatte, und wenigstens so schön sollte die Pforte

werden, durch welche das Brautpaar von der Lindenallee zu dem Tanzplatz gienge, denn der Maltheſercomthur hatte vom Baron die Erlaubniß erhalten, heute die ganze Gemeinde auf ſeine Koſten zu bewirthen.

Im Schloſſe waren auch heitre Geſichter und ſtrahlende Augen, aber in den ſtrahlenden Augen von ein Paar der Bewohner glühte noch ein fremdes Gefühl, das nicht eigentlich Trauer, aber doch wehmüthige Spannung, ſchmerzvolle Ergebung, und zärtliche Schwärmerei war. Dieſen Ausdruck las der Comthur in der Baronin Geſicht, und eben dieſer Ausdruck, nur mit mehr freudiger Geſchäftigkeit in der Theilnahme an den Zubereitungen zum Feſte gemiſcht, ſtrahlte aus ſeinem Geſichte zurück.

Das Frühſtück im Schloſſe war beendigt, man erwartete die Gäſte erſt zur ſpäten Mittagstafel, das Brautpaar hatte froh um die Verwandten umher geſchäckert, Emilie ſetzte ſich jetzt an das Clavier, um mit ihrem jungen Freund ein paar glänzende Arien zu üben, die bei dem Conzert des Abends eine Hauptwirkung thun ſollten. Der alte Baron beklagte mit gutherzigem Eifer, daß ihm die Anordnung des Feſtes nicht Zeit ließ, zuzuhören, und ermahnte den Grafen

sehr ernstlich, die Sache mit Eifer zu treiben, denn er sah Emilions Talent zur Musik, nach dem vortrefflichen Johannesberger, seiner unvergleichlichen Doppelflinte und seinem Araber, für die ehrenvollste Zierde einer Familie an. Leo versprach sein Bestes zu thun, das Fräulein trillerte lustig, und dankte dem Baron, daß er ihr erlaubte, heute Abend um aller Welt Beifall zu buhlen, und indem sie ihren Geliebten mit Neckereien über diese feierliche Erlaubniß angrif, ging der alte Herr schmunzelnd und händereibend aus dem Sallon.

Die Baronin war in ihr Zimmer gegangen, sie saß an ihrem Schreibtisch, auf dem sie mehrere Paket von Briefen ausbreitete, und mit sichtbarer Bewegung in einige hineinblickte. Ihre Kammerfrau ordnete ihren Putz für die bevorstehende Toilette, als ein leises Klopfen die Baronin aufschreckte. — Es ist der Herr Comthur, rief Veronika, die ins Vorzimmer blickte, und, indem sie mit ihrer Arbeit neben ihm vorbei eilte, ihn bei ihrer Dame eintreten ließ. Bei des Comthurs Anblick brachen Thränen aus der Baronin Augen, sie verhüllte ihr Gesicht, und deutete auf die Briefe vor sich. Der Comthur warf einen Blick auf die Papiere, ergriff dann die Hand seiner Freundin,

und ruhte lange auf ihr, indeß ſein redendes Geſicht Liebe und Schmerz auf das Deutlichſte ausdrückte.

Dieſer Tag war für die Herzen dieſer beiden Menſchen ſehr wichtig; ſie feierten ihn mit Gefühlen, welche die Menſchen um ſie her nicht ahneten, ſo rauhe Eingriffe ſie oft in das Heiligthum ihrer Herzen gewagt hatten. Amalie von **, die jetzige Gemahlin des Baron Zelo, war von der Natur mit reizender Schönheit, mit der Anlage zu jeder weiblichen Vortrefflichkeit begabt. Ihre Eltern, die wahrſcheinlich in keinem Stande vorzügliche Tugenden erworben hatten, gehörten unter die gemeinſten Menſchen der groſſen Welt; Amalie ward daher auch nur für dieſe erzogen. Da ein glänzender Poſten am Hof, den ihr Vater bekleidete, durch kein eigenes Vermögen unterſtützt wurde, belehrte man ſie ſehr früh, daß eine Heirath allein ſie vor dem Kloſter oder der Verarmung könnte ſchützen. In den erſten unbefangnen Jahren der Jugend ſchien ihr dieſe Ausſicht gar nicht ſo ſchrecklich. Schlug ihr Herz eben froh und leicht, ſo glaubte ſie, es könnte ihr an einer glänzenden glücklichen Heirath nicht fehlen, trübte eine fehlgeſchlagene Hoffnung, ein Zwiſt mit den Geſpielinnen, ein verſagter oder unerreichbarer Wunſch der Eitelkeit, die bei einem ſo ſchönen

Mädchen wohl sehr natürlich war, ihr junges Herz, so schien ihr das Kloster eine ersehnte Zuflucht, nach so vielem Gram in einem frühen Grabe zu enden. Nachdem sie aber nach ihrem fünfzehnten Jahre nun würklich in das gesellschaftliche Leben eingeführt war, und alle Huldigung genoß, welche Jugend, eine sehr ausgebildete Schönheit, und jede Grazie, die das weichste innigste Gefühl ihr verlieh, nur erwerben kann, dachte sie oft mit schüchterner Angst, daß ihr nach diesen Auftritten das Kloster sehr schrecklich, daß die Nothwendigkeit, um dem Kloster zu entgehen, eine Heirath zu schließen, sehr demüthigend sey.

Oft scheint die innere Ausbildung eines Charakters nicht mit den äußeren Umständen zusammen zu stimmen. Die wenigen Angaben aus Amaliens früherer Geschichte sollten auf ein ganz verschiedenes Resultat von dem, was sie würklich war, schließen lassen. Amalie war unter diesen drohenden Verhältnissen kein gemeines Mädchen geworden. Der feste Gedanke, einst das Opfer kalter Berechnung seyn zu müssen, gab ihr eine dunkle Scheu, sich ihrem Gefühl zu überlassen. Sie sah sich gleichsam schon als eine heimlich Verlobte an, eins ob der Kirche, oder einem aufgedrungenen Gatten, sie war einmal nicht Herr ih-

rer selbst. Wenn ihr Blick einmal einen der sie bewundernden Männer mehr auszeichnete, wie den andern, hörte sie die wachsame Mutter bei der nächsten Gelegenheit die Bemerkung machen: auf Baron O. sey keine Hoffnung zu gründen, diese oder jene Ursache mache eine Verbindung unmöglich — und beschämt wandte Amalie ihre Gedanken von ihm ab. Noch schmerzlicher war ihr die Ermahnung, diesen oder jenen Mann mit Gefälligkeit zu behandeln, denn er würde eine sehr gute Partie machen. Statt das Gefühl jungfräulichen Stolzes in ihrem Busen zu tödten, wie das so leicht hätte seyn können, erhob es sich nur stärker in ihr. Zum Widerstand gegen das Joch, das ihr die herzlose Berechnung ihrer Eltern auflegen wollte, war ihre Jugend, ihre Unerfahrenheit, die Gewohnheit, so manches junge Mädchen in ihrer Lage, so manche Heirath auf eben die Art geschlossen zu sehen, nicht gemacht, aber sie verschloß ihre Trauer und ihr aufkeimendes Bedürfniß, zu lieben, immer fester in ihr Inneres, und sah es, ohne sich ihre Rechte deutlich zu erklären, als ein Heiligthum an, zu dem ihrer Eltern Macht nicht reiche.

In dieser widersprechenden Lage äußerer Huldigung und innerer Ergebung in nothwendige Knecht-

schaft, hatte Amalie ihr achtzehntes Jahr erreicht, als der Baron von Fels um ihre Hand anhielt. Dieser Mann war reich, ganz unabhängig, in dieser Zeit schon weit über vierzig Jahre alt. Ohne Talente und Verstand hatte er sein Leben in fremden Gesandtschaftsposten zugebracht, und die Wissenschaft in alltäglichen Verhältnissen, sich und seinen Hof nie zu compromitiren, hatte es immer übersehen machen, wie beschränkt der Mann sey. Eine reiche Erbschaft setzte ihn in den Stand, seine glorreiche Laufbahn zu beschliessen, und mit Hülfe seines Koches und seines Ranges eines der ersten Häuser zu halten. Noch ein Erforderniß fehlte ihm, um alles zu besitzen, was seiner Eitelkeit begehrenswerth schien. — Eine schöne Gemahlin, um an seinem Tisch den Vorsitz zu führen, um die Augen der Männer auf sich zu ziehen, — alle Eigenschaften, welche diese bedurfte, fand er in Amalien vereint. Amaliens Eltern willigten entzückt in eine Partie, die alle ihre Wünsche übertraf. Amalie sah nun die lang vorausgesehene Opferstunde nahen, noch einmal giengen die Bilder von ein paar Männern, vor denen sie ihr Herz hatte verwahren müssen, vor ihrer Seele vorüber, und ohne den Gedanken an eine Weigerung, aber mit dem Bewußtseyn, jedes Glück ihres Herzens

abzuschwören, versprach sie, Herrn von Fels Gemahlin zu werden.

Familien-Umstände nöthigten die Hochzeit einige Monate zu verschieben. Es war Sommer; Amalie war mit ihrer Mutter bei Bekannten auf dem Lande. Von dem ängstlichen Zwang befreit, den ihr die Gegenwart ihres Verlobten auflegte, und doch durch ihre nahe Standesveränderung mit mehr Freiheit begünstigt, genoß sie der schönen Natur mit wehmüthiger Sehnsucht nach ihrem fremden und doch geahneten Glück. Die Gesellschaft forderte wenig von ihr, es waren ältere Freunde ihrer Mutter, und sobald die guten Leute beim Spiel saßen, ließ man ihr Freiheit bis zum späten Abend, die Gärten und den nahen Wald zu durchstreifen. Eines Abends hatte sie sich dieser Freiheit so sehr bedient, daß sie durch ein angenehmes Gehölz bis an einen Fahrweg gelangt war, dessen Richtung sie nicht kannte, ermüdet setzte sie sich in das Gras, und nach wenig Minuten ritt ein junger Mann vorüber, den sie, nach dem Kreuz auf seinem Kleide, für einen Maltheser Ritter erkannte, ein Reitknecht mit einigem Gepäck begleitete ihn, und brachte sie auf die Vermuthung, er werde das Schloß besuchen, und vielleicht auf einige Tage

bewohnen. Braut ohne Liebe, im achtzehnten Jahre am Fuße des Altars, wo nicht der Stal, aber ewige Ketten seine Opfer erwarten, einsam vom Hauche des Westes umfächelt, vom Rauschen der hohen Buchen eingewiegt — welches fühlende Herz erräth nicht, daß Amalie viel an den Maltheser-Ritter dachte, den sie im Vorbeireiten gar nicht genau gesehen hatte, von dem sie nur ahnete, und halb fürchtete, sie werde ihn bei ihrer Rückkehr zur Gesellschaft finden. Sie lächelte über diese Furcht, aber der Widerstand selbst, den ihre Vernunft ihren romanhaften Träumen that, machte den Maltheser interessanter. Sie verweilte länger als gewöhnlich in dem Garten, sie machte endlich noch einen Umweg um einen grossen Teich, der dicht mit Ulmen besetzt war, und kaum war sie wieder abwärts vom Schloß unter diese Ulmen getreten, als der Maltheser auf sie zukam. Mit viel Unbefangenheit meldete er sich selbst als beauftragt von der Gesellschaft, sie zu suchen. Sie fühlte sich verlegen, und ward es noch mehr, da sie in seinen Blicken einen Ausdruck fand, den sie nicht recht verstand, der ihr aber instinktmäßig auferlegte, ihre Schüchternheit zu besiegen, und mit einer Art bräutlicher Würde mehr Unbefangenheit zu zeigen, als ihr Herz wirklich besaß. Des

Maltheſers forſchendes flammendes Auge ward ernſter, die nichtsſagende Leichtigkeit ſeiner Stimme gieng in einen männlich ſanften Ton über, man fand ſich am Ende der Ulmenallee, am Raſenplatz, wo gegenüber die Baaſen und Vettern am Spieltiſche ſaßen, und merkte jetzt erſt, daß man ſchwieg, und daß man es bis jetzt, mit Gedanken beſchäftigt, nicht bemerkt hatte — Amalie mit ſchmerzlichem Erröthen verdoppelte ihre Schritte, der Maltheſer mit einem ſchnellen Uebergang zu einem fröhlichen Scherz kam mit einem angeknüpften Geſpräch bei den eben aufbrechenden Spielern an. —

Man ſtellte Amalien wegen ihres langen Ausſenbleibens zu Rede, man machte einige kalte Späſſe über den Ritterzug des jungen Ordensherrn, eine verirrte Dame auf den rechten Weg zurückzuführen, und Amalie errieth mehr, als ihr geſagt ward — denn zum Fragen band ihr ein noch unnennbares Gefühl die Zunge — ſie errieth, daß der Fremde ein naher Verwandter des Gutsherrn, von Kindheit an zum Maltheſer beſtimmt, jetzt eben eine reiche Präbende, die in der Hauptſtadt ſelbſt gelegen ſey, erhalten habe, wohin zu reiſen er nun im Begrif ſey.

Clemens, Graf von **, hatte ſich früh an ſeine

Bestimmung gewöhnt, der Stolz seiner Familie hatte ihn als jüngern Sohn zum Orden bestimmt, aber sein geistvoller Vater hatte es ihm an keinem Mittel zur Ausbildung fehlen lassen, er war gereist, er hatte die Welt gesehen, das Leben genossen, und um einer unruhigen Begier nach zärtlichen Empfindungen zu entgehen, mit der die Denkungsart eines jungen Mannes in seinem Stande immer einen lächerlichen Begriff verbindet, hatte er bei Weibern eben so eifrig Genuß gesucht, als Liebe vermieden. Amaliens Erscheinung im Walde bei seiner Annäherung an das Schloß, war ihm sehr aufgefallen. Er hoffte, sie gehörte unter die Bewohner dieses Schlosses, schon freute er sich der Langenweile, die er bei dem Besuch bei dem alten Vetter geahnet hatte, in einer so reizenden Gesellschaft zu entgehen, und nach den ersten Bewillkommnungen war es seine Sorge zu erfahren, ob niemand von der Hausgesellschaft fehle. Er hörte, daß Fräulein Amalie **, die Braut des Baron von Iris, anwesend, aber auf einem einsamen Spaziergang begriffen sey. Der Alte hatte den Baron an fremden Höfen gekannt, und obschon er seit einigen Jahren nicht in ** gewesen war, hatte ihm das Gerücht dennoch Amaliens Schönheit und ihre Heirath verkündigt. Nach

den Begriffen eines jungen Wollüstlers war die achtzehnjährige Frau eines beinahe fünfzigjährigen Mannes eine erlaubte Beute. Der alte Gatte war unrechtmäßiger Besitzer eines so reizenden Gutes, das junge Mädchen bestohlne Verschwenderin der höchsten Gabe der Natur, an beiden übte der muthige Jüngling die Rache der beleidigten Göttin. — Mit leichtsinniger Neugier ergriff er die Gelegenheit ihres langen Ausbleibens, um sie früher zu sehen. In der Erwartung, eine nichtsbedeutende Klosterkostgängerin oder eine Kokette zu finden, die ihre Jugend für ein Etablissement verkaufte, eilte er Amalien zu suchen, aber die Begierde, zu besitzen, mit Haß gegen den verlaufschend, der so viel Liebenswürdigkeit besitzen sollte, kehrte er mit Amalien zur Gesellschaft zurück.

In den nächsten Stunden des folgenden Tages fragte er sich selbst zweifelnd, was ihn quäle bei dieser Bekanntschaft? Der Angriff sey der Weg zum Siege, und der stehe ihm frei. Einige Tage länger dachte er nicht mehr darüber nach, sondern Amaliens Bild verdrängte selbst das Ziel seiner Wünsche. Ihr Verhältniß schien indessen unbefangener als anfangs, und war es auch, aber aus verschiedenen Gründen. Entfernt von Amalien stritt Clemens mit sich selbst

über das, was er wünschte, und über die Gestalt, die er seinen Wünschen vor seinen und der Welt Augen geben sollte. In Amalions Gegenwart verschwand aber Zweifel und Eitelkeit, er fühlte nur, daß dem glücklichen Augenblick, den er genoß, ein noch glücklicherer folgen könnte, und diesen zu übereilen fühlte er kein Bedürfniß, da der bloße Gedanke an ihn, wenn er fern von ihr war, seine Sinne entzündete. Amalie empfand bald: daß ihr Schicksal nun das sey, wie sie es oft sich gedacht hatte, — eine Liebe durch die Umstände zum Elende verdammt, eine Ehe, die ihr nun zum Sclavenjoch ward. — Wer die Verhältnisse der größern Welt kennt in der Ehe, und in der Liebe, wird leicht begreifen: daß ein Mädchen von Stande, das in einer verdorbenen Hauptstadt erzogen ist, über die Verirrungen der Leidenschaft weder unwissend ist, noch bei ihren Wirkungen den Schrecken empfindet, der die Einfalt der Sitten bei ihrem Anblick ergreift. Amalie hatte manches Mädchen Braut werden sehen, das nach der Hochzeit seinen Liebhaber als Hausfreund eingeführt hatte, sie konnte wenig Frauen, deren Gatten deswegen schlimmer mit ihnen lebten, weil ein Elender ihnen manche Obliegenheit abnahm. Bis zu ihrer Brautschaft hatte sie über diese

Verhältnisse nie nachgedacht, seitdem hatte sie sich mit Erröthen und Bitterkeit mit ihnen beschäftigt. — Bitterkeit gegen das Schicksal, gegen ihren bestimmten Gemahl. Ehemals hatte sie eine dunkle Neigung gefühlt, die Männer zu beschuldigen, und ihr Geschlecht gegen sie zu vertheidigen, seit sie Clemens kannte, flößten ihr jene Weiber Abscheu ein, nicht weil sie ihre Pflichten verletzten, sondern weil sie sie ohne Liebe verletzten, weil sie nun erkannt hatte, welcher Preis es sey, um dessentwillen ein Weib, aufgedrungene Pflichten aufzuopfern, hingerissen werden könnte, und wie wenig jene Weiber dieses allmächtige Gefühl kannten. Und dennoch wurden ihr erst jetzt diese Pflichten heilig. Sie dachte sie hell, obschon in Beziehung auf Clemens, nicht auf ihren Verlobten. Die Liebe entwickelte in ihr den Sinn für Sittlichkeit, und nicht, weil das Laster sie aufschreckte, als eine neue Erscheinung, nein aus Wahl, um der Liebe des Mannes, dem sie nie angehören konnte, würdiger zu seyn, wollte sie die verhaßten Pflichten erfüllen. Diese edle Schwärmerei gab ihrem Betragen gegen Clemens eine Ruhe und Sicherheit, die sie, das unerfahrne Mädchen, dem geprüften Mann überlegen machte, nicht, indem sie seine Leidenschaft im Zaume hielt, sondern,

indem sie sie lange um ihren entschiedenen Ausdruck durch täuschende Entschuldigungen betrog.

Der Augenblick der Erklärung mußte endlich doch kommen, und er ward anders als Amalie ihn gedacht, anders als Clemens ihn berechnet hatte. Clemens hatte ihn schon bei manchem schönen Weibe erlebt, und ihn immer, als Mittel zu einem Zweck, sehr besonnen benutzt, auch diesesmal glaubte er, dieser Augenblick würde ihm die Herrschaft über sich selbst wieder schenken, durch das Joch, welches jedes Weib durch das Geständniß zu lieben, sich auflädt. Amalie selbst verlor bald den Willen, ihn länger zu vermeiden, sie fühlte ihre Kräfte zum Widerstand gegen ihr eignes Herz ermatten, und mit Selbsttäuschung sagte sie sich zu: es sollte der letzte Tag ihres Verhältnisses mit diesem geliebten Manne, sie wollte einmal — nur Einmal! — die Seligkeit genießen, zu sagen: ich liebe dich! — und dann der Liebe und dem Glücke todt, sich ganz ihrem verhaßten Schicksal dahin geben.

Amaliens Mutter war indessen das Einverständniß ihrer Tochter mit dem Malteser nicht entgangen. Schwäche, Vernunft, und ihr unentwickeltes und abgestumpftes sittliches Gefühl, hießen sie dazu schweigen. Sie war es sich wohl bewußt, daß sie ihre

Toch-

Tochter der Eitelkeit, dem glänzenden Schimmer wider-
te, und so that es ihr weh, sich ein paar Augenblicke eines süßen Traumes, dessen Wirklichkeit ihr noch im-
zu sehr fremd war, zu nehmen. Die Vernunft lehrte sie, daß Widerstand eine empfindsame Neigung zur Lei-
denschaft könnte aufreizen, und endlich — da es bei einer so geschlossenen Ehe, ja nach der Erfahrung, die sie sammelte, nicht wahrscheinlich war, daß ihre Tochter ohne Liebhaber blieb, so war die Wahlfreiheit, wenn er nach diesem Platz trachtete, sehr ehrenvoll, sehr wünschenswerth. Ihre Vernunftmäßigkeit gieng dahin, Amalien ohne Vorwurf an den Baron von Feld ab-
zuliefern, wenn der Kaufbrief unterschrieben, so machte der Käufer die Waare behalten. Dem zu Folge gieng ihre nächste Sorge darauf, die Hindernisse zur schleunigen Vollziehung der Hochzeit aus dem Wege zu räumen. Es gelang ihr in sehr weniger Zeit, alle Vorbereitungen zum Empfang des neuen Ehepaars in ihrem neuen Wohnort wurden beendigt, alle Bedenk-
heit aus dem Wege geräumt, der ungeduldige Bräutigam kündigte seine Ankunft auf dem Landgute an, und bat die Mama, unter der Hand seine Trauung mit Amalie als ein Incognito zu veranstalten, das

eben so geschmackvoll als ökonomisch einer förmlichen Hochzeit vorzuziehen sey.

Amalien ward die Ankunft ihres Verlobten ohne weitere Umstände angekündigt, sie hörte sie mit anscheinender Fassung, eilte aber sobald es möglich war, in den entlegensten Theil des Gartens, um ihre Trostlosigkeit zu bekämpfen. Der Maltheser erfuhr diese Nachricht durch der Mutter kluge Vorsicht sehr schnell, sie wollte ihm Zeit verschaffen, sich eine Contenance zu bilden, aber für den ersten Eindruck bedurfte er alle Gewandtheit seines Geistes, um die wenigen Augenblicke, die er noch in der Gesellschaft aushalten mußte, sich nicht ganz zu verrathen. Jetzt war es Kampf von Mann zu Mann um das geliebte Weib, wonach er dürstete, alle Verhältnisse schwanden vor dem Naturgefühl: Streben nach dem Besitz des theuern Gutes. Er hätte den alten Baron zum Schlagen genöthigt, hätte er ihn jetzt in dem Garten begegnet, wo er mit wilder Unruhe die dunkelsten Gänge durcheilte. Nach einiger Zeit trat der Trotz, besitzen zu wollen, an die Stelle jener Kampflust, er beschloß, daß die Liebe sollte den Preis davon tragen, eh die schnöde Convenienz ihn erschlich, er wollte Liebe, Betrug und Gewalt dazu anwenden, er fühlte schon Ama-

lie an ſeine ſtürmende Bruſt gedrückt, er ſchritt glühend durch ein Gebüſch, als er Amalien plötzlich auf einer Raſenbank vor ſich ſitzen fand. In dieſer Stimmung bedurfte es keiner Worte, keines Plans. Clemens lag zu ihren Füſſen, er umfaßte ſie in allem Aufruhr der Sinne, das von Schmerz ermattete Mädchen nahm nicht dieſes wahr, und dachte weder an ihre Sicherheit, noch an Widerſtand, ſondern mit der innigſten Hingebung der ſeelenvollſten Liebe drückte ſie ihr von Thränen überſtrömtes, kaltes Geſicht an ſeine brennende Stirne, legte die Arme matt um ſeinen Hals, und rief im Ton des tiefſten Schmerzens — O Clemens, wir ſind unausſprechlich elend! —

Die Seele der Liebe durchdrang den pochenden Buſen des Jünglings, der begehrende Wilde ward wieder zum liebenden Mann — aber der liebende Mann ward nun auch zu Amaliens Verführer. Im Sturm als Beute ſie davon tragen, wollte er nun nicht mehr, aber beweiſen wollte er ihr: daß die Liebe keine Feſſeln erkenne, als die ſie ſelbſt ſich giebt. Die Convenienz machte ſie zur Gattin eines andern — ſich dagegen ſetzen wäre Tollheit, die Convenienz legte ihm auf, nie einem Weibe ſeinen Namen zu geben, keine Macht konnte ihn von dieſen Banden ent-

binden, wurde ſie aber nun befriedigt, ſo hörte damit ihre Macht auf, und ſie traten in jeder andern Rückſicht in die Rechte wieder ein, welche die Natur ihnen geſchenkt hatte, ſie gehörten einer dem andern. — Nicht in dieſem Augenblick, nicht in ſeinem ganzen Umfang ſtellte er heute Amalien dieſe Anſicht ihres Verhältniſſes dar, heute überzeugte er ſie, daß ſein Leben der Preis ſeyn würde, wenn ſie ihn aus ihrer Gegenwart verbanne — und ſie fühlte im innerſten Herzen, daß ſie, ohne die Ausſicht, noch einmal ihn zu ſehen, noch einmal an ſeinem Halſe zu weinen, die Ankunft des gefürchteten Mannes, der ſich ihr zum Herrn aufdrang, nie überleben würde. Glücklicher wie je, denn ſie hatte ſich geliebt gefühlt, elender wie je, denn ſie hatte das Joch der Schuld auf ſich geladen, gieng Amalie in das Schloß zurück, und kaum war ſie in den Saalon getreten, ſo meldeten die blaſenden Poſtillons die Ankunft ihres Bräutigams.

Amaliens Zuſtand war gewaltſam, ja er war jetzt mehr gewaltſam wie ſchrecklich, denn das Bild ihrer nahen Zukunft ward dennoch von der Erinnerung des jetzt verfloſſenen glückſeligſten Augenblicks ihres Lebens verdrängt. — Glückſelig, trotz aller ſchwankenden Empfindung von Reue und Schuld. — Was

noch weiter in ihr würkte von Abſcheu und unerklärlicher Zerſtreuung war ſie zu unſchuldig zu verſtehen, und der dreimal glückliche, durch ſein Entzücken verjüngte, Baron Felſ verſtand des unglücklichen Mädchens glühenden irrenden Blick, das Zittern ihrer Hand, wenn die ſeine ſie faßte, in dem Sinn, wie ihn auszulegen ſeine beſchränkte Erfahrung — man wollte ſogar behaupten, ſie ſey nur hiſtoriſch — ihn lehrte.

Der noch ſchrecklichere Augenblick, als der von des Barons Ankunft, ſtand Amalien noch bevor — des Ritters Wiederſehen in ſeiner Gegenwart — und doch ſehnte ſie ſich nach ihm, um nun endlich das Schrecklichſte zu erſchöpfen. Der Abend verſtrich, ohne daß er erſchien. Amalie ſaß in Fieberſchauern neben dem Spieltiſch, wo ihre Mutter und der Baron ihre Partie machten. Sie ſah nicht, daß die Hausfrau heute gegen ihre Gewohnheit nicht ſpielte, ſie hörte nicht, daß im anſtoßenden Saal, der nur zu Feſten beſtimmt war, vieles geräumt und zubereitet ward, ſie hörte es nur jedesmal, wenn die Thüre ſich öffnete, in welche ſie vermuthete Clemens eintreten zu ſehen, aber als wenn zwiſchen ihr und dem Tone ein wildes Gewäſſer brauste, ſie ſah nach der eintretenden Perſon, ſie erſchien ihr aber nur wie ein farbiges

Gespenst, das einzeln vorüber schwankte. Ihre gelähmten Organe schienen unvermögend, diese Bilder der Seele wörtlich zuzuführen. Sie erwartete nur eine Gestalt, und diese kam nicht, der Ritter stellte sich nicht zur Gesellschaft ein. Die Dame vom Haus vermißte ihn auch, sein Name tönte in Amaliens Ohr, denn man fragte einen Bedienten um die Ursache seiner Abwesenheit. Die Mutter warf einen bald unruhigen bald fragenden Blick auf Amalie, den diese wahrnahm, ohne ihn zu fühlen, nur die Antwort hörte sie: der Waldheiersey auf der Jagd. Die Gesellschaft lachte über die schlecht gewählte Jagdzeit, und nachdem man lange vergeblich, und endlich von Seite der Hausfrau sogar mit einer Art Empfindlichkeit auf ihn gewartet hatte, trat Baron Fels zu Amalien, und bot ihr feierlich den Arm, ihre Eltern nahten sich ihr und sagten ihr etwas, das sie nur halb verstand, alle Anwesenden ordneten sich in eine Art feierlichen Zug, sie wankte fort, sie sah sich in der Schloßcapelle am Fuße des Altars, die Kerzen flackerten, der Altar schwankte, die Stimme des Priesters klang ihr wie der Flügelschlag eines Heeres von Raubvögeln, welche der Schuß eines Jägers aufgeschreckt hat. Sie mochte blaß werden, denn ihre Mutter flocht ihr ein Riech-

gläschen in die Hand, zitternd hob ſie es empor, aber ihre gelähmte Hand goß den darin enthaltenen Hirſchbergſaft über ihre Bruſt. Die ätzende Feuchtigkeit zerfraß ſchmerzlich die zarte Haut, und dieſes Gefühl über dem erſtarrten Herzen gab Amalien eine Spur von Bewußtſeyn zurück. Sie wußte nicht: drang der Schmerz aus dem Herzen oder in das Herz; ſie wußte nur: jetzt ſey ihr Opfer vollzogen.

Leidend ſank ſie in die Umarmung des Bräutigams, leidend und unthätig hörte ſie die Glückwünſche der Umſtehenden, ſie ward vom Altar hinweggeführt, ſie fand ſich in dem decorirten Speiſeſaal, ſie nahm unter lautem Beifallzuruf den obern Platz an der Tafel ein, ſie empfand alles nur halb, aber jetzt hörte ihr jedem Eindruck taubes Ohr einen Auftritt im Saale des Ganges unter den nahen Fenſtern, die bis an Boden gehend den Saal mit dem Garten vereinigten, ſie hörte den frohen Ton, mit welchem des Ritters Jagdhund die Rückkehr ſeines Herrn begrüßte, ihr Puls ſtand ſtill. Der Baron ſagte ihr etwas Artiges — es hätten Donner rollen können, ſie hätte ſie auch nicht gehört — jetzt hörte ſie die Thüre des Vorzimmers raſch aufreißen, ſie ſah zugleich des Ritters alten Kammerdiener, der mit bei der Tafel aufgewartet

hatte, schnell den Speisesaal verlassen, und ihr Bewußtseyn hörte auf. Die Frauenzimmer eilten ihr zu Hülfe. Ihre Sinnen kamen schnell wieder zurück, sie gewann es über sich, die Gesellschaft zu beruhigen. Ihre Mutter befahl ihr, von einem sehr starken Wein, den sie gar nicht gewohnt war, zu trinken, und ihre Seele gieng wieder in den träumenden Zustand über, und der nächste Morgen fand sie mit dem verzweifelnden Bewußtseyn, unwiderrufliches Eigenthum eines Mannes zu seyn, den sie kein Recht hatte zu hassen, mit dem fürchterlichen Gefühl — entweiht zu seyn für den Mann, den sie liebte.

Der Morgen vergieng unter den gewöhnlichen Auftritten, die einer solchen Verbindung folgen. Von Seiten des Bräutigams glänzende Geschenke, die Amalien — sie war schön und achtzehn Jahr alt — würklich einen Augenblick zerstreuten, Besuche aus der nahen Stadt, wo der Baron einigen Bekannten einen Wink über seine zu improvisirende Hochzeit gegeben hatte. Amalie war in einem beständigen Schwindel, in welchem des Ritters Bild nie ihre Einbildung verließ, es trat bei jedem Schlag ihres schmerzenden Herzens aufs neue hervor, aber sie sah es schwankend, wie sie auch schwankend den Schmerz dieses Herzens

empfand. Was er mache, wo er sey, wo er gestern war, durfte sie niemand fragen. Wie sie ihn wiedersehen sollte, wußte sie nicht, aber sie fühlte: nur dann erst würde wieder deutliches Bewußtseyn in sie zurückkehren. Es war ihr, als sollte sie auch bis dahin, ihr ganzes Unglück zu erkennen, verschieben. Endlich — das Zimmer war mit Besuchen angefüllt, — tratt der Maltheser ein. Er gieng rasch auf den Baron zu, schüttelte ihm die Hand, sagte ihm einige Worte, deren Anspielung von ein paar Männern, die daneben standen, mit Beifallachen angehört wurden, und bat den neuen Ehemann, ihn seiner Gemahlin vorzustellen. Amalie war von der Fassung des Ritters so überrascht, daß ihr Stolz sich empörte, sie empfieng ihn mit Anstand, sie ward sogar gefaßter für den übrigen Tag. Die Mittagstafel gieng vorüber, und sie hätte Clemens für ganz ruhig gehalten, hätte er nicht gegen seine Gewohnheit mit lärmender Lustigkeit getrunken. Aber auch dieses gab ihr Fassung, denn seine Lustigkeit forderte den Baron heraus, doch ohne ihn im mindesten zu compromittiren. Dennoch beleidigte es Amaliens Gefühl, er sollte nicht also Herr seiner selbst seyn, seitdem sie Sclavin war eines Andern.

Der Baron kündigte der Gesellschaft seine Abreise für den Nachmittag an, mit dem Zusatz, daß er ihr seine junge Gemahlin bis auf den nächsten Tag ließ, wo sie ihm mit ihren Eltern nach der Hauptstadt folgen würde. Sich selbst unbewußt warf Amalie einen Blick auf Clemens, er schien ihn zu empfinden, denn obschon er schweigend vor sich hinsah, schlug er seine Augen auf, sie trafen Amaliens Auge wie ein Blitzstrahl, sie wußte nun, daß er litt wie sie, daß Qualen seinen Busen zerrissen, wie den ihrigen, und glücklicher um dieses Bewußtseyn, wendete sie ihren Blick von ihm ab.

Der Baron fuhr in dem Augenblick in die Stadt zurück, da die Spieltische bereitet wurden, und der Maltheser stieg zu Pferd, um ihn ein Stück Wegs zu begleiten. Bei seiner Rückkehr schien er unbefangen mit der Gesellschaft beschäftigt, er nahm seinen gewöhnlichen Platz bei der Tafel neben Amalien ein, er beantwortete einige unfeine Scherze, welche ein paar alte Landjunker darüber machten mit leichtsinniger Gegenwart des Geistes, aber in flüchtigen Augenblicken sprach sein Auge, sprach der Ton seiner Stimme, ein Gefühl aus, das den Zwang dieser Aeußerungen verrieth.

Amalie hatte erwartet, gehofft, daß er Gelegenheit sollte suchen, oder erbitten, sie noch einmal zu sehen. Sie hatte von ihrer Sclaverei in der Stadt noch einen so schrecklichen Begrif, daß sie diesen Tag vor den letzten hielt, der ihr dieses Glück konnte gestatten. Clemens bat nicht, und in seinem feuchten, blitzenden Auge, in seiner Stimme, die aus der unruhigen Munterkeit plötzlich mit einem leise zu ihr gesprochenen gleichgültigen Wort in die schmelzenden Töne der Liebe übergieng, war doch der Wiederhall ihres Gefühls. Schmerzlich irre gemacht durch dieses Betragen begab sie sich in ihr Zimmer, ahnend und hoffnungslos zugleich. Sie ließ sich auskleiden, und unfähig an Schlaf zu denken nahm sie ein Buch, um der Kammerfrau Zeit zu lassen, ihr Geschäft im Zimmer zu beendigen. Ein leises Klopfen am Vorzimmer rief diese heraus. Amalie schauderte zusammen. Das Mädchen kehrte eilig zurück, ihr auf dem Fusse folgte der Maltheser, und nahte sich Amalien mit der Versicherung, Cotty sey unschuldig, Schonung gegen ihre Herrschaft habe sie gezwungen, ihm den Eintritt zu gestatten — „und jetzt Cotty, setzte er hinzu, verhindert sie Andre, uns zu stören, denn ich muß mit der Baronin allein seyn.“ Der Ritter sagte dieses so

entschlossen, Amalie stand so stumm — die Natur lehrte Cotty, wie jedes Weib, den jungen Liebhaber gegen den alten Ehmann in Schutz zu nehmen, sie gieng, und Amalie blieb mit Clemens allein.

Zitternd von Liebe, Zorn und Beschämung, erwartete das arme Weib die ersten Worte des sonderbaren Mannes. Sie fühlte das Strafbare ihrer Lage, sie fühlte das Demüthigende, nun in Cottys Gewalt zu seyn, aber die Kühnheit in des Ritters Betragen fesselte sie in die süsse Sclaverei, in welche die Natur sie dem Manne dahin gab. Clemens hielt jetzt mit finsterm Blick noch unentschlossen ihre Hand, er schweifte langsam von ihrem bleichen Gesicht auf das Buch, das vor ihr lag, ein Gegenstand schien ihn auf den anderen zu führen, in diesem Heiligthum, das er noch nie betrat. Sein Auge wandelte schmerzlich, indem er auch Amaliens andre Hand ergriff, und sie beide fest an seine Brust drückte, über ihre Toilette zu dem Tisch mit Blumentöpfen, von denen sie ihm oft, jugendlich beschäfftigt, Blumen gezeigt hatte — jetzt fiel er auf einen leicht behangnen Alkoven, der zwei Zwillingsbetten unter einem schön gesamäckten Baldachin blicken liess. Mit einem bald unterdrückten Schrei der Wuth oder des Schmerzes schleuderte er Amaliens

Hände von sich, schlug seine Stirn, und gieng heftig, und jede Vorsicht, die Zeit und Ort forderte, vergessend, im Zimmer umher. Amalie erstarrte vor Mitleid und Schmerz, sie rang einen Augenblick die Hände, dann flog sie auf ihn zu, schloß den sträubenden Wilden fest in ihre Arme, und rief — o Clemens, ich dachte nur an dich! — Die Wildheit, mit welcher jetzt der Ritter sie in die Arme schloß, forderte sie nur zu neuer Innigkeit auf. Amalie liebte, sie sah den Geliebten elend, sie hätte ihr Leben gern geopfert, um ihn für das Leiden dieses Augenblicks zu entschädigen, und so opferte sie die beschworne Pflicht.

Der neue Tag fand sie in Thränen. Aber mit der Erkenntniß des Böien stieg die Nothwendigkeit und die Fähigkeit, sich zu verstellen. Die Leidenschaften, die seit acht und vierzig Stunden ihre, sonst der Ruhe gewohnte, Brust durchwühlt hatten, machten sie körperlich krank, sie hütete bis zu ihrer Abreise das Zimmer, sie kam krank nach der Stadt, und blieb auch da in den ersten Tagen vor jedem Besuche unsichtbar. Diese kurze Lebensepoche war, was ein paar heisse Frühlingstage einer Pflanze sind, für ihren Geist. Sie übersah ihre Lage, sie machte sich mit ihren Schrecknissen bekannt, sie war gefallen, und vor ihrem

Gewissen entehrt, aber die Qual dieses Bewußtseyns schien ihr beinahe Strafe genug für eine Schwäche, die ihrer Eltern Wille, einen Mann ohne Liebe zu wählen, erst zur Sünde geprägt hatte. Sie an strenge Tugend zu knüpfen, hätte es nur ein Mittel gegeben: Flucht vor dem Geliebten — dieses konnte die junge an conventionelle Formen gewohnte Amalie nicht ergreifen, aber sie schwor sich, nur einmal gefallen zu seyn, sie schwor sich mit ewiger Reue an ihren Fall zu denken, sie versprach sich, alle Macht der Liebe bei Clemens anzuwenden, um seinen männlichen Muth zu vermögen, ihrem verletzten Gewissen beizustehen, um Gränzen für ihr Verhältniß zu ziehen.

Der Baron hatte durch diese unglücklichen Vorgänge nichts verloren. Er hatte Amaliens Betäubung am Hochzeittag sehr natürlich gefunden bei ihrer Jugend, und war billig genug, auch dabei an sein Alter zu denken. Hatte er durch gutmüthige Zwischenträger von des Maltheſers Aufmerksamkeit auf seine Braut während ihres ländlichen Aufenthalts gehört, so hatte sein Betragen ihn ganz beruhigt, er fand ihn bei seiner Ankunft auf der Jagd, er ließ sich von seinem Kammerdiener erzählen, der Ritter sey so ermüdet nach Hause gekommen, daß er bei seinem Eintritt in

das Vorzimmer ſich übel befunden, und ſich ſogleich zu Bett habe bringen laſſen müſſen. Hätte er nun noch einen Verdacht gehabt, ſo müßte ihn des Ritters unbefangenes Betragen am folgenden Tage beruhigt haben. Hatte er an Amalien Ungleichheit, Verlegenheit bemerkt, ſo konnte er ſie einem jungen Weibe bei den oft unfeinen ſtets wiederholten Glückwünſchen der vielen Beſuchenden nicht verargen. Seit ihrer Ankunft in der Stadt war ſie ſchüchtern, verbindlich gegen ihn, bemüht gegen andre, den Anſtand zu zeigen, der ſeinem Alter zukam, ohne es ihm demüthigend fühlen zu laſſen. Der Baron war nicht der Mann, der Urſache zu dieſem ſeinem Betragen nachzuſpüren. Es war ihm genug, daß es ſo ſey, für den Titel Excellenz, für zwanzigtauſend Gulden Einkünfte und ein glänzendes Witthum hatte er ſo eine Behandlung wohl verdient — vor allem, was auſſerdem ihm bevorſtehen könnte, ſchloß er fürs erſte die Augen zu.

Der Maltheſer war am erſten Tage in der Stadt geweſen, er hatte den Baron beſucht, und von ihm ſeiner Gemahlin fortwährende Unpäßlichkeit vernommen. Er gieng nach zween Tagen auf das Land zurück, aber vor ſeiner Abreiſe brachte Cotty ihrer Da-

me, zwar da sie allein war, aber ohne alles geheimnißvolle Wesen, folgenden Brief.

„Meine Amalie, mein geraubtes, mein durch gränzenlose Liebe wieder gewonnenes Eigenthum — welche Sprache soll ich reden, um Ihrer Vernunft verständlich zu werden, um Ihre Vernunft mit Ihrem schönen Herzen wieder in Einklang zu bringen? In jener Morgendämmerung .... O meine Freundin, ich unterdrücke alles Entzücken, was diese Erinnerung in mir entglühen macht — aber ich verließ Sie in Thränen, und Sie waren seitdem krank. Das ist fürchterlich, denn ich kann es nicht ändern. Das Ziel meines höchsten Glücks kann nur ein Leben des Kampfes seyn, und der Reue. Ueber mein Verhältniß zu meinem Beruf verstehen wir uns. Ohne Zweifel fordert mein Gelübd ein großes Opfer, denn es verbietet mir dem Weibe meiner Liebe meinen Namen zu geben, doch der Natur legt es kein Joch auf. Aber Sie haben Pflichten, deren Erfüllung unsrer Liebe im Weg steht, Sie verletzten sie für mich, Sie werden sie um meinetwillen nie im ganzen Sinne des Wortes, treu erfüllen. Ja das ist die schreckliche Wahrheit, Sie werden stets mit dem Bewußtseyn des Betrugs, und der Angst der Entdeckung, dahin leben. —

Bin

Bin ich ein Raſender, Amalie, daß ich ſo den Dolch in Ihr geliebtes Herz ſtoſſe? — nein, ich will, ich muß Sie überzeugen, wo die Heilung, wenigſtens die Linderung dieſes ſchrecklichen Schickſals liegt."

„Ich fand Sie gefeſſelt, — denn in unſern geſellſchaftlichen Verhältniſſen, die einmal unſer Schickſal beſtimmen, iſt die Verlobung der Heirath gleich, und in den Ihrigen war das der Fall doppelt. Ich ſah Sie und bewunderte Sie, und wußte es dem Baron Dank, ein ſo reizendes Geſchöpf in die Lage zu ſetzen, wo es uns leichtſinnigen Purſchen leichter wird, nach einem Schatz zu ſtreben, bei dem ein alter Ehmann umſonſt den Drachen macht. Aber dieſe alltägliche, elende Anſicht dauerte nur wenige Tage — nur wenige Stunden. — Ich liebte Sie, und hatte noch nicht geliebt, ich hatte nur genoſſen. Ich nahm mit Entzücken wahr — O Amalie! der Endzweck dieſer Zeilen fordert dieſe Kühnheit — ich nahm wahr, daß ich geliebt ſey. — Der neue Genuß, in dem ich ſchwelgte, verblendete mich, anſtatt den Augenblick einer Erklärung zu beſchleunigen, ſchwelgte ich, bald in den Vorbereitungen, bald fürchtete ich voreilig Ihre Engelgüte aufzuſchrecken. In dieſer ſeligen Zeit überliſtet uns Ihre Frau Mutter. Ich weiß, daß ſie den Baron zu

der ſchnellen Ueberkunft, zu der überraſchenden Trauung vermochte. — O meine Freundinn, was empfand ich an dieſem fürchterlichen Abend! — Ich glaubte, ich ſey ein Mann — ich hatte die Ankunft des Barons endlich erwarten müſſen, aber ſo bald, jetzt, heute — eh wir uns verſtanden, eh ich Ihre Unerfahrenheit, Ihre hülfloſe Ergebung mit Liebe gewaffnet hatte — Wild und ohnmächtig gegen dieſe Ueberraſchung ergriff ich die Flinte, und ſtürzte in den Wald. Mein Jäger hielt mich für toll, denn ich ſchoß auf alles, was lebte, und rannte, als wäre ich das Wild und der Jäger auf meinen Ferſen — endlich glaubte ich Faſſung zu haben — ich gehe zurück — die viele Erleuchtung an dem ungewöhnlichen Ort gab mir eine ſchreckliche Ahnung — ich gehe auf das Vorzimmer zu, da kommt mir Ihre Cotty entgegen — die gute theilnehmende Seele! — und ſagt leiſe, indem ſie mich von der Thüre zurückzieht — O gnädiger Herr! — man hat die Trauung vollzogen! — Ich riß mich los, ich reiſſe die Thüre auf, ich ſtürze nieder. Fleury fand ſich da — ich weiß nicht wie; er hebt mich blutend auf, die Nachricht nach der raſenden Erhitzung der Jagd, nach der unausſprechlichen Glückſeligkeit der vorangehenden Stunde, hatte meine Lunge ſo er-

ſchüttert, daß eine Ader geſprungen war. Ich bin überzeugt, der Zufall rettete mir den Verſtand. Ich ward kühl genug, matt genug, um die Nacht zu überleben — und in der nächſten — in der nächſten rechtfertigte meine Amalie den Schöpfer, und verſöhnte die Natur!“ —

„Aber ſo ſehen es die Geſetze nicht an, und nicht Ihr Gewiſſen, und Ihr Gewiſſen hat recht, ſo lange die Geſetze ſo ſprechen. Wir können einander nicht angehören, wir können nicht glücklich ſeyn. Sie würden in meinen Armen ſtets zittern, ich darf nie den Stolz genieſſen, die holdeſte ihres Geſchlechts, deren Herz mein iſt, die an meine Bruſt zu drücken die Natur mir erlaubt, vor der Welt mein zu nennen. — O Raſerei! keine menſchliche Macht vermag es zu ändern. Flöhen wir an das Ende der Welt, bärgen uns in Virginiens unbewohnte Wälder, die Wälder bezeugten unſern Verrath an unnatürlichen Geſetzen, ſchwörten wir eine tyranniſche Religion ab, die über Ihre und meine Feſſeln die Dauer der Ewigkeit ausſprach — Ihr Gefühl würde unheilbar verwundet bleiben, wie jetzt. — Gut alſo, laſſen Sie uns alles ſo nehmen, wie es geweſen wäre, wenn mein gutes Schickſal mich nicht hätte zu meinen Vetter geführt.

Sie hätten also den Bauer geheirathet, in der Stimmung, worinn ich Sie fand. Sie nahmen es über sich, Pflichten zu erfüllen, aber Sie versprachen keine Liebe. Diese Pflichten werden Sie erfüllen. Sie verleihen seinem Hause die Zierde, die Hausfrau zu seyn, Sie führen seine Ausgaben, Sie erziehen einst seine Kinder — Sehen Sie, Amalie, meine Hand zittert nicht, indem ich schreibe — Hätten Sie mehr gethan, wenn Sie mich nicht gekannt hätten? Die Hand auf Ihr geliebtes Herz, hätte er mehr erwartet, gefordert, bedurft? Hätte denn aber keiner meines Geschlechts gestrebt, alle die Schätze, die dieser Mann besitzt, ohne sie zu benutzen, an sich zu reißen? Hier zittert meine Hand, Amalie, bei dem Gedanken, daß Deine reine, unerfahrne Seele durch die List, durch die Künste seelenloser Verführer erniedrigt, herabgewürdigt worden wäre. O daß Ihr weiblicher Stolz sich nicht empöre! Amalie, vor der Geringschätzung gegen sich selbst an der Seite des Mannes, der Sie .... an sich handelte, rettete Sie nur der ewige Schmerz einer ewigen, strafbaren Liebe. Ich will an keiner Pflicht Sie hindern, ja ich verspreche Ihnen — das kühnste, was der Mann nur versprechen kann — ich will die Thränen nie wieder fließen sehen, die mein höchstes

Entzücken mit Bitterkeit miſchten — ich verſpreche es — doch, Amalie, ich bin ein Menſch, und ich verſpreche, was mir keine Pflicht ſcheint, zu halten, um Ihretwillen verſpreche ich es. Aber von dieſem Punkt an laſſen Sie uns ein Bündniß ſchlieſſen, räumen Sie den Rechten der Liebe ein, was die Rechte, die Sie als Mitglied der Geſellſchaft auf ſich nahmen, nicht kränkt. Amalie, Sie bedürfen einen Freund, laſſen Sie mich Ihren Freund ſeyn. Sie wurden für eine Welt, für eine Lage erzogen, wo Sie die Menſchen von der ſchlechteſten Seite kennen lernten, ich begreife nicht, wie die Erhabenheit, die Innigkeit in Ihrer Bruſt geraubt worden iſt — ich lebte in dieſer Welt, ich ward Mann unter Umſtänden, die mich zum gemeinen Wüſtling hätten machen können — aber ich habe das Schönſte meines Geiſtes gerettet — laſſen Sie uns Hand in Hand eine eigne Laufbahn gehen. Ich weiß es, Amalie, Sie verſtehen dieſe Zeilen noch nicht ganz, Sie lächeln vielleicht mit Ihrem himmliſchen Lächeln über den frühweiſen Freund — Dieſer Brief zeuge einſt in ſpäten Jahren gegen die kaltherzigen beſchränkten Sittenrichter, die in unſerm Stande, in der Denkart unſers Zeitalters keine Tugend anerkennen."

„Der Baron läßt mich in ſein Haus ein, ich habe Sie wollen benachrichtigen, daß ich es auf den Fuß beſuchen werde, den Ihre und ſeine Ehre erlaubt. Sie ſind in einem Stande, der Ihnen Unabhängigkeit zugeſteht, der Baron, ſo beſchränkt er iſt, kennt die Welt, und wird ſehr ruhig ſeyn, wenn ein Mann von Ehre — und Ihr Freund bewahrte ſtets dieſen Ruf — den Platz bei ſeiner Gemahlin einnimmt, den jeder Elende an ſich zu reißen ihm drohte.“

„In wenig Tagen iſt meine Wohnung aufgehaut, dann zieh ich in die Stadt. Ich wage es nicht, um Antwort zu bitten, ich werde ſie auf den erſten Blick in Ihren Augen leſen. Sie können meinen Gründen, unſerm unabänderlichen Verhängniß durch freien Willen ſeine Gefahr für unſre Tugend zu nehmen, nichts entgegen ſetzen. Ich bereite mich, den Augenblick unſers Wiederſehens ſo zu ertragen, daß er Ihnen nicht ſchwer wird. In dieſem Fall und in jedem hat mein Leben ſelbſt keinen Preis, um Ihnen den armen Reſt von Frieden, den das Schickſal ihnen ließ, zu befeſtigen.“

Amalie öffnete den Brief, ohne ſeinen Schreiber zu errathen, die Art, wie er ihr überreicht ward, erregte keinen Verdacht, ſie erkannte mit ſchmerzlichem

Schauder, wer ihn schrieb, sie las, und ein Chaos von widerstrebenden Gefühlen, in denen nur Liebe und Leid entschieden waren, hielten ihren Geist umfangen. Alles, was der Ritter schrieb, schien ihr wahr, und dennoch schien ihr alles nicht real. Oft sehnte sie sich nach einer Leitung aus dem Unbekannt, in dem sie lebte, aber sie hatte keine. Ihre Mutter hatte nie ihr Zutrauen besessen, und seit ihrer Heirath hatte sie sogar ihre Achtung verloren. Noch ein paar peinlichen Stunden blieb ihr nur der Trost, noch ein paar Tage gar Ueberlegung zu haben, und wie die armen Menschen sind, die keine Hülfe mehr vor sich sehen, — in ein paar Tagen hoffte sie vom Zufall einen Retter.

Ihre Gesundheit war nun hergestellt, der Baron war ungeduldig, die schöne Amalie als seine Gemahlin aufzuführen, der Abend des Tages, an welchem Amalie des Ritters Brief empfing, war zu ihrer Vorstellung bei Hofe bestimmt, dann folgte ein glänzendes Souper in seinem Hause, die folgenden Tage wurden die zahlreichen Besuche nur von großen Festen unterbrochen. Mancher Vorfall an diesen Tagen schien dazu gemacht, den Vortheil des Ritters zu begünstigen. Die Erscheinung eines so reizenden Weibes versammelte die Connaisseurs und belebte die Begierde der

Wüstlinge jedes Alters. Daß der Baron mit diesem schönen Mädchen kein Vermögen geheirathet hatte, war bekannt, daß dieses schöne Mädchen den Baron nicht aus Liebe hatte heirathen können, fiel in die Augen. Die Ursachen, welche weiter zu so einer Heirath übrig blieben, waren nicht gemacht, die Kühnheit der Abenteurer zu beugen. Amalie war von Gecken umlagert, sie fühlte mit Schmerz und Stolz, wie zuversichtlich man ihre Lage beurtheilte. Aber sie sollte die Hülflosigkeit derselben noch lebhafter erkennen. Der Erbprinz, ein zügelloser Wildfang, dem sein Stand und seine schöne Gestalt stets die Mühe erspart hatten, bei den Weibern, an die er seine Wünsche richtete, die Präliminarien eines zärtlichen Verhältnisses zu lernen, hatte sich am Abend ihrer Aufführung bei Hofe schon zu ihr gedrängt. Seine Aeußerungen mußten den Stolz ihres Geschlechts schon verletzen, sie durchbohrten aber ihr Herz — sie schien sich selbst eine Beute der Willkühr der Männer übergeben. Den Baron zum Schutz gegen diese Zudringlichen aufzufordern, hatte sie den Muth nicht, und nicht das Vertrauen. Ihre Schuld nahm ihr den ersten, und die Gleichgültigkeit, ja sogar die geschmeichelte Eitelkeit, mit der er das, was er Huldigung nannte, mit ansah, verhin-

hatte sie an dem letzten. Der Erbprinz eilte der neuen Dame seiner Wahl einen Morgenbesuch zu machen, und sein Betragen ward so anmaßend, seine Anspielungen auf den Charakter des Vaters so beleidigend, daß sie von entehrendem und demüthigendem Gefühl überwältigt, als das einzige Mittel einer lästigen Zudringlichkeit Einhalt zu thun, ihren Gemahl wollte rufen lassen, als der Kommerzienrath einen neuen Besuch anmeldete, und der Malteser hereintrat.

Der Prinz hatte den Namen nicht verstanden, sahe aber dem Ritter mit lautem Jubel über seine Ankunft entgegen. Edmund veränderte bei seinem Eintritt die Farbe, warf einen forschenden Blick auf Amalie, und beantwortete des Prinzen rohe Freude mit höflicher Freundlichkeit. Für Amalie war er in diesem Augenblick ein rettender Engel, die Umstände riefen ihr Verhältniß in ihrer damaligen Lage auf die von ihm geforderten Bedingungen zurück, und sie empfing ihn mit Freude und ungewöhnlichem Vertrauen. Dem Prinzen entging es nicht, daß sie den Ritter mit einer Theilnahme behandelte, deren sich bis jetzt keiner der zudringlichen Bewerber zu erfreuen hatte, er erlaubte sich einige ungemessene Scherze, in denen mehr Empfindlichkeit lag, als er selbst wollte.

aber der Ritter beantwortete sie mit so einer stillen Ueberlegenheit, er hielt seinen Gegner so im Zaum, daß er nach kurzer Zeit zahm und verdrießlich seinen Besuch beendigte.

Jetzt verschwand Amaliens Fassung, sie kehrte stumm und mit glühenden Wangen von der Verabschiedung des Prinzen an ihren Platz zurück, und wartete lang auf die Wendung, die der Ritter ihrem Gespräch geben wollte. Er sah sie einige Momente mit entzückten Blicken an, drückte ehrerbietig ihre Hand an seine Lippen, und sagte sanft — „Ich habe mich nicht geirrt, meine Freundin, Sie bedurften meiner schon — O ich beschwöre Sie, fuhr er fort, da sie zu bewegt war, um zu antworten, und nur langsame Thränen aus ihren niedergeschlagenen Augen rollten, — ich beschwöre Sie, überwinden Sie dieses bange Mistrauen. Sie sehen, wie sanft ich bin, Sie sehen, wie heilig mir mein Versprechen ist. Sagen Sie mir aber, da der Augenblick mich begünstigt, hat mein Brief Ihrer Seele eine klare Ansicht unsers Schicksals gegeben?“

Amalie strebte jetzt und noch in manchem andern Augenblick, wo der Zufall ihrem Freund das Glück verschaffte, sie allein anzutreffen, vergeblich nach Ruhe

und Faſſung. Und gerade das knüpfte ihr Verhältnis unauflöslich. Sie hatte verſuchen wollen, den Ritter zu einer gänzlichen Trennung, ja zu einer gänzlichen Entfernung zu bewegen, aber ſie fühlte, daß dieſer Verſuch ſie beide in neue Gefahr ſetzte. In der Geſellſchaft erhielt indeß ihre Verbindung ſeine Geltung. Des Ritters feines, ehrerbietiges Betragen verſchaffte ihm ſo viel Achtung, daß Amalie bald von der Zudringlichkeit des Hauſens befreit war. In einſamen Augenblicken gab dem Ritter der jedesmalige Ausbruch ihres Schmerzes Gelegenheit, ſie zu tröſten, und Amalie bemerkte mit Schrecken, daß jedes mislungene Bemühen, ihre Bande zu brechen, ſie nur feſter verſchlang.

So bot Zufall und Abſicht, Schwäche und Tugend, Vorurteil und Kühnheit die Hand, Amalie in die Lage zu bringen, und in der Lage zu erhalten, die der Sittenrichter mit Recht tadelt, die gute Mütter mit Recht ihren Töchtern als ſtrafwürdig vorſtellen, die der glückliche Mittelſtand mit Recht ſich rühmt, weniger zu kennen, als die höhere Klaſſe. Daß die Sitten, die ſolch eine Lage erlauben, daß die Grundſätze, welche ſie zu rechtfertigen ſuchen, Tadel verdienen, iſt ausgemacht, aber wie ſchwer höhern

Ständen die Tugenden der Häuslichkeit ſeyn müſſen, wie ihr ganzer Beruf das Glück der Häuslichkeit ausſchließt, — das überlegt der Mittelſtand zu wenig, er überſieht, daß aus ganz andern Bedingungen ganz verſchiedene Folgerungen hervorgehen müſſen, daß jener Stand andre Tugenden haben muß, wie der ſeine, daß dieſe aber nie das Glück gewähren, das jenem auf ſeinem ſtillen Lebenswege blüht, und ſelten oder nie durch ein anderes erſetzt wird.

Hätte Amalie Clemens nie geſehen, wär ſie mit freiem Herzen in ihre Ehe getreten, ſo würde ſie ſich vielleicht den Fehltritt, deſſen Andenken ihr jetzt täglich ſchmerzlicher ward, nie vorzuwerfen gehabt haben. So dachte ſie ſich wenigſtens ſelbſt ihre Lage. Sie würde mit kaltem Herzen die Huldigung der Männer empfangen, ſie würde aus Zartheit und Stolz die Ehre ihres Gemahls bewahrt haben, ſie würde mit freiem Blick ſchlechte Weiber verachtet, mit Zutrauen die Freundſchaft der Edlern ihres Geſchlechts geſucht haben. Sie vergaß, daß ſie das alles zu jener Zeit gar nicht, oder doch ganz anders empfunden hatte, ſie vergaß, wie verworren und dunkel die Anſicht ihrer Zukunft, ihrer Pflicht vor ihren Augen ſchwebte, eh die Liebe und der Umgang mit dem Mann, an

den ſie jetzt ſo viele Banden knüpften, ihr innerſtes Gefühl erweckten. Wenn ſie gedemüthigt und bitter die Bemerkung machte, daß Frau von A., die ihre Liebhaber wie ihre Schneider unwechſelte, weil ſie immer nur nach dem trachtete, um den am mehrſten Nachfrage war, ſie mit einem nachläßigen, doch alles ausdrückenden Ton, nach dem Maltheſer fragte, wenn die Gräfinn U., die einem reichen Juden Beiſtand bei ihrer Toilette erlaubte, bei der Einrichtung einer Landparthie mit unverſchämter Zuverſicht ſagte: Graf Clemens hat die Geſandtin — dann vergaß ſie, wie oft ſie ehemals dieſe Dinge gehört hatte, ohne die Perſonen, welche ſie trafen, darum zu verachten. Erſt mit dem Gefühl, dieſem Mann nicht gehören zu dürfen, entſtand die Einſicht, was ſie dem Mann ſeyn ſollte, dem ſie gehörte. Ohne den ſie ewig verfolgenden Gedanken: wie viel ſie ihrem Gemahl nicht ſeyn möchte, wie viel, wenn er es forderte, ſie ihm verweigern würde, hätte ſie nicht mit ſo ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit die Pflichten erforſcht, die ſie gegen ihn zu erfüllen bereit war.

Ein Jahr war in der Spannung dieſes Verhältniſſes verſchwunden, die gute Amalie fieng an, ſich zu ſchmeicheln, daß ſie vor ihrem eignen Augen könnte

tadelsfrei werden, denn ihr Entſchluß: jede Schwäche zu vermeiden, hatte mehr als einmal über des Ritters Sinne und ihr zärtliches Herz geſiegt. Mit bangem Schmerz bemerkte ſie jetzt an ihrem Freund eine Veränderung, die nicht Kaltſinn war. In Geſellſchaft ſchien er ſie weniger zu ſchonen, ſein Betragen, das immer eine ſo zarte Mitte zwiſchen dem bewerbenden Liebhaber und dem anſpruchloſen vertrauenden Freund gehalten hatte, ward bald nachläßiger, bald kühner, in einſamen Augenblicken quälte er ſie mit Vorwürfen über Mangel an Liebe, mit einem finſtern Schmerz, den ihre ſanften Bitten nicht aufhellten, oder er war ſtürmiſch, und machte es ihr leicht, ſich zu vertheidigen, weil nicht ſeine Zärtlichkeit, aber ſeine Sinne ſie aufforderten. Beleidigt, gekränkt, gedemüthigt rang Amalie mit der Ahnung: ob ſie dem Schickſal nicht entgehen könnte, das dem Weib die Achtung des Mannes entriß, dem ſie einſt alles gegeben hatte. Dieſe Ueberzeugung hätte ſie ganz elend gemacht, denn ſie hätte dem einzigen Irrthum erſt eine Wichtigkeit gegeben, die er, nach Amaliens Gefühl allein, nicht zu haben verdiente. Ohne Liebe war jener Taumel des Augenblicks ein Unding, und für die Empfindung, welche ſie beſeelte, war er kein Bedürfniß, dieſe hatte

und äußerte ſich in tauſendfachen, oft unerwarteten Aeußerungen, daß ſie für ihn ſich ſchmückte, daß ſie für ihn einen Triumph empfing, daß ſie ihm hunderte opferte, daß er unter allen, die ſie umgaben, nie verkennen konnte, daß er allein allgegenwärtig ſie umgebe — das waren ihr Liebe, weil es freie Willkühr ihres Herzens war. In jenem Augenblick, der ewig theuer, und ewig drohend vor ihr ſchwebte, hatte Angſt und Ueberraſchung ſie überwältigt. Oft verſuchte ſie es, ihren Freund durch die Mittheilung dieſer Empfindungen zu beruhigen, oft gelang es ihrer Liebenswürdigkeit, den Wilden zu ihren Füßen zu bannen, aber der nächſte Augenblick bewieß ihr, daß ſie keinen Freund mehr habe, daß der Mann, welcher ihr Zuhörer zu werden verſprach, nicht mehr darauf ſinne, ihren Frieden zu erhalten.

Unausſprechlich bedrängt über dem Streit, den Liebe und Stolz in ihr erregten, ereignete ſich jetzt ein Vorfall, der ihre geſellſchaftliche Exiſtenz auf einige Zeit unterbrach. Baron von Felſ, der immer ein großer Reiter war, hatte neue Pferde gekauft, er that ſich viel darauf zu Gute, einen davon bei einer an demſelben Tag angeſagten Jagd zu gebrauchen, das Thier ward aber ſcheu, und der arme Baron ward

mit einer ſehr gefährlichen Verletzung in der Bruſt und am Kopfe ſinnlos nach Hauſe gebracht. Die erſten Tage ſchwebte er in der größten Lebensgefahr. Amalie verließ ſein Zimmer nicht, ſie wohnte mit einem Muthe, der über ihr Geſchlecht gieng, dem Verbande, ſelbſt den Operationen bei, welche ſeine Quetſchung am Kopf erforderte, und auch, nachdem die dringendſte Gefahr vorüber war überließ ſie niemand Anderm ſeine Pflege. Der Maltheſer war bei der erſten Nachricht herbeigeeilt, und bezeugte alle Theilnahme, welche man von dem Freund des Hauſes erwarten konnte. Keine Bemühung, Amaliens Aufmerkſamkeit von der Wartung des Kranken abzuziehen, entwiſchte ihm, er ſchien die Laune der letzten Zeit ganz aufgegeben zu haben, und indem er durch gleichmüthige Heiterkeit nur angenehmer und theilnehmender Geſellſchafter ſeyn zu wollen ſchien, ward er dem ehrlichen Baron unentbehrlich.

Amalie fühlte die Vergangenheit verſöhnt durch die dankbare Anerkennung, mit welcher der Baron ihre Dienſte annahm, ſie hielt den Ritter geheilt von dem Geiſt des Unfriedens, der ſeit einiger Zeit ihre mühſelig erhaltene Ruhe geſtört hatte. Dieſes wäre nun das Verhältniß geweſen, bei dem Amalie den

Um-

Umgang ihres Freundes ohne allen Vorwurf hätte genießen können. Sie erkannte, daß so die Forderungen der Tugend befriedigt würden seyn, und desto beunruhigender war es für sie, ihr Herz unglücklicher zu fühlen bei diesem Anschein äußern Friedens, als es in dem letztverwichenen Zeitraum von äußerm Streit gewesen war. Das schonungslose Betragen, dessen sich Clemens damals hatte schuldig gemacht, quälte ihre Liebe, weil es ihre Achtung gegen den Geliebten wanken machte, die Zurückgezogenheit, in welcher er jetzt von ihr lebte, lehrte sie, daß sie mit ihrer Liebe und ihrer Schuld so innig verbunden sey, daß ihre Tugend selbst fortan nur aus ihnen entspringen könnte.

Der Baron war nun soweit hergestellt, daß die Aerzte ihm ein Bad zu seiner vollkommenen Heilung anempfahlen. Amalie war bereit, ihn dahin zu begleiten, obschon ihres Gemahls ausschliessende Gesellschaft, seit sie ihn in keiner Gefahr mehr wußte, ihre Fesseln noch drückender machte. Der Ritter hörte die Nachricht dieser Reise mit anscheinender Ruhe, der Baron, der sie ihm mittheilte, fügte gleich die Aeußerung hinzu, daß er ihn zum Reisegesellschafter wünschte, daß er wenigstens nachkommen müßte, denn die

Aerzte hatten ein Bad empfohlen, wo ſich wenig Geſellſchaft einzuſtellen pflegte, und die ſpäte Jahreszeit ließ vermuthen, daß auch dieſe ſich ſchon zerſtreut hätte. Bei dieſem Nachſatz warf der Ritter einen dunkeln glühenden Blick auf Amalie, einen Blick, wie jener an dem Tage, wo der Baron ſie als junge Frau auf dem Lande zurückzulaſſen verkündigte. Sie zitterte vor Ahnung und Unruhe. — Er würde nachkommen, antwortete der Maltheſer, wenn gewiſſe Geſchäffte, die er nannte, und die Amalie kannte, beendigt ſeyn würden.

Der Gedanke, daß Clemens ihnen folgen würde, daß ſie ihn in der Einſamkeit des Landlebens, unter Umſtänden wieder ſehen ſollte, welche mit jenen ihrer erſten Bekanntſchaft ſo viel Aehnlichkeit hatten, überraſchte ſie mit wunderbarer Gewalt. Mit glühender Röthe ſuchte ſie ihr Geſicht vor des Barons Augen, aber auch eben ſowohl den Blicken des Ritters zu entziehen, der mit ſichtbarer Zerſtreuung des Barons Geſpräch, die Einrichtung ſeiner Reiſe betreffend, folgte. Sie ſuchte ihre Gefühle zu bekämpfen, ohne daß ſie ſich ihre Urſache und Folgen deutlich aus einander ſetzte, ſtand der Gedanke, dem Ritter ſeinen Beſuch im Badeort zu verbieten, lebhaft vor ihr. Liebte Clemens

ſie noch, ſo rettete ſie ſich vor der Gefahr, die ihrer Ruhe aufs neue drohte, war die räthſelhafte Ungleichheit ſeines Betragens ein Beweis, daß er ſeine Feſſeln, daß er ſeine Schwüre brach, ſo lehrte ihn ihr Verbot, daß ſie entſchloſſen ſey, ihm zu keiner Rückkehr Gelegenheit zu geben. Amalie erkannte ſich ſelbſt nicht ganz in der zunehmenden Unruhe, die jeden Tag, ſeit ihres Gemahls Leben nicht mehr in Gefahr war, ſie peinlicher verfolgte, ſie fühlte auch jetzt nicht, daß der Schritt, den ſie vorhatte, nur ein Hülfsmittel ihres Herzens war, die Verſtimmung zwiſchen ihr und dem Ritter zu enden, ſey es auch mit der Gewißheit, daß ſie durch ihr Schickſal, ſo wie durch ihre Schwäche, ſo vielen Weibern nun gleichen ſollte, die ſie bis jetzt, trotz ihrer Schwäche, zu verachten ſich berechtiget gefühlt hatte. Bange, obſchon ſie ſich darnach ſehnte, erwartete ſie den Augenblick, dem Ritter ihren Willen anzudeuten. Zufälle verſchoben ihn, mehrere Tage verſtrichen, in denen ſie ihn nie allein ſah, und wo eine abermalige veränderte Stimmung ſeines Weſens ihr Herz angriff, und ihren Entſchluß unſicher machte. Seine Geſundheit ſchien zu leiden, Züge, die nur dem Auge der Liebe auffallen, trugen das Gepräg einer ſtillen, aber tiefen Trauer,

die ſeine Zärtlichkeit inniger aber bedachter machte. — Amalie getraute ſich nicht, weder ihn noch den Baron nach der Urſache ſeiner äußern Veränderung zu fragen, ſie fühlte, wie wenig ſie Herr ihrer Stimme, ihrer Geſichtszüge ſeyn würde. Ein Ungefähr ſetzte ſie in Stand, einige Worte, welche der Baron mit einem dritten über dieſen Gegenſtand wechſelte, im Fluge bald zu verſtehen. Ihr Herz empörte ſich, ſie mußte einen Augenblick den Sallon verlaſſen, um ſich zu ſammeln, ſie hatte die Männer nicht ganz verſtanden, aber Unwille, und ein Gefühl, das zuviel Verachtung in ſich ſchloß, um Eiferſucht zu ſeyn, beſtürmte ſie. Den folgenden Morgen fand ſie endlich der Ritter allein. Die Krankheit des Barons hatte einigermaſſen ihre Lebensweiſe verändert gehabt, die Stunden ſeiner Beſuche hatten ſich auch verändert. Amalie ſuchte ihn mit Ruhe zu empfangen, ſie war nun ſo tief gekränkt, daß ſie deutlich fühlte, was weibliche Würde von ihr forderte. Clemens Freude, ſie einmal wieder allein zu finden, hatte ein Gemiſch von Rührung, das Amaliens Faſſung ſchwerer machte, ſie ward härter, weil ſie fürchtete, weich zu werden. Nach einem Stillſchweigen, das ihm nicht peinlich ſchien, denn er war ſtill mit ihr und ihren Umgebungen beſchäftigt, über-

eilte ſie ſich ſelbſt, und ſagte ihm mit unſicherer Bemühung ruhig zu ſcheinen: „Ritter, ich wünſche und erwarte von Ihnen, daß Sie Ihr, dem Baron gethanes, Verſprechen nicht halten, daß meine Forderung, nicht nach dem Bade zu kommen, ſeine Einladung überwiege“.... Es wäre Amalien viel leichter geworden, wenn Clemens ſie heftig unterbrochen hätte, er that es nicht, er blickte ſanft und zärtlich, wie es ihr ſchien, mit einer flüchtigen Röthe im Geſicht, von ihrer Zeichnung, an der er auf ihre Bitte eben etwas änderte, auf, und ſchien ſeine Antwort zu überlegen. Höchſt geſpannt, beinahe beleidigt durch ſeine Ruhe, ſetzte Amalie leidenſchaftlicher hinzu: „ich fordre dieſe Gefälligkeit um ſo entſchiedener, da ich überzeugt bin: ſie ſtimmt mit ihren, ſo wie mit meinen Wünſchen überein“ — Sich ſo zu vergeſſen, hatte ſie nicht erwartet, ſie fühlte ſich gedemüthigt durch die Unfeinheit ihrer letzten Worte, und nur eine heftigere Empfindung konnte ſie dieſe ertragen machen, ſie überließ ſich alſo einem Ausbruch von Thränen, die ſie jedoch zu verbergen bemüht war. Der Ritter hatte den Crayon hingelegt, er ergriff ſchweigend die Hand der Weinenden, er drückte ſie an ſeinen Mund, an ſein Herz, er hielt ſie mit ſanf-

ter Gewalt, denn ſie wollte ſie ihm entreiſſen — „meine Amalie, ſagte er endlich entſchloſſen, ich geſtehe es Ihnen nicht zu, ich werde nach dem Badeort kommen. Sie und ich ſind in Irrthum geweſen. Der meine war der traurigſte — Ich glaube — ich hoffe, Ihr Freund ſoll es nie wieder verſchulden, daß Sie irre an ihm werden.“ Er hatte ſich neben ſie geſetzt, es war eine Beſtimmtheit in ſeinem Weſen, die ihm Amalie unterwarf. Sie verſtand ſich und ihre Verhältniſſe, ihre Rechte und Pflichten in ihnen, ſo weit ſie den Ritter angiengen, jetzt ſelbſt nicht. Ahnung und Sittſamkeit feſſelten ihren gereizten Stolz, und die Liebe behauptete ihre Rechte, ſie konnte nicht mit Ueberlegenheit abbrechen, ſie hatte keinen Zorn, um zu discutiren, ſo daß es eine Erleichterung für ſie war, wie ein Zufall dieſe Unterredung abbrach.

Nach wenig Tagen reiſte der Baron mit ſeiner Gemahlinn ab. Die Einſamkeit, in welcher ſich Amalie befand, war ihrer jetzigen Stimmung angemeſſen, aber für ihre Ruhe gefährlich. Das Räthſelhafte, das jetzt zwiſchen ihr und dem Ritter obwaltete, beſchäftigte ſie unaufhörlich Die edle männliche Ruhe bei ihrer letzten Unterredung ſtellte ſich dem verhaßten Eindruck, den ſie erhalten hatte, entgegen, und er-

hielt ihr Herz in Zweifel und alſo in lebendiger Liebe. Der gute Baron hatte auf eine ſehr läſtige Einſamkeit gerechnet, denn die Badezeit war vorbei, nur ein ungemein ſchöner Herbſt hatte ſeine Reiſe möglich gemacht, allein ein glücklicher Zufall wollte, daß er in der waldigten Gegend ein paar Gutsbeſitzer fand, welche ihm Gelegenheit gaben, ſeine Neigung für die Jagd zu befriedigen. Nun war für ihn geſorgt, wenn ſeine Badeſtunden abgewartet waren, ſtrich er mit der Flinte in der muntern Geſellſchaft der ehrlichen Waldmänner den Rebhünern nach, und bedauerte täglich des Ritters Verweilen, welches Amalien auf die Einſamkeit, oder die Geſellſchaft des Oberamtmanns und ſeiner Familie einſchränkte. Er ahnete nicht, welche neue Welt von Anſichten und Empfindungen Amalien in dieſer Geſellſchaft eröffnet ward. Neubauer, eben dieſer Oberamtmann, und ſeine Frau, gehörten zu den ſeltnern Menſchen, die durch Liebe Unglück ertragen lernten, die das Glück nie für das Ziel des Lebens, nur für ſeine Würze halten, und eben dadurch tauſendfachen Genuß oft im Schmerze ſelbſt zu finden wiſſen. Neubauer hatte ſein Weib wider den Willen ihrer Eltern geheirathet, ihre Weigerung war ungerecht, ſie gründete ſich auf traurige Religionsvor-

urtheile, aber der Schmerz, ohne ihren Segen zu leben, Freude und Leid ohne ihre Theilnahme zu erfahren, ihre Kinder nie den Liebkosungen eines Großvaters, einer Großmutter, hinzureichen — dieser Schmerz war unvermeidlich. Sie ertrugen ihn standhaft als Folge ihrer That. Der Oberamtmännin Mutter sah lange in einer schmerzlichen Krankheit dem Tode entgegen, ohne daß sie ihrer Tochter erlauben wollte, Kindespflicht an ihr zu erfüllen, sie starb, ohne ihr zu vergeben, und ließ ihr das schmerzliche Bewußtseyn durch ihre Heirath die verhaßte Schuld der Unversöhnlichkeit im Tode, auf eine Mutter, die sie so lange geehrt hatte, herbeigezogen zu haben. Aber dieses alles, und mehrere Jahre ökonomischer Sorgen, der Tod mehrerer geliebten Kinder, nichts hatte ihre vereinte Bemühung, gut und besser zu werden, in unverbrüchlicher Liebe und festem Muth, gestört. Hier bei diesen Menschen lernte Amalie zum erstenmal weibliche Bestimmung kennen, und die Verhältnisse, welche Liebe in der Ehe in gebildeten Gemüthern erschafft. Sie sah, wie Sophiens ganzes Leben ein Wechsel von Bemühungen und Lohn war, in den täglich erfüllten Pflichten der Hausfrau, der Gattin, der Mutter. Sie sah des Gatten liebestrahlenden Blick,

wenn er von der Aufsicht seines Hauswesens zurückkehrte, seine Kleinen ihm entgegenjauchzten, sein Weib erröthend von Freude seinen Namen rief, wie er dann mit schüchterner Liebe sie vom Pferde entfernt hielt, und sorgsam für ihre Gesundheit — denn sie war am Ende einer Schwangerschaft — sie die Stufen am Hause hinaufleitete. — Amaliens Erziehung, ihr Stand, hatte sie von der Kenntniß dieser Art von Weiblichkeit abgehalten, der Zufall schenkte ihr jetzt das Glück, sie hier auf das schönste idealisirt kennen zu lernen. Sophie war zwar um mehrere Jahre älter als sie, aber bald kamen sich ihre Herzen näher. Sophie verstand Amaliens Lage nicht, sie sah sie mit einem sehr viel ältern Manne verbunden diesen von ihr mit sorgsamer Achtung behandeln, sie sah sie in allem Glanz der Jugend, der Schönheit, des Reichthums an den stillen Freuden, an der glücklichen Liebe ihrer Familie einen so innigen Antheil nehmen — daraus machte sie sich ein Bild von ihrer neuen Bekannten, das ihr eben so viel Achtung als Liebe einflößte. Glücklich schien ihr Amalie nicht, das erhöhte den Begrif, den sie sich von ihrer Tugend machte, sich in ihr Vertrauen einzudrängen hielt sie jede Rücksicht ab, aber es durch herzliches Hingeben zu verdienen war ihr Wunsch, und

darum nahm sie und ihr Gatte Amalien ohne Rückhalt in das Heiligthum ihres häuslichen Kreises auf.

Welche Ansicht von Liebe und Ehe gewann nun die um ihr Glück betrogene Amalie! Die Vorzüge ihres Standes waren ihr nie deutlich gewesen, die Entbehrungen, die er ewig dem Herzen auflegt, indem er es an seiner schönsten Entwicklung hindert, lernte sie nun kennen. Welcher freie Wille des thätigsten Geistes in den vornehmern Ständen sieht seine Bemühungen so zu dem Wohl seiner Geliebten wirken, wie die thätige Hausmutter der mittlern Stände die ihren? Amalie wußte manches ehrwürdige Beispiel von edeln gebildeten Weibern ihres Standes, die einen höhern Zweck des Lebens erkannten, als die Etikette ihres Ranges, in welcher Rücksicht sie auch würkte, aber die Unzulänglichkeit ihrer Bemühungen, nützlich zu seyn, lehrte sie noch deutlicher einsehen, wie verfehlt ihr Daseyn war. Die Bessern ihres Geschlechts arbeiten, um die Zeit auszufüllen, nicht weil ein Bedürfniß sie auffordert, sie vollenden ihr Geschäft, und keine gewonnene Gemächlichkeit macht seine Vollendung zum Genuß, sie lieben ihre Kinder, aber die tausendfachen Bande aufgeopferter Ruhe, durchwachter Nächte, durchduldeter Tage fesseln sie nicht an das Kind,

nicht das Kind an ihr liebebedürftiges Herz, ſie lieben ihren Gemahl, aber es iſt ihnen nicht vergönnt, durch täglich aufs neue gebrachte Opfer ihn ewig neu zu verbinden, nicht im Kampf mit der rauhen Alltäglichkeit, durch den Zauber der ſorgſamen Liebe die Allgewalt der Gewohnheit zu entkräften. Sie haben ein weiches Herz für fremdes Unglück, aber unbekannt mit dem Bedürfniß der Armuth geben ſie von ihrem Ueberfluß, und die Schöpfung ihrer Milde erſcheint nie vor ihrem Auge, ja die Dankesthräne ſelbſt ſcheut ſich der Dankbare vor ihnen zu weinen.

Wie voll Beziehung, wie voll unmittelbaren Wirkens war dagegen der Stand, in dem Sophie mit ihrem Gatten lebte! Jeden Abend lohnte ſie das Bewußtſeyn, durch das Leben dieſes Tages auf die Zukunft gewirkt zu haben. Jede That der Menſchenliebe war ein Band, das den Wohlthäter an den Empfänger knüpfte, denn mit jedem Bedürfniß der Armuth bekannt, war Sophie Vertraute der Noth, ehe ſie Hülfe anbot, und ward Rathgeberin, um die Wiederkehr der Noth zu entfernen. Amalie erinnerte ſich ihrer Kindheit, wie ſie der Sorge einer Bonne überlaſſen, bei Krankheiten von ihr gepflegt, in geſunden Tagen von ihr beſchäftigt ward, hier ſah ſie die gute

Mutter mit unablässigem Zuvorkommen jede Veranlassung zum Uebel entfernen, sich selbst stets aufopfernd, am frömmsten, ihr weiches Herz zum Opfer bringen, wenn das Beste ihrer Kleinen Härte erforderte. In diesem Zeitpunkt, wo Sophiens Gesundheit Schonung verlangte, sah sie den guten Vater die beiden Bettchen seiner Kleinen in sein Zimmer setzen, um ihrer Mutter ruhige Nächte zu bereiten, sie sah ihn mit einer Sorgfalt, als erwarteten ihn die ersten Vaterfreuden, den Zustand seines Weibes bewachen, indeß sie mit der zarten Schamhaftigkeit eines neuveredlichten Weibes ihre Last durch Grazie und Muth zu verbergen suchte.

Jetzt fühlte Amalie, was ihr ewig zu besitzen versagt war, und konnte dem Gedanken nicht entgehen, welches ihr Glück hätte seyn können, wenn Clemens in diesem Stande geboren sie zur Gefährtin seines Lebens gemacht hätte. Er schien ihr nicht so weit von der Bestimmung des Mannes entfernt, wie sie von der ihren sich fühlte. Ihr Gefühl leitete sie zu einem richtigen Urtheil. Der Mann behält in jedem Stande einen Wirkungskreis, der ihn näher an die Menschen knüpft, sie hatte den Ritter in mancher Beziehung als Geschäftsmann, als Gutsherrn, selbst gegen seine

Bediente, handeln ſehen, und ſeine männliche Sanftheit hatte ihrer Liebe, die ſo gern ihren Gegenſtand bewundert, Genüge gethan. Oft wünſchte ſie nun ſeine Ankunft, ſie ſehnte ſich, ihm die Seite, von der ſie jetzt den Menſchen anſah, kennen zu lehren, ſie verſprach ſich einen ſeligen Genuß davon, wenn er der Wierte in dem kleinen Zirkel, in der Seringa-Laube den Feldarbeiten zuſehen ſollte, oder ihnen etwas vorleſen, oder mit dem Oberamtmann von Oekonomie ſchwatzen ſollte, denn daß er an dieſem allem würde Freude finden, war ſie gewiß, ſie kannte ſeine Vielſeitigkeit, und wußte, wie er ſo leicht Herzen gewann. Wenn ihr dann aber das Bild von Sophiens reiner weiblicher Würde vor Augen trat, wenn es ihr anſchaulich ward, was für Verdienſte dieſe Menſchen an ihr ehrten, ſo zitterte ſie vor des Ritters Erſcheinung, und dieſe Scheu goß tiefen Schmerz in ihre Bruſt.

In dieſem wankenden Zuſtand traf ſie Clemens bei ſeiner Ankunft im Badeort an. Der Baron empfieng ihn mit herzlichem Wohlwollen, und verſicherte: er könne ſobald nicht hier fort, denn die Jagd und die Luft bekomme ihm ſo vortrefflich, daß er bis in den ſpäten Herbſt hinein bleiben würde. Clemens

ſchien ſeine Freude nicht einmal verbergen zu wollen, er hatte Amalien in des Barons Gegenwart nie mit ſo viel Empfindung behandelt. Die Gedanken, welche ſie beſchäftigten, machten ſie ſcheu, und darum beantwortete ſie ſein Willkommen mit anſcheinender Kälte. So lieb dem Baron der neue Geſellſchafter war, verſäumte er um ſeinetwillen nicht die Jagdpartie des Nachmittags, ſondern behielt ſich vor, bei ſeiner Rückkehr alle Neuigkeiten von Hof und der Stadt zu erfahren. Das Mittageſſen war alſo kaum vorbei, ſo ließ er den Ritter mit Amalien allein. Amalie hatte ſich jeden möglichen kleinen Vorfall bei Clemens Ankunft ſo oft vorgeſtellt, aber jetzt überraſchte ſie alles, als ſey es neu. Sie hatte ſich vorgenommen, ohne der Vergangenheit zu gedenken, ohne des völligen Stillſchweigens zu gedenken, das der Ritter nun ſeit den vierzehn Tagen ihrer Trennung nie mit einer Zeile unterbrach, dennoch nur den Freund in ihm zu ſehen, ihn von ihren neuen Freunden, ihrem neuen Ideengang zu unterhalten. Nun war alles anders, kaum ſah er ſich allein mit ihr, kaum hatte er an der Anordnung der Bedienten geſehen, daß ſie auf Befehl warteten, um ins Zimmer zurückzukehren, als er mit Entzücken vor Amalien niederſank, er umfaßte ſie

ſanft, er ſetzte ihrem Sträuben einen bittenden Blick entgegen, „fürchten Sie nichts, rief er innig, mich führt nicht Sturm der Leidenſchaft hieher an dieſe heilige Stelle, ich genieße mit Feyer die langerſehnte, die kindiſch-thöricht verſäumte Stunde.“ — Amalie ward ruhiger, und bald gab ſie ſich der Seligkeit des Wiederſehens und Wiederfindens hin. Vertrauen ward gegen Vertrauen ausgewechſelt, Amalie empfieng das gefährlichſte Geſtändniß, das der Tugend eines Weibes drohen kann, — Clemens vertraute ihr die Abwege, die Gefahr, wohin ihn die Entſagung verleitet hätte, die ihre Begriffe von ihrer Pflicht ihm auflegten. Mit glühender Schamröthe, die ſie nur an ſeiner Bruſt zu verbergen wußte, ward ſie zur Mitwiſſerinn ſeiner Schuld, ſie hatte ihm nichts entgegen zu ſetzen, als das Geſtändniß ihrer Hülfloſigkeit, als ihre flehende Bitte, aus Großmuth ſie zu ſchonen. Clemens mißbrauchte ihre Stimmung nicht. „Ich will Sie ſchonen, meine Freundin, ſagte er, ich will nichts von der Ueberraſchung, ich habe von neuem nachgedacht, ich habe über unſer Verhältniß entſchieden — wenn meine Liebe etwas vermag, wenn die Ihre wahr und feſt iſt, ſo erwarte ich Rechte, die mich jeder Ueberraſchung überheben. Sieh, Amalie, rief er,

indem er die Ueberwältigte feſt an ſein Herz drückte, ich halte Dich jetzt, ich könnte jetzt genießen, — ich will nicht, du ſollſt mich freiwillig lohnen, wenn Du eingeſehn haſt, daß eine höhere Pflicht wie erſtickene Schwüre Dich an mich feſſeln" — Er hatte ſie bei dieſen Worten losgelaſſen, er ſaß glühend, aber ſanft neben ihr, als er wahrnahm, daß die wechſelnde Gemüthsbewegung Amaliens Nerven zu ſehr erſchüttert hatte. Ein convulſiviſches Zittern ſchüttelte ſie, ihre Bruſt ward von einem heftigen Schmerz zuſammen gezogen. Clemens ſchauderte, er rief nach Hülfe, er ſchien außer ſich bei der zunehmenden Schwäche, der die geliebte Kranke zu unterliegen ſchien. Der Arzt erſchien, beinahe mit ihm zugleich eilte Sophie herbei, die den Zufall erfahren hatte, und ſeit einer Stunde den gewohnten Beſuch ihrer liebenswürdigen Freundin vermißte. Sie fand den Ritter an ihrer Seite, bald kniend, mit Angſt ihre Hand haltend, bald ungeduldig die Hülfeleiſtungen betreibend, mit denen die Umſtehenden ihm zu lange zu zaudern ſchienen. Sophie hielt ihn für einen Bruder, deſſen unerwartete Ankunft Amalien überraſcht hätte. Zwar war ſie überzeugt geweſen, Amelie habe keine Geſchwiſter, zwar lag in der Theilnahme des Fremden

eine

einer Leidenſchaftlichkeit, wie Bruderliebe ſie nicht ausdrückt, doch blieb ſie bei ihrer Vermuthung, und theilte den Beiſtand, den man der Kranken gab. Nach einigen Minuten konnte ſie wieder ſprechen, und Sophie hörte ſie dem Ritter, der ihr Haupt an ſeine Bruſt gedrückt hielt, mit den innigſten Ausdrücken die Bitte: ruhig zu ſeyn, und ſich hinweg zu begeben, zuflüſtern. Clemens verhieß das erſte, aber weigerte ſich, ſie zu verlaſſen. Die Kranke ſchien darüber beſtig bewegt, der Ritter nahm es wahr, und ſagte mit der Stellung eines innig Bittenden einige Worte, welche Sophie nicht verſtand, worauf Amalie aber ihre Kräfte aufraffte, und mit gefalteten Händen rief: Eben im Namen dieſer unglücklichen Liebe! — ſie ſank entkräftet auf ihre Kiſſen. Der Ritter trat mit dem Ausdruck des Schreckens zurück, wie die Kranke ihm aber mit einem ſchmerzlich zärtlichen Lächeln winkte, ging er zögernd und tief erſchüttert aus dem Zimmer.

Jetzt ahnete Sophie das Verhältniß der beiden Menſchen, ſie hatte das Kreuz auf des Ritters Kleide geſehen, ſie bemerkte in Amaliens Blicken eine Verwirrung, welche ſelbſt das Gefühl der Schmerzen überſtieg. — Noch dachte ſie es ſich aber, wie ihr

glückliches Schickſal ſich Tugend dachte, und die ſtillen Thränen, welche über Amaliens bleiche Wangen floßen, beſtärkten ſie in ihrer Meinung, daß ſie Zeugin des Wiederſehens unglücklicher auf ewig getrennter Liebenden ſey. Die Folge machte ſie irre in dieſem Begrif, der ihr Amalie noch theurer gemacht hatte. Sie fand den Ritter als Freund des Barons, als Mitglied der Familie eingewohnt, ſie lernte nun ihrer Seits das Neue eines Verhältniſſes kennen, welches das Sittengeſetz mit dem Namen des Laſters brandmarkten, das ſie immer mit dem Begrif von Abweſenheit der Tugend gepaart hatte. Amalie war nicht befremdeter geweſen von dem Anblick ihres häuslichen Glückes, wie ſie es war von dem Verein nach ihrem Bedünken unvereinbarer Eigenſchaften. Sie ſah den alten Baron den Freund eines Mannes ſeyn, der ihn nach ihren Begriffen beleidigte, ſie ſah Amalien jede Pflicht gegen ihren Gemahl erfüllen, welche ihre Lage ihr erlaubte, ſie bemerkte in dem Ritter die freimüthigſte Theilnahme an des Barons Geſundheit und Zufriedenheit, überlegne Schonung ſeiner mannichfaltigen Schwächen, und gegen Amalien einen Ausdruck von Achtung, in welchem nur ihr ſcharfer Blick nie die lebhafteſte Zärtlichkeit verkannte. Wehmüthig, die Liebenswür-

digſte ihres Geſchlechts nicht mehr für ihre Mitſchweſter im Beſtreben der Tugend halten zu können, ward ihr Aeußeres der Spiegel ihres Gefühls. Amalie bemerkte es, und empfand mit unendlichem Schmerz, daß ſie ihre Liebe aus dem Kreiſe der ehrwürdig Glücklichen ausſchloß.

Dem Ritter war der Gang von Amaliens Gefühl nicht dunkel geblieben, er hatte mit liebender Theilnahme die Darſtellung, welche ſie ihm von Sophiens häuslichem Glück machte, die rührenden Klagen über ihren eigenen Unwerth in Vergleich mit dieſer Frau angehört, und hatte ſie mit ſeinen Gründen beſtritten. „Glauben Sie denn nicht, meine Freundin, ſagte er ihr, glauben Sie denn nicht, daß ich mir bewußt bin, daß unſer Werth vergiftet iſt, wie unſer Glück? Wir ſind von der Wiege an auſſer der Bahn geriſſen, in der wir das Ziel von Glückſeligkeit fühlender Weſen erreichen konnten — Aber darauf gründe ich meine Ueberzeugung, daß wir die Trümmer dieſes Glücks ſollen retten, daß wir unter den Bedingungen der Menſchheit wie jene Glücklichen gebunden, nicht nach einer Märtyrer-Tugend ſollen ſtreben. Sagen Sie mir ſelbſt, Amalie, wer erfüllt mehr Pflichten gegen Sie, der Mann, deſſen Namen Sie tragen, oder der

Unglückliche, dem dieſe Glücklichen das Bewußtſeyn einer Schuld aufbürden wollen, die er nicht anerkennt? Amalie, iſt ihr Herz verwahrloſt ſeit jener ſeligen Stunde, da es zuerſt an dem meinen ſchlug? — und finden Sie mich heute Ihrer Liebe unwerther, als an dem Tage, wo Sie Ihr Schickſal zum erſtenmal in meinen Armen beweinten? — Nein, meine Freundin, wir ſind beſſer, weil wir lieben, wir würden weiſer ſeyn, wenn wir endlich das ohnmächtige Sträuben gegen die Geſetze der Natur ablegten, und nicht mehr wie Menſchen ſeyn wollten, weil wir nicht glückliche Menſchen ſeyn können. Die Sitten höhnen will ich nie, den Begriffen, welche das Glück Sterblicher heiligen, will ich nie trotzen — O fürchten Sie doch nicht, daß je Freude unſer Loos ſey! — Der demüthigende Druck des Geheimniſſes bleibt uns, die Furcht der Diebe und Räuber iſt das Loos unſrer Liebe — Amalie, wenn über uns Natur und Sittlichkeit richten ſollte, ſo trüg' ich Sie in meinen Armen vor ihr heiliges Tribunal, und wir wären Bürger einer beſſern vollkommnern Welt." —

Vielleicht war eben ſo viel Selbſtbetrug als falſche Vernünftelei in des Ritters Gemüth, da er ſeine Geliebte überredete, ſeine Wünſche als Rechte gelten zu

laſſen. Hatte er ſich aber mit kühner Hand an der Unbilligkeit der Sitten und der Geſetze gerächt, ſo kam nun bald auch der Augenblick, wo Sitte und Geſetz Rache an ſeinem Herzen nahmen. Sein ſittliches Gefühl entwickelte ſich durch ſeine Lage ſelbſt, denn ein ſehr gebildeter Geiſt bot ſeinem Herzen die Hand. Ganz verändert erſchien ihm alſo nach weniger Zeit die Anſicht ſeiner Handlungsart, wie ihm ſeine Geliebte die Entdeckung machte, daß ſie Mutter ſollte werden. Er ward entzückt, aber Amaliens Verzweiflung lehrte ihn, daß auch hier die Sittlichkeit der Natur ihr heiligendes Siegel verſage, und ſeine Freude vergiftete. Aber theurer wie je ward ihm nun das Weib, der er alle ihre Ruhe, der er nun auch den Stolz der Mutterwürde geraubt hatte. Ihre äußere Lage blieb ſich indeſſen gleich, der Baron nahm nach ſeiner Rückkehr aus dem Bade, blühender, munterer, mit ſeiner Ehe zufriedener wie je, die Glückwünſche zu ſeiner bevorſtehenden Vaterſchaft mit der treuherzigſten Unbefangenheit an. Amaliens Betragen, das nie den Anſtand gefährdete, des Ritters öffentlicher Charakter, der jeder indiskreten Aeußerung zuvorkam, hütete das unglückliche Paar vor perſönlichen Verletzungen in ihrem Zirkel, aber das Urtheil, welches über ſie erging, war nicht

weniger ſtreng. Amaliens innres Bewußtſeyn ſprach lauter wie die ſchwankende Stimme eines Haufens, deſſen innerer Unwerth ihm das Recht, über Tugend zu richten, benimmt. — Aber nicht weniger würgte er deßwegen auf ihr und des Maltheſers Schickſal. Sein Ordensoberer, ein Mann von ſtrengen Begriffen und kaltem Herzen, von Mönchshänden erzogen, und der Aufklärung feind, weil er ſie mit Zügelloſigkeit verwechſelte, war zugleich ſein nächſter Verwandter, und durch die Verſchiedenheit ihrer Gemüther nie ſein Freund geweſen. Sobald Clemens die Jahre erreicht hatte, wo der Gebrauch den jungen Rittern eine Reiſe im Dienſte des Ordens befiehlt, hatte er in den Vater des Ritters gedrungen, ſeinen Sohn zur Erfüllung dieſer Pflicht anzuhalten. Clemens, der eben im Vollgenuß des erſten Jugendliebens war, fand wenig Freude daran, die Geſellſchaft der ſchönen **innen mit einem Streifzug gegen die grämlichen Türken zu vertauſchen, und ſtatt der Eroberungen, die ihm ſeine blitzenden Augen verſchafften, ſchmutzige Chriſtenſclaven zu befreien. Er gewann ſeinen Vater, und erhielt, ſtatt dem Befehl, eine Karavane zu machen, die Erlaubniß, London und Paris zu ſehen. Clemens liebte für dieſe Güte ſeinen Vater um ſo mehr, aber der Großkreuz

entzweite ſich darum ſo ſehr mit demſelben, daß dieſer, um einen Verwandten von ſo viel Anſehn und Einfluß beim Orden zu beſänftigen, ſeinen Sohn gar nicht nach Haus zurückkehren ließ, ſondern von Paris nach Malta ſchickte, wo er ſich mit ſoviel Thätigkeit und Muth betrug, daß er durch auſſerordentliche Begünſtigung noch vor der Zeit eine Pfründe erhielt. In den Augen des eifrigen Großkreuz war es nicht hinlänglich, die Türken zu ſchlagen, ſeines Vetters weltlicher Sinn blieb ein Gräuel vor ſeinen Augen, und wie ihn jetzt Ordensgeſchäffte nach ** führten, machte ihn der verjährte Haß zu ſeinem Verfolger. Es gab müßige oder übelwollende Menſchen, welche dem alten Mann die Verbindung des Ritters mit Amallen im ſchwärzeſten Lichte ſchilderten, der Großkreuz drohte ihm mit allem Anſehn des Ordens und der Verwandtſchaft, um ihn zu einer Lebensbeſſerung zu vermögen. Er brauchte empfindliche Mittel für ſeines Vetters Herz, er beleidigte ſeine Geliebte vor dem Auge des Publikums, in der Gegenwart des Fürſten. Amallens Muth erlag, ihr Körper, den Leidenſchaft und Kummer angriffen, theilte die Zerrüttung ihres Gemüths. Nur Mitleid mit ihr verhinderte den Ritter, blutige Rache an ſeinem Vorgeſetzten zu nehmen. Unter dieſen Umſtänden rückte

die Stunde herbei, in welcher durch die verworrensten Irrthümer der Gesellschaft der Natur das Recht genommen war, Amalien mit Freude zu lohnen. Sie rang mit Todesgefahr, ihr bebender Mund durfte in der höchsten Angst den Namen nicht nennen, der in der Tiefe ihres Herzens tönte, des guten Barons blinde Sorge um sie drückte sie mit brennender Scham, und mit einem Kampf von Empfindung, in dem das Muttergefühl schmerzlich siegte, waren Thränen der erste Gruß, den sie ihrer Tochter beim Eintritt ins Leben gab. In ohnmächtiger Schwäche ruhte sie kurz nach der entscheidenden Stunde auf ihrem Lager, als ihre Kammerfrau sich leise vor ihr auf die Knie senkte, und furchtsam ihr zuflüsterte — „theure gnädige Frau! Ein Wort des Trostes für den Ritter, er wacht die ganze Nacht in meinem Zimmer verschlossen" — das war Wohlthat für Amalien, so lebhaft es auch das Gepräge ihres Unglücks, ihrer Schande trug, sie winkte erschrocken dem Mädchen, zog matt ein Band herab, das ihren Kopf umschlang, und sagte mit kaum hörbarer Stimme, indem sie es Martha hinreichte: „das ist für ihn!" —

Mit welchem Herzen empfieng der junge Mann dieses Pfand der ernstesten Stunde! Geliebter ohne

das Anſehn des Gatten, Vater ohne Rechte über ſein Kind, gekränkt in ſeiner Liebe, und um der Liebe willen gezwungen, dieſe Kränkung zu ertragen, war ihm das Leben in dieſem Augenblick eine Qual. Das Band, was Amaliens Schläfe in der Stunde der Angſt umſchlang, ſchien ihm ihr letztes Vermächtniß, und die Stille, die jetzt im Hauſe herrſchte, die Stille des Grabes. In dieſer Stimmung empfieng er von dem Großkreuz den Befehl, mit Aufträgen des Ordens nach Maltha zu gehen, und ſo, ohne eine ſchimpfliche Zurechtweiſung zu erwarten, das Aergerniß ſeines Wandels zu verſöhnen. Er verzehrte ſich in ſeiner gebändigten Wuth, aber die Gefahr, in der noch Amaliens Leben ſchwebte, gab ihm die Faſſung ohne weitere Erklärung gegen den unverſöhnlichen Verwandten, deſſen Befehl er nicht ausweichen konnte, um vierzehn Tage Aufſchub zu bitten. Dieſe Zeit mußte über Amaliens Leben oder Tod entſcheiden. Verlor er ſie, ſo war ihm ein türkiſcher Säbel, ſo war der Grund des mittelländiſchen Meeres eine Wohlthat, um die er bublte, und rettete ſie ihm das Schickſal, ſo ſollte ſie über ſeine Zukunft entſcheiden.

Sie lebte, und ſeine Rechte als Hausfreund erlaubten ihm, ſie zu beſuchen, ehe noch ein Fremder

ihr Zimmer betrat. Der Baron führte ihn selbst zu ihr. er legte seine Tochter in seine Arme — Amaliens Schwäche gebot Stille in diesen Auftritt zu bringen, und das milderte den Sturm, den er in den Busen der Liebenden erregte. Clemens, der sich beim Anfang einer langen, vielleicht ewigen Trennung von dem kleinen Wesen sah, über das kein Gesetz seinem Herzen Rechte zusicherte, ward bei seinem Anblick neben der zitternden Mutter, deren bleiche Wangen vom zartesten Roth gefärbt wurden, von unnennbarer Wehmuth ergriffen, er gab das schlummernde Kind schweigend dem guten Baron zurück, und die Heftigkeit, mit welcher der Ritter ihm zum Glückwunsch die Hand drückte, erregte eine Empfindung in ihm, die in einem weniger passiven Gemüthe Verdacht geworden wäre. Clemens nahm sie nicht wahr, in diesem Augenblick überwältigte ihn ein zu heiliges Gefühl, er hätte Amaliens Gemahl auf den Knien beschwören können, dem schuldlosen Kinde ein guter Vater zu seyn. Einige Tage nachher hielt er Amalien für hinlänglich gestärkt, um über sein Schicksal zu entscheiden. Cotty, die junge Kammerfrau, die ihm durch die freiwillige Theilnahme an seiner Lage, vielleicht ohne ihren ganzen Umfang zu errathen, unendlich wohlgethan hatte, versicherte ihn, ihre Herr-

ſchaft habe ſchon geleſen, ſie habe ſich ſchon mehrmals ein Käſtchen geben laſſen, das Schriften enthalte, und weine, und leſe ſie, und herze dann inniger ihr Kind. Clemens kannte das Käſtchen, das ſeine Briefe einſchloß, und jeder Schmerz einer Liebe, die Fehltritte ſelbſt veredelten, durchdrang ſeine Bruſt. Er ſchrieb an Amalien.

„Die heiligſten Bande machen Sie zur Herrin meines Schickſals, ich wünſche Ihre Ruhe, die mir theurer, wie mein Leben iſt, nicht zu ſtören, und muß doch jetzt Sie auffordern, über dieſes Schickſal zu entſcheiden.“

Er theilte ihr dann ſeine Verhältniſſe gegen den Großkreuz, und den erhaltenen Befehl ins Ausland zu gehen, mit, und fuhr fort:

„Gebieten Sie nun über den Weg, den ich einſchlagen ſoll — Es giebt einen Ausweg für uns — ein entfernter Welttheil ſteht uns offen, eine leicht zu erſinnende Liſt bewegt, die wir verlaſſen, uns unter die Todten zu zählen und Penſylvanien nimmt uns unter ſeine Bürger auf. Meine Liebe vermag das, und die Deine. Amalie, wird Dich zur Heldin machen. Aber Dein Kind? — — Gebiete! Bleibt dieſes Land unſer Wohnort, ſo muß ich mich jetzt dem Sclavenjoche, dem

ich fröhne, unterwerfen, ich muß mich von dem Weibe meiner feurigſten Liebe trennen. Befiehlſt Du mir dieſen Gehorſam? befiehlſt Du mir Widerſetzlichkeit und trotziges Abwarten ihrer Folgen? Dein Wille iſt mein Geſetz. Dieſe letzten Wochen haben mich erſt zum Manne gereift, ohne mich meine Thaten als Jüngling verläugnen zu lehren. Ich that Recht, wir thaten Recht, die Qualen, die unſer Herz jetzt zerfleiſchen, lehren uns, welche Güter man uns entriß, welche Güter wir noch retteten. Amalie, uns knüpfen unauflösliche Bande! — Ich kann Dich verlaſſen müſſen, die Obermacht, der ich jetzt weiche, kann mich zwingen, meine Jugend fern von Dir zu verſchmachten, ſie kann die Sünde, die Deine ſchönen Augen beweinen, zu meiner letzten Seligkeit machen — Amalie, Dein Geliebter kann erſt als Greis wiederkehren, aber Dein Anblick wird ſein erſtarrtes Blut erwärmen, der Anblick Deiner Tochter wird die Liebe ſeiner Jugend zurückzaubern — ich ſchone Dich und mich. — Wohl denn, ewig Geliebte, gebiete mir zu gehen, zu trotzen, Dich zu retten und mich."

Amalie antwortete ungeſäumt: „Jede Ihrer Zeilen ſoll als heilige Wahrheit ein Pfand unſrer Zukunft mir bleiben. Wir tauſchten das Recht, unſer

Schickſal zu gebieten, gegen einander aus. Sie ſprachen über das meine, und ich weihte mich Ihnen und einem Elende, das mir theurer iſt, wie jedes Glück jetzt gebiete ich über das Ihre, gehorchen Sie dem Befehl Ihres Obern, reiſen Sie. Als Greis werden Sie mich wiederſehn, wann es aber auch ſey, das letzte Leben meines Buſens gehört dem Freund meiner Jugend. Die Erziehung meines Kindes verſöhne die ewig theure Schuld der Vergangenheit — den Banden, die uns feſſeln, gebietet die Tugend ſelbſt, ewig zu ſeyn.“

Von Thränen benetzt ſandte Amalie dieſe Zeilen, mit Schmerz der Verzweiflung empfieng ſie der Ritter, und nach wenigen Wochen ſtieg er in Genua zur Ueberfahrt nach Malta zu Schiff.

Amalie genas langſam, und von dem Innern ihrer Krankenſtube an bildete ſie ſich eine neue und würdigere Exiſtenz. Sie war ſich bewußt, wie die Menſchen ſie anſahen, ſie fühlte ſich aber unabhängig über den Ausſpruch der Gemeinheit, ſo wie über Verurtheilung der Tugendhaften. Weiber ohne Sitten glaubten, ſie gliche ihnen, und ihre müßige Zunge eiferte giftig über die kalte Hoheit, mit der ſie ſich von ihnen entfernte. Die Glücklichen, die ihre Pflichten ſtets

wahrten, weil ihre Wünſche mit ihnen zuſammenſtimmten, oder weil keine Verſuchung ſie prüfte, nannten die Ruhe Troz, mit der Amalie in der großen Welt auftrat, und ſich ihr ſoviel wie möglich entziehend, ihre Zeit zwiſchen ihrem Kinde, und einem kleinen Zirkel theilte, der ihr, nebſt allen andern Anſchuldigungen, auch noch die zuwege brachte, den Ruf einer Frau von Geiſt mit den Trophäen der Schönheit zu verbinden. Jezt da der Ritter entfernt war, und die lähmende Perſiflage, mit der er jede Indiskretion der Art rügte, nicht mehr erſchreckte, verſuchte man ſo lange, den Baron von den Vermuthungen des Publikums zu unterrichten, bis ſeine unerſchütterliche Gleichmüthigkeit endlich doch hinlänglich geſtört wurde, um Amaliens Irrungen auch mit den Qualen zu ſtrafen, welche Verdacht der Art, wenn er einmal in einem ſchwachen, beſchränkten Gemüthe erregt iſt, der Gattin erleiden läßt. Sie bemerkte bald, was die Urſache ſeiner veränderten Stimmung war, ſie hatte dieſen Fall ſchon berechnet, und war ſich bewußt, dieſem neuen Schmerz als Folge ihrer Schuld begegnen zu müſſen. Sie nahte ſeiner übeln Laune Geduld, ſeinen beiſſenden und meiſtens ihn ſo gut wie ſich ſelbſt compromittirenden Anſpielungen, eine unermüdliche Kunſt, ihnen durch

ihren Geiſt den Gift zu benehmen, entgegen, ſie verdoppelte ihr Bemühen, ihm Achtung zu verſchaffen, ſie bewieß durch die Ruhe ihres Betragens, daß ſie gewiß ſey, Achtung zu erhalten, und beharrlich in Tugenden, welche die Liebe entwickelte, und welche die Liebe unſterblich machten in ihrer Bruſt, hatte ſie ſich in wenig Jahren in der Geſellſchaft und bei ihrem Gemahl den Platz feſtgeſetzt, wo ein edles Weib über jeden Angrif der Mißgunſt ſo wie der Verläumdung erhaben iſt.

Jahre verſtrichen, ohne daß der Ritter wieder den vaterländiſchen Boden betrat, ſein Briefwechſel mit Amalien war indeſſen ununterbrochen, er war ſtets der Ausdruck ihrer beider Empfindung geweſen: in der Freundin, die ſich, durch Zeit und Mutterliebe läuternde, ewige Liebe, in des Ritters Briefen bald Trotz gegen das Schickſal, bald die milde Weisheit, welche die vielfache Anſicht der Welt, die Uebung der Kräfte, die Erhaltung eines Heiligthums im Innern des Herzens, dem Manne giebt. Die Aufträge, welche ihm ſein ſtrenger Verwandter an den Orden gab, wären bald ausgerichtet geweſen, der Großmeiſter wußte aber ſeine Ehre ſo liſtig zu einer kriegeriſchen Thätigkeit aufzufordern, und ſein Leben war ihm in dieſem Augen-

blick um einen so geringen Preis feil, daß er mit Bereitwilligkeit eine kleine Eskadre bestieg, welche der Orden damals zur Unterstützung der Russen in die Levante bestimmte. Seine Freundin, die von allen seinen Schritten unterrichtet war, von dem schönen Ehrgeiz beseelt, der die Lorbeern des Geliebten auch mit seinem Blut zu erkaufen den Muth hat, spornte ihn an, die rühmliche Laufbahn zu verfolgen. Ihre Liebe durch das Opfer veredelt schwang sich zu dem schönsten Enthusiasmus auf, sie sah es nicht mehr für Schuld an, ihm ihr Geständniß in jedem Briefe zu wiederholen, und der Ritter sah sich in dem Alter, wo die meisten Männer seines Standes stumpf für Genuß, und ohne Glauben an weibliche Tugend, die Liebe für ein Mährchen halten, zu der schönen Ueberzeugung gereift, daß die höchste Liebe und die höchste Tugend stets Eins sey, und, in dem Mann wie in dem Weibe, alle andere Tugend in ihrem Gefolge versammle. Vier Jahre waren nun verstrichen, seit er unter fremden Himmelsstrichen umher irrte. Die Gewässer des mittelländischen Meeres waren von ihm in jeder Richtung durchkreuzt, in Italien hatte er die Schönheiten der Natur und die Trümmer der Vergangenheit genossen,

und

und er glaubte kühn: er dürfe nun den Verſuch wagen, in Amaliens Nähe zu leben, ohne ein andres Glück zu verlangen, als ihre Ruhe ihm geſtatten, als ihre Mutterwürde vor ihr ſelbſt rechtfertigen könnte. Schon zweimal bat er Amalien vergeblich um die Erlaubniß, vor ihr zu erſcheinen, ſie gebot ihm, ſeine Entfernung zu verlängern, und die Furchtſamkeit, welche dieſes Gebot erzeugte, machte ſeinen Muth wieder zu Schanden. Familien-Angelegenheiten zwangen ihn endlich, ſeiner Freundin Einwilligung zu einer Rückkehr, die ſich nicht mehr aufſchieben ließ, zu begehren. Wie ihn ſein Vater zu dem Orden beſtimmte, hatte er einen ältern Bruder, der einziger Erbe von den beträchtlichen Familiengütern war. In den erſten Jahren ſeiner Abweſenheit ſtarb dieſer ältere Bruder ohne Kinder jetzt folgte ſein Vater ihm nach, und Clemens ſah ſich nun als Haupt ſeines Hauſes genöthigt, ſeine Angelegenheiten an Ort und Stelle zu berichtigen. Auf das ehrenvollſte von dem Orden belohnt und entlaſſen, und die Einkünfte ſeiner reichen Familiengüter mit denen einer anſehnlichen Comthurey vermehrend, eilte er auf das Landgut, wo ſein Vater ſtarb. Seine Mutter, eine ehrgeizige Frau, ſah mit Mißvergnügen durch ihres Sohnes Gelübde ſich

der Hoffnung, Enkel zu umarmen, beraubt. Dem Bruders Sohn ihres Gemahls, eines Mannes, der nie ihr Liebling war, fielen ihre Rechte zu. Das Ansehen der Familie, und diese besondern Umstände setzten den Ritter in den Fall, ohne viele Mühe Dispensation seiner Ordenspflichten zu erhalten, und die stolze Frau empfieng ihn nicht nur mit diesem Vorschlag, sondern mit dem Antrag einer glänzenden Heirath, die sie als Ursache und Folge jenes ersten Schrittes für unfehlbar hielt. Clemens hatte vielleicht diese Plane vermuthet, er beantwortete sie bei der ersten Eröffnung schon mit einer entschiedenen Weigerung. Die alte Gräfin war erstaunt, sie fragte um die Gründe einer so verkehrten Denkungsart, und erhielt die einfache Antwort: er sey der Freiheit gewohnt, und sein Geschmack entferne ihn von den Geschäften und Pflichten eines Hausvaters. In dem Gesicht der Gräfin entstand ein listig spöttischer Ausdruck, der ihm bewies, daß ihr seine ehemaligen Verhältnisse nicht unbekannt geblieben waren — „Und wen bestimmst Du zu Deinem Erben?" fragte sie mit unterdrücktem Zorn. — „Wen Gesetz und Natur dazu ernannte, meines Onkels Sohn." — Also Fremde, Kinder eines Mannes, dessen abentheuerliche Denkungsart uns immer verhaßt war, de-

ren Erziehung" ..... Verzeihen Sie, meine Mutter, ich habe da meine eignen Plane, ich habe den Umweg von ein paar Meilen nicht geſcheut, und Ihre Schwägerin auf ihrem kleinen Landgut beſucht, Ihr Neffe iſt ein liebenswürdiger Knabe, an dem ſeine brave Mutter keine Sorgfalt fehlen ließ, ſie erlaubt mir, ſeine Erziehung ganz allein zu vollenden. — „Ein ſchöner Plan! Willſt Du die vier Bettelfräulein, ſeine Schweſtern, nicht auch erziehen?" — Das vermag ihre Mutter beſſer wie ich .... „Oder Deinen erwählten Erben mit Fräulein von Fels erziehen laſſen?" — Da würde ich fürchten, er würde ihrer nicht würdig, denn die vortrefflichſte Erziehung eines Mädchens paßt ſich für keinen Mann. Ich werde ihn erziehen.

Dieſe kühne Freimüthigkeit bewies der klugen Frau unwiderleglich, daß ſie ihr mütterliches Anſehen und ihre weibliche Liebenswürdigkeit zugleich compromittirte, ihre Herrſchſucht ſträubte ſich, aber ihr Stolz konnte dem Triumph, einen allgemein bewunderten und geſchätzten Sohn zu haben, nicht widerſtehen. Sie konnte es nicht über ſich gewinnen, öffentlich ſeine Entſchlüſſe zu tadeln, aber ſie vermochte es eben ſo wenig über ſich, freundlich mit ihm zu leben. Wie

nach wenig Tagen Leo, der Neffe ihres verſtorbenen Gemahls, bei ſeinem Vetter anlangte, und bei dem Geſinde und Hausgenoſſen als künftiger Erbe eingeführt wurde, verließ ſie das Schloß, und bezog ihren Witwenſitz, ohne ſich mehr um die Angelegenheiten ihres Sohns zu bekümmern.

Sobald der Ritter ſeine Geſchäfte berichtigt hatte, flog er nach der Reſidenz, wo ihn Amalie, mit der Hoffnung, ihre Ruhe zu erhalten, erwartete. Sie hatte ein ganzes Jahr ſeinen Bitten, zurückkehren zu dürfen, widerſtanden, nun der Zufall, nun Nothwendigkeit ihn zurückriefen, vertraute ſie der Stärke ihres Gemüths, und bereitete ſich, den Augenblick des Wiederſehens zu ertragen. Sie verbot ihrer Einbildungskraft, ſich irgend ein Bild davon zu machen, ſie drängte den Gedanken an alle die Gefühle, welche er erregen könnte, zurück, ſie wollte dieſen Zeitpunkt ihres Lebens von der Vergangenheit trennen, und ſich zwingen, den Ritter wie einen längſt verheißenen Freund anzuſehen, deſſen ganzes Leben ſie kenne, den ſie aber jetzt zum erſtenmal von Angeſicht zu Angeſicht ſchauen ſollte. Es war gut, daß ſie ſich kein Bild dieſes Wiederſehens gemacht hatte, ihre Ruhe hätte dabei nicht gewonnen, und ihr Muth hätte verloren, denn ſie

würde bei dem erſten Anblick erkannt haben, wie kindlich alle Menſchenweisheit iſt gegen die Allmacht der Liebe. Fünf Jahre hatten ihr eine ſolche Ewigkeit geſchienen, ſie war in dieſen fünf Jahren ſo vielen Reizen des Lebens abgeſtorben — Clemens ſeine letzte Zeilen: „Als Greis werd' ich Dich wiederſehn" hatte ſie ſich als die einzige Weiſſagung gedacht, welche erfüllt werden würde, und in einer kindiſchen Täuſchung der Seele wähnte ſie, dieſe Empfindung würde nun ihr Verhältniß beſtimmen. Oft wenn ſie mit heldenmüthiger Entſagung die verlängerte Abweſenheit des Ritters beförderte, oft wenn ſie matt von dem trivialen Zwange ihrer conventionellen Exiſtenz, erſchöpft von der Bemühung, die Leere des gutmüthigen Baron mit freundſchaftlichem Umgang zu füllen, in der Stille der Nacht einer zu theuern Vergangenheit gedachte, tönten Heloiſens Worte leiſe in ihrem traurigen Gemüth:

Death only, death kan break, the lasting chain
and here evn' then shall my cold dust remain,
here all its frailties all its faults resign,
and wait till 'tis no sin to mix with thine — — —

Ihr Wiederſehen hatte ſeyn ſollen, wie das Wiederſehen der Schatten jenſeits des Styx, und nun ſtürzte

er zu ihren Füßen, liebenswürdiger wie je, gereift an Güte und Geist, mit aller angedäuften Liebe von fünf Jahren schmerzlicher Entsagung — und was sollte ihre Ruhe retten? zu ihrer Tochter, zu Emiliens kindlichem Liebreiz flüchtete das liebende Weib. Der Ritter fühlte sie in seiner Umarmung zittern, er ahnete, daß der Augenblick, den seine männliche Vernunft so oft berechnet hatte, nicht ihrer Herrschermacht unterworfen war, er gab der Bemühung seiner Freundin willig nach, die sich losmand, und mit einer Stimme, wo Angst und Zärtlichkeit kämpften, den Namen des Kindes ausrief — die Kleine eilte aus dem Nebenzimmer herbei, „Emilie, das ist der gute Freund, für den ich dich oft beten lehrte," sagte Amalie, — „Gottlob daß Sie da sind!" rief das Kind, indem sie mit der einen Hand die Puppe hielt, mit dem andern Arm den Ritter, der sie knieend umarmte, umschlang. Clemens schluchzte an des Kindes Halse — „Mutter, nun weint Er — hast du ihm denn gesagt, daß Du so oft um ihn weinest?" sagte mit großen Augen, die Mitleidsthränen füllten, das kleine Mädchen, unbesorgt wie viel sie verrathe.

Bedarf dieser Auftritt einer Auswahlung, so hatte die ganze Geschichte keinen Sinn. Du glückliche

Mutter, die jauchzend ihres geehrten Gatten Segen auf das Haupt ihres geliebten Kindes anflehte, weine eine Thräne um die glühende Schamröthe, mit der Amalie ihrer Tochter verbergen mußte, daß ihr Vater jetzt seinen Segen verstohlen und mit bittern Thränen auf sie herabweinte. —

Der Baron empfieng den Comthur, denn zu dieser Würde war Clemens gelangt, mit der unbefangensten Treuherzigkeit. Alles, was Clemens erblickte, durchdrang ihn mit neuer Achtung für seine Freundin. Selbst des Barons nichtbedeutender Charakter hatte in ihrem Umgange das Bedürfniß wohlzuthun gewonnen. Er war unfähig, sich die Bestandtheile von anderer Glücke zu denken, aber wenn Amaliens Vorsorge und Thätigkeit einem armen Unterthanen seine Lage erleichtert, einem treuen Bedienten die Aussicht auf eine Versorgung im Alter, einer hülflosen Witwe Unterstützung für ihre Kinder verschaft hatte, nahm er gern ihren Dank an, und war in der Täuschung vergnügt, daß er diese guten Werke gethan habe, zu denen er nur höchstens seine Einwilligung gab. Mit liebenswürdiger List wußte Amalie in Alles, was sie ihm zu thun vermochte, seine Vorrechte als Gutsherr, oder seine Würde als Mann von Stande in ein glän-

grades Licht zu ſetzen, und da fand er es ſehr angenehm, von ſich ſagen zu können, was der beſte König als das Ziel ſeiner Regierungsſorgen zu ſagen wünſchte, — daß jeder ſeiner Unterthanen Sonntags ein Huhn im Topfe habe. Nur in einem Punkt ward es Amalien ſchwer, ihre Übermacht zu behaupten, und das war in Emilieus Erziehung. Der gute Baron machte ſie ihr zwar nicht ſtreitig, aber ſeine immer zunehmende Liebe für das Kind war oft ein Gegengewicht in der Wagſchale ihrer beſten Bemühungen, die Kleine zu bilden. Sie errang dieſes Hinderniß mit ſchüchterner Ergebung, und lehrte dem Kind, wozu ſein kleines Herz geneigt war, die dankbarſte Achtung gegen den gütigen Mann, indeß ohne ihre Abſicht, ja oft zu ihrem Schrecken eine enthuſiaſtiſche Liebe gegen den unbekannten fernen Freund, den der Mutter ſorgſame Zärtlichkeit ihr nur neben Gott und der Tugend nannte, in ihrem kleinen Herzen entſtand.

Die Wahrnehmung der vielen noch entwickelten Vollkommenheiten in der geliebten Frau mußte das Comthur Neigung erhöhen, aber ſie konnte ſeine Wünſche nicht vernichten. Er war nicht mehr der ſtürmiſche Jüngling, der mit kühnen Sophismen noch dem Genuß des Augenblicks ſtrebt, er erkannte mit ern-

ster Wehmuth, daß fünf Jahre Entfernung, daß die glühende Sonne auf Malthas Felsen, daß die Erwartung des Todes von den Säbeln der Afrikaner — daß alles ohnmächtig ist, die Stimme der Natur zu zerstören. Mit schmerzlichem Entzücken sah er an Amaliens bleichen Wangen, die bei seinem Anblick eine glühende Röthe überflog, an dem Zittern ihrer Stimme, wenn sie sich unerwartet allein mit ihm fand, an den heimlichen Thränen, die sie oft in Emiliens Locken verbarg, daß sie seine Empfindung theilte. Seine Vernunft lehrte ihn nun deutlich, daß Trennung seine einzige Rettung sey, aber sein männlicher Stolz, so wie seine Liebe, wußten nicht, wenn der Augenblick eintreten würde, der diesen Ausspruch verkünde, denn wie ein Feiger stehen vor der Gefahr wollte er nicht, und allein stark seyn, und so Amaliens geliebte Schwäche beschämen, hätte er verachtet.

Die ganze Familie begab sich auf's Land. In der Nähe des Schlosses befand sich eine kleine Kapelle auf einer waldigten Anhöhe, welche durch ein wunderthätiges Muttergottesbild berühmt war. Es ward an manchem Feiertage verehrt, aber besonders ging eine große Wallfahrt dorthin am Feste der Himmelfahrt der göttlichen Mutter. Schulden jeder Art sanken dort

Versöhnung, für Wünsche jedes bedrängten Herzens ward sie die milde Vorbitterin, aber besonders wandelten liebende Mädchen auf dieser Pilgerfahrt, denn das Bild der Allreinen schützte das Glück der Liebenden, heilte verwundete Herzen, und gab himmlischen Trost, wo irrdisches Glück auf immer versagt war.

Die Kapelle gehörte zu der Herrschaft des Barons, und seit dem er mit seiner Familie jährlich den Sommer in dieser Gegend zubrachte, hatte Amaliens Ansehen, die weise Duldung, mit der sie den frommen Pilgern nichts in Weg legte, die Strenge, mit der des Barons Beamte auf öffentliche Zucht hielten, diese Wallfahrt von allen äußern Mißbräuchen gereinigt. So weit himmlische Begriffe sich auf das Irrdische angewendet nicht vergröbern müssen, war es ein schönes Fest, von Fern und Nah Menschen, mit der Zuversicht, Trost zu finden, die blühenden Hügel hinanklimmen zu sehen zu der Königin des Himmels.

Es war der schönste Sommertag, als Amalie, von ihrem Gast und ihrer Familie begleitet, sich an dem Fuß des Hügels in den Schatten hoher Ulmen setzte, um den Zug der frommen Seelen zu beobachten. Ein sehr junges Mädchen zeichnete vor allen sich aus, ihre ganze Gestalt drückte Liebe und Andacht aus, große

blaue Augen waren von Thränen ſchwer auf den Roſenkranz gerichtet in der gefalteten Hand, ſie war ſehr ſauber gekleidet, und mit zierlichen Füßen gieng ſie baarfuß den rauhen Hügel hinan. Ihr zur Seite ſchritt ein junger Mann mit ſchwärmendem feurigem Auge, ſeine braunen Wangen, ſein krauſes Haar waren das Bild kräftiger Jugend, er ſchien dem Mädchen anzugehören, denn ſie gab ihm am Fuße des Hügels ihr kleines Bündelchen zu tragen. Aber ſeine Schuld mußte größer ſeyn, wie die ſeiner reuigen Begleiterin, denn er ließ ſich auf ſeine Kniee nieder und ſtieg ſo den Hügel hinauf. Amalie und Clemens ſahen ſich lächelnd an, ein gleiches Intereſſe zog ſie zu dem büßenden Paare, ſie ließen Emilien unter des Barons Schutz, und giengen auf einem Seitenweg auf die Kapelle zu, wo das Mädchen an der Thüre ſtand, und mit den Lippen betend unter ſtillen Thränen dem mühſamen Weg ihres Begleiters zuſah. Wie er angelangt war, giengen ſie zuſammen in die Kapelle, die eben, da es ſchon Abend ward, nicht ſo angefüllt war, daß ſie nicht hätten die innige Andacht der Betenden wahrnehmen können. Das Mädchen zerfloß in Thränen, der Jüngling ſchien einen Augenblick von einem Anfall von Verzweiflung ergriffen, er faßte mit

der Hand in das dunkle Haar, das seine erblassende Stirn umschattete. Sein Anblick war fürchterlich, doch plötzlich, wie von einem Gnadenstrahle erleuchtet, sank er mit dem Antlitz auf die Stufen des Altars, betete lange, stand dann gelassen auf, und mit stiller Wehmuth, indem ein paar langsame Thränen über seine Wangen rannen, ruhte sein Blick auf dem betenden Mädchen, die ganz in ihre Andacht verloren am Altare lag. Clemens und Amalie fühlten einen unwiderstehlichen Zug, mehr von diesen Leuten zu wissen, sie ahneten ein sonderbares Schicksal von ihnen, so viel Andacht mit diesem Ausdruck von Leidenschaft schien ihnen mit Unglück zu drohen. Sie liessen das junge Paar den Hügel heruntergehen, und beobachteten, daß sie, ohne sich bei dem Haufen der übrigen Pilgrime, die jetzt im Wirthshaus versammelt waren, aufzuhalten, ihren Weg wahrscheinlich nach ihrer Heimath zu nahmen. Der Comthur eilte sogleich unter die versammelte Menge, um Nachrichten von ihnen einzuziehen, und er hörte von mehreren Wallfahrern, daß der junge Mann der Pächter eines großen, dem Kloster Ewaldsthal zugehörigen, Meyerhofs, und das Mädchen sein Geschwisterkind sey. Die beiden andächtigen Büßenden beschäftigten Amalien den ganzen

Abend. Der Meyerhof lag nur eine Stunde von dem Gute, und der Baron, der mit dem Prälaten des Kloſters manchesmal auf die Jagd gegangen war, und daher die Gegend kannte, ſchlug Amalien vor, in den nächſten Tagen einen Spazierritt dahin zu machen. Elfrig nahm ſie den Vorſchlag an, und obſchon an dem beſtimmten Morgen der Baron eines unerwarteten Geſchäfts wegen ſie nicht begleiten konnte, drang er doch in ſie, in der Geſellſchaft ihres Gaſtes dieß Abenteuer zu beſtehen.

Der Weg war ſchön, die Schatten des Waldes ſchützten ſie vor den Strahlen der Sonne, und gaben ihrer Stimmung etwas beſonders Romantiſches. Die Nähe des ſie begleitenden Reitknechts legte ihren Blicken, ihrer Stimme einen Zwang auf, der das Feuer ihrer Herzen nur mehrte. Bald ritten ſie ſchweigend neben einander, denn Beide waren mit der ſchrecklichen Nothwendigkeit beſchäftigt, die ſie zu einer neuen Trennung zwang, und Beide warteten bang auf die Veranlaſſung, dem andern ein Geſtändniß zu machen, das in ſeinem Schmerz den ganzen Umfang des Glückes enthielt, dem ſie aufs Neue entſagen ſollten. Nur einer mit dem andern beſchäftigt erreichten ſie den Hof, der, von den ſchönſten Feldern umgeben, auf

einer freien, Wald umkränzten Ebene lag. Alles umher athmete Ordnung und Fleiß. An dem großen Hofthor trat ihnen der junge Mann entgegen, der ihre Aufmerksamkeit bei der Wallfahrt so sehr gewonnen hatte, und hieß sie höflich willkommen. Sein Gesicht drückte Unruhe und fromme Schwärmerei aus. Sie besahen die Gärten, und ruhten dann in einem reinlichen Zimmer aus, wo eine bejahrte Frau mit einer Handarbeit beschäftigt war. Noch hatten sie die Begleiterin ihres Wirthes nicht erblickt, und fürchteten fast, ihre Neugierde nicht befriedigt zu sehen, als sie unerwartet ins Zimmer trat, um sie mit der Milch, welche ihnen der höfliche Wirth angeboten hatte, zu bedienen. Das Mädchen war noch blässer, wie am Tage der Wallfahrt, aber eine sanfte heitere Ruhe verklärte ihr Gesicht. Sie sah aus, als hätte die himmlische Jungfrau ihr Gebet erhört. Amalie begrüßte sie, und that ihr nach ein paar Augenblicken die Frage: ob sie nicht am Himmelfahrtsfest die Wallfahrtskapelle besucht habe? Das Mädchen bejahte sie, erröthend mit einem scheuen Blick auf die ältliche Frau, die sie Mutter nannte. Ihre Stimme war sanft, ihr Ausdruck über ihren Stand gebildet, so daß Amalie, wie sie das Zimmer verlassen hatte, die Mutter fragte: ob

ihr Kind ſtets auf dem Lande erzogen ſey? Die alte Frau ſchien ungern zu antworten, in ihrem Weſen war eine Miſchung von Frömmelei und Härte, ſie ſagte trocken, ſie ſey als Waiſe bei einem geiſtlichen Herrn, ihrem Onkel, erzogen, nach deſſen plötzlichem Tode ſie nun Armuth zwinge, bei ihrem Bruderſohn den Haushalt zu führen. Der jungen Veronika vorzügliche Bildung war nun einigermaſſen erklärt, obſchon es immer ein ſeltenes Beiſpiel blieb, von einem geiſtlichen Herrn Bildung erhalten zu haben, aber ihre rührende Thränen und Florians Schwermuth blieb ihnen ein Räthſel, das ſie um ſo mehr anzog, da ſie es zu errathen vermeinten. Die Furcht, dem Gefühl dieſer Menſchen zu nahe zu treten, hinderte ſie, weiter zu fragen, ſie mußten, ohne ihre Neugier zu befriedigen, ihren Rückweg antreten, als zu ihrer Freude Florian denſelben Weg, den ſie reiten mußten, mit einem Brodſcheit auf der Schulter, einſchlug. Sie gaben ſogleich die Pferde dem Reitknecht, und giengen neben dem jungen Mann durch die Weidenallee auf den nahen Wald zu. Sein Herz ſchien eben ſo bedürftig zu antworten, wie ihre Theilnahme zu fragen bereit war, aber er antwortete nicht wie jemand, der Mittheilung gewohnt iſt, ſondern wie aus einem voll-

len Herzen das Gefühl überſtrömt. Ohne durch Reden unterrichten zu wollen, ja ohne an Worte gewöhnt zu ſeyn, ſagte er oft das Geringfügigſte, und wußte das Wichtigſte nicht zu erklären, weil er in ſeiner Einfalt viel mehr empfunden wie gedacht hatte. Die Geſchichte war ſehr alltäglich. Florian hatte ſein ganzes Leben auf dem Boden verlebt, den er noch anbaute, ſein Vetter, der vorige Pachter, hatte ihn als ein Waiſe angenommen. Damals war die Meyerei eine bloße Ziegelhütte, wo jetzt Wieſen und Frucht grünte, war Wald, er hatte als Kind jene Fläche ausreuten helfen, als Jüngling dort zum erſtenmal Klee geſäet, wo ſonſt hohe Tannen die nahen Felder beſchatteten. Die Gegend war zum Garten gediehen vor ſeinen Augen. Der alte Vetter erkannte Gottes Segen in Allem, und der gnädige Herr (der Prälat) hielt ſeinen Diener hoch in Ehren. Wie er nun ſtarb, that es ihm weher, ſeine Felder zu verlaſſen, und ſeine Gärten, wie das Leben, „und er ließ mich ihm geloben, ſagte Florian, bei der Jungfrau und dem Schutzpatron unſers Kloſters, nie den Dienſt des gnädigen Herrn und den Anbau unſrer Felder zu verlaſſen“ — — Nun, und warum bleibt ihr ſo lange allein bei dem großen Haushalte? fragte Amalie weiter. Florian ſah ſie befrem-

fremdet an: „ich habe immer eine Hauſerin *) gehabt . . . jetzt haust meine Baſe," — ſagte er nach einer kleinen Beſinnung — Warum aber habt ihr nicht geheirathet? — Eine hohe Röthe, die nicht Scham war, ſondern aus dem gepreßten Herzen emporſtieg, überzog Florians Geſicht: „unſer eins heirathet nicht." — Trägt denn euer Pacht nicht ſo viel, ein Weib zu verſorgen? — Florian ſah vor ſich hin und antwortete verlegen: „Hier zu Lande haben die Herrn Prälaten keine beweibte Pächter" — Und deßwegen heirathet ihr nicht? fuhr Amalie, welcher dieſe kleine Details geiſtlicher Zucht bis jetzt unbekannt waren, heftig auf; ſie wollte noch mehr hinzuſetzen, als der Cemthur ſie unterbrach, er wollte ihr den Schmerz, dem armen Florian weh zu thun, erſparen, und nahm ſelbſt das Wort: Und da lebt ihr mit eurer Baſe wie Bruder und Schweſter, und die Mutter ſorgt für euch Beide . . . . „Wie Bruder und Schweſter," wiederholte der junge Mann feierlich, indem er ſtille ſtand, und die Hand betheuernd auf die Bruſt legte, „Die heilige Jungfrau ſey Zeuge, daß kein böſer Wunſch mehr in unſerm Herzen iſt. Das waren die

*) Haushälterin.

Menſchen, welche dem Herrn Prälaten etwas anders ſagten .... O mein Jeſus! keine Dispenz könnte helfen, ſagte er, und kein Ablaß, und wenn ich das an Veronika's Seele verſchuldete — hat's der gnädige Herr von dem Herrn Prälaten ſelbſt?".... Lieber Florian, unterbrach hier der Comthur den armen Menſchen, den Gewiſſensſchrecken und bekämpfte Liebe ganz hinriſſen, ich kenne den Herrn Prälaten nicht, und niemand hat mir etwas geſagt, an ſeinen Feldern ſeh ich, daß ihr ein vortrefflicher Landmann ſeyd, in eurem Hauſe betragt ihr euch wie ein guter Verwandter, letzthin ſah ich euch bei der Wallfahrt, wo eure fromme Andacht uns ſo ſehr rührte, daß wir begierig waren, euch kennen zu lernen — weiter weiß ich nichts von euch, guter Florian, ſeyd ruhig, und hofft, daß alles aufs Beſte gehen werde. — „Ja Herr, guter gnädiger Herr, das ſoll es, o ihr ſprecht ſo gut mit mir.... die geiſtlichen Herrn hatten uns ſehr erſchreckt. — Was hülfe denn auch alles, wenn der Segen der Kirche fehlte! — nun ſind wir aber ruhig. Wir können ja einer für den andern leben und ſterben, es war nur ſo .... wir wußten es ſelbſt nicht, aber jetzt iſt's vorüber." — —

Amalie hielt eben ſo mühſam ihre Thränen, als

vorher ihren Zorn zurück, die ſtille Entſagung, der Kinder-Gehorſam in dem leidenſchaftlichen Gemüthe, ſtellte ſich im Lichte der Heldentugend neben die ſchwankende Weichheit, mit welcher ſie ſeit des Ritters Rückkehr ihre Pflichten mit ihrer Liebe zu vergleichen bemüht war. Clemens empfand ſelbſt zu viel bei dieſem Auftritt, um nicht ſeiner Freundin Gefühle zu errathen; durch eine Anwandlung von Eiferſucht, von Furcht, daß es ihr zu leicht werden würde, die Entſagung dieſer gläubigen Menſchen zum Vorbild zu nehmen, ſagte er nach einigem Zögern: Aber ihr ſeyd ja nicht leibeigen, kündigt die Pacht auf .... Florian ſchüttelte mit dem Kopfe, und ſagte langſam: „Liebe iſt ſtärker wie der Tod, aber nicht ſtärker wie die ewige Seligkeit, und wenn wir nun auch die Strafe bei dem Herrn Prälaten abbüßten — es iſt ja Blutſchande, ſagen ſie, und wär alles — ... man würde ja Veronika nicht mehr achten ... nein, Liebe iſt auch nicht ſtärker wie Schande“ .... Guter Florian, ſo bleibet euren Pflichten treu, ſagte der Comthur gerührt, und ſchüttelte ihm die Hand, ihr werdet Segen dabei erlangen. Grüßt eure Baſe — Ja, rief Amalie, grüßt eure Baſe, und kann ich ihr einmal dienen, ſo ſoll ſie zu mir kommen, gern will ich ſie ſehen. —

Florian küßte Beiden dankbar die Hand, es war als hätte der menſchliche Beifall ihm erſt des Himmels Gunſt recht fühlbar gemacht, denn viel heiterer als ſie ihn antrafen ſah er ihnen nach.

Amalie bat, den Weg zu Fuße fortzuſetzen, ihr Herz war zu voll, um jetzt zu ſchweigen. Doch konnte ſie lange nicht den Uebergang zu dem finden, was ſie zu ſagen ſich feſt verſprochen hatte. „O mein Freund, ſagte ſie nach einer langen Pauſe, wie ſehr beſchämt uns dieſer einfache Glaube“ .... Das habe ich geahnet, rief Clemens, daß dieſer Auftritt ſo auf ſie würken würde — nein, er beſchämt mich nicht! Ihr weiches Herz überſieht hier, ſeiner unwürdig, wie relativ der Begrif von Tugend iſt. Dieſe Menſchen handeln ehrwürdig nach ihren Begriffen, wären wir in ihrer Lage — Gott! Amalie, wie verkennen Sie ſich und mich! Wär es uns vergönnt, zu leben wie Florian und Veronika, dürfte ich ſo für Sie, um Sie mein Daſeyn zubringen, Amalie, dürften wir wie Bruder und Schweſter leben, wahrlich, ich glaube mir wäre es genug! — wahrlich, ich wollte auch vor dem Altar der Himmelskönigin das Gelübde ablegen, alles andere zu entbehren — — Der Comthur ſtand ſtill, er hatte begeiſtert Amaliens Hände gefaßt, ſie

trat, beſtürzt über die Leidenſchaft, mit welcher er ſprach, zurück, und wollte ihn unterbrechen, er ließ es nicht zu — Nein, fuhr er fort, nein, meine Freundin, bei aller Seligkeit des höchſten Glückes beſchwöre ich Sie, ſetzen Sie unſre Liebe nicht unter unſern Werth herab — Florian genießt jedes Glück der Liebe, er entſagt nur .... was ich beſeſſen zu haben mich für den glücklichſten Sterblichen halte — aber ich wage es, zu ſagen, meine Liebe wäre ſo kühn geweſen an jenem Tag, wo ich zuerſt ſie geſtand, dieſem höchſten zu entſagen, wenn ich Sie hätte beſitzen dürfen, wie Florian ſein Mädchen beſitzt. Damals hätte es der glühende Jüngling aus Schwärmerei gethan, jetzt thät es der muthige Mann aus Selbſtbeherrſchung. Was iſt Florians Entſagung gegen den Zwang, der uns jeden Augenblick des Lebens verkümmert, ſie gehört ihm, und Sie, Amalie, Sie gehören .... O Gott! .... er verſtummte, und verbarg ſein Geſicht. „Nicht ſo, Clemens, rief Amalie bewegt und beſänftigt, ich gehöre Ihnen, und allen andern, meinen Pflichten ſelbſt, nur um Ihretwillen — mag das Geſtändniß Sie ſtrafen für Ihre Unzufriedenheit, mag es Sie anſpornen, meine Ruhe zu ſchonen — Ohne meine Liebe, ohne Sie — ſie ſank

von Wehmuth überwältigt an ſeine Bruſt — meine Tugend, die Sie preiſen, das Gute, das ich thue, es iſt Ihr Werk, ſetzte ſie von Thränen erſtickt, hinzu. Der Comthur genoß mit Entzücken dieſen Augenblick, er war zu ſchön, um von einer fremden Begier entweiht zu werden. Amalie konnte ſich von ihm überraſchen laſſen, aber ſtatt ihren Entſchluß zu ſchwächen, gab er ihr nur mehr Kraft — ſie richtete ihr Haupt auf, und ſagte unter Thränen wehmüthig lächelnd: „aber weder Ihre kühne Beſtimmung, was unſre und was Veronika's Tugend ſey, noch mein Herz, das nur hier — ſie legte aufs neue mit Thränen kämpfend, ihre Hand auf des Ritters Herz, nur hier Ruhe findet, ſollen mich verführen .... Mag alſo die Tugend relativ ſeyn, aber ihr Daſeyn für jede Lage, das beſtreitet mein edler Freund nicht, Emiliens Mutter kennt die, welche ihr ihre Pflichten vorſchreibt, ſie möchte ſie einſt, ſo wie ihre Liebe ihrer Tochter zum Vorbilde hinterlaſſen, noch .... eine peinliche Verwirrung benahm ihr die Kraft, fortzufahren, der Comthur ſtand erwartend, und voll leidenſchaftlichen Ausdrucks vor ihr, Amalie, die ihre thränenvollen Augen nicht aufzuheben gewagt hatte, begegnete jetzt ſeinem glühenden Blick, ſie bedeckte beſ-

tig ihr Geſicht mit beiden Händen, „Clemens, rief ſie, wir dürfen noch nicht einer in des andern Nähe leben!“ — ſie machte eine unwillkührliche Bewegung zu entfliehen, das Geſtändniß war der Sieg ihrer Weiblichkeit und ihr Opfer! — Clemens ſank vor ihr auf das Knie, und hielt ſie umfaſſend zurück. Wir dürfen nicht einer in des andern Nähe leben! wiederholte er — Gieb Deiner grauſamen Liebe eine Sprache, Amalie! Du haſt mich fern von Dir lieben dürfen, nahe bei Dir vermagſt Du nicht, mir nur kärglich ſo viel Liebe zuzumeſſen, wie — Deine elenden Verhältniſſe erlauben, weil Dein Herz zu weich, zu großmüthig iſt .... „Ja, Unbilliger, ſo iſts, ſagte Amalie von des Comthurs ungerechten Vorwürfen ſchnell zum ſtolzen Bewußtſeyn ihres Werths emporgehoben, ja ich will Dich ſo fort lieben, daß ich einſt, wenn die ſchönſte Stunde meines Lebens ſchlägt, wenn ich Emilie als glückliches Weib in eines geliebten Mannes Arme führe, Deinen Namen nennen und ihr ſagen kann — dieſer Mann, dieſer grauſame, harte Mann iſt dein Vater, ich liebte ihn einzig, unausſprechlich, und vergaß nur einmal meiner eiſernen Pflicht.“ —

Amalie lehnte ſich erſchöpft an einen Baum, Clemens ſah ihren Zuſtand, und ſelbſt ſchwankend von

der Heftigkeit ſeiner Empfindungen nöthigte er ſie, ſich ins Gras niederzulaſſen, und ſuchte mit ſanften Worten ſie zu beruhigen. Wie er ſie gefaßt ſah, ſprach er: Sie haben mich überzeugt, nicht daß Sie Recht haben, aber daß Ihr Wille mein Geſetz ſeyn muß. Hören Sie nun meinen Plan, er berechnet kindiſch kühn die Zukunft, aber mag er doch — der Sterbliche iſt blind, und eben deßwegen kann ihn ja der Zufall begünſtigen. Ich will Sie verlaſſen, ich will jetzt und noch lange — bis Ihr Anblick nicht mehr Feuer in mein Blut gießt, ſagte er langſam, als wöge er das kühne Verſprechen, noch lange nicht in ihrer Nähe leben, ich will meinen Leo früh mit mir die Welt durchwandern laſſen, damit er früh Freude finde an ſeinem eigenen Heerd, ich will nur alle Jahre dieher wallfahrten, wie Florian, zu dem Altar der Himmelskönigin, — und das Gelübde der Entſagung wiederholen, und Leo ſoll mich begleiten, ſein Vater — denn das will ich ihm ſeyn — ſein Vater ſoll ihm auch einſt erzählen dürfen, wem ſein Leben geweiht war, und wenn das Schickſal uns begünſtigt.... Amalie ahnete ſeine Abſicht, voll Scham und Liebe blickte ſie überraſcht auf, als Clemens ſie ſanft an ſich drückte .... ſo mögen unſre Kinder einſt erfahren, was wir ihnen ſind, und uns ehren und ſegnen. —

Jetzt ward, als hätte ein Engel des Friedens ſeine Palme über Amaliens Haupte geſchwungen. Der Gedanke dieſer Zukunft ſchien ihr Muth zu der ſchwerſten Gegenwart zu geben, noch oft in den wenigen Tagen, die der Comthur bei ihr verlebte, kamen ſie auf den Plan von Emiliens Vereinigung mit Leo zurück. Sie verſprachen ſich heilig nie in den beiden Kindern eine Ahnung ihrer Wünſche zu erregen, ihre Herzen ſollten ſich finden, und daß dieſes geſchehen würde, ſchien den beiden Freunden unfehlbar. Der ehrliche Baron, der ſich keine Urſache denken konnte, warum man ſchöne Güter, eine reiche Comthurei, eine glänzende Aufnahme in der Geſellſchaft, verlaſſen könnte, um ſich in den griechiſchen Inſeln und den Trümmern alter Städte, — denn der Ritter ſchickte ſich an mit ſeinem Pflegſohn Griechenland zu beſuchen, — umher zu treiben, ſprach recht ernſthaft mit ſeinem Freund über die Ueberſpannung eines ſolchen Plans, der Männern von Stand, wie er meinte, gar nicht gebühre, und bis jetzt wenigſtens unter dem deutſchen Adel, dem einzigen, der ſeine Vorrechte eigentlich kenne, nicht erhört ſey. Er gieng in ſeinem gutherzigen Eifer ſo weit, ein paar Worte über die ehmals waltende Verläumdung gegen ihn und ſeine Ge-

mahlin mit einfließen zu laſſen, und zu äußern: wie er doch nimmermehr hoffe, daß er ihn für ſo einen kürgerlichen Pinſel halte, als könne er es dieſes Geſchwätzes wegen gern ſehen, wenn der Comthur ſich entferne. Clemens nahm dieſes Wort ernſthaft auf, und verſicherte, daß dieſe Verläumdung keinen Einfluß auf ſeinen Entſchluß hätte, daß er aber um dieſer Verläumdung willen, wenn ſie es wagen ſollte, ſich vernehmen zu laſſen, größere Opfer, wie dieſe Entfernung, zu bringen entſchloſſen ſey. Der Baron war von dem edeln Stolze dieſer Erklärung ſehr gerührt, die Betrübniß, die er bei des Comthurs Abſchied empfand, miſchte in Amaliens Schmerz eine Art von Schüchternheit, die ſie einigermaſſen zerſtreute, und ihr gegen die vielfachen Alltäglichkeiten des guten Mannes noch mehr Schonung einflößte, wie je.

Des Comthurs Wanderung durch die zertretenen Fluren und unterjochten Völker Griechenlands, durch einen Theil von Italien und Siciliens ſchöne Gefilde, dauerte lange. Sein Briefwechſel mit ſeiner Freundin war ein ununterbrochenes Leben mit ihr, ſo wie ſie nur lebte, um ihm ihr Leben zu mahlen. Keine Spannung drohte dieſer innigen Verbindung mit Lauheit, keine Ueberfülle führte Leere herbei. Die mu-

tzige Anerkennung der Gefahr, die ihr Trennung gebot, hatte ihnen eine Brücke von der Liebe zur Freundſchaft gebahnt; wenn die erſte durch ihren Zauber ſie hinriß, lächelte die weitere Freundſchaft ihrer eigennützigen Klagen, und wenn ihre Empfindungen ruhig waren, und uneigennützig wie ſie, ward ſie durch ihre Zärtlichkeit der Liebe wieder gleich. Ihr Wiederſehen nach dieſer Zeit war kurz, aber heiter, die glückliche Gabe des armen Erdengeſchlechtes, den Augenblick um der Zukunft willen zu verleben, geſellte ſich immer mehr zu dem Gefühl ihres verkümmerten Daſeyns, und ſchmückte es — wenn auch nie mit lachenden, doch mit ſanften Farben aus. Der Freund ſchied von neuem, und kehrte auch wieder, ſeine Abweſenheit dauerte länger, immer ſanfter wurden ihre Herzen, immer hoffnungsvoller bei dem erneuten Abſchied, denn die erſehnte Zukunft nahte herbei.

Emilie blühte indeſſen in der ſchönſten Jugend empor, ſie war das treue Bild ihrer Mutter, aber ihre Erziehung hatte die Schönheit, die Amalie als aufblühendes Mädchen ſchmückte, noch mit dem ſeelenvollen Ausdruck vermählt, den bei ihrer Mutter erſt Liebe und Schmerz entwickelt hatte. Der ſorgloſe Frohſinn ihrer glänzenden Augen wechſelte mit einer zar-

ten Aufmerksamkeit anderer Wünsche zu errathen, und in der kindlichsten Freude war sie am bemühtesten, anderer Kummer zu lindern. So hatte sie das fünfzehnte Jahr erreicht, und noch nie hatte der Comthur seinen Pflegsohn bei seinen Besuchen mitgebracht. Amalie und er waren übereingekommen, daß die Verbindung der beiden theueren Kinder nicht Folge der Gewohnheit, nicht die weite Frucht früh erregter Sinne sollte seyn, mit welcher unsre heutigen Mahler des menschlichen Herzens so oft den Namen, Liebe, entweihen — Emilie und Leo sollten sich in den Jahren erst sehen, wo Sitte und Gefühl die Jungfrau und den Jüngling fähig machen, den Gegenstand seiner Neigung in der würdigen Beziehung zu sehen, welche die Zukunft ihm darbietet. Leo war jetzt zwanzig Jahre alt, seine Bildung war sehr vielseitig, denn er hatte sie unter den verschiedensten Nationen, in dem kalten Norden und in dem glühenden Süden, erlangt. Einen gelehrten Jüngling wollte ihn keiner seiner berühmten Lehrer auf der hohen Schule zu **, die er jetzt eben verließ, nennen, aber weder die Bestimmung noch die Hülfsmittel seines Standes waren ihm fremd, und wenn er gleich oft nicht wußte, welches die neuesten Vorschläge zur Verbesserung der Staats-

wirthſchaft von Europa waren, verglich er mit dem lebhafteſten Intereſſe die Gewerbe und Erwerbsarten der vielen ihm bekannten Völker und Länder, und freute ſich der Zeit, wo er ſeinem geehrten Pflegevater ſollte beiſtehen, den Anbau ſeiner großen Güter zu verſehen. Ohne im Dienſte des Ordens zu ſeyn hatte er auf Maltheſiſchen Schiffen ein paar Streifzügen an den Küſten der Barbarei mit beigewohnt, als Freiwilliger hatte er unter den Fahnen einer fremden Macht einen Feldzug in dem Kriege gemacht, deſſen Beendigung ſeinem Vaterlande Frieden, und eine buntſcheckige Vergrößerung ſeines Umfangs verſprach, aber bei aller dieſer frühen Erfahrung hatte ſein Oheim ſeinem Geiſte die Richtung gegeben, ſein bisheriges Leben nur als Saatzeit anzuſehen, welche ihn in Stand ſetzte, als Staatsbürger und Gutsherr einſt reiche Früchte zu ärnten. Die Zeit, welche Clemens bei dem Baron zubrachte, hielt ſich Leo immer auf den Gütern auf, die ihm einſt als Erbe zufallen ſollten. Die Thätigkeit der Jugend, ſo wie der Trieb, ſeine Erfahrungen anzuwenden, machte ihm früh den Landbau, und die Gerichtsverfaſſung ſeiner Güter, und ſo wie ſein Geiſt reifte, auch die des Staats intereſſant, deſſen Dienſt er zunächſt beſtimmt war. Mit vielen Anlagen zum

Genuß und zur Freude kannte Leo die Liebe noch nicht, als Bedürfniß der Sinne verachtete er ſie, ohne mit übermüthiger Weisheit ihren Sieg vor den tiefſten Fall des Menſchen zu halten; als Leidenſchaft ſie zu empfinden, war er zu thätig, zu beſchäftigt geweſen, ſein edler Führer hatte ihn die Weiber zu ſehr ehren gelehrt, als daß er ſich den Gedanken erlaubt hätte, daß ein Knabe bei den Würdigern von ihnen Gehör finden könnte. Jetzt als zwanzigjähriger Jüngling beſchied ihn der Comthur nach Haldeweiler, dem Gut, wo der Baron den größten Theil der ſchönen Jahrszeit verlebte. Amalie wußte, daß ihr Freund dieſesmal nicht allein kam, die wehmüthig ſüße Empfindung, mit der ſie jetzt ihre Tochter betrachtete, kann keine Feder beſchreiben. Nie war ihr Clemens ſo theuer, nie ihre Anſicht ihres Lebens ernſter, als jetzt, da ſie es vom Schickſal erflehte, den Fehltritt ihrer Jugend zur Quelle ihres Glückes für eine lange Zukunft zu machen. Ihre Einſamkeit ward Gebet, nicht thörichte Bitte um die Erfüllung eines Wunſches, der nur wenn er freiwillig gewährt ward, zur Wohlthat gedieh. Wenn der Menſch ſeine Ohnmacht empfindet, wendet er ſich unwillkührlich nach den Sternen, und bringt dem, der über ihnen waltet, ſein ganzes Weſen zum Opfer dar.

Emilie bemerkte wohl, wie voll, wie beſchäftigt der Mutter Herz war, aber ihr eignes dachte ſich ja eine andere Zukunft, nun ihr alter Freund ſein Herumwandern wollte aufgeben, nun er den Winter mit ihnen in einer Stadt, gewiß einen Theil des Sommers bei ihnen auf dem Lande ſollte leben, wo nicht mehr bald die Kriegsheere, bald die Schiffahrt, bald neugierige Politik die Briefe ſollten aufhalten oder gefährden, — denn von dem jungen Verwandten, der mit ihm kam, hatte ſie nur ein gleichgültiges Bild, ihre Mutter hatte ihr nie viel von ihm geſagt, und der gute Baron, der den Erziehungsplan des Comthurs immer nicht genehmigen konnte, machte ſich ſelbſt einen ſehr grotesken Begriff, welch ein Gemiſch von Freidenker, Weltbürger und Jakobiner aus dem jungen Herrn hätte werden müſſen. Bei ſeiner Ankunft ward er über dem alten Freund ganz vergeſſen, Emilie aber von Leo um ſo mehr bemerkt. Der Comthur war ihm Vater und Freund, aber der Comthur war auch ein ſo ſchöner liebenswürdiger Mann, er hatte ihn nie gegen ein Weib oder Mädchen innig, er hatte ihn gegen das ganze Geſchlecht immer ſo galant geſehen, daß Emilie, die an ſeinem Halſe weinte, die ihn bald mit der ſchalkhaften Spötterei des erwach-

ſenen Mädchens, bald mit der zärtlichen Unbefangenheit des Kindes behandelte — eine Empfindung in ihm erregte, die Eiferſucht war, ehe noch Liebe in ihm erwachte. Die erſten Augenblicke der freyen Verwirrung waren verüber, der gute Baron hatte ſeine nöthigſten Fragen gethan, nach dem letzten Hofballe in ** und der neuen Verordnung der Hofuniform, und der Vermählungsfeier der Erbprinzeſſin von **. — Jetzt fielen ihm ein paar Reitpferde in die Augen, welche dem Reitwagen nachgeritten waren, er verließ dieſen anziehenden Gegenſtands wegen ſogleich das Zimmer. Leo warf einen Blick auf Emilien, welcher deutlich ſagte, daß er ſich bewußt wäre, jetzt ſehr höflich zu ſeyn, und folgte dem Baron, um ihm die Pferde zu präſentiren. — Wunderbarer Weiſe ward Emilie ſehr neugierig, dieſe ſchönen Thiere zu ſehen, blickte dem Baron nach, hieng ſich an ſeinen Arm, und ſah mit ängſtlicher Bewunderung zu, wie Leo mit ſo viel Unerſchrockenheit wie Eleganz das muthige Roß zu einer Künſte machen ließ. Amalie blieb auf dieſe Weiſe mit Clemens allein, ſie ſagten ſich wenig, aber die wenigen Worte, die ſanfte Wärme ihres Herzens, der heitere Blick, den Amalie auf ihres Freundes Auge heftete, ſchien ihnen Beiden das Pfand einer Zukunft,

die

die ihnen das Glück ihrer Lieblinge zum Ersatz ihrer Vergangenheit verhieß. In diesem Augenblick trat eine weibliche Bedienung, um einige Befehle einzuholen, zur Baronin. Eine schöne, aber früh verblühte Gestalt, ein bleiches Gesicht, dessen schwärmende Augen mit dem schmerzvollen Zug um ihren Mund vereint, den Ausdruck einer heiliggesprochenen Märtyrerin trug, zogen, sogar in diesem Augenblick, des Comthurs Aufmerksamkeit auf sich. Ihm schien diese Gestalt bekannt, dunkel mahnte sie ihn an tief im Herzen bewahrte Erinnerungen, eh sie ihm aber deutlich wurden, verließ sie das Zimmer. Amalie, die seine Aufmerksamkeit bemerkte, fragte ihn lächelnd: „ob er das Mädchen nicht erkenne?“ — Erkennen? .... Doch nicht unsre Betende? ..... Amalie erröthete sanft: „Eben die Veronika und Florian hielten ihr Gelübde, aber ....“ sie stockte mit höherer Glut der Wangen, Clemens nahm ihre Rede auf, indem sein Auge von Rührung feucht auf ihren Zügen ruhte, deren weiche Umrisse noch mit dem Reiz der Jugend prangten; — „aber ihnen fehlte der Geist der höchsten Liebe, welcher diesen Zügen blühende Schönheit, und dieser Brust — er drückte ihre Hände an sein Herz — Kraft zum Leben erhielt. — Deswegen, meine Freundin, war

Florians Tugend von der meinen verſchieden — Aber welche rührende, ſchmerzenvolle Geſtalt! Iſt ſie krank?“ — Nein, ſie iſt heiter, ſeit ſie bei mir iſt — Aber wie kam ſie zu ihnen? — Ihre Mutter ſtarb vor einem Jahre, und — Clemens wartete mit halb ſchalkhaftem Blick auf die Fortſetzung der Rede, die Baronin ſtrich ihm mit der Hand über die Augen und hielt ihm den Mund zu, indem ſie, ernſthafter wie dieſe freundliche Pantomime es hätte vermuthen laſſen, ausrief: Still, mein Freund! Sie ſind auf dem Wege, einen Scherz zu machen, der ihrem eignen Herzen hernach weh thun wird. — So ernſthaft? würde mein Scherz denn Tadel ſeyn? höchſtens — Schadenfreude, fiel ihm die Baronin ins Wort, und die iſt doch Ihrer nicht ganz würdig — Nein, Amalie, ſagte der Comthur jetzt ernſthaft, nicht Schadenfreude, ſondern Theilnahme am Sieg der Natur über die Feſſeln des Aberglaubens. — Clemens ſchwieg finſter und Amalie verlegen, ſie glaubte, ihrem Freund wehgethan zu haben, und fand es gefährlich, den Gegenſtand zu discutiren. Jetzt hatten ſie nicht Zeit, ihren Streit fortzuſetzen, die Geſellſchaft kam zurück, aber ſobald der Comthur Gelegenheit fand, nahm er das Geſpräch wieder auf: „Wie ſonderbar war das, meine Freundin, fieng er

an, daß wir in der erſten Stunde unſers Wiederſehens in Streit geriethen! Doch dank' ich Ihnen, daß Sie mich verhinderten, mich an ihrer guten Veronika zu verſündigen. Nun ſeyn Sie aber auch großmüthig und erzählen mir, wie es zuging, daß ſie ihren Vetter verließ." — Da iſt wenig zu erzählen, lieber Comthur, erwiederte Amalie. Das iſt's eben, was die Gefühle dieſer Menſchen uns ſo platt erſcheinen macht — ſie ſind tief, feſt, ſich immer gleich. Ihre einfache Lebensweiſe modificirt nichts an ihnen, der geringe Umfang ihrer Begriffe ſchränkt ihre Wünſche ſelbſt ein, und alle die Kraft, mit der wir die uns ſelbſt geſchaffnen Qualen bekämpfen, ſetzen ſie an eine lang fortgeſetzte, ununterbrochne Beharrlichkeit im Dulden. — Amalie, Sie erheben den frommen Florian, als wollten Sie irgend jemand nicht frommen damit Vorwürfe machen, ſagte Clemens lächelnd — Nein, das nicht, aber ich muß die Standhaftigkeit bewundern, mit welcher dieſe Menſchen ſo viele Jahre ihren liebſten Wünſchen zu entſagen vermochten.... Und am Ende dieſer neun Jahre, war Florians Geiſteskraft ausgebildeter? war er als moraliſches Weſen mehr wie vorher? war er freyer, ſtärker, fähiger neben dieſer höchſten Entſagung zu genießen, weil er ge-

lernt hatte, abzuwägen zwiſchen ſeinen Rechten und der Macht der Nothwendigkeit? — Aber ſo fortwährend im Angeſicht der Gefahr, ſo unzerſtreut von den Anſprüchen der Geſellſchaft, des Ehrgeizes — Verzeihung, meine Freundin, — aber Ihr ſcheues Gewiſſen lehrte Sie Ihre eigene Tugend verkennen. Was Sie umgiebt, und was von mir abhängt — ſetzte er mit ſchönem Stolz in Stellung und Blick hinzu — dankt Ihnen und mir ein froheres beſſeres Leben, ich bin mir in dieſem Augenblick alles Glückes bewußt, das ich einſt genoß, und deſſen, was mir verſagt blieb, und dennoch fühl ich noch Kraft in meinem Buſen für eine Zukunft voll Nutzen, und — wenn jener Lieben Glück geſichert iſt, voll reinen Genuſſes. Unſre alte Hoffnung, Amalie, ſoll wahr werden, ſetzte er zärtlich hinzu, da er wahrnahm, daß ſeine Lebhaftigkeit ſie beſtürzte, wenn mein Haupt gebleicht iſt, werde ich meine Freuden ärnten..... Doch nein, nicht das, unterbrach er ſich ſelbſt, wie Veronika zu dem Glück kam, unter Ihrem Schutze zu leben, das wollte ich wiſſen. — „Vor zwei Jahren, nahm die Baronin das Wort, wie wir hier ankamen, war es Emiliens erſte Frage: was die jungen Leute in dem Pachthof machten? Der Schloßvogt ſagte uns, Veronika hätte ſchon

mehrere male nachgefragt, ob unſre Ankunft noch lange anſtehe, ſie ſcheine krank zu ſeyn, ihre Mutter ſey todt, und man ſage, der Prälat ſey unzufrieden mit des jungen Mannes Haushalt. Ich hatte das ein bischen gefürchtet, die Stimmung des armen Florians ſchien mir in den letzten Jahren immer finſtrer zu werden, und leider bemerkte ich, daß die Cultur ſeiner Felder, die uns ſo ſehr gefreut hatte, ſichtbar abnahm. Emilie war ungeduldig, ihre gute Veronika zu beſuchen, ſie hatte ihr einen ganzen Anzug von der Wolle ihrer eignen Schafe geſtrickt — Sie hat Ihnen ja ihre Herrlichkeiten in der Schaafzucht gezeigt — Da machte ſie ſich ein großes Feſt, ihr Geſchenk zu übergeben. Veronika kam aber unſerm Beſuch zuvor. Ihr Anblick gieng mir durch die Seele! Zu der bleichen Geſtalt, die Ihnen ſo anfiel, geſellte ſich ein Ausdruck banger Unruh, Scham — ich vermuthete das Aergſte, und war ſchon entſchloſſen, alles in's Werk zu ſetzen, um des armen Mädchens Ehre zu retten, und ihr Gewiſſen zu beruhigen. Veronika hätte ſich nicht ſo gedemüthigt gefühlt, bei dem Geſtändniß, das ich erwartete, wie ich es ward bei der Bitte, die ſie mir vortrug. Sie bat, mich allein ſprechen zu dürfen — Thränen hinderten ſie lange,

Worte zu finden. Zu mir allein hätte ſie Vertrauen, ich würde ſie verſtehen, und ſie nicht verachten — So lange ihre Mutter gelebt hätte, wär es ihr gelungen, ihren Vetter immer freudig zu erhalten in ſeiner Pflicht — ſie ſuchte mir mehr zu erklären, aber die Scham hinderte ſie, nach langem Zögern legte ſie die Hand auf die Bruſt, und ſagte feierlich, indem ihre Augen gen Himmel blickten: Wir haben unſer Gelübde gehalten! — aber ſeit der Mutter Tod wenden alle Heiligen ihr Antlitz von meinem Vetter ab! — und ich .... bin ein Menſch, und ein Augenblick könnte mir den Lohn eines Lebens rauben, welches die allerreinſte Mutter mir rein zu erhalten die Gnade verlieh — denn hätte ich Florian nicht geliebt, ſo wär ja mein Gelübd kein Verdienſt geweſen — O mein Freund! wie ſchämte ich mich meines Verdachts! — Seit der Mutter Tod ſey alles anders. Sonſt hätte alles ſeine Ordnung gehabt — Nun wären ſie allein — mehr konnte ſie nicht ſagen. Es ſey Noth, daß ſie ihren Vetter verließ, es thät ihr unendlich weh, ſeine Wirthſchaft würde zu Grunde gehen, aber doch lieber dieſe als ſein ewiges Wohl. Wenn ich ſie nun für nicht unwürdig hielt, ſo bät ſie mich, ſie in meinen Dienſt zu nehmen, wenn ſie mich lieben dürfe

und mein Kind, ſo würde es ihr leichter werden, ihren armen Vetter zu verlaſſen. —

Es war ſo ein rührendes Gemiſch von Frömmigkeit, Demuth, und Vergeſſen unſrer Verhältniſſe in allen ihren Reden — ich ſuhr mit ihr nach dem Pachthof, und bat Florian, ſie mir zu laſſen. Ich hatte mir Gründe ausgedacht, um meine Bitte zu unterſtützen, denn ich war überzeugt, er würde ſich weigern, und das Bedürfniß der Wirthſchaft vorſchützen. Ich irrte mich — ſein Anblick würkte auf mich ſo ſehr wie Veronikas Erſcheinung auf Sie that, wie ſie bei Ihrer Ankunft zum erſtenmal in mein Zimmer trat. Ich erſchrack vor dem zerſtörten Geſicht des Mannes. Während ich ſprach, hörte er mit niedergeſchlagenen Augen zu, dann ſagte er mit matter Stimme: ſie hat Recht. Sie war ſtets die ſtärkſte. Ich verſprach deinem Vater, dich nie zu verlaſſen, — die gnädige Frau wird mein Verſprechen löſen — Ward ich denn auch meineidig, ſo leideſt du doch nicht von meiner Sünde — Hier ging die matte Gleichgültigkeit ſeines Geſichts in — Gewiſſensangſt über — ich kann's nicht anders nennen, ſein Blick irrte bang, mit geſtreckten Armen faltete er ſeine Hände — Veronika ſtand zitternd und weinend — Leb wohl, rief er

dann, leb wohl! — und verließ uns, ohne wiederzukehren. Seitdem kam er zweimal, voriges Jahr und dieſes, er iſt ſtill, aber ſein Herz ſcheint gebrochen. Seine Geſchäfte treibt er wieder mit Fleiß. „Vor der Welt darfſt du dich meiner nicht ſchämen,“ ſagte er, wie ihn ſeine Baſe einmal fragte, ob der Prälat jetzt gut mit ihm ſtünde. Dieſes Jahr, ſagte ich ihm bei der neuen Ordnung der Dinge, könnte ſeine Verpflichtung, unverehlicht zu bleiben, nicht mehr Statt finden, die Diſpenſation vom Papſte verſpräch ich zu ſchaffen, er ſollte entweder ſeinen Pacht aufgeben, oder ſeinen Prälaten bereden, gutwillig ſeine Einwilligung zu einer Heirath mit Veronika zu geben. Einen Augenblick blitzte eine Ahnung von Glück in ſeinem matten Auge auf, dann ſagte er traurig: nein — das geht nie — den Hof kann ich nicht verlaſſen, mein Oheim ſtarb in der Zuverſicht, ich würde ſeine Bäume pflegen, und ſeine Felder bauen — gutwillig giebt der gnädige Herr nie ſeinen Segen — und wenn auch .... ich fühle wohl, daß mir das Grab näher iſt wie das Leben — Veronika wird auch ſo um mich weinen.

Amalie weinte ſelbſt, indem ſie dieſe Worte ſagte, und fuhr nach einer Weile fort: Leiden, Tod —

das iſt nichts, aber das allmähliche Verhallen des Lebens! — Der Anblick von ringender Kraft an jenem Tage, wie wir den Jüngling in der Waldkapelle ſahen, und das allmähliche Einſinken der Kräfte — das Verhallen des Lebens, wo der letzte Ton in die Stille des Todes übergeht ....

Der Comthur gieng mit Eifer in Amaliens Plan ein, die Hinderniſſe, welche ſich der beiden treuen Liebenden Vereinigung widerſetzten, aus dem Wege zu räumen. Das Kloſter, von welchem der Pachthof, und alſo auch Florians Schickſal abhieng, war mit unter denen begriffen, welche zufolge der neuen Ordnung der Dinge zur Säculariſation verurtheilt waren. Dieſer Umſtand hob jede Schwierigkeit, die ſich von Seiten des Prälaten finden konnte. Die Diſpenſation wegen der nahen Verwandtſchaft zu erlangen, erforderte mehr Zeit, und konnte durch des Prälaten böſen Willen leicht erſchwert werden. Clemens that ſogleich alle nöthigen Schritte, er fand ſie aber beſchwerlicher, als er ſelbſt geglaubt hatte. Die ganze Unterhandlung verzog ſich über zwei Jahre. In der Zwiſchenzeit wechſelte in Florians Gemüth Zweifel und Entzücken. Veronika war ruhiger, ſie ſah der Entſcheidung mit wehmüthiger Heiterkeit entgegen. Und

lich ſtand ihrem Glücke nichts mehr im Wege. Der Pachthof war mit den übrigen Kloſtergütern verkauft worden, der Baron hatte ihn an ſich gebracht, und Florian war unter vortheilhaften Bedingungen ſein Pächter geblieben. Doch vergeblich lächelte der beiden treuen Herzen Natur und Glück. Es war zu ſpät! Die Begriffe, die man ihnen ſo lange als Tugend dargeſtellt hatte, die ihnen ſo oft anſtatt Tugend gedient hatten, mit andern, wenn gleich von ihrer Vernunft für recht anerkannten, zu vertauſchen, war dem feſten Gebilde ihres Gemüths nicht mehr möglich. Wie Pflanzen, die von einem feindlichen Nachtreif erſtarben, entfärbt, verſchrumpft der Morgenſonne begegnen, einen Augenblick Leben einſaugend die erſtorbenen Blätter entfalten, aber bald des Lebens unfähig, dem Leben erliegen, und im Stral der Sonne ſchneller in Zerſtörung dahin ſinken — ſo rief Florian und Veronika der Stral des Glückes in ein früheres Grab. Mit der Allmacht verjährter Rechte bewaffnet, ergriffen Zweifel den Gatten, ſelbſt in den Armen ſeiner treuen Gefährtin. Das Bewußtſeyn erfüllter Pflichten ſchützte ihn nicht vor der Furcht einer Verdammniß, die ſein Glaube ſelbſt ihm nicht mehr drohte, ſeit Roms Zauber die Vergangenheit ungeſchehen

erklärt hatte durch die Dispens, die ſeine Ehe erlaubte. Veronika ſah trauernd ihres Gatten Gewiſſensangſt, ſtärker wie er nahm ſie nicht Theil daran, aber ſie trug doch den Schmerz, wie ein Sühnopfer. Sie ward ſchwanger. Das heiligſte Geheimniß der Natur ſchien die beiden Gatten wieder ihrem Dienſte zu gewinnen. Ihr Kind wär der Vermittler geworden zwiſchen ihr und dem Glauben — aber die Stunde, wo Veronika Mutterfreuden erwartete, gab ihr einen martervollen Tod. Da lag ſie, blaß und noch ſchön, mit dem ſtummen Zeugen ihrer Liebe im Arme, der, ohne das Leben zu koſten, den Tod ſchmeckte, und Florian kniete neben dem Sarge, und dankte mit blindem ſchrecklichem Danke dem verkannten Gott der Liebe, von dem er glaubte, er habe nun ſeine Schuld abgewaſchen mit dem Verluſte des Gutes, um das er ſein Leben durchkämpft hatte. Noch ſchwirrte der letzte Ton der Seelenmeſſe von der kleinen Kapelle, neben der Mutter und Kind ſchliefen, durch die Morgenluft, als Florian den Fluren entfloh, die er nun nicht mehr wollte anbauen. In einem Walde des nahen kaiſerlichen Gebietes baute er eine Klauſe, und noch ehe der Winter die hohen Eichen um ſeinen Betaltar ganz entblättert hatte, ſtarb er, langſam, ein,

einſam, vergeſſen, ein Märtyrer der irrenden Tugend.

Nach wenigen Tagen hatte der Ton des häuslichen Zirkels in Haideweiler ſchon einen beſtimmten Charakter gewonnen. Emilie ſchien den Comthur mit verdoppelten Liebkoſungen feſſeln zu wollen, Leo ſah es aber mit viel mehr Ruhe wie im erſten Augenblick an. Er ſchien ſeiner Seits die Baronin zum Gegenſtand aller ſeiner Aufmerkſamkeit gemacht zu haben. Mit der Achtſamkeit eines Sohnes kam er ihren Wünſchen zuvor, und da Emilie ſtets die aufmerkſamſte Tochter war, traf es ſich ſehr natürlich, daß ſie ſich in ihren Bemühungen ſtets begegneten, daß ſie Dienſte und Dank, Geſchäffte und Zeitvertreib geſchwiſterlich theilten. Indeß Emilie beim Frühſtück den Thee machte, hielt Leo ſehr natürlich den Keſſel zum Aufgießen bereit; bat Amalie ihre Tochter, zu ſingen, ſo mußte Leo ſie am Klavier begleiten; ſollte Emilie nicht gleich nach der Tafel ſticken, ſo konnte Leo nicht umhin, ſich mit ihr auf dem Raſenplatz zu jagen, und in den Stunden, wo Emilie mit der Nadel arbeitete, las er ihr vor. Der Comthur und Amalie ſahen die zunehmende Innigkeit der beiden jungen Leute mit Entzücken, das aber ſehr verſchieden wirkte. Amaliens

zartes Herz ſah der Erfüllung ihrer Wünſche mit furchtſamer Freude entgegen. Dieſer ſonderbare Ausweg, den ihr Wille erfand, um das Schickſal um ſeinen Schluß zu betrügen, indem es ihrem Freund Rechte auf ihre Tochter gab, welche die Verhältniſſe der Geſellſchaft, ihn zu verläugnen, verurtheilten, ſchien ihr ein Eingriff in ſeine Macht.

Eines Tages beobachtete ſie mit ihrem Freund die beiden Lieblinge, welche auf einer Terraſſe beſchäftigt waren, Blumen aufzubinden. Plötzlich fiel ein junger Vogel von einem Orangenbaum herunter, und flatterte mühſam über die Grashalme. Emilie rief ihrem jungen Freund zu, ihn zu fangen, der Jüngling eilte nach, haſchte ihn nach einiger Mühe, brachte ihn Emilien und rief: „es iſt ein junger Hänfling, gewiß dort aus dem Neſt, was ich Ihnen geſtern zeigte. Laſſen Sie einen Kefig kommen, Sie ziehen ihn groß" — Emilie trat neugierig näher, ſtreichelte das Thierchen, nahm es endlich aus Leos Hand, und da es zitterte, legte ſie's an ihren Buſen, und ſuchte es unter den zärtlichſten Zureden zu wärmen. Indeß flog die Mutter, welche den Verluſt ihres verwitzigen Kindes bemerkt hatte, herbei, ſie flatterte unruhig um das junge Paar, ſetzte ſich auf den

Orangenbaum, wohin der kleine Flüchling seinen unvorsichtigen Flug gerichtet hatte, und zwitscherte ängstlich. Leo hatte bis jetzt im Anschaun seiner reizenden Gespielin vertieft gestanden, ein Bedienter, der den geforderten Kefig brachte, weckte ihn auf, er bemerkte die Hänflings-Mutter, die beim Anblick des Kerkers, der ihren Liebling empfangen sollte, verdoppelte Angst auszudrücken schien. „Die arme Mutter, rief Leo, und zeigte sie dem Mädchen, sie weiß nicht, welche zärtliche Herrschaft ihr Kind bekommt.“ Jetzt war alle Freude für Emilien verschwunden, sobald sie die Ursache von des Hänflings bangen Tönen vernommen hatte, hielt sie ihm den kleinen Vogel hin, und drückte lebhaft ihre Theilnahme aus. Leo hatte indeß den Baum, auf welchem das Nest war, betrachtet, er nahm schnell das Vögelchen aus Emiliens Hand, verbarg es in seinem Busen, und kletterte mit eben so viel Kühnheit als Gefahr an der hohen Ulme hinan. Emilie, über diese Handlung erstaunt, eilte ihm nach, sah bestürzt hinauf, und wie sie ihn behutsam das Thierchen in das Nest legen sah, rief sie mit dem zärtlichsten Ausdruck, guter, guter Leo! — Amalie warf einen Blick voll überströmender Freude, voll rührender Erinnerung auf ihren Freund — sein Auge

hatte

hatte ſich ſchon längſt von jener Gruppe auf ſie geheftet — auch in ſeinem Herzen lebte noch der Zauber, wie er ſeinen Namen, ſo ohne entſtellenden Zuſatz, zum erſtenmal aus dem Mund der Geliebten gehört hatte. Jetzt ſprang Leo wieder herab, ein kleiner Schrei des Schreckens und der Beſorgniß von Seiten Emiliens empfieng ihn, ſie reichte ihm unbefangen die Hand: „Das war recht lieb, ſagte ſie, kommen Sie, nun wollen wir fortgehen, damit die Mutter ſich nicht ſcheut, ins Neſt zu fliegen“ .... Den Anfang dieſer Worte hatte ſie mit heiterer Stimme geſprochen, Leo hatte aber die dargebotene Hand an ſeine Bruſt gedrückt, und da ſtockte ihre Stimme, und das Ende ihrer Rede konnten die frohen Zuhörer nur errathen.

Amalie ſah ihnen mit freudennaſſem Auge nach, wie ſie ſchwelgend den Gang hinunter giengen. Wär es möglich, ſagte ſie endlich leiſe, — „wär es möglich, daß die Quelle tauſendfacher Thränen endlich ein Glück gewährte, ſo ſüß wie Lohn der Tugend ſelbſt!“ — Und iſt es denn nicht Lohn der Tugend, nahm Clemens lebhaft das Wort, müſſen wir es denn nicht als ſolches genießen? denn als Glück, als unſer Glück .... Amalie, was in dieſem ſchönen Augen-

blick zu unſerm Glück fehlt, fühl ich ſo lebhaft, daß ich mich ſelbſt haſſe, von ihrer reinen, frommen Freude beinahe gekränkt zu ſeyn — iſt denn nur Büßung Tugend, nur freudeloſes Leben? — Meine feurige Jugend ſtrebte an, gegen die Beeinträchtigung an den Anſprüchen meiner Liebe, ich entriß dem mächtigern Gegner, ſo viel ich vermochte — wahrlich, Amalie, meine Beute war ſehr arm, aber meine Liebe war nicht einſeitiges Streben nach Genuß, ſie ſtand im Einklang mit allem, was edel war in mir, und daher hat ſie die Sehnſucht der Jugend überlebt, und ſtolz auf den Raub, den ich einſt an conventionellen Rechten begieng, ſteh ich, nun geprüft und bewährt neben dem Weibe, der meine tiefe Ehrfurcht huldigen müßte, wenn ſie nicht meine ewige Liebe beſäße — Empfinden Sie anders, meine Freundin? — iſt im Innern Ihrer Seele ein anderer Ausſpruch vorhanden? — Nein, antwortete Amalie dem ungeduldigen Freund furchtſam, und nach langem Zögern. Aber die Sitte iſt bei unſerm Geſchlecht ſo innig mit dem wahren Weſen der Tugend verbunden, daß mir wohl ihr Bewußtſeyn, ſelbſt ihr Stolz zu Theil geworden iſt, aber das Glück eines freien Gemüthes iſt mir auf ewig benommen. Sie können ſich Leo in Ihrer Lage

denken, ohne zu zittern, ich mir aber Emilien nie in der meinigen, ohne ſchmerzlich zu fühlen, mein Beiſpiel .... Das iſt fürchterlich, unterbrach ſie Clemens, wenn ſolche Phantome ſie ſchrecken! Emilie in ihrer Lage? werden Sie denn Emilien verheirathen, wie Ihre Eltern Sie verheiratheten? haben Sie denn Emilien in Unwiſſenheit gelaſſen über ihre Rechte und ihre Pflichten, wie Sie es waren? iſt es Mutterſorge, welche ſie zu dem liebenswürdigen Geſchöpfe bildete, was ſie iſt, oder wachte ein glücklicher Zufall über die ſo ſchöne Knoſpe, damit keine entweihende Hand ſie berühre? — Wenn Leos Gattin einſt fällt, ſo iſt ſie nicht Amaliens Tochter mehr, ſo entartete ſie unter der Obhut der ehrwürdigſten ihres Geſchlechtes."

Das Schickſal ſchien es ſich angelegen ſeyn zu laſſen, in Amaliens ſcheuem Gemüth den Glauben an das Glück zu befeſtigen. Zwei Jahre vergiengen, in welchem Emiliens Charakter ſich mit ihrer Schönheit ausbildete, und an deren Schluß ihre Liebe für Leo — nicht Leidenſchaft war — denn da ſie nie Widerſtand fand, konnte ſie das nicht werden, — aber das tiefſte Gefühl ihres Herzens, von der Zeit bewährt, durch die Bewunderung manches andern liebenswürdigen Mannes geprüft, und durch ihre freie

Wahl zum Zweck ihres Lebens erhöht. Wie früh oder wie spät unter den beiden Liebenden das Bündniß geschlossen ward, war ein Geheimniß, über welches das mütterliche Ansehen sich keine Rechte anmaßte. Die Bitte, sie Mutter nennen zu dürfen, wagte Leo erst am Schluß dieses zweiten Jahrs. Amalie empfieng sie mit dankendem Gebet zu Gott, und die Freudenthränen, welche den guten Baron überraschten, da er seines Lieblings Hand einem so ehrenvollen Schwiegersohn übergab, erneuten in Amaliens Gemüthe noch einmal das ganze Gefühl ihrer Schuld. Ihr Glück blieb von dem Schleier der Wehmuth umhüllt, und am Morgen des Tages, der ihre Emilie mit dem Mann ihrer Wahl vereinigen sollte, sehnte sie sich vor den bunten Bildern des jungen Glückes in die Einsamkeit, um über die Trümmer ihrer Vergangenheit zu weinen.

So fand sie der Comthur, dem unter den heitern Scherzen bei dem Frühstück die Wolken nicht entgangen waren, welche seiner Freundin Stirn umschatteten. Er sah seine Briefe aus den ersten Zeiten seiner Liebe in ihrer Hand — heute nicht, meine Freundin, rief er sanft, indem er die Blätter in das Pult zurückschob, heute wollen wir nur fühlen, wie glücklich wir

ſind, nicht wie elend wir waren. — Sie verſtehen mich nicht, ſagte Amalie, indem ſie die Briefe zuſammenfaßte, und auf eine brennende Kerze zeigte, die im offnen Camin ſtand, heute wollte ich alle Spuren der Vergangenheit tilgen .... Der Comthur ſchien ſchmerzlich bewegt — Nein, rief er ernſt, das wär Ihrer unwerth. Dieſe Blätter ſind Ihrer Tochter Erbſchaft — dieſe Blätter und dieſes Bild — er zog Amaliens Miniatur, in der erſten Zeit ihrer Liebe gemalt, aus ſeinem Buſen — empfange ſie einſt zuſammen, wenn.... uns nichts mehr trennt — bis dahin genügt ihr das, was ſie von Ihnen kennt, — die Liebe, die ſie von Ihnen empfängt — Aber Ihr Sohn, meine Freundin — Amalie fuhr zuſammen: Leo? er weiß .... O meine Amalie, er wäre meinem Herzen ein Fremdling geweſen, hätte er nicht errathen ... O Gott, rief Amalie, und verbarg ihr Geſicht, denn nach einem leiſen Klopfen an der Thür, das nur der Comthur gehört hatte, trat Leo herein. Kindliche Liebe zu der Frau, die einen einzigen Fehltritt zur Quelle tauſendfacher Tugend gemacht hatte, führte ihn zu ihr an dieſem Tag, an dem er aus ihren Händen das Glück ſeines Lebens zu empfangen erwartete. Die Gegenwart ſeines väterlichen Freundes, die Stimmung,

in welcher er Amalien fand, überraſchte ihn, er ſank zu ihren Füßen. „O meine Mutter, rief er, und das Feuer der Bewunderung flammte in ſeinem Blick, laſſen Sie mich der Dritte ſeyn in dieſem heiligen Geheimniſſe, das mein Herz lange errathen hat .... eh mich der edelſte Freund ſo hoch ehrte, es mir zu vertrauen. Und wenn Emilie nicht der Abgott meines Herzens wär, ich würde ihr mein Leben widmen, um Ihnen zu gehören.“ Amalie beugte ihr Geſicht auf des Jünglings Schulter, Clemens kniete neben ſeinem Zögling, und indem er ſie beide umſchlang, rief er — Kehrt je wieder Zweifel, je wieder Unruhe in Ihre geliebte Bruſt zurück, ſo gedenken Sie der Huldigung dieſer Stunde, — und ewig theuer ſey uns die Vergangenheit, welche ſie gebahr.

Hubers

gesammelte

Erzählungen,

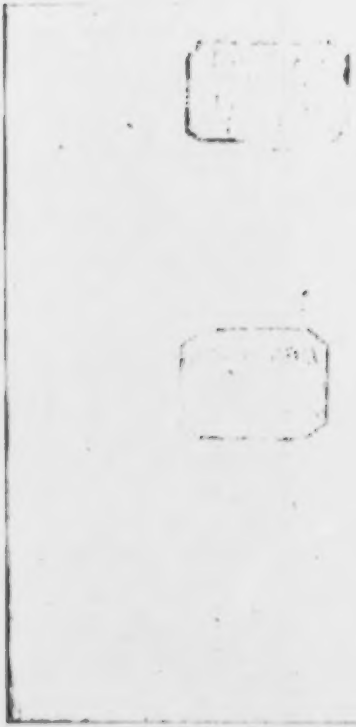
fortgesetzt

von

Therese Huber, geb. Heyne.

Dritter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1819.



Vorwort.

Ein ſehr lebhaftes, ſcharfgezeichnetes Bild weiblicher Liebenswürdigkeit und weiblichen Berufs, hatten mir von jeher Schriftſtellerei als entnaturend und entſtellend für mein Geſchlecht anſehen laſſen. Jede Ausnahme war in meinen Augen — eine Ausnahme! und nachdem ich vier und zwanzig Jahre lang eine Ausnahme zu machen geſtrebt habe, bin ich davon mehr überzeugt, als je. Huber entdeckte die Fähigkeit in mir, die Erfahrungen und Beobachtungen meines Lebens, in willkührliche Handlungen geſtaltet, darzuſtellen, und fromme Gründe forderten mich auf, dieſes Talent zu üben. Zehn Jahre lang ahneten ſelbſt unſre vertrauteſten Freunde

nicht meinen Antheil an meines Gatten Geistes-Erzeugnissen, und während dieser zehn Jahre wußte ich es selbst gar nicht klar, daß manches schmeichelhafte Lob, was ehrenwerthe Urtheile erfreuter Leser über die von Huber herausgegebenen Erzählungen äußerten, zum Theil mir angehöre. Ich war zu innig mit ihm verbunden, war zu sehr in meinen häuslichen Beruf vertieft, um etwas mein zu nennen. Sein war alles — mein Wohl und mein Weh, und deßhalb hatte ich so zahlreiche Interessen, weil ich die seinen alle hatte und die meinen dazu, ohne das Eigenthum je zu unterscheiden. Lange, nachdem sein Tod mich zur verarmten Allein-Eigenthümerin meiner selbst gemacht hatte, und ich das aufgeplünderte Gut nun selbst verwalten sollte, fuhr ich fort manches zu schreiben, und fand oft Nachsicht, oft Ermunterung. Aber nie war mein Name gedruckt worden, und ich scheute mich davor, denn dieses Stillschweigen war das Letzte, was mir aus meinem rein weib-

lichen Schriftſteller-Verhältniß von Hubers Lebzeiten her blieb. Eine Anzeige im Morgenblatt von meinen Briefen über Holland nannte meinen Namen — ſo viel mir bekannt iſt — zum erſten Mal. Ganz unberufen, weder der Autor noch das Publikum gewannen dabei, und das vom Verleger auf den Titel der holländiſchen Briefe geſetzte Th. H. gab dem Anzeiger kein Recht dazu. Später hielt es der wackre Gerhard Fleiſcher in Leipzig für zweckmäßiger, meinen Namen auszuſchreiben, unter eine Kleinigkeit in ſeiner Minerva zu ſtehen, und nun ward mein Incognito eine Mummerei, die eben ſo gegen mein weibliches Gefühl ſtreitet, wie die Autorſchaft ſelbſt.

Ich nenne mich deshalb jetzt, aus denſelben Gründen, warum ich ſo lange ungenannt zu bleiben wünſchte. Daß die Schriftſtellerinn eine rüſtige Hausmutter ſeyn könne, wird dem Publikum zu glauben ſehr ſchwer, deswegen verſchwieg ich meine litterariſche Beſchäftigung, ſo lange das zu ſeyn, mein Beruf war. Die

greisende Matrone hat nun keinen Hausstand mehr, sie kann jetzt noch Mutter-Pflichten erfüllen, indem sie schreibt; nicht sie vernachläßigen. Allein in der Zeit, wo ich ungenannt vor meine Leser trat, und jetzt, da ich mich nenne, geschah es gewissenhaft und bescheiden; gewissenhaft, weil ich mit diesen Blättern in der Hand, so wie mit allen Thaten meines Lebens vor meinem innern Richter stehe, und vor Jenem erscheinen werde, und bescheiden, weil ich weiß, wie weit ich, selbst in diesem geringfügigen Zweig meiner Dichtungsgattung, unter dem Ideale zurückbleibe.

Nach diesen freundlich vertrauenden Worten erwarte ich von dem kleinen Kreise meiner Leser Nachsicht, Belehrung und Achtung.

Stuttgart, im Juni 1818.

Therese Huber, geb. Heyne.

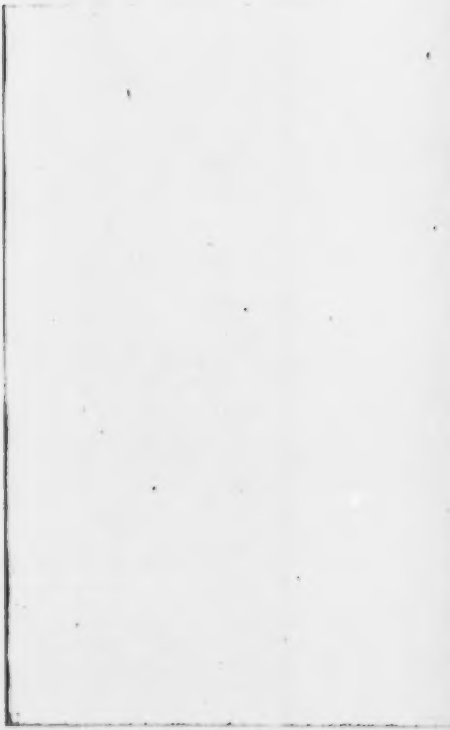
Inhalt.

Seite,

Deutſches Gemüth und franzöſiſcher Geiſt. Eine wahre Geſchichte aus der vergangenen Kriegszeit. 1

Mehr Glück als Verſtand, eine Erzählung in Briefen. Zum erſtenmal erſchienen in dem Vieweg'ſchen Taſchenbuch 1803. 233

Das Urtheil der Welt, eine herrnhuthiſche Erzählung. Aus dem Cotta'ſchen Taſchenbuch für Damen 1802. 315



Bayerische Staats-Bibliothek München

Deutſches Gemüth
und
franzöſiſcher Geiſt.

Eine wahre Geſchichte
aus
der vergangnen Kriegszeit.

Von

Th. H. geb. H.

Die wohlhabende Handelsſtadt X.... hatte von den Drangſalen des Kriegs ſo viel gelitten, wie das ganze liebe deutſche Vaterland. Der eine Theil der Einwohner war ärmer geworden, der andre reicher; ein jeder klagte, aber wenigen ſah man den Grund der Klage an, denn der ewige Wechſel vom Gute und Schlimmen, von Erwerb und Verluſt, hatte keinen ſparen gelehrt, hatte alle leichtſinnig gemacht, und das Leben gieng ſeinen Gang ſo gewöhnlich fort, als gieng das Schickſal auch ſeinen gewöhnlichen Gang.

In dieſem Augenblick hoffte nun der müde Sieger und der ermüdete Beſiegte, daß die Schlacht bei Hohenlinden den ſchrecklichen Kampf beenden würde, Deutſchland hoffte es mit ihnen, und die Einwohner von T.... hörten zum erſtenmal mit Freude, daß morgen eine ſtarke Abtheilung franzöſiſcher Truppen auf ihrem Rückzug zum Rhein einrücken würde.

Mit fröhlicher Eile trat Carl Aicha in das Zimmer ſeiner künftigen Schwiegermutter, der Commerzienräthin Wall. Liebe Mamma, rief er, erlauben Sie mir, morgen mit meinem Hannchen die Truppen einziehen zu ſehen! ſie ſollen ſehr fröhlich und munter, und unzehener viel Kanonen dabei ſeyn. — Sie erinnern ſich, Hannchen hat noch keine Artillerie in der Nähe geſehen.

Lieber nicht, lieber Herr Aicha, erwiederte die Mamma freundlich. Einmal mag ich nicht, wenn die jungen Mädchens den Soldaten entgegen ziehen, und mir däucht, wir hätten den Herrn, die unſre armen Landsleute ſo klopfen, weiter auch keine Freude zu bezeugen — das iſt ja ſonſt ihre Art auch nicht, Franzoſen mit Freuden zu empfangen.

O liebe Mamma, ſagte hier Aida erröthend, ſo iſt das nicht zu verſtehen! wo die ganze Stadt hinläuft, iſt meine Anweſenheit keine Freudendemonſtration. Erlauben Sie's immer! Mademoiſelle A. und B. und C., kurz, Hannchens Freundinnen alle, gehen zu einem Frühſtück in Ricketts Garten, Hannchen würde denken, meine Reue vom letzten Caſſino ſey mir kein Ernſt geweſen....

So? nun dann meinetwegen, ſagte die Commerzräthin ein bischen verſtimmt, aber ſo wie Sie bei jenem Scherz zu ernſthaft waren, ſo ſeyn Sie denn heute auch nicht zu ſcherzhaft, beides thut kein gut.

Hannchen war ſiebzehn Jahr alt, ſehr hübſch und unter ihrer braven Mutter Aufſicht zu einem ſehr wohlerzogenen Mädchen gebildet. Wenn der Wechſel der Begebenheiten bald Deutſche, bald Franzen in das väterliche Haus führte, in welchem ſeiner Wohlhabenheit wegen ſtets Offiziere von Anſehen einquartirt wurden, hatte Hannchen außer der Tiſchzeit keine Gelegenheit, ſie zu ſehen, oft nicht einmal dieſe, denn die Mutter ſah es gern, wenn die Herrn auf ihrem Zimmer aßen, und da Hannchen auch nach dem zwölften Jahre, gegen die

allgemeine Sitte, noch kein erwachsenes Mädchen war, so geschah es recht natürlich, daß sie im fünfzehnten Jahre zum erstenmal in die X...sche große Welt trat. Sie ward von ihren jungen Landsleuten nicht vorzüglich bemerkt, weil ihre Schönheit nicht von der Art war, die Augen von andern, einmal schon aufgefaßten, abzuziehen; sie blieb also fast ein Jahr lang ziemlich unbemerkt, und darum um so mägdlicher und blüthenfrischer. Da ihre Familie zahlreich war, fehlte es ihr darum nicht an Vettern zum Walzern, und Einladungen zu Landparthien, doch ohne Hannchens Herz zu verstricken. Endlich kam der junge Carl Ricka, auch ein weitläuftiger Vetter, aus Venedig zurück, wo er drei Jahre die Geschäfte erlernt hatte, und nun in seinem eignen Hause arbeiten sollte. Carl war gerade so wie Hannchen recht in der bürgerlichen Ordnung von X. aufgewachsen, hatte sich vor dem bösen Kriege immer gehütet, hatte die fremden Eroberer immer mit lobenswerthem Vaterlandsstolz verabscheut, und so hatte er sich vor fremden Einflüssen im In- und Auslande dermaßen rein zu erhalten gewußt, daß er nicht nur als ein recht biederer Deutscher, sondern als ein recht warmer X...r wie-

der von Welſchland nach Hauſe kam. Sein Empfang war zärtlich, wie man es von einer braven Familie glänzend, wie man es von einem reichen Handelshauſe erwarten kann. Trotz dem, daß wir ihn eben, nach dreijährigem Aufenthalt in Venedig, noch als einen loyalen X ... r ſchildern, fand ihn Mamma, Vettern und Baſen doch ſehr verändert, ſehr .... vervollkommnet. Er trug den Hemdkragen nach damaligem neuſten Schnitt, knüpfte das Halstuch, wie der letzte Lord, der im ſchwarzen Adler abſtieg, ſetzte den Hut mit einer allerliebſten Zuverſicht auf, hatte endlich ein Jagdzeug und ein paar Hunde, die alle Vettern verſtummen, und allen Baſen warm um's Herz machten.

Eine Handelsſpekulation, in welcher ſich gerade jetzt der alte Herr Aicha mit dem Commerzienrath Wall verband, verſchaffte dem jungen Mann den Zutritt zu Hannchens Mutter, beim nächſt darauf wieder eröffneten Caſſino ward er zum Aerger der Vettern Hannchens getreuer Tänzer, und nach einigen Wochen ihr erklärter Bräutigam. Das iſt alles ſehr alltäglich, und ſieht unſern neuen Romanen ſo wenig ähnlich, daß ich den Ueberdruß meiner Leſer noch einmal damit zu entwaffnen verſuche,

daß ich ihnen ans Herz lege: ich habe nur aus dem Herzen geschrieben. Nicht die Wirklichkeit vergessen machen will ich, sondern sie so wahr darstellen, daß sich hie und da in einer Seele die Kraft entwickelt, zur rechten Zeit nach der Herrschaft über die Umstände zu trachten, durch Herrschaft über sich selbst.

Wie gewöhnlich alle Vorgänge bei dieser Verbindung gewesen waren, blieb sie in ihrem Fortgang dennoch nicht von Stürmen geschützt, auf einer solchen spielte der Commerzienräthin wohlmeinende Warnung gegen den Bräutigam an. Vor einigen Wochen ward schon der Keim zu einer Störung von Carl Aicha's Liebesglück gelegt. Braut und Bräutigam waren unsre jungen Leute, die Sitten der ehrenvesten Handelsstadt X., welche der lieben Jugend die Gelegenheit zu großen Leidenschaften und heldenmäßigem Kampfe sehr erschwerten, hatten in einem bestimmt langen Brautstande dennoch einige Gelegenheit anberaumt, die süßen Täuschungen der Liebe durchzuträumen. Dieser Zeitraum dauerte bei Hannchen nun fast ein Jahr, und weil die guten Eltern noch eine Menge zeitlicher Angelegenheiten zu beseitigen hatten, sollte er noch länger dauern. In Hannchen entwickelte sich während

dieſer Zeit würklich Liebe, und mit ihr Bemühung zu gefallen, und indem ſie Carln gefallen wollte, bildete ſie ſich ſelbſt ein Ideal von Weiblichkeit nach dem ſie ſtrebte, aber auch von dem Mann, dem ſie ſich zu weihen wünſchte. Ihr ſchien es oft, als geläng' es ihr beſſer, ſich dem ihrigen zu nähern, als Carl dem ähnlich zu finden, das ſie ſich von ihm machte. — Ich ſage mit Fleiß von ihm, denn ſie hatte kein fremdes Bild vor der Seele, ſie hatte ſich ihren Carl ſelbſt verſchönert, und wo er ſeinem beſſern Selbſt nicht ähnlich war, rechtete ſie, ſchmollte ſie, oder weinte ſie mit ihm, und um ihn, und glaubte nachher immer eine Zeit lang: Carl ſähe ſeinem Ideal doch ähnlicher, wie ſie geglaubt habe.

Wie ſich ein ſolches Ideal in dem lieben Köpfchen gebildet hatte, wäre ſchwer zu beſtimmen. Gern nähm' ich an: daß dem weiblichen Herzen das Anerkennen alles Guten und Schönen, welches den Mann ſchmücken ſolle, angeboren iſt, daß Verkehrtheit dieſe Anerkennung nur vertilgt, daß Irrthum ſie nur verkehrt macht. Das unverdorbne Mädchen will ihren Geliebten ſanft und feſt, muthig und hülfreich. Das Zeitalter modifizirt die Aeußerungen dieſer Eigenſchaften, aber die Forde-

rungen des Weibes ſind ſo beſtimmt, daß die Spuren davon weder von Verderbniß noch Roheit ganz verwiſcht werden.

Seit einigen Wochen kamen oft franzöſiſche Heerhaufen durch X., ſelten hielten ſie ſich lange auf, daher entſtand zwiſchen ihnen und den Einwohnern ſehr wenig geſellſchaftliches Verkehr. Einmal jedoch traf es ſich, daß eben ein Grenadier-Corps mehrere Tage liegen blieb, und einige Offiziers deſſelben einem Ball beiwohnten. Seit Hannchen in die große Welt eingeführt war, fanden ſich zum erſtenmal Fremde dieſer Art in eine Tanz-Geſellſchaft ein. Ein vaterländiſcher Krieger macht in einer Handelsſtadt ſchon eine ziemlich lebhafte Wirkung auf Männer und Weiber. Jedes Geſchlecht behauptet, aus Gründen, die für das andere einen Vorwurf enthalten; die friedlichen Beſitzer meinen, ihre ſchönen Mitbürgerinnen handhabten ihr Vorrecht zu gefallen, gern wie das Strandrecht, indem ſie es auf jeden ausdehnten, der das Land betrete; dieſe hingegen bemerkten, daß ihre geliebten Landsleute ihre Pflicht zu gefallen ganz unter die verfallenen Rechte zählten, wodurch ſie dermaßen in's Vergeſſen gerathen, daß niemand mehr

etwas davon wüßte. Wie es oft bei ſolchen Vorausſetzungen geht, geſchieht auch hier, beide Theile bauen nun ſo conſequent darauf fort, daß das Reſultat ganz ſo iſt, als wäre der Vorderſatz richtig. Hat aber der vaterländiſche Krieger einen ſo gefährlichen Einfluß geübt, ſo begreift man leicht, was eine fremde Uniform dem heiligen Gaſtrecht alles verdankte, wenn unſre Ex friedliche Bürger ihm dennoch den Tanzſaal eröffneten. Wir verließen Hannchen, wie ſie dem erſten Ball beiwohnte, den auch franzöſiſche Offiziere beſuchten. Sehr unbefangen hatte ſich das blühende Mädchen geſchmückt, denn ſie wußte gar nicht, welcher hinterliſtige Feind auf ſie lauerte. Herr Aicha kam ſie abzuholen, und erzählte, indem ſie den Schawl vor dem Spiegel umlegte: von der Anweſenheit der fremden Gäſte. Hannchen warf noch einen Blick in den Spiegel, und ſtieg in den Wagen. Ihre hellen Augen glänzten bei den Gedanken, die Männer der Fremde näher zu ſchauen, vielleicht auch von der ſchmeichelhaften Ahnung von ihnen bemerkt zu werden noch heller auf. Dennoch ward ſie unterwegs bis zum Ballhauſe bald verlegen, ſo daß ſie, als der Wagen hielt, nicht Achtung gab, was ihr Ausſteigen ver-

hinderte. Es waren die Pferde, die nicht halten wollten. Die Mamma verließ endlich ihren Sitz, und Hannchen sah verwundert auf ihren Bräutigam, daß er nicht vorangeeilt sey. Jetzt stieg er aus, und sie folgte auf seine Hülfe rechnend. In diesem Augenblick ließen die unruhigen Pferde den Wagen einen Ruck thun, Herr Aicha, statt nur auf die Sicherheit seiner Geliebten zu denken, machte, vom ehrwürdigen Trieb der Selbsterhaltung gespornt, einen Seitensprung, und Hannchen würde aufs Pflaster gestürzt, ja unter die Räder gerathen seyn, hätte nicht ein blutjunger französischer Lieutenant, der eben neugierig zukuckte, sich ins Mittel gelegt. — Er warf sich an den Schlag, fieng Hannchen in die Arme auf, stand fest, aber um sein Gleichgewicht unter der schönen Last nicht zu verlieren, mußte er den Wagen, den die ungezognen Pferde fortrissen, sich über den Fuß fahren lassen. Das Unglück war nicht groß, denn der Wagen war leer, aber die Empfindung unsanft, und die Folge für einen französischen Lieutenant, der sich einen ganzen Abend zu tanzen vorgenommen hatte, sehr unangenehm. Hannchens erste Empfindung war ein beschämender Schmerz, diesen Dienst einem an-

dern, als ihrem Bräutigam zu verdanken zu haben. Ihre zweite, Carln, der nun etwas verſtimmt herzutrat, laut und unüberlegt, dringend, zum Dank gegen den großmüthigen Beſchützer aufzufordern, denn daß er ſeinen Fuß preiß gegeben hatte, belehrte ſie das Geſchrei der leuchtenden Aufwärter, die keck behaupteten, die Räder ſeyen ihm alle vier über den Leib gegangen. Der junge Lieutenant hatte bei Carls erſter Annäherung eine Bewegung gemacht, ſeine ſchöne Beute nicht abliefern zu wollen, wie er aber Hannchens ſanfte bewegte Stimme vernahm, die in ſeiner Sprache den unfreundlichen Herrn, deſſen Seitenſprung ihm nicht entgangen war, zum Dank aufforderte, trat er ehrerbietig zurück, mit der Bemerkung, daß er ihres Führers Vorrechte eben ſo ſehr beneidete, als ehrte.

Carl war gut und edel, ihm fehlte nur Vielſeitigkeit und Reiſe, dieſe geben nur Erfahrung und Zeit. Die erſte verſagte ihm die Beſchränkung ſeines Lebensganges, die zweite ſeine zwei und zwanzig Jahre. Hätte dem Lieutenant ſein verletzter Fuß verhindert, den Ball zu beſuchen, wär' er am nächſten Morgen abmarſchirt, ja in der nächſten Schlacht vor den Kopf geſchoſſen worden, ſo hätte

dieſer Vorfall den jungen Mann gewiß gebeſſert. Er hätte ein andreſmal auf Gefahr ſeiner ſelbſt den Schlag nicht fahren laſſen, er hätte den nächſten franzöſiſchen Lieutenant mit der Artigkeit behandelt, die er dieſem wegen ſeines ſchnellen Abmarſches nicht hätte bezeugen können; ſeine Billigkeit, ſeine Dankbarkeit gegen den Retter ſeiner Geliebten hätte in Hannchens Herzen faſt ſo viel wie die Rettung gegolten — und das Mädchen und der Jüngling wären eine Stufe weiter im Guten fortgerückt. Aber das Schickſal wollte es anders. Der Lieutenant kam doch auf den Ball, ja was noch ſchlimmer war, ſein Fuß, der ziemlich verletzt war, verhinderte ihn zu tanzen, zwang ihn zu hinken, und — konnte Hannchen verſagen mit ihm zu ſchwatzen, da er für ſie hinkte? Hannchen hätte gewünſcht, Carl möchte in den Trieb ihres Herzens mit eingeſtimmt, und dem jungen Fremden ihre Dankbarkeit mit auszudrücken geſucht haben. Um ihn zu gewinnen, war ſie noch liebenswürdiger wie gewöhnlich. Leider gewann ihn dieſes nicht, der arme Lieutenant blieb ihm ein Dorn im Auge, Hannchen wußte ihres Geliebten Mangel an Urbanität nur mit verdoppelter Artigkeit zu erſetzen, und

was reine Weiblichkeit in ihr war, ſah in Carls Augen wie Koketterie aus, denn anſtatt den Grund ihres Betragens in ſich zu ſuchen, ſuchte er ihn in ihr. Der Ball endigte, aber den übeln Eindruck nahm das Brautpaar mit nach Hauſe.

Es folgten Erklärungen zwiſchen ihnen, Hannchens Sanftheit beſchämte Carls anmaßende Hitze, ihre Vernunft überzeugte ſeine Leidenſchaft, ihre Herzlichkeit heilte ſeinen verletzten Stolz, er fühlte in ſich, daß er an des Fremden Stelle gehandelt hätte, wie der Fremde, und ſein Verhältniß mit ſeiner Geliebten nahm durch dieſen Vorfall ſogar an Innigkeit zu.

Wie nun der Anfangs erwähnte Artillerie-Park einrücken ſollte, erwachte in Carl ein jugendlich gut gemeinter Wunſch, ſeiner Geliebten einen Beweis ſeiner vervollkommneten Denkungsart zu geben. Er flößte ihr zuerſt Enthuſiasmus für die Sieger von Hohenlinden ein, und welches weibliche Herz wär' unempfindlich für Größe und Muth? Er veranſtaltete das Frühſtück, zu dem er die Einladung brachte. Hannchen warf ihrem Geliebten den dankbarſten Blick zu, ſie ſuchte den ganzen Abend nur ihm zu gefallen, und mit liebenswürdiger

Schwärmerei rechnete sie ihm seine Bewunderung des französischen Heldenmuths, als die Entwicklung einer Tugend, ja als ein Opfer seiner Liebe an.

Der Zug eines Reuter-Haufens in der glänzenden Herbst-Sonne, das Wiehern der Rosse, das Blitzen der Waffen, hatte Hannchens Fantasie belebt, jetzt führte sie der Anblick des schweren Geschützes, das ehrne Rasseln der Kanonen über das Steinpflaster, die Munitionswagen, die durch ihre Form immer an Särge erinnern, aber nicht den alles beendigenden ruhigen Tod, sondern seinen Vorläufer; das schrecklichste Verderben in sich verbargen, — auf trübe, wehmüthige Betrachtungen. Still sah sie den langen Zug hinauf, als sie einen Bauerwagen, auf dem einige Soldaten saßen, in der Nähe halten sah. Man schien sich um einen der Soldaten, die er führte, zu beschäftigen, als ein schöner Reisewagen heranrollte; der darin sitzende Offizier ließ halten, stieg aus, und nahm an dem Auftritte Theil. Nach einigem Verzug fuhr der Bauerwagen langsam bis zu dem Gartenhause, wo ihre Gesellschaft frühstückte, und welches das äußerste am Wege war. Der Offizier gieng neben ihm her, die Hand auf der Leiter, sah er besorgt

einen jungen Menſchen an, der dem Anſchein nach entſeelt auf dem Stroh lag. Bei dem Garten hielt der Wagen, und der Offizier bat in gebrochnem Deutſch einen Aufwärter, der vor der Thüre ſtand, ſogleich ein Zimmer öffnen zu laſſen, um ſeinen kranken Kameraden herein zu bringen. Zugleich half er ſeinen Bedienten den Jüngling herab zu heben, und unterſtützte mit dem Ausdruck ernſten Schmerzes ſein leblos herabhängendes Haupt. O geben Sie, helfen Sie! rief Hannchen ſchaudernd aus, und trieb Carln ſanft zur Thür. Da, Wein, Kirſchwaſſer. — Das rief ſie händeringend, indem ſie, ſich unbewußt, mit bis an die Thüre des untern Zimmers gieng, wo der bleiche Jüngling auf einem Ruhebett lag. Furchtſam ſtand ſie von weiten, entzückt ſah ſie, wie Carl ſchnell mit dem Offizier einverſtanden dem Leidenden Hülfe zu leiſten ſuchte. Carl rieb ihm die Schläfe, der Fremde flößte ihm Wein ein. Es iſt nicht ſtark genug, habt ihr nicht Lavendel-Geiſt, rief der Fremde ſich umwendend, und die Bruſt des Sterbenden entblößend. — Hannchen flog die Treppen hinauf, ſie hatte in dem Arbeitsbeutel einer ihrer Freundinnen ein Riechfläſchchen wahrgenommen, ohne um Erlaub-

niß zu bitten, riß ſie es heraus, eilte dann athemlos zu dem Leidenden zurück, und hielt dem Fremden das Riechfläſchchen hin. Er ſchien erſt an ihrer Hand ihre Anweſenheit zu ſehen, und warf einen überraſchten, doch ſehr flüchtigen Blick auf ſie, denn er bückte ſich zugleich, um dem Kranken einige Tropfen in den Mund zu gießen. Hannchen erwartete von der Thür aus, wo jetzt Mitleid und Neugier die übrigen Frauenzimmer hingelockt hatte, ängſtlich auf die Würkung ihrer Hülfe. Der Kranke machte eine Bewegung, als ſchüttle ihn der Froſt; ein langer Seufzer entſtieg ſeiner Bruſt, froh faltete Hannchen ihre Hände, als ein Ton des Schreckens, der allen Umſtehenden entfuhr, ſie beunruhigte. Carl beugte ſich über den Fremdling, der Offizier kniete vor ihn hin und rieb ſeine Schläfe, ſie konnte ihn nicht mehr ſehen. — Er iſt todt, ſagten ſich die Zuſchauer leiſe und erſchüttert, und ſchlichen fort. Der Offizier ſtand jetzt auf, und legte ſanft die ſchlaffen Hände des Verſtorbenen zuſammen, drückte ſeine Augen zu, und indem ſeine Hand noch auf der entfärbten Stirne ruhte, blickte er ernſt und wehmüthig zum Himmel. Hannchen war tief erſchüttert in das Frühſtück-Zimmer zurück-

gegangen, wo ſie ihre dunkeln Empfindungen in Thränen ergoß. Hier fand ſie Carl, der nun dem Offizier die Sorge für ſeinen Landsmann überlaſſen hatte. Er erzählte ihr gerührt, was er von dem Todten erfahren hatte, daß er von gutem bürgerlichen Herkommen, durch die Conſcription zum Soldatenſtande berufen, bei weniger Geſundheit ſehr brav gedient hatte; ſein Oberſter, der bei ſeinem Tod gegenwärtige Offizier, der ihn aus ſeinem Departement kannte, hatte ihn ſtets ausgezeichnet; wie er auf dem Marſch zufällig erfuhr, daß er, noch ehe er ſich ganz von einem Nervenfieber erholte, das Hoſpital verlaſſen hatte, um ſchneller die Grenze ſeines Vaterlandes zu erreichen, war bemüht geweſen, ihm einige Bequemlichkeit zu verſchaffen. Am vergangnen Abende, wie er ihn kraftlos von dem Wagen heben ſah, befahl er ihm nicht weiter zu gehen, ſchaffte ihm die Erlaubniß zurückzubleiben, allein eine unwiderſtehliche Sehnſucht trieb den armen Jüngling fort, und er hauchte ſein Leben nah an der Grenze ſeines Vaterlandes aus. Hannchen dankte Carl zärtlich für die Hülfe, die er dem Armen geleiſtet hatte. Sieh', rief ſie ſchluchzend, ſeine letzte wohlthätige Empfindung

warſt du, und ſein guter Landsmann, und dort, wenn er erwacht, iſt ſeine erſte Empfindung Dank für ihn und dich. Nicht wahr, Carl, ſo am Sterbebette wußteſt du nicht mehr, daß das Franzoſen waren? O Carl, eben darum, weil wir da alle Brüder ſind, ſollten ſich die Menſchen nie haſſen —

Mit dem Genuß der Wehmuth, die jungen Mädchens eigen iſt, ſaßen die Freundinnen noch eine lange Weile zuſammen, ſprachen von Tod und Trennung, erzählten ſich von dem Sterbebette aller ihrer Verwandten, ſeit ſie deren verloren hatten, und jede hielt die andere für lieb und gut, denn der Gegenſtand, der ſie beſchäftigte, entfernte alle nachtheilige Vergleiche, alle thörichte Wünſche. So furchtſam ſie waren, neben dem Zimmer vorbeizugehen, wo der Todte noch lag, warfen ſie dennoch alle von der Thür aus einen frommen Blick auf den tief Schlafenden, wie ſie erſt ſpät vor dem Mittagseſſen nach herzlichem Abſchied auseinander gingen.

Wie Hannchen in ihr väterliches Haus trat, ſah ſie einen Reiſewagen vor der Thür, der von franzöſiſchen Bedienten abgepackt wurde. Sie ver-

muthete, daß ihre Eltern Einquartierung bekommen hatten, aber sehr ward sie überrascht, als sie, an Carls Arm in's Zimmer tretend, denselben Offizier, den sie bei dem rührenden Verfall von heute Morgen einen so rühmlichen Antheil hatte nehmen sehen, neben der Mutter auf dem Sopha sitzen fand. — Er erkannte Carln sogleich, schüttelte ihm die Hand, und freute sich ihn unverhofft wieder zu finden, „leider, setzte er hinzu, „ist für uns der Tod ein sehr gewohntes Schau„spiel, aber selten wird uns die freundliche Sorg„falt, mit der sie heute früh suchten meines ar„men Kameraden letzte Augenblicke zu erleich„tern." Während der Rede fixirte er Fannchen und erkannte nun auch sie wieder. Freilich sagte er ihr sehr schöne Dinge, aber es war der Schmeichelei so viel Gefühl beigemischt, daß sie das Herz rührte, eh' die Eitelkeit laut ward; und in diesem Falle schweigt diese gern still, denn sie weiß wohl, daß sie ihr Spiel dabei doch nicht verliert.

Obrist Armand war ein Mann über das dreißigste Jahr, sein Vater war ein reicher Kaufmann in Nantes gewesen, er hatte einen Theil seiner frühern Jugend in Spanien zugebracht, zu Ma-

ſang der ſchrecklichen Kämpfe, die ſein Vaterland zerriſſen, kehrte er aus England zurück, worauf er ſogleich, um ſeinen Vater vom Verdacht der Verrätherei zu retten, mit der jungen Mannſchaft ſeines Cantons zum deutſchen Kriegsheer abging. Sein Opfer war vergeblich, ſein Vater blutete, ſeine Familie ward zerſtreut, ein Onkel rief, den Dolch gegen ſeine Mitbürger ſchwingend, und ſo ſeine eigne Erhaltung ſichernd, das Vermögen der Verfluchten an ſich. Der Sturm verhallte, Stille des Todes folgte, die Spuren des Blutes konnten abgewiſchen werden, aber die Güter der Erworbenen wanderten durch die letzten Käufer, wo neue Herrn im gewaltſam erworbnen Eigenthum zitterten. Armands Onkel zitterte auch und ſtarb, und gab in dem Augenblick, wo ſein Raub mehr erſtrent, ſeinem Neffen ſein Erbe zurück. Armand war Soldat geworden, um ſeines Vaters Leben zu ſichern, ein paar Monate ſpäter hätte er es auf Befehl des Convents werden müſſen. Hatte ihn aber Zwang berufen, ſo hielt nun Ehrgeiz ihn feſt. Doch ſah er noch acht Kriegs-Jahren mit Freuden den Zeitpunkt vor ſich, wo er einer aus mannigfaltigen Erfahrungen und Anſichten erworbnen Philoſophie

an den Ufern der Loire in häuslicher Ruhe genießen sollte.

Der Zufall, welcher ihn mit Hannchen zuerst bekannt machte, hätte auch bei einem weniger gebildeten Mann der Galanterie einen Anstrich von Gefühl geben müssen. Hannchen, oder wie der Fremde sie zu Karls Mißfallen lieber nannte, Nancy, hatte ihre Bekanntschaft mit dem günstigsten Vorurtheil angefangen, und je länger sie den Mann sah, jemehr fand sie Ursache es zu rechtfertigen. Ihr Verhältniß gegen Carl war ihm sogleich bekannt gemacht, und gab ihm einen Ton, in welchem Eins um das Andere, die Ueberlegenheit seines reifern Alters, seines Standes, seines Geistes, mit der seinen Landsleuten eignen Artigkeit gegen das Geschlecht verbunden, etwas von der Freimüthigkeit eines Bruders, und der anerkannten Anspruchslosigkeit eines erklärt hoffnungslosen Liebhabers bemerklich war.

Anfangs hatte Carl Hannchens Wohlgefallen ganz getheilt, er hatte den Gesprächen des Mannes mit Aufmerksamkeit zugehört, er hatte bei Discussionen, in welche sich zur Erklärung manches Punktes aus diesem Gespräch Hannchen einließ, wenn

ſie ſich mit dem Fremden und ihrem Bräutigam allein fand, ſogar Theil genommen. Alles trug aber bei, ihm bald dieſe Bekanntſchaft drückend zu machen. Er fühlte ſich vor dem Fremden, der doch kaum zehn Jahr älter war, wie er, nebſt ſeiner Braut in dem Verhältniß von Kindern, nur war Hannchen das vorgezogne geſchmeichelte Kind, ihn behandelte man wie einen hoffnungsvollen Sohn, an den man aber auch ſtrenge Anſprüche macht. Leider konnte er manchem dieſer Anſprüche nicht genug thun, leider fühlte er ſich, wäre es auch nur wegen der Unvollkommenheit des Ausdrucks in der fremden Sprache, verlegen, ſelbſt wo er in der Sache keck war. Indeß Hannchen mit Eifer ihr Köpfchen mit Vergleichen und Forſchen der ihr weniger bekannten Sprache beſchäftigte, und durch ihr Fragen und Verſuchen dem Fremden Bewunderung ihres Scharfſinns und ſeinen Gefühls für National-Eigenheit abdrang, fühlte er nur mit Aerger, wie reich ſie — durch einen Andern ward. Hätte er Armand allein gekannt, ſo würden ſeine guten Anlagen ihn zu einem rühmlichen Streben ſich die fehlenden Kenntniſſe anzueignen, zur Schätzung und Benutzung von des

Freundes Einſicht in viele Dinge, berufen haben. In dem Verhältniß, in welches ſie der eigenſinnige Zufall jetzt ſetzte, umſchleierte ſich ſein Blick immer mehr für alles Gute, und ſein Scharfſinn fand in Allem immer mehr Hinneigung zum Böſen in des Fremden Betragen und Gedanken.

Ohne Zweifel war die Sittenlehre Armands von der gewöhnlichen Anſicht der bürgerlichen Verhältniſſe etwas verſchieden, denn wenn er mit dem ehrſamen Commerzienrath Handels-Intereſſen, mit dem alten Doktor Völker- und Staatsgeſchichte abhandelte, ſo betrafen ſeine Geſpräche mit ſeinen jungen Freunden, wie er ſie nannte, mehr geſellſchaftliche Verhältniſſe, Gefühle und Grundſätze. Hannchens zartes bewegliches Gemüth, ihre lebhafte Fantaſie, ihre dem Weibe angeborne Vorliebe für Zierlichkeit der Form, Vorwalten des Gefühls, eignete ſich Armands Begriffe von Freiheit in der Liebe, von Unabhängigkeit des Gefühls von der Pflicht, von Heiligkeit der Pflicht durch den freien feſten Willen, mit Begeiſterung zu. Ganz anders dachte Armand ſich die Ehe als die Menſchen um ſich her, als — das war das Gift, das ihren Frieden zernagte — als ihr

Bräutigam ſie anſehen wollte. Die Pflichten, die ſie beſchwören ſollte, gebannte ſie heilig zu erfüllen, aber Liebe konnte nur von Liebe errungen werden, und ſo mußte ſie fortfahren um Liebe zu werben, ſonſt entwiſchte ihr der Preiß, und die dürre Kette der Pflichten blieb zurück. Hannchen faßte in dieſem Begriff nur das Schöne, das bei edeln Menſchen auch das Wahre iſt; mit ihrem reinen Willen in der keuſchen Bruſt, entging ihr wie dieſe Lehre dem Mißbrauch ausſetzt, ſobald ſie mit der Leidenſchaft in Bund tritt. Carl hingegen ſah in ihr nur die Zernichtung ſeiner perſönlichen Rechte, das Untergrabne ſeines künftigen häuslichen Friedens, und anſtatt den Mißbrauch zu beleuchten, ſetzte er dem Grundſatz den platten Despotismus der Alltäglichkeit entgegen.

Armand, der die Ungeſchicktheit des jungen Mannes ſehr ſchnell wahrnahm, gieng mit der Kühle zu Werke, welche die Unterordnung des Gefühls unter einem klaren und kühnen Geiſt giebt. Er ſuchte oft Gelegenheit allein mit ihm zu ſprechen, zeigte ihm, daß er bei dem Gegenſtand, der ihn unzufrieden mache, ein ſehr relatives Unrecht habe, das nur ſeine perſönliche Lage erſt poſitiv

mache. Allein in der Art ſich zu äußern, fehlte er ganz unbedingt. Die Grundſätze, ſagte er ihm, die Sie ſich über die Verhältniſſe beider Geſchlechter in der Ehe gebildet haben, ſind, im Falle daß beide Theile nichts in ſich und um ſich ſehen das ihre Billigkeit antaſtet, recht gut. In der Idyllenwelt, wo es keine Untreue giebt, bei der ſclaviſch arbeitenden Kloſſe, bei der die Liebe mit den übrigen Bedürfniſſen zum Leben befriedigt wird, bei einzelnen Menſchen, deren ſchwerfällige Exiſtenz aus jedem Tag einen Abſchnitt des Lebens macht, deſſen Erfahrung auf den folgenden gar nicht übergeht, mag das wohl anwendbar ſeyn, ja gewiſſermaßen iſt es alſo. Aber mein Freund, ſo wie Sie Ihren Weibern, da es Ihre Landsmänninnen zunächſt angeht, nur eines Ihrer vielen Erziehungsbücher für die gebildete Jugend in die Hand gegeben haben, kann alles Streben, Ihre Herrſchaft fortzuſetzen, nichts mehr helfen. Das Weib lernt ſeine Kräfte kennen, indem ſie ihr Netz anlegen, es entſteht ein Krieg von Liſt gegen Uebermacht, und die Sitten ſind zerſtört. In dieſem Zuſtand ſind wir jetzt alle, mehr oder weniger, und dieſes Mehr oder Weniger wird durch die Zu-

fällig'eiten der übrigen geſellſchaftlichen Verhältniſſe beſtimmt. Von geſetzlicher Freiheit iſt hier nicht die Rede; Geſetze können den moraliſchen Menſchen nie beſchränken, weil er ſie ſich aneignet, ſie für ſich ſelbſt aufs neue macht. Nur mit ſittlicher Freiheit können wir uns beſchäftigen. Bei unſrer Bildung, oder Gelegenheit zu Bildung ſind wir genöthigt, die Ehe als einen Vertrag anzuſehen, deſſen unerläßliche Bedingungen von der Vernunft abhangen, die zufälligen vom Herzen. Für die erſten wird uns das Geſetz Bürge, für die zweiten wir ſelbſt. Bei dieſen letzten ſind alſo die Anſprüche auf beiden Seiten ganz gleich. Von dem erſten ſprechen wir nicht, nur rohe Menſchen können dagegen anſtoßen. Die letztern, mein junger Freund, ſind Sie in Gefahr zu miſskennen. Sie lieben Mademoiſelle Nancy, und ſind von ihr geliebt, allein es war doch eine Zeit, ſey ſie auch noch ſo kurz geweſen, wo ſie Ihnen, und Sie ihr, gleichgültig waren. Beſinnen Sie ſich, was in dieſer Zeit dieſe Gleichgültigkeit in Liebe verwandelte. Aus derſelben Urſache ſollte denn noch fortwährend dieſelbe Folge entſtehen. Sie gewannen Liebe, weil Mademoiſelle Nancy Liebenswürdigkeiten in

Ihnen entdeckte; fahren Sie fort, liebenswürdig zu ſeyn, — nein, nein, keinen Zorn! — wir müſſen uns verſtehen. Bei gemeinen Mädchen, die nur das Aeußere feſſelt, erreicht die Möglichkeit zu gefallen in der Brautnacht, oder doch ungefähr ſo, den höchſten Grad, deſto beſſer oder deſto ſchlimmer, wenn ſie der Ehemann von da aus bei Permanenz zu erhalten weiß. Ihre Geliebte muß ich um Verzeihung bitten, daß dieſer Punkt für die Vollſtändigkeit meines Raiſonnements, nur erwähnt werden mußte. Bei Mademoiſelle Nancy iſt das höchſte Ziel der Liebenswürdigkeit ins Unendliche hinausgerückt. Es hat mit ſeinem körperlichen noch ſittlichen Verhältniſſen thun, obſchon es jedes körperliche und ſittliche als Mittel in ſich begreifen muß. Nancy liebt in Ihnen das Edle und Schöne, das iſt unendlich, wie Gott, und all vertheilt, überall zu erlangen, wie das Licht, das unſer Auge ſehen macht, die Luft, die wir athmen. Unendlich, wie das Streben zum Beſſern, iſt die Liebe mit der Nancy zu lieben bedarf, mit der ſie Sie lieben wird, wenn Sie dieſe Liebenswürdigkeit nie verlieren. Jetzt ſind Sie auf gutem Wege zu dieſem Verluſt, wenn

den Sie noch um, oder hören Sie auf, Ansprüche an Liebe zu machen, begnügen Sie sich mit Rechten.

Und das Mittel, rief Carl am Schluß dieser Unterredung, aus welcher wir Armands Ansichten zusammengezogen mitgetheilt haben; das Mittel, rief er mit einer Entrüstung, die ihm schon allein allen Vortheil des Streites entzog, das Mittel wäre also ein ausgedehntes Verführungs-System, das nur mit dem Leben aufhörte; ein beständiges Bemühen meines Weibes Sinne und Herz von allen andern abzuziehen....

Vortrefflich! Sie fassen meine ganze Meinung in etwas schärfe Worte, sagen aber doch gerade, alles was sie in sich faßt.

Und die ernsteren Pflichten des Hausvaters, des Bürgers, die sollen alle diesem moralisch-sinnlichen Epikurismus aufgeopfert, wenigstens untergeordnet seyn?

Die sollen Mittel zu meinem Zweck seyn, und dieser wieder zur Erfüllung dieser Pflichten helfen — eines um das andere, wie in der ganzen Natur alles ein um das andere, Mittel und Zweck ist.

Carl verstand Armand nicht ganz, seine einfa-

che Denkungsart mißtraute der Kühnheit, mit welcher dieſer Mann alle Pflichten klaſſifizirte, miſchte und gleichſam ausſpielte, wie der kaltblütige Spieler ſeine Karten, wie ſie ſein höherer Zweck, den er ziemlich ſchwankend, wie es Carl däuchte, höhere Bildung nannte, erforderte. Von einer andern Seite mußte er ſich ſelbſt geſtehen, daß die Begriffe, welche er über die Liebe aufſtellte, ihm in den Stunden ſeiner ſchönſten Begeiſterung vorgeſchwebt waren. Aber in Armands Munde mußten ſie nur ſeine Eiferſucht reizen, ſeine Eitelkeit nur demüthigen, Hannchens Treue, Hannchens Tugend ſogar nur aus einem zweideutigen Geſichtspunkt anſehen lehren. Mit allen dieſen peinlichen Gedanken beſchäftigt, ſchwieg er eine Zeitlang. Bald von ſeiner edleren Neigung aufgerufen, das Schöne, das er ahndete, zu erforſchen, oder das Schlechte, wenn ers in ſeinem Gegner fände, kühn zu bekämpfen, ſein und Hannchens Glück zum Lohn davon zu tragen, bald zog ihn der beſchränkte Geſichtskreis ſeiner Gewohnheiten und Erfahrungen wieder in ſich ſelbſt zurück, und lehrte ihn ſeine Sicherheit in den engen Schranken alter Sitten ſuchen. Armand

ſah ſeinem Stillſchweigen eine Zeitlang zu, und ſchien es abwarten zu wollen. In ſeiner Haltung war etwas ruhiges, kühnes, und ſein lebenvolles Geſicht ſpielte wie ein vielſaitiges Inſtrument eine Menge Töne durch, doch wie von muthwilliger Hand berührt ſchien Carln jeder Ton wie Spott und Schadenfreude zu klingen. Carl that dem Franken Unrecht. Sein Ausdruck hatte etwas von Spott, aber er traf nicht Carl, er traf die Menſchheit. Armand ſtudirte in Hannchen das Weib, er beobachtete in Carln den Mann. In Hannchen rief er durch ſein bloßes: neben ihr daſeyn, eine Menge Fähigkeiten zur Thätigkeit auf, die in ihr ſchlummerten. Sie war reich ausgeſtattet von der Natur, in dem Kreis kindlicher Pflichten, häuslicher Geſchäfte, welche dem Herzen alle ſo nahe ſind, unverſchraubt geblieben. Armand gab allen in ihr ruhenden Gefühlen nur Zuſammenhang und Deutung. Was aber in dem menſchlichen Gemüth nur als Frucht der Erfahrung einen Werth hat, lehrte er ſie als Grundſatz zum Handeln, und ſo wagte ſie frei zu denken, ehe ſie ihre Kräfte zum Handeln noch kannte. Ohne andere Selbſtſucht, als den Genuß der Beobachtung,

wünſchte Armand, Carln zur Uebereinſtimmung mit ſeiner Geliebten zu leiten, aber er faßte ihn mit rauhen Händen, weil ihm mehr um das Beobachten, als um Carls Glück zu thun war. Er forderte ihn ſcharf auf, ihm mit ſeiner Vernunft zu folgen, unberechnend, oder vielmehr nicht achtend, daß der beſchränkteſte Mann auch in den weichlichſten Sitten, wenn nicht Feſtigkeit, denn doch Starrheit erwirbt, ſchon deswegen, weil er mit dem Vorurtheil, Herr ſeiner Handlungen zu ſeyn, aufwächſt. Zu der Ueberlegenheit, mit welcher er den jungen Mann behandelte, geſellte ſich unläugbar das Bewußtſeyn, Herr ſeines Schickſals zu ſeyn, ſoweit es von Hannchen abhieng; wenn alſo in ſeinem ganzen Weſen ein bischen Satanität war, iſt's nicht zu verwundern. Je länger Carl nachdachte, je tiefer fühlte er nur dieſe, je verlegener ward ſein Stillſchweigen. Armand bemerkte das, er faßte ſeine Hand, und ſagte mit wahrem Edelmuth: mein junger Freund, was wir jetzt ſprechen, kann nicht augenblicklich zu einem Zweck führen. Nur noch ein Wort, das beinahe anmaſſend klingt, und doch nur einfaches Wohlmeinen iſt: wie auch Ihr Verhältniß zu Mademoiſelle

Nancy sey, ich kann nie, auch nicht auf das entfernteste die Schuld davon auf mich geladen haben. Er hatte unter diesen Worten nachläßig sein Wehrgehäng umgelegt, strich seinen Federbusch, schüttelte nochmals Carls Hand, und sagte im Weggehen: nein, ihr seyd ein liebes Paar, und ich bin Euer beider Freund.

Carl blieb mit dem gehäßigen Gefühl: der Untergeordnete in jeder Rücksicht zu seyn, zurück. Die Art, wie Armand seines Verhältnißes zu Hannchen erwähnte, erbitterte ihn noch mehr, er sah sich von dem Manne durchschaut, er fühlte die Großmuth in seiner Aeußerung, und haßte beinahe ein Gut, das ihm seines Nebenbuhlers Willkühr zu erhalten schien.

Bisher war Hannchen ihren Weg sehr kunstlos fortgegangen. Sie hatte alles Interesse, das ihr Armand einflößte, redlich unter die Empfindungen einer bödern Freundschaft geordnet, und ein sehr weibliches Gefühl hatte ihr, so oft Carl gegen Armand in Schatten stand, ein beschämtes Mitleid eingeflößt. Beschämt, weil sie ihren Geliebten im Nachtheil sah, und mitleidig, weil sie in seiner Seele die kleine Kränkung litt. — Dieses Gemisch

von Selbſtbetrug und weiblicher Güte hatte Carls Platz in ihrem Herzen ſtets erhalten. Aber ſein Betragen war auch noch ſtets ſich gleich geblieben: ein offner Kampf um einen geliebten Beſitz, wenn auch mit ungeſchickten Waffen. Jetzt veränderte ſich ſein Benehmen gegen ſie. An die Stelle eiferſüchtiger Anſprüche, und aufopfernder Verſöhnung — die drohenden Vorbothen einer unwiederbringlichen Trennung — warf er ſich in eine erkünſtelte Gleichgültigkeit, oder den Anſchein einer höchſt übelgelingenden Flatterhaftigkeit. Hannchens Bewußtſeyn ihrer Vorzüge würde ſie nun ſchon allein von ihm entfernt haben, wenn auch nicht Armand ihre Fantaſie immer mehr verirrt hätte.

Der Befehl, die in der Gegend von F** kantonirten Truppen zu ſammeln, und den Weg nach ihrem Vaterland antreten zu laſſen, traf ein. Der Friede, der Deutſchland einen kurzen Traum von Ruhe gewähren ſollte, war der Abſchließung nahe. Armand ſahe nun den Zeitpunkt vor ſich, in welchem es ihm die Umſtände erlauben würden, das was er als das Ziel ſeiner Wünſche aufgeſtellt hatte, zu erreichen. In ſeinem Gemüth vermiſchte ſich Vernunft und Gefühl ſehr leicht, ohne Eins zu werden. Alle

Bilder seiner Kindheit, aller Schmerz seiner Vergangenheit ward lebendig in ihm. Er spielte seine Knabenspiele am Mühlbach seines väterlichen Gutes von neuem durch, er sah die Wellen der Loire noch einmal empört Leichname fortrollen, er suchte in seinem Gedächtniß die Gegend, wo er nun seinen Heerd wollte bauen, und seine Fantasie nicht zügelnd, weil er sie zu überwältigen im Nothfall, sich der Kraft bewußt war, kleidete er das weibliche Wesen, das seine ruhige Zukunft verschönern sollte, mit Hannchens Zügen. Wie weit er dieses arglose Geschöpf in seinen Träumen mit fortriß, überrechnete er nicht, und Hannchen wollte in dem Kummer, den sie bei der nahen Abreise ihres Freundes empfand, nur den Schmerz der scheidenden Freundin sehen. Carls Gegenwart wär' ihr unter diesen Umständen peinlich gewesen, sie litt aber selten von ihr, denn ein Vorfall, der in den Handels-Verhältnissen seines Hauses statt gehabt hatte, nahm seine Zeit jetzt hin und entzog Hannchen und ihren Eltern die Verstimmung, die ihnen sonst unverkennbar hätte seyn müssen.

Der nahe Friede öffnete der Handlung jetzt eine Aussicht, welche, durch andre Umstände begünstigt,

die Intereſſenten des Aichaiſchen Hauſes unverzüglich benutzen zu müſſen glaubten. Nach mancher Berathſchlagung ward es für nöthig gehalten, den Sohn des Hauſes ſelbſt nach H. zu ſenden, um eine weitläuftige Spekulation perſönlich einzuleiten. In der Stimmung, die täglich mehr von des armen Jüngling Herzen Beſitz nahm, war dieſer Entſchluß, der eine Abweſenheit von vielen Monaten erforderte, eine Entſcheidung über ſein ganzes Schickſal. Die Ausſicht der langen Trennung von dem Mädchen, der bei allen Stürmen des Unmuths ſein ganzes Herz geweiht war, ja deren Bild Unmuth, Eiferſucht und Tadel nur tiefer in dieſes gute Herz gegraben hatten, verwiſchte auf einmal jedes gehäſſige Gefühl, und erregte nur den Wunſch, vor ſeiner Abreiſe ein Band zu knüpfen, das ihm und ihr bewieſe, daß ihrer beider Liebe noch die ehemalige ſey. Seine Eltern gaben dieſem Wunſche ihren Beifall, und dieſer Entwurf in der erſten Sehnſucht des verſöhnungsbedürftigen Herzens ausgeführt, wäre gewiß ſchön gelungen. Aber unſelige Störungen von Geſchäften ſetzten ihn um einige Stunden zurück, mancher fremde Begriff geſellte ſich in Carls Kopfe zu ihm, und bis er ihn auszuführen,

seine Geliebte aufsuchte, war sein Unternehmen vielmehr eine Probe, auf die er ihre Liebe stellen wollte, als der Wunsch jetzt jeden Irrthum zu zerstreuen und den vertrauensvoll um der Liebe Lohn zu bitten. Diese Entwicklung in diesem Augenblick erregte in Hannchens jungem überspannten Köpfchen einen Aufruhr, in welchem ihr keines ihrer Gefühle mehr klar ward. Von einer Seite ward sie ihres Wankelmuths gegen Carln sich bewußt, von der andern erschien ihr eine Hochzeit durch Handelsgeschäfte herbeigeführt, neben der Spannung, in welcher Armands geistvoller Umgang sie erhielt, als eine widrige Beleidigung ihres feinen Gefühls. Die Verwirrung, mit welcher sie seine Bitte beantwortete, eine Bitte, die er nicht mit der Fassung gethan hatte, welche Zuversicht der Liebe giebt, in welcher leider Auflauern des Erfolgs zu lesen gewesen wäre, wenn Hannchen hätte lesen können. — Diese Verwirrung lehrte sie statt der Sehnsucht des Liebhabers die Behauptung seiner Rechte in Carls Bitte lesen. Ihre Eltern kamen hinzu, und die väterliche Autorität, die mütterliche Haushalts-Weisheit mißtönten zerstörend in des Mädchens Gemüth.

In dieſem peinlichen Moment trat Armand unbefangen in das Zimmer. Der ehrliche Commerzienrath ſah in der Veranlaſſung, die ſie verſammelt hatte, ein bloßes Geſchäft, und in ſeinem Gaſt nur einen vernünftigen Hausfreund; er trug ihm ſogleich den Fall mit der Bitte vor, dem Mädchen vernünftig zuzuſprechen, damit ſie einem Vorſchlag nichts in Weg lege, bei dem beide Wirthſchaften ſich wohl ſtänden. Die Dazwiſchenkunft des Oberſten, ſo wie die Aufforderung des ehrlichen Commerzienraths war für Hannchen und Carl, aus vielen und doch ganz verſchiedenen Gründen, auf das äußerſte gefährlich. Was Hannchen jetzt auch entſcheiden mochte, ſo machte es Armands Rath zu einem Gegenſtande von Carls Mißtrauen, und was noch von Liebe und Weichheit in ſeinem Herzen geblieben war, ward von Eiferſucht und Trotze verdrängt. In Hannchens Seele verwirrte ſich jede helle Anſicht ihres eigenen Willens, ſie zitterte bei der Anerkennung, daß Armand ſie nie geliebt, daß er von Liebe, aber nicht mit ihr als ſeiner Geliebten, geſprochen habe. Der ruhige Ton, mit welchem der Oberſte ſich von dem Commerzienrath über die

ganze Sache belehren ließ, gab ihr Zeit, ihre Faſſung zu bilden, ſie hatte die Züge ſeines Geſichts ſtudirt, und bemerkte mehr Wechſel auf ihnen, als die ruhige Erörterung des Gegenſtandes hervorbringen konnte, ſie beobachtete auch Carl, aber ſein Geſicht, in welchem nur entſtellende Leidenſchaften arbeiteten, ſeine Haltung, die Unruhe ohne Kühnheit verrieth, zerriß das letzte Band, das ſie an ihn hielt.

Armands Geſicht nahm nach und nach ſeinen gewöhnlichen Ausdruck von lebhaftem Geiſt, halben Spott und offnen Blick wieder an. Alſo ſoll ich armer Unglücksvogel hier den Großmüthigen ſpielen, ſelbſt den Untergang aller meiner Wünſche beſchließen? — Wohlan, mein Apelles, ich will größer ſeyn, wie Alexander, denn Apelles Schöne war keine Nancy! ſo rief er mit komiſcher Emphaſe, und faßte Hannchens Hand, um ſie Carln zuzuführen. die beiden Eltern klatſchten fröhlich in die Hände, denn ſie ſahen bloß die Handlung, die Worte waren ihnen unverſtändlich, ja ſie achteten ſie nicht einmal, allein zwiſchen den beiden jungen Leuten ſchien ſich in dieſem Augenblick ein Abgrund zu öffnen. — Carl rief mit zornglühendem

Geſicht: „Nein, mein Herr — Ihre Meinung zu befragen ſtand Mademoiſelle Hannchens Eltern frei, aber mein Urtheil nehme ich nur aus Hannchens Munde an, erſparen Sie ſich alſo die Anſtrengung der Alexanders-Rolle.“ Hier nahm er ſeinen Hut, ſagte mit einer leichten Verbeugung gegen die Eltern, daß er ihre Entſcheidung gelegentlich in ſeinem Hauſe erfahren würde, und verließ das Zimmer.

Der Commerzienrath und ſeine Frau ſtanden wie von einem ſchweren Traum erſchreckt, wo ſich die Geſtalten vor den Augen verwandeln, und befreundete Formen zu Schreck-Larven ſich verzerren. Sie verſtanden nichts von dem Allem. Nach einem Sinn begierig legten ſie aber Carls Betragen als eine Beleidigung aus. Hannchen hatte anfangs wechſelnd mit einer hohen Schaamröthe und einer Blöße, die das Leiden ihres Gemüths verrieth, ihre Hand aus Armands Hand losgewunden, wie Carl aber das Zimmer verließ, warf ſie ſich, das Geſicht verhüllend, auf den Sopha. Was ſagt der Geck? Er ſchlägt unſer Kind aus? rief die Mutter mit zornfunkelndem Blick. — Der Romanenheld will das Mädchen nicht aus der El-

tern Hand, das iſt ihm zu gemein — ſtatt im Comptoir zu ſitzen, lieſt er Poeten, und ſtatt einer reellen Freiwerberei will er ein rendez vous. — Ruhig, meine Freunde, fiel ihnen Armand ein, wir haben uns alle nicht verſtanden. — Ich habe das Unglück auf mich geladen, einen Theil dieſes Mißverſtändniſſes zu veranlaſſen, ſetzte er zu Hannchen hinabgebeugt hinzu, ich will es wieder gut machen, oder das Andenken meines hier genoßnen Glückes wird mich wie Furien verfolgen. — Mein Herr, Madame, Herr Aicha hat Sie nicht beleidigen wollen, er hat nicht ohne Ihre väterliche Autorität die Erfüllung ſeiner Wünſche geſucht, im Gegentheil iſt er ſo eiferſüchtig auf dieſelbe, daß ihn der freundſchaftliche Antheil, den Sie mir bei der Entſcheidung ſeines Schickſals erlaubten, zu einer Uebereilung hinriß. Aber geſtatten Sie mir noch einmal auf Ihr Vertrauen zu rechnen — ich eile jetzt zu dem jungen Mann, um ihn wieder auf den rechten Weg zu führen ..... ſollte es mir nicht gelingen .....

Halt! mein Herr, rief jetzt Hannchen feſt, ſtand vom Sopha auf, und faßte ihrer Eltern Hände, Sie ſind gut, meine Mutter, Sie waren

immer gut, mein Vater, Sie werden mich nicht mit Demüthigung durchbohren, nicht mich dem Elend preiß geben — ich weigre mich unwiderruflich, jetzt meine Hand zu vergeben. Unwiderruflich! Keines Dritten Dazwischenkunft wird etwas ändern — und Ihre Theilnahme an dem Vorfalle, mein Herr, sie richtete sich dabei stolz gegen Armand, ist ganz überflüßig. Sie verließ hierauf eilig das Zimmer, die kurze Unterredung, welche noch zwischen Armand und Hannchens Eltern vorfiel, war für alle Theile gleich peinlich. Die guten Alten merkten dunkel, daß sie manches nicht wüßten und nicht verstünden, und nun richtete sich eben so instinktmäßig, wie er Carln der Beleidigung angeklagt hatte, ihr Unmuth auf ihren fränkischen Gast. Sie sahen ihn jetzt wieder nur im Lichte einer lästigen Einquartirung. Furchtsamkeit und Haß mischten sich wie immer bei dieser traurigen Ansicht, und Armand verließ sie mit dem doppelt lästigen Gefühl, Böses gestiftet und das wohlthätige Bewußtseyn zu achten und geachtet zu werden, verloren zu haben.

Nach einigem Nachdenken gewann der Entschluß, wo möglich wieder gut zu machen, über

seinen Widerwillen gegen alle in dem Vorfall begriffene Personen, die Oberhand. Er wollte Carln aufsuchen, und ihn mit Offenheit und Achtung zur Ruhe seines Gemüths zurückführen, als er eine sehr leidenschaftliche Aufforderung zu einem Zweikampf von ihm erhielt. Armand lächelte rein gutherzig, denn der Tollkopf des Jünglings war ihm lieb. Aber der Ueberbringer war ihm so ärgerlich, daß er, ihn durch eine lebhafte Wendung gegen die Thür bei Seite schiebend, gewissermaßen den Wink gab, selbst dieses Ausgangs wahrzunehmen und seine Sendung als geendet anzusehen. Er hatte diesen Menschen, einen vor kurzem heimgekehrten Studenten, ein paarmal in Carls Gesellschaft gesehen, und war stets von seiner schwerfälligen Gestalt und unverschämt lautem Betragen aufgebracht worden. Der Zögling der Musen schien im gegenwärtigen Falle das Aergste als das Sicherste anzunehmen, drückte den Hut auf den Kopf, und sagte wunderliche Worte, die der übermüthige Franke sich nicht zu verstehen begnügte, sondern ihm sehr kaltblütig den Hut vom Kopf nahm, ihn leicht zur Thür hinaus auf einen Tisch warf und indem er einem eben herbeikom-

menden Bedienten zurief: man ſchließe mein Zimmer ab! neben jenem vorbei, die Treppe hinunter ging.

Er eilte zu Carln mit dem feſten Vorſatz ihm alles zu ſagen, was Güte, Erfahrung, ja unerkannung einer Art Unrechts nur eingeben konnte; allein vor der Thür ſeines Hauſes begegnete er eine Aufforderung zum General zu kommen, und dort wurde ihm der Befehl bekannt gemacht, am folgenden Morgen mit ſeinen Truppen weiter zu gehen.

Seine Abſicht, Carln durch die Macht der freundſchaftlichen Ueberredung zu beſiegen, durch Offenheit unſelige Eindrücke zu verhüten, ehe die von ihm anberaumte Stunde zum Zweikampfe herankam, war nun unmöglich, er fand mühſam nur den Augenblick, ihm folgende Zeilen zu ſchreiben:

„Als Mann von Ehre und Offizier kann ich Ihre Herausforderung nur annehmen, als Menſch und gebildeter Menſch ſetze ich noch ein Wort hinzu. Ich habe Sie nicht beleidiget, und bin von Ihnen nicht beleidigt worden. Ich habe Ihres Herzens Frieden geſtört, ohne es zu wollen,

ohne den geringsten Vortheil dabei zu suchen noch zu erhalten, nur durch eine unselige Unbedachtsamkeit in der Aeußerung meiner Grundsätze. Es bedarf nur eines vorurtheilsfreien Blickes von Ihrer Seite, um Mademoiselle Nancy noch eben so theuer zu seyn, wie ehedem, und durch sie der glücklichste Mann zu werden. Ich muß mich auf Ihre Forderung stellen, aber bedenken Sie, daß Sie Ihre Freundinn einem sehr harten öffentlichen Urtheil aussetzen durch Ihren leidenschaftlichen Schritt. Ich erwarte Sie in dem ... Gasthof heute Abend sechs Uhr, wo möglich als meinen Freund, aber immer mit herzlicher Achtung."

Carl hatte des Commerzienraths Haus in dem Sturm der zerreißendsten Leidenschaften verlassen. Rache gegen den Störer seines Friedens, beleidigte Liebe, beleidigter Stolz kämpften in seinem Gemüth, und drangen ihm das Bedürfniß ihnen Luft zu machen, so gebieterisch auf, daß er die Schwäche hatte sich einem Menschen anzuvertrauen, den er in kühlern Augenblicken nie Theil an dem Innern seines Herzens hätte nehmen lassen. Dieses war eben der Ueberbringer seiner Herausforderung an Armand. Stoßen, so hieß er, hatte

aus seinen Schriften wirklich eine Menge neuer, und eben so viel befremdlicher Ideen mitgebracht, die er bei dem Weinglase sehr laut, und eben darum für den furchtsamen Laien, wo nicht überzeugend, doch sehr zum Stillschweigen erschütternd, vorbrachte. Carl, in dessen redlichem Gemüth der Wunsch sich zu bilden, ungeachtet seines Hasses gegen Armands Bildung, sehr lebhaft war, hatte sich unter Steffens Zuhörern nicht zur schweigenden Partei gewendet, sondern war gewissermaßen sein Schüler geworden. In einer andern Sache hätte ihm das rohe, absprechende Wesen des Menschen mißfallen, jetzt stimmte es in seinen allgemeinen Unmuth ein, da es Steffens als das Gepräge der Deutschheit ausgab, das die Zeiten jedem braven Germanen ans Herz legten. Steffens hielt sich selbst viel zu erhaben über seine Mitbürger, um an ihren Angelegenheiten über einen andern Punkt hinaus, als den ihrer Weinkeller, den geringsten Antheil zu nehmen, er hatte sich also auch um Carls schweres Herz, so oft es ihm sichtbar ward, nie bekümmert. Unglücklicherweise mußte er ihm heute begegnen, heute wo ein weiser Freund auf das Schicksal des jun-

gen Mannes und ſeiner verirrten Freundinn ſo wohlthätig hätte wirken können. Steffen kam von einem Gaſtmahle, der ſeine Lebensgeiſter in eine beſondre Spannung verſetzt hatte, von jeder geleerten Flaſche nahm er den Stolz einer gewonnenen Schlacht über die Erbfeinde Deutſchlands mit ſich fort, und nachdem ihm Carl ſeine Lage, und ſeine Begier ſich an dem treuloſen Franken zu rächen, auf einem einſamen Spaziergang entdeckt hatte, rief er Rache und Blut, ja es ſchien, als fühlte er in ſich ſeine ganze Nation vereinigt, und wollte in Armand ſein ganzes Volk vertilgen. Zwiſchen einem verſchraubten Kopf, den der Wein, und einem zerſtörten, den die Liebe erhitzte, ward alſo jetzt die Herausforderung abgeredet. Wie Carl Armands Billet erhielt, war Steffen noch bei ihm, und hauchte noch ſeine Wuth über die von dem ſtolzen Fremden erhaltne Begegnung aus. Die verbuzte Stummheit, mit welcher er noch eine Weile ſtehen blieb, nachdem Armand ſchon die Treppe hinunter gieng, und auf des Bedienten höfliche Frage: womit man dem Herrn noch dienen könnte? ſich nach ſeinem Hut umſah, dieſe Stummheit war jetzt in deklamatoriſche Reden ausgebrochen. Carln machte

das Billet ruhiger, aber entſchloſſner auf ſeiner Forderung an Genugthuung zu beharren. Sein ſittliches Gefühl ward trotz ſeiner Leidenſchaft wieder lebendig, er fühlte ſich unbehaglich in Steffens Gegenwart, und bei dem Gedanken dieſen Menſchen mit zu der beſtimmten Zuſammenkunft zu bringen. Gern hätte er ſein Geheimniß wieder zurückgekauft, um der Folgen willen mußte er aber dieſen Menſchen dulden. Seine Unbehaglichkeit nahm zu, wie er mit ihm in das zur Zuſammenkunft anberaumte Zimmer trat. Armand, den er mit zwei dritten Offiziers von ſehr mildem, feinem Anſehen fand, empfieng ihn mit zutraulichem Händeſchütteln; bei dem Anblick ſeines Begleiters ſtutzte er, und ein paar Worte, die er in ſeiner Landesſprache ſagte, bewieſen, daß er ſich wundre, ihn als Vertrauten in dieſer Sache zu ſehen. Doch faßte er ſich ſogleich und begrüßte Herrn Steffens mit einer kalten Würde, die dieſen ſehr in Verlegenheit ſetzen mochte, denn er ſchien ganz als Nebenperſon beiſeite zu treten. Armand fragte Carln: ob er ſich ſchmeicheln dürfe, daß ſeine wenigen Zeilen dieſe Zuſammenkunft zu einem freundlichen Abſchiede gemacht hätten? „Ich habe nur eine Viertelſtunde, ſagte

er, und von dieſer nähme ich gern das Vergnügen, einen Freund zurückzulaſſen, mit mir fort. Wir brechen dieſe Nacht auf.“ Dieſes ſagte er ſanft, und faſt geſprächsweiſe. Carln hätte es ſchon an Biegſamkeit des geſellſchaftlichen Tons gefehlt, um ſeinem Handel dieſe Wendung zu geben, jetzt trug aber vieles bei, um ihm ſeine Faſſung zu entreißen. Steffen, der Armands Worte gar nicht zu hören ſchien, warf den Mantel ab, und zog ein paar Degen, die er darunter verborgen hatte, mit einem Weſen hervor, das eine komiſche Mitte zwiſchen dem Vorbereiten eines Mezgers zum Schlachten, oder eines Partiſeerers zum Raſieren hielt. Die beiden ädlichen Offiziers lächelten und ſagten ſich einander einen beiſſenden Einfall, den Carl vernahm, indeß Armand nur mit ihm beſchäftigt ſchien. Der gute Aiſha erwiederte ſeines Gegners freundſchaftliche Eröffnung nur mit den Worten: mehr wie eine Viertelſtunde brauchen wir auch nicht, mein Herr. — Haben Sie alles überlegt, mein junger Freund? — Alles, rief Carl, und warf ſein Oberkleid ab. — Auch was Sie Andern ſchuldig ſind? — Armand ſah jetzt ernſter aus, und ſchien Carln zurückhalten zu wollen, denn er legte ſeine

Hand auf den Arm, mit dem jener den Degen von Steffens annahm. Ich habe nichts zu überlegen, ich habe hier nur zu ſtrafen .. erwiederte der arme Jüngling, ſich ſelbſt zur Wuth aufarbeitend. Hier ſchien Armand eine Aufwallung von Zorn zu unterdrücken. Meine Herren, ſagte er zu den beiden Offizieren gewandt, von denen der eine die Thüren verſchloſſen hatte, und die nun beide näher hinzugetreten waren, „meine Herren, dieſer junge Mann hatte mich bis hierher nicht beleidigt, ich habe ſeiner Ehre nicht das mindeſte in Weg gelegt, ſo eben ſagt' er aber etwas ſehr Unſittliches, durch welches er dieſen Zweikampf zu einer Art Gottesgericht zu machen ſcheint; ich hoffe alſo, er wird ſich durch den Ausgang, als durch ein Gottes-Urtheil, belehren laſſen. Kamerad — er wendete ſich zu dem einen der Männer, du ſekundirſt mich, und du lieber Vetter, er drückte dem andern die Hand, du ſorgſt für den jungen Menſchen, wie für mich, wenn er's ſollte nöthig haben."

Carl war nun ſeiner nicht mehr mächtig. Um zu dieſem Auftritt geſchickt zu ſeyn, hatte es bei ſeinem bisher ſo gefahrloſen und ruhigen Lebenskreiſe heftiger Leidenſchaften bedurft, aber jetzt

wirkte noch mehr wie diese, es wirkte gewaltsam von sich gestoßnes Gefühl des Unrechts. Er focht mit unsicherer Hand, und hatte einen vortrefflichen Gegner. Nach wenigen Gängen ward er entwaffnet. Das ist doch genug? rief Armand's Sekundant, und reichte seinem Freund des Besiegten Degen. Wie Herr Aicha es wünscht, erwiederte dieser kalt, und both Carln den Degen dar. Des Sekundanten Frage war von einem spöttischen Lächeln begleitet gewesen, das Carls Unsinn aufs neue reizte, er riß den Degen an sich, und erneute das Gefecht. Beide Freunde Armand's drückten laut ihren Unwillen aus, Stecken stand daneben halb trotzig, halb dumm, er getraute sich nicht Partei zu nehmen und freute sich doch Carls beharrlicher Wuth. Aicha drang auf das unvorsichtigste auf Armand ein, der ihn wie ein Kind schonte, plötzlich machte er aber eine Wendung mit der Hand, wodurch er seinen rechten Arm so berechnet in Gefahr setzte, daß er über dem Ellenbogen eine leichte Wunde davon trug, auf die sogleich Blut folgte. Armand's Sekundant warf sich jetzt mit einem verweisenden Ausruf gegen den jungen Aicha zwischen sie, und erklärte: daß er

den Zweikampf nicht fortgehen ließe. Wahrhaftig, rief der andere Franke, dieses ist nicht die Gelegenheit, wo das Blut eines unsrer würdigsten Offiziers fließen soll. Ruhig, meine Freunde, sagte Armand, und wendete sich zu Carl, der bestürzt und beschämt, aber nicht erreicht vor ihm stand: Mein Herr, Sie wollten Blut, diese Herrn sind Zeuge, wie freiwillig ich es Ihnen gewähret habe. Ich wünsche, daß Sie nun kühl genug seyn mögen, um wieder glücklich zu werden. Mit diesen Worten verneigte er sich kalt gegen ihn und Herrn Steffen, und ging in ein Nebenzimmer, wo ein Wundarzt erschien, den man schon vorher benachrichtigt haben mochte.

Carl schwieg, verlegen, Fassung zu finden, er war noch mit Ankleiden beschäftigt, als einer der Offiziere zurückkam, und, nachdem er ihn einige Sekunden betrachtet hatte, zu ihm sagte: „Mein Herr, der Oberste will um Ihretwillen jede Vorsicht anwenden, er räth Ihnen daher nicht zugleich dieses Zimmer zu verlassen, damit Sie Zeit haben den Blicken der Vorübergehenden mit Fassung zu begegnen. Trinken Sie ein Glas Punsch mit mir.“ Diese Viertelstunde war die peinlichste, welche

Carl je erlebt hatte. Vernichtet saß er neben seinem Begleiter, der, nun er die Nichtsbedeutenheit seiner Rolle überstanden hatte, wieder mit Uebermuth umherzuschaun begann. Des alten Franzosen kalte Höflichkeit drückte Carln mit Zentnerschwere, er hätte ihr gern eine Barschheit, die er nicht in sich fühlte, entgegensetzen mögen. Er trank wild einige Gläser. Ein sehr junger Mensch in Uniform trat indessen herein, den Alten, als seinen Vater anredend, brachte er ihm eine Nachricht den morgenden Abzug betreffend. Die Gegenwart dieses liebenswürdigen Knaben schien den Alten so zu erfreuen, daß er von seinem sichtbaren Widerwillen gegen seine Gesellschafter nachließ, er that einige Fragen an Aicha, und wie er seine gewaltsame Gemüths-Bewegung wahrnahm, suchte er ihn von fernerem unvorsichtigen Trinken dadurch abzuhalten, daß er seinen Sohn aufforderte den Herrn zum Abschiede zuzutrinken, und zum Dank für die gastfreie Aufnahme in seiner Vaterstadt. Carl richtete seine Augen auf den Jüngling, den er vorher kaum bemerkt hatte; er ward von seinem offnen edeln Gesicht angezogen, erwiederte die Begrüßung und setzte einige Worte gegen den Vater hinzu, die

Wohlgefallen an dem Sohn ausdrückten. Sein blinder Zorn beſchäftigte ſich allmählig während eines kurzen Geſprächs mit dem ſchönen Jüngling, er nahm mit ziemlicher Faſſung Abſchied. Der alte Offizier, von ſeiner Aufmerkſamkeit gegen ſeinen Liebling gerührt, fragte ihn: ob er nichts mehr an Armand zu beſtellen habe? Daß ich ihn achte, und daß ich ihm danke! rief Carl weich, und faßte ſeine Hand, worauf jener ſie männlich ſchüttelnd antwortete: Sie wären auch ſein erſter Feind, der ihm Achtung verſagte — er iſt ein edler Mann.

Steffen war dieſe ganze Zeit durch ein Stummer, aber beim Trinken ſehr thätiger Geſellſchafter geweſen. Der Franzoſe ſchien, das Einſchenken ausgenommen, gar nicht zu wiſſen, daß er da ſey. Carln war es ſehr peinlich jetzt, wie ſie ſich beide wieder allein zuſammen auf der Straße befanden, an ihn erinnert zu werden. Er nahm einen kurzen, ſehr trocknen Abſchied von ihm, und eilte zu Hauſe.

Die drei Menſchen, welche uns bisher beſchäftigt haben, befanden ſich jetzt in einer ſehr unangenehmen Lage gegen einander, und gegen ſich ſelbſt. Für Armand war ſie am leichteſten; kaum konnte er ſeinen Gaſtfreunden ein Lebewohl ſagen, Geſchäfte

verhinderten ihn. Er ſuchte zweimal die Erlaubniß Hannchen zu ſehen, ſie ward ihm, unter dem Vorwand, daß ſie unpäßlich ſey, verweigert. Armand verließ am andern Morgen die gute Stadt mit dem beſchämenden Bewußtſeyn, Gutes mit Böſem vergolten zu haben. Zwar ſprach ihn ſein Gewiſſen von allem böſen Willen frei, und darinn hatte er Recht, er hatte nur nach falſchen Anſichten gehandelt. Wie das Bild von Hannchens Thränen, von des armen Carls zerſtörtem Gemüth, ſich nach und nach verwiſchte, ſtellte ſich die Ueberzeugung in ihm her, daß der Zwiſt zwiſchen dem Brautpaar bald beigelegt, und dann ſeine Schuld ganz vertilgt ſeyn würde.

Carls Vertrauen zu Hannchen war vernichtet, ſein Stolz war durch die Wendung, welche ſein Zweikampf genommen, unheilbar verletzt, er konnte Armand nicht verachten, er fand nicht einmal Grund ihn zu haſſen, alſo auch nicht Hannchen — auf ſich allein fiel aller Haß, alle Demüthigung. Sollte er zurückkehren zu der Beleidigten, mußte er, ob zu der Schuldigen? Zu allen dieſen quälenden Gefühlen kamen die Vorwürfe ſeines Vaters, der ſeinen Zwiſt mit Hannchen, und die rückgängige

Hochzeit von dem Commerzienrath vernommen, der in dieser nicht nur persönliche Beleidigung empfand, sondern den Aufwand, den verminderten Fortgang seiner Geschäfte fürchtete. Er bestürmte Carln mit Klagen über den schlechten Lohn, den Eltern erbeten, nachdem sie alles an ihre Kinder gewendet hätten, mit Vorwürfen, daß dieses die Folge sey, wenn junge Leute, statt ihre soliden Geschäfte zu treiben, die Zeit mit gelehrten Thorheiten verdurben, und die neuen Tücher besser wie die neusten Waarenpreise kennten. Hier traf er unglücklicherweise den wunden Fleck von Carls Herzen. In dieser letzten Zeit hatte er tausendmal gefühlt, daß es eben seine beschränkte Erziehung sey, die ihn gehindert hätte in Hannchens Herzen seinen Platz zu behaupten, daß die Kleinligkeit seiner täglichen Beschäftigung ihn in den Nachtheil neben dem Mann gesetzt hatte, der sein Glück so rettungslos zerstörte. Kein vernünftiger Dritter stellte sich zwischen Sohn und Vater, Carls Lage ward unerträglich, als nach einigen Tagen das, was sie aufs höchste spannen mußte, sie milderte.

Steffen hatte bei dem ganzen Vorgang, der ihn mit Armand und seinen Landsleuten zusammen-

brachte, zu viel Demüthigungen erfahren, um nicht mit allem Gift gekränkter Eitelkeit der Ausländer zu gedenken; allein Carls kalter Abschied nach dem Zweikampf und die Abneigung mit der ihn dieser seitdem vermied, da sein verstörtes Gemüth ihm seine Klugheitsregel mehr auflegte, brachten ihn noch mehr auf. Halb aus Ruhmsucht, bald aus Rachsucht, mehr in schwerfälliger Selbstgenügsamkeit, als um zu schaden, verrieth er, was ihm an der Sache für seine Person unschädlich schien, und legte dem armen Hannchen die Ehre bei, die Veranlassung des Zweikampfs gewesen zu seyn. Man kann sich leicht denken, von wie Vielen diese Geschichte verurtheilt und beschrien wurde. Es wäre widrig in die kleinen Gehässigkeiten der Kleinbürgerei einzugehen, sie sind nicht die schöne, aber die sehr unvermeidliche Seite der sonst so ehrwürdigen Beschränktheit dieses Standes, so lange er noch altes Schrot und Korn hat. Paasen und Gevatern eilten die Commerzienräthin zu unterrichten, und den alten Aiche zu warnen; denn, war schon kein Franzos mehr in der Stadt, und Armand mit einer Verletzung, die gar nicht den Namen Wunde verdiente, abgereist, so glaubten die guten Leute

doch noch ein Opfer der Rache für ſein vergoſſenes Blut werden zu müſſen. Furcht, Zorn und Liebe für den einzigen Sohn überfielen nun den armen Vater Aicha, er polterte und klagte ein um das andere, und das Reſultat war, daß Carl ſeine vorhabende Reiſe ſogleich antreten ſollte. Er reiſte alſo mit dem nächſten Poſtwagen, auf großen Umwegen, um keinen franzöſiſchen Truppen zu begegnen, — denn Papa Aicha glaubte, der Zweikampf mit Armand ſtände Carln wie das Zeichen des Thiers auf der Stirn — nach Hamburg.

Hannchen war die unglücklichſte von allen. Ihr weibliches Gefühl war von Armand, ihre Liebe von Carln auf das empfindlichſte gekränkt; ſie hatte das Bewußtſeyn, einen guten, ſie liebenden Mann unglücklich gemacht, die ſehnlichſten Wünſche ihrer guten Eltern mit dieſer Verbindung zerſtört zu haben. Aber nicht nur die Vorwürfe, die ſie ſich machte, nicht die, welche ſie ſtündlich von ihren Eltern leiden mußte, quälten ſie, das Urtheil des Publikums ſchreckte ſie, ſie ehrte es wie jedes ſittſame Weib in ſeiner jedesmaligen Lage thun ſollte. Die Nachricht von Carls Schlägerei, und der Antheil, den man ihr dabei zumaß, und den gehabt zu haben ſie

ſich leider bewußt war, hätte ſie ganz niedergedrückt, hätte die Gefahr, die Carl dabei lief, der Kummer, den ſie ihm anzeigen, und deſſen Umfang ſie nun erſt ganz fühlte, nicht jener Furcht vor öffentlichem Urtheile die Waage gehalten. Die Rückſicht auf Carls Schickſal beſchäftigte ihre Eltern ſehr wenig, nicht einmal Hannchens von Gram angegriffne Geſundheit rührte ſie. Leider können perſönliche Beeinträchtigungen in ungebildeten Gemüthern die angeborne Güte ſo leicht trüben. Jedesmal, daß der Vater einen läſtigen Poſttag hatte, jedesmal, daß die Mutter von einem neu wiederholten Baaſen-Geſchwätz aufgebracht nach Hauſe kam, ward das arme Hannchen mit Vorwürfen überhäuft. Der fortrückende Frühling ſchien ihren Gram nur zu vermehren, ihre Blüthe nur noch ſchneller abzuſtreifen, ihre Eltern folgten alſo endlich dem Rath des Arztes, und erlaubten ihr eine Reiſe nach Ebersdorf zu einem Onkel, der Oberamtmann auf einem Gräflich Sollſchen Gute war, um dort Land- und Bergluft zu genießen.

Wie ein armes Vögelchen, das ein muthwilliger Knabe den Winter durch im engen Keficht hielt, wenn es am Frühling die offnen Fenſter ſpürt,

endlich das Köpfchen, dann glücklich die Flügel durch das morsche Weidengatter seines Gefängnisses drängt, und sich dann in die blaue Luft schwingt — so war's Hannchen zu Muthe, wie sie die vorwurfsvollen Blicke der Eltern, die giftigen Mienen der Baasen, alle Zeugen ihres verlornen Glückes, ihrer begangnen Thorheit hinter sich sah, und zwischen den wallenden Saaten hinfuhr zu dem Ort, wo nichts sie an den Letzten Winter erinnern sollte. Ihr war es, als würde Ruhe um sie her ihr auch Ruhe in ihrem Innern gewähren. Sie sehnte sich nach der Muße mit sich selbst abzurechnen, die sie in ihren häuslichen Verhältnissen nicht hatte finden können, weil sie täglich gereizt bald mit Trotz, bald mit Reue, bald mit erzwungener Unempfindlichkeit gekämpft hatte. Sie kannte ihren Onkel und seine Frau, ein paar unschädliche gutmüthige Leute, die nie Kinder gehabt und Hannchen als ihre Pathinn und künftige Erbinn von jeher geliebt hatten. Obschon sie benachrichtigt waren, daß ihre Verwandte mit ihrem Kinde unzufrieden zu seyn Ursache hatten, entwaffnete sie doch Hannchens bleiches Gesicht. Die ersten Fragen fielen sehr schonend aus, und nach

wenig Tagen hatte sie der neue Genuß ein jugendlich, liebend für sie sorgendes Wesen um sich zu haben, so bezaubert, daß sie alles, was man ihnen nachtheiliges von ihr gemeldet hatte, nicht mehr glaubten. Hannchen genoß also einer ungestörten Ruhe. Sie half ihrer Tante in dem Haushalte, leistete ihr in den Nachmittagsstunden treulich Gesellschaft, aber die Morgen und Abende gehörten ihr, oder vielmehr in diesen gehörte sie der Nachtigall, die am Mühlbach das stille Thal mit ihrer Stimme belebte, oder dem silbernen See in dem sich goldne Fische jagten, den dunkeln Tannengipfeln, die sich gegen den blauen Himmel wiegten, oder dem Eichenhayn, auf dessen weichem Grasboden die fliehenden Schatten des grünen Laubes hüpften. Sie hatte mit ihrer Vernunft zu Rathe gehen, hatte sich Ruhe erwerben wollen — so war ihr Entschluß, ihre Hoffnung während ihrer Reise gewesen, aber sie hatte weder ihr Herz, noch das gute weibliche Herz gekannt. Statt Ruhe fand sie Thränen. Sie weinte um Carln, aber wenn sie die reizende Natur um sich her betrachtete, wenn sie ahndend und hoffend mit kindlicher Schwärmerei von ihr auf sich selbst und die Gottheit zurück

gieng, die dem genießenden, dem leidenden Menſchen ſtets ſo nahe iſt — dann ſtand Armand's Bild neben ihr, ſie verband ſeine Anſichten mit den ihren, ſie erinnerte ſich ſeiner Aeußerungen, ſeiner Empfänglichkeit für jedes Schöne, was er ihr geſagt hatte, was er hier empfinden würde. Sie war ſich bewußt, ihm ihre Freude zu danken und ihren Schmerz, durch das neue Leben, das er in ihrem Gemüthe erweckt hatte. Sie begriff nicht, wie Armand's Bild ſie ſtets beſchäftigten konnte, da ſie doch um Carl weinte, ſie verſtand nicht, warum Armand's Bild ſich mit den Nachtigallen, den Eichengipfeln, dem ſilbernen Teich vermählte, indeß ſie ſich ſehnte, Carl zu überzeugen, daß ſie ihn noch liebe, daß ſie ſeiner nicht unwürdig ſey. Armand hatte ſie beleidigt, hatte ihr Gefühl verletzt, und Carln hatte ihr mit Härte, mit Unbilligkeit begegnet. — Sie verſtand ſich nicht mehr, ſie verſtand die Liebe nicht mehr, ſie wußte nicht mehr was zu tadeln war in ihren Empfindungen, nicht was ſie feſthalten ſollte in ihnen. Auf dieſem Wege gieng ſie bald in allgemeinen Lebens-Ueberdruß über, der in blühender Jugend ſo leicht iſt, und dieſe müßige Schwärmerei hätte ſie viel-

leicht auf immer einer würdigern Bestimmung entzogen. hätte ein gütiges Schicksal sie nicht auf bessere Pfade geführt.

Die Eigenthümerinn von Ebersdorf, die Gräfin Silly lebte den größten Theil des Sommers auf diesem Gut, das einen ansehnlichen Theil des Familien-Eigenthums ausmachte. Sie liebte Stille und Einsamkeit, und schenkte der Residenz und dem Hofe nur die Zeit, welche ihres Gemahls Wille und Stand durchaus von ihr forderten. Sie war schön gewesen, sie hatte geliebt, der Wille und die Convenienz ihrer Familie hatten sie mit einem Manne verbunden, der bei einer glänzenden Gestalt und einem großen Namen nicht reich genug war, um seine vielfältigen Bedürfnisse zu befriedigen. Die Gräfinn ward Mutter von mehreren Kindern, sie sahe noch im Glanz ihrer Jugend die Nothwendigkeit ein, für das Wohl ihrer Familie, dem Leichtsinn ihres Gemahls entgegen zu arbeiten. Hatte sie vielleicht das Opfer ihres Herzens, das sie brachte, wie sie den Gemahl aus der Hand ihrer Eltern annahm, ernster gemacht, wie ihre Jahre und ihr Geschlecht? war Mutterliebe allein so stark in ihr, oder vermochte

Pe die religiöſe Denkungsart, die ſich immer mehr in ihr entwickelte, zu einer Lebensweiſe, die ihrer Kinder Erbtheil und ihres Gemahls Ehre retten? — Genug, daß ſie, ohne ihre weibliche Würde zu verleben, ohne durch ihre Großmuth den Gemahl zu demüthigen, einer Gelegenheit wahrnahm, um die Verwaltung der Güter ſelbſt zu übernehmen. Sie opferte eine in dieſer Zeit ihr zugefallne Erbſchaft auf, um Schulden zu bezahlen, ſicherte ein paar kleinen Unglücklichen, welche ihrem Gemahl angehörten, ohne ſeinen Nämen führen zu dörfen, eine Erziehung zu, welche den Fluch abwendete, den Geſetz und Sittlichkeit auf ihre Geburt legten, und blieb von der Zeit an Verwalterinn des Vermögens Sie hatte ihre Kraft recht zu handeln, zu ertragen, Böſes mit Gutem zu vergelten, in ihrer Religion geſchörft, dieſe ſuchte ſie alſo auch ihren Kindern, als Quelle alles moraliſch Guten, einzuprägen. Unglücklicherweiſe blieb dieſe Religion aber in der Kinder Gemüth als iſolirtes Weſen ſtehen, denn was ſie *ſonſt aufzufaſſen gelehrt wurden, widerſprach ihrer* Mutter Tugend, und der Kraft, die ſie ihnen in der Religion verhieß. Ihres Vaters Betragen

und Lebensweise, der jedes Jahr die Jagdzeit auf dem Lande zubrachte, und seinen Leichtsinn gar nicht vor seinen Kindern verbarg, stand im Widerspruch mit der Ehrfurcht, die ihre Mutter im Namen der Religion von ihnen für ihren Vater heischte. Die Persönlichkeit der Geistlichen, welche häufig das Schloß besuchten, höhnte die Lehre, die sie predigten, und die Ehrfurcht, die sie ihnen erweisen mußten. Diese Widersprüche zu lösen, vermochte der würdigen Mutter buchstäblicher Unterricht nicht; die einzige Liebe in ihrem Herzen, die alle Widersprüche löst und alles Unähnliche einigt, in ihrer Kinder Herzen zu verpflanzen, vermochte sie auch nicht, und so hatte sie den Gram, eine ganz andere Saat aufsprießen zu sehen in den jungen Gemüthern, als sie treumeinend gesäet hatte. Von ihren Söhnen war keiner, der die vorzüglichen Gaben der Natur, mit denen sie alle beschenkt waren, in ihrem Sinn zum Guten angewendet hätte. Alle verehrten die edle Mutter, die sich ihrem Wohle gewidmet hatte, und ahmten den Vater nach, den sie früh nicht geachtet, und über den sie jetzt oft klagten, daß seine Thorheit ihre Mittel zum Genuß beschränkt hatte.

Der Gräfinn blieb eine Tochter. Unter ihren Augen erzogen, von ihr bewacht, vor der leichtsinnigen Welt gehütet, hoffte sie in ihr die Frucht von ihren Mutterſorgen rein zu ernten. Mit edelm Stolz auf den Glanz ihres Hauſes bedacht, freute sie sich, als ihr eine Heirath für ihren Liebling vorgeschlagen ward, die ihr erlaubte, ihre Ersparnisse auf das Fortkommen ihrer Söhne zu verwenden. Die junge Sabina heurathete einen Mann von glänzendem Reichthum, der an einem benachbarten Hofe eines der ersten Ehren-Aemter bekleidete. Aber auch hier ward das Mutterherz betrogen. Sabina's fromme Eingezogenheit war nicht Wahl des Bessern, sie war gedankenlose Uebung des Vorgefundenen gewesen. Die Willfährigkeit mit der sie ihrer Mutter gehorchte, indem sie ihren Gemahl annahm, war nicht Gehorsam, sie war Abwesenheit von Widersetzlichkeit, weil der Gedanke in die, bis dahin ihr verbotne Welt zu treten, sie anlächelte. Mit dem ersten Schritt in dieser Welt verwirrten sich ihre Begriffe; die Tugenden, die sie geübt hatte, hatten hier keine Geltung; die Eigenschaften, welche hier glänzten, entsprachen ihren Fähigkeiten und sixirten

mit keiner ihrer Begierden. Nicht gewohnt, über ihr Thun nachzudenken, verdrängte bald eine Gewohnheit die andre, und ihre Ehe bei deren Knüpfung die wohlmeinende Mutter nach ihren Begriffen nur Pflichten berechnet hatte, ward eine alltägliche Verbindung der großen Welt.

Die ehrwürdige Ursache, welche bei der Gräfinn die Quelle des Irrthums war, ward auch ihr Trost. Daß die beschränkt frommen Grundsätze ihrer Erziehung daran schuld waren, daß keines ihrer Kinder dem Strome des Bösen widerstand, konnte sie bei ihrer Ueberzeugung nicht ahnen; ergeben trug sie also den bittersten Gram des Mutterherzens als eine Strafe für ihre unbekannte Schuld, und that alles was in ihrer Macht stand, um bei jeder Gelegenheit dem Uebel, was um sie her vorging, zu steuern. Ebersdorf ward unter ihrer Verwaltung ein Garten, seine Unterthanen segneten ihre gütige Herrschaft, und es war der Gräfinn eine wirksame Beruhigung, durch ihre Gebete die Schuld der Menschen zu versöhnen, die ihr Gott zum Segen gegeben hatte, nicht zum Fluch. Die Gräfinn kannte alle ihre Untergebenen, und zog sie gern in ihre Gesellschaft.

Ihr Amtmann und seine Frau waren ihr lieb, weil jener durch seinen Geschäfts-Eifer, und diese durch ihren sanften, weitern Sinn mit ihr überein stimmten. Ihre Ankunft gab diesen jetzt Gelegenheit, Hannchen von ihrem Lobe zu unterhalten, nach allem, was diese aber von der Gräfinn hörte, empfand sie eine große Scheu ihr bekannt zu werden. Sie war sehr fromm auferzogen, aber heut zu Tage nimmt die Frömmigkeit der jungen Leute eine Form, in der sie, oft unbilligerweise, die Alten nicht mehr erkennen wollen. Der Gräfinn so hoher Stande, ihre leidende Ergebung, schreckten Hannchen zurück, sie flößten ihr den Begriff von völliger Leidenschaftslosigkeit, ja, Kälte des Gefühls, ein. Die Fehlschlagungen aller Hoffnungen ihres Mutterherzens lagen außer dem Erfahrungs-Kreise eines jungen Mädchens, und ohne abzuwägen und zu rechten, kam es ihr gar nicht in Sinn: daß der Gram um zeitliche und ewige Wohl unserer Kinder dem Schmerz um einen Liebhaber zu vergleichen seyn könnte.

Den Abend nach der Ankunft der Gräfinn saß Hannchen ihrer Gewohnheit nach an dem Ufer des Teiches im Pappelschatten und — las nicht — sann

dern träumte und weinte über Pope's Brief der Heloise, nach der Bürgerschen Uebersetzung. Wenn in jungen Jahren unsre Reizbarkeit den Werth des Gegenstandes, der sie erregt, wie es meistens geht, um vieles übersteigt, weiden wir uns an der Darstellung fremdem, größerem Unglücks. Wir putzen unsre Empfindung damit gleichsam auf, und wenn ein gutes Kind von seinem Herzliebchen entfernt ist, und hätten es seine Eltern auch nur zu einer Base auf's Land geschickt, so wiederholt es sich mit herzbrechendem Schmerz, so oft es neben einem Kirchhof vorbeigeht:

> Sieh, o sieh hier an des Todes Schwelle
> Heloise [illegible] ausgestreckt,
> Wo der Tod [illegible] die [illegible]
> Einer [illegible] [illegible] bereitet,

Und sagt sich bei jeder rauschenden Quelle:

> Nicht der Waldstrom, der vom hohen Gestein
> Donnernd über Felsen-Stufen fällt;
> Nicht der [illegible], der mit Gespielinnen
> Tag und Nacht das Echo wach erhält;
> Nicht des Frühlings Winde, welche lieblich
> Durch das Laub der Frühlings-Bäume wehn,
> Noch des Teiches Wellen, die sich schmiegend
> Um den Flügelschlag des Schwanes drehn;

Bebt vor allem Großen, allem Schönen
Sprach ein Jüngling [illegible]
[illegible]
[illegible] — —

Das sehr triviale ihrer Situation wird dadurch gehoben, und diese selbstgemachte Täuschung ist wahrlich ein sehr schätzenswürdiger Beweis für ihren gesunden Verstand, der sie fast [illegible] sich ihres Grames Ungrund bewußt. Jetzt muß das Schicksal erst wirklich mit seiner rauhen, schonungslosen Hand, so finden wir keine bessern Ausdrücke für unsern Schmerz. Die Natur gab da dem Menschen Schweigen und Gebet, wie dem Wurm sich zu winden, und dem Schwan singend zu sterben.

So saß Hannchen über ihrem Buch, als die Gräfinn bei ihr vorbei ging, und ihre ziemlich vermehrte Verbeugung wirklich etwas kalt erwiederte. Den folgenden Morgen traf sie in des Amtmanns Wirthschafts-Gebäude, eben als Hannchen mit aufgestreiften Ermeln am Butterfaß stand, und schön gefärbt durch die Arbeit wie eine Rose glühte. Ohne mit ihr zu sprechen, beantwortete sie Hannchens Verbeugung, die aus ganz verzeih-

nen Gründen heute wieder ſehr verlegen war, mit einem freundlichen Wink, ſich nicht bei der Arbeit ſtören zu laſſen. Sie ſah ihr eine Weile mit beifälligen Blicken zu, und verließ ſie, um den Amtmann aufzuſuchen. Seit der geſtrigen Begegnung am Teiche hatte Hannchen ihren Widerwillen, der Gräfinn vorgeſtellt zu werden, vermehrt gefühlt, jetzt war es ihr nicht mehr ſo verhaßt, ja ihr Geſchäft, das ſie ſonſt gedankenlos oder mit dem Wunſch der Tante gefällig zu ſeyn verwaltete, hatte heute eine Annehmlichkeit für ſie, ſie war ſich bewußt, den freundlichen Blick der Gräfinn dieſem Geſchäft zu verdanken. Wie der Abend kam, vermied ſie das Ufer des Teiches, wo ſie wieder von der Gräfinn angetroffen zu werden fürchtete, ſie gieng in ein dichtes Boskett. Plötzlich ſah ſie die Gräfinn mit ihrem Onkel auf ſich zukommen. Der Onkel ſtellte ſie der Dame vor, die ſich auf die Bank ſetzte und ihr Buch in die Hand nahm. Ihr Blick war nicht ſo freundlich wie am Morgen, und indem ſie in dem Buche blätterte, fragte ſie mit einem Ton, der Hannchen ſehr vornehm vorkam: „was laſen Sie denn geſtern ſo aufmerkſam da unten am Teiche? —

In eben dieſem Buche, gnädige Frau. — Leſen Sie gern Gedichte? — Hannchen that hier, was junge Leute, welche die Welt nicht kennen, gern thun, und was in der Welt immer ſehr ſchlecht angebracht iſt; ſie legte Empfindung in ihre Antwort: — „In der Mitte der ſchönen Natur, ſagte ſie, ſcheint uns der Dichter unſre Gefühle am beſten auszuſprechen.“ — Die Gräfinn nickte beifällig, ſah aber kalt und nachſinnend aus. Leſen Sie mir doch dieſes vor, ſagte ſie nach einigem Nachdenken, und reichte ihr das ſchöne Gedicht hin:

„Mit dem naßgeweinten Schleyer,
Trocknet ich meine Thränen ab ꝛc. ꝛc.“

Hannchen war ſehr beſtürzt, getraute ſich aber nicht es zu äußern. Sie überlas ſchnell das Gedicht, und fieng dann mit ſehr zitternder Stimme zu leſen an. Der Gegenſtand erhob ſie, je weiter ſie kam, je mehr Ausdruck erhielt ihre Stimme, ſie endete jetzt in ſanften Thränen erſtickt, und ſah der Gräfinn Augen feucht und ſanft auf ſich ruhen. „Sie können ſchön leſen lernen, Gott gab Ihnen eine ſchöne Stimme. Singen Sie?“ — Der Onkel, dem das Lob ſeiner Nichte ſchmeichelte, bejahte es, und die Gräfinn ſagte: Ich werde

Mademoiſelle Hannchen bitten mir vorzuſingen am Clavier. Ich entbehre, ſetzte ſie hinzu, meine Nichte Landsfeld, ſie bleibt den ganzen Sommer bei ihrer Mutter in Böhmen. —. Sie wiſſen, wie oft mich ihr Geſang ſonſt erfreute." — Fräulein Landsfeld war eine arme Verwandte, die ſeit Sabina's Verheurathung bei der Gräfinn lebte.

Nun mußte alſo Hannchen auf das Schloß gehen. Es ward ihr anfangs ſehr ſchwer. Die Gräfinn behandelte ſie mit einer Herablaſſung, die eben ſo gut mütterlich, als vornehm ſeyn konnte. Hannchens Bürgerſtolz wollte das Letzte. Die Ehrerbietung, welche ihr die Bedienten erwieſen, verſicherte ſie des Erſten. Bald bemerkte ſie auch, daß die Gräfinn gegen die Bedienten in Rückſicht ihrer ein ſtrenges Ceremoniel beobachtete, indeß ſie gegen ſie ſelbſt keines feſtſetzen zu wollen ſchien. Hannchen hatte ſie nebſt ihrer Kammerfrau in einer ſehr häuslichen Arbeit: dem Aufputz von Vorhängen, angetroffen. Sie nahm Hannchens Hülfe auf eine Art an, die dem jungen Mädchen während der Arbeit beinahe vergeſſen machte, auf einem gräflichen Schloſſe zu ſeyn. Nach ein paar Stunden forderte die Gräfinn Thee und wollte

Hannchen in ihr Zimmer führen; diese glaubte es ablehnen zu müssen. Haben Sie Arbeit zu Hause? fragte die Gräfinn gleichgültig. Hannchen drückte mit einer Verneinung eine alltägliche Entschuldigung vor. Nun, so bleiben Sie bei mir, meine Kammermagd soll Sie bei Ihrer Tante entschuldigen. Hannchen ward jetzt wieder sehr verlegen, um so mehr, da sie einige Fragen der Gräfinn über ihre Eltern und ihre Vaterstadt beantworten mußte. Ihre Unpäßlichkeit hatte ihren Grund doch nicht in der Brust? fragte die Dame freundlich, und traf damit auf mehr wie eine Weise Hannchens Herz. Sie rief ihr die Veranlassung ihrer Entfernung aus dem Elterlichen Hause, sie rief ihr das Gefühl von verblühter Jugendfreude zurück, mit dem sie hieher kam, und das sie noch mit Wohlgefallen hegte, so oft sie sich ihren Träumen überließ. Ihre Antwort ward von ihren hervordringenden Thränen undeutlich. Die Gräfinn ergriff ihre Hand, ich habe Sie nicht betrüben wollen, sagte sie, — kommen Sie, spielen Sie mir auf dem Clavier. Hannchen folgte ihr zitternd dahin, und fand lauter Musik, die sie nicht kannte. Graun, Rolle, Gellerts Lieder, das „stabat ma-

ver" — das letzte war ihr, dem Namen nach, durch Armand bekannt, der es in Italien gehört, und ihr eine Beſchreibung davon gemacht hatte, die ihren ganzen Enthuſiasmus erregte. Sie nahm es eifrig in die Hand. Wie? Sie kennen dieſe Muſik? ſo fragte die Gräfinn mit freudiger Ueberraſchung. Ich hörte von ihr, ſo daß ich mich unendlich freue, ſie hier zu finden. — Nun, ſo verſuchen Sie. — Ich bin zu furchtſam, gnädige Frau. Gut, mein Kind, das begreife ich — können Sie nichts auswendig? — Hannchen kannte manches, aber alles was die Frau umgab, die Muſik, die vor ihr lag, machte es ihr ſehr ſchwer, eines der Lieder zu wählen, in der ſich ihre bebende Empfindung ausdrückte. Sie fiel endlich auf eines, das ihr Carl oft vorſang, und in dieſer Wahl war für ſie eine Art Myſterium, denn ihrem Gedächtniß näher waren zwanzig franzöſiſche Arien, die ihr Armand gelehrt hatte. Sie ſang ſehr unſicher, aber ſo voll Ausdruck, daß es die Gräfinn zu rühren ſchien, denn ſie ſagte, nachdem ſie geendigt hatte: das Gedicht liebe ich nicht, meine Liebe, es iſt ein melodiſcher Lebens-Ueberdruß darin, der unnatürlich iſt, wenn er nicht allgemein

unchristlich genannt werden soll. Aber Ihre Stimme ist sehr angenehm. Versuchen Sie einmal dieses Liedchen, es ist sehr leicht — sie nahm ein Notenbuch aus einer Schublade und legte es ihr aufgeschlagen hin. — Es war die Sammlung der Lieder aus Sophiens Reisen — ein Buch, das man in der zierlichen Welt nun meist allgemein vergessen hat, durch das freylich der Geschmack nicht gebildet werden kann, aber in dem jedes Herz, das sich selbst zu erforschen wünscht, Anleitung finden wird, Herr seiner Schwächen zu werden. Hannchen fand bei dem erstenmal Spielen, daß ihr die Melodie bekannt sey, und sie konnte nun ohne Anstoß singen:

Wie war's möglich, daß in schönen Stunden
Freude mir entfloh?
Wie hast du, Gewissen, mich gefunden?
Ach, des Tags nicht froh!
Ach, ich fühl' mit zärtlicher Bemühung
Meinen eignen Schmerz!
Warum gab mir Gott Verstand, Erziehung
Und ein fühlend Herz?
Unverantwortlich war, daß ich Thränen
Um ein Nichts vergoß,
Tropfen, die ich sonst in heißem Sehnen
Gott zum Opfer goß.

Schäm' dich Herz! o schäm' dich deiner Schwäche,
Die dich weichen hieß,
Flieh, o Ruh, ein Auge, das wie Bäche,
Thränen strömen ließ.

Hannchens Stimme vermochte nicht, weder dem stillen, forschenden Blick der Gräfinn, noch die treffenden Worte dieses frevlich unpoetischen Gedichts auszuhalten. Nach dem Anfang des letzten Verses: Schäm' dich, Herz! o schäm' dich deiner Schwäche, sagten ihre herabfließenden Thränen das Uebrige, und sie spielte ohne Gesang die Musik zu Ende. Die Gräfinn stund bei dem letzten Accord auf und küßte ihr schweigend die Stirn. Hannchens Herz brach, o gnädige Frau, rief sie, was man Ihnen auch gesagt hat, Ihre Achtung kann ich noch erwerben! und sie drückte der Gräfinn Hände an ihren Mund. Was man mir gesagt hat, mein Kind? ich weiß nichts von Ihnen, aber mir bewußt wie uns Gott auf unsre Bitte Muth giebt, hoffnungslosen Gram zu tragen, wünschte ich Sie in den Jahren der Hoffnung aus der — verzeihen Sie mir meine Sprache! — müßigen Träumerey des Schmerzens zu ziehen, in der ich Sie sah. —

Ich fühle zum Theil, daß Sie recht haben, gnädige Frau — müßig iſt mein Schmerz, denn er ruft die Vergangenheit nicht zurück, aber iſt deswegen das Leben hoffnungsvoll, weil es uns noch eine lange, lange Leidenszeit verſpricht? — „Nun ja, ſchon deswegen, mein Kind; oder veränderte ſich in Ihnen und um Sie nie etwas ſo unvorhergeſehen, daß ſie nicht gelernt haben, wie wandelbar des Menſchen Schickſale ſind?“ Hannchen fühlte das tief. Ach, beſſer werden kann nichts! rief ſie mehr um etwas zu ſagen, und weil ihr Gefühl einmal angeregt war, als weil ihre Vernunft die Antwort gut hieß. — „Dann müßten Sie ſich ſchwer vergangen haben, müßten hartnäckig im Unrecht beharren, wenn Gott ihr Herz ein ganzes Leben durch unter das Leiden beugen wollte.“ Hier wendete ſich die Gräfinn etwas trocken weg und ſchwieg. Hannchen ergriff beſchämt und beſtürzt Handſchuh und Hut, um ſich zu beurlauben, wobei ihr die Gräfinn ſagte: Mißverſtehen Sie eine alte Frau nicht, die den ſichern Stab, an dem ſie einen rauhen Pfad zurücklegte, auch Ihnen in die Hand geben möchte. Kommen Sie bald wieder zu mir! Sie umarmte

das junge Mädchen und ſah ſie gerührt an, wie es ihre Hand, nicht als die der Gräfinn, aber als Opfer tiefer Ehrfurcht mit ihren Lippen berührte.

Es war hinreichend von dieſem erſten Beſuch ſo weitläuftig zu reden, um die Wirkung anzudeuten, welche der Umgang mit dieſer edeln Frau auf Hannchens Stimmung haben mußte. Ihr that ſich eine neue Anſicht der Welt auf, die ſie oft ſchmerzlich, oft wohlthätig überraſchte, aber noch öfter ihren Kopf bis zum Schwindel beſchäftigte. Ihre Eltern hatten ihr die Religionsbegriffe in eben der Ordnung beibringen laſſen, wie ſie Nähen, Tanzen und Muſik lernte, wenn es Jahre und Gebrauch mit ſich brachten. Der Ton in des Commerzienraths Hauſe war eben auf dem Punkt, wo man ſich mit Beichtvater und Kirchen-Beſuchen höflich abfindet, und beides nur noch als ein Hülfsmittel anſieht, das Geſinde in Ordnung zu halten, und die Töchter nach der Confirmation aus der Kinderſtube zu emanzipiren. Dieſe Lauheit iſt unter einer großen Klaſſe von Menſchen heut zu Tage gar nicht Gottloſigkeit, ſie beſteht im gewöhnlichen Lauf der Dinge mit ſehr hülfreicher Nächſtenliebe, mit allen häuslichen Tugenden,

ſie iſt ein ſtillſchweigendes Umgehen des Mißverhältniſſes zwiſchen neuen Sitten und alten Formen. Trifft dann Unglück ein ſolches Haus, ſtellt ſich das Schickſal einmal hart zwiſchen dieſe Menſchen und ihre Wünſche, ſo wendet ſich ihr bedürftiges Herz zitternd zu der alten Knechtſchaft des Glaubens, in welchem ihre Ohnmacht ihnen zum Verdienſt angerechnet wird. Einen viel poſitivern Begriff von Religioſität wie das Beiſpiel ihrer Eltern ihr geben konnte, hatte Hannchen von ein paar Verwandtinnen aufgefaßt, die in dem letzten Jahre ihres Lebens zu ihrer häuslichen Plage und Verſtimmung am meiſten beigetragen hatten. Sie hatte den Widerwillen gegen die Frömmigkeit, welche ſie durch dieſe Baaſen hatte kennen lernen, ſo wenig wie die meiſten jungen Leute vermieden, aber auch wie die meiſten jungen Leute hatte ſich ihr unſchuldiges Herz, das eines Gottes, ihn zu lieben, und einer Unſterblichkeit für ſeine Sehnſucht bedurfte, eine eigne, lebendige, ſehr wahre Religion zuſammengeſetzt, die, ſo wie eine jede andere Bürge des menſchlichen Strebens nach höherer Vollendung war. Ihre Verbindung mit Carl hatte dieſe Empfindungen erhöht, ihr Umgang mit An-

mand hatte sie veredelt, mit ihrem Verstande erweiterten sich ihre Begriffe von der Natur und dem Schöpfer, aber bei dem Mangel an Reife und Erkenntniß mußte zugleich Geringschätzung gegen gemeine Religionsbegriffe zunehmen, und diese Verirrung zu vertilgen war Armand nicht gewachsen. Die höchste Uebung seiner Vernunft war Duldung, und diese schließt ja die Ueberzeugung von eigner Ueberlegenheit schon in sich.

In der Gräfinn fand Hannchen eben die strengen Religions-Begriffe, welche die Betschwestern aus ihrer Bekanntschaft zu Dolmetschern ihrer Herzlosigkeit gebrauchten, aber neben ihnen ein Herz, das mit seiner Liebe die ganze Schöpfung umfassend, in allen Leben und Glück zu befördern suchte. Auf ganz andern Wegen, aus ganz andern Gründen wie bisher in Hannchen gewirkt hatten, übte die Gräfinn alle die Tugenden, welche Hannchen als die Zierde des Weibes anerkannte. Bis dahin erregte die Denkungsart der Gräfinn in Hannchens jugendlicher Aufklärung keinen Zweifel, wie sie aber die Ergebung ihres Mutterherzens nach der Zerstörung ihrer schönsten Hoffnungen wahrnahm, wie sie ihren betenden Blick

gen Himmel gerichtet ſah, wenn einzelne Vorfälle dieſem Herzen neue Wunden ſchlugen, dann ſchämte ſie ſich ihrer müßigen Thränen, und ſehnte ſich die Troſtgründe faſſen zu können, welche dieſem Gemüthe ſeine Kraft geſchenkt hatten.

Jede Scheue, welche auf Rechnung des Standes-Unterſchiedes zu ſchreiben war, verlor ſich bei Hannchen in dem Maaß, wie ſie ſich an die fremden Umgebungen, an die fremden Formen im täglichen Leben gewöhnte. War ſie allein bei der Gräfinn, ſo drückte ſie ihr die Ehrfurcht einer Tochter aus, kam Beſuch aus der Nachbarſchaft, ſo behauptete ſie mit Beſcheidenheit den Platz, auf den ſie die Gräfinn durch ihre Höflichkeit geſetzt hatte. In dem Maaße, wie ihre Verlegenheit abnahm, verminderte ſich das Fremdthun der Gäſte, und bald war Hannchen die Einzige in der Geſellſchaft, welche daran dachte, daß ihre Geburt ſie nicht in dieſen Zirkel berufe.

Ein zufälliger Umſtand machte ihre Gegenwart der Gräfinn werther, und für Hannchen noch nöthiger. Eine Augen-Krankheit, welche die edle Frau überfiel, machten ihr das junge Mädchen als Vorleſerin und Sekretair nothwendig. Ihre

Lektüre war immer ernsthaft, oft bestand sie in Erbauungsbüchern, aber die Gräfinn unterbrach sie häufig durch Anwendungen auf das wirkliche Leben, durch Deutungen, die den lebendigen Geist der Liebe und der Hoffnung aus ihnen heraushoben, ihn oft ihnen einhauchten, und die Resultate, die sie aus ihnen zog, flößten immer mehr Frieden in Hannchens Brust. Sie sah jetzt das Schicksal ihrer Liebe als die Strafe an, die dem Leichtsinne gebühre, mit welchem sie Carln ihre Hand versprochen hatte, und mit dem sie Armand's Annäherung gestattete. Mit der Lebhaftigkeit des achtzehnten Jahres überzeugte sie sich, daß reines Glück ihr nie mehr werde zu Theil werden, daß die Liebe ihr nie mehr lächeln könne, aber sich das Beispiel ihrer frommen Freundinn aneignend, war sie entschlossen in Erfüllung ihrer Pflichten, in Wohlthun und Entsagung, Entschädigung zu finden. Im achtzehnten Jahre ist das ein so schöner Enthusiasmus, der lange an der Liebe Stelle das Herz erfüllt, und es vor leerer Liebelei wohlthätig bewahrt. Wohl unserm Hannchen, daß er sie über gefährliche Momente hinwegführte.

Die Augenkrankheit der Gräfinn blieb so hart-

näckig, daß die Aerzte ihr zuredeten, die Jahrszeit zu einer Badekur zu benutzen. Sie ließ ſich den Vorſchlag um ſo mehr gefallen, da ihre Tochter, die Baroninn, einige Wochen in eben dem Bade zubringen wollte. Hannchen war ihr ſo lieb geworden, ihre jugendliche Schwärmerei ſtimmte mit ihrer Frömmigkeit, ihre einfache Sittlichkeit mit ihrem ſtrengen Wandel ſo angenehm zuſammen, daß ſie ihr den Vorſchlag that, ihr auf dieſer Reiſe Geſellſchaft zu leiſten. Hannchen hielt ihren Umgang für eine Lehrſchule der Tugend; in dieſem Sinne ſtellte ſie und ihr Onkel dem Commerzienrath den Vorſchlag ſo vortheilhaft vor, daß beide Eltern darein willigten, und Hannchen am Ende July die Reiſe nach Töplitz antrat.

Hier öffnete ſich für Hannchen eine neue Welt, in der ſie viel lernte, aber nicht in einer ſo ſanften Schule, wie der einſame Umgang der Gräfinn ihr geweſen war. Nach Ebersdorf waren nur einzelne Menſchen gekommen, die perſönliche Achtung für die Gräfinn oder Geſchäfte dahin führten. Unter den Augen der Dame vom Hauſe hatten ſie Hannchen immer mit der Höflichkeit behandelt, zu welcher die Gräfinn das Beiſpiel gab. In der

größern Gesellschaft des Badeorts nahm bei allerseitiger Unabhängigkeit ihr Verhältniß eine andere Form. Als Bürgerlichen jemand Achtung zu versagen, kann heut zu Tage dem Adel wohl nicht mehr einfallen, er würde dem Bürgerstand die Nachrechnung, wozu seine angebornen Vorrechte ihn fähig machten, zu nahe legen; aber als unbekannte Fremde ward sie von den Weibern, weil sie reizender war, als die meisten, mit Verdruß vernachläßigt, von den Männern ohne Diskretion bewundert. Ihr Verstand war richtig genug, um das alles zu bemerken; da sie innre Würde hatte, und der stets gleichen Güte ihrer Beschützerin sicher war, wirkte es, statt sie verlegen zu machen, dahin, ihr einen so sichern und edeln Anstand zu geben, daß die Weiber sehr in Nachtheil geriethen, weil gegen ihn Unart sehr links oder unmöglich ist, und von den Männern, welchen es unter solchen Umständen immer leichter wird, billig zu seyn — nur die sich ihr nahten, die sich fähig hielten, einem Mädchen zu gefallen, das mehr wie ein schönes Gesicht zu haben schien. Die Gräfinn war durch den sie umgebenden Zirkel von Bekanntschaft keineswegs zerstreut, sie bemerkte Hannchens Lage

in der Geſellſchaft, fand ſie aber, an den Unterſchied der Stände gewöhnt, nicht befremdlich, ſie bemerkte auch den Geiſt, mit dem ſie ſich dabei benahm, und edel, wie ſie war, ſchätzte ſie das Mädchen darum noch mehr.

Hannchen hatte die Familien-Geſchichte der Gräfinn, ſo weit ſie uns bekannt iſt, von ihrer Tante erfahren. Den Geſichtspunkt, unter welchem die alte Gräfinn ihr Schickſal anſah, das tief ſchmerzende Herz, mit dem ſie lebte, die Sehnſucht, mit der ſie gen Himmel ſtrebte, weil ſie in ihrer Sendung auf Erden kein Gelingen gehabt zu haben ſich bewußt war, hatte ihr manches Geſpräch in den paar Monaten ihres Umgangs bewieſen. Sie nahm wahr, daß dieſe zärtliche Mutter ihre einzige Tochter, die ſie in zwei Jahren nicht geſehen hatte, mit mehr Ernſt als Ungeduld erwartete. Ihr Wiederſehen war dennoch ſehr herzlich, von der Mutter Seite innig und wehmüthig, von Seiten der Barouinn lebhaft und wahr. Sie brachte einen ihrer Brüder mit, deſſen Ankunft die Mutter auf das angenehmſte zu überraſchen ſchien. Beide Neuangekommenen begrüßten Hannchen mit Auszeichnung, beide dankten ihr verbind-

lich für die Annehmlichkeit, die ihr Umgang ihrer Mutter gewährt hätte. Gegen dieſe Menſchen war Hannchen aus mehr als einem Grunde ſehr ſchüchtern. Sie rechnete darauf, daß ſie in dem Zuſammenſeyn des täglichen Lebens zwiſchen ſie und die Gräfinn treten würden, und war bereit ſich frühzeitig zurück zu ziehen. Das gute Hannchen kannte die Familien-Verhältniſſe dieſer Art, in der großen Welt noch nicht. Sie hatte mit kindlichem Herzen der Gräfinn Frühſtück eingeſchenkt, ihr vorgeleſen, ihr den Arm beim Spazierengehen gereicht, ihr Zimmer mit Blumen geputzt — ſie hatte dieſe Bemühungen unter ihren Händen gefunden, und von dem freundlichen Blick der Gräfinn gelohnt, geglaubt, daß ſie ſolche in Ermangelung ihrer Tochter erfüllte. An der Gleichgültigkeit, mit welcher Sabina ſie ihr fortſetzen ließ, nahm ſie wahr, daß ſie ihrer nie gewohnt geweſen war, und dadurch verloren ſie den Karakter kindlicher Dienſte. Hannchen ſtutzte beſchämt, und zum erſtenmal fühlte ſie ihren Stolz beleidigt. Ihr Betragen gegen die alte Gräfinn konnte ſie nicht ändern, denn in der Art, wie ſie ihre, und wie ſie der Kammerfrau Dienſte annahm, war ein

Unterſchied, der ſie über ihre Anſicht derſelben in keinem Zweifel ließ. In kurzer Zeit behielt alſo das ruhige Bewußtſeyn ihres Werthes wieder die Oberhand, und ihr Betragen gegen Sabina ward unbefangen. Nicht ganz ſo konnte es gegen Graf Albert, den Bruder dieſer Dame, ſeyn. Seine Augen hatten ſie von ſeiner Ankunft an belagert, und bald erklärte er ohne alle Scheu, daß ſie ſeine Aufmerkſamkeit beſchäftige. Wie Hannchen eines Morgens neben der Gräfinn Bett ſaß, und ihr in der Meſſiade vorlas, trat der Graf ein, um ſeiner Mutter einen guten Morgen zu wünſchen. So wenig dieſer ihre Denkungsart mit der ſeinigen übereinſtimmte, ſo groß war dennoch ſeine Ehrfurcht für ſie, er ſchien ſie von ihrem ganzen Geſchlecht auszunehmen, das mit Geringſchätzung zu behandeln, ſeinen Anſichten gemäß mit zur Männerwürde gehörte. Auch dieſesmal ſetzte er ſich nieder, und hörte der Vorleſung bis an das Ende zu. Seine Blicke, die Hannchens zierliche Geſtalt nicht verließen, noch mehr wie ſeine Gegenwart machten ihre Stimme anfangs wanken, bald fühlte ſie aber die Unwürdigkeit bei den Gedanken, die ſie vortrug, von ſolch einer Urſache ſich ſtören zu

lassen, und las unbefangen bis zu dem bestimmten Abschnitt. Hannchens natürlich melodische Stimme war sowohl durch die Entwicklung ihres Gefühls, als durch Armand's Anleitung sehr gebildet worden, sie las schön, ihr niedergeschlagenes Auge schien unter den langen Wimpern jedes Wortes Werth auszudrücken. Auf Graf Albert wirkte das nur Neugierde: auf was für Wegen dieses Mädchen zu dem gewöhnlichen Ziele gehen, unter welchen Bedingungen sie nichts Besseres als jede andre seyn würde? Wahrhaftig, rief er mit leichtsinniger Lustigkeit, indeß Hannchen das Frühstück einschenkte, wahrhaftig hätte Sabina wie Mademoiselle Hannchen gelesen, ich wäre nicht immer davon gesprungen. — Desto schlimmer, mein Sohn, antwortete die Gräfinn, dann hättest du nicht um der Sache willen zugehört. — Nein, bei Gott nicht! dieser Mund und diese Stimme machen um die Worte sehr unbekümmert. — Schweig, du verlierst deine Schmeichelei bei diesem Mädchen. Mein gutes Hannchen — und zugleich ergriff sie ihre Hand, die ihr eben die Tasse reichte — sieh, ich kann diesem zügellosen Menschen nicht verbieten seine gewöhnliche Sprache zu reden, du wirst

ihm aber beweiſen, daß ſie nicht an ein gewöhnliches Mädchen gerichtet iſt. Hannchen küßte der Gräfinn die Hände, und ſagte beſchämt, aber mit Geiſt, denn ſie fühlte, daß dieſer Augenblick Alberts Begriffe von ihr beſtimmen mußte: — Ich werde in allem, was der Herr Graf ſagt, nur immer Ihren Sohn hören, alles, was mir der nicht ſagen ſollte, kann ich gar nicht als mir geltend annehmen. Nun Gottlob! rief Albert, ſo darf ich wenigſtens ſwagen, wie es mir um das Herz iſt. Wie viel Sie nach der eben geäußerten zarten Diſtinktion davon hören wollen, überlaß ich meinem guten Genius und .... Ihrem Gewiſſen.

Sie kennen die Männer der beyden gröſſern Welt noch nicht, Hannchen, ſagte die Gräfinn zu ihrer jungen Freundin, wie ihr Sohn fort war, und unter ihnen gehört Albert, gehören leider meine Söhne, alle zu den gefährlichſten; denn ſie verbinden mit ihrer zügelloſen Denk- und Lebensart Geiſt und männlichen Anſtand. Ihre Tugend, Ihre Sitten .... von denen bin ich ſehr ſicher; Sie haben ein frommes Gemüth, und ich habe wahrgenommen, daß Unglück Sie ſchon weiſe gemacht hat, aber hüten Sie ſich doch vor ihnen

Schmeicheleien! Keiner dieser Männer sieht sie anders an als eine Beute seiner Lust, und die Schmeichelei als die Lockpfeife, Sie zu bethören. Deßwegen muß sie Ihnen verächtlich seyn.

Hannchen dankte der Gräfinn, sie begriff aber eben so wenig, wie die Söhne dieser Frau so unähnlich seyn könnten, als wie sie nicht wenigstens in ihrer Gegenwart ihren übeln Gewohnheiten Zügel anlegten. Ihr Erstaunen stieg höher, je länger sie diese Familie beisammen sah. Sabina hatte eine große Leichtigkeit im Auffassen der Gegenstände, eine große Fülle und Biegsamkeit der Sprache zu einem Mittel zu gefallen benutzt, und also schnell entwickelt. Sie gefiel sich darin, sich mit Hannchen in Diskussionen über Menschen und Grundsätze einzulassen, und da sich diese ihrer Suade nicht gewachsen fühlte, gab sie ihr bald nur den Text zu mancher Rede, in welcher sie vielmehr lernte, als Sabina dabei beabsichtigte, denn ihr war es bloß um das Sprechen zu thun. Mit Erstaunen hörte sie in der Baroninn Munde manchen der Grundsätze, die Armand geäußert hatte, und erschrack vor dem unwürdigen Resultat, das sie hier daraus ziehen sah. Mit Farben, vor

deren Lebendigkeit ihr reines Herz Widerwillen fühlte, malte ſie Liebe und Sehnſucht. Je empfand Hannchen dieſe Gefühle nicht. Wie ſie noch glücklich war, ſtörte ihr der Gesellſchaft rohe Freuden, die Zukunft bildete ſich vor als Irrthümer der Gegenwart aus, und jeden unbekannten Gegenſtand verwandelte ſie, ihr ſelbſt unbewußt, durch Fantaſie, und ſetzte in ſtummer Täuſchung den Gedanken an Mutterpflichten und Frauen-Ehre an ihre Stelle. Bei einem Spaziergange erzählte ihr Sabina mit Entzücken von dem Genuß einer Wiedergeburt, den ſie bei einer vertrauten Bekanntſchaft gehabt hätte. Ein junger Engländer war damals ihr Liebhaber, er hatte ihr bei einer Neigung, die zügellos und verabſcheuend wie jede ihrer Empfindungen war, eine Art ſchwärmender Bewunderung der Natur mitgetheilt. Sabina verſetzte ſich in eine Begeiſterung, von welcher die Liebhaft mit jenem Weſen nur das ſehr gefällige Thema war, und ſagte ſo hohe und ſchöne Dinge, daß das gute Hannchen ganz vergaß, wen ſie vor ſich hatte; ſie ergriff mit Thränen der Dankbarkeit ihre Hände; o wie unglücklich muß das Herz, das ſo lebhaft empfindet, in dem fremden Joche ſeyn! ſo rief ſie innig und

schüchtern. Was für ein fremdes Joch meinst du, Mädchen, fragte Sabine, indem sie ihr mit leichtsinnigem Lächeln wie einem Kinde die Wangen streichelte — Hannchen ward verwirrt, denn sie fühlte, daß sie hier am unrechten Ort ihr Gefühl hatte laut werden lassen. Mir däucht, gnädige Frau, sagte sie beklemmt, mit Ihrem empfänglichen Herzen wären Sie in einer andern Ehe glücklicher gewesen. —

O du liebe Heilige du, rief die Baronin mit einem Gelächter, indem sie einen Strauß Vergißmeinnicht, die sie mit viel Freuden-Demonstrationen vor einer Viertelstunde gepflückt hatte, auf den Boden streute. Du liebe Heilige! an was denken Sie denn, Hannchen, woran mich meine Ehe hindern soll? Denn diese meinen Sie doch wohl bildlicherweise unter dem fremden Joch? was die tugendhaften Mädchen doch weit hinausbilden! was thut denn das dem Baron, wenn ich mit Sir William die schöne Natur bewundere, und Gottes Werke preise? Habe ich dem Herrn v. K. versprochen, nur an seiner Hand die Augen aufsperren, wenn die Welt vor mir liegt? — Hannchen mußte über die Leichtigkeit lachen, mit der

ßd Sabine jetzt selbst parodirte. — Gut, gnädige Frau, wenns Ihnen so recht ist; wär's denn aber nicht besser, wenn Sie William den Baron wäre! — Hm! voriges Jahr, vielleicht ...... aber dieses Jahr um Gottes willen nicht; Sie Aschbrödlerin! Die wär' mir schöner gewesen. — Hamilton erröthete hier über Sabinens unweibliche Zudringlichkeit, und ihre eigne Einfalt. Sie begriff jetzt die Freude, welche die Baronin gestern bezeugte, da sie die Ankunft eines Fremden erfuhr, bei dessen Eintritt sie, in der Mutter Gegenwart, sehr fremd gethan, aber das Abends sich dennoch mit ihm auf der Promenade entfernt hatte. Sie bemerkte, daß die Gräfinn traurig dabei aussah. Jetzt schwieg sie mit Unwillen. Sieh, wie fröhlich das Kind aussieht! rief Sabine mit Gelächter. Glauben Sie mir, meine Liebe, davon wird die Zucht nicht besser, daß Sie sich so von Kopf zu Füßen bewaffnet und armen Weltmenschen gegenüber stellt. Das kenne ich! entweder legt man die Rüstung stillschweigend ein Stück nach dem andern ab, und dann hat der Feind gut Spiel, oder ihr schnürt euch so übermäßig derbes Leder, daß ihr darin ganz verkommen seyd. Andere aber mit einem

Panzer links und rechts blutig ſtoßt. — I boast the lovely weakness of my heart. *)

Was heißt das, gnädige Frau? Sabina überſetzte es ihr: Ich verſtehe Ihre Allegorie vom Panzer nicht ganz, nahm Hannchen wieder das Wort, weil ich mir vorſtelle, daß eine glückliche Wahl uns den Panzer und den Kampf unnöthig macht. — Mein Kind, Sie ſind ſechszehn Jahr oder dergleichen, und haben wahrſcheinlich auf irgend einer Univerſität einen treuen Damötas ſitzen, der Ihren Namen allen Profeſſoren auf die Lehrbänke kritzelt. Ich glaube, wenn mir meine Mutter einen andern Liebhaber als den Herrn Chriſtus erlaubt hätte, wären mir dieſe erhabenen Gedanken auch durch den Kopf gegangen, ſo blieb ich dafür bewahrt, und weder der Paten noch ich, machten uns einen blauen Dunſt vor.

Gnädige Frau, Sie ſcherzen ſehr .... leichtſinnig — verzeihen Sie! leichtſinnig? weil ich die Menſchen ſehe wie ſie ſind? was habe ich denn meinem Manne verſprochen? Doch nicht, was in der Trauungs-Formel geſagt wird, die vor ſo

*) Ich rühme mich der beiden Schwäche meines Herzens. (Aus einem engl. Dichter.)

vielen hundert Jahren längſt verſchollene Völker unter einem andern Himmelsſtrich, bei andern Sitten ſich gefallen ließen? Die ſagte man mir vor .....

Aber die Ordnung des Staats, die damals dieſen Verein-Geſetzen zu unterwerfen für nöthig hielt, bedarf ihrer noch .....

Mit großen Augen und der Parodie des höchſten Erſtaunens ſah die Baroninn Hannchen an. Lämmchen, bei welchem Wolf warſt du in der Schule? und bei ſo heilloſen Begriffen hältſt du dich vor ſicher gegen dein Herz? Die Ordnung des Staats ſoll deinem Gefühle Feſſeln anlegen? was hat die mit dem zu thun? So weit die Ehe den Staat intereſſirt, wacht er über ſie, und Ihre Tugend und meine Familien-Ehre werden ſich gleich hüten, ſich der Rüge des Geſetzes auch nur in dem weiteſten Sinne auszuſetzen.

Verzeihen Sie, gnädige Frau! rief Hannchen beſtürzt. — Seyn Sie ruhig, Kind! — aber über dieſe bürgerliche Pflicht hinaus, wie man es nennt, kann ich doch nicht verſprechen, was nicht von mir abhängt? Mir däucht, die Geſetze beweiſen es uns durch ihr Stillſchweigen, daß die Tranſormel ein

Gewäsch iſt. Dieſe ſagt, lieben bis in den Tod; von jenen ſagt aber keiner: Die Frau Baronin ſoll keinen Liebhaber haben.

Hannchen konnte ſich nicht verbergen, daß mit andern Worten Armand dieſe Grundſätze auch geäußert hatte. Beſtürzt ſann ſie nach, wie ſie denn ihr Freund mit der Tugend zu verknüpfen gewußt hatte, und mit dieſem Gedanken, der für ſie etwas ängſtliches hatte, vereinigte ſich die Befremdung, wie dieſe Denkart aus der Gräfinn Lehren entſtehen konnte? Unüberlegt fragte ſie:

Sieht Ihre Frau Mutter die Ehe aber auch ſo an?

Meine Mutter, antwortete Sabine, indeß ſie ihr Windſpiel mit ihrem Schnupftuch im Kreis herumzog — meine Mutter iſt die erſte Frau auf Erden. Sie hat der Himmel ſo geſchaffen, daß ſie ſich ſelbſt Geſetz iſt. Wie ſie heurathete, hatte ſie einen Liebhaber. Dem entſagte ſie, und anfangs mochte ſie meinem Vater wohl aus Liebe zu dem verlaßnen Liebhaber treu ſeyn. Nachher hat ſie ſich eine Menge Pflichten auferlegt, in deren Erfüllung ſie ihre Seligkeit findet — aber ſie kennt den Menſchen und die Welt viel zu gut, als daß ſie

ihre ſtrenge Tugend für eine allgemeine Regel aufſtellen wollte. Sie iſt eine geſcheute Frau, und geſcheute Leute verlangen nur das Mögliche von Andern.

Sabina bedurfte der Mittheilung, aber Widerlegung dachte ſie gar nicht nach, alſo hatten ihr Hannxens Einwürfe nur die Zeit vertrieben. Die Unverletzbarkeit, welche Selbſtſucht und Leichtſinn hervorbringen, war Hannchen noch unbekannt, ſie fürchtete die Baronin beleidigt zu haben, und fühlte bei ihrer Jugend und Unerfahrenheit um ſo mehr Unbehaglichkeit dabei, da ihr dieſe Frau bei dem erſten Anblick ihres verwahrloſten Gemüths böſe vorkam, — was ſie nicht war — und das macht dieſe Menſchen eben elender, daß ſie nicht bös ſind, ſondern nur kraftlos gegen das Böſe, und ſich abfindend mit ihrem guten Geiſte. Verlegen und ſtillſchweigend ging Hannchen neben ihrer Geſellſchafterin, die indeß ein italieniſches Liedchen brummte, als Graf Albert und Herr v. B., der geſtern angekommene Fremde, ihnen bei dem Eintritt einer Allee begegneten, wo es denn Hannchen ſehr klar ward, daß die Baronin ſie gebraucht hatte, um ſich eine Zuſammenkunft

mit dem Fremden, und ihrem Bruder eine ſolche mit ihr ſelbſt zu verſchaffen.

Hanchen ward vielmehr nachſinnend als beſtürzt bei dieſer Entdeckung. Sie fing jetzt an, eine Menge Ideen an ihren Platz zu ſtellen, welche ſie aus dem Umgange mit ihrem Freunde, und aus mancher, vielleicht zu ſorglos gewählten Lektüre geſchöpft hatte. Dieſe hatten ihr die große Welt von einer ſo ſchwarzen Seite geſchildert, den Menſchen im geſellſchaftlichen Verein überhaupt als ein ſo ausgeartetes Geſchöpf dargeſtellt, daß ſie ſich ihr Verderbniß mit Schaudern vorgeſtellt hatte. In Armands Denkungsart hatte ſie oft eine Art kecker Wildheit wahrgenommen, die Böſes und Gutes beherrſchend, das Beſſere daraus hervorzuleiten wußte. Dieſe Höhe der Anſicht und Deutung ſchien er ſich in der Welt, im Umgang mit den Menſchen, verſchafft zu haben. Sie wünſchte alſo — eh' der traurige Bruch zwiſchen ihr und Carln ſtatt fand — wünſchte oft, ihr junger Freund möchte auf eben dem Wege, eben die Unabhängigkeit des Geiſtes erlangen. Die Ueberredungen ihrer moraliſchen Bücher, und die Verdienſte ihres ausländiſchen Freundes, machten ſie glauben, daß

jene Schriftsteller mit böser Laune oder bösem Willen geschrieben hätten, und sie fieng an ihnen zu mißtrauen.

Ihr Umgang mit der Gräfinn hatte ihr jetzt einen Theil der von ihnen beschriebnen großen Welt in der Wirklichkeit kennen lehren. Diese Frau, die für sich selbst nach der strengsten Tugend strebte, sprach von so vielen Uebertretungen der Sittlichkeit und Moral als so gewöhnlich, unvermeidlich, ja sogar als eingeführt, Hannchen erfuhr aus tausend historischen Zügen so viele Belege zu dieser Wirklichkeit, daß sie die Wahrheit der Darstellungen, die sie in ihren Büchern gefunden hatte, nicht mehr bezweifeln konnte. Sabina erweiterte in wenig Tagen ihre Ansichten bis zu einem Umfang, der einem jungen Gemüth mit weniger schönen Anlagen sehr schädlich hätte werden können. Menschen-Haß oder Gleichgültigkeit gegen das allgemein verbreitete, allumstrickende Laster hätte sie können ergreifen. Ihr gutes Herz und ihr natürlich heller Verstand schützte sie. Sie nahm wahr, daß diese Menschen, die jedes Band der Gesellschaft durch ihre Grundsätze auflösten, die Pflichten gegen diese Gesellschaft in einem weit

höhern Grad erfüllten, als diese Grundsätze erwarten ließen. Sie fand in dem Zirkel, der sie umgab, dessen Ansichten des Lebens von so vielem, was ihr als heilig dargestellt worden war, so sehr abzielungen, ehrwürdige Geschäftsmänner, pflichtenfüllte Kinder, treue Mütter — und, nicht mit strengem Zusammenhang richtiger Vernunftschlüsse, aber mit der Freude eines schönen Herzens, das die Menschheit von dem Brandmal der Schande gerettet sieht, bildete sich in ihr der Begriff, daß jeder Mensch sich selbst sein Gesetz seyn kann; je vollkommner er, je strenger sein Gesetz, je schneller seine Schritte auf der Bahn des Guten, je unumschränkter seine Macht über das Böse — denn diese Menschen um sie her übten ja Tugend überall, wo ihre verkehrten Begriffe sie nicht vor ihr ablehren. Die Begriffe zu berichtigen, das blieb also das wichtigste, und hier traf sie wieder auf Armands Lehrart, denn seine Gewohnheit jeden Vorfall im Leben als einen Theil des Lebens selbst, anzusehen und zu ordnen, ward ihr ein Leitfaden. Jetzt ward es ihr auch deutlicher, wie es möglich sey, daß die Gräfinn in manchen Resultaten dieser Begriffe mit Armand zusammen ge-

treffen war. Armand ſtrebte wirklich nach dem Edeln und Guten, wenn es ihm gleich an Einfalt des Herzens fehlte, aber er ſtrebte ganz allein auf dem Wege der überwiegenden Vernunft. Die Gräfinn, vom Geiſte ihrer Religion geführt, gieng zu eben dieſem Ziel, durch Ergebung und Opfer. Beide mußten ſich auf einigen Punkten begegnen, und wie heiter werden einſt die verklärten Augen ſtrahlen, wenn die Wanderer auf ſo entfernten Bahnen am Ziel ſo nahe beiſammen ſtehen!

Hannchens einſame Stunden waren nun mit Nachdenken über dieſe Gegenſtände angefüllt, aber ganz in der Form, wie man es von einem jungen Mädchen erwarten kann. Alles knüpfte ſich an das Andenken ihres Bräutigams, und an ihre Liebe für ihre Eltern. Mit der lebhaften Anerkennung, ihre liebſten Wünſche zerſtört zu haben, zeichnete ſie ſich für die Zukunft den Umfang ihrer Pflichten um ſo ausgedehnter und ſtrenger vor. Die Erinnerung an Carls Herzlichkeit, an die glückliche Wirkſamkeit zum Guten, die ſie an ſeiner Hand gefunden hätte, an die Entwicklung zum Beſſern, in der ſie mit ihm hätte fortſchreiten können, machte ſie ihre Vergangenheit in einem

ſehr ernſten Lichte betrachten. Ihre Liebe für Carln wäre aber vielleicht bei der fortſchreitenden Reife ihrer Vernunft vielmehr erloſchen als erneut worden, hätte ſie nicht dieſer jugendlichen Vernunft müſſen zur Stütze dienen. Graf Albert mußte bei der Bekanntſchaft dieſes ſchönen Mädchens den Plan haben ſie zu erobern, ſo bald ſie ſich wollte erobern laſſen. Bei unſern gewöhnlichen Wüſtlingen hat die Bemühung um das zartere Geſchlecht ſehr wenig mit Lovelace's Ränken zu thun. Die Hinderniſſe, welche dieſen zu beſiegen weit reizender ſchienen, als das Ziel, wohin der Sieg führte, ſchrecken ſolche Menſchen ab. Sie machen nie große Plane zu gewinnen, zu verführen, die Gunſt der ſie nachgeben iſt erkauft, oder angeboten, und in beiden Fällen Verachtung ihr Lohn. Graf Albert hatte vielleicht noch bei keinem Weibe etwas anders geſucht, als er bei den beiden Klaſſen, die zu beſtimmen wir unſer Gefühl eben zwingen mußten, gefunden hatte, aber ganz ſo gefühllos, wie mancher andere ſeiner Art zu werden, hatte ihn ſeine vortreffliche Mutter verhindert. Durch ſie behielt er eine dunkle Ahndung von weiblicher Tugend. Er ſah ſehr bald,

daß Hannchen ſeine gewöhnlichen Erfahrungen an ihrem Geſchlechte nicht beſtätigen würde, ohne einen Plan zu machen, verfolgte er den pikanten Umgang mit dem ſchönen Mädchen, und da er Mann von Welt und von ſehr feiner Bildung war, mußte er in dieſem Verhältniß ein ſehr liebenswürdiger Mann ſeyn.

Hannchen nahm das wohl wahr, und die erſte Rückkehr zu Carls Andenken glich wohl ſo ziemlich der Anrufung eines Schutzheiligen. Wie weit dieſe einem Liebhaber tröſtlich oder ſchmeichelhaft ſeyn kann, wäre eine müßige Frage? Genug! — es bewahrte ſie vor Verſuchung. Sie geſtand ſich freimüthig, daß die geringſte Schwäche gegen Albert den Verluſt all ihres Glückes zur verdienten Strafe machen würde, da hingegen ihr Irrthum über Armand, der dieſen Verluſt herbeigeführt hatte, ihr ſtrenger Lehrer zur Veredlung geworden war. Jetzt, das fühlte ſie, hätte ſie Carln, wenn er je ſich ihr wieder darſtellte, zuverſichtlich geſagt: ich irrte mich, indem ich das Beßre ſuchte! aber bei ihrer Kenntniß von Alberts Karakter und Denkart hätte jede Schwäche ſie erniedrigt, denn ſie hätte das

Schlechtere gewählt, weil ihr für das Beſſere die Kraft fehlte.

Von dieſer Zeit an beſchäftigte ſie ſich ſehr viel mit Carln. Sie ſann auf Mittel, ſich Nachrichten von ihm zu verſchaffen, ſeit ihrer Abreiſe aus ihrer Eltern Hauſe wußte ſie nichts von ihm; vor einer Vertrauten hatte ſie ihr ſtolzes Herz gehütet, und jeder Antwort, die ihr ihre Mutter auf die Frage nach ihm hätte geben können, würden ſchmerzhafte Bemerkungen zugeſetzt geweſen ſeyn.

Dieſer Zuſtand des Nachſinnens, der Sehnſucht und des Zweifels in der jungen Bruſt, wirkte zu ſehr auf ihr Aeußeres, als daß nicht eine Mannigfaltigkeit der Stimmung daraus entſtanden wäre, welche ſie anziehender machte, aber auch bei einem weniger kühnen Mann, wie Albert war, Neugier und Hoffnung erregt hätte. Er erſpähete bald, daß nicht Sittlichkeit allein Hannchen gegen ſeine Raubſucht ſicherte, ſondern daß ſie auch durch Liebe gewaffnet ſei; Liebe in ihrem Sinn, in welchem er ſie für ein Unding hielt. Von der Zeit entſtand ein leichtſinnig ſchadenfroher Wetteifer in ihm, den Geliebten zu verdrängen, und jedes Mittel war dazu gut. Er ſuchte ihr alſo zu gefallen,

dieſes gelang ihm gerade unter den Augen ſeiner Mutter am beſten, denn ſo wie dieſe ihren Sohn am liebſten ſah, mußte er auch Hannchen am beſten gefallen. Albert brachte die Zeit, welche nicht der größern Geſellſchaft gehörte, unausgeſetzt in der Gräfinn Kabinet zu; dieſe ſah es mit Vergnügen; ſie war über den Gegenſtand, der ihn dahin zog, nicht blind, aber ſie traute Hannchens Tugend, und dachte — ſie war Mutter und Gräfinn — mehr an den Vortheil, den Alberts Sitten bei dieſem Umgang gewinnen konnten, als an des Bürger-Mädchens Herz und guten Ruf. Albert hörte mit Geduld den ernſthaften Lektüren zu, welche ſich die Gräfinn von Hannchen machen ließ — wogegen ſich die Gräfinn aus Gefälligkeit zum erſtenmal Dichter und Schauſpiele vorleſen ließ. Hannchen hatte dieſe längſt auswendig gelernt, ſie las daher mit doppeltem Zauber vor. Ohne an dieſem Zeitvertreiben Theil zu nehmen, leiſtete die Baroninn ganz gegen ihre Abſicht, der Sache der Tugend den beſten Dienſt, indem ſie durch ihren moraliſchen Cynismus jedem trügenden Schleyer, der Hannchens Verhältniß mit Albert hätte undeutlich machen können, herabriß. Sie ſtellte ſich ohne

Scheu mitten unter sie, und hielt einem jeden mit einer unwiderstehlichen Lachlust den Spiegel vor, in dem sie sein Inneres erblickte. Ueber Albert's Absichten auf Hannchen war sie gar nicht in Zweifel, sie zeichnete ihn selbst mit Karrikatur, als tugendhaften Schäfer und Gunsterseufzenden Liebhaber. Das Ende, was seine Leidenschaft nehmen würde, schilderte sie mit so grellen Farben, daß Albert selbst ihr den Ausspruch eines philosophischen Dichters zurief, der die Weiber beschuldigt: wenn sie einmal die Schranken der Sitte durchbrochen haben, dann auch gar keinen Zaum weiter zu erkennen. Der Contrast zwischen dieser Ausgelassenheit und Hannchens ungekünstelter Sittsamkeit verlieh dieser Letztern einen Reiz, den er noch nie vorher gekannt hatte. Für Hannchen war Sabinens zügelloser Spott eine sehr wohlthätige Schutzwehr gegen die heimlichen Fortschritte, welche weibliche Eitelkeit von einer Seite, und die Liebenswürdigkeit des Mannes, der sie aufregte, von der andern, hätte endlich machen können. Schon keimte in ihr der so gefährliche Wahn, daß ihr Umgang in Alberten manches Gute, das in seinem Herzen schliefe, erwecken könnte, daß seine

Liebe für ſie, Liebe zur Tugend könnte werden. Auf dieſem alltäglichen Wege zu einem alltäglichen Verderben hielt der Baroninn unbedingter Unglaube, an ihres Bruders und jedes andern ſittliche Gefühl ſie auf, ſie bot ſich zu jeder Wette an, den Ausgang des Schauſpiels, wie ſie Hannchens Tugend nannte, vorher zu wiſſen, ſie legte allen ihren Aeußerungen ihre eignen Empfindungen unter, ſo daß Hannchen einſt entrüſtet ausrief: „Und iſt das die einzige Seite, meine gnädige Frau, von der Sie die Liebe haben kennen lernen? War das Ihr einziger Zweck, wenn Sie mit Sir William dem Aufgang der Sonne zuſahen, oder die Schnitter beim ziehen von der Arbeit? — Sabina lachte ausgelaſſen, Sie machen's wie der Gegner meines armen Gascogners, rief ſie, vous abusez de mon secret — freilich war es der Zweck, uns lag in dieſem Augenblick nur eben weniger an dem Ziele, wie an dem Weg dahin. Und das iſt auch ihr Fall, mein unſchuldiges Täubchen! das iſt der ganze Unterſchied!

So konnte Sabina Hannchens Herzens-Zuſtand anſehen, denn ſie kannte keine Reinheit des Gemüths. Hannchen, für welche dieſe die erſte

Bedingung zum Glück war, verdankte aber diesem Spotte die Kenntniß ihrer Gefahr. Sie hörte es aber auch ohne Furcht, daß Graf Albert seine Mutter nach Ebersdorf begleiten, und den Ueberrest des Sommers daselbst zubringen wollte. Zwar fühlte sie wohl, daß ihre Verhältnisse in der Einsamkeit des Landlebens sehr viel schwieriger werden könnten, als in dem zahlreichen Zirkel der Badegäste; daß die Gegenwart ihrer redlichen, aber beschränkten, und an Abhängigkeit von der gräflichen Familie gewöhnten Verwandten, auf den Grafen ganz anders wirken könnte, wie die Nähe seiner geehrten Mutter. Sie dachte — und mit wehmüthigem Lächeln erinnerte sie sich selbst, wie eitel es sey, so zu denken! — sie dachte: was Carl sagen würde, wenn er hörte, daß Graf Albert in ihres Onkels Hause ihr täglicher Gesellschafter gewesen sey, da sie es hätte vermeiden können, sobald sie zu ihren Eltern zurückgegangen wäre. Alle diese Ueberlegungen beweisen sehr deutlich, daß ihr Graf Albert wichtig war, aber eben deßwegen fand sie es nicht schicklich, ihn zu fliehen, sie wollte ihm vor ihrem Bewußtseyn nicht diese Wichtigkeit geben, sondern sich selbst genug

ſeyn, mit dem Andenken an Carln und an ihre ehemalige Thorheit, um die Geſellſchaft dieſes jungen Mannes ſo unſchädlich zu machen, wie ſie ſeyn ſollte.

Vielleicht hätte ſie dieſen gewagten Weg glücklich zurückgelegt. Wir wollen es glauben, denn ihr Herz war rein und ihr Wille feſt, aber das gute Schickſal erſparte ihr dieſe Prüfung. Sie fand bei ihrer Ankunft in Ebersdorf Briefe von ihrer Mutter, welche über eine zunehmende Schwäche in ihres Vaters Geſundheit klagten, wenige Tage darauf kam der Befehl, ſchleunig zurück zu kehren, weil der gute Vater einer auszehrenden Krankheit zu unterliegen anfieng. Sie ſcheute ſich jetzt vor ihrem Abſchied von der Gräfinn, faſt wie ſie ſich ehmals vor ihrer Bekanntſchaft geſcheut hatte. Da dieſe Frau nie in ihre perſönliche Lage und Empfindungen eingegangen war, ſah ſie voraus, daß dieſer Augenblick ſie auch ganz trennte. Daß der Gräfinn Herz, daß ihr Geiſt der Theilnahme fähig war, hatte ſie bei ſo vielen Gelegenheiten beſtätigt gefunden; nicht in ihr, ſondern in ihrem Stande mußte ſie den Grund ſuchen, warum eine ſo vortreffliche Frau dennoch die Menſchen

um ſich her, auch die Liebſten nur in ſelbſtſüchtiger Beziehung betrachtete, nie um der Menſchen Wohl und Wehes willen, ſondern nur des eignen. Dieſe Betrachtungen legten ihr bei ihrem Abſchiedsbeſuche Zwang auf, vielleicht befremdete das die Gräfinn, welche Wärme von Hannchen zu ſehen gewohnt war. So trennten ſie ſich beinahe kalt. Mit einer widrigen Empfindung empfieng Hannchen ein ſehr ſchönes Halsband, das ſie die Gräfinn zum Andenken anzunehmen bat, und ſehr verſtimmt ſah ſie einem Beſuch Graf Alberts, der bei ihrem Abſchied nicht gegenwärtig geweſen war, entgegen. Den ganzen Tag über, der mit Zubereitungen zur Reiſe hinging, erſchien er nicht. Hannchen nahm mit eben ſo viel Beſchämung, als Unwillen gegen ſich ſelbſt wahr, daß ſie auf jeden fremden Fußtritt im Hauſe, auf jedes Oeffnen der Thüre horchte, daß mehr wie einmal ihr Herz klopfte, und getäuſcht, weh that. Was iſt denn demüthigender, fragte ſie ſich ſelbſt, Eitelkeit oder Schwäche? Habe ich wollen von dieſem Menſchen bewundert ſeyn, oder war ich in Gefahr ihn zu lieben? Hier glühte ihr Geſicht. — Was war denn mein Gefühl für Armand? — — — — Durſte

ich Liebe nennen, was ich für Carln empfand? — So weit ſtritt ſie mit ihrer eignen Empfindung, als der Onkel vom Schloß zurückkehrend erzählte: daß ſchon heute früh Gäſte dort angekommen wären. Graf Albert hatte alſo nicht kommen können. — Hannchens Gedanken nahmen bei dieſer Nachricht plötzlich eine mildere Farbe, ſie fand, daß es ſie im Grunde einer Verlegenheit überhübe, ſeinen Abſchied vom Grafen zu nehmen. Lange ſich dieſer Erleichterung zu freuen, hatte ſie nicht Zeit, denn Albert trat mit zwei jungen Edelleuten, die heute eine Verwandtin bei ihrem Beſuche in Ebersdorf begleitet hatten, in das Amthaus. Der Graf hatte Hannchens Abſchied mit Verdruß erfahren, ſein Intereſſe, in Ebersdorf zu ſeyn, gieng verloren, ſobald das Mädchen wirklich abreiſte. Da es aber nun einmal ſo war, verlor auch ſeine Theilnahme an ihr alles geiſtige, was ſie bisher etwa gehabt hatte — wenn hier der Ausdruck geiſtig aus Noth für eine ſo zweideutige, ärmliche Empfindung erlaubt iſt. Sie war jetzt wieder ein bloßes ſchönes Mädchen, als ein ſolches machte er ſie ſeinen jungen Geſellſchaftern bekannt, und that ihnen den Vorſchlag, mit

ihm ins Amthaus zu gehen, um Abſchied von ihr zu nehmen. Albert war kein Heuchler, ſich Hannchens Gunſt zu rühmen, wär' eine unmänniſche Eitelkeit geweſen, deren war er unfähig. aber den jungen Leuten einen Begriff zu geben, wie er ſie täglich ſehen, ſie ihm gefallen, und doch der jungen Herrn viele Ehrerbietung verdienen konnte, das kam ihm nicht in den Sinn. Hannchen war auf das Unangenehmſte über die eben ſo zudringliche als nachläßige Art, mit welcher die beiden Junkers ſich über ihre Schönheit ausließen, befremdet; aber viel empfindlicher traf ſie das unbefangene Weſen, mit welchem Albert von ihrer Abreiſe ſprach. Kein Schatten von Verlegenheit, keine Spur von Empfindung, aber einige hingeworfne Blicke, einige entrißne Liebkoſungen, von denen er ſich am erſten Tage ihrer Bekanntſchaft ſogleich zurückweiſen ließ, die er ſich ſeitdem nie erlaubte, verſuchte er heute von neuem und überhäufte ſie dadurch mit Beſchämung. Zu ihrem Glücke machte die Ankunft ihrer Pferde, welche die Herrn zu einem Spazierritte beſtellt hatten, dem Beſuch bald ein Ende. Hannchens ſtolzes Herz zeigte ſie, einen Stolz in ihr Betragen

zu legen, der den jungen Männern, die nichts Böses im Sinn gehabt hatten, sehr mißfiel, sie jagten mit ziemlich böser Laune davon, und Albert, der bei allem seinem Egoismus dennoch keine angenehme Empfindung aus dieser letzten Zusammenkunft mit sich hinwegnahm, fand sehr bald das Mittel, weder an Hannchen, noch über sein letztes Betragen gegen sie, mehr nachzudenken.

Mit den bittersten Thränen besann sich Hannchen, ob sie die Demüthigung, welche sie durch des Grafen Nachläßigkeit fühlte, durch ihr Betragen verdient habe? Sie fand sich gerechtfertigt, aber ihn mußte sie verachten, und sein Geschlecht fieng ihr an, viel Mißtrauen einzuflößen. Carl hatte ihrer beider Glück zerstört. Armand hatte sich durch Selbstsucht über den Punkt verblendet, wo sein Einfluß auf sie wohlthätig zu seyn aufhören mußte, hatte sie den einfachen Fluren ihrer Kindheit entführt, und nachdem sie den Rückweg verloren, ließ er sie in der Wüste, in die er sie verlockte, allein. Albert aber — welchen Einfluß hatte der auf sie gehabt? Ihr Innres widerstrebte, diesen Namen neben jenen beiden Männern zu den-

ſen, und mit den ſchmerzlichſten Gefühlen trat ſie ihre Heimreiſe an.

Die Auftritte, die ſie hier erwarteten, waren nicht dazu gemacht, ſie aufzuheitern. Seit dem unglücklichen Tage, der Carls Abreiſe herbeigeführt hatte, waren die Familien des Commerzienraths und die Herren Aloa getrennt, bald erſtreckte ſich ihre perſönliche Uneinigkeit auf ihre Handelsgeſchäfte, Herr Aloa, der ſich für den beleidigten Theil hielt, ſchlug eine Trennung vor, der Commerzienrath nahm ſie freudig an, man ſetzte ſich auseinander, und Carl erhielt von ſeinem Vater neue Aufträge, welche dieſe Veränderung des Handels-Intereſſes nöthig gemacht hatte. Der junge Mann befand ſich bei Empfang dieſer Nachricht in Hamburg. Seit ſeiner Abreiſe waren jetzt beinahe drei Monate verfloſſen, und noch konnte er ſich aus der Dumpfheit, in welche ſein ganzes Weſen vergraben war, nicht heraus ringen. Alles um ihn her ſchien ihm unfreundlich, kalt, ſelbſtſüchtig, er ſich ſelbſt um nichts beſſer, und noch linkiſch, ſchwerfällig und unliebenswürdig oben ein. Gewohnheit und Nothwendigkeit, ſeinen Vater zu ſchonen, vermochten ihn, ſeine Handelsgeſchäfte

noch mit einigem Fleiß zu treiben, aber dafür war auch der Handel für ihn von allem Verhaßten im Leben das Verhaßteste geworden. Er fand in ihm die Fesseln, die seinen Geist niedergedrückt hatten, in ihm die Ursache der nachtheiligen Lage, in der er gegen Armand, den Störer seines Friedens, gestanden war, in ihm die Lähmung, die ihn nun wie in einen Zauberkreis unter lauter Menschen bannte, die ihn überall in eben dem Ideenkreis einschränkten, in dem er sein Verderben hatte aufsprossen sehen. In jeder andern Klasse der bürgerlichen Gesellschaft sah er mehr Wege offen stehen, zur persönlichen Unabhängigkeit, oder persönlichem Einfluß. Nur seinem Gewerbe war das todte Geld, die Sorge es zu gewinnen, die Furcht es zu verlieren, zum ewigen Ziel gesteckt, zog es als bleiernes Gewicht an die niedere Erde; alle schmerzhafte Erinnerungen hingen mit diesem Gewerbe zusammen. Die Sehnsucht, es von sich zu schütteln, wuchs mit jedem Tage, aber die Möglichkeit dazu konnte er nur nach einem Zeitraum erwarten, während dem er wohl fühlte, daß Unmuth und Widerwille seine Kraft wie seine Jugend würden aufgerieben haben. Nach und nach bildete

sich der Entschluß in ihm, seine Kette zu zerbrechen, die Vergangenheit zu vertilgen, durch neue Kenntnisse, durch neue Ansichten der Welt und des Menschen, und dann als ein anderes Wesen zu der Bestimmung, der ihn sein Vater gewidmet hatte, wieder zurückzukehren. Das unüberwindlichste Hinderniß war der Zorn seines Vaters. Aber eben weil es unüberwindlich war, beschloß er, ihn zu ertragen. Er hatte von einem Großvater ein unabhängiges Vermögen von mehreren Tausenden in seines Vaters Handel stecken, dieses aber ohne seines Vaters Wissen aus ihr heraus zu ziehen war unmöglich. Es wär' ihm ein leichtes gewesen, die Summe, welche er zu seinem Verhaben drei Jahre unabhängig zu leben bedurfte, auf seinen Credit von seines Vaters Correspondenten in Hamburg aufzunehmen, aber Betrug sollte den Anfang seiner Freiheit nicht gründen. Ein arm und nur mit seinem Willen ausgerüstet in die Welt zu werfen, war bei seinem Zwecke unmöglich. Er wollte Wissenschaften in einem Alter erlernen, wo glücklicher geleitete Jünglinge ihre Lehrjahre vollendet haben. Er wollte verlorne Zeit erkaufen, das heißt, sich Hülfsmittel von-

[illegible], welche nur Geld schenkt. Seine Seele war ein Chaos wechselnder Gefühle. Hannchen schwebte bald als zürnende, bald als strafende Gottheit darüber. Sie hatte ihm die Erkenntniß seiner Schlechtigkeit gegeben; wollte er denn sie [illegible] für sie, die ihn verlachte, verhöhnt hatte? Seine Wangen glühten in dieser Erinnerung. Armand's geadeltes Bild stand vor ihm auf. War er denn vollkommen wie sie, er, der keinen Fehler hatte? fragte er sich oft. [illegible] du durch die erwachende [illegible] werden, wie er? Dann schien ihm alles verloren, und ihn Armand ähnlich machen könnte. Und was ihn da [illegible] machte, [illegible], wilde, wie du ein [illegible] der Wälder ward, Gastfreundschaft, Ehrgerechtigkeit, Schonung eines schwachen Weibes umgaben — war das nicht Seelen-Bildung? Hier besiegte eine der sein angeborener Edelmuth die Oberhand, und hätte sich nicht Hannchens Aufwallen zwischen ihm und Armand mit bitterer Demüthigung gedrängt, Armand wäre der Mann gewesen, an dessen Hand er seinen neuen Weg angetreten gewünscht hätte.

Mitten in diesem Chaos und Zweifeln bekam er die Nachricht von der Trennung zwischen Armand

Vaters und des Commerzienraths Handelsgeſchäften. Als neue Beſiegung, daß jedes bürgerliche Land, ſo wie das Land ihrer Herzen zwiſchen ihm und Hannchen zerriſſen ſey, empfieng er ſie mit tiefem Schmerz, aber die weitern Verfügungen zeigten ihm unverhofft die Mittel, ſeine Freiheit zu erlangen. Sein geerbtes Kapital war zum Theil in ein Unternehmen geſteckt, das mit dem Commerzienrath gemeinſchaftlich begonnen worden war. Jetzt übernahm dieſer es allein, und der alte Aicha bot ſeinem Sohn an, einen Theil der zurückgezahlten Summe auf ſeine eigne Hand wuchern zu laſſen, wozu ihm ſein Aufenthalt in einer großen Seeſtadt ſo vortreffliche Gelegenheit darböte. Der gute Alte glaubte durch dieſes große Intereſſe die Spuren von Unmuth, die er zuweilen in ſeines Sohnes Briefen bemerkte, ganz zu zerſtreuen. Sechstauſend Gulden als Eigenthum benutzen zu können! wie manches Jahr hatte er nicht arbeiten müſſen, um über ſo eine Summe disponiren zu können! Jetzt ſtand Carl nicht länger an, er machte einen jungen Mann von vorzüglichen Kenntniſſen, von geprüfter Rechtſchaffenheit, der um einen Platz verlegen war, mit ſei-

ner Lage und ſeinen Abſichten bekannt, er unterrichtete ihn von allen ſeinen Geſchäften, er ſtellte ihn ſeines Vaters Correſpondenten als ſeinen Nachfolger vor, kaſſirte ſeine ſechstauſend Gulden ein, und gieng, nach einer norddeutſchen Univerſität ab. Von hier aus ſchrieb er ſeinem Vater ſeinen Entſchluß, und bat ihn mit Liebe und Ehrfurcht, ihm ſeinen Plan in ſeinem Herzen, in ſeinem Hauſe, in ſeinen Geſchäften offen zu erhalten. Von ſeiner Feſſel befreit, fand er den Muth zu verſprechen, daß er nach drei Jahren zurückkehren würde, eifriger, und gewiß eben ſo tüchtig, ihm die Laſt ſeiner Arbeiten zu erleichtern. Seine nächſte Sorge war nun Unterricht, Bildung. Unbeholfner und Kenntniß-durſtiger zugleich war wohl nie ein Jüngling an dem Quell der Kenntniſſe angelangt. Da er ſeinen Entſchluß ohne Rath geber ausgeführt hatte, würde die mühſam erlangte Freiheit ihm vielleicht gar keine Früchte getragen haben, hätte ihm nicht das Ungefähr einen Hausgenoſſen zugeführt, der ſein Führer geworden wäre. Cori hatte ſeine Wohnung, ſeiner Stimmung gemäß, in einem ſtillen Theile der Stadt geſucht. Seine Wirthsleute wieſen ihm einen Koſttiſch an, wo

mehrere Jünglinge speisten. Carl fand sich in seinem fünf und zwanzigsten Jahre ein bischen gedemüthigt, unter lauter jüngern Leuten Anfänger zu seyn. Stumm setzte er sich neben einen noch leeren Sitz, als ein Mann mit einer fremden Physiognomie, der aber ein halbes Dutzend Jahre älter war, wie er, ei trat, den leeren Platz einnahm, und von der Tisch-Gesellschaft als ein alter Bekannter behandelt wurde. Aus einigen Reden mußte Carl schließen, der Herr in gesetzten Jahren sey auch Student. Diese Entdeckung gab ihm plötzlich eine Haltung. Ohne sich in's Gespräch zu mischen, fühlte er sich unbefangener wie vorher. Da nun auch seine Figur und Kleidung einen Mann aussprachen, der zur guten Gesellschaft gehörte, ließ ihn das jüngere Geschlecht ohne Störung seinen Weg gehen. Nach Tisch verließ er das Zimmer mit dem gesetzten Unbekannten, ihrer beider Weg schien derselbe zu seyn, stillschweigend gingen sie hintereinander her, und traten zusammen in das Haus, wo Carl eingemiethet hatte. Der Unbekannte hatte so wenig auf ihn geachtet, und sah auch jetzt so zerstreut aus, daß Carl nicht beherzt wurde, ihn anzureden; wie sie aber die

Treppe hintereinander aufſtiegen, und der Unbekannte eine Thüre der ſeinen gegenüber aufſchloß, ſagte Carl mit einer Art froher Ueberraſchung: „Mein Herr, Ihre Nachbarſchaft freut mich — ich durfte nicht hoffen, ſo nahe bei mir einen Gefährten zu finden, den Alter und Ernſt mir näher bringen können.“ Des Unbekannten Geſicht nahm den Ausdruck gutherziger Heiterkeit an, er antwortete mit der Verſicherung: daß ihm ſeine Bekanntſchaft lieb ſeyn würde, wenn ihre Studien die geringſte Uebereinſtimmung hätten. Das war nun bei Carl ſehr leicht, und ſehr ſchwer, da er noch gar kein Studium hatte. Doch die Bahn zur Bekanntſchaft war gebrochen, man ließ den Koffer in das kleine Gärtchen am Hauſe bringen, die beiden Leute ſetzten ſich in eine ärmliche Holzlaubenlaube, deren erſte Blättchen eben ſproßten, und dort nahm Carls Schickſal ſehr wunderlich eine beſtimmte Wendung.

Der Unbekannte war ein Ungar, Janoſky, der Sohn eines heruntergekommenen Edelmanns. Ein ſehr gelehrter Hauslaplan hatte ihm eine Menge hiſtoriſcher Kenntniſſe ohne allen Geſchmack, alle Sprachen ohne allen Geiſt eingepfropft; das Bedürf-

niß ſeiner väterlichen Güter hatte ihn, den Virgil und Homer in der Hand, auf manche praktiſche Kenntniſſe im landwirthſchaftlichen Fache geführt. So war des jungen Mannes Kopf ſehr voll, aber um ſo weniger klar, weil eine lebhafte, obgleich ſchwerfällige Einbildungskraft ſich zu ungeordneten Kenntniſſen geſellte. Ein paar Jahre, die er auf einer vaterländiſchen Univerſität verlebte, brachten ihn um nichts weiter; er lernte neue Dinge, aber die ſchon erworbenen Kenntniſſe zu ordnen, Begriffe daraus herzuleiten, lernte er nicht, ſondern kam mit vielen Büchern und einem ungeheuer angefüllten Gedächtniß wieder nach Hauſe. Der gute Joſinsky merkte an der Dumpfheit, die trotz allem Studiren in ſeinem Kopfe mehr zu, als abnahm, daß es ihm doch an etwas weſentlichem fehlen möchte, und der Wunſch, nach dem Beiſpiele einiger ſeiner Landsleute — eine proteſtantiſche Univerſität zu beſuchen, ward ſo lebhaft in ihm, daß er ihn endlich ſeinem Vater vortrug. Dieſen freute die Gelehrſamkeit ſeines einzigen Sohnes von ganzem Herzen, allein die Weisheit, die er unter Irrgläubigen holen konnte, hatte ihm ſein Caplan mit Schauder anſehen lehren, ſein Wunſch

als Gutsherr und Hausvater nahm eine ganz andere Richtung, als den landesherrlichen Verordnungen zum Trotz, seinen Erben unter die Acker zu säen. Des Vaters Wille und des Beichtvaters geistliche Führung behielten die Oberhand. Jaſinsky mußte auf seinen Gütern bleiben, und um ihm den Zwang zu versüßen, gab man ihm nach der Väter Weise eine Frau. Wahrscheinlich hätte sich der gute junge Mann mit seinen Pächtern, seiner Gattin, und dem Baden seines schönen Landes ohne weitere Anregung von Außen, endlich befriedigen lassen, allein sein Schicksal sollte erfüllt werden. Unter den armen Mainzer Gefangenen, welche im Anfange des Revolutionskriegs nach Ungarn geschleppt wurden, hatte einer das Glück, auf Jaſinsky's Gütern wieder zu fallen, und unter die Todten gerechnet ward er von dem Treiber des Hausens zurück gelassen. Der Wirth der kleinen Schenke, wo er liegen blieb, wagte ein Glas Branntwein an den Sterbenden, der durch dieses Stärkungsmittel neu belebt ward. Er schlich an das Scheunthor, man nahm ihn mitleidig auf wie jeden Dürftigen, denn Jaſinsky theilte mit seinen biedern Landsleuten die Tugenden der Gast-

freundschaft und Güte. Des armen Deutschen Herz entfaltete sich im Sonnenschein des Mitleids. Der junge Jasinsky gieng vorüber, und der Deutsche dankte ihm in schönem Latein für die Erquickung, die ihm die Dienerschaft gewährt hatte. Unser junger Gelehrter hörte nach der ersten Periode, daß dieses kein Mönchs-Latein sey, er ließ sich in ein Gespräch ein, und entdeckte in dem elenden Fremdling einen Schüler Heynens und Vossens, den das wunderbare Schicksal von den Ufern der Leine an der Drave verschlagen hatte. Achtungsvoll führte er ihn in das Wohnhaus, ließ ihm ein Bad bereiten, reichte ihm Kleider dar, dann führte er ihn bei seinem Vater ein, wo ihn eine gedeckte Tafel erwartete. Der Deutsche glaubte sich in die Zeiten versetzt, wo „die heilige Macht des Alkinoos“ dem Dulder Odysseus die gastfreundliche Hand bot. Der Arme hatte die Menschheit in ihrer rührenden Einfalt noch nie wirklich erblickt, so lange er sie auch in seinen Büchern studirt hatte; jetzt nach den Schrecken des Kriegs, in welchen Umstände und augenblickliche Ueberschwemmung ihn verflochten, nach dem Jammer des fürchterlichen Zuges von den Ufern des Rheins bis an

die Drave, ſchienen ihm dieſe gaſtfreie Ungarn jenen göttlichen Geſtalten der Vorzeit zu gleichen, die er, vom Geiſte der Alten durchdrungen, ſtets angeſtaunt hatte. Nach einigen gewechſelten Geſprächen gewann der Fremde die Herzen der ganzen Familie. Gutmüthig ibichte ſein Leiden in jedem einzelnen Mitglied aus beſondern Gründen den Flecken, in der Franken-Armee gedient zu haben, aus. Der unglückliche Glaubensbruder — denn der Fremdling war ein katholiſcher Rheinländer, der hülfloſe Ausländer ward bald ein Mitglied der kleinen Familie, deren einfache Lebensweiſe Gaſtfreundſchaft ſo leicht machte. Jetzt hatte Jaſinsky den Mann gefunden, der ſeinen Durſt nach Kenntniſſen ſtillen konnte. Der Fremdling hatte würklich ſeine günſtige Lage nahe an der Quelle liberaler Kenntniſſe benutzt, er war ein kenntnißreicher ſelbſtdenkender Mann. Sein Umgang und Unterricht nützte Jaſinsky viel um ſeine Kenntniſſe zu ordnen, aber zu wenig an Selbſtdenken gewöhnt, fühlte er die Lücken nur um wieder lernen zu wollen, und ſo kam es, daß er nur noch ſehnlicher nach dem Auslande verlangte. In eben dem Grade, wie Jaſinsky ſich durch die Ge-

lehrsamkeit von dem thätigen Leben abziehen ließ, ging der Adelsländer mehr in das thätige Leben ein. Er war Sohn eines Gutsbesitzers, Feld- und Weinbau waren ihm nicht fremd, er nahm auf Jasinsky's Gütern Theil an diesen Geschäften, er ward nützlich, sein Vaterland war ihm verleidet, er gewann die Gunst einer armen Verwandtin von der Familie seines Wohlthäters, und ward aus einem deutschen Philologen ein ungarischer Güter-Verwalter, ohne seinen frühern Göttern untreu zu werden, denn nach vollendeten Geschäften schwärmte er mit dem jungen Jasinsky in die goldnen Zeiten der Vorwelt.

Nach einigen Jahren starb Jasinsky's Vater, und jetzt ließ sich der lernbegierige junge Mann von keiner Rücksicht mehr halten; er übergab seine Geschäfte dem vertrauten deutschen Freunde und neuen Verwandten, empfahl ihm auch sein junges Weib, und fand nach eben geschlossnem Frieden einen Vorwand, auf ein paar Jahre das Ausland zu besuchen.

Einen angemessenern Gesellschafter hätte Carl nicht finden können, als diesen braven Ungar. Sogar ihr Schicksal hatte Aehnlichkeit. Beide führte

reiner Durſt nach Wiſſen hier zuſammen, nur in einem Stücke begriff Carl ſeinen neuen Freund nicht. Die Faſſung, mit welcher er ſein junges Weib verlaſſen hatte, mit welcher er jetzt fern von ihr lebte, erregte ſeine Verwunderung, ſelbſt ſein Mißfallen. Er war um der Liebe willen zum Wiſſen berufen, da hingegen Jaſinsky um der Liebe willen dem Wiſſen hätte entſagen ſollen. Durch eine ſonderbare Täuſchung ſeiner Fantaſie dachte er nun Hannchen und Euphroſine — ſo hieß Jaſinskys Gattin, immer zuſammen; er hörte von dieſem, daß ſeine Frau in ihren Briefen Trauer, Sehnſucht, Klage über ſeine abentheuerliche Abweſenheit ausdrückte, und ihm unmerklich bildete ſich der ſchmeichelhafte Gedanke, Hannchen leide von ähnlichem Schmerz. Jaſinsky ließ ſich durch keinen Brief ſeiner Frau in ſeinem eiſernen Fleiße ſtören, Carl ward durch jeden Gedanken an Hannchen zu neuem Fleiße angeſpornt. Jaſinsky war ſein Lehrer geworden, und bei keiner ſeiner Anſtrengungen lernte der gute Mann ſelbſt ſo viel als bei dieſem Unterricht. Alte Sprachen zu erlernen war eine Aufgabe, vor welcher Carl ſchauderte, und die ſein Freund ſelbſt nicht billigen

konnte; er begnügte sich, ihm seine Kenntnisse in der Völker- und Länderkunde mitzutheilen, und hier ward sein Kopf hell, indem er Carls Kopf ausstattete. Denn zum Erstenmal suchte er Standpunkte, um gewisse Felder der Geschichte seinen Schüler übersehen zu machen, und erhielte aus dieser höhern Stellung nur Umrisse, die ihm in die chronologischen Einzelnheiten verloren, bisher unbemerkt geblieben waren. Schöne Literatur ist ein Gegenstand, welcher auf einer nördlichen Universität bald zum unentbehrlichen Bedürfniß wird. Carl brachte ein weiches Herz zu ihr, er fand Lehrer, Gesellschafter, welche ihn zum Geschmack anleiteten, und bald hob sich unter dem wohlthätigen Zufluß von nützlichen Begriffen sein verschüchterter Geist, sein gekränktes Gemüth empor. Der Aufenthalt in Göttingen ward ihm so lieb, daß er ihn auf Jaſinsky's Bitte um sechs Monate über das von ihm dazu bestimmte Jahr verlängerte, und dann durch manche Rücksicht geleitet ihn nach seinem Vaterlande begleitete. Bis Wien hätte ihn sein Reiseplan immer geführt, jetzt fieng er seine Wanderungen in Deutschland nur da an, wo er sie hatte endigen wollen, er versprach sich

keine geringe Bereicherung ſeiner Lebenskenntniſſen davon, einige Zeit in einem Familienzirkel am Ufer des Maruſch zu verleben. Zu ſeinem Erſtaunen ſchien die nahe Wiedervereinigung mit ſeiner Gattin Jaſinsky's Gedanken wenig zu beſchäftigen. Sich in allen Städten, wo ſie durchreiſten, Bekanntſchaft mit Gelehrten, Adreſſen von Buchhändlern zu verſchaffen, war ſeine Sorge, allenthalben jede Bibliothek zu durchſuchen, der Gegenſtand ſeiner Sehnſucht. Hätte Carl nicht ſeiner eigenen Beſchreibung nach Cupidinen für liebenswürdig halten müſſen, hätte ihm nicht manches, was ihm ihr Gatte aus ihren Briefen vorlas, denken laſſen, daß ſie voll Geiſt und Gefühl war, er hätte ſie müſſen für ein Weſen halten, unfähig Liebe zu erwerben. Wie erſtaunte er daher, als bei ihrer Ankunft ihm ein Geſichtchen entgegen kam, in welchem weibliche Grazie mit einfachem Ernſt vereinigt war. Griechiſche Züge und Wuchs, eine Beſcheidenheit, die bei den patriarchaliſchen Sitten der Gegend, wenn ſie ſich gegen ihren Mann, ihren Gaſt äußerte, an Demuth gränzte — nicht den Glanz der erſten Jugend, aber die ewige Jugend der reinen Weiblichkeit über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen — ſo war das Weib

das Jasinsky drei Jahre lang verließ, um die Claſſiker zu exponiren. Sie empfieng ihren Mann mit Ehrerbietung, mehr wie eine Tochter, als eine Gattin, Jasinsky war gerührt, ja entzückt, aber mehr über die Rückkehr zu dem Heerd seiner Väter, als in die Arme seiner Frau. Seine erste Sorge war die Nachfrage nach seinen Bücher-Kisten, die lange vor ihm angelangt seyn mußten. Die Einrichtung seiner Bibliothek nahm ihn nun ganz hin, ungern mäßigte er sich ab, die Anordnung zur nahen Weinlese zu machen. Ehrerbiethig holte Euphrosine seine Befehle dazu ein, der deutsche Verwalter besorgte dasselbe Geschäft auf einem entfernten Gute, und man hatte auf Jasinsky's Rückkehr gerechnet, um auf dem gewöhnlichen Familiensitz die Aufsicht zu führen. Carl war entzückt über die schöne Gegend, über die frohe Aussicht der reichen Ausbeute des Herbstes, er half Euphrosinen, so viel seine Unkunde der Sprache zuließ, in ihren häuslichen Geschäften, er unterhielt sich mit ihr — denn sie hatte von dem deutschen Verwalter seit ihres Mannes Abwesenheit deutsch zu lernen versucht. — Die Eigenheiten dieses Landes, die unter guten Menschen so leicht eine höhere Cultur könnten ver-

geſſen machen, gaben ihm eine ganz neue, ganz poetiſche Stimmung. Die Wichtigkeit des Gegenſtandes zog doch endlich Jaſinsky von ſeinen Büchern in das Gewühl der Weinleſe hinein, das eigenthümliche dieſes vaterländiſchen Schauſpiels knüpfte ihn wieder an ſeine alten Sitten, er ſchloß ſich wieder an den Kreis ſeiner Nachbarn, er ſtellte ſich an die Spitze ſeiner Hofleute und nahm mit gütigem Dank die unterthänige Bewillkommnung ſeiner Unterthanen an. Wenn aber die Tagesgeſchäfte beendigt waren, wenn ſich die Familie um den großen Kamin verſammelte, dann ſchlich Jaſinsky in ſein Studier-Zimmer, und Carln fiel die Obliegenheit zu, Euphroſinen zu unterhalten. Das Geſchäft war ſehr ſüß — und ſehr gefährlich! Indeß Gäſte und Hausgenoſſen bei Wein und Kartenſpiel ſich ergötzten, ſpielte Euphroſine die Harfe und begleitete ſie mit ihrer holden Stimme. Sie lehrte Carln ihre ungariſchen Liedchen verſtehen, und Carl half ihr die Lieblings-Dichter ſeines Vaterlandes leſen. Die Weichheit des Herzens, die Unſchuld der Sitten in dieſem reizenden Weibe feſſelten ihn immer gewaltiger. In der Einſamkeit ihres ſchönen Vaterlandes, unter den Augen

einer häuslichen Mutter erzogen, war sie von der unbefangenen Kindheit in den Ehestand übergetreten, weder ihr biederer rauher Vater, noch ihr ruhiger, nur für seine Bücher lebender Gemahl, hatten ihr eine andre Wirklichkeit wünschen lehren, als die sie umgab. Mutter war sie bis dahin nicht geworden, und wie die sich selbst entwickelnden Bedürfnisse ihres Herzens Wehmuth über ihr Schicksal in ihr erweckten, ohne ihre Entbehrung ihr deutlich zu machen, nannte sie diese Wehmuth: Sehnsucht nach Mutterfreude. Jasinsky's Entfernung machte ihr Leben trauriger, weil sie dadurch mancher liebenden Pflicht überhoben ward; denn dem zarten Herzen des Weibes dient erfüllte Pflicht oft statt Befriedigung seiner Wünsche. Um die leeren Stunden auszufüllen, welche sie während ihres Gatten Entfernung nicht der Gesellschaft zu widmen genöthigt war, lernte sie deutsch lesen, und machte sich eine Freude daraus, Jasinsky bei seiner Rückkehr in einer Sprache zu unterhalten, welche ihm mußte geläufig worden seyn. Der deutsche Verwalter und ehmalige fränkische Kriegsgefangne hatte sich manches deutsche Buch verschafft, hier fand Euphrosine in einigen unsrer schön-

ſten Schriften die ganze Tonleiter von Gefühlen, welche in ihrem einſamen Gemüth wie die Töne einer Aeolsharfe bis jetzt nur in verfließenden Accorden von unſichtbaren Lüften berührt, erklungen waren. Hätte Jaſinsky ſtatt der Auszüge aus einigen hundert Schriftſtellern einen Hauch der Liebe mitgebracht zum Einklang ihres Herzens, ſie wäre ein glückliches Weib geworden; allein er kam gutmüthig, pflichtgedenkend aber unfühlend wie ehemals zurück, und Euphroſine nannte nun ihr Schickſal: ewiges Alleinſeyn!

Dieſem Weibe lehrte Carl Egmonts Liebe zu Klärchen verſtehen, er legte ihr die Worte aus, in welchen Karlos den Kampf der ſchrecklichſten Leidenſchaft ausdrückt, und Euphroſinens empfängliches Gemüth glühte im neuen Genuſſe des Lebens. Wie bald der Gegenſtand, welchen der Dichter beſchrieb, ſich mit dem Gefühl, welches der Gaſtfreund ihr einflößte, vermiſchte, bemerkte ſie nicht; Carl nicht, wie bald er mit ſeiner Helden Leidenſchaft ſein eignes Gefühl ausdrückte. Nur dann erſt ward er betroffen, wie die Weinleſe vorbei war, die Herbſttage ſich zu Ende neigten, und der nahende Winter ihn erinnerte, daß er

diese Zeit zu seinem Aufenthalt in Wien bestimmt hatte. Aber nicht seinen Schmerz, seine Freundin zu verlassen, gestand ihm sein selbst betrügendes Herz, er maß ihn nur dem Zustand dieser Frau bei, die er unter einem ungebildeten Volke, in der Gesellschaft roher Nachbarn, an der Seite eines Gatten zurückließ, dem sie keinen Vorwurf machen konnte, und der ihr dennoch keine Glückseligkeit gab. Bei diesem Gedanken verweilte er und fieng an, seinen Freund mit Unmuth zu betrachten. An einem Tage, wo er spielend mit Euphrosinen die letzten Trauben von einem Geländer am Hausgarten herunterschnitt, indeß Jasinsky tiefsinnig über die Uebersetzung einer Stelle des Catulls nachdachte, sagte Carl, der lange nach einer Gelegenheit trachtete, seiner Abreise zu erwähnen: „Sehen Sie, meine Freundin, diese glühend rothen Blätter! der Herbst will meinen Abschied aus diesem theuern Hause mit festlichen Farben feyern.“ Euphrosine erblaßte und schwieg. Carl würde weniger verlegen gewesen seyn, hätte sie ihm nur ein Wort, wenn auch ein gleichgültiges, gesagt; er sah sich nach Jasinsky um, in der Hoffnung, er würde seine Rede gehört haben,

aber indeß dieſer jede Sylbe, welche Carl Erl
adnens Herz zerreiſſendem Schmerz in den Mund
legt, zergliederte, ſah er nicht, daß über ſeines
Weibes blaſſe Wangen langſame Thränen auf das
purpurne Weinland heradtröpfelten. Carl erblickte
die Thränen und erſtarrte. O wie blind herrſcht
das Schickſal über uns, oder wie deſpotiſch, ſagte
er zu ſich ſelbſt, indem er einen einſamen Weg in
die Obſtgärten einſchlug. Hannchen, hätteſt du
Euphroſinen's Herz gehabt! oder wäre mein Bu-
ſen ruhig geweſen, wie der Buſen dieſes fühllo-
ſen Mannes! zwei Menſchen hätten ihren Himmel
gefunden auf Erden, die jetzt verurtheilt ſind, in
ewiger Entſagung zu leben. Nie, nie kann eine
zweite Liebe mich beglücken, und ewig iſt Euphro-
ſinen's Herz zur Vereinzelung verurtheilt! —

Heute zum erſtenmale befremdete es ihn, daß
er ſeiner Freundin nie ſeine unglückliche Liebe ent-
deckt hatte. So unzähligemale hatte er Hann-
chens Andenken in ihrer Gegenwart herbei geru-
fen, kein Strahl zarten Gefühls hatte in ihrem
Auge geglänzt, daß nicht ein Seufzer ſeiner Bruſt
entſtiegen wäre, in dem er die Klage auszudrücken
glaubte: Ach hätte Hannchen ſo empfunden! Heute

nahm er ſich vor, ſie von ſeiner traurigen Vergangenheit zu unterhalten, er ahndete Troſt darin für ſie und für ſich, wenn ſie wiſſen würde, daß aus ganz verſchiedenen Gründen ihr Schickſal dennoch verwandt ſey.

Später als gewöhnlich trat er in das Wohnzimmer und zu ſeiner Befremdung fand er Jaſinsky noch daſelbſt. Mit ſeiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit kam er ihm entgegen, und erklärte, daß ſeine Abreiſe, von welcher ihm Euphroſine geſprochen habe, aus mehr als einem Grunde vor dem neuen Jahre gar nicht ſtatt finden könnte. So lange die Geſchäfte des Landhaus ihn außer dem Hauſe gehalten, hätte er keine Anſprüche an ſeine Geſellſchaft gemacht, jetzt freue er ſich erſt, manchen literariſchen Schatz mit ihm zu genießen und manches von der Geſchichte des Landes mit ihm durchzugehen, wozu ihm ſeine Bibliothek Hülfsquellen gäbe. Außerdem müßte er, zur vollkommnen Kenntniß des Landes, ihre Jagden, ihre Winterarbeiten und Freuden kennen lernen, um ſo mehr, da er erſt während des Carneval Wien in ſeiner Herrlichkeit zu erblicken gedenken dürfe. Carls Herz ſchlug ängſtlich, Euphroſinen's Wangen glühten,

Carl ſang nur die letzten Strahlen eines Blicks auf, den ſie von ihm abzog, aber in dem niedergeſchlagnen Auge lag ein Ausdruck, der ſein Herz entzündete, — — er fiel ſeinem Freunde in die Arme, und verſprach ſein Weggehn zu verſchieben. Wie dieſer jetzt ruhig auf ſein Zimmer gieng, kreuzten ſich ſtürmiſche Gefühle in Carls Bruſt. Er fühlte eine Kette um ſeinen Nacken gelegt zu haben, und wenn er die Urſache dieſes Gefühls der Knechtſchaft verfolgte, ſo fand er immer die Zollunze vor ſich, die Jaſinsky mit ihm zu leſen gedroht hatte, ſo zählte er die Stunden, die er ſonſt mit Euphroſinen verlebte, und in denen er nun mit Jaſinsky ſtudiren ſollte. Sein Nachdenken ward ihm zur Laſt, Euphroſinen's Stille ward ihm peinlich, er holte ihre Harfe und bat ſie um Geſang. Statt zu ſingen, griff ſie einzelne Accorde, die ſie durch traurige Töne verband, bis ſich ihre träumenden Empfindungen in die Worte aus einer Ballade zu vereinen ſchienen, die Carl ihr geliehen hatte *).

Harrend von des Morgens Lichte,
Bis zu Abends Dämm'rung,
Stille Hoffnung im Geſichte,
Saß er da allein. —

*) Anm. Schiller's Klara Toggenburg.

Diese Worte schnitten tief in Carls Herz. Was in Euphrosinen's ihrem vorgieng, beobachtete er nicht, denn er floh die Ueberzeugung, das theure Bild, welches er ersehnte, sey Euphrosinen's Antlitz, und studirte sich in jene ein, daß ihm Hannchen auf ewig Entsagung alles Liebens-Glückes auferlegt hätte. Toggenburg hatte Unrecht, rief er, es gab noch ein Glück nach der Fehlschlagung, die ihn aus seinem Vaterlande trieb . . . . Euphrosine, deren Gesang sich nach den oben erwähnten Zeilen wieder in trauernde Töne verloren hatte, sah ihn, die Hand auf den Saiten haltend, bestürzt an. Er hatte Unrecht! wiederholte Carl, Freundschaft hätte ihn trösten können, wie sie mich tröstet. Ein theilnehmendes Herz, wie ich in Ihnen finden werde — er ergriff die eine ihrer Hände, die von den Saiten auf ihren Schoos gesunken war, — Sie müssen die Geschichte meiner Vergangenheit hören, um die Höhe meiner Empfindung zu ermessen, die mich hier anfettet, hier an dieses gastfreie Haus, an Ihr sanftes stilles Herz. — Euphrosine hatte nicht Fassung, um den Sinn seiner Rede zu verstehen, sie empfand nur den Ausdruck von Leidenschaft in ihr, — noch hatte kein Mann so mit ihr

geſtrichen. — Carl fing ſeine Erzählung an. Er wollte ſeine Liebe, Hannchens Untreue, wie er es nannte, mit Farben, welche die Wirklichkeit nicht gehabt hatte. Er ſchilderte die Vorliebe eines ungebildeten Jünglings, deſſen Mädchen kein Hinderniß im Wege geſtanden hatte, wie eine Leidenſchaft, ſeine Treuloſigkeit wie einen Roman, ſeine Verlaſſenheit, wie Entſetzen der Liebe. Er war nicht falſch, er malte nur eine Morgen-Landſchaft von Claude Lorrain mit Correggio's dunkeln Flammen-Farben, denn die leichten Empfindungen, die ihn damals beſchäftigten, waren nun zu löwenden Kräften herangewachſen. Eudoxiane bückte mit glühenden Wangen zu, mit niedergeſchlagenem Blick. Hannchens Untreue blieb Carln noch unerklärbar, er ſagte daher weniger von ihr, als von ſeinem Schmerz, und wie er von Armand ſprach, erhielt ſeine Rede den Zauber edler Wahrheit, denn der wahre Jüngling fand ſeine Rechtfertigung nur in ſeines Gegners Ueberlegenheit. Bei der Darſtellung von Hannchens Liebe mußte Eudoxiane ihre Theilnahme verbergen, aber über Carls Unglück durfte ſie weinen, ſie durfte ihm ihre Hand laſſen, wie er ſagte: gedemüthigt, gekränkt, verkannt habe ich

Hier zuerst wieder Zuversicht zu mir selbst gefunden. Ich bin nicht mehr der müssige, weichliche Jüngling, der neben Jemand in Schatten treten mochte. Liebte ich unglücklich, und auch jetzt würde ich der Zurückgesetzte seyn, wie damals, denn Hannchens Herz war wohl nicht für mich geschaffen und ich will lernen, ihm zu entsagen. Bis jetzt glaubte ich, mit ihm auch jedem Glücke — Sie gaben mir wieder Zuversicht .... Ernestine, lassen Sie uns Freunde, Geschwister seyn! — In Sophie's Seele war von Gefühlen überwältigt, die sie noch nie gekannt hatte, sie wurden ihr unter einem Namen dargestellt, der ihre Pflichten nicht verletzte; ihr Haupt sank auf die Schulter des Bittenden, der ihre Hände an seine Brust zog, er umschloß sie lange und innig. — So sollen zwei Unglückliche sich trösten, sagte endlich Ernestine, indem sie sich sanft von ihm losmachte.

Nun war der gefährliche Bund geschlossen, denn nach diesem einzigen Geständniß von Unglück war Carl zum Vertrauten und Tröster eingeweiht.

Wie die Länder des Nordens keinen Frühling kennen, sondern die belebende Sonne aus der überwältigten Eisrinde die Blumen hervorruft,

ehe man ihren Keim sich entwickeln sah. So liebte, von Carls Schwärmerei entzündet, Euphrosinen's Seele in Liebe, ehe sie ihr Entstehen geahndet hatte. Carls Stimme, seine Umarmung hatten für sie eine neue Schöpfung entfaltet. Unter dem verehrlichen Namen der Freundschaft pflogen diese beiden Selbstbetrüger eine Leidenschaft, in der sie lautre Tugend, reine Glückseligkeit sahen. Um Juliette zu betrügen, bedurfte es wenig Kunst; Betrug ward den beiden Schuldigen jetzt zur Pflicht. Sie beweinten das Schicksal, welches Juliette die Seligkeit versagt hatte, die gefühlvollen Herzen geschenkt ist, sie sannen darauf, dem von der reichen Natur so ärmlich Behandelten, seine schwermerischen Gefühle in solchem Maaße zu geben. Mit zärtlichem Eifer half ihm Carl Auszüge aus diesen Folianten verfertigen; geduldig ließ er sich manchen Band langweiliger Geschichte und Predigte übersehen; seine Geduldigkeit war unerschütterlich, indeß seine Gedanken, an Euphrosinen gefesselt, weit von ihren gelehrten Nachforschungen abschweifen. Selbst zu sehr mit seinem Gegenstande beschäftigt, merkte Juliette seines Freundes Zerstreuung nicht, lange entging ihm sogar Euphro-

finen's verdoppelte Bemühung, ihm gefällig zu ſeyn. Ihm ahndete nicht, daß ſein unglückliches Weib mit der ängſtlichen Sorgfalt, ihm zu gefallen, die Sünde zu verſöhnen ſuchte, nach der ihre glühende Sehnſucht ſtrebte, und die Carls Selbſtbetrug nur nothdürftig aufſchob. Doch die Stunde der Erkenntniß ſollte kommen, und Carls ſelbſtgefällige Sicherheit in ihrer Blöße daſtehen. Schon einigemal ſahen Euphroſinen's Bemühung, durch Muſik und Geſpräch ihrem Gatten zu gefallen, ihn länger als gewöhnlich, in ihrer Geſellſchaft aufzuhalten. Carl bot ſeiner Freundin in ihrer Bemühung die Hand, indeß die Glut ſeines Buſens, die Heftigkeit, die er mit Mühe bezwang, ihn kaum den Augenblick erwarten ließ — den einzigen im Tage, wo er mit Euphroſine allein ſeyn ſollte. Kam er endlich, ſo ward er mit Vorwürfen begonnen, die ſeine Unbilligkeit ihr machte, weil ſie zu liebenswürdig geweſen war, ſie wurden mit Thränen beantwortet, und die Verſöhnung, welche nie fehlte, ward mit blinder Thorheit ein neues Freundſchaftsband genannt.

Der Winter war indeß eingetreten, heftige Stürme ſchränkten die Bewohner des Schloſſes

auf ihre Hausgesellschaft ein. Euphrosine hatte die Schwäche, sich vor heftigen Winden zu fürchten, und in vergangnen Zeiten waren das Augenblicke gewesen, wo sie Jasinsky's Mangel an Theilnahme wehmüthig empfunden hatte. Sie war es sich wohl bewußt, daß ihre Furcht kindisch sey, aber sie fühlte sich berechtigt, männliche Nachsicht für ihre weibliche Schwäche zu fordern. Carl hatte ihr die Süßigkeit der Furcht in der Nähe des schützenden Geliebten kennen lehren, er hatte sie mehreremale hinweg demonstrirt und hinweg gescherzt. An einem Abend, wo Jasinsky, mit einem merklich zunehmenden Antheil an Euphrosinen, weit über die gewöhnliche Zeit der beiden Freunde einsame Stunden verschoben hatte; fanden sie sich endlich allein, durch die lange Erwartung leidenschaftlicher, wie jemals. Sie vernahmen nicht den Sturm, der wüthend um die hohen Mauern brauste, der die alten Wetterfahnen knarren machte; sie hatten ihre glühenden Herzen verwundet, und verschwendeten nun alles phantastische Geschwätz überspannter Empfindung, um sich von ihrer Versöhnung zu überzeugen.

Ein fürchterlicher Windstoß, welcher einen Flü-

gel des Fenſters hereinwarf, ſtreckte die ſchwächende Euphroſine aus der Trunkenheit ihres Gefühls, und in demſelben Augenblick trat Jaſſy in die Thüre des Zimmers. Der Sturm, der zum offnen Fenſter hereintobte, verlöſchte das Licht, was er trug, und die, welche im Zimmer wären; nur die niedre Flamme des Kamins erleuchtete Euphroſinen allein, welche in heftigen Zuckungen am Boden lag. Die Finſterniß, die Verwirrung, welche der Sturm, Euphroſinen's Fall, Jaſſy's Schrecken verurſachte, entzog Carls Gemüthszuſtand ſeinem beleidigten Freund. Euphroſinen's Anfall gieng bald vorüber, er ward dem Schrecken über das hereingeſtürzte Fenſter zugeſchrieben, und Jaſſy mochte ſich bittere Vorwürfe, nicht früher zu ihr gekommen zu ſeyn, da er ihren Abſcheu vor dem Sturmwind gekannt hätte. Mochte in dieſem wunderbaren Manne die Natur erſt jetzt die Fähigkeit zu lieben entwickelt haben, mochten Euphroſinen's traurige Demüthigungen ihm zu gefallen Gefühle in ihm erweckt haben, welche aus eignem Antrieb ſtets geſchwiegen hätten, mochte er endlich von Carln haben gelernt liebenswürdig ſeyn — genug, er ſchien von dieſem Zeitpunkt an

erſt das Glück Gatte, eines liebenswürdigen Weibes zu ſeyn, kennen gelernt zu haben, und während der Tage, wo Euphroſine das Bett hütete, ließ er ihr nicht die Zeit, ſich nach mehr Sorgfalt, mehr Aufmerkſamkeit zu ſehnen. Die wenigen Stunden, welche Carl unter dieſen Umſtänden bey ſeinen Freunden zubringen konnte, waren für ihn eine Folter, er ſah in Euphroſinen's Blicken mehr Scheue gegen ſich, mehr Trauer als Beſchämung. Sie nahm ihres Mannes Aufmerkſamkeit mit einer ſinnenden Weichheit auf, die Jaſinsky für Schwäche der Krankheit hielt, die aber in Carls Auge den Ausdruck der Reue, der liebenden Rückkehr zu ſeinem Nebenbuhler hatte. Die Heftigkeit, die in ſeinem Buſen arbeitete, vollendete, was ſeine Beſchämung, Gaſtfreundſchaft und Freundestreue verrathen zu haben, ſchon begonnen hatten. Sein elender Selbſtbetrug ward ihm klar. Er geſtand ſich, mit Anſprüchen an höhere Tugend ganz die Rolle geſpielt zu haben, in welcher er Armand Schuld gegeben hatte, ſein Glück zu zerſtören; er ſah ein, daß er beinahe zum Werkzeug des Schickſals geworden war, in Jaſinsky die Vernachläßigung gegen ſeine Frau zu ſtrafen, durch welche er

einſt Hannchens Liebe verlor. Und was hatte ihn auf dieſem Wege bis zum Rande des Abgrundes geführt, als die weichliche Tugend, mit der er vermieden hatte, ſeine Gefühle bei dem rechten Namen zu nennen? Er ſchauderte vor der Namenennung: du liebſt deines Freundes Weib, du begehrſt deines Gaſtfreunds Gattin. Denn die Liebe und das Begehren war da, aber er hatte ihnen den Namen von Freundſchaft, von Troſt, von Verſchönerung einer rauhen Lebensbahn, durch vereinigtes Leid gegeben. Vor der kühnen Anerkennung der Liebe und des Begehrens wäre der redliche Mann, der Geſetze ehrende Bürger geflohen; von dem Trugbilde einer ſchlaffen Tugend ließ ſich der moraliſche Weichling bis zur Vollendung der Schuld hingängeln. Von Leidenſchaft hingeriſſen, hätte er fallen, aber mit Kraft wieder aufſtehen können, von Selbſttäuſchung verführt, ſank er entnervt in eine Pflichtvergeſſenheit, die er bis zur Laſterthat noch mit gefühlvollen Namen herausgeputzt hätte. Carl haßte ſich ſelbſt, er ging wie ein Dieb in dem gaſtfreien Hauſe umher, wie ein Dieb, der jeden Augenblick fürchtet, daß man den Mangel des entwandten Guts entdecken wird.

In dieſem peinlichen Augenblicke luden ihn benachbarte Edelleute zu einer großen Jagd in einem entlegenen bergigten Diſtrikt ein. Zürſt erſte mußte ihm jedes Mittel, den Eindruck des vergangnen Augenblicks zu ſchwächen, willkommen ſeyn; dieſe Jagd entfernte ihn auf einige Tage, und nach ſeiner Rückkehr mußte ihm Euphroſinen's wieder hergeſtellte Geſundheit Mittel zu einer Erklärung mit ihr geben, die er eben ſo ſehr ſcheute, wie herbei wünſchte. Mit dem demüthigenden Gefühl des böſen Gewiſſens ging er fort, mit der demüthigenden Furcht vor der Folge ſeiner Thorheit kam er wieder. Er fand Joſinsky's Gattin wieder hergeſtellt, aber dennoch mit dem Ausdruck des Leidens. Ihr Betragen gegen Carl, ſo wie die Verhältniſſe zwiſchen den beiden Ehleuten, hatten ſich aber ſeit ſeiner Abweſenheit ſehr geändert. Joſinsky fühlte das Bedürfniß, ſeine Zeit Euphroſinen den Vorſchlag gethan, ſich mit ihr in der deutſchen Sprache zu üben. Höchſt angenehm überraſcht fand er ſie viel unterrichteter darin, als er

erwartet hatte. Ein Zufall brachte einen geographischen Zweifel auf, über welchen Euphrosine einige Fragen that. Jasinsky ergriff sehr bereitwillig ihren Vorschlag, ihr Unterricht in der Erdkunde zu geben, und die Sache wurde mit Eifer unternommen. Euphrosine schien seit jenem unglücklichen Abend zu einer Geistesreife gelangt zu seyn, welche wie durch den Schlag einer Zauberruthe an die Stelle ihrer gefährlichen Schwärmerei getreten war. Die holde Demuth, welche Carln bei ihrer ersten Bekanntschaft so angezogen hatte, war jetzt zu einer besonnenen Bemühung geworden, ihrem Gatten zu gefallen. Auf Jasinsky würkte die Neigung, welche sich so spät in ihm entwickelte, eine treuherzige Gefälligkeit, einen gutmüthigen Wunsch, seinem Weibe alles, auch sein liebstes mitzutheilen, welcher bei seiner Einfachheit oft zwischen kindlicher Linkheit und graziöser Kindlichkeit mitten inne stand. Er kam bei seinem Unterricht aus den ersten Grundzügen der Wissenschaft, in die gelehrtesten Erörterungen, aber sich bewußt, daß er die Aufmerksamkeit seiner Schülerinn überspannte, und dennoch unfähig einem einfachen Geschichtsgang zu folgen, suchte er sich damit zu helfen,

daß er seine abstrakten Ideen in die gewöhnlichsten Redensarten einkleidete, und seine kühne Muthmaßungen durch die trivialsten Vergleiche darstellte. Euphrosine hörte mit sanftem Lächeln zu, und überraschte ihn durch die Leichtigkeit, mit welcher sie seinen Ideen folgte. Leider vermehrte die Wahrnehmung dieses glücklichen Verhältnisses Carls peinlichen Zustand nur noch mit den Qualen einer Eifersucht, die er dennoch als den höchsten Grad seiner Thorheit verabscheute. Sein Aufenthalt auf Jasinsky's Gütern ward ihm unleidlich, sein Wunsch, sich mit Euphrosinen zu verständigen, blieb unerfüllt, denn sie vermied ihn mit sehr ruhiger Beharrlichkeit. Briefe aus Deutschland, welche er gerade in diesen Tagen empfieng, gaben ihm einen Vorwand, seine Abreise zu beschleunigen. Euphrosine blieb dieses-mal bei der Ankündigung seines Vorhabens so stumm wie das erstemal. Jasinsky untersuchte eben so gutmüthig, wie vormals, die Nothwendigkeit, seinen Freund reisen zu lassen, fügte sich aber dann in seine Ursachen, und hielt sich nur bei dem Dank auf, den er ihm für seinen Aufenthalt schuldig sey. Unsre ganze Bekanntschaft,

ſagte er, iſt zu einer Kette wohlthätiger Wirkungen für mich geworden. Schon auf der Univerſität habe ich manche helle Idee dem Bemühen zu danken gehabt, ihnen Kenntniſſe beizubringen. Mein Kopf war wie ein chineſiſches Gemälde, ohne Schatten und Perſpektive. Die Nothwendigkeit, Ihnen die Gegenſtände deutlich zu machen, brachte erſt Leben in die Darſtellung. Hier in meinem Hauſe haben Sie mir — wohl meiſtens ohne es zu wollen — ein ganz neues Leben bereitet. Ich lebte wie ein Wilder unter dem ſchönen Baum des häuslichen Glückes, ohne ſeinen Schatten benutzen, ſeine Zweige mir zum Obdach biegen, ſeine ſüßen Früchte mir für jede Jahreszeit ſchmackhaft erhalten zu können. Ihre Art, mit meinem herrlichen Weibe umzugehen, lehrte mich zuerſt, daß Weiber mehr als unſre Haushälterinnen, oder Hauskreuze ſeyn können. Ich wußte das Ding nur nicht anzufangen. Ich ſtand oft vor meiner Euphroſine, wie ein Unmuſikaliſcher vor einem ſchönen Inſtrument ſteht, welches er in der Hand des Künſtlers reizende Töne hervorbringen hört; für ihn ſelbſt bleibt es aber ein ſtummes Holz. — Und auch, daß Sie durch Ihre Be-

mühung das theure Weib zu mancher Fertigkeit anführten, die ſie mir jetzt zu einer ſo lieben Gefährtinn macht, das danke ich Ihnen.

Der gute Mann hätte noch lange ununterbrochen fortſchwatzen können, Carl glühte vor Beſchämung, er ſtand wie ein elender Betrüger vor dieſem treuherzigen Manne. Euphroſine war mit flammender Röthe bald zu Anfang der Rede aufgeſtanden, und machte ſich etwas im Zimmer zu thun, jetzt hielt ſie Jaſinsky, da ſie in ſeiner Nähe vorbeigieng, mit einem Arme umſchlingend zurück, und fuhr zu reden fort: aber die Natur, mein Freund, hat auch dieſen Zeitpunkt mit dem höchſten Glücke bezeichnet — ſchon ſeit der Weinleſe habe ich die Hoffnung, Vater zu werden. Zürne nicht, mein holdes Weib, ſetzte er hinzu, als Euphroſine mit ausbrechenden Thränen an ſeine Bruſt ſank, unſer Freund mußte dieſe frohe Ausſicht noch mit ſich fort nehmen.

Der Ausdruck, mit welchem Carl ſeinem Freund ſeine Theilnahme und ſeinen Dank bewieß, war ſo peinlich gezwungen, daß es Jaſinsky's unerſchütterliche Zuverſicht bedurfte, um nicht dadurch befremdet zu werden. Euphroſine, welche neben ih-

rem Manne ſtehen geblieben war, ſah ihn mehr ernſt als traurig an, und dieſer Blick, den er als Verachtung empfand, machte ihm ſein Bleiben ſo unerträglich, daß er eine Bewegung, machte das Zimmer zu verlaſſen. Bleiben Sie, rief Jaſinsky, ich habe noch eine halbe Stunde Arbeit, dann komme ich und leſe euch den Anfang von meiner Ueberſetzung des zweiten Buchs meines Landhaus vor*) — Sie müſſen noch ſo viel Ungariſch lernen, wie möglich, mein lieber Freund; glauben Sie mir, da die alten Sprachen Ihnen fehlen, können Sie den Geiſt der Alten in keiner Sprache ſo lebendig ahnden, wie in der unſern. Euphroſine, richte dich ein, daß uns dann niemand mehr ſtört. — Nach dieſen Worten gieng der freundliche Mann mit geſchäftigem Kopfnicken aus dem Zimmer.

Carl hatte nicht lange Zeit, ſeine quälende Lage zu empfinden, denn Euphroſine nahm beſonnen, aber mit glühendem Angeſichte das Wort: Ich muß mit Ihnen ſprechen, ſagte ſie, weil ich mich Ihnen in meiner Sprache nicht ſchriftlich verſtänd-

*) Anmerk. Virgils Gedicht.

lich machen kann — lieber iſt's mir auch, wenn von dem, was ich Ihnen ſagen muß, keine Spur bleibt, als der leiſe Ton meiner Rede. Sie wird an dieſen Mauern verhallen, wie die thörichten Seufzer verhallt ſind, die mir hier ein Schickſal entriß, deſſen höchſtes Schrecken Gottes Barmherzigkeit von mir abwendete. — Ich habe gefehlt, und was an der Vollziehung des Schrecklichſten abgeht, was mir die Qual erſpart, Jaſinsky's Vaterfreude, meine Mutterwürde zu verabſcheun, iſt kein Verdienſt meiner Tugend — hier wollte ſie Carl unterbrechen — ſie machte eine verbietende Bewegung mit der einen Hand, indeß ſie mit der andern ihre ſtrömenden Augen, ihre glühende Stirne bedeckte. Still! rief ſie. Daß ich nicht in den Fall kam, die Rüge der Geſetze auf mich zu laden, wenn meine That bekannt wurde, verſöhnt mein Gewiſſen nicht, es reinigt nicht mein befleckтes Bewußtſeyn. Daß ich an jenem Abend noch nicht wußte, daß ich Mutter werden ſollte — das kann mich mir ſelbſt erträglicher machen. Daß an jenem Abend .... Gott durch ſeinen Diener, den Sturm, mich rettete — das werde ich ihm danken, ſo oft ich mein Kind und Jaſinsky's treue

Augen erblicke. Ich war ein armes, liebebedürftiges Weib! — Darum führte mich Gott allverzeihend vom Irrwege zur beglückenden Pflicht zurück. Er wußte, daß ich die Sünde nicht kannte, denn ich entfloh ihr, wie sie mir ihr schreckliches Angesicht zeigte, in dem Augenblick, wie das strafbare Entzücken in das Schrecken des Todes überging, das auf des Sturmwinds Fittig herbeieilte. Meine ewige Trauer über meinen Irrthum wird ein ewiges Sühnopfer seyn. Der Dank, mit dem ich meines guten Gatten Liebe empfange, sey der Beweis, daß Gott mein Opfer angenehm ist... Liebe nur kann Liebe versöhnen .... Diese letzten Worte sagte sie langsam, nachdenkend, und hielt dann, wie in Gedanken verloren, inne. Carl hatte mit wechselnder Empfindung zugehört, zuerst mit brennender Reue, dann mit wirklicher Beruhigung, bei dem letzten Theil von Euphrosinens Rede aber war er schon wieder auf dem Punkte, mit einer schönen Empfindung die Strenge seiner mahnenden Vernunft zu betrügen; er rief, mit sich selbst täuschender Lebhaftigkeit: So könnte jetzt eine schöne Wirklichkeit an die Stelle des traurigen Selbstbetrugs treten, der mich Un-

glücklichen zum Verräther an meinem Freund machte? .... Euphroſine zog die Hand zurück, die er faſſen wollte, ihr Geſicht ſprach jetzt mehr Unwillen als Schaam aus: Nein, ſprach ſie, ich bin ein ſchwaches Weib, ich kann den Mann nicht mit Ruhe anſehen, der meiner Schwäche Stütze zu ſeyn ſich hinzu drängte, und mich mit der Laſt ſeiner Ohnmacht in Staub zog. Sie waren von Gott beſtimmt, der Stärkere zu ſeyn. Ich faſſe jetzt, warum Hannchen Sie .... ſie ſuchte hier ein Wort .... betrübte ....

Hier empörte ſich Carls Stolz, er bob drohend die Augen zu ihr empor, ſie bemerkte es unerſchüttert; zürnen Sie nicht, ſagte ſie, ſo zu ſprechen war ich Ihnen ſchuldig .... Wenn Sie einſt ſtärker ſind, werden Sie mir verzeihen — dieſe Härte und meine vorige Schwachheit. — Hier verließ ſie ſanft weinend das Zimmer.

Zum Glücke war Jaſinsky mit ſeiner Ueberſetzung des Virgil ſo beſchäftigt, daß er über Vorleſen und Commentiren eben ſo wenig an dieſem Abend noch in den wenigen bis zu Aicha's Abreiſe übrigen Tagen weder ſeines Freundes Zerſtreutheit, noch ſeine dazwiſchen eintretende Hef-

ligkeit, wahrnahm. Der Tag der Abreiſe kam, die Ungariſche Gaſtfreundſchaft ſorgte noch auf eine lange Zukunft für den ſcheidenden Freund, indem Euphroſine einen großen Vorrath von Speiſen nach Landesſitte dem Gepäck des Reiſenden zufügte. Sie trieb das Geſchäft mit unbefangener Güte, ſo wie ſie ſeit ihrer letzten Erklärung zwar immer ernſt, aber ganz ohne Verlegenheit ſich bezeigt hatte.

Nach fromm hergebrachtem Gebrauch berief der Schloß-Caplan kurz vor Carls Abfahrt die ganze Familie zur Meſſe, um für den ſcheidenden Gaſtfreund zu beten. Wie man ſich auf das Bethpult niederließ, bemerkte Carl, daß Euphroſine, die neben ihm kniete, heftig bewegt war. Sie betete inbrünſtig, wendete ſich dann zu ihm, und ſagte mit unverhohlnen Thränen: hier an dieſer Stelle, wo ich meine Ruhe wieder beſiegelte, werde ich oft für ſie beten, jede Oktave Ihrer Abreiſe um dieſe Stunde begegnen Sie meiner Seele vor Gottes Thron. Ich habe für Sie zu beten, denn Sie ſündigten durch mich. — Mit lauter Stimme ſprach hier der Prieſter die Abſolution, und Euphroſine beugte ihr von Thränen überfloßnes Geſicht auf das Pult nieder.

Carl war nun auf einem einſamen Wege ſich und den Bildern der Vergangenheit überlaſſen. Es blieb lange eine rieſenmäßige trübe Wolke, die ſein Herz und ſeinen Geiſt erdrückte. Was hatte ihm bis jetzt ſein Leben genützt? Eine geſchmackloſe Kindheit, deren wenige helle Punkte ihm jetzt nur deutlich machten, wie ſorglos die zarte Pflanze gewartet ward; ein leeres Knabenalter, in dem jedes aufkeimende Selbſtgefühl ihm nur durch eine pedantiſche Strafe, oder eine gelungene Schülerpoſſe erinnerlich ward, — ſeine Jünglings-Jahre? — in entnervenden Träumen, in abſpannender Ruhe, oder Geiſt beſchränkender Geſchäftigkeit verlebt; ſeine größte Tugend? — Nüchternheit; ſein höchſtes Wirken? — Gelderwerb; — die einzigen Spuren des Daſeyns von dem Blüthenalter ſeines Lebens, ein Haufen Handelsbücher, ein elend zuſammengeſcharrtes Kapital. — Er verſchränkte ſeine Arme feſt, und drückte ſich in eine Ecke ſeines Wagens, als fühlte er ſich des Raumes nicht werth, den er einnahm. — Und nun — ward ich Mann? — ſo rief er beinahe laut, wie ihn die Beſchränkung ſeiner Seele und ſeiner Stellung faſt erſtarrt hatte. Ward ich es? liebte ich nicht wie ein

Knabe? vermochte ich gegen einen Mann zu ſtehen? vermochte ich es im Herzen des Weibes, das ich liebte, und .... hier ſah er ſich wieder als Armands Gegner, und ſeines polternden Sekundanten, Steffens Bild ſpuckte wie ein ekelhafter Geome neben der ruhigen ſtolzen Geſtalt des verhaßten Nebenbuhlers herum. Seine Fantaſie eilte mit Abſcheu von dieſem Zeitpunkte zu ſeiner Abreiſe nach Hamburg zu ſeinem Entſchluß den Handel auf einige Jahre zu verlaſſen, und hier richtete ſich allmählig ſeine Seele auf. Was er damals beſchloß, was er ſeitdem lernte, die Ausſicht, auf derſelben Fleißesbahn zu dem Ziel, was er ſich vorſteckte, gelangen zu können, zeigte ihn den Erfolg *eines* feſten Willens. Der Spiegel, den er ſich vorhielt, hellte ſich auf, ſeine unſichre ſchwankende Geſtalt bekam ſchärfere Umriſſe. Er blickte fröhlicher hinein, als Jaſinsky's Geſtalt ſich neben der ſeinen entwickelte, ſie führte Euphroſinens Bild mit ſich, und er bedeckte ſeine Stirne mit beiden Händen, als könnte er ſo die Augen ſeiner Seele erblinden.

Trübe und menſchenſcheu kam er in Wien an. Der alte Aicha, der ihm jeden Beweiß väterlicher Liebe entzogen hatte, ſorgte dennoch mit rechtlichem

Eifer für die Ehre seines Namens, und hatte ihm deswegen Empfehlungsschreiben an einige sehr gute Häuser zugeschickt. Auch Jasinsky hatte ihm Briefe an mehrere seiner in Wien wohnenden Landsleute gegeben. Er gab aber keinen dieser Briefe ab. Ohne Bekannte, ohne Theilnahme trieb er sich an öffentlichen Orten herum, las zwecklos auf den Bibliotheken, verlachte sich selbst, wenn ihn seine Theilnahme im Theater zu einer unwillkührlichen Rührung hingerissen hatte, und beschränkte seine Bemühung dahin, seiner Vernunft, wie er seinen Unmuth nannte, stets die Herrschaft über sein Gefühl zu erhalten, denn aus der Schwäche, jene von diesem haben umstricken zu lassen, war, nach seiner Ansicht, die Quelle seiner Irrthümer entsprungen.

In diesem müßigen Umherschweifen war er mehreremale in den Gemälde-Sammlungen gewesen. Er hatte den Genuß, welchen die Künste jedem empfindenden Wesen gewähren, noch nie in Regeln und nach Gesetzen eingetheilt. Seinen Sinn dafür dankte er so wie alle seine Empfänglichkeit nur der Natur. Ohne sich von der Ursache Rechenschaft zu geben, war das Anschauen der Gemälde der Zeitvertreib, bei dem er am liebsten verweilte. Diese

Schöpfungen des Pinſels griffen nie ſo tief in ſein weiches, wundes Herz, daß ſie ſeine verſtörte Vernunft aufſchreckten — und das war ihm lieb.

Eines Tages fand er ein Gemälde auf der Staffelei und vor ihm einen jungen Künſtler ſitzen, der an einer Kopie zu arbeiten ſchien. Das Original hatte er noch nie erblickt, wie er hernach erfuhr, war es ſo eben erſt wieder in den Saal gebracht worden, indem man etwas an den Rahmen verändert hatte. Es ſtellte einen rüſtigen Greis vor, der mit einem Ausdruck ſeelenvoller und dennoch ganz menſchlich froher Extaſe einen mit Roſen bekränzten Becher empor hielt. Arm in Arm verſchlungen ſaß vor ihm ein liebendes Paar mit Weinlaub im Haare, den Blick Freude glänzend auf ihn gerichtet, neben ihm ſah man einen Jüngling und ein Mädchen, die in ſchwebendem Schritt und mit ſingendem Munde, gleichſam in liebendem Taumel einer aus des andern Armen ſichtbar entwunden, den begeiſterten Greis mit einer Roſenkette umſchlingen zu wollen ſchienen. Ein heiterer Lichtſtrahl leuchtete von dem Bilde in Carls Seele. Eine leiſe Erinnerung froher Jugendſpiele flatterte durch ſie hin, und ihm war, als hätte er einmal irgendwo ſo

frohe Menſchen gleichen, als wäre er einmal froh geweſen, wie ſie. Erſt nach langem Anſchauen ging er zu der Copie über, vor welcher der Künſtler, den Pinſel in der Hand, nachſinnend ſaß. Sein erſter Blick fiel auf den Kopf des ſpielenden Mädchens, und ein lauter Ausruf wollte ſich aus ſeinem Munde drängen, denn Hannchens Züge waren in dieſem Mädchen unverkennbar. — Hannchens, ſo wie ſie in den Tagen der Liebe, der unbefangenen Freude gelächelt hatte! Es zog ihn unwiderſtehlich, den Maler zu fragen, woher er dieſe ſinnenden und doch funkelnden Augen genommen, dieſen reinen Mund, dieſes vertrauende Anſchmiegen an des Jünglings Schulter? Ja, das fehlte dem Original des Gemäldes! Seines Mädchens Auge war leichtſinnig froh, ihr Mund erinnerte mehr an Kunſt als an Liebe, ihr vorgeſtreckter Hals verrieth mehr Neugier wie Genuß des frohen Anblicks, den der umkränzte Kreis ihr gewährte. Ihre Verändrung iſt ſehr glücklich, mein Herr, ſagte Carl, um ein Geſpräch, das ſeine Wißbegier befriedigen konnte, anzuknüpfen, zum Künſtler. Indem ich Ihr Gemälde betrachte, fühl' ich die Mängel des Vorbildes. An der Anto

wort des Fremden hörte Carl, daß er ein Ausländer ſey, ein Wort, das er ſprach, indem er mit ſeinem Pinſel ein Weinblatt berührte, das des Mädchens Gattin beſchattete, verrieth ihm den Ungar, und jetzt fiel es ihm ein, daß ihm Jaſinsky einen Brief an einen jungen Landsmann gegeben, der ſich der Malerei gewidmet hatte, und vor kurzem erſt aus Italien nach Wien zurückgekehrt ſeyn ſollte. Die Begierde, zu wiſſen, welcher Zufall Hannchens Züge auf dieſe Leinwand brachte, machte ihn dieſes Zuſammentreffen ſegnen. Er that eifrig einige Fragen, welche ſeine Vermuthung, daß er mit Jaſinsky's Landsmann zu thun habe, beſtätigten, und des jungen Künſtlers geſellige Laune machte die nähere Bekanntſchaft gar leicht. Sobald es die Umſtände nur erlaubten, kam Carl wieder auf das Leben umkränzte Mädchen zurück. — Aber entſtammen dieſe lieblichen Züge bloß in Ihrer Fantaſie? fragte er den Maler, in ihnen athmet ein Leben, das von Leben genommen zu ſeyn ſcheint. — Dazu, antwortete Haddal, der junge Künſtler, bedürfte es nun wohl kein lebendes Original, ſonſt wehe meiner Kunſt! aber dieſe Züge gehören wirklich einer kleinen verzweifelten

Herr, die ich einmal irgendwo angeschaut habe. Er beschäftigte dabei humoristisch seinen Pinsel an des Mädchens Busengewande. Und wo? wo war sie? — Mein lieber Herr, antwortete Raddak langsam, und lehnte sich, Carln halb forschend, halb spottend ansehend, in seinen Stuhl zurück — das wird Ihnen wenig fruchten, denn .... wenn etwas zu hoffen gewesen wäre, so hätte ich's unternommen. — Nur eine Antwort auf meine Frage! wo war sie? bat Carl. — Im Töplitzer Bade, mit einer Gräfinn von Sylli, aber leider auch mit einem Grafen **, aber so wie das Bild sah sie nicht aus, so hätte sie ausgesehen, wenn .... ich Graf gewesen wäre — denn der Teufel soll mich holen, wenn ich diese Vestalin nicht zu einer Schülerin Anakreons gemacht hätte. Sie liebte ihn also nicht? rief Carl, dem der Busen brannte. — Wer sagt das? aber er wußte das Mädchen nicht zu lieben — was so ein liederliches Glückskind Liebe nennt. — Pah! was geht das mich an! ich armer Teufel bin reicher als diese Schooskinder des Schicksals — mir gehören alle hübsche Mädchen der Erde, und ich mache aus ihnen, was ich will.

Bestimmtere Nachrichten konnte Carl nicht erhalten. Aber der Name, die Züge ließen ihn Hannchen nicht verkennen. Wie sie in der Gräflichen Gesellschaft kam, begriff er nicht, doch erinnerte er sich, daß Hannchens Onkel einer Gräflichen Geschäftsmann war, und so errieth er die Veranlassung, welche sie mit dieser Dame zusammen gebracht hatte, denn daß Hannchen zu ihrem Onkel geschickt war, wußte er. Nebbal hatte Hannchen nur gesehen. Als ein unbekannter junger Künstler hatte er wenige Tage in Töplitz zugebracht. Gönner, die er dort zu finden gehofft hatte, waren abgereist, er eilte ihnen nach, und nahm in seiner Fantasie das Bild von Hannchens Reizen mit sich fort.

Der leichtherzige Mensch wußte nicht, welchen Keim von Ruhe er in Carls Gemüthe jetzt zerknickte. Einen Keim, der in dem Streit von Selbstverachtung und Glauben an Tugend in seiner Seele seit einigen Tagen entstanden war. Er hatte nicht Böses gewollt, er hatte seiner Schwäche nicht fröhnen wollen, und hatte dennoch der Schwäche unterlegen, und war dennoch dem Bösesten — so nahe gekommen, — Und Hannchen? Hannchen.

die er so streng verurtheilte, that das nicht. Sie war schwach, aber sie blieb edel. Aber sie war schwach, also würde sie Schwäche vergeben. Unvermögend sich selbst zu ergründen, stellte sich jetzt im Nebel der Zukunft seine Heimath und Bremen dar, und auf diesen Nebel hing er an, sein mattes Auge zu heften, als Rudolfs Entdeckung einen neuen Sturm in ihm aufregte. Was alles in ihm vorging, unterschied er nicht. Die einzige feste Idee war des Grafen Liebe, dieser fügte Carl Freundens Unruhe hinzu, und sein so lange von Dunkelheit umlagertes Gefühl brach endlich in einer entschiedenen Empfindung, in Eifersucht, die er Haß nannte, aus. Rudolf bemerkte seines neuen Bekannten zunehmende Unruhe, er verrieth ihm in der Stimmung dieses Augenblicks leicht sein Geheimniß, und bot seine Witze, Lachen, Wein und Geselligkeit auf, um seinen Unmuth zu bekämpfen. Um sich selbst zu entfliehen, ließ sich Carl von ihm in einen kleinen Zirkel einführen, wo die Fantasie auf so leichten Flügeln schwebte, daß sie, selbst wenn sie sich zur Sinnlichkeit herabließ, so leicht eintauchte, wie die Schwalbe im Fluge ihre Flügel in der spiegelnden See netzt.

So von aller conventionellen Form entbunden hatte Carl die Freude noch nie gesehen. Bald schien nach einem paar Gläsern italienischen Weins sein ganzes Wesen leichter über das drückende Leben zu schweben. Die Gesellschaft war in dem Hause eines italiänischen Malers versammelt, seine Frau und Schwester — die letzte gehörte zur Oper — waren schön und nicht mehr ans Nachdenken gewöhnt, als die herbe Noth ihnen von Zeit zu Zeit aufzwang; ein paar junge Deutsche, die in unserm heutigen Sinn der Kunst nachzogen, waren die Beförderer der Lust, eben so oft, indem man über sie, als indem man mit ihnen, lachte. So, hingerissen von innerm Grimm, und äußerm Tammel, sah sich Carl unversehens aus seiner gewohnten Unbehülflichkeit sowohl, als aus seinem langen Unmuth herausgerissen. Er wagte es, in die laute Freude zu stimmen, und es gelang ihm besser, wie er selbst es sich zutraute; ja in Vergleich der kraftlosen Abspannung, in welcher er eine Zeit her gelebt hatte, fühlte er eine neue Lebenskraft in sich entstehen. Die Gesellschaft, unter welcher er sich befand, nannte er bei einem viel härtern Namen, als sie verdiente. In einem Hause von alter

deutſcher Zucht erzogen hatte er in einer glückli-
chen Geiſtesbeſchränkung ſeine Fantaſie in günſti-
ger Mittelmäßigkeit von Glücksumſtänden, ſeine
Sitten rein erhalten, daher verband er auch mit
dem Leichtſinn des luſtigen Völkchens, unter wel-
ches er da gerathen war, ſehr nachtheilige Begriffe.
Im Gewirre von Geſang und Poſſen wollte des-
halb Mißtrauen: wohin ihn dieſes führe? in ihm
laut werden. Muthlos warf er es von ſich mit
dem Entſchluß — dem traurigen Entſchluß, ein
Leben, das ihn bei dem Beſtreben nach Tugend
unwerth geworden war, durch Genuß wieder zu
ſteigern. Zum Glück für Carls Zukunft war bei
dieſen Menſchen die Kunſt würklich nur in das
Leben übergegangen, weil aber das zuſammenge-
ſetzte Leben keine andre Ideale kennt, als die der
Kunſt, ſah es je zuweilen ein bischen groteſk,
wenn nicht gar karrikaturmäßig aus. Was menſch-
liches mit unterlief, nahmen ſie ſich wenig zu Her-
zen, trugen es auch eben ſo wenig zur Schau, ſo
wie ihr Gutes nie die Würde der Tugend erlangte,
ſtieg auch ihre Thorheit nie zur Häßlichkeit der
Sünde. Unbeſorgt, wie weit der neue Bekannte
mit gehen wollte, zogen ſie jeden in ihren Kunſt-

Reigen, ohne zu fragen, ob's ihm gut sey, nahmen nur dann eigentlich Notiz von ihm, wenn er weder zum Lachen noch zum Bezahlen nicht taugte. Diese lustige Bande drehte jetzt Carln mit sich fort. Heute war es ein Punsch bei den schönen Weibern, morgen gieng es auf irgend einen Tanzplatz, wo Maske und Fastnachts-Freiheit die Tanzlust erhöhte, dann gefiel man sich in Aufführung von Sprichwörtern und improvisirten Dramen, man deklamirte Verse oder schlug im Blinzelmäuschen Stühle und Tische entzwei. Neben dem tollen Leben gewann Carl an Kunstkenntniß, er lernte von Raddak manches über ihre Geschichte, das seiner Freude am Lesen wieder eine bestimmte Richtung mittheilte. Wohl ward's Carln nicht, denn er hatte seine Bestimmung aus den Augen verloren, aber er gewann in dieser lebhaften Reibung der Lebensgeister in seinem Aeußern an Gelenkigkeit und Fassung, und dadurch an würklich männlichem Sinn, der so oft von dem Bewußtseyn des Aeußern abhängt. Er ward gelenk, fest, muthig, denn bei Tanz, Reiten, Fechten lachten seine Begleiter so lang, bis er das Rechte getroffen hatte. Seine Stimme bildete sich, bei häufi-

ger Nothwendigkeit bald Opern-Rollen, bald Tragödie, bald Harlekinaden zu überhören, oft ſelbſt Theil an ihnen nehmen zu müſſen, aus. Er ward würklich ein liebenswürdiger Mann, ſeine Lebensart war ohne Zweifel außer den Regeln ſtrenger Weisheit, aber Stolz und Tugendſinn von ſeiner Seite, ſo wie Kunſtſinn und Weltklugheit von Seite des luſtigen Bundes verbinderten ihn, je zum Wüſtling herabzuſinken.

Das Frühjahr rückte heran, und Carl mußte nun auf die Fortſetzung ſeiner Reiſe denken. Seinem Plane gemäß wollte er Italien beſuchen, zuletzt Paris, und dann den weſtlichen Theil von Deutſchland. Raddat lag ihm lebhaft an, Italien jetzt bei Seite zu ſetzen, und mit ihm nach Paris zu gehen. Er ſtellte ihm ihr dortiges Beiſammenſeyn ſo herzlich vor, Carl fühlte ſich ſchon ahnend in der Welt von einer Stadt ſo allein, daß er ſehr um einen Rath verlegen war. In dieſer Unentſchloſſenheit ſchrieb er an Jaſinsky, mit dem er ſtets in Briefwechſel ſtand, und der ihn mit weltſchweifiger Gutmüthigkeit nie ohne beruhigende Nachrichten von ſich und ſeinem zunehmenden häuslichen Glücke gelaſſen hatte. „Ich verſichere Sie,

„ſchrieb er erſt neulich, wenn ich ein ſo hölzernes
„Bild, ſo ein Eiszapfen von einem Manne gebli-
„den wäre, ich hätte die ſchönſten Stellen im Vir-
„gil gar nicht überſetzen können. Wie hätte ich
„gewußt auszudrücken, wie Orfeus ſang:

„Dich, du ſüßes Weib, Dich hang am einſamen Ufer,
„Dich mit kommendem Tag und ach mit ſcheidendem —

„Und wie hätten mich die Geheimniſſe der Natur
„begeiſtert, ſehe ich nicht dem Heiligen: Vater
„zu ſeyn, entgegen.“ .....

Dieſe Aeußerungen erregten immer in Carl ei-
nen ſehr peinlichen Streit zwiſchen Beſchämung
und Freude, daß er die Strafe ſeiner Thorheit
allein trage; aber ſie machten es ihm auch zu ei-
nem wahren Bedürfniß, dem treuen Gemüthe ſei-
nes Freundes Beweiſe ſeiner Achtung und ſeines
Vertrauens zu geben. Jaſinsky, der ſeinen Lands-
leuten mit warmer Vorliebe ergeben war, gab
Naddats Vorſchlag den unbedingteſten Beifall; er
ſchickte Carln eine genaue Bezeichnung aller Orte,
welche ihre Aufmerkſamkeit verdienten, eine ganze
Liſte von Aufträgen für alle Bibliotheken, aller
Städte auf ihrem Wege, ſo daß es Carls Schuld

war, wenn er bei so vielem Nachschlagen und Exzerpiren kein grundgelehrter Mann ward.

Mit den ersten Frühlingstagen nahm Carl von seiner fröhlichen Bande einen fröhlichen Abschied, und machte sich mit seinem genialischen Freunde nach Frankreich auf den Weg. Ihr Ziel war Paris, aber sie waren übereingekommen, durch die westliche Schweiz über Lyon nach Marseille, und dann durch das westliche Frankreich in die Hauptstadt zu gehen. Da ihr Verlangen eben sowohl nach dem Genuß der Natur als der Kunst trachtete, hatte sich ihr Plan mit Jasinsky's Vorschlägen vereinigen lassen. Dieser hatte ihnen einen Weg vorgeschrieben, auf dem sie seinem Zwecke wahrscheinlich viel näher gekommen wären, hätten sie denselben wie ein Maulwurf unter der Erde gemacht, als in dem Sonnenlicht auf offener Straße. Vom Eingang der Schweiz an war diesem Manne der Vorwelt der ganze Weg nur eine Reise unter Trümmern gewesen. Er schickte sie von August-Vindelicorum über Aventicum nach Lugdunum, Eradonum, Nemausus nach Massilia, und wenn sie mit dem alten Gemäuer fertig wären, bat er sie, an Orten wie Uzetia, Paurum und Po-

lium Laurentii der Ketzer- und Reformations-Geschichte aufs fleißigste nachzuforschen. Raddak fand in diesem Manne, welcher die Welt nur unter einer Gestalt, die sie längst nicht mehr trägt, mit Theilnahme und in deutlichen Umrissen sehen konnte, einen unerschöpflichen Gegenstand von Lachen. An manchen Orten suchte er sein Vergnügen darin, sich in Jasinsky's Seele die römische Vorwelt als ein Schauspiel aufzuführen. Zu dem Ende theilte er die Rollen nach Gutdünken aus, und beharrte einen ganzen Tag bald in dem ernsten Karakter eines Imperators, bald in der Ausgelassenheit übermüthiger römischer Jugend, bald in der stoischen Fassung eines Seneka. Da ihre Reisegeschichte zu der Erzählung von Carls Schicksal gar nicht noth thut, wollen wir sie ungestört bis nach Nimes kommen lassen. Der erhabne Geist der Alterthümer, die an diesem Ort unser Zeitalter beschämen, flößte Raddaks Leichtsinn eine stille Ehrerbietung ein, Carls Seele, durch Umgang mit der Kunst nun schon erweitert, fühlte sich erhoben, und schwebte über diesen Denkmalen der Vergangenheit in einer reineren Lebensluft, als er noch je geathmet hatte. Lange konnte Raddak diese vernünftige Stimmung

nicht ertragen, er ſchlug Carln am zweiten oder dritten Tag ſchon vor, da ſie um des Abzeichnens willen ohnehin den ganzen Tag über im Freien leben mußten, in dieſer Nähe von Lucius und Cajus großen Denkmal die Rolle dieſer Römer zu übernehmen. Er rufte dem zu Folge am Feierabend Carln und ſeine übrigen Geſellſchafter, auch junge Künſtler, die ſich allenthalben zu ihnen geſellten, auf, den grünen Raſen vor den erhabenen Trümmern zu einer Renn- und Ringbahn zu machen. Obgleich am Ende Aprils, war die Luft dennoch heiß, das Spiel ward lange und mit Feuer getrieben, ſo daß ſie endlich alle ermattet hinſanken. Jetzt that Raddak den Vorſchlag, durch Abwaſchen aus dem geräumigen Becken eines nahgelegenen Springbrunnens ſich zu kühlen. Die Eingebornen, welche ihrem Toben zugeſehen hatten, riethen es ihnen ab, alle gaben den vernünftigen Vorſtellungen Gehör, nur Raddak folgte ſeinem Kopf, und zog, wie immer, Carln nach ſich. Sie eilten dahin und netzten ſich jubelnd mit der perlenden Fluth. Raddak bekam eine Ohnmacht, die Carln ſchnell wieder aus dem Becken heraustrieb, er brachte den unvorſichtigen Freund zu ſich ſelbſt, welcher ſogleich mit lautem

Gelächter in ein Weinhaus eilte, um seine Lebensgeister zu stärken. Carl fühlte sich ermüdet, und brachte den Abend auf seinem Zimmer zu. Wie bestürzt war er aber, schon beim Schlafengehn seine rechte Seite steif, am andern Morgen aber völlig gelähmt zu finden. Er hielt es für eine gewöhnliche Erkältung, und wollte ihr gewöhnliche Mittel entgegen setzen, es erfolgte aber keine Besserung, er mußte unter heftigen Schmerzen seine Reise bis Marseille fortsetzen — hier überfiel ihn ein Fieber, und er lag sechs Wochen lang ohne Besinnung oder auf einer Folterbank von Leiden. Jetzt bewies Raddat, daß ihn sein Leichtsinn nur in guten Tagen beherrschte. Mit einer Sorgfalt, einer Geduld, die dem armen Leidenden Fremde und Vereinzelung nicht bemerken machte, weihte er sich ganz seiner Pflege. Der ausgelaßne Jüngling war zum strengen Wirth geworden, denn seine Mittel waren gering, und Carls Hülfsquellen ihm nicht bekannt, und Carls Geistesabwesenheit machte es unmöglich, Nachweisung über seine ökonomische Lage von ihm zu erhalten. Strenge Wirthschaft reichte aber seiner Ansicht nach nicht hin, er mußte ihrer kleinen Baarschaft Zuschuß verschaffen. Neben der Pflege

ſeines Freundes arbeitete er, den die Kunſt ſonſt ſo ſtolz machte, für eine Tapetenfabrik, wo bei den koſtbareren Zimmerbekleidungen der Pinſel häufig angewendet ward. Carl ahnete in ſeinem traurigen Zuſtande dieſe großmüthige Aufopferung nicht; ſeinen matten Augen entzog man das Licht, und ſah er in hellen Augenblicken Raddak mit dem Pinſel beſchäftigt, ſo glaubte er ihn im Zeichnen begriffen. Wie die Wuth der Krankheit nachließ und Carl ſich ſeiner bewußt nach dem Beſtand ſeiner Caſſe fragte, bat ihn Raddak, außer Sorgen zu ſeyn, wenn er auch keine Mittel hätte, friſche Remiſſen zu beziehen. Bis nach Hauſe kannſt du immer kommen, dazu reicht es. Nicht möglich, rief Carl, und du — du ſollteſt dich um meinetwillen verſäumt haben? — Laß du das gut ſeyn — komme, du ſollſt einmal Freude haben, ſo — nun rückte er erſt den Wandſchirm fort, dann zog er einen dichten Vorhang von dem Fenſter zur Seite ſeines Bettes auf, in Zwiſchenräumen, freundlich des Kranken Auge beobachtend, ob das Licht es nicht verletze — dann öffnete er die Fenſter, wo die Ausſicht über die Wellen des blauen Meeres in das Unendliche hinausführte. Da, du Armer! rief er, und richtete

ihn in seinen Armen auf, da athme Leben, Unendlichkeit, — Ruhe! — Er ward von dem Gefühle, einem, den er so lange dem Tod geweiht geglaubt hatte, wieder das Leben ahnen zu lassen, innig gerührt, und lehnte still sein Gesicht an Carls Kopfkissen. Carl heftete entzückt seinen Blick in die weite Welt. Still, wie Kranke thun, genoß er, blickte dann im Zimmer umher, in welchem er sechs Wochen litt, ohne es zu kennen. — Was für bunte Fratzen machst du da? fragte er befremdet, wie er Raddaks Arbeit sah, ein Stück Tapete, die über den Tisch herab hieng. Fratze du selbst! du Vandale, rief der gute Ungar, und legte den Kranken schnell zurück; Raphael malte kupferne Teller, und der Kenner ahnet in ihnen den himmlischen Genius, der das Ideal der Engel allein begriffen hat — sieh meine Tapeten! wer vor diesen steht und nicht ausruft: Ein Raphael spricht aus diesen Gestalten, der ist ein Hurone.

Erst viel später erfuhr Carl, daß es der Genius der Freundschaft, nicht der Kunst war, der seinen Freund zu dieser Arbeit vermocht hatte. Wie es seine Kräfte erlaubten, fieng er an zu zeichnen, und sah offenbar, daß sein Freund sich

für ihn mußte entblößt haben. Er machte ihm dankbar Vorwürfe, und bat ihn Erſtattung anzunehmen; du haſt mir deine Mittel, deine Kunſt zu erlernen, geopfert, ſagte er dringend. Mit nichten, ich habe Reiſegeld bis Paris, dort finde ich Hülfe. — Aber du haſt doch hier um meinetwillen dein Geld verzehrt, du haſt, ich bin überzeugt, meine Baarſchaft geſpart auf deine Koſten. — Nun ſo warte, bis ich einmal ſechs Wochen im Fieber liege, dann ſpar du für mich. — Nein, Raddak, das iſt nicht Recht, du hältſt mich für bedürftig, ſieh, ich habe Hülfsquellen — er zeigte ihm einen anſehnlichen Wechſel auf Paris — ich kann ihn hier leicht zu Gelde machen. — Nun Gottlob, Du guter Menſch! rief hier Raddak entzückt, ſo mußt du mir gleich nach Barrege. Die Doktors wollten dich hin haben, ſie ſagten, dein Arm bliebe ſonſt ewig ſteif, und mir blutete das Herz, deine Kaſſe leer, die meine erſchöpft zu ſehen — ich glaubte, weil du's mit deinem Vater verſchüttet haſt, und in Wien mit uns armen Teufeln ſo viel nüchterne Späße triebſt, du wärſt auf der Neige. Nun packe ich dich gleich auf, es iſt die höchſte Zeit.

Jetzt ahndete Carl den Zusammenhang von Raddats Handlungsart, er fühlte seines Entzücken, so viel treue Liebe, so viel Aufopferung eingeflößt zu haben. Sein Herz, von muthloser Selbstsucht so lange eingeschrumpft, entfaltete sich wieder im Bewußtseyn geliebt zu werden; mehr wie Arznei stärkte dieses seine Aussicht ins neu geschenkte Leben. Die Reise nach Barrezeward ward beschlossen, allein er mußte sie ohne seinen Schutzengel machen, die Kunst rief diesen nach Paris; aber dort erwartete ihn dann nach ein paar Monaten die Freude, geheilt und gestärkt seinen Freund zu umarmen. Jetzt beschleunigte Raddat die Reise-Angelegenheit mit komischer Rührigkeit. Er trieb sich in allen Gasthöfen umher, physionomisirte und psychologisirte, um Carln einen treuen Bedienten zu finden, denn Carl konnte von seinem rechten Arm auf keinen Dienst rechnen, und Raddat hatte ihn mit seiner unendlichen Sorgfalt nicht gewöhnt, die Linke zu brauchen. Endlich war alles berichtigt, alles beendigt, er umfaßte seinen Freund mit einer Fröhlichkeit, die seine hellen Thränen Lügen straften. — Nun geleite dich Gott, du gute Seele! rief er, einen treuen Freund hast du, so

lang du lebſt, geb Gott, du findeſt auch ein treues Mädel — denn das fehlt dir! Er ſagte das, als wär es nur der Ausbruch einer längſt gehegten Idee, die er nicht mehr verheelen wollte, und ſchob den Abreiſenden in den Wagen hinein, dem er mit herzlichem Winken nachſah.

In heiterer Stimmung hatte Carl noch nie gereiſt. Seine Geneſungszeit hatte etwas ſehr Wohlthätiges gehabt für ſein moraliſches Weſen. Mit der leidenſchaftloſen Ruhe, welche Erſchöpfung uns giebt, die von der Entfernung von äußern Anregungen, in welcher der Geneſende lebt, ſo wohlthätig unterhalten wird, hatte er den Himmel und die Gegend von Marſeille genoſſen. Ihr Hausherr, ein braver Bürger, war von Raddals treuer Sorge für ſeinen Bruder — denn für Geſchwiſter hielt man ſie — und Carls Leiden zu beſonderer Theilnahme gereizt worden. Er räumte dem Geneſenden ein Gartenhäuschen ein, das unter Orangen, Reben und Maulbeerbäumen die Ausſicht über Haven und Meer hatte. In dieſer Stille war Carls Gemüth geläutert worden; Sinnenſturm, Selbſtſucht, Eitelkeit lagen ermattet, wie ſeine Kräfte, und ſein Geiſt ſah heller die

Bedeutung der Vergangenheit ein. Selbſt die Unbrauchbarkeit ſeines Armes war nicht bitter für ihn, er hoffte, und nachdem er ſo vieles litt, nachdem er im Leiden ſo viel wohlthätige Erleichterung aus der Freundſchaft Hand empfieng, ſah er ſich auch im ärgſten Falle, wenn er lahm bleiben mußte, nach Mitteln zur Lebensfreude um.

Seine kleine häusliche Einrichtung war in Barrege bald gemacht, ſie war ſehr beſchränkt, aber ſie gewährte ihm alle Bequemlichkeit, welche der Arzt für die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit gefordert hatte. Er hätte gern die übrigen Badegäſte vermieden, aber ſeine Oekonomie forderte, daß er den Mittagstiſch mit einem Theile derſelben theilte, und ſeine Schwäche hinderte ihn, weiter als auf die gewöhnlichen Spaziergänge zu gehen. Dort ſaß er denn freilich in den entfernteſten Winkel unter irgend einem ſchattigen Baume mit einem Buche in der Hand, oder mit Reißblei, bemüht, ſeine linke Hand zum Schreiben zu gewöhnen, damit er ſich, bliebe ihm der Gebrauch ſeiner Rechten verſagt, ein Hülfsmittel vorbereitet hätte. Nach ein paar Tagen bemerkte er eine ſchöne Frau, die durch Kleidung und Anſtand un-

ter die vornehmeren Gäste des Badeorts zu gehören schien. Sie setzte sich auf eine nahe Bank, nahm einer sie begleitenden Wärterin ein liebliches Kind ab, das durch eine holde Zudringlichkeit bezeugte, daß seiner Mutter Brust es noch nähre, und sah einem Knaben von acht bis neun Jahren zu, der sich am nahen Bache mit Steinschleudern belustigte. Die Frau war schön genug, um den Blick auf sich zu ziehen, aber Carln zog mehr als ihre Schönheit ein wehmüthiger Zug an, der auf ihrem sonst so lebhaften Gesichte entstand, wenn sie den Knaben betrachtete. Versuch einmal einen Stein in deine andre Hand zu nehmen, rief sie ihm zu. Der Knabe hob einen Stein auf, legte ihn in die andre Hand, aus der er aber gleich wieder herabrollte. Sie faßt ihn nicht! rief er sorglos, und spielte fort. Jetzt nahm Carl wahr, daß das Kind mit der linken Hand die Steine warf, indeß sein rechter Arm unthätig an seiner Seite hieng. Die Uebereinstimmung ihres Unglücks machte ihn sehr weich, er folgte dem muntern Knaben mit den Augen, wie er aber im Spiele seinem Sitz sehr nahe kam, wendete er aus Zartgefühl den Blick von ihm ab, und nahm sein Reißblei wieder

vor. Der Knabe hob nahe bei Carln einen Kieſel auf, und wie er beim Aufrichten ſeines Kopfes den Fremden zeichnen ſah, blickte er kindiſch neugierig auf ſein Papier. Vielleicht befremdeten ihn die krummen Buchſtaben, ſeine Pantomime verrieth aber bald, daß er entdeckt hatte, daß der Fremde mit der linken Hand zeichnete; eben wollte ihn Carl anreden, als die Mutter ihm zurief. Wie ein Reh eilte er zu ihr, glitt aber auf den Kieſeln und ſtürzte vor der Mutter nieder. Carl ſprang ihm nach, ſo ſchnell ſeine Kräfte es erlaubten, und hob mit ſeinem linken Arm den Kleinen auf, der auf die rechte Seite gefallen ſich wenig helfen konnte. Die Mutter drückte ihren Schrecken über ihres Sohnes Unfall mit einer ſo ſanften Mäßigung aus, daß ſie dadurch ſichtbar ſeinen Muth, den Schmerz zu ertragen, aufrufte. Mit einfacher Höflichkeit bezeigte ſie Carln Dank für ſeine Bemühung, und fügte eine verbindliche Erkundigung, die Wirkung des Bades betreffend, hinzu. Der Herr iſt einarmig, wie ich, rief der Kleine mit Unbefangenheit, aber er ſchreibt mit der Linken, das will ich nun auch thun — dann ſchreib ich Papa, daß er mir ein Pferd kauft.

Dieſe Rede zog einige Entſchuldigungen herbei, und bald entſtand ein Geſpräch, welches Carl mit angehendem Wohlgefallen fortſetzte. Die Dame ward von ihren Leuten Madame de Gevre genannt, und der Bediente, welcher den Kleinen begleitete, wenn ſeine Mutter nicht bei ihm war, nannte ihren Gemahl den Herrn Oberſten. Dieſe Umſtände, die Carl ohnehin erſt ſpäter erfuhr, waren ihm ſehr gleichgültig. Ihn zog der Reitz der Häuslichkeit, der Mutterliebe, der weiblichen Theilnahme an. Er ſuchte Madame de Gevre den folgenden Tag auf, und fand ſie wieder an einem einſamen Platz. Da ſie Spielraum für ihren Sohn ſuchte, war das natürlich. Sie ſchien vergnügt Carln wieder zu ſehen; der kleine Lamoral bewillkommte ihn wie einen alten Bekannten. Er forderte ihn auf mit ihm zu ſchreiben, und Carl übte ſich mit ihm im Steinſchleudern. Wie ſie ermüdet zur Mutter zurückkamen, ruhte ihr Auge mit Wohlgefallen auf ihnen. Der kleine Mann hatte ſeinen lebenden Arm in Carls erſtarrten gelegt, indeß Carl mit ſeiner einzigen Hand ihm das dunkle Haar von der Stirne ſtrich. Guter Gott, rief die Mutter, und hob ihren Blick

gen Himmel, für welchen von euch beiden wäre das Schickſal wohl am härteſten, wenn es unwiderruflich wäre? Was meinſt du, gute Mutter? fragte der Kleine ängſtlich, indem er ſeinen Freund koſtlieb. Armer Lamoral! rief ſie, faßte ſeine empfindungsloſe Hand und küßte ſie, indem Thränen über ihre Wangen rollten. Ohe! iſt's nur das, meine holde Mamma! mein neuer Freund hat ja auch nur einen Arm. Sieh da, wir brauchen ja immer nur ſo zu machen, ſo haben wir zwei. Er ſprang auf ihn zu, umſchlang ihn, und hielt ſchüttelnd Carls Rechte mit der ſeinen. „O Weisheit, du ſprichſt wie eine Taube," fiel Carln aus ſeinem vaterländiſchen Dichter ein, und entzückt drückte er den Knaben an die Bruſt.

Bald ward er in der Familie einheimiſch. Sein Aufenthalt fieng an ſehr wohlthätig auf ihn zu wirken. Seine Kräfte kehrten zurück, ſein Arm gewann einen gewiſſen Grad von Biegſamkeit, und ſeine Seele behielt ein Gleichgewicht, welches der heitere Umgang ſeiner neuen Bekanntſchaft, noch mehr aber ſeine Beſchäftigung mit Lamoral täglich befeſtigte. Der Knabe ſprach mit der wärmſten Liebe von ſeinem Vater, deſſen Ankunft man zu-

nächſt entgegen ſah; alle ſeine Freuden, alle ſeine Beſchäftigungen hatten Bezug auf ihn. Bis dahin ſchien er ſeine eigentliche Freude aufzuheben, dann ſchien ſie erſt eigentlich ihren Werth erhalten zu ſollen. Carl gab ihm Unterricht im Deutſchen, der Knabe ſagte, daß der Vater die Sprache kenne und liebe, er ſey in Deutſchland geweſen, er! bei Hohenlinden und überall. Er liebt Ihre Nation, ſetzte er weiſe hinzu, als verſtände er, was es heißt, eine Nation nicht lieben, er wird ſich recht freuen, daß mein Freund ein Deutſcher iſt.

Endlich kam der gewünſchte Tag der Ankunft. Die kleine Geſellſchaft war wegen eines Gewitterregens in dem Zimmer verſammelt. Carl und Lamoral lernten deutſch, Frau von Geure ſaß arbeitend neben ihres Kindes Bettchen, ein paar ihrer Landsleute ſpielten Schach. Plötzlich trat ein Mann in Uniform ein. Frau von Geure, die der Thür zunächſt ſaß, indeß Carl ihr den Rücken zukehrte, flog an ſeinen Hals, mit Freudengeſchrei warf Lamoral den kleinen Tiſch um, an dem ſie geſeſſen hatten, ſo daß Carl mit dieſem Vorfall beſchäftigt erſt dann den Eintretenden ins

Gesicht fassen konnte, wie er zwischen Frau von Gevre und Lamoral auf ihn zutrat. Herr Aicha, rief der Offizier mit fröhlicher Ueberraschung, entzog seine Hand dem anschmiegenden Sohne, und bot sie dem versteinerten Carl — denn versteinert war dieser, als er in Lamorals Vater seinen Nebenbuhler Armand erblickte. Sie hier unter diesen theuren Menschen zu finden, fieng Armand wieder an — das sagt mir viel Liebes, Beruhigendes .... Der Knabe ergriff indeß die Hand seines Vaters, die Carls Rechte gefaßt hatte, und die Starrheit, welche seinen Druck nicht erwiederte, für Kälte hielt; nicht die Hand, lieber Vater, rief das Kind, die kann nicht lieb haben, ha! da ist seine Herzenshand — Aicha! rief Armand erstaunt, Sie sind meines Sohnes neuer Freund, von dem mir seine Mutter so viel hat schreiben müssen? — hier öffnete er seine Arme, und Carl sank überwältigt an seine Brust.

Daß Frau von Gevre seinen Namen nie genannt hatte, war sehr natürlich, da er der einzige Deutsche in Barrège war, und sie ihn bald aus Scherz, bald aus dem ihren Landsleuten eignen Unvermögen, fremde Namen auszusprechen,

lieber den deutschen Herrn, als Herrn Alcha genannt hatten. Lamoral machte sich eine Freude daraus, ihn Charles zu nennen, welches sich Carl erbeten hatte, und Lamoral sehr merkwürdig fand, da sein Schwesterchen Charlotte hieß. Indeß Armand, den wir nun nach dem Namen, welchen sein Vater ehedem von einem Gute angenommen, Herr von Gevre nennen wollen, seine schlafende Tochter betrachtete, und seine Landsleute begrüßte, hatte Carl Zeit, sich von seiner Ueberraschung zu erholen, so daß er mit Heiterkeit an dem Gespräche Theil nahm, in welchem de Gevre auf seiner Gattinn neugierige Fragen: woher sich ihre Bekanntschaft schreibe? auf eine Art antwortete, die eben so großmüthig als zart war, und Carls Stelle in seiner Familie als die eines sehr geehrten Freundes bestimmte.

Sie sind allein hier? fragte er am ersten Abend, indem sie sich zum Abendessen niederließen. Carl bejahte es. Gevre schien einen Augenblick betroffen. Und welcher unglückliche Zufall zog Ihnen Ihr Uebel zu? Carl erzählte es, und sprach mit warmem Enthusiasmus von seinem Freunde Raddak. Das ist schön, o das ist schön, thute aus

jedem Munde bei der rührenden Geschichte. — Kamerad, sey einst so treu in der Freundschaft, wie dieser edle Ungar, rief die Mutter dem Knaben zu, der mit hellen Thränen an Carls Blicken hieng. Das Kind, das bei dieser Aufforderung nur seinen gegenwärtigen Freund vor Augen hatte, drehte schnell den Kopf, wie er neben ihm saß, an ihn — ach! sagte er bewegt, ich hätte ja nur einen Arm, für dich zu arbeiten! Die Mutter brach in Thränen aus, ihr Gemahl beruhigte sie mit einem Zeichen, in welchem Ernst und Güte auf das weiseste gemischt waren. Wie der Kleine nach Tische entfernt wurde, sagte der Graf zu Carln: ich fürchte, mein guter Knabe hat Recht in der Ansicht seiner Verkümmerung. Sein Uebel entstand nicht wie das Ihre, und seiner großen Jugend fehlte es an Kräften, ihm Widerstand zu leisten. Die Aerzte versprechen mir nur das Wachsthum des Armes wieder herzustellen, ihm Muskelkraft zu geben verzweifelt ihre Kunst. Carl fragte bescheiden, warum man den Kleinen nicht früher gewöhnt hätte, seine linke Hand zu brauchen? — Meine Gattinn ward von ihrem besorgten Mutterherzen geblendet, und von traurigen Um-

Kindern verhindert, die Sache früh mit Ernst zu behandeln. Erst seit er mein Sohn ward, stellte ich seine Gesundheit her, machte den muthigen Knaben aus ihm, den Sie kennen. Diese wenigen Worte hoben eine große Last vom Carls Herzen. Seine innige Achtung für Jean von [illegible], oder seine Meinung von dieses Mannes Redlichkeit, welcher sich in Deutschland stets für nicht verheirathet ausgegeben hatte, war seit seiner Wiedererkennung sehr ins Gedränge gekommen. Jetzt näherte ihn das zärtliche Verhältniß zwischen Sohn und Stiefvater nur so mehr. Wie? er ist nicht Ihr Kind? rief er überrascht — ein feines Lächeln spielte um des Greises Mund, indem er Carln scharf ansah; haben Sie das nicht gewußt? — Niemand hatte es mir nie gesagt. — Es war ihm vielleicht unbekannt, oder er hat es vergessen. Meine Frau — und er entfernte sich sprechend mit Carln in ein Nebenzimmer — war seit ihrem sechzehnten Jahre an den Sohn eines Mannes verheirathet, der, obschon meines Vaters Bruder, durch traurige Leidenschaft verblendet, mich meines ganzen Eigenthums beraubte — ja mehr that.... Aber ich habe die blutigen Erinnerun-

gen verbannt. — Der Mann ward von ſeinem Gewiſſen ereilt, er gab mir mein väterliches Vermögen zurück und ſtarb, eben ſo fühllos, ſeinen Sohn und deſſen Weib in Armuth zurücklaſſend, wie er mich in Armuth geſtürzt hatte. Sein Sohn hatte meiner Gattinn Hand dem Willen ihrer Eltern zu danken, ihre unargwöhniſche Jugend hatte ihr kein Mißtrauen in den Karakter deſſen, den ihre Familie ihr zum Gatten aufdrang, erlaubt. Nachdem ſie mit ihm manchen Schreckensauftritt jener Zeit erlebt hatte, fiel auch er in Verdacht, und entfloh. Sie blieb mit ihrem Kinde, das damals jährig war, allein, hülflos, in der wuthzerriſſnen Stadt, in Nantes, zurück. In dieſen Zeitraum fiel Lamorals Unglück, deſſen Veranlaſſung ſeiner armen Mutter faſt das Leben gekoſtet hatte. Sie lebte in einem elenden Zimmer von ihrer Hände Arbeit, wo dieſer Gewinn nicht zureichte, von ..... Almoſen frommer Prieſter, welche die Werkzeuge mildthätiger Menſchen waren, die ſich verbergen mußten, indeß dieſe wahren Boten des Friedens oft in die Larve ihrer wüthenden Tyrannen verkappt, das allgemeine Elend milderten. Lamoral war an einem Kinderaus-

ſchlag krank, die Winterszeit war hart, da unterrichtete man ſeine arme Mutter, daß die Blutrichter ſie ſuchten. .... Doch die Berührung jener Zeit zerreißt das Herz. — Mein Weib wollte ihr Kind nicht zurücklaſſen, ſie entfloh mit ihm allein in der Nacht, das ſterbende Kind in ihren zarten Armen, ſie verbarg ſich bei einem Bauer, Lamorals Leben ward erhalten, aber der Krankheitsſtoff hatte ſeinen Arm gelähmt. Frau von Genre zog ſich nach Genre, welches meine Eltern ſchon von ihren Vorfahren geerbt hatten, zurück. Dort war ſie geweſen, wie mein grauſamer Onkel es an ſich gelaſſen hatte, dort hatte man ſie geliebt, obſchon ſie die Schwiegertochter eines Wütherichs war. Dort fand ich ſie bei meiner Rückkehr in meine Vaterſtadt. Dieſes Weib, das zum Ueberfluß erzogen war, dieſe zarte Geſtalt in Bauerstracht gehüllt, an dem Brunnenbecken ihres Kindes ärmliche Wäſche reinigend — und von allen geliebt, geſegnet, denn ſie war wohlthätiger geworden durch ihr Herz, als Reiche durch verſchwenderiſche Spenden. In der Kirche ſah ich ſie zuerſt, ſchlechter als die Landweiber um ſie her, gekleidet, ſtand ſie doch wie eine Königinn un-

ter ihnen; der Prieſter grüßte ſie mit auszeichnender Ehrerbiethung. Von ihm hörte ich, wer ſie war. Ich beobachtete ſie, ich ſprach mit ihr, ich hatte ſie vorher nie geſehen. Wie weh that mir mein Wohlſtand! hätte ich nicht können als Bettler in dieſes Schloß kommen, und ſie Herrſchaft drin ſeyn, wenn nicht das Schickſal ſo und nicht anders gewaltet hätte! — Ich glich ſeine ſtrengen Schlüſſe aus, die Scheidung von ihrem unwürdigen Mann war leicht, da er ſie ſeit mehreren Jahren verlaſſen hatte. Die edle Blume hob an meinem Buſen ihr Haupt wieder auf, ihr Sohn ward mein Kind, ja ich weiß oft nicht, ob er es erſt ward? er iſt ſo ganz Theil meines Weſens, in der Knoſpe ſo ganz ich ſelbſt, daß ich oft auf die ſonderbarſten Träume gerathe..... Hier trat Frau von Severe zu ihnen, er legte ſeinen Arm um ſie, und fuhr fort: nicht wahr, meine Eugenie, du weißt nicht, ob du mich nicht ſchon in deinem ſechszehnten Jahre liebteſt? — Fantaſt, antwortete ſie, mit einigem Ausdruck, deine myſtiſchen Ahndungen verſtehe ich nicht, aber wenn ich wieder ſechszehn Jahr alt würde, liebte ich niemand als dich.

Carl ward Mitglied der Familie, und je näher er ihre Verhältniſſe kennen lernte, je deutlicher erkannte er de Geures Werth. Seine Freunde, ſeine Gattinn, ſein Sohn, ſeine Bedienten, keines liebte ihn, aber in eines jeden Betragen drückte ſich Achtung und Liebe aus. Und dennoch war er ganz nach der Mann, wie er ihn Hannchen gegenüber geſehen hatte; war eine Veränderung in ihm vorgegangen, ſo beſtand ſie in einem Schimmer von Milde und ernſterer Heiterkeit, die an die Stelle eines forſchenden, faſt ſpottenden Zuges getreten war. Carl wünſchte jetzt mit ihm von der Vergangenheit zu ſprechen, er fühlte ſich unbehaglich bei dem Stillſchweigen, das er noch nicht über dieſen Gegenſtand gebrochen hatte, und fand dennoch nicht den Uebergang, der eine Erläuterung herbei geführt hätte. So verglengen die erſten Tage. Dann trat de Geure eines Morgens in Carls Zimmer, als dieſer eben einen mühſelig geſchriebenen Brief an ſeinen Freund Raddat zuſammenlegen wollte. „Laſſen Sie mich Ihr Sekretär ſeyn, mein Freund,“ ſagte Geure, indem er das Blatt ſchnell faltete, ohne die Augen darauf zu richten, und die Feder zur Aufſchrift er-

griff. Nu? .... fragte er gleichgültig. Carl diktirte Rabbats Adreſſe, und nach die Feder in der Hand fieng de Geere wieder an: und an Madermoiſelle Weiß haben Sie keinen Brief zu beſtellen? — Carl veränderte die Farbe und ſchwieg überraſcht. Mein Freund, nahm Herr von Geere wieder das Wort, Ihre Verhältniſſe ſcheinen mir eine Veränderung erlitten zu haben.... Großer Gott, wenn ich .... er war aufgeſtanden und gieng unruhig im Zimmer umher. — Indeß ich glücklich bin, indeß ich faſt es zu verdienen glaubte! — Nicht! Schenken Sie mir Ihr Vertrauen! — Carl faßte ſeine dargebotene Hand mit Wärme, ſeyn ſie ruhig, genießen Sie Ihr Glück. Sie waren Werkzeug in den Händen des Schickſals. — Sie ſind von Nancy getrennt? — Ich glaube jetzt, es war nicht Ihr Wille, ſagte Carl zögernd und ſchmerzlich, nicht weil er zweifelte, ſondern weil ſein Herz blutete. — Nein, bei Gott, das war es nicht! aber mein Leichtſinn hat es verſchuldet! ich war ein harter Menſch, der ſich nicht die Mühe gab, eure Herzen zu berechnen. Sagen Sie mir — um mich mit mir ſelbſt zu verſöhnen — ſagen Sie mir alles!

Carl wollte nur wenig ſagen, aber er hatte es mit einem Menſchen zu thun, der mit treuem Wohlwollen ihn umfaſſen wollte. Indem er mit Herze und Theilnahme ſeine ganze Geſchichte herausfragte, ward ſeine Erzählung zum erläuternden Geſpräch. De Severe überſah auf einem höhern Standpunkte ſtehend Carls Schickſale und Lage; indem er ihm zeigte, daß Erfahrung und Leiden ihn gebildet hatten, verlor die Erinnerung den bittern Nachgeſchmack von Schmerz. De Severe hatte Recht, wenn er fand, daß Carl nicht vergeblich ſeine Bahn durchwandelt war. Er war zum Manne geworden in Betragen und Denkart. Was ihm noch fehlte, war beſtimmter Ausdruck ſeines eigenen Gefühls, gleichſam Terrain für ſeinen Willen vor dem Richtſtuhl ſeiner Vernunft. De Severe erkannte dieſen Mangel, ſeiner Anſicht nach lag er in einem Mißverhältniß zwiſchen der Entwicklung des Gefühls gegen die Ausbildung des Geiſtes, welches vielleicht nie von Innen heraus gehoben werden konnte. Ihm von außen her abzuhelfen fehlen ihm das ſicherſte Mittel: — eine beglückende Liebe.

Nach allem, was ihm Carl über Hannchen ge-

sagt hatte, nach allen Eindrücken, welche er von ihrem Charakter behalten hatte, hielt er Raddals Erzählung von ihrem Aufenthalt in Töplitz für nicht hinreichend, Zweifel an ihrer Tugend zu erregen. Dann ward es ihm leicht, Carln seinen schwankenden Zustand von Erinnerung und Sehnsucht zu entreißen. Nach seinen Begriffen waren Carls Empfindungen in Rücksicht auf Weiber jetzt den Kreis durchlaufen. Hannchen verdankte er das erste, süßeste Gefühl, das Neigung zum Weibe durch Sittlichkeit ausgeprägt dem Jünglinge gewährt. Euphrosine hatte ihn den höchsten Schmerz der Leidenschaft empfinden machen, er hatte in dem leichtsinnigen Kreise, in welchen Raddal ihn einführte, Genuß ohne Liebe kennen lernen, er verband für Frau von Gevre die lebhafteste Theilnahme mit dem ruhigsten Wohlwollen. Der Kreis der Empfindungen, welche das Weib dem Manne einflößt, war also durchlaufen; was de Gevre seinem Freunde nun noch wünschen konnte, war eine geliebte, liebenswürdige Gattinn, keine neue Leidenschaft; die zweite spricht der ersten stets diese Würde ab, und dem, der sie zu empfinden vorgiebt, die Würde des Mannes. In Hannchen ver-

einigten ſich alle Anlagen, Carls Glück für die Zukunft zu ſichern. War ſie noch frei, ſo forderte die Ehre, daß Carl unterſuchte, ob ſie ſeiner noch würdig ſey, ob er noch fähig ſey, ſie zu beglücken. Und in Carls Seele forderte es mehr wie die Ehre. Ihr Bild war im Hintergrund ſeines Herzens ſtets lebendig geblieben, alle andre Geſtalten waren auf dieſes Bild aufgetragen worden, ohne es zu verwiſchen. Daß Carl mit einer ſonderbaren Beharrlichkeit kein Mittel geſucht hatte, Nachricht von ihr zu erlangen, lag ganz in der Schwäche, die ſich nur durch Starrheit aufrecht hält. Er hatte keinen Verkehr mit ſeiner Vaterſtadt fortgeſetzt, der Briefwechſel mit ſeinem Vater, der von ſeiner Seite einen ſummariſchen Bericht ſeiner äußern Begebenheiten enthielt, ward von dieſem nur durch einen Rapport-Zettel des Buchhalters beantwortet. Der alte Aicha hatte in ſeinem Zorn beſchloſſen, ſeinem Sohn, ſo lange er nicht im Handel arbeitete, nicht zu ſchreiben. Faſt ward ihm der Zorn ſchwer, denn Carls Briefe enthielten oft über dieſe Hauptangelegenheit ſeines Lebens ſo ſchöne Details, daß er im Leſekabinet und auf der Börſe ſich ſeines Sohnes rühmte, aber den-

noch seinem Gelübde getreu blieb. Durch diesen Buchhalter nun wußte er weiter nichts, als daß der Commerzienrath kränkle, daß er seinen Handel beschränke, und in dem letzten Briefe hatte der ehrliche Buchhalter, der in dem Hause grau geworden war, als Postscript geschrieben: Auch verlautet, daß Jungfer Johanne Well mit einer wahren Gottesfurcht ihre Pflichten gegen den kranken Vater, und, wie man sagt, durch zerschiedene Familienvorfälle, üblen Humors gehaltene Frau Mamma, erfülle."

Alle Fragen, welche Carl seinem Freund über Hannchens jetzige Lage beantworten mußte, waren ihm so peinlich, störten sein moralisches Gleichgewicht so merklich, daß er, unmuthig zu sehen, de Geyre den Brief, der die letzte Nachricht aus seiner Vaterstadt enthielt, selbst zu lesen überließ. So gern dieser über den Styl gelacht hätte, so wichtig war ihm das fromme Zeugniß des alten Dieners. Er brach ab und nahm sich vor, seine Wünsche nicht eher zu äußern, bis er einige Grundlagen hätte, auf die er ihre Erfüllung bauen könnte.

Die gewöhnliche Badezeit gieng indeß zu Ende, Carls Arm war zwar nicht ganz hergestellt, aber

er konnte ihn zu vielen Bewegungen wieder gebrauchen, und die Aerzte machten ihm Hoffnung, daß eine zweite Badekur im folgenden Jahre die Heilung vollenden würde. Leider war dieser Troſt Lamoral verſagt! ſeine Geſundheit war blühender, wie je, ja ſein Arm hatte ſein Wachsthum wieder gewonnen, und ſchien dem andern in kurzem an Umfange gleich zu kommen, aber er war eine todte Maſſe, die von keinem Willen belebt werden konnte. Seine Mutter bekämpfte ihren Schmerz, ſie richtete ihren Muth an ihres Gemahls Stärke und des glücklichen Knaben Leichtſinn auf. Der Vater behandelte ſein Schickſal jetzt als unwiderruflich, und hatte vom erſten Tag an, da er bei ſeiner Familie eintraf, ſeinen Unterricht im Zeichnen und Schreiben mit Ernſte eingerichtet. Da das Kind nie mit der rechten Hand geſchrieben hatte, lernte er nicht viel mühſeliger als andere Kinder, welche eben ſo ſpät anfangen. So jung er war, führte er ihn ſpielweiſe zum Fechten an, und kaufte ſogleich zu des Kindes unbeſchreiblichem Entzücken ein kleines Bideyiſches Pferd, welches er noch vor ſeiner Abreiſe mit einer Geſchicklichkeit führte, die ſogar ſeiner Mutter alle Sorge

nun seine Sicherheit benahm. Diese weise Behandlungsart milderte die Bitterkeit seines Schicksals in anderer Augen, und machte sie ihm selbst fast unmerklich.

Ohne Abrede darüber zu nehmen, hatte sich die Zuversicht, daß Carl seines Freundes Familie nach Nantes begleiten würde, ganz festgesetzt; in Carl war dieser Entschluß bald stärker, bald schwächer geworden. Bei de Gevres Ankunft hatte er sehr geschwankt, aber der nähere Umgang mit ihm hatte die Aussicht länger mit ihm zu leben zu einem Bedürfniß gemacht. Wie seiner Freunde Abreise eintraf, stand er also nicht länger an, ihre Erwartung: daß er für den Herbst ihr Gast werden möge, zu erfüllen. Ihre Reise nach Nantes war ein Nebenstück zu Sternes unvergeßlichem Tagebuch. Weil sie überall ein Herz mitbrachten, erkannten sie überall das Herz in den Menschen, die ihnen begegneten. Wohlthun, Scherz, ernste Ansichten des Lebens, frohe Entschlüsse über seine Anwendung wechselten ab, und da sie den Eigensinn nicht hatten, die flüchtige Freude zur bleibenden Begleiterinn zu machen, schwebte sie wie ein bunter Schmetterling stets in Kreisen um sie her.

Während Carl in Nantes die Fabriken besuchte, schrieb Herr von Gevre zufolge der Wünsche, die er für seines Freundes Glückseligkeit hegte, folgenden Brief an den Arzt, den er in der Familie des Commerzienraths als einen Freund des Hauses hatte kennen lernen.

Mein Herr!

„Die dankbare Erinnerung, welche ich von den Abenden in dem Hause des Herrn Commerzienraths Weil erhalten habe, Abende, die Ihr lehrreiches Gespräch um so vieles verschönerte, berechtigt mich freilich nicht zu der Hoffnung, daß mein Andenken auch bei Ihnen nicht erloschen sey. Allein theilnehmend und gütig, wie ich Sie damals zu kennen die Ehre hatte, sind Sie gewiß geblieben, und darum schmeichle ich mir, daß Sie diese Zeilen nachsichtig empfangen, und die Nachfrage, welche sie enthalten, gütig beantworten werden.

Freundschaftliche Theilnahme an dem Schicksal meines Freundes Carl Aicha hatte mich jede Gelegenheit, von ihm und seiner Braut Nachricht zu erhalten, mit Eifer ergreifen lassen. Seit mehreren Monaten fehlen sie mir ganz. Ich wünsche

sehnlich, und aus Gründen, in die Ihr vortrefflicher Charakter fröhlich einstimmen wird, genau zu wissen, ob der Vater den Aufenthalt seines Sohnes weiß, aber vorzüglich, welches die Lage und die Gesinnungen des vortrefflichen jungen Frauenzimmers sey, die meines jungen Freundes ganze Liebe besaß.

Ich wage es, Sie um eine so umfassende Antwort wie möglich zu ersuchen. Welches sie auch sey, so wird der Dank, den ich Ihnen dafür abstatten werde, zugleich die Ursachen erklären, welche mich veranlaßten, Ihnen das Andenken zurückzurufen,

Mein Herr, Ihres ꝛc. ꝛc.“

Mit Ungeduld erwartete de Gevre die Antwort, denn sie mußte seine weitere Schritte bestimmen. Er wartete lange vergebens, auch Carl war ungeduldig, Briefe aus seinem Vaterhause zu erhalten, denn nach diesem Kreis, in welchem sein Gemüth sich jetzt so glücklich bewegte, war ihm kein Gedanke lieber, als in seine Pflichten als Sohn und Bürger wieder einzutreten. Bescheiden übersah er den kleinen Kreis von Erfahrungen, den er durchlaufen war, aber sie schienen ihm hin-

reichend, um für ſeine Zukunft wenig von äußern Umſtänden, aber viel von ſich ſelbſt für ſeinen Frieden zu fordern. So theilnehmend er die lärmende Thätigkeit in dem handelsreichen Nantes mit anſah, ſo erhaben die Ausſicht über Land und Meer auf dem Landgute Sevres war, wohin ſich die Familie nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in der Stadt begeben hatte, ſo dachte er ſich dennoch gern ſeines Vaters dunkles Comtoir, den großen Kirchplatz ſeiner Stadt mit alten Linden beſetzt, die kleinen luſtigen Garten-Häuſer, und den Fluß mit rudernden Kähnen. Endlich kamen Briefe. Carl las den ſeinen für ſich, er war bald damit fertig, gieng aber dann tiefſinnig in der Allee ſpazieren, an deren Eingang die Familie beim Frühſtück verſammelt war. Herr von Sevre ſahen einen ſehr langen Brief zu leſen, während er in ein kleines Boskett gieng, das neben der Allee hinlief. Dieſer Brief enthielt folgende Antwort des Arztes:

Mein lieber Herr!

Ihr Brief war ganz ſo eingerichtet, daß ich Ihnen was ich wollte darauf antworten kann, und dieſer Freiheit will ich mich auch bedienen. Zu

vörderst aber grüß ich Sie mit recht herzlicher Freude im Andenken an manche frohe Stunde, und im Bewußtseyn, daß da unten am Atlanter Meere mein Name als der eines Biedermanns von einem Biedermann genannt wird.

Sie haben, mein lieber Herr, in einem gewissen Hause allhier sehr viel Uebels gestiftet, nach meiner Ansicht aber ist viel Gutes daraus gekommen.

Das erste haben Sie nicht thun wollen; und das letzte ist nicht Ihr Verdienst. Zum Trost kann es Ihnen aber gereichen, denn Uebels gestiftet zu haben, selbst wenn wir es nicht wollten, lagert sich wie eine Wolke über unser Leben, durch die jeder Strahl der Freudensonne nur stechend dringen kann. Die Absicht Ihrer Erkundigung begreife ich nicht ganz, aber ich halte es für sehr nothwendig, ihr Genüge zu leisten; denn so mittelbar Ihr Vergehen auch war, so wohlthätig wird Ihnen die Erkenntniß seyn, selbst wenn sie weh thut.

Von dem jungen Herrn Aicha wissen Sie hoffentlich mehr, als Sie sagen, denn sonst hätten Sie dringender nach ihm gefragt, oder Ihre Theilnahme an des jungen Frauenzimmers Schicksal

würde zweideutig. Da ich gerne sehr offenherzig bin, sage ich Ihnen ungescheut, daß es mir bekannt ist, daß Herrn Aicha's Vater heute seine Briefe an seinen Sohn nach Nantes adressirt; da Ihr Brief nun eben daher datirt ist, vermuthe ich, des Herrn Carl Aicha dortige Anwesenheit stehet mit Ihrer Anfrage in Verbindung, und dann segne Gott Ihre Frage und meine Antwort.

In der Beantwortung dieser muß ich nun wohl etwas weitläuftig seyn, denn mir ist bekannt, daß Herr Carl Aicha seit seiner Abreise keine Nachricht von dem Hause des Herrn Commerzienraths erhielt; anfangs war sein Herr Vater über den Heirathsbruch zornig, nachher erbitterte ihn seines Sohnes Entschluß, sich dem Studieren zu ergeben, und er gelobte, ihm bis zu seiner Rückkehr nicht zu schreiben, weshalb der alte Buchhalter nur das Nothwendige zu besorgen den Auftrag hatte. Doch dieses wissen Sie vielleicht schon. Ich werde mich nun einzig auf diejenigen Umstände, welche mein liebes Pathchen und gegenwärtige Mündel, Hannchen Well, angehen, beschränken.

Nach Ihrer, und gleich darauf erfolgten Abreise des Herrn Carl Aicha, suchte das liebe Kind

dem Unmuth ihrer Eltern mit vieler Sanftmuth zu begegnen; da ich ihr Betragen keineswegs billigen konnte, so wollte ich dem Schicksal, das ihre Belehrung beabsichtigte, nicht vorgreifen, indem ich durch Eindringen in ihre Herzensangelegenheiten sie zu trösten gesucht hätte. Aber wo der Freund sich in gehöriger Entfernung hielt, ward der Arzt genöthigt nahe zu treten. Dem guten Kinde war die Lektion zu schwer gewesen, ein gekränktes Herz, der Eltern Mißfallen und der Vettern und Basen böser Leumund konnte sie nicht tragen. Wie der Frühling kam, stand das Kind unter meinen Rosensträuchen, als hätte ein Wurm an ihrer Wurzel genagt. — Lieber Herr, ich kann die Rosenhecke nie wieder ansehen, ohne mir des Mädchens blasse Wangen zu denken, wie sie neben den rothen Knospen aussahen! — Gott sey Dank, daß ich keine Kinder habe, es hätte ja mein Kind auch treffen können. — Nun, ich machte es den Eltern begreiflich, daß das Kind fort müßte, damit neue Gegenstände die alten Gedanken aus dem armen Köpfchen vertrieben; und sie schickten sie zu einem Oheim in eine schöne Gegend, wo reine gesunde Luft und die Entfernung von

alten Gram ihr wohlthun mußte. Was eine gute Pflanze iſt, die braucht nur Luft und Sonne, ſo gedeiht ſie, moraliſch und phyſiſch genommen, das bewährt ſich. Die ſechs oder wie viel Monate, die das Mädchen abweſend war, haben ihr Gemüthe gereift, daß ich oft mit Freuden ſie anſehe. Da führte der Zufall die alte Gräfinn von Sylli zu ihr, die Beſitzerinn von Ebersdorf, wo der Oheim Beamter iſt; Hannchen gefiel ihr, ſie muß, nach des Mädchens Zeugniß und der Wirkung welche ihr Umgang auf ſie gehabt hat, eine vortreffliche Dame ſeyn. Sie brachte die meiſte Zeit bei ihr zu, begleitete ſie auch in das Töplitzer Bad. Da ſah nun mein Mündel ein bischen Welt und Menſchen, lernte auch die Männer von mehr Seiten kennen, als in unſerm beſchränkten Städtchen hätte geſchehen können. Wenn das treue Kind nicht ihre Liebe zu ihrem Bräutigam ſo feſt im Herzen gehalten hätte, würde es ihr vielleicht gefährlicher geweſen ſeyn, denn ihre Schönheit und Lieblichkeit blieben nicht unbemerkt, beſonders gefiel ſie dem Sohn der Gräfinn, der den Vorthell, mit ſo einem ſchönen Mädchen nahe beiſammen zu leben, wohl nach ſeiner Art benützt hätte, wenn

es auch die ihre gewesen wäre. Sie sollte nach meinem Willen noch länger auf dem Lande bleiben, aber der alte Well, der schon eine Zeitlang fatal ausgesehen hatte, fieng an zu kränkeln, da mußte sie nach Hause kommen. Das Kind war wieder blühend gesund, aber wie eine Rose nicht mehr, es war etwas an sie gekommen, das an eine himmlische Blume, die nicht welkt, erinnerte. Freundlich, stark, ergeben — das stand in dem zarten Gesicht. Die Leidenszeiten giengen an, denn der alte Well hatte wenig gesunde Tage mehr, und die Mutter trug die bösen sehr unwillig. Hannchen drückte der Kummer nie nieder, ihr inneres Gemüth war heiter, und — das weiß ich als Arzt — dann wird der Körper unverwüstlich. Ein frommes Gemüth will ich zehn Jahre gegen den Keim der Zerstörung schützen, die garstige Leidenschaften in wenigen Monaten entwickelt hätten. Ich war so oft um das Mädchen, daß ich ihr Herz erforschte, ohne daß sie mir's anvertraute, denn einem alten Mann, wie mir, Liebesgeschichten anzuvertrauen, wäre immer läppisch. Das Kind bewahrte des jungen Alika Andenken mit Wehmuth, weil sie sich anklagt, ihn aus seiner

Laufbahn gerissen zu haben. Sie gedenkt Ihrer mit Wohlwollen und Dank, weil Sie das Werkzeug waren, ihre Seelenkräfte zu entwickeln. Sie sehen, mein Herr, daß ich die jungen Leute zur selben Zeit wohl durchschaute. Aber wir Alten sollten nicht jedesmal, wenn wir hell sehen, Licht! Licht! rufen. Das Licht, was ich einem Andern aufstecke, ist ihm oft kein Licht, er muß es denn selbst finden. Nun, Hannchen hatte es gefunden, und es ist wohl des Preises von ein paar Thränchen werth.

Der alte Well kränkelte fort, die Handlung gieng schlecht. Der Herr Aicha hatte mehr Thätigkeit hinein gebracht, als man es glaubte, seit er sich von ihr trennte, ward es klar, daß ein solch Traktätchen schreiben, wie das, welches dem Commerzienrath seinen Titel brachte, noch keinen spekulativen Kopf macht. So giengs vom Schlechten zum Schlimmeren fort, bis der Alte an einer offenbaren Zehrung im Bette darnieder lag. Hannchen war schon bis dahin der Friedensengel gewesen, der in der Eltern Gemüthe die bösen Leidenschaften beschwichtigt hatte, und ihnen selbst immer deren Anblick mit heiterer Güte wieder ent-

zog. Nun ward sie aber ein Balsam für die kranken Herzen, der dem [illegible]den Stachel nahm. Weil war in [illegible] ein guter ordentlicher Mann, seit er [illegible] seine Schwächen zugenommen, aber wie er so da lag, ihm das Engelkind allein umschwebte, und mit seinen Fittigen überall deckte, ward der Mann so fromm und glücklich, daß sein Tod wohl die heiterste Stunde seines Lebens gewesen seyn mag. Und so die Mutter mit ihm. Wie alle die Mittel zu trösten, zu erheben, von der Welt los zu reissen, und jede Wohlthat im Leben dennoch lieb zu machen, in den jungen Kopf gekommen sind, das fasse ich nicht. Ich bin ein alter Praktikus und habe die Arten, das Sterben erträglich zu machen, alle durchmachen sehen — aber so eine Krankenpflege, die arbeitet dem Arzt in die Hand — sehen Sie, bis zum letzten Tröpfchen Lebensöhl hielt sie das Lämpchen rein von Sorge und Unmuth, und da stieg das Flämmchen sichtlich aufwärts, kein widriger Dampf erinnerte, daß sie irdischen Ursprungs sey. Sehen Sie, mein lieber Herr, ich habe es schon oft bemerkt, es ist ein sonderbares Ding um die Bildung eines weiblichen

Herzens. Sie entwickelt sich in sich selbst, als sey überall der rechte Boden für diese schöne Pflanze, wenn nur nicht gewaltsam an ihr gezerrt und geschnitzelt wird. Wir hingegen, wir müssen versetzt und beschnitten und bewahrt werden — kurz, uns muß alles von Weitem herkommen, was die guten Weiber in sich selbst finden. — Doch um das haben Sie mich nicht gefragt.

Der Alte starb also, und ich nebst einem hiesigen Handelsherrn ward des Kindes Vormund. Leider hatten wir nicht viel Ehre von unserm Geschäfte, denn nachdem wir sechs Wochen lang arbeiteten und rechneten, mußten wir uns endlich als insolvent erklären. Der Wittwe bleibt kaum ihr Eingebrachtes, und das ist sehr wenig. Jetzt wiederhole ich, was ich im Anfang meines Briefes sagte: Sie haben Uebels gestiftet, aber es ist großes Gutes daraus gekommen. Ohne Sie wären alle diese Trübsale, so weit sie vom physischen Gange der Natur unabhängig waren, nicht erfolgt, aber dann wäre auch Hannchen nicht das herrliche Geschöpfe Gottes geworden, das in sich den Frieden der Tugend trägt. Sie der Mittel gefunden, der Mutter Zustand angenehmer zu machen, als

er in den Tagen des Wohlstandes war. Ich hatte ihr aus dem Gang der Geschäfte vom ersten Augenblick an kein Geheimniß gemacht, sie hatte also alles eingeleitet, um eine gänzliche Veränderung der äußern Lage der Mutter erträglich zu machen. Ja da müßte ich in viele Umstände eingehen, die zu weitläuftig sind. Das schöne väterliche Haus, die Güter und Gärten mußten verkauft werden. Da hat sie ein paar Zimmerchen gemiethet, die hat sie ausgeputzt — mit nichts, mit so viel wie nichts, wenn von Kosten die Rede ist. Aber sie sehen aus, als sollten sie die Prunkstuben unsrer prahlenden Kaufmanns-Damen verdunkeln. In ihren Wohnstübchen fällt die Morgensonne auf eine schöne Zeichnung, die sie nach einem Gemälde oder Kupferstich bei der Gräfinn machte; sie stellt die Wittwe vor, die ihr Scherflein den Armen giebt. Das Weib sieht so beschämt und demüthig und selig verklärt aus, und Christus daneben hat weder den heiligen Schein noch den honigsüßen Ausdruck, der ihn sonst so kenntlich macht, er sieht aus, als danke er fröhlich seinem Gott, daß es so gute Menschen gebe, wie diese schöne Wittwe. Dieses Bild, sagte sie zu mir, giebt Muth, wenn mir

einfällt, wie wenig Gutes ich thun kann. Die liebe edle Seele!

Ja, so ſteht es mit dem braven Kinde. Sie hätte in den letzten zwei Jahren zweimal heirathen können, und daß ſie das ausſchlug, thut mir weh. Der zweite Antrag ging nach des Vaters Tod durch meine Hände. Ich redete ihr ſehr zu, ſie ſagte mir ſehr heiter: daß nicht ein thörichter Begriff von Treue gegen ihre erſte Liebe ſie abhielt, ſondern ein wundes Herz, mit dem ſie einen braven Mann nicht beglücken zu können beſorgte dürfte. Dagegen läßt ſich nichts ſagen. In gewiſſem Sinn waren die beiden Freyer ihrer auch nicht werth.

Hiemit endigt mein Bericht. Mich alten Mann werden Sie nicht im Verdacht der Schwärmerei halten; was ich Vortheilhaftes von dem Mädchen ſagte, iſt, wenn Sie ſich meiner Art noch erinnern, viel weniger, als ſie verdient.

Eine Menge Gedanken, die ich noch hinzuſetzen möchte, unterdrücke ich. Vielleicht verſtehen wir beide uns beſſer, wie wir's gegen einander äußern, dann ſind ſie unnöthig. Der Himmel gebe Ihnen in allem Guten, was Sie vornehmen, Gedeihen, das wünſcht von Herzen Ihr M. L.

De Gevre hatte den Brief in langen Zwischenräumen, die ein sehr ernstes Nachdenken ausfüllte, gelesen. Bei dessen Schluß ward sein Gefühl sehr lebendig. Ich hatte nicht wollen Uebels stiften, sagte er zu sich selbst, aber ich stiftete es. Diesen und jenen Umstand anders genommen, und ich veranlaßte eine unglückliche Ehe, und alle Demoralisation, und alles Herzeleid, das daraus folgt. Oder ich trenne die jungen Leute, wie ich jetzt that, und ein oder der andere Umstand geändert, so ward Carl ein Wüstling und Nancy ein verwahrlostes Mädchen. — Aber welchen Umstand denn anders? Hieng die Erhaltung ihrer beider Tugend von den Umständen ab? also von Zufällen? — Was ist denn Tugend? — Oder von den Eigenschaften ihres Gemüths, die ihnen eigen waren? die mich in dieses Verhältniß mit Nancy brachten? die mich vermochten, so gegen sie zu reden, so gegen ihn zu handeln? — Dann läge in ihnen die Ursache zu den Folgen, die meine Dazwischenkunft in ihrem Schicksal hervorbrachte. Ihre wär das Verdienst, und ich verdiente keinen Vorwurf, ich wär ein gleichgültiges Werkzeug zu ihrer Entwicklung gewesen. Aber ich wirkte mit

mir bewußtem Willen? ich war vor mir selbst kein unwillkürliches Werkzeug — ich that also Unrecht! — Ihre Thränen kommen über mich.

Diese Gedanken beschäftigten lange, und beschäftigten, seit der Zufall ihn wieder mit Carln zusammen geführt hatte, zum tausendsten Male de Gevres Gemüth. Sie machten ihn für die Zukunft sehr vorsichtig in dem Antheil, den er nehmen durfte, um seines Freundes Schicksal zu entwickeln. Die einzige Einwirkung, die er sich jetzt erlaubte, war sein Entschluß, Carln zu einer beschleunigten Rückkehr in seine Vaterstadt zu bewegen. Dann schien ihm seine Wiedervereinigung mit Hannchen nach dem Gange, welchen die Denkart beider jungen Leute genommen hatte, unfehlbar. Carl unterbrach sein Nachdenken, indem er ihn in dem Bosket aufsuchte. Nach drei Monaten habe ich endlich Briefe aus meiner Vaterstadt, sagte er mit einem Ausdruck von Verlegenheit und Unruhe. De Gevre war durch den Gegenstand, welcher ihn so eben beschäftigt hatte, sehr weich, er bot Carln die Hand und behielt sie, ihn sanft näher ziehend, in der seinen. Gute Nachrichten, mein lieber Charles, unser lieber Charles! —

Denn eben kam Lameral gesprungen, und suchte mit seinem einen Arm beide Männer zu umarmen. — Nancy's Vater ist todt, sagte Carl, Nancy ist arm, verlassen. — Hier überwältigte ihn sein Gefühl, er warf sich an de Gevres Busen. Lamoral brach in einen Ausruf des Schreckens aus, wie er seines Freundes Thränen sah; er heftete einen dringenden Blick auf seinen Vater, aber seinen Wink verstehend faßte er sich, drückte Carls Hand mit aller Kraft und sagte zuversichtlich: der Vater wird dir helfen, Charles, frage du ihn. Dann gieng er langsam fort, um der Männer Gespräch nicht zu stören.

Dieses kurze Zwischenspiel hatte de Gevres Ansicht ganz verändert. Wenn er Carln verschwieg, daß ihm Nancy's Schicksal mit den rührendsten Umständen bekannt sey, mischte er sich dann nicht durch Unthätigkeit, so wie damals durch Theilnahme, in sein Schicksal? Sein lebhaftes Gefühl fand sich schnell mit seinem Verstande ab; ich kenne Nancy's Schicksal, rief er, und drückte Carln fest an seine Brust, hier lesen Sie, zürnen Sie dem Freund, wenn er es verdient, aber eilen Sie, glücklich zu seyn! Er gab ihm des Arztes Brief

und wendete ſich dann ſchnell in eine Seitenallee.

Nach einer halben Stunde begegneten ſich beide Freunde, denn ſie ſuchten ſich beide. In Carls Geſicht lag Wehmuth, Heiterkeit, Zuverſicht, aber die Haſt ſeiner Worte und Bewegungen verrieth die Empfindungen, welche er durchgegangen war, und die ihn noch erſchütterten. Was er, eh ihm de Gevre des Arztes Brief mittheilte, von Nancy's Schickſal wußte, rührte von einer trocknen Anzeige des alten Buchhalters her, der ihm meldete: der alte Well ſey todt, die Vormünder ſeiner Hinterlaſſenen hätten ſich bankerott erklärt, und die Wittwe befinde ſich nebſt der Tochter in ſehr dürftigen Umſtänden. Mit heftigem Schmerz ergriff ihn der Vorwurf, daß er das drückende Schickſal dieſer beiden Menſchen verſchuldet habe, daß Hannchen durch ſeinen beſchränkten Sinn jetzt ihre Jugend in Dürftigkeit verblühen ſähe. Vergeblich zog ſein Herz ihn zu ihr hin, er ſah ſich ganz von ihr entfremdet, und keine Wiedererſtattung, die nicht drückend ſeyn mußte, für die Entfremdete, Verarmte. Die Erzählung des Arztes ſtellte ihm plötzlich alles in einem andern Lichte

dar. Hannchen, so wie er sie schilderte, das Urbild von Güte und Großmuth, war ihm nicht mehr fremd, sich ihr zu nahen, zu ihren Füßen alle seine Schwächen zu gestehen, ihr ein stilles, begnügsames Herz anzubieten, und die Unbilligkeit des Schicksals zu vergüten, indem er das Glück seiner Zukunft sicherte, fühlte er sich plötzlich den Muth; freudig rief er seinem Freunde entgegen: Ich gehe nach Deutschland, ich gehe, ein Glück zu suchen, das ich vielleicht nicht verdiene, nach dem zu streben ich aber dennoch Zuversicht habe. — Und Sie werden es finden, antwortete de Gevre mit freudiger Bestimmtheit, denn Sie bedurften nur den jetzt eingenommenen Standpunkt, es zu erkennen.

Hand in Hand giengen die Freunde zu Frau von Gevre, und meldeten ihr Carls Entschluß. Sie war ihres Mannes Vertraute gewesen, sie wußte schon den Inhalt des Briefs, der jetzt seinen Entschluß bestimmte, und ohne sich näher zu erklären, drückte ihr in Thränen glänzender Blick ihre Theilnahme und ihren Bekümmerniß über seine nahe Abreise aus. — Lamoral hörte still zu, saß still neben seinem Liebling, sein dunkles Auge

ſammte, ſeine Wangen glühten. Weinen wollte er nicht. Wie eine Pauſe in dem Geſpräche ſtatt fand, ſtand er auf, ſtellte ſich, die abgeſtorbne Hand im Buſen, feſt vor Carln hin, und fragte mit gefaßtem Ton: Du wirſt alſo glücklich ſeyn, fern von uns? — Er wird es! rief der Vater — Wir wollen für ihn beten! die Mutter. — Ich will es verſuchen, mein Lamoral, ſagte Carl tief bewegt, und ſchloß den edeln Knaben feſt an ſich. Der Kleine erwiederte die Liebkoſung nicht, ſondern fragte weiter: und wenn es nicht geht, kommſt du wieder? — Dann komm ich wieder, antwortete Carl und reichte dem Kinde die Hand. Du hörſt es, Vater, Mutter, er kommt dann wieder. Mit feſtem Blick ſchüttelte er Carls Hand, und gieng dann gefaßt an ſeine gewohnten Geſchäfte.

Carls Abſchied aus dieſer Familie muß gefühlt werden, ohne daß wir ſeine nach ſeiner Freunde Empfindungen ſchildern. Auch über das Mißvergnügen des guten Raddats eilen wir hin. — Er hatte ſeines Freundes Ankunft zu Ende des Herbſtes mit Sicherheit entgegen geſehen, er ſtellte ſich die Freude vor, ihn erträglich hergeſtellt an allem Genuß, den das unermeßliche Paris ſeinem

leichten Sinn und seinem Künstlergeschmack bot, Theil nehmen zu sehen, als er die Nachricht seiner Abreise auf dem kürzesten Wege nach Deutschland erfuhr. Carl fühlte mit warmem Herzen allen Dank, den Naddaks treue Freundschaft verdiente, aber der Vertraute seiner innigsten Gefühle, seiner jetzigen Hoffnungen konnte er nicht seyn, jetzt nicht mehr. Sein Geist war nun zu einer Reife gelangt, wo er alles Gute mit Liebe umfieng, aber sein Heiligstes, und das war sein Band an Nancy, nicht mehr dem Mißverstand aussetzen konnte.

Carls Vater konnte der Freude, den einzigen lang entbehrten Sohn wieder zu sehen, nicht widerstehen. Sie entriß ihm plötzlich die Brille des Vorurtheils, durch welche er sich vorgenommen hatte, jede Veränderung an ihm zu betrachten. Er mußte gestehen, dieser ruhige, sanfte, einfache, feste Mensch, der so bereitwillig in jedes Gespräch eingehe, der von einem jeden lernen zu wollen schien, und doch über alles etwas Neues, Geschentes zu sagen wußte, der sey ein ganz anderer Mann als der ehemalige, der bald faul, bald faselicht, bei ernsthaften Dingen stumm, bei geringfügigen streit-

süchtig, ihm immer Anlaß gegeben hatte, die Verkehrtheit der heutigen Jugend zu beklagen. Wenn er ihm seine Tabaksdose holte, oder der alten Base den Strickkorb ungebeten brachte, und ihr von schönen Kirchen, oder den reformirten Gemeinden in der Provence erzählte, oder den Obstdörren bei Marseille — dann sah er ihn mit vergnügten Augen an, und dachte: so waren die jungen Leute zu meiner Zeit! Das Alter ehren, die Schwäche schonen — so ist heut zu Tage keiner wie mein Carl! — Carl trat sogleich mit einer Einsicht in seinen Geschäftskreis wieder ein, der dem guten Alten bewies, daß die verflossnen Jahre und das verreiste Geld in der Zukunft seinem Handel wuchern würden. Was weiter mit Carln geschah, ist zu einfach, um weitläuftig erzählt zu werden, und zu schön und rührend, um in dürrem Abriß Genüge zu thun. Nicht Leidenschaft, sondern ein Gefühl, das auf das Bewußtseyn von Hannchens Werth gegründet war, lehrte ihn die Vereinigung mit ihr, als die Erfüllung ihrer beider Schicksals, anzusehen. Daher bekämpfte er auch seine Sehnsucht, sogleich in den ersten Tagen seiner Rückkehr zu ihr zu fliegen. Auch wollte

er sich vorher erst in seines Vaters Achtung und Vertrauen so festsetzen, daß er von seinem Widerspruch nichts mehr zu befürchten habe. Eine reiche Schwiegertochter war ehemals sein Augenmerk gewesen; er mußte ihm beweisen, durch seine Betriebsamkeit den Mangel an Eingebrachtem ersetzen zu können. Doch bald nahm er wahr, daß dieser alte Mann nicht so unempfindlich gegen seine alten Verhältnisse war, wie er sich und andern wollte glauben machen. Schon bei des alten Wells Tode that ihm das Herz weh; er konnte sich nicht verhehlen, durch seinen Rücktritt aus ihrem Handelsverband seinen Wohlstand niedergeworfen zu haben, wie aber die Wittwe arm ward, war sein Unwille gesättigt, er wollte sich durch Mitleid mit den Ueberlebenden, und billiges Urtheil über den Todten, Reue ersparen. Gern ließ er sich nun von dem Arzt, von dem alten Buchhalter, Hannchens Verdienste rühmen. Recht, sagte er, recht, das bringt Segen. Der Eltern Gebet für die Kinder ist wie der Frühlingsregen für die Saat. Fehlt der, so hilft kein Sonnenschein und Thau. Carl war angenehm überrascht, wie er diese Aeußerung erfuhr. Er sah ihren Zusammenhang voll

kommen ein, und baute darauf seine Hoffnung, seines Vaters Zufriedenheit mit seinem Glück zu vereinen.

Es waren nun schon verschiedene Tage seit seiner Rückkehr verflossen, er glaubte jetzt seine Lage übersehen, seines Vaters Stimmung berechnen zu können, und setzte den nächsten Tag zu seinem ersten Besuch bei Hannchen fest. Er wollte ohne alle Mittelsperson sich an ihr Herz wenden, selbst des redlichen alten Arztes Theilnahme war er ausgewichen, so deutlich er von dem treuherzigen Wohlwollen, welches er ihm bei seinem ersten Wiedersehen bezeigte, hoffen konnte, von ihm bei Hannchen vertreten zu werden. Seitdem sah er ihn nur einmal, und fand sein Betragen verändert, er schien ihn mißtrauisch zu beobachten, und dieses befremdete Carln nicht, denn er konnte seine Gründe, warum er Hannchen noch nicht aufsuchte, nicht errathen. Carls Brust hob sich ahndungsvoll bei der nahen Entwicklung seines Schicksals, er verließ sein Haus bei der eintretenden Dämmerung, um auf einsamem Spaziergang seinen Gefühlen nachzuhängen. Es war ein schöner Spätherbst, ein blauer Nebel hatte sich gegen Sonnen-

untergang niedergelassen, und breitete sich wie eine leichte Decke allmählig von den Hügeln ins Thal herab. Auf allen Wegen begegnete er Bürgersleuten und Taglöhnern, die ihr Gartengewächs für den Winter-Vorrath in die Stadt brachten. Manches gewohnte Gesicht, manche Gestalt früher Jahre gieng an ihm freundlich grüßend vorüber. Einzeln stieg auf den Feldern hie und da ein rothes Flämmchen auf, wo Feuer zum Verbrennen von dürren Pflanzen angezündet waren, der Rauch senkte sich mit dem Nebel vermischt auf die Fluren, und die feuchte Luft führte Carln einen Geruch zu, der seine frühere Kindheit in lebendiger Erinnerung aufrief. Still und wehmüthig gieng er neben neuen Umzäunungen hin. Ein Gemeindsplaz war erst seit seiner Abwesenheit zu Gärten vertheilt worden. Sonst gieng da ein Weg durch nach einem Wäldchen, wo er oft als Knabe am Ufer des Flusses Kiesel geschleudert hatte. Er trat in eine Umzäunung, um diese Richtung durch die abgeräumten Gärten zu verfolgen. Im Hintergrunde des Gartens standen zwei Frauenzimmer, die einem Mann zusahen, der Gartengewächs auf einen Karren lud. Der Mann schien alt und konnte

es nicht allein bewerkſtelligen, eines der Frauenzimmer ſuchte ihm zu helfen. Der Auftritt gieng ſtillſchweigend vor ſich, der Abend war ſchon ſo geſunken, daß Carl kein Geſicht unterſchied, aber ſchnell hinzueilte, um ſtatt des wohlgekleideten Frauenzimmers dem Taglöhner Handleiſtung zu thun. Dieſe ſagte ihm einige Worte, die er nicht verſtand, denn er vernahm nur ihre Stimme. Es war Hannchen. Herr Aicha! Sie hier! rief zugleich ihre Geſellſchafterinn, in welcher er die Commerzienräthinn erkannte, deren Stimme aber ein plötzliches lautes Weinen unterbrach. Daß Carl ſie beim erſten Wiederſehn unter Umſtänden fand, welche die Veränderung ihrer Lage ſo deutlich bezeichneten, überwältigte die Faſſung der armen Frau. Ihre Thränen zogen die beiden jungen Leute von ſich ſelbſt ab, und machte den erſten Augenblick ihres Wiederſehens zu einem gemeinſchaftlichen Ausdruck des Wohlwollens für die gute Mutter, deren Schmerz ſie beide verſtanden. Ohne des Weges, der ſie manches Jahr getrennt hatte, zu gedenken, ſtanden ſie als Geſchwiſter neben einander, und tröſteten die weinende Mutter. Zwar zitterte Hannchens Stimme, zwar

verstummte Carls Mund, indem ihre Hände sich berührten, wie sie beide liebkosend der Weinenden Hand fassen wollten, aber die Form, in der sich ihre Empfindung aussprechen sollte, war gefunden. Carl führte die Mutter nach Hause, Hannchen gieng nicht an seiner Seite, sie sprach nicht, sie schien sogar das Gesicht abzuwenden, denn sehen konnte er sie in der Dämmerung nicht mehr. Die Mutter sagte vieles mit Herzensergießung, wie das Alter thut, wenn die Erinnerung der Vergangenheit in ihm erweckt wird. Von ihres Gatten Tod, von dem stillen Glück, das sie ihrer Tochter jetzt danke, und indem Hannchen hier ein paar liebe kindlich bescheidne Worte aussprach, hörte Carl an ihrer Stimme, wie weich ihr Herz sey. Sie kamen bei der Commerzienräthinn Wohnung an, Carl stieg ungefragt mit ihnen die Treppe herauf, und betrat das Zimmer, welches er aus des Arztes Brief an de Geyre schon zu kennen glaubte. Er war jetzt in einiger Verlegenheit: ob er seinen Besuch für heute abbrechen sollte? allein sein Herz schrieb ihm seinen Weg vor, und er blieb. Auch die Mutter war befangener, sie gerieth aber bald in Erzählung ihre Geschäfte be-

treffend. Hannchen war sogleich nach ihrer Nachhausekunft von der Hausmagd abgerufen worden, er sah an einigen Gängen, die sie durchs Zimmer that, an Schlüsseln, die sie holte, daß sie wirklich Hausgeschäfte hatte. Nun kam sie herein, setzte ein Tischchen an den Sofa, nahm Arbeit, und bald hatte sich mit der Mutter und Carl eine kleine Gruppe gebildet, die es zu vergessen schien, daß es ihnen neu war, zusammen zu seyn. Die Commerzienräthinn fragte nach Carls Reisen. Er erzählte viel, erzählte mit Wärme und vielfachem Sinn, denn der Gegenstand beschäftigte ihn, und die Beziehung, die jedes Wort auf den jetzigen Augenblick hatte, ward immer lebhafter in ihm. Er fühlte, daß diese Erzählung ihm selbst aussprache, was er geworden war, seit der Zeit, die zwischen ihm lag, und dem theuern Geschöpf an seiner Seite. Er fühlte aber auch, daß in dem, was er verschwieg, so viel mehr lag, als in dem, was er erzählte. Hannchen hörte stillschweigend, aber mit unverholener Theilnahme zu, und im Fortgang des Gesprächs wendete sich ihr Blick oft flüchtig, aber mit geistvoller Freude auf Carln. Aber Ihr Arm, lieber Herr Aicha, unterbrach die

Mutter; eine Beschreibung, die Carl von der Ankunft eines Algierer Schiffs im Haven von Marseille machte, in Marseille ist Ihr Arm krank geworden? — In Nimes. — Aber in Marseille sind Sie vom Seebad geheilt? — Nein in Barege. Hier überraschte ihn de Geores Bild, und mit ihm seine Wünsche und Hoffnungen. Unwillkührlich richteten sich seine Augen mit der ganzen Zärtlichkeit, die sein Herz bewährte, auf das theure Mädchen, er begegnete ihrem Blick, den jetzt Mitleid mit den Leiden, die ihm sein Arm verursacht hatte, belebte. Carls Fassung war dahin, er stand auf, gieng durch das Zimmer, und blieb, ohne daran zu denken, vor der Zeichnung der Wittwe stehen, die ihr Schärflein den Armen giebt. Eine plötzliche Spannung seiner Gefühle ergriff ihn, er kehrte zu Hannchen zurück, sank vor ihr auf die Knie und rief durchdrungen: Wie Sie die Meine seyn wollten, war ich Ihrer nicht werth, wie Sie mich verwarfen, ward ich sehr elend, aber die Zeit ist nicht ganz vergeblich für meine Besrung verflossen, — wollen Sie — wollen Sie ein geläutertes Herz als Ihr Eigenthum erkennen? — Hannchen hatte keine Worte. — Ge-

den Sie meinem Leben wieder einen genügenden Werth! hat er durchdrungen, und hielt das Gesicht auf ihre Hand gebeugt. Die Mutter sah erstaunt zu, Hannchen weinte sanft. Die kurze Stille war wie der Augenblick, welcher dem Sonnenaufgang vorhergeht. Ahndung des belebenden Lichtes! — Ist das keine Ueberraschung Ihres weichen Herzens? fragte Hannchen mit einem unaussprechlichen Ausdruck, der den Worten jeden Vorwurf benahm. — Es ist erlangtes Ziel, nach dem ich strebe, seit meine Thorheit mich von hier forttrieb, das ich mit Sehnsucht verfolge, seit Armand, der meine Vernunft zuerst verwirrte, mir die helle Ansicht meiner selbst verschafft hat. — Armand? rief Hannchen, und fand keine Worte mehr zu fragen — Armand zeigte mir vor drei Jahren, daß ich Ihrer nicht werth sey, ich verließ ihn vor vier Wochen, und er bewies mir, daß ich Muth haben müsse, von Ihnen mein Glück zu erbitten, Ihnen mein armes ... ganzes, ganzes Herz darzubringen.

Sie waren vereint, und der Mutter Gebet segnete den Bund. Der alte Aicha ward überrascht, wie Carl ihn um seinen Beifall zu seiner Heirath

hat. Aber zwei Gründe wirkten auf ihn: Sein Gewissen, das ihm Härte gegen seinen alten Freund, Hannchens Vater, vorwarf, und die Achtung, die sich Carl bei ihm erworben hatte. Seine Zustimmung ward nicht großmüthig, aber willig gegeben, wie er aber Hannchen wieder sah, wie sie mit einer Kindlichkeit, die mehr Liebe für Carln ausdrückte wie tausend an ihm verschwendete Liebkosungen, um seinen Segenbat, lobte er Gott fröhlich, und sah wohlgemuth in sein graues Alter hinab, das nun von Kindern und Enkeln umgaukelt werden sollte.

Hannchen und Carl sind glücklich. Jeder neuer Zug, dem sie sich aus dem Gemälde ihrer Vergangenheit anvertraun, fesselt ihre Herzen fester an einander, sie erkennen in jedem nur Annäherung zu dem Ziel, das sie jetzt erreicht haben. Gütig hat das Schicksal Carln die traurigste Folge seines Treuebruchs gegen den guten Jasinsky durch Euphrosinens schnelle Rückkehr zur Tugend erspart, denn seine Briefe entwerfen ein rührendes Gemälde häuslichen Glückes.

De Gèvre findet erst jetzt sein Bewußtseyn ganz mit seinen Grundsätzen im Einklang, seit

seines Freundes Frieden gesichert ward. Lamoral schreibt mit seiner linken Hand, daß ihm sein Vater versprochen habe, in Aicha's Comptoir seine ersten Handelskenntnisse erlernen zu dürfen. Hannchen drückt mit Freudenthränen ihres Carls kranke Hand an ihre Brust, weil sie es war, die ihn zuerst mit dem holden Knaben bekannt machte, der, ein liebliches Werkzeug des Schicksals, die erste Veranlassung seiner Rückkehr zu ihr ward. Naddak war der erste Zeuge ihres Glücks aus der Zahl der entfernten Freunde, er genoß begeistert das wohlthätige Schauspiel, und bei seiner Abreise hieng er Hannchens Zeichnung von der wohlthätigen Wittwe gegenüber, das Bild des mildesten Weisen, wie er ausruft: Wahrlich ich sage euch: es ist mehr Freude im Himmel über einem Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.

Mehr Glück als Verstand,

eine

Erzählung in Briefen.

Von F. L. Huber.

Ich möchte wohl wissen, sagte Natalie B., wie man es aufgenommen hätte, wenn dem Verfasser von Werthers Leiden eingefallen wäre, in der neuen Ausgabe Werthern mit dem Leben davon kommen zu lassen —

Hilf Himmel, welcher Gedanke! rief Clemens.

Warum? fragte Natalie — Ein Dichter kann sich ja mit der Zeit über das Schicksal seines Helden eines anderen besonnen haben.

Schwerlich, meinte Rudolf, sobald es ein rechter Dichter und ein rechter Held ist. Der Held, den der Dichter nach einem Dutzend Jahren in einer

neuen Ausgabe eben ſo gut leben laſſen konnte, als er ihn ſterben ließ — möchte mit genauer Noth zur neuen Ausgabe gelangt ſeyn. Sagt nicht Diderot irgendwo: in einem guten Roman ſey mehr Wahrheit als in der wahrſten Geſchichte? Das mag die Urſache ſeyn, warum ein lebendig davon kommender Werther nicht weniger undenkbar wäre, als etwa ein Julius Cäſar, der das Kapitol mit heiler Haut verließe.

Natalie lachte: Da hätte ich alſo die poetiſchen Herren wieder vor den Kopf geſtoßen, und thue wohl am beſten, wenn ich meiner proſaiſchen Zunge dieſen Abend Stillſchweigen auflege.

Nicht doch, liebe Natalie, ſagte Clemens — Wenn Sie gegen unſre poetiſchen Steckenpferde zu Felde ziehen, ſo müßten wir irgendwo gegen die Poeſie in ihrem innern angeſtoßen haben, und es iſt billig, daß wir unſre Strafe leiden. Laſſen Sie ſich alſo nicht ſtören; denken Sie ſich Werthern friſch und geſund — wenn Sie wollen, auch von ſeiner Liebe geheilt —

Je nun! fiel Natalie ein — das hätte vielleicht ſo ſchwer nicht gehalten, wenn er ſich nicht zur rechten Zeit erſchoſſen hätte.

Herr P. ſagte leiſe zu Clemens: Heute iſt ſie im Zuge zu blaſphemiren!

Clemens fuhr fort: Warum hätte auch nicht allenfalls Lotte eben ſo gut Hauptperſon ſeyn, und ſterben können? — Oder gar Albert?

Hauptperſon ſeyn, und ſterben, iſt zweierlei, ſagte Natalie — Wenn ich mir Lotten mit beſtimmteren Zügen, mit einer eigenen, andern Geltung denke, als die ſie durch die Liebe des erhabnen Gecken erhält —

Das iſt eine Schönheit des Gedichts! rief Rudolf.

Sage ich das Gegentheil? — Ich kann mir aber in dem gewöhnlichſten Weibe, ſobald es nur möglich iſt, daß ſie Liebe errege und empfinde, eine Lotte denken. Hingegen ein Charakter, der mehr Außerordentliches, der eine kühnere Selbſtſtändigkeit hätte, würde in Lottens Verhältniß —

Gewiß Werthern um Vieles anders modifiziren, fiel Clemens ein.

Ah, ſagte Natalie, um Werthern bekümmre ich mich nun einmal am wenigſten — Aber Lotte, dieſe Lotte, was würde ſie wohl anfangen? Wie würde es ihr ergehen?

Ich rieths wirklich, nahm Herr B. das Wort, daß wir dieſer veränderten Lotte, meiner Frau zu Gefallen, auch einen andern Albert gäben, einen Albert ohne Zwar und Aber, der ſich dazu ſchickte, wie Vetter Clemens vorſchlug, allenfalls auch Hauptperſon zu ſeyn —

O weh! ſeufzte die muthwillige Minette — Das gäbe in allemege einen langweiligen Roman!

Ei, ei, Minette! ſagte der Major S., indem er drohend den Finger aufhob, und Minette ward roth. Der Major ſaß bei'm Schachbret; während ſein Gegner ſich viel Zeit nahm, einen Zug zu überlegen, hatte er zugehört, und war gegen das Ende der Unterredung aufmerkſamer geworden. Er ſtand auf: Was geben Sie mir, Natalie, wenn ich Ihnen eine Lotte und einen Albert nach Ihrem Sinne ſchaffe?

Wie verſtehen wir das, lieber Major? fragte Natalie.

Die jungen Leute lachten. Nun, ſagte Rudolf, der Major wird doch nimmermehr einen Roman in petto haben —

Ich glaube wahrhaftig, antwortete der Major, ich könnte noch eher auf meine alten Tage einen

Roman spielen, als einen schreiben. Aber im vollen Ernste, ich zähle unter meine liebsten Freunde einen Mann und ein Weib, die eine Zeit in ihrem Leben hatten, wo er so ziemlich ein solcher Albert, und sie eine solche Lotte war, wie Sie jetzt Lust haben mochten sich zu denken. Von dieser Zeit habe ich sprechende Aktenstücke in Händen, die ich morgen mittheilen kann — Neugierig bin ich, was Natalie dazu sagen wird, und es ist Manches darinn, das den ledigen Personen von der Gesellschaft zu Nutz und Frommen gereichen kann —

Natalie und alle Uebrigen freuten sich auf den folgenden Tag. Ein Schach dem König! rief den Major zu seinem Spiele zurück, aber am andern Tage erschien er mit den versprochnen Papieren.

I.

Juliette von L. an Julius von H.

Was war Ihnen gestern Abends? — Sie haben mich gekränkt, in Verlegenheit gesetzt. Ich fürchte wirklich, als ich von meiner nahen Verbindung mit Herrn von T. sprach, etwas Unschickliches in meinem Tone gehabt zu haben. — Ich bin mir bewußt, daß ich ein wenig linkisch dabei aussehe: vielleicht

gicht mir das einen falſchen Anſtrich. Aber ich bitte Sie, machen Sie mich's nicht bereuen, daß ich natürlich und offen gegen Sie war, daß ich die Verlegenheit meiner Lage benutzte, um einen angenehmen Umgang zu genießen, ohne gleich durch Leidenſchaft und Intrigue und Vorſicht geſtört zu werden. Dieſen Abend erwarte ich Sie zum Vorleſen — ich nehme keine Weigerung an, ich verlange das Opfer Ihrer Freiheit.

2.

Julius an Julietta.

Sie verlangen das Opfer meiner Freiheit, gnädigſtes Fräulein? — Sie verlangen mehr als das: was Sie verlangen, iſt das Opfer meines ganzen Gefühls. Sind Sie wirklich ſo unempfindlich, unbefangen? wiſſen Sie wirklich ſo wenig, was man in Ihrer Nähe empfindet? — Es war unbarmherzig, ja es war unvorſichtig, ſo mitten unter den Menſchen mir das Geheimniß zu entdecken. Denn nun das Gefühl, das mir das Herz zuſammenzog, das mir's unmöglich machte, nieder Sinn in meine Worte zu bringen, laut ausgeſprochen wäre, wenn ich die liebe Hand, die ſo leichtſinnig die Rolle an meine Bruſt legte, ergriffen, und geſagt hätte:

Juliette, warum betrogen Sie mich? — Aber beruhigen Sie sich, mein Fräulein. Ich bin wieder zur Vernunft zurückgekehrt. Was mir bevorstand, wußte ich, eh' ich Sie sah. „Kennt sie nur erst!" sagte mehr als einmal Ihr alter Mentor zu mir. Und

„Wie
„Hat er so wahr gesagt: Kennt sie nur
erst!"

Als der Augenblick nun kam — Fräulein, ich brauchte es nicht zu wissen, daß Sie durch die Wünsche beider Familien dem Herrn von T. bestimmt waren; ich war ohnehin überzeugt, daß ich ohne Ansprüche vor Sie treten müßte. Arm, fremd, gelähmt an meinen schönsten Kräften, wäre ich ein Rasender, wäre ich Hochverräther an der Natur, wenn ich Sie anders anschaute, als der Maulwurf die Sonne, an der er einen Augenblick sein finsters Daseyn erwärmt, um dann zurückzukriechen in das enge dumpfe Loch, das ihn lebendig begräbt. Ihm fällt es nicht ein, sich mit dem Adler zu messen, der zu dem ewigen Glanze hinanstrebt! — So gönnen Sie mir dann immerhin den lichten Punkt in meiner armseligen Existenz, den mir Ihre Nähe gewährt.

Noch einige Wochen, und Sie vergessen über der Ankunft Ihres glücklichen Bräutigams alle die andern Weinläufer, deren Hoffnungen er in den Staub tritt. Sie vergessen dann auch mich, der sich nicht einmal auf die Bahn wagte. Fallen Ihnen indessen Thränen ein, die Sie fließen sahen, und nicht zu trocknen vermochten, trübt je eine solche Erinnerung Ihr schönes Auge, so gedenken Sie auch der Seligkeit, die mich jedesmal durchdrang, wenn ich einen Blick in Ihr reines, offenes Herz that —

Ich werde kommen, und vorlesen; ich werde jeden Augenblick genießen, den Sie mir schenken wollen. Es liegt eine lange, leere Zukunft vor mir, in welcher mir nichts als Erinnerung übrig bleiben wird: desto unersättlicher muß ich mit der Gegenwart geizen.

3.

Julierre an Julius.

Ich bitte Sie, lassen Sie uns Bestimmtheit in ein Verhältniß bringen, dessen Fortsetzung, wenn es so bliebe, peinlich seyn würde. Ich dachte, Sie gestern Abends allein zu sprechen, und wollte Ihnen Vieles sagen. Am Ende ist es aber auch besser, ich schreibe; ich meyne kälter dabei zu bleiben. Ihr

Billet hat mich lebhaft bewegt. Ich that Ihnen weh? — Julius, das wollte ich nicht! Es geschah wider meinen Willen. Meine Absicht war überhaupt, daß eine beschlossene Sache gleichgültig gesagt, und dem ersten Anlauf von Verwunderung, Fragen, Glückwünschen, damit vorgebaut werden möchte; darum that mir die Tante den Gefallen, meine Heirath so gelegentlich kund zu thun. — Ich habe meine Hand ohne Liebe wie ohne Widerwillen hingegeben. Herrn von T. sah ich zweimal in Gesellschaft, wie mir nicht einfiel, daß ich ihm jemals näher angehören könnte. Ich kenne ihn so gut wie gar nicht. Er wird für einen sehr achtungswürdigen Mann gehalten; er hat Vermögen, er ist auf dem Wege, nützlich, ja sogar wichtig zu werden. Ein vorzüglich gebildeter Mann hat es mir geschienen; aber er hat, als wir zusammenkamen, weiter nicht auf mich geachtet, was auch ganz natürlich war, denn ich hatte damals etwas im Kopfe, dessen ich, da ich es für nichts Böses hielt, kein Hehl hatte. Es war gerade wie mein Vetter L. abreiste — Sie haben ihn ja öfters in unserm Zirkel nennen gehört. Seine Liebe war mir immer lästig gewesen; aber seine männliche Ergebung und sein

tiefer Schmerz, als er von hier wegging, rührte mich unendlich. Ich glaube in der That, ich hätte ihm endlich Liebe verſtägen, und mein Mitleiden ſelbſt für Liebe halten können; wenigſtens beſchäftigte mich damals der Vetter L. ſo lebhaft, daß Herr von T. mir ſogar Aufmerkſamkeit hätte bezeugen können, ohne daß ich es gemerkt hätte.

Mein Vater that mir ſeinen Willen — nein, ſeine Wünſche, kund. Er gab mir Gründe an, die ich als gut erkennen mußte. Ich habe dich, ſagte er, zu einem freien Geſchöpf erzogen; unzählige kleine Rückſichten, die dein Geſchlecht in der erſten Jugendzeit binden, habe ich dir erlaſſen. So wie ich dich deinen Geiſt ausbilden ließ, kannſt du dich den Banden der Sitte ohne Täuſchung unterziehen. Du weißt, was die Ehe von dir fordert; ſieh zu, ob du es leiſten kannſt. Liebteſt du den Herrn von T., ſo würde mir die Sache deſto angenehmer ſeyn. Ich fände es aber thöricht, zu warten, bis ſich etwa ein Mann fände, den du liebteſt, und der dein Freier würde, da ſich jetzt ein in jeder Rückſicht ſo vorzüglicher Mann meldet, der ebenfalls ohne Leidenſchaft dir ſeine Hand anbietet. —

Dagegen hatte ich nun ſchlechterdings nichts ein-

zuwenden. Auch wüßte ich nicht, was jemals dagegen eingewendet werden könnte. Zu der Erziehung, die mir mein Vater gegeben hat, mag der Grund in seiner Lebens- — vielleicht in seiner Ehe-Geſchichte liegen. Meine Mutter ſtarb ſo früh, daß ich keine eigentlich vernünftige Erinnerungen von ihr habe. Ich war einzige Tochter; man ließ die Tante kommen: ſie machte die Honneurs vom Hauſe, und ich wurde ihr für allen weiblichen Unterricht übergeben; aber meinen Kopf bildete mein Vater, oder vielmehr er ließ ihn gewähren, und hielt nur die gewöhnliche Bildung von ihm ab. Ich las, hörte kluge Leute reden, las wieder, fieng an zu denken, zu empfinden. Warum mit meiner Empfindung die Furcht, durch ſie in Gefahr zu gerathen, zugleich erwachte, weiß ich ſo eigentlich nicht. Mein Vater hatte keinen Theil daran: er ſprach oft von der Feſtigkeit meines Kopfs, nie von der meines Gefühls. Die vielen Romane, die ich las, und die vielen, die ich um mich her ſpielen ſah, haben zuſammen die Wirkung gehabt, daß ich nie ſelbſt einen Roman ſpielen mochte. Jene intereſſirten mich ſo ſehr, und dieſe, mit ihren Helden und Heldinnen, waren ſo alltäglich und abgeſchmackt, daß ich einen

heiligen Abſcheu vor allen Romanen in der Wirklichkeit bekam: Dazu kam auch die Unmöglichkeit, meinen Stolz zu Heimlichkeiten herabzulaſſen. Ohne Rendezvous und geheime Botſchaften wäre es doch nicht abgelaufen: dazu konnte ich mich nicht entſchließen!

Nun fanden ſich Männer, die mich bewunderten, die mich liebten. Ich nahm mir feſt vor, keinen zu lieben, und ich habe es gehalten. Lebhaft intereſſirten mich ein Paarmal Gefühle, die man für mich hatte; ich beſtritt ſie nicht, ich gab mich nicht für unempfindlich aus, aber es hätte auf Romane hinauslaufen müſſen: einmal war es ein Mann, deſſen Familie meines Vaters neuen Adel nicht anerkennen konnte; das andermal machte das Vermögen ein unüberſteigliches Hinderniß. Beim Vetter L. hatte es in meinem Herzen vollends keine Gefahr. Ueberhaupt aber, wenn man mir eine Leidenſchaft zeigte, die ich erregt hatte, ſo hielt ich das für kein Wunder und für kein Unglück, und behandelte es mit Offenheit gegen den Mann, dem ich gefiel, und mit Vertrauen auf mich ſelbſt. Mein Verſtand arbeitete bei ſolchen Gelegenheiten zu lebhaft, um meiner Eitelkeit

zu großen Spielraum zu lassen. Ich überredete mich nicht leicht, daß es wirklich Leidenschaft wäre, was man für mich empfand, und wenn ich es dafür annahm, so fiel mir nie ein, diese Leidenschaften für etwas Ueberschwengliches, Ewiges zu halten: ich hielt sie — eben für das was sie waren.

So wenig Weib, über Bewunderung zu zürnen, war ich nicht, und wollte es nie seyn. Das aber wollte ich: daß der Mann, dem ich gefiele, selbst dabei gewönne; daß ihm alles Gute um so mehr gefiele. Diesen Willen glaube ich nie dem Verlangen, Eindruck zu machen, der Liebe zur Herrschaft, aufgeopfert zu haben. Freilich vermischte sich das Interesse, das ich in dieser Rücksicht für Menschen empfand, die man unter meine Anbeter zählte, mit den Eigenthümlichkeiten, mit den Unarten meines Charakters: es wurde heftig, gebieterisch, zuweilen muthwillig; es konnte — ich gestehe es — dann und wann wie Koketterie aussehen. Allein mit gleichgültigen Menschen kam ich nie in diesen Fall; wenn ich tyrannisirte, war ich gewiß selbst in einiger Gefahr, einen Herrn zu bekommen, und mich rettete nur die Ungeschicklichkeit der Leute, die, weil sie in der Leidenschaft

handelten, mir bald Blößen zeigten, und mich, weil ich nur gefühlvoll, und nicht leidenschaftlich war, damit verletzten.

Nachdem ich auf diesem Wege die Liebe kennen lernte, ohne sie selbst zu empfinden, habe ich meine Hand ohne den geringsten Widerwillen versprochen. Es ist nun entschieden, daß ich ohne Liebe leben werde. Um so weniger denke ich, an der Freiheit meines Wesens etwas zu ändern. Um so weniger werde ich mich scheuen, Theilnahme — wollte ich nicht streng wahr gegen mich und Andere seyn, so könnte ich es Freundschaft nennen — zu empfinden, wo sie mir eingeflößt wird. Herr von T. soll ein Mann ohne Vorurtheile seyn. Er liebt mich nicht: mein Loos mit ihm ist leicht vorherzusehen. Ich werde seine Achtung zu erwerben wissen, und im Besitz dieser Achtung mit der nämlichen Offenheit fortleben, die bis jetzt in allen meinen Handlungen lag. Und mir genügt nicht allein ein zahmes Bewußtseyn, nichts zu verheimlichen; nein, auf den Trotz der Wahrheit mache ich Anspruch. —

Sollte ich falsch gerechnet haben, sollte er ein engherziger Mensch seyn, der, ohne mich zu lieben, nicht zugäbe, daß ich für andre Menschen etwas

fühlte — wohl, so gebe ich der Nothwendigkeit nach, beschränke mich auf mich selbst, meinen alten Mentor, meinen Hund. — Doch das ist gottlos geschwatzt. Darum ist ja zur Ehe keine Liebe nöthig, weil die Ehe Pflichten hat; auf diese Pflichten würde ich mich beschränken — gern und willig beschränken. Welkt nicht so manche Rose, eh' sie sich entfaltete?

Freilich wäre noch ein dritter Fall möglich — daß T. mich liebte; daß er mich liebte, nachdem er mich kennen gelernt hätte. Das wird aber nicht geschehen. In's Ohr kann ich Ihnen sagen: er hat in B. eine Italiänerinn unterhalten, an der er sehr hängt, die ihn schon vor drei Jahren zum Vater machte. — Woher ich das weiß? — Nein, mein Herr! Ich plaudre viel, aber ich kann auch schweigen.

Ich hörte in N., daß Sie in unsrer Residenz angekommen wären. Mein Vater schrieb, er hätte den Sohn seines alten Freundes umarmt, ihn in seinem Hause aufgenommen. Die Tante schrieb, Herr von H. wäre bei dem Vater so wohl daran, daß ich eilen müßte, bald zurückzukehren, damit er mich nicht entbehren lernte; schon lasen Sie ihm

Zeitungen vor, giengen mit ihm ſpazieren — Ich war alſo vorbereitet, Sie mit Vertrauen zu ſehen. Mein Vertrauen habe ich Ihnen, nach meiner Art, einfach und ohne Rückhalt gezeigt. Ich habe Sie wie meines Vaters Freund behandelt, und Ihr Schickſal hat mich weich gegen Sie geſtimmt. — War unſer Verhältniß nicht glücklich? Sollte meine Heirath früher Ihnen anvertrauen, als mein Vater für gut fand ſie im Publikum bekannt werden zu laſſen?

Das Aergſte, was ſich ergeben möchte, wäre alſo — daß Sie mich liebten. Nun! Sie werden es müde werden, inſofern ich Braut eines Andern bin, und was ich Ihnen, außer meiner Liebe, zu geben vermag, wird Sie glücklicher machen, als eine Empfindung, mit der ich mich nicht befaſſen kann — nein, nicht kann, ſelbſt wenn ich frei wäre. Hier alſo meine Hand. Iſt T. der Mann, den man mir ſchilderte, ſo wird er der Dritte in unſerm Bunde ſeyn. Wo nicht — ſo unterwerfen wir uns heiter der unabänderlichen Nothwendigkeit.

4.

Julius an Juliette.

Wenn ich dem Drange meiner Empfindung folgte, so würde ich nicht antworten auf Ihre geliebten Zeilen — lieber eilte ich zu Ihnen, um Ihnen zu sagen, daß nur Ein Wort in diesen Zeilen vor meinen Augen schwebt, in meine Ohren tönt, mein ganzes Wesen durchdringt — Julius, das wollte ich nicht! — Juliette! — Reinstes, einfachstes Geschöpf, das keines Dichters Fantasie je so schaffen konnte — Juliette, der Genius der sanften Menschlichkeit segne Sie für dieses Wort! Wenn ich ein Bösewicht gewesen wäre, wenn ich nach dem höchsten irdischen Glück, nach Ihrem Besitz gestrebt hätte — dieses heilige Vertrauen der Unschuld würde jeden, Ihrer unwürdigen Trieb aus meinem Herzen gebannt haben. Wären andre Weiber wie Juliette — ich darf Sie ja bei diesem brüderlichen Namen nennen? — es gäbe keine Verführer mehr unter uns. —

Tausendmal, ewig willkommen sey mir die dargebotene Hand! Solches Glück träumte ich nie, auch als ich noch Glück träumte. Seit einiger Zeit hatte ich auch dem Träumen entsagt. Das

Schickſal zürnte mir von der Wiege an. Nie lernte ich den ſüßen Namen Mutter ſprechen; meine Mutter ſtarb, eh' ich ihn zu lallen vermochte. Mein Vater ſah in mir die erſte Urſache ihres Todes, und er konnte mich nicht umarmen, ohne um ſie zu weinen. Meine Schweſter ward mein Theuerſtes auf der Welt, mein Ideal, mein Alles. Sie liebte ich, ſie betete ich an, und dieſes Gefühl verſchloß mein Herz jeder andern Liebe. Ich trat in die Frühlingszeit meines Lebens, als eine abſcheuliche Krankheit meine Züge entſtellte. Wäre mein Herz empfänglich geweſen, ſo würde ich vieler Philoſophie bedurft haben, um allen Anſprüchen auf Gefallen zu entſagen. Als ich mich zum erſtenmal im Spiegel ſah, war es mein einziger Gedanke, daß meine Schweſter ihren Julius nicht erkennen möchte. — Sie hatte die Blattern noch nicht gehabt; wir waren im Anfang meiner Krankheit von einander getrennt worden, ſo ſehnlich ſie auch gebeten hatte, mich pflegen zu dürfen. Als man mich für geheilt hielt, und Roſens Ungeduld keine Vorſicht mehr gelten ließ, lag ſie in meinen Armen, küßte jede Narbe auf meiner ſonſt glatten Stirne. — Ach Juliette, ſo

küßte den Tod von meinen Lippen! Ich sah sie leiden; entstellt, und fühllos gegen meine Verzweiflung sah ich sie sterben. — Ich fiel in ein hitziges Fieber: die Blüte meines Lebens war unwiederbringlich dahin. Mein Vater mußte nach Rosens Tode seinem Hause ein weibliches Oberhaupt geben, er heirathete wieder, ich wurde in die Welt geschickt. — Ich habe sie nun gesehen, genossen, die Welt — mit freiem Herzen betrat ich sie, mit kaltem Herzen kehre ich von ihr zurück; arm durch die fühllose Ungerechtigkeit meiner Stiefmutter, häßlich, rauh gegen die Menschen, weil die Menschen rauh gegen mich waren, arbeite ich nun daran — nützlich zu werden, nennt es Ihr edler Vater — ich nenne es ohne Erröthen: Brod zu finden. — — Welche höhere Seligkeit könnte ich dann erwarten, als in Ihnen die Freude meiner Jugend, meine Rose wiederzufinden? Was könnte ich mehr wollen, als Sie lieben, Sie anbeten zu dürfen, ohne Wünsche, ohne Mißgunst — wenn ich das häßliche Wort zwischen Ihnen und mir gebrauchen darf? Von aller Täuschung frei, werde ich keine Aeußerung Ihrer schönen Seele jemals für etwas anderes

nehmen als sie ist. Ich will nichts seyn, als der Spiegel Ihres Gemüths. Thäte ich mehr, als das reizende Bild aufnehmen, es Ihnen selbst zurückstrahlen — so bliebe es ewig in meinem Herzen verschlossen: keine weniger reine Stelle in dem Spiegel dürfte Ihr Auge verletzen!

Aber Ihr Brief enthielt mehr als jenes Wort voll Güte und Hoheit. Auch ohne dieses Wort wäre er noch das schönste Denkmal weiblicher Würde. Wie edel erscheint mir jetzt Ihr Betragen! Was ich Blinder für unbedachtsamen Muthwillen hielt, war Sicherheit der Tugend. — Aber seyn Sie dennoch vorsichtig, Juliette! Sie kennen den ganzen Werth — die Gefahr dieser unbefangenen Behandlung nicht. Weil Ihr Herz so ruhig schlägt, weil Ihnen die Materie nur Schleier der Seele ist, so können sie die armen Erdensöhne mit ihrem wilden Verlangen und ihren kühnen Wünschen nicht beurtheilen. —

Sie sind ein unendlich edles Wesen! Gestern, als der Fremde die leichtfertige Anspielung machte — ein anderes Mädchen, die diese Anspielung verstanden hätte, würde beschämt die Augen niedergeschlagen haben; eine ehrbare Frau hätte ge-

meint, ernſt und ſtrafend ausſehen zu müſſen. — Sie blickten den Menſchen ſo hell, ſo ruhig an, vernichteten durch die Vernunft Ihrer Antwort ſeinen Witz ſo völlig! Er erfuhr im nämlichen Augenblick, daß Sie den Crebillon geleſen haben, und daß Sie der Inbegriff der Reinheit ſind — aber der profane Obriſt, der neben mir ſaß, flüſterte mir einen Wunſch in's Ohr, weswegen der glückliche T. ſich vielleicht hätte ſchlagen können; aber der arme Julius mußte mit einem leeren Lächeln antworten, während der Zorn ihm den Athem verſetzte. —

Juliette, noch einmal, bedenken Sie die Welt, in der Sie leben, und ſeyn Sie nicht ſo himmliſch unſchuldig! — Legen Sie nicht, wenn ein ſchöner Gedanke Sie hinreißt, Ihre Hand ſo ſanft auf meinen Arm — Sie ſind ſonderbar! Sie wiſſen doch dunkel, wo Gefahr iſt — den kleinen Knaben wollten Sie nicht küſſen; wie er ſich an Ihren Hals klammerte, und wir entzückt über die Gruppe ſtanden, erröthete Sie, obſchon keiner von uns ein Wort ſagte — Ihre Fingerſpitze aber rechnen Sie die für nichts? Für nichts den Zauberton Ihrer Stimme?

Und werden Sie alles dieß Geschwätz lesen mögen? — Das Leben ist so kurz, seine seligen Augenblicke sind so flüchtig — ich möchte keinen ungenossenen beweinen; ich habe Ihnen so Vieles zu sagen, in Ihrer Nähe aber höre ich so viel lieber als ich spreche — doch wenn Sie mir gebieten, die Feder wegzulegen, so gehorche ich auch hierinn dem heiligen Willen. —

5.

Julius an Julietta.

Was habe ich begangen? Was that ich Ihnen, daß Sie mich so kalt, so forschend betrachten? O ich beschwöre Sie — ich kann es nicht ertragen, so willkührlich erhoben und in den Stand getreten zu werden! Meinen Brief erhielten Sie; hätte der Sie erzürnt, so müßte ich jede Faser meines Wesens vernichten, denn mein ganzes Wesen sprach aus ihm. — Ich mußte mich bei Hof vorstellen lassen: ich bin jeden Augenblick in Gefahr gewesen, etwas Rasendes zu thun. Der kleine Prinz hat einen ungeheuern Hund, der mir die Zähne zeigte: ich war im Begriff, ihm die Kehle zuzudrücken. Mich dürstete nach Kampf, nach Wider-

ſtand. — Womit verdiente ich dieſe Kälte? Ich fordre ja nichts. — Verlieren Sie, verliert Ihr Gewiſſen, Ihre Pflicht dabei, wenn Sie mich gleich und gütig behandeln? Nein! Eher — — Wen Sie dieſe Strenge fühlen laſſen wollen, den laſſen Sie wenigſtens nicht vorher den ſüßen Zauber Ihrer Güte erfahren! Iſt T. kein Marmorblock, ſo müßte er ſich erſchießen, wenn Sie ihn je zu der Quaal verdammten, die ich empfinde. —

Ich bitte Sie nur um Ein Wort, um Einen Wink! Wenn ich dieſe Zeichnung nicht zum Vorwand gehabt hätte, ich wäre heute um acht Uhr in Ihr Zimmer getreten, ich hätte Rechenſchaft über Ihr Betragen von Ihnen gefordert — und in der nächſten Stunde, mein Schickſal verfluchend, mich wieder in die weite Welt geſtürzt!

6.

Juliette an Julius.

Ihre Heftigkeit iſt ſo beleidigend für mich, daß ich in dieſer Rückſicht wohl thäte, Sie Ihrem Weſen zu überlaſſen. Da ich mir aber nicht verhehlen kann, daß ich ſelbſt Anlaß dazu gab, ſo darf ich Ihnen ohne Unbilligkeit die verlangte Rechenſchaft nicht verſagen.

Wir verſtehen uns in vielen Stücken noch nicht. Erſtlich will ich keine Heimlichkeit. Sie haben eine Abrede mit meinem Kammermädchen genommen. Das iſt unnöthig. Schicken Sie Ihre Billets zu jeder Tageszeit in unſer Haus. Wir haben ſchlechterdings keine Urſache, für den Fall, daß ſie in andre Hände als die meinigen fielen, beſorgt zu ſeyn. Wäre es mir ja um Rechtfertigung zu thun, wo mein Bewußtſeyn mich freiſpricht, ſo könnte ich nichts Günſtigeres wünſchen. — Auf Ihren Brief habe ich nichts geantwortet, weil er mir nicht gefiel. Der Ungeſtüm Ihrer Ausdrücke wirkt auf mein Gefühl, aber ohne es zu beſtechen, und mein Verſtand kann ihn nicht billigen. Jung, unerfahren wie ich bin, könnte ich doch auf dieſem Wege endlich gewonnen werden. Sie ſchmeicheln mir — und ſchmeicheln mir treulos, denn Sie tadeln nur das an mir, was offenbar nicht anders ſeyn könnte, ohne daß zugleich das Beſte, was an mir iſt, verloren gienge. Ja, ich weiß, daß Euch arme Männer ein Fluch verfolgt, der Euch keinen Genuß der Seele rein auszenießen läßt. Ich weiß, daß eines guten Mädchens unbefangene Freiheit im Denken und Handeln verkehrt, widrig, unwürdig

auf Euch wirken mag. — Aber ich weiß das nur, indem ich hier ſitze und ſchreibe, und mich ärgere. Wenn ich unter Menſchen bin, und meine Gedanken ſich ſo ſchnell und lebhaft an einander reihen, ſo weiß ich es, dem Himmel ſey Dank, nicht mehr. Werde ich dann auch einmal gewahr, daß ich in der Unſchuld etwas Einfältiges that, ſo bereue ich — nie bereue ich die Einfalt der Unſchuld, denn ich könnte nur klüger, aber um nichts beſſer ſeyn.

Indeſſen bin ich Ihnen Dank ſchuldig für Ihre Bemerkungen. Ich kann nicht erwarten, daß T. anders ſeyn werde, wie Ihr alle; aber auf ihn zu wirken, wie auf den Obriſten, und auf Andre, wäre die erſte Quelle von Unglück für mich. — Wüßte ich Sie ſonſt zufrieden, ſo könnte ich lächeln über den Widerſpruch zwiſchen Ihrer ungeduldigen Heftigkeit und Ihrer Bewunderung. Ich fühle die Schwäche meiner Exiſtenz, und möchte eine Stütze haben; ich fühle, daß meine Weiſe zu ſeyn und zu empfinden mit Konvenienzen um mich her ſtreitet, und möchte einen Rathgeber haben; ich fühle die Nothwendigkeit, mich von nun an auf immer vor Leidenſchaft zu verwahren, und

wünſche einen Freund. — Finde ich das alles in Ihnen, Julius? Iſt dieſes ſtürmiſche Weſen Mißmuth gegen Schickſal und Leidenſchaft? Sie verlangen nichts, Sie wünſchen nichts — nun ja, Sie verlangen, ſie wünſchen nichts rein Unmögliches, aber das Mögliche auf eine Weiſe, unter Bedingungen, die es unmöglich machen würden.

Ich war nicht kalt — forſchend, ja, ſo kann ich aufgeſehen haben; denn ich war mißtrauiſch, ich wollte Sie ſehen, Sie beobachten: durch Ihre anſpruchloſe Sanftheit hatten Sie mich verſöhnt — ſagen Sie mir, mein Freund, iſt das nicht gefährlich, in ſolchem Grade Herr über ſein Aeußeres zu ſeyn? Ich wartete mit Herzklopfen auf meines Vaters Zurückkunft vom Schloſſe, wo Ihre perſönliche Gegenwart Ihr Schickſal entſcheiden ſollte. Ihr Brief machte mich fürchten, daß Sie nie weniger für den Zwang dieſer Beſtimmung geſchickt geweſen ſeyn würden. Der alte Fürſt, pedantiſch und kalt, der Prinz ein Eulenſpiegel — wie ſollten Sie für dieſen Geduld, für jenen Alltäglichkeit genug haben? So überraſchte es mich ſehr, wie mein Vater mit dem heitern Lächeln, zu dem ich gleich ſehe, daß ihm in ſeinen Ge-

ſchäften etwas nach Wunſch gegangen iſt, hereintrat. H. hat ſein Spiel gewonnen, rief er freundlich; durch Beſcheidenheit, Sanftheit, klug abgemeſſenes Betragen, hat er Vater und Sohn für ſich eingenommen: es kann ihm nicht fehlen. — —Und dieſe Außenſeite zeigten Sie in der Stimmung, in welcher Sie Ihr Billet ſchrieben? — Mich dünkt, Sie würden mir mehr Vertrauen eingeflößt haben, wenn Sie mir weniger von Ihrer Unruhe, und mehr von Ihrer Faſſung gezeigt hätten. Ich hätte mir es darum nicht weniger vorgeworfen, durch die egoiſtiſchen Bedenklichkeiten, denen ich mich überließ, Ihr Gefühl verwundet zu haben.

Ich muß mich zu dem großen Souper beim Geheimerath anziehen. Mein Mentor will wiſſen, daß Sie auch dort ſeyn werden. Die Herren werden Ihnen nun nach der Reihe den Hof machen, da der Erfolg Ihrer Aufwartung beim Fürſten bekannt iſt. — Mit meinem Mentor ſcheinen Sie ja recht gut zu ſtehen? Der liebe alte Major ſieht gutherzig liſtig aus ſeit einiger Zeit. Vielleicht mißtraut er meiner Weisheit — und da hätte er vielleicht nicht Unrecht, aber meinem feſten Mu-

the, zu thun was recht iſt, es koſte mich was es wolle — dem ſollte er trauen.

7.

Julius an Julietten.

O ich bin ein thöriger Menſch — ein A. B. C. Schüler in der Weisheit bin ich — Zwar war ich nie der kräftige Adler jener Fabel, aber die Schwungfedern ſind mir gelähmt wie ihm, und die Taube iſt Ihr Bild — „Genügſamkeit dar überall genug!“ Könnte ich die ſanfte Lehre nur faſſen, wie glücklich wäre ich dann! — Geblendet dazu, hätte ich es vielleicht beſſer; ſo lange ich die Sonne ſtrahlen ſehe, muß ich freilich den Schmerz des zerſchmetterten Flügels fühlen — Und meine Gleichniſſe ſind ſo lahm wie jener Adler; eben waren Sie meine Taube, jetzt ſind Sie meine Sonne — wie richtig iſt doch Ihre Bemerkung, daß mein Thun und Treiben eitel Inkonſequenz iſt! Aber immer, immer, in jedem tollen und in jedem vernünftigen Augenblick, ſind Sie mir der Inbegriff alles Guten und Schönen. —

Nicht wahr, ich ſoll mich freuen — von wegen der Genügſamkeit ſoll ich mich freuen, daß

meinem Nacken nun das Joch aufgelegt iſt? Alſo Heimweher Ihres Prinzen! — Meine Freiheit iſt um einen erträglichen Preis verkauft, im Grunde ſehr über ihren Wert — und dann wieder wie unendlich darunter! Man hat mir angedeutet, ich würde höchſtens noch vier Wochen hier bleiben. Dann werde ich alſo als Sklav eines Sklaven, der von mir abhängt und mein Herr iſt, die Plätze wiederſehen, wo ich einſt als freier Mann ſtand. Der Prinz liebt die Botanik; das heißt, er mag gern Blumen abreißen und aufſtecken. Er war entzückt, wie er hörte, ich hätte das auch getrieben, und entwarf ſogleich einen Marſchroute über alle Schweizer Gebirge. Gut, daß die Schweiz ſo viele Berge hat; zwei davon ſoll er mir nicht beſteigen, und müßte ich, um ſie vor ihm geheim zu halten, eine eigene Karte von dieſem Lande ſtechen laſſen!

Am Ufer vom Waldſtädter See ſtieg ich bei einem einzelnen Meierhof, der hart an den Felſen hingebaut iſt, an Land. Ich ſuchte mich hineinzudenken, wie den Menſchen zu Mut ſein möchte, die dort angeſiedelt ſind, mit dem See vor ſich, und ſeinem Weg hinaus, als über die himmelan-

starrenden Klippen. Während meine Schiffer aßen und tranken, gieng ich an dem schmalen Fußsteig neben dem See her. Wenn der Wind aus Osten kommt, treibt er die Wellen hoch herüber; links die feuchten, bemooßten Felsen, rechts die grüne gekräuselte Fluth — es ist die vollständigste, glückseligste Beschränktheit: nur gerade aus geht der Weg, links Unmöglichkeit, rechts gar Tod. Ich fragte einen Knaben, der vom Fischen kam, wie man die Felsen hinangelangte. — Da oben ist nichts zu finden, sagte er. — Es führt aber doch ein Weg hinan? — Dort um die Fläche herum treibt man die Ziegen hinauf. — Mein Plan war gemacht. Ich beredete den Buben, mich zu führen, nahm mein Bündel im Hause, zahlte die Schiffer ab, und stieg zu. Ein Paar Tage kletterte ich herum, und sammelte die schönsten Pflanzen. Eines Abends saß ich auf einer kleinen Alp; ein ziemlich lebhafter Wind rauschte in den hohen Tannen über mir; vor mir war ein tiefer Abgrund, den ich aber von meinem Standpunkt nicht sah: nur den See hatte ich im Auge, auf dem sich die Wellen wie weiße Lämmer jagten. Zwischen den schwarzen Wäldern blickte das lebendige

Grün der Wieſen hervor, wie lichte Punkte im Menſchenleben. Dort ſtand eine Hütte, da weidete eine ſtattliche Heerde, hier hüpften einige Ziegen; mit einer von ihnen war ein Knabe in muthwilligem Gefecht begriffen: die Gruppe war, als hätte ſie dem ſchönen Basrelief in Ihres Vaters Zimmer zum Modell gedient. Inzwiſchen kam ein junger Menſch aus dem Walde; er war nicht gekleidet wie ein Bauer, aber auch nicht wie ein Gentleman. Er ſetzte ſich, ſehr müde wie es ſchien, am Abhang der Alp, gerade vor dem Abgrund, nieder, und langte aus einer blechernen Büchſe, die er trug, eine Menge Pflanzen, um ſie aufzulegen; ein Paket ſchon getrockneter legte er neben ſich, und beſchwerte ſie mit einem Stein. Was nun vorfiel, weiß ich nicht: ich machte meine Wahrnehmungen in währendem Leſen; aber auf einmal hörte ich ihn ſchreien — ſein ganzes Herbarium war vom Winde hinunter in den Abgrund geführt. Seine Bewegungen waren ſo heftig, daß ich maſchinenmäßig hinzueilte, und ihn beim Arme hielt. Nun folgten Ausrufungen und Klagen, aus denen ich abnahm, daß ihm der Wind mit jenen Pflanzen alle ſeine Hoffnungen hinwegge-

führt hatte. Nach und nach rückte er mit der ganzen Geschichte heraus. Er war ein Waadtländer; er hatte bei einem Pachter gedient, es war zwischen ihm und seines Herrn Tochter eine eben so zärtliche als ehrbare Liebe entstanden, und der Vater gab allenfalls zu, daß sie einander heirathteten, wofern der junge Mensch nur eine bestimmte Summe baar würde aufzählen können. Von dieser Summe besaß er nicht die Hälfte, allein mit dem frischen Muth der Jugend und Liebe entwarf er sich einen Erwerbsplan. Fanchetens Vater vermiethete Pferde an Reisende, die Claude als Kutscher führte; er war ein gewandter Bursche, fand sich den Herrschaften, die er führte, auch zu andern Diensten zur Hand, und wurde gut bezahlt. Engländer hatten ihn manchmal auf Fußreisen in den kleinen Kantonen mitgenommen; er besaß allerlei Kenntnisse von Kräutern und Pflanzen: so kam er auf den Gedanken, für reiche Engländer Alpenpflanzen zu sammeln — diese Menschen thun wohl, für ihr Geld bleibende Denkmale von ihren Reisen nach Haus zu bringen; sonst möchte man ihnen oft nicht glauben, daß sie etwas anders gesehen hätten, als ihren

Nebel und ihre Tavernen. — Claude erhielt von seinem Herrn auf einige Wochen Urlaub. Der Ertrag dessen, was er in den Unterwaldner Gebirgen gesammelt hatte, sollte sein Kapitälchen vollzählig machen — jetzt hieng alles, Pflanzen, Geld, Glück der Liebe und des Lebens, an den Felsenspitzen, und unaufhaltsam riß es unten der Bergstrom mit sich fort! Der Herbst war da, sein Urlaub verflossen: bis übers Jahr drängten sich Freier um seine Janchette, die den Vater überreden würden, er wäre seines Wortes gegen den armen Claude ledig. —

Wie der gute Mensch das erzählte, blickte er bei jedem neuen Windstoß trostloser hin; dann mischte er so zutraulich diesen oder jenen Umstand ein, als wäre ich von jeher mit allem, was ihn angieng, bekannt gewesen. — Der Vater saß am Heerd, sagte er, und wärmte sich, wie ich kam, um Abschied zu nehmen: der Heerd steht seitwärts, ich sah den Vater nicht, und fiel Janchetten um den Hals, und sagte ihr: dießmal kehrte ich mit den sechshundert Livres zurück, oder stürzte mich in den ersten besten Abgrund. Ich wußte nicht, warum Janchette sich gewehrt hatte, wie

ich ſie umarmte, ich glaubte, ſie wäre mir ſüß — aber jetzt lag ſie mir ſchluchzend in den Armen, und der Vater rief, indem er ein Bündel Reben in das Feuer warf, daß die Funken ſprühten: Ich wollte, du lägſt ſchon drunten, du .... nehmen Sie es ihm nicht übel, der alte Mann war Sola hat, und er denkt freilich, ſeine Fanchette würde es bei einem reichen Manne beſſer haben. —

Ich war damals ſo arm wie Claude, und hatte genau nur was ich brauchte, um meine Reiſe zu beſtreiten. Meine Pflanzenſammlung, die faſt mein ganzes Bündel füllte, und es ſo ſchwer machte, daß mein Hirtenknabe oft darüber klagte, konnte freilich Claude's Verluſt doppelt und dreifach erſetzen. Aber jede Pflanze bezeichnete eine Epoche in meinem Gefühl; im ſpäten Alter noch hätte ich von jeder zu erzählen gewußt: ſeht, wo ich dieſe pflückte, da war ich jung und rüſtig — es war das letztemal, daß ich Fanny ſah — wie „die Geiſter meiner abgeſchiedenen Freuden — ein zahlreicher Zug!" — hätte ich ſie am Abend meines Lebens vor mir gehabt. Doch den unglücklichen Claude überfiel jetzt wieder das ganze Gefühl ſeines Verluſts. Ach! rief er.

drei Jahre vergebens in Hoffnung gelebt — nein, das vierte mag ich nicht erwarten! Jeanette soll nicht einsam veralten, will ich arm bin und unglücklich. — Da warf er seinen Pflanzen einen Blick nach, als wollte er zu ihnen in den Abgrund springen; da gab ich ihm meinen Reichthum hin.

Zwei Jahre darauf besuchte ich Claude und Jeanette in V. am Genfer See. Sie lag eben im Kindbett mit ihrem ersten Kinde. Ich mußte Gevatter stehen: ich weinte wie ein Kind in der kleinen Kirche, vor dem sanften, heitern Gesicht des Pfarrers, wie er sagte: Frau N. N. als Gevatterinn, und dieser achtungswürdige, wohlthätige Fremde als Gevatter. — Die ganze Gemeinde hielt mich für fromm, während ich in Empfindung schwelgte. Damals war ich gerade reich, konnte mein Pathchen brav beschenken; ich wurde gepriesen, gesegnet, herzlich gepriesen und gesegnet. — Nein, Durchlaucht! Auf die Rudolfs-Alp am Waldstätter See, und nach V. zu meiner Gevatterinn Jeanette, kommen Sie mit nun und nimmermehr!

Welch ein Wechsel von Genuß und Entsagen in dem gestrigen Abend! — War ich nicht gehorsam?

Soll ich Ihnen danken, daß Sie das Maaß meiner Kräfte kennen? — Aber das Tischtuch des Geheimeraths hat's empfunden! Als der alte Perückenstock wagen durfte, was Sie mir nicht zutrauten ertragen zu können, schnitt ich, um eben nicht zu erblicken, einen großen Riß quer über. — Etwas treuloses lag doch darin, Juliette! Wie Sie mir so pereuntorisch befahlen, den Abend in keinem Falle bei Ihnen zu sitzen — hätte ich eine Ahnung von der alten treuherzigen Sitte gehabt — beim Himmel! ich hätte Ihnen nicht gehorcht, ich hätte mich neben Sie gesetzt, hätte von Ihren Lippen ..... „den Tropfen im Nebelmeer" hätte ich getrunken, und wäre versunken auf ewig. — Wie ich von meinem Platze merkte, wovon die Rede war, meinte ich Ihre Nachbarn zur Rechten und Linken fortschleudern zu müssen; es war mir gegen sie zu Muth, wie gegen den zähnefletschenden Hund des Prinzen. — Sie haben mich hintergangen, ich trug es mit ruhiger Ergebung: mir gebührt dafür eine Belohnung — darf ich Sie diesen Abend auf das Jägerhaus begleiten? — die Tante ist ja lauter Huld und Güte, seit ich Prinzenhofmeister bin — darf ich?

8.

Julliette an Julius.

Laſſen Sie uns hier ſtehen bleiben, Julius. — Ich will mich bereden, daß es billig war, wenn ich einmal — einmal in meinem Leben den ganzen Werth meines Daſeyns kennen lernte, und nun froher den ſelbſtgewählten Pfad verfolgen. Wäre es möglich, daß es Pflichten gäbe, die dieſer ſtillen Kinderſeligkeit widerſprächen? Ich bin jung, ich werde noch manchen Frühling erleben; aber den Zauber der Natur werde ich nur einmal empfunden haben. Die wankende Brücke, das ſpiegelhelle Waſſer unter uns, die Schatten der über uns hängenden Weiden, die Sonne, die in dem Waſſer eine Garbe goldener Aehren bildete, das ewige Untertauchen und Verſchwinden ihres Abglanzes. — — Des Kindes Frage war ein Wink des Schickſals. Noch wenige Tage, Julius, und der Traum iſt ausgeträumt, und uns beide ruft dann eine lange, ernſt kalte Beſtimmung. — So laſſen Sie uns ſorgen, daß die Erinnerung des Traums uns werth bleibe. Kommen Sie heute nicht, und morgen auch nicht. Ich muß Zeit haben, mich wieder in mein Geleis zu bringen.

9.

Julius an Juliette.

Welcher böſe Dämon vergiftet mein Glück? Hat es einer lebenden Seele etwas gekoſtet? Wird T. um ein Haar weniger glücklich ſeyn, weil ich es ſo unendlich war? Wird er mehr oder weniger geliebt ſeyn, weil die kleine Kreatur fragte: ob ich der Bräutigam ſey? — das alberne Ding! Mich reut nur, daß ich es in meinen Armen wiegte, daß ich Ihre Hand los ließ, um es beim Bach zu halten; ich hätte den Balg lieber ſelbſt hineingeworfen, wenn ich die Folgen der dummen Frage vorhergeſehen hätte! — — O Juliette, iſt die Wirklichkeit nicht ohnehin kahl genug? Wollen Sie auch noch Schreckbilder Ihrer Fantaſie in unſer karges Glück miſchen? In ſo vielen, vielen Jahren unſers Lebens nur Ein Frühlingstag? — Und T. iſt glücklicher darum — ich darf es Ihnen bekennen, es hat Augenblicke gegeben, wo ich ihn haßte: jetzt bin ich weich gegen ihn. Ein Schatz iſt ſein, deſſen Reichthum er nie kennen wird. Sie ſind ihm Entſchädigung dafür ſchuldig, Juliette. Sie werden ihn erfreuen und ihm Ehre machen durch Ihre Talente, Ihre Thätigkeit, Ihre Lie-

denswürdigkeit; Sie werden eine aufmerksame Hausfrau, eine gefällige Gefährtinn, eine zärtliche Mutter seyn — indeß ich den Fluch meines öden Daseyns mit der Erinnerung banne, daß mein Arm Sie umschlang, daß Sie zitternd mich baten, Sie nicht zu küssen. — So wird T. Sie nicht zittern sehen, und ich verachte seine Rechte!

Nun ja! Noch wenige Tage — Und ich will sie nicht mißbrauchen — ich schwöre es, ich verlange keine Entschädigung für den Kuß, um den ich bestohlen wurde. — Sie zürnen; ich schweige — ich will Ihr Vertrauen nicht verscherzen.

10.

Juliette an Julius.

Kommen Sie, sobald Ihre Geschäfte es erlauben. T. ist da. Er ist ein edler Mann; seine Gegenwart hat alle meine Besorgniße gehoben. Ich brauche nichts mehr, um mich glücklich zu fühlen, als daß er den Mann schätze und liebe, der mir so theuer ist. Kommen Sie, sobald Sie können.

II.

Ludwig von T. an Friedrich R.

Ich beharre auf meiner Ueberzeugung, daß mein Heirathsplan der einzige vernünftige bei meiner Lage und Sinnesart war. Ich bin, Dank ſey es meiner Erziehung, mit einem ziemlich hellen Kopf in die Welt getreten; meine Erwartungen von ihr waren nicht ſo hoch geſpannt, daß ſie mich hätten betrügen können: da mich aber mein heiſſes Blut mehr als einmal betrog, ſo bin ich mit einer milden Meinung von den Menſchen, und keiner thörig großen von mir ſelbſt zum Manne geworden. Wer ſich ſeine eigenen Schwächen nicht verhehlen mag, muß um ſeiner ſelbſt willen nachſichtig gegen Andre ſeyn. Bei meinem Verhältniß mit Theodora war meine Vernunft mehr im Spiele, als Du dachteſt. Anfangs freilich war es das Werk ihrer Schönheit und meiner Sinne. Ich entführte ſie ihrem Vaterlande. In dem fantaſtiſchen Leben auf dem kleinen Landhauſe bei Neapel ſchuf ihre brennende Heftigkeit, ihr Nichtachten aller Ordnung und Regel, einen immer neuen Wechſel von Genuß und Verlangen; als ich mich aber in einer ernſteren Lage, in einem

Kreis von Pflichten befand, aufgefordert und entschlossen, die Laufbahn der bürgerlichen Thätigkeit zu betreten, da wurde mir jenes ausschweifende Wesen, ohne Halt und Zweck, nach und nach lästig. Sie war noch schön, noch das reitzendste weibliche Geschöpf, das ich je gekannt hatte; auch konnte ich nicht vergessen, daß ich es war, der sie aus ihren heimischen Fluren in unsre Sandwüsten verpflanzt hatte. So duldete ich dann ihre Thorheiten, die mich zuweilen wohl gar noch entzückten. Sie machte mich zum Vater: jetzt fühlte ich heiligere Verpflichtungen gegen sie, jetzt wollte ich mehr thun als sie dulden; ich wollte sie erziehen, um einst die Mutter meines Sohnes ehren zu können. Aber sie vernichtete diese letzte Täuschung: sie hatte kein Herz für ihr Kind — das schöne Geschöpf war kein Weib: es verschmähte Mutter zu seyn. Von dieser Zeit an lagen Weichheit und Gewohnheit mit meiner Vernunft im Streit, die mir's zum steten Vorwurf machte, einem Geschöpf anzugehören, in dessen Busen die ersten natürlichen Gefühle keinen Raum hatten. Ich wartete auf eine äussere Veranlassung, diese Verbindung aufzulösen, die mich unglücklich machte.

Ein ſolcher Umgang mit einem weiblichen Weſen, das man nicht achtet, das den Mangel an Achtung nicht fühlt, aber Rechte zu beſitzen meint, ſtört den Geiſt und lähmt die Empfindung. Ich ſchäme mich der zwei Jahre; ich ſchäme mich, daß ich es ſo lange anſtehen ließ, bis ich dieſe Feſſeln zerriß. Endlich traten mehrere Gründe ein, die mich bewegen mußten, mich nach einer Gattin umzuſehen. Ich ſchüttelte mein Joch ab; meine Vermögensumſtände erlaubten mir, Theodoren in ihrem Vaterlande, wohin ich ſie zurückſchickte, einigen Wohlſtand zuzuſichern. Mein Sohn war ſeit ſeiner Geburt unter fremder Aufſicht.

Nun entſcheide aber ſelbſt, ob ich klug gethan hätte, meine Freierei mit Liebe anfangen zu wollen. Sich unter den Weibern nach einer Frau umzuſehen, iſt an ſich ſchon keine der ſchönſten Situationen für ein männliches Gemüth: nun aber gar ſich in die verlieben, zu der man auf dieſe Weiſe kommt! — Meine Familie ſchlug mir Julietten vor. Als weitläuftiger Verwandter war es natürlich, daß ich, bei einer Reiſe in der Gegend herum, dieß Haus beſuchte. Man hatte ſie mir glänzend, originell, kokett geſchildert.

Ich traf ſie das erſtemal mit rothgeweinten Augen bei einer Näharbeit, von der ſie kaum aufſah. Ein junger Menſch ſaß neben ihr, deſſen Geſicht heftigen Kampf gegen lebhaften Schmerz ausdrückte. Es war ein Geſchwiſterkind; er war im Begriff, nach H. abzugehen, wo er als Sekretair bei der *ſchen Geſandtſchaft angeſtellt wurde. Ich lachte mich im Herzen über meine Freiersreiſe aus. L.'s Schmerz konnte unmöglich etwas anderes als Liebe ſeyn; ſeiner Kouſine Betragen war mir indeſſen weniger deutlich. Um Liebe zu ſeyn, ſchien ihre Theilnahme zu unbefangen: ſie bewies dem jungen Menſchen die wachſame Zärtlichkeit einer Krankenwärterinn, ſie ſuchte ihn zu erheitern — kurz ſie nahm Theil an ſeinen Empfindungen, aber ſie theilte ſie nicht. Sie hatte ihm Halsbinden oder Schnupftücher gezeichnet; indem ſie dieſe zuſammenlegte, ſagte ſie mit liebenswürdigem Scherz zu ihm: „Sehen Sie, ſo müſſen ſie gelegt werden — und halten Sie das alles fein ordentlich; denken Sie nur immer an mich, wenn ſie damit herumfahren und die ſaubre Wäſche zerknittern wollen.“ — Liebe iſt das nicht, dachte ich, aber ſollte es nicht grauſame Koketterie

ſeyn? — — Es kam Geſellſchaft, auch der alte Major S., den ich in B. gekannt hatte, ein Menſch voll Originalität und Güte. Er ſchien mit Julietten ſehr gut zu ſtehen; ſie reichte ihm, als er hereintrat, mit einem reizenden Ausdruck von kindlicher Achtung die Hand. — So recht, Juliette, ſagte er, indem er ihre Arbeit anſah, ſtaffieren Sie unſern L. brav heraus; fern vom Vaterland erhält das kleinſte Andenken einen eigenen Werth. — — Ich ſuchte Gelegenheit, mit dem Major allein zu ſprechen. Iſt das ein hoffnungsloſ Liebender, oder ein unglückliches Pärchen, lieber S.? fragte ich ihn, auf den jungen Menſchen deutend, der ſich ſichtbar anſtrengte, um mit einer Perſon aus der Geſellſchaft ein Geſpräch zu unterhalten. — — Das erſte, ſagte er — ja wohl das erſte, denn Gleichgültigkeit könnte man zu überwinden hoffen, aber eine ſo himmliſche Güte, ein ſo reines Mitleid tödtet ſelbſt den Wunſch nach Gegenliebe. —

Nun gerieth er tief in den Text, über ſeinen Augapfel, wie er Julietten nennt. Sie iſt, ſagte er, das reinſte weibliche Weſen, das gedacht werden kann; aber ſie wird erſt in ſpäteren Jahren

glücklich und beglückend seyn. Jetzt ist in ihrem Thun ein sonderbarer Wettkampf zwischen dem richtigsten Gefühl für Sittlichkeit und Anstand, und dem stolzesten Wahrheitstrotz. Sie glaubt, noch nie geliebt zu haben, und fürchtet sich so kindisch vor der Liebe, daß sie sich beredet, sie werde dieser Leidenschaft nie Eingang in ihr Herz gestatten. Eigentlich war die Liebe bisher für sie ein so fantastisches, ganz seelenvolles Gefühl, daß sie es selbst nicht dafür erkannte, und daß es in der That auch nicht wie Liebe auf sie wirkte. Wäre es nicht Thorheit, für Jemanden gleichsam ein expresses Schicksal zu wünschen, so möchte ich wohl, daß sie einst Gattinn würde, ohne je eine Leidenschaft gehabt zu haben. Doch müßte ihr Mann freilich kein gewöhnlicher Mensch seyn. Nichts Schöneres könnte ich mir denken, als dieses so vollkommen reine, und doch geübte Herz von den Banden der Natur umschlungen, in den Verhältnissen der Gattinn, der Mutter. — Fiele aber früher ein Funken in ihren stolzen Busen! — —

Er wollte nicht weiter — denken, möchte ich sagen. In dem Munde des alten Mannes hatte die Beschreibung etwas sonderbar Rührendes. Die

geiſtige Schönheit, die er ſchilderte, machte ihn zum Dichter. Die Elemente ihres Weſens, ſagte er, ſind Ruhe und Klarheit, und dennoch iſt ſie immer thätig, ſtrebend, ſtreitend. Da kommt ſie mir oft vor wie ein kriſtallheller Bach, der über Steine rollt; er ſchäumt, brauſt, daß man die durchſichtige Fläche nicht erkennt, die drei Schritte davon das Bild der Sonne zurückſtrahlt. —

Eine eigene Wirkung war es, daß mich dieß alles von dem Mädchen entfernt hielt. Mein Herz war keineswegs ruhig oder kalt; es war mir aber, als beleidigte ich meine künftige Gattinn, wenn ich ſie mit Theodorens Schatten, der noch in meiner Fantaſie umgieng, in Gemeinſchaft ſetzte. Als ich abreiſte, war indeſſen die Unterhandlung angeknüpft, und wurde bald darauf beendigt. Die wenigen Briefe, die ich von ihr erhielt, ſeit ſie mich als ihren künftigen Gemahl anſah, hatten etwas heiteres und ehrendes, aber mit einer merklichen Vorſicht, ſich Rechte über ihr Herz vorzubehalten, verbunden; es war darinn willige, frohe Anerkennung ihrer Pflichten, und der Bande, die ſie an mich knüpften, aber zugleich der Wille, bis zur Hochzeit völlig Meiſterinn ihrer

Empfindungen und Handlungen zu bleiben. Ich beſchloß, ſie nach ihren Begriffen zu behandeln, und mich bis zur Hochzeit ganz leidend zu verhalten.

Als ich nun hier ankam, war ich nicht wenig geſpannt und verlegen, wie mich wohl das liebenswürdige Geſchöpf als Bräutigam empfangen würde, das mich einige Monate vorher um eines Vetters willen, den ſie gar nicht liebte, nicht der geringſten Aufmerkſamkeit gewürdigt hatte. Ich hatte mich auf Freundlichkeit, auf Kälte, auf einige kleine Künſte, um mich ſogleich zu feſſeln, gefaßt gemacht, und wollte gegen die letzteren auf meiner Hut ſeyn. Daß ſie mich nicht liebte, daß ſie kühn und frei dachte, wußte ich; ob ich ſie lieben würde, wußte ich nicht — ſo hielt ich es für deſto nothwendiger zu unſerm künftigen Glück, mir für's erſte ihre Achtung, ihr Vertrauen zu erwerben; dazu aber mußte ich ſelbſt unbefangen bleiben, und mir von meiner Fantaſie keinen Streich ſpielen laſſen. Mit Ueberraſchung merkte ich in ihrem Empfang eine unruhige Heftigkeit. Sie hielt ihre Thränen mühſam zurück, bis ihr würdiger Vater ſie in meine Arme führte. Da brach

ſie in ein heftiges Weinen aus, das ſie zu bekämpfen ſuchte. — „Seyn Sie mein Freund!“ ſagte ſie, und vermied meinen Kuß, indem ſie ihr Geſicht an meinem Buſen verſteckte. — Das iſt nun immer eine bedenkliche Forderung von einem ſchönen Mädchen an einen jungen Mann, deſſen Wange ihr ſanfter Athem berührt. — — Ich war nur eben ausgeſtiegen, ein Paar Stunden giengen mit nothwendigen Anordnungen hin. Juliette ſchien mir gedankenvoll, aber wärmer, wie ich hatte hoffen dürfen, ſo daß ich mir den Vorſatz, mich nicht bezaubern zu laſſen, hätte zurückrufen müſſen, wenn nicht zugleich ein Ernſt in ihr geweſen wäre, dem ich nicht zu entrathen wußte, der zu ihrem Betragen, wie ich ſie ehemals geſehen hatte, und zu dem heitern Tone ihrer Briefe nicht paßte. Der Major kam, ſeine ganze Seele drückte ſich in ſeinem Glückwunſch aus; aber ſein Blick hatte etwas Beobachtendes, Sorgendes, wenn er Julietten anſah.

Jedes Aufgehen der Thüre ſchien Julietten — nicht zu erſchrecken, aber eine Art von haſtiger Bewegung bei ihr hervorzubringen. Ich wurde unruhig. Endlich trat ein junger Mann herein,

mit einem edeln, aber ſehr nachläſſigen Anſtand, ſehr ſchwarz, ſehr von Blattern gezeichnet, aber mit dem reinſten, ſtolzeſten Blick, den ich je an einem Menſchen ſah: es iſt, als müßte man durch dieſe Augen gerade in die Seele hineinſehen. Juliette eilte ihm raſch entgegen, ſie faßte ſeine Hand, führte ihn zu mir, und ſagte mit unnachahmlicher Grazie: „Ich gäbe Ihnen gern ein Pfand, daß ich alles, was mir Gutes wiederfährt, forthin mit Ihnen theilen möchte — darum führe ich Ihnen meinen beſten Freund zu.“

Sie war jetzt heiter wie ein Engel, aber ſehr weich — der Fremde — ich erfuhr nunmehr, daß es Julius von H. war, der den hieſigen Erbprinzen auf ſeinen Reiſen begleiten ſoll — rief: Fräulein, Sie legen mir einen Werth bei, der mich meine ganze Armuth empfinden macht — kann ich Ihnen, fuhr er, gegen mich gewendet, fort, einen ſichereren Beweis Ihres künftigen Glücks geben, als indem ich Ihnen geſtehe, daß ich es für das höchſte halte, das einem Sterblichen beſchieden ſeyn kann?

Der Auftritt war ſo originell, daß er mich hinriß, ob ich gleich recht gut fühlte, was er bedeu-

tete. Ich küßte Juliettens Hand, und dankte ihr für ein Geſchenk — das ich nun doch nach der Intention der lieben, ſchwärmenden Geberinn aufnehmen mußte. Uebrigens gefiel mir der junge Mann; er war ernſt, ehrerbietig aufmerkſam gegen Julietten, ohne Affektation und Zwang theilnehmend an allem, was ich ihm ſagte. Aber meine kleine Freundinn wurde nach und nach wieder unruhig. Sie bewachte meine Blicke; ihr Auge füllte ſich mit Thränen, wenn es auf Julius ruhte: ſie behandelte ihn — faſt wie den Vetter L.; aber Julius war ſehr entfernt, ſich wie dieſer zu benehmen. Dem Major ſchien es jetzt ganz leicht um das Herz; er war um Julietten beſchäftigt wie ein Liebhaber. —

Du biſt wohl ungeduldig, wann ich einmal anfangen werde zu fluchen? — Laß Dir aber dieſe Erwartung vergehen. Anfangs war ich geradezu in Verlegenheit, dann geſtand ich mir mit ziemlicher Faſſung, daß ich einen Nebenbuhler hätte, und einen vorgezogenen — bald aber proteſtirte meine Vernunft gegen das Wort Nebenbuhler, das hier gar nicht paßte, da ich nichts als ihre Hand geſucht hatte, und mir dieſe von Niemand

den ſtreitig gemacht würde. Belege für meine Ehre ließ ich nicht in mir aufkommen: die wi derlegte ein Blick auf Juliettens, und des alten Majors lange Zärtlichkeit war mir allein ſchon eine Bürgſchaft ihrer Tugend. — Aber auch ihrer Ruhe? — — Der Major ergriff eine Gelegenheit, einen Gang durch den Garten mit mir zu machen. Ich bin überzeugt, ſeine Abſicht war, mir Rede zu ſtehen, wenn ich es etwa wünſchte. Aber ich fand es beſſer, keinen Dritten, wäre er auch noch ſo edel, zwiſchen ſie und mich treten zu laſſen. Auch ſchien es ihn zu freuen, daß ich ihn nichts fragte; er drückte mir mit einem beſonderen Ausdruck von Achtung die Hand.

Soll ich Dir nun ſagen, wie Dein menſchenfeindliches, argwöhniſches Gemüth dieß alles deutet? — Juliette und Julius betrügen mich, und der Major iſt ihr Vertrauter. — Möge mir's Juliette verzeihen, daß ich, auch nur in Deine Seele, dieß ſchrieb! — Möglich iſt es, daß ſie alle ſich ſelbſt betrügen; ich will Sorge tragen, daß mich ihr Beiſpiel nicht anſtecke. — Sieh, noch liebe ich Juliettten nicht; aber ihr Werth macht mich ſtolz auf den Beruf — auf den Beruf, den ſie

mir äußerte: ihr Freund zu ſeyn. Um Der zu ſeyn, ſo edel und wahr wie ihr ganzes Weſen, in dieſem für ſie gefahrvollen Zeitpunkt, will ich jede kleinliche, ſelbſtſüchtige Regung von mir entfernt halten.

18.

Ludwig an den Major C.

Ich denke ſehr bald, mein achtungswürdiger Freund, Ihre Erlaubniß Ihnen zu ſchreiben. Mein Herz fängt an in ein gewiſſes Gedräng zu kommen, wo es nöthiger als je wird, daß ich mir unparteiiſch von meinen Gefühlen Rechenſchaft gebe. Das kann ich aber beſſer, wenn ich ſie Ihnen mittheile; ſonſt würde ich Partei und Richter zugleich ſeyn. Ihre Abreiſe kam uns ſehr unerwartet. Sie ſchienen wirklich durch eine ſtillſchweigende Uebereinkunft zu unſerm Schutzgeiſt beſtellt; ſeit Sie uns verließen, iſt es, als trügen wir alle ſelbſt die Verantwortlichkeit unſers Thuns, und wir gehen bedenklich und abgemeſſen mit einander um.

Ich wollte, wie Sie richtig erriethen, alles was Julietten anging, lieber ſelbſt entdecken, als es auch von dem treueſten Freund erfahren. Mir lag hauptſächlich daran, beurtheilen zu können,

ob es die Tage oder der Charakter unſers Julius ſey, was ihm keine Anſprüche auf ein Glück geſtattet, deſſen Größe ich täglich mehr erkennen lerne. Jetzt bin ich überzeugt, daß Beides einen ſolchen Gedanken auf immer und unter jeden Umſtänden entfernt. Julius iſt einer von den ungewöhnlichen Menſchen, an deren Verhältniſſen es zu liegen ſcheint, daß ihre hervorſtechenden Eigenſchaften nicht nützlich und beglückend werden, die aber auch dann, wenn ihre Verhältniſſe ſich ändern, durch eine ewige Disharmonie ihrer Forderungen an ſich und an Andre, durch einen Mangel an Gleichgewicht zwiſchen ihrem Egoismus und ihrer ſittlichen Kraft, ſtets jede Beſtimmung verfehlen. Sie ſtehen zu hoch für den gemeinen Tauſchhandel, der die gegenſeitigen Anſprüche in der Welt ausgleichen pflegt; aber ſie erheben ſich nicht zu der Weisheit, welche die Fähigkeit, ſich für Andre aufzuopfern, zur Grundlage des eigenen Glücks zu machen weiß. Dieſe Menſchen mögen Gewinn und Verluſt nicht gegen einander aufgeben laſſen, ſie mögen nicht zur großen Menſchenfamilie gehören. Ihre ſchönſten Gefühle ſind nur einzelne Punkte in ihrem iſolirten Daſeyn,

und sie empfanden leicht einen bitter muthwilligen Kitzel, sich für die Last eines solchen Daseyns an der zusammenverbundenen Menschheit zu rächen. Sie streben nach der Kometenrolle — glänzende Körper, die auf ihrer regellosen Bahn aus den Trümmern einer Welt entstanden zu seyn, und einer Welt Zerstörung zu drohen scheinen; den allumschlingenden Banden der Ordnung fremd, stören sie die ewige Harmonie der Sphären. —

Es ist eben kein gutes Zeichen, lieber G., wenn ich poetisch werde. Ich will mir aber durchaus kein Unrecht gegen Julius vorzuwerfen haben. In seinem ganzen Wesen liegt zuverlässig eben so wenig der Wunsch als die Fähigkeit, sich durch eine Gattinn an Welt und Gesellschaft zu knüpfen. Daß er nichts destoweniger, daß er die reizende Juliette mit dem ganzen verzehrenden Feuer seiner Seele liebte, kann mich nicht befremden. Daß sie, mit einem freien Herzen, von einer Leidenschaft, die dieser Mann hinreißend ausdrücken muß, gerührt wurde — muß ich mir gefallen lassen. Der jetzige Zustand ihres Gemüths ist es, wovon ich eine bestimmte, richtige Ansicht haben möchte. Sie sucht mich; mit Engelsvertrauen

ſpricht ſie mit mir über jeden Gegenſtand; es iſt kein Gedanke ihrer ſchönen Seele, den ſie ſich ſcheute, vor mir an den Tag zu legen. Ich beherrſche mich männlich, um ihr nur Vertrauen und Achtung zu zeigen. Nicht ihre Fingerſpitze berühre ich, und geſchieht es, ſo erröthet ſie, wenn ſie mich erſchrocken zucken ſieht. So lange Julius daneben ſteht, und ſich die Freundesrolle auflegt, will ich nicht Liebhaber ſcheinen. —

Geſtern hatten wir ein kleines ländliches Feſt. Juliette war heiter, und behandelte uns beide wie gleich geliebte Brüder. Unſer Spaziergang führte uns nach dem Jägerhauſe. Die andern giengen voraus, die zwei Fräulein M. folgten mit uns. Nicht weit vom Hauſe wollte Juliette auf einen Seitenweg einlenken. — Dorthin! riefen die Mädchen, die Andern ſind dorthin über die Brücke gegangen. — Sie ſchien etwas verlegen. Die Mädchen ſtanden auf der Brücke ſtill, um ſich von den zitternden Brettern wiegen zu laſſen. Ich blieb neben Julietten, die nachdenkend in den Fluß ſah. Es iſt eine ſtille, angenehme Ausſicht; die Abendſonne blitzte im Waſſer — ich legte meinen Arm um Juliettens: ſo kühn

war ich noch nie geweſen. — Sehen Sie, ſagte ich, die goldne Garbe, wie die leichte Welle dort ſie ewig verſchlingt. — Juliette machte eine Bewegung: ihr Geſicht glühte; es war mir, als hörte ich ſie faſt ſchmerzlich ſeufzen. Unwillkürlich ſah ich auf Julius: auch ſein Geſicht war hochgefärbt, er wandte einen wilden Blick von Juliettens ab. — — Seitdem iſt ſie noch ſanfter, noch vertraulicher gegen mich. Julius hatte ſeine gewöhnliche Stimmung.

Wenn mir Juliette einſt dieſen Auftritt enträthſelt! — dann werde ich den höchſten Gipfel meines Glücks erreicht haben. —

Sie ſcheint zuweilen Verſuche anzuſtellen, wie weit unſer Geſchmack, unſer Gefühl übereinſtimmt. Ich bleibe bei der reinſten Wahrheit, und bemerke an ihr eine, zwiſchen Freude und Schmerz getheilte Ueberraſchung, daß wir ſo oft uns begegnen. Mit Julius hat ſie mich ſchon in Geſpräche über Menſchenglück und Menſchenbeſtimmung verwickelt. Ich glaube, ſie ſah voraus, daß ihre Denkungsart und die meinige zuſammentreffen würden, und ſie erwartete von unſern vereinten Gründen einigen Eindruck auf Julius. Aber er ſtreitet mit der

Bitterkeit eines Menſchen, deſſen Anſprüche ſcheiterten, und der nun auch Andern keine Anſprüche auf ſich einräumt. Er unterwirft ſich der bürgerlichen Ordnung, wie dem Geſetz des Stärkeren; das Recht der Natur hebt es auf, ſobald die Uebermacht wegfällt, und wer es ihm aufdringt, iſt ſein geborner Feind. Anfangs ſpricht Juliette wohl mit, unterſtützt furchtſam mein Raiſonnement mit ihrem Gefühl, und, fährt er mit heftiger Feindſeligkeit dazwiſchen, mit einer ſtillen Thräne. Wenn ſich das Geſpräch wendet, daß wir beide beſtimmter in den Text gerathen, als wäre keine dritte Perſon zugegen, ſo hört ſie ernſt zu, ohne Ziererei und ohne Keckheit. — Ihre Gegenwart iſt dann wirklich wie die einer Gottheit; ſie reinigt Gedanken und Ausdruck, ohne Zwang aufzulegen.

13.

Ludwig an den Major E.

Es wird mir ſchwer, meine Beſonnenheit zu erhalten. Bald geht es über meine Kräfte, zu lieben ohne zu hoffen, zu hoffen ohne Anſprüche zu machen. Ich ertappe mich auf Unbilligkeiten gegen Julietten, indeß ſie ihren Weg mit einer

Offenheit fortgeht, gegen die man — ſchlechterdings nichts als unbillig ſeyn kann, wenn man ſie nicht anbetet.

Wir ſprachen von meinem kleinen Erbgut in E. Sie ließ ſich alles beſchreiben, und intereſſirte ſich für einige Veränderungen, die vorgenommen werden könnten. Ich ſuchte den letzten Brief meines dortigen Pachters hervor, der über dieſen Punkt Erläuterungen enthielt — Hier bin ich Ihnen aber erſt ein Geſtändniß ſchuldig. Ich lebte einige Jahre mit einer Italiänerinn, die ich in ihrem Vaterland kennen gelernt hatte. Unſre Verbindung war ſo beſchaffen, daß mir ein einziges, aber freilich ein ſehr heiliges Andenken davon zurückgeblieben iſt. Mein kleiner Theodor, jetzt über drei Jahre alt, iſt auf Heubach bei meinem Pachter Franz erzogen, einem alten, braven Manne, der lange mein treuer Bedienter war. Ich ließ es auf die Eigenſchaften, die ich an meiner künftigen Gattinn finden würde, ankommen, ob ich ihr das Kind anvertrauen, und unter welchen Bedingungen ich es anerkennen könnte. — In jenem Briefe hatten einige Worte auf den Knaben Bezug; die Blattern ſind ihm eingeimpft worden: Franz meldete

mir, daß die Inokulation vollkommen glücklich von Statten gegangen wäre, ſo daß man von dieſer Seite, wenn das Kind in andre Hände käme, ganz ruhig ſeyn könnte. Julettens Charakter ließ mich für meinen armen Theodor eine günſtige Zukunft hoffen, und ſchon oft hatte mich der Gedanke erfreut, daß der Dank, den ich ihr für des Kindes Glück ſchuldig ſeyn würde, ein neues Band zwiſchen uns werden müßte, ſelbſt wenn keine Liebe ſich in unſer Verhältniß miſchte. Indeſſen fühlte ich es als etwas Unfeines, mit meiner Braut von dieſem Plane zu ſprechen; ich rechnete, daß ſie Theodors Vater, ob ich ihn gleich nicht als meinen Sohn erziehen laſſe, früher oder ſpäter errathen würde. — Sie las den Brief. Wer iſt Theodor? fragte ſie unbeſonnen, erröthete aber ſogleich ſo heftig, daß ich anfing zu vermuthen, ſie kenne jenes Verhältniß ſchon. Die Frage hatte ich übrigens vorhergeſehen. Ich antwortete: ein kleiner verwaiſter Knabe, den ich erziehen laſſe, um das Unrecht ſeines Vaters wieder gut zu machen, der nicht für ihn ſorgte.

Trotz ihrem Erröthen hatte ſie ihren Blick feſt auf mich geheftet; ich hielt ihn aus, ſo heftig auch

mein Herz ſchlug. — Wo wollen Sie ihn hinthun? fragte ſie leiſe, nach einiger Ueberlegung, und ſchlug die Augen nieder, als wäre ſie die Schuldige. — — In dieſer, wie in jeder ernſthaften Angelegenheit meines Herzens, muß Juliette mir rathen, ſagte ich, mit ſehr gemiſchter Empfindung. — — Sie nahm zögernd das Wort: Sollten wir ihn nicht zu uns nehmen? Ich werde in B., wo ich fremd bin, viel allein ſeyn, und Beſchäftigung brauchen. — — Ihre Verwirrung nahm zu, die meinige in eben dem Grade; aber der Grund der ihrigen war reine, ſchöne Güte, in mir gohr Eiferſucht und Unwille. — Sie erſtaunen, mein würdiger Freund? — Ich ſah offenbar, daß meine Verbindung mit Theodora ihr bekannt war. So fand ich in ihrer . . . . . Freundſchaft für Julius Wiedervergeltung, in ihrer Bereitwilligkeit, mein Kind unter ihre Pflege zu nehmen, Gleichgültigkeit gegen mich. Ich ſuchte mich zu faſſen; ich ſtellte ihr vor, welche Laſt ſie damit übernähme. Sie ſtritt freundlich; endlich faßte ſie meine Hand mit der ihrigen — mir ſchwindelten die Sinne, meine alberne Freudbetrelle erſtickte mich faſt — ſie drückte meine Hand an ihre Bruſt: Ludwig,

sagte sie, ich führte Ihnen Julius zu, um des Werthes willen, den er für mich hatte; geben Sie mir Theodorn, und wir sind dann quitt. —

Ich sank zu ihren Füssen, ihre Stimme war so zärtlich, wie ich sie nie gehört hatte — aber unruhig entschlüpfte sie mir; diese Stellung ist gefährlich, sagte sie — sie besticht, und Bestechung ist keines stolzen Mannes, keines redlichen Mannes Sache.

Sie verließ mich, und ich blieb, leidenschaftlicher als ich es Ihnen gestehen mag, zurück. Als ich sie wiedersah, war sie ganz die Vorige, ja so unbefangen, daß sie mit ihrer Tante von Theodorn sprach, und auf eine solche Weise, daß bei dieser kein Verdacht aufsteigen konnte.

Morgen ist unser Hochzeittag; in zwei Tagen reist Julius ab. Beide haben es so gewollt. Julius erklärt mit festem, ruhigem Ernst, er wünsche Zeuge unsrer Verbindung zu seyn. Sie läßt ihren Thränen freien Lauf, und sagt, er werde mit sanfterem Herzen scheiden, wenn er sie mit neuen Pflichten und einer neuen Welt beschäftigt zurücklasse. Freundlich ordnet sie alles an, zu unsrer Verbindung, und zu unsrer Abreise, die sehr nahe ist.

14.

Juliette an Julius. (Am Abend vor der Hochzeit.)

Nicht wahr, mein Freund, Sie erwarteten seit einiger Zeit, daß Juliette nicht hinterlistig oder gleichgültig entschlüpfen, daß sie offen und frei, wie das Geständniß war, welches zuerst uns band, Ihnen den Zustand ihres Herzens an diesem Scheidewege entdecken würde? — Julius, entweder irrte ich mich, als ich Ihnen sagte, daß ich Sie liebte, oder ich liebe Sie nicht mehr. — Ob ich Ludwig liebe, weiß ich nicht; aber ich wünsche es. — Wird es mir schwerer, Ihnen dieses zu schreiben, als Ihnen, zu hören, was Ihr durchdringender Blick schon lange sah? — O Julius! Habe ich wirklich Unrecht an Ihnen gethan? — Ihre stürmische Heftigkeit riß mich hin; die Sicherheit, die mir das Bewußtseyn gab, einem andern anzugehören, verführte mich zu einem Verhältniß, das ich selbst nicht verstand. Meine kalte Unschuld erkannte nirgends Gefahr. Ich hielt den ungewohnten Eindruck neuer Erfahrungen für Liebe. Meine Empfindung für Sie nahm ich aus dem Zusammenhang meines Lebens heraus, wie etwas, das jetzt anfieng, und dann ein bestimmtes Ende nehmen

ſollte. — Wenn Sie es nicht anders anſehen, wenn Sie nicht unglücklicher von mir gehen, wie Sie zu mir traten, da ich — ich in meiner kecken Unwiſſenheit Ihnen die Hand bot — ſo werde ich dieſer Zeit mit freudiger Rührung gedenken können, als einer fremden, ſchönen Blume, die ſich in den Kranz meines Lebens wand, deren Stamm ich nicht kannte, der keine ihrer Schweſtern auf der Flur gleicht. — Und liebe ich einſt — möchte es Ludwig ſeyn! — ſo erfahren Sie es. —

Ich ſchreibe dieſe Zeilen mit einer Wehmuth, die mein Herz zerreißt. Ich ſchreibe ſie, willig ein Leben voll Kummer zu leben, wenn Sie glauben, daß ich es Ihnen ſchuldig bin. — Doch ſo lange ich Ihnen nicht verhaßt bin, bleiben Sie durch Briefe uns nahe. — Mein Herz, mein Gewiſſen wird es brauchen.

15.

Julius an Juliette. (Am Morgen des Hochzeittags.)

Liebes, gütiges Weſen! Wäre Ihr Irrthum dießmal nicht ſchmerzlich für Sie, ſo ließe ich Sie darin, um nichts Fremdartiges in Ihr himmliſches Gemüth zu bringen. — — Doch, Juliette! Sie liebten mich, aber ich wußte, daß es nicht

von Dauer ſeyn könnte. Darum blieb Ihre Unſchuld mir heilig. Ich war der erſte Mann, dem Sie ſo kühn ſich nahten. Die Natur behauptete ihre Rechte, und ein Funken von der Flamme, die mich verzehrte, wärmte den blanken, reinen Stahl, der Ihre Bruſt beparzert. Doch weibliche Vollkommenheit ſchmiegt ſich aus eigener Wahl unter das Geſetz der Sittlichkeit, das zu haſſen mein Schickſal mich zwang. Dießmal war Ihnen unter dieſem Geſetz ein Loos beſchieden, wie es ſelten in den herzloſen Banden der Geſellſchaft ausgezeichneten Menſchen zu Theil wird. Als Ludwig nahte — den ich mit Freuden für beſſer erkenne, als ich bin — da traten Sitte und Zucht auf ſeine Seite; männliche Sanftheit, beherrſchte Begierde, vollendeten ſeinen Sieg. Das gebildete Weib wandte ſich ab von dem rauhen Wilden — und er flieht begnügſam in ſeine Einöde zurück.

Ich ſollte unglücklicher von Ihnen gehen, als ich zu Ihnen trat? Drei Monate Glück ſollten mich unglücklicher gemacht haben? — Nein, Juliette! Ewig *meine* Juliette, denn kein Gott raubt Ihr Bild aus meinem Herzen. — Dieſe Sorge ſtöre Sie nie! Genießen Sie Ihr neues Daſeyn,

ſo wie Sie den freundlichen Augenblick, in dem ich den ganzen Freudenbecher leerte, den mir das Schickſal unerwartet aufgehoben hatte, nicht verſchmähten mit mir zu theilen. Genießen Sie, beglücken Sie; denn die Zeit entflieht, mit ihr eine Täuſchung nach der andern — möge keinem der Ihnen zugemeſſenen Augenblicke die ſeinige fehlen, bis der dunkle Vorhang niederfällt, jenſeits deſſen alles ſchweigt!

Der Schiffer, der lange auf wilden Meeren mit allen Mächten des Verderbens kämpfte, landet endlich an dem grünenden Ufer, wo die Fülle der jugendlichen Natur ihm entgegen lacht. Hier erholt er ſich, genießt, ſchwelgt, aber ſeines Bleibens iſt nicht in den ſeligen Fluren; es ſchlägt die Stunde der Abfahrt, er vernimmt das Zeichen das ihn zum Schiffe zurückruft, und geſtärkt zu neuem Kampfe, eilt er dem kalten, unwirthbaren Element wieder zu. — Freundliche Seele! Glänzende Erſcheinung in dem trüben Nebel meines Daſeyns! Laſſen Sie getroſt dahinfahren „den umgetriebnen Sohn der Erde:“ ſo kahl und nichtig er auch da ſteht, nie wird er ſo verächtlich ſeyn, daß Ihr Glück ihn ärgere.

16.

Ludwig an den Major T.

Morgens. Ich verſtehe Julietten nicht mehr; ſie iſt auch mit ſich ſelbſt nicht mehr einig. Sie liebte mich — in der That, ſie fieng an, mich zu lieben: ihr Weſen war weiche Schonung gegen Julius, entzückende Schaamhaftigkeit gegen den Bräutigam. Ich bewachte mich immer mehr, um ihr keine Leidenſchaft zu zeigen, um ihr ſtolzes, ſchönes Herz, wenn es noch ſchwankte, nicht durch den Schein von Anſprüchen aufzuſcheuchen. Auch habe ich an der Veränderung, die ich ſeit ein Paar Stunden bemerke, gewiß keine Schuld; ſie wirft mir in ihrem Innern nichts vor; ſie iſt ängſtlicher, ungleicher, behutſamer. — aber ſie ſcheint meine Unruhe zu errathen, ſie will ihr begegnen. Sie hat, ohne Veranlaſſung, von unſrer künftigen Einrichtung geſprochen, mit einer Art, die mir zeigen ſollte, daß ihr die Zukunft angenehm iſt. — Sie erhielt dieſen Morgen einen Brief; ſie entfernte ſich, um ihn zu leſen: von dem Augenblick, da ſie zurückkam, fieng die Veränderung an. —

Julius brachte den ganzen gestrigen Abend bei Hofe zu. Ich wünschte, ich hätte ihn gestern gesehen, ob vielleicht — — Gott, wenn ich sie unglücklich machte! — Wie ich Julius kenne, ist es unmöglich, daß er nicht wahr gegen mich gewesen wäre. Ich kann sie keinem Andern überlassen, wenn sie diesen nicht liebt. — Daß aber nur meine Wünsche mich nicht verblenden!

Mittags. Eine sonderbare Stimmung für einen Hochzeittag! Juliette scheint mir bald ängstlich, bald still ergeben. Unser guter Vater ließ mich rufen. An ihm sehe ich keine Spur von Unruhe oder Ungewißheit über seiner Tochter Zukunft. Er gab mir den Ehekontrakt zu lesen; dann bat er mich, da die Zeugen schon gegenwärtig wären, meine Braut zu holen. Ich lauschte bang auf den Ausdruck ihres Gesichts, da ich den Auftrag ausrichtete. Sie erröthete, stand aber mit freundlicher Bereitwilligkeit auf, um mir zu folgen. An der Thüre überwältigte mich mein Gefühl; ich umfaßte sie, und rief: Juliette, handeln Sie freiwillig! Ich bin stark genug, um alles zu tragen. — Sie zitterte; doch bald blickte sie mir fest in's Auge, und sagte: Ich wünsche

und weiß keine theurere Beſtimmung, als die Ihrer Gattinn. —

Sie kennen die unnachahmlich reine Wahrheit ihres Blicks: ſie war bewegt, verworren, ſie hielt ihn mit Gewalt feſt; aber jenen Ausdruck hatte er ganz, und mein eigennütziges Herz glaubte ſogar Liebe darin zu erkennen. — Sie betrug ſich mit der liebenswürdigſten Jungfräulichkeit, mit dem Ernſt, der dem Geſchäft gebührte, mit einer Achtung gegen mich, die — mein hoch klopfendes Herz zuſammenpreßte!

Jetzt ſchicke ich mich zur Ceremonie an. Wenn ich ein glücklicher Bräutigam bin, ſo bin ich wenigſtens ein ſehr furchtſamer Liebhaber. Durch die Art, wie ich heirathete, glaubte ich aller Gefahr einer Romanenbegebenheit aus dem Wege gegangen zu ſeyn, und befinde mich nun doch in der verwickeltſten geſpannteſten Lage.

Am Abend des Tages nach der Hochzeit. In einer Stunde reiſen wir ab. Ich wollte, Sie wären bei uns; Sie würden Julietten helfen zu dem Räthſel ihres eigenen Herzens den Schlüſſel zu ſuchen. Ich darf es nicht — und zittre doch, daß ſie über dieſem Suchen ihr Glück verliere.

Es iſt etwas in ihr, das Julius angeht, das ſie ſchmerzt, doch ohne ſie eigentlich zu beunruhigen. —

Er war geſtern bei unſerm kleinen Abendeſſen. Er hatte ſeine ernſte Stimmung, die ihn ſehr liebenswürdig macht, und die Achtung, die er, wie immer Julietten bezeugte, ſchöner bob. In ihrem Betragen gegen ihn war — für den ſcharfen Blick wenigſtens, den die Situation mir gab — Zwang, Scheue. Alles hochzeitfeſtliche war vermieden. Julius entfernte ſich mit den wenigen übrigen Gäſten: die Abrede war, daß er dieſen Morgen Abſchied nehmen würde.

Juliette folgte, wie gewöhnlich, ihrer Tante, als dieſe im Begriff war, ſich auf ihr Zimmer zu begeben. Die gute Frau ſchien verwundert, und öffnete den Mund, ſehr vermuthlich um etwas Albernes zu ſagen. Ich trat zu ihnen, ergriff die Hand meiner — Frau, küßte dieſe Hand, wie jeden Abend, und ſagte ihr gute Nacht. Eine hohe Röthe übergoß ihr Geſicht; ſie ſenkte den Blick, den ſie erſt ſtutzend auf mich geworfen hatte; ſie hielt mir ihre Wange zum Kuß hin. —

Mit ſo kühner Sicherheit trägt ſie den Zunder bis an den Rand des Vulkans! — Aber in die-

ſem Augenblick ſah, fühlte, wünſchte ich nichts, als den zärtlichen Dank, den ich in ihrem geſenkten Blick las. Ich berührte mit meinen Lippen die dargebotene Wange, und entfloh.

Jetzt war ich — allein! Die Sorge für das liebenswürdige Geſchöpf, das nun mein gehörte, deſſen Glück nun das meinige war, verdrängte jede andre Empfindung, und kühlte mein heiſſes Blut.

Am Morgen erwartete ich Julius, der mit uns frühſtücken ſollte, ehe er abreiſte. Ich war im Herzen unzufrieden mit ihm. Ich begriff nicht, wie er dieſe Abſchiedsſtunde wählen mochte. Darum — vielleicht hat es mein alter Freund ſchon errathen — wenigſtens auch darum brachte ich geſtern ein Opfer, das meiner Juliette erſparte, heute vor ihm zu erröthen. —

Die Stunde, wo Julius zu kommen verſprochen hatte, war verfloſſen, als Juliette hereintrat. Sie trug einen Blumenkorb; ſie gieng ſo raſch auf mich zu, daß ich den Ausdruck ihres Geſichts nicht hätte beobachten können, ſelbſt wenn ſie es nicht mit ihrem Tuch bedeckt hätte. Schluchzend fiel ſie in meine Arme — Julius iſt abgereiſt, ſagte ſie leiſe.

Julius hat um Mitternacht, einige Stunden vor dem Prinzen, die Reise angetreten. Bei ihrem Erwachen wurde Julietten das Körbchen voll Rosen, Lilien und Immortellen zugestellt; ein dunkelfarbiges Band umschlang die Blumen, mit den Worten:

„Auch ich war in Arkadien."

Ich war von ihrem Schmerz, ich war von Julius seinem Gefühl zu tief bewegt, als daß ein selbstsüchtiger Gedanke in mir hätte aufkommen können. Juliette fand in meinen Armen, was sie da gesucht hatte: Theilnahme und Achtung für ihre Empfindung. Sie ist sehr gerührt, aber es scheint Bedürfniß für sie, mit mir zu seyn. Sie spricht von Julius ohne Verlegenheit. Ich weiß nicht, ob es vielleicht ihr Wunsch wäre, daß ich ihr Anlaß gäbe, mir ihr Verhältniß mit ihm näher zu erklären. Aber als Liebhaber wäre ich nicht kalt genug, das anzuhören, und für den Gatten — hätte es etwas Fantastisches, auf die Spitze Gestelltes, das ich nicht möchte. — Mit Zuversicht glaube ich es: sie wird mich lieben — warum sie aber mehr als je fürchtet, mich das hoffen zu lassen, warum sie mich mehr als je zur

Rolle des Freundes zurückzuführen sucht, warum — — Ich denke überhaupt, lieber Major, Sie rechnen mir meine Billigkeit gegen Julietten und Julius zu hoch an, und so möge ich denn immerhin in Ihrer Meinung etwas verlieren, wenn ich Ihnen bekenne, daß es mir nur erst seit Julius entfernt ist, leichter wird, die Lösung aller Räthsel ihres Herzens von der Zeit zu erwarten.

17.

Juliette an den Major S. (Aus P.)

O mein theurer, ehrwürdiger Freund, ich fürchte, Sie hatten eine zu hohe Meinung von Ihrer jungen Schülerinn, und das thörige Mädchen hat sich in ein Unternehmen verwickelt, bei welchem ihre Ruhe — und leider auch die Ruhe des edelsten Mannes auf dem Spiele steht!

In der Zuversicht meiner kurzsichtigen Unschuld genügte es mir, daß ich Sie ruhig abreisen sah. Ich hatte wohl bemerkt, daß Sie mich scharf beobachteten; aber ich war auch überzeugt, daß Sie mich verstanden, und als Sie mir beim Abschied leise sagten: Bleiben Sie nur wahr, Juliette, und Sie bereiten Ihres Ludwigs Glück — da sah ich

mich triumphirend ſchon am Ziel. — Ach, es kam die Zeit, wo ich nicht mehr wahr bleiben konnte! Ich muß ihm meine Liebe verbergen, und dieſe ſeltſame Nothwendigkeit beweiſt mir, daß ich eine eitle Thörinn war, mein Herz und die Herzen dieſer Männer mit meiner Kindervernunft am Leitſeil führen zu wollen. Könnten Sie doch alles in meinem Innern leſen, und mir das Geſtändniß erſparen, zu dem mir ohnehin ewig die Worte fehlen werden! So werde es Ihnen dann in den Worten eines Andern offenbart. — Hier! Sehen Sie, leſen Sie meine letzten Zeilen an Julius, und ſeine Antwort — ſeine grauſame, beleidigende Antwort! — Und doch war er ein edler Mann! O wohin hätte er ſonſt die ſtolze Thörinn verlieben können! Seinem Edelmuth verdanke ich die Reinheit meines heutigen Schmerzes, den Troſt einer zum Entſagen verurtheilten Liebe. —

Sagen Sie mir, werden Sie nicht auch im Namen Ihres Geſchlechts mich beurtheilen, wie den harte, ſtarre Julius? Wird nicht Ludwig am lautſten rufen: ihr jugendlich warmes Blut riß ſie zu Julius hin, und eben das war es, was mir ſo ſchnell ihre Gunſt erwarb? — Ach, fühlen

Sie wohl auch, mit welcher unausſprechlichen Beſchämung ich dieſes ſchreibe? — So dürfen wir alſo nie über die enggeſteckten Grenzen der Konvenienz hinausgehen, ohne vor dem Richterſtuhl der Sittlichkeit verantwortlich zu werden!

Begreifen Sie nun, mein Freund, wie verworren meine Zukunft iſt? — Ludwig ſieht, daß mein ganzes Herz mit jedem Tage mehr ſein wird: wie unerklärlich muß ihm aber die geheime Scheue ſeyn, die mich von ihm entfernt hält? So wird er dann irre an mir, und er kann noch lernen der Vergangenheit mißtrauen, die mich ihm doch theuer machte. Würde er endlich des räthſelhaften, zweideutigen Mädchens müde, ſo dürfte keine Klage über meine Lippen kommen, ja ich dürfte keine in meinem Buſen dulden — ſo unausſprechlich elend ich dann auch wäre, und er mit mir, denn er wußte, daß ich ihn beglücken würde, ich allein!

Dieſe Ueberzeugung, die ich mit ihm theilte, war es ja doch, was mich zuerſt mit meinem eigenen Herzen bekannt machte. Er fand es nicht frei; es war heftig beſchäftigt, es war ſchmerzlich voll: nichts an Julius that mir wohl, und alles

riß mich hin. Da erſchrak ich vor der Uebereinſtimmung in meiner und Ludwigs Weiſe zu empfinden und die Dinge anzuſehen. Es war mir wie in einem ſchweren Traume, wo man ſich ängſtigt, weil die Menſchen die Geſtalten verwechſeln. Dieſe Uebereinſtimmung hatte ich zwiſchen Julius und mir ſo vermißt; jetzt fand ich ſie bei dem Manne, gegen den ich gleichgültig zu ſeyn glaubte. Auch wenn die Vorſtellungen, die Anſichten des Mädchens verſchieden ſeyn mußten von denen des Mannes, ſchritt Ludwig feſt und ruhig fort auf Höhen, die mir zu ſteil waren, indeß Julius in gleichem Falle feindſelig gegen ſich und andre dahin ſtürmte, und der Angſt zu trotzen ſchien, mit der ich ihn am Rande des Abgrunds ſchweben ſah.

Schon dankte ich dem guten Schickſal, das mich ſo freundlich in den Hafen führte. Ohne jene Zeilen von Julius wäre die holde Täuſchung nicht von mir gewichen; ich hätte es — wenn auch erröthend — Ludwig geſtanden, daß die Liebe das ſtolze Mädchen geſtraft habe, die nun willig ihre Macht erkenne. —

Und jetzt — Sie werden wiſſen wollen, was ich von der Zukunft hoffe? — Oft hoffe ich freilich

noch, ich hoffe oft viel — oft aber nichts mehr! Ich lebe neben ihm, bin ſeine Geſellſchafterinn, beſorge ſein Hauswesen, erziehe ſein Kind — denn daß Theodor ſein Kind iſt, wiſſen Sie wohl ſchon längſt? — O es wird mir leicht, liebenswürdig zu ſeyn: ich bin es ja für ihn! — Aber um ſo ſchwerer wird es mir, nicht liebend zu ſcheinen. — Vielleicht — wenn die Zeit mich bewähret hat — wenn er nicht mehr an mir zweifeln, nicht mehr irre werden kann an mir — Fände er aber früher ein Weib, die ihm mehr — die ihm alles gewährete — — O dann wäre ich härter beſtraft, als meine Thorheit es verdiente — ſo hart, daß ſelbſt Julius um mich weinen würde! — Dann überließe ich ihn ſeinem neuen — ach doch kümmerlichen Glücke! flöhe in Ihre Arme mit meinem, mit ſeinem Theodor — bei ihm bleiben könnte ich nicht, wenn er nicht ganz mein wäre!

18.

Ludwig an den Major P.

Sie haben meine Zweifel, meine Sorgen getheilt; — vernehmen Sie nun auch, daß Ihre Freunde glücklich ſind! Es iſt mir gelungen,

Ich bin dafür gelohnt, daß ich andrer Leidenschaften, andrer Rechte, neben den meinen anerkannte. Ich bin unendlich gelohnt — Juliette ist mein.

O es ward mir oft schwer! Oft wollte mein Herz mich bereden, daß ich es in meiner Rechnung vergessen hätte, wie ich mir so oft vorgenommen, von dem Mädchen, die ich so auf eine Unterhandlung bin heirathete, auch keine Liebe zu fordern. Dann hielt mich nur die Vorstellung von dem Glück, das meiner wartete, wenn Juliette endlich von selbst den geheimnißvollen Zwang zerstreuen würde, der ihr Wesen umhüllte. Wenn ich ihre unbefangene Thätigkeit, ihre Sorgfalt, ihre hausfräuliche Würde, mit aller weiblichen Grazie vereint, vor Augen hatte, dann dachte ich oft, es fehle nichts an unserm Glücke — bis wieder die fürchterliche Geisterstunde schlug — so möchte ich diese unerklärlichen Augenblicke nennen, wo ihre Angst, mir zu entfliehen, bewies, daß sie mir alles seyn wollte, nur nicht liebendes Weib!

Theodor war schon hier, als wir ankamen. Es ist ein schöner Knabe, das Ebenbild seiner Mutter, aber sanft und ernsthaft. Durch sie kam ein Strahl

von einem wärmeren Himmel in seine Organisation; sonst verspricht er, zu seinem und meinem Glück, nichts von ihr zu haben. Juliette begegnete ihm vom ersten Augenblick mit zarter Liebe; nach wenigen Tagen schien das Kind ihr ganzes Herz zu füllen. Sie ließ sein Bett neben das ihrige stellen. Sie behandelte den glücklichen Knaben mit einer Güte, einer besonnenen Strenge — daß meine Fantasie ungeduldig der Zukunft entgegenflog, wo sie diese geschickte Sorgfalt an ihren eigenen Kindern üben würde. Wahrhaftig Theodor stößte mir Eifersucht ein. Mehr als einmal hätte ich ihn hinwegreißen mögen; wenn sie ihn, zum Lohn für seinen Gehorsam für irgend ein schweres Opfer, an ihre schöne Brust drückte — konnte es denn schwerere Opfer geben, als das ich brachte? Und war es nicht eben dieser Lohn, der meinem Opfer gebührte? — Freilich war er es auch, den ich zum Opfer brachte! Und so irrte mein Herz in einem Labyrinth von Gefühlen; die größere Einförmlichkeit meiner hiesigen Lebensart machte meine Unruhe über mein Verhältniß mit Julietten auch stürmischer. Alles war in dem stillen Gange häuslicher Glückseligkeit, nur ihr

halsſtarriges Herz leugnete die Liebe ab, die ihre Blicke, ihr Erröthen, die mir tauſend Züge täglich verriethen.

Aber es kam der Augenblick, wo die gütige Natur ſiegte, über dieſe Verwirrungen ſiegte, die um ſo unauflöslicher ſchienen, als ihr Gewebe der Behandlung menſchlicher Klugheit zu fein war. Sie hatte Theodorn bei ſich, und den Sohn unſers krank gewordenen Gärtners. Der fremde Knabe empfieng allerlei von ihr, zur Labung für ſeinen Vater. Sie band alles zuſammen in ein Tuch, und ſagte ſpielend bei jedem Stück: das iſt für den Vater — das auch für den Vater. — Theodor ſtand mit einem Stück Kuchen in der Hand, und ſah dem Knaben nach, der jetzt das Zimmer verließ. — Das iſt alles für ſeinen Vater? fragte er Juliettten, die ſich an ihre Arbeit ſetzte. — Ja. — Theodor blickte auf ſeine Näſcherei: wo iſt denn mein Vater? fragte er, und machte eine Bewegung mit der Hand, als wartete er auf die Antwort, um dem Vater das Backwerk zu geben. — Juliette erröthete; ſie ſtand einen Augenblick an; dann ſagte ſie, ſo raſch als fürchtete ſie, einen Augenblick ſpäter es

nicht mehr ſagen zu mögen: Geh', frag unſern Freund, — ſo nannte ſie mich immer gegen das Kind. Der Kleine, deſſen Ideen unterdeſſen fortgehen mochten, hörte ſie nicht recht; er lief ſorglos zu mir, und reichte mir ſeinen Kuchen: Nun ſo iß! rief er, zu mir hinaufſangend. —

Juliette neigte ihr glühendes Geſicht auf ihre Arbeit. Ich warf mich, mit dem Kinde in meinen Armen, vor ihr nieder. — Juliette, rief ich — ich will ſein Vater ſeyn — ſey aber auch endlich mein — meine Gattinn!

Der Zauber war gelöſt. Ihr ganzes reines, ſtolzes Herz lag nun vor mir. Was uns bis dahin trennte, war eine Furcht, die ſie mir auch jetzt nicht deutlich erklärte: ſie warf ſich vor, das Spiel ihrer Sinne geweſen zu ſeyn, und zitterte, daß ich darum ihre frühe Neigung für mich geringſchätzen würde; Briefe von Julius, die ſie mir aufgedrungen hat, machen mir alles verſtändlich. O dieſe Zartheit des Gefühls hat mein Glück lange von mir entfernt gehalten, aber ihr verdanke ich auch tauſendfachen Genuß — auf dieſem Wege lernte ich den ganzen Reichthum von Juliettens Weſen kennen!

Theodor iſt nun mein Liebling wie der ihre. — Ihm fordre tauſend Küſſe ab, ſagt ſie, die er in deinem Namen von mir empfieng. — Und ich drücke ihn an meine Bruſt, weil er die Scheidewand niederriß, die unſre künſtelnde Herzen zwiſchen uns aufgeworfen hatten. —

Die Blätter waren in dem kleinen Zirkel mit vielem Intereſſe geleſen worden. Als man ſie dem Major wieder zuſtellte, lautete das Urtheil faſt einſtimmig: die guten Leute, und Juliette beſonders hätten doch wohl mehr Glück als Verſtand gehabt.

Hm! ſagte der Major — ich diente während des ſiebenjährigen Kriegs in Friedrichs Heeren; wenn man den königlichen Helden für verloren gehalten hatte, und er plötzlich emporſtand, ſeinen Feinden trotzend, da meinten immer Viele, dießmal hätte er wieder mehr Glück als Verſtand gehabt. — Ungewöhnliche Menſchen ſpielen ungewöhnliches Spiel, wobei ſie allerdings Unglück haben können, wie Glück. —

Natalie hatte bisher geſchwiegen. Eure alte kluge Jugend, ſagte ſie zu den Andern, mag den

Beſcheid hinnehmen von unſerm jungen Greis. — Und doch, lieber Major, möchte ich Sie wohl fragen, ob Ihnen, wenn die Leutchen Ihnen ſo eines ums andre ihre Noth klagten, vor dem Ausgang nie bange war, ob Sie nie fürchteten, daß Sie dabei etwas zu bereuen haben würden?

Zu bereuen, Natalie? — Sie glauben doch nicht, daß ich bei dieſen Menſchen die leidige Rolle eines verborgenen Oberen geſpielt habe?

Das nicht — Aber bei dem Vertrauen, das Ihnen alle ſchenkten, überſahen Sie ihre Lage beſſer, als jede der intereſſirten Perſonen es ſelbſt konnte. Hieraus mußte bei Ihnen nothwendig ein gewiſſes Gefühl von Verantwortlichkeit entſtehen. —

Nicht eigentlich. — Ich hatte nichts vor Augen, als die Charaktere dieſer Menſchen, und die gütige Natur, wie Ludwig ſagt, und auch wo es am Bedenklichſten ſtand, rechnete ich feſt, daß Beides ſie auf keinen andern Punkt führen könnte. —

Das war eine ſehr liebe, aber auch eine ſehr kühne Zuverſicht, mein guter Major — eine Zuverſicht, die Julietten's würdig geweſen wäre!

Nun, nun — Die Vergleichung hat ihr Abentheuerliches, aber ich darf ſie — von Natalien zumal — ohne Empfindung und ohne Beſchämung anhören.

Wahrlich ja! ſagte Natalie gerührt — Denkbar wäre es mir zwar immer, daß aus dieſem Verhältniß zwiſchen dieſen Menſchen dauernde Mißverſtändniſſe, Schmachheiten, Vergehungen, und für Sie, den Mitwiſſenden eines ſolchen Schickſals, unausſprechlich traurige Erinnerungen hätten entſtehen können. —

Sie nahm wahr, daß dieſe Vorſtellung, der ſie ſelbſt mit lebhafter Bewegung nachging, den Major heftig erſchütterte; ſchnell lenkte ſie ein: So ſind wir Weiber! Es hat mich nach einem unblutigen Ausgang von Werthers Leiden gelüſtet, und nun ſinne ich mir für Ihre glücklichen, und des Glückes ſo werthen Freunde in B. — ein tragiſches Schickſal aus!

Das
Urtheil der Welt,
eine
herrnhuthiſche Erzählung.

Unter der Brüdergemeine zu *berg lebt ein reicher und angeſehener Mann mit ſeiner Gemahlinn, die ehemals ſeine Haushälterinn war. Bei den Weltkindern ſteht dieſes Paar in einem wenig ehrenvollen und ziemlich platten Rufe: Herr von Schönech — ſo urtheilt das Publikum — hat das Leben genoſſen, bis eine kluge Dirne den Zeitpunkt, wo die Zähigkeit zum Genuß von ihm, und er nothgedrungen von der Sünde Abſchied nahm, zu ihrem Vortheil zu benutzen wußte — um die Lücken in einer ſolchen Geſchichte auszufüllen, braucht es keiner Urkunden, und nur eines geringen Grades von Welt- und Menſchenkenntniß.

Wie aber, wenn es sich mit dieser Geschichte ganz anders verhielte? Wenn ihr innerer Zusammenhang recht ehrenwerthe Dinge verbärge? Wenn das unscheinbare Resultat der Schicksale dieser Menschen aus vielen unbekannt gebliebenen, stillen Kämpfen, in denen einfache weibliche Tugend und wahre Heiligkeit geprüft und geübt wurden, entsprungen wäre; so wie hingegen manche glänzende Begebenheit, die ihre Helden dem Publikum empfiehlt, wenn sie gehörig ergründet würde, aus lauter Gemeinheit und Armseligkeit zusammengesetzt erscheinen möchte?

Auf der östlichen Seite des Thüringer Waldes liegt am Fuße desselben das gewerbsame Städchen Z., wo sich vor mehrern Jahren ein Zeugweber Namens Peter Stein angesiedelt hatte, ein geschickter Mann, der aus Schlesien kam, und zu den Herrnhuthern gehörte. Er war verheirathet, und hatte ein Kind, das Deborah hieß. Als fremder Handwerker, der sich noch obendrein durch seine Religion auszeichnete, hatte er keinen leichten Stand. Er arbeitete fleißig, wurde in keinem Wirthshaus gesehen, war dienstfertig gegen jedermann, und sprach von Niemanden Böses. Seine

Frau ſah man faſt nie außer dem Hauſe, wenn es nicht auf dem Markt oder in der Kirche war, und dann war ſie freundlich und beſcheiden. An Sonn- und Feiertagen nach dem Gottesdienſt pflezte die ganze Familie ſpazieren zu gehen, der Vater mit glattem, ſich ſchon bleichendem Haar, Frau Stein in ſchlichter Kleidung aus ſelbſt gewebtem Zeuge, und Deborah, im ſchwarzen Mieder mit geſtreifter Schürze, war ſchon ein großes Mädchen von zehn Jahren, wie ſie der Vater noch an der Hand führte, und ihr über die Goſſe half. Man hätte denken ſollen, daß ſich die guten Leute mit der ſtillen Wirthſchaft, die niemand etwas in den Weg legte, Liebe erwerben müßten. Wenn man aber, in den niederen wie in den höheren Ständen, Menſchen erlauben ſoll, ſich auszuzeichnen, ſo müſſen ſie auf irgend eine Weiſe imponiren. Findet man ſie anders als man ſelbſt iſt, und nur in einem Stücke, das man beurtheilen zu können glaubt, lächerlich, ſo verachtet man ſie, und aus der Verachtung wird, wenn man ſie täglich vor Augen hat, ohne in nähere Berührung mit ihnen zu kommen, endlich wohl gar Feindſeligkeit.

Peter Steins häusliche Tugenden blieben den

Z.er Bürgern, die keinen Verkehr mit ihm hatten, unbekannt. Man bemerkte nur, daß er immer arbeitete, und dennoch immer ärmlich einherging. Saßen die Handwerker an Feiertagen auf den Bänken vor dem Bierhaus, und Peter Stein zog mit Weib und Tochter nüchtern vorüber, dem Gehölze zu, so gab das schon Unmuth unter den Bürgern. Mehr als einmal war man dann den Leuten nachgegangen, um sie zu belauschen: da lagerten sie sich an einsamen Fleckchen im Walde; die Mutter leerte ein Körbchen aus, das Deborah am Arme hergetragen hatte; es wurde ein kleines Mal von Obst und Brod verzehrt, für den Alten war ein Nößel Wein mitgebracht worden, wovon Frau und Tochter nie etwas genossen; in stiller Heiterkeit nahmen sie ihr Vesperbrod zu sich, und sangen nachher mit gedämpfter Stimme geistliche Lieder, bei denen sie sich zuweilen dergestalt in andächtige Wehmuth einwiegten, daß man den ehrlichen Peter Stein mit wankendem Schritt nach Hause schleichen sah, während Mutter und Tochter ihn mit rothen Augen begleiteten. Was konnte es aber anders seyn als Stolz, wenn Peter Stein lieber in den einsamen Wald gieng, als zu den

ordentlichen Bürgersleuten in's Wirthshaus? Und dort wurde gegessen und Wein getrunken; also war ihm das Bier zu schlecht. Wenn nun obendrein einer oder der andre dem gutgemeinten Gesang im Walde zugehört, und Ausdrücke aufgehascht hatte, an denen seine von der Wanderschaft mitgebrachte Aufklärung ein Aergerniß nahm, so war des ärgsten Spottes kein Ende, und der gute Mann, der im Vorübergehen mit dem Frieden grüßte, von welchem sein Herz voll war, hieß ein Trunkenbold und ein heimtückischer Narr.

Es gieng selten eine Woche hin, wo nicht dürftige Wanderer, deren Kleidung oft so übel bestellt war, daß der Thorwächter sie nur nach genauer Besichtigung ihres Passes hereinließ, bei Peter Stein einkehrten. Frau Stein schlich dann sogleich nach der Schlachtbank, oder mit dem Biertrug nach der Schenke, und Deborah trippelte sittiglich mit einem blanken zinnernen Teller zu dem Becker, um Kaffeebrödchen zu holen. Oefters sah man den Fremden erst nach mehreren Tagen wieder abziehen, und wer zerlumpt hereingekommen war, wanderte wohl mit einem neuen gestreiften Kittel oder Brusttuch, dessen Muster man von Peter

Steins Weberſtuhl her erkannte, wieder zur Stadt heraus. Wenn nun die kleine Familie den ſie verlaſſenden Gaſt an die Hausthüre begleitete, und mit Händedrücken und frommen Segensſprüchen Abſchied von ihm nahm, ſo trat allenfalls ein boshafter Nachbar hinzu, fragte ſpöttiſch: das war wohl ein Blutsfreund, den der Nachbar da bewirthet hat? — Es iſt ein Bruder aus Gnadenthal, gab Peter Stein demüthig zur Antwort, ohne ſich aufzuhalten, und verriegelte die Thüre. Da ſieht man's, hieß es nun, um mit fremden Landſtreichern zu praſſen und Vagabunden zu kleiden, giebt der Bettbruder ſo ſpärlich in die Armenbüchſe, und zahlt eben nur was er muß, bei allen wohlthätigen Steuern!

Peter Stein hatte vorher in einer Herrnhuther Gemeine bloß nach der eingeführten Ordnung gelebt, ohne größere Spannung oder Schwärmerei, als die meiſten ſeiner Brüder zur Erfüllung ihrer Religionspflichten bedurften. Was aber dort allgemeine Sitte war, wurde in Z. Abſonderung, und wenn ſelbſt ausgezeichnete Charaktere durch Lagen, die ſie von der Welt um ſie her abſondern, leicht einen Zuſatz von Uebermuth und Ei-

geſinn erhalten, ſo müßen bei gewöhnlichen Menſchen, zumal wo Religioſität im Spiele iſt, in ſolchen Lagen noch ſeltſamere Miſchungen herauskommen. Wir wollen alſo nicht beſtimmen, wie viel demüthigen und furchtſamen Stolz das Gefühl, um eines beſſeren Glaubens willen verachtet zu ſeyn, im beſchränkten Gemüth unſers ehrlichen Zeugwebers hervorbringen, und wie viel Nahrung er auf dieſe Weiſe dem unverdienten Haß ſeiner Zer Mitbürger bieten mochte.

Wie Deborah das zehnte Jahr zurückgelegt hatte, beſchloß ihr Vater, dem doch nicht wohl dabei war, ſie in dem zarten Alter, wo das Herz jedem Eindruck offen ſteht, von lauter Weltkindern umgeben zu ſehen, ſie nach Ebersberg zu ſchicken, um ſie dort im Mägdleinhauſe erziehen zu laſſen. Das gute Kind ängſtigte ſich anfangs ſehr, ſich von den Eltern, und ihrer kleinen Wohnung, und dem Fichtenwäldchen, wo die Familie ihre Liebesmale hielt, trennen zu müßen. Mit Zittern hörte ſie die Stunde ſchlagen, welche beſtimmt war, in der Gegenwart eines fremden nach Ebersberg reiſenden Bruders zu loſen, ob ſie jetzt wirklich die Reiſe antreten ſollte. Ihre

Wangen glühten, indem sie die Hände zum Gebet faltete, und große Thränen drangen durch ihre langen bräunlichen Wimpern hervor, wie sich die Eltern, nachdem sie gebetet und die Sache nochmals reiflich überlegt hatten, mit dem Fremden um einen Tisch im Kreis stellten, und der Vater nach herrnhuthischer Sitte das Loos zog. Es fiel bejahend aus: nun war der Wille ihrer Eltern zu des Heilands Willen geworden; von dem Augenblick an waren ihre Thränen getrocknet — ihr junges Herz empfand fromm und sanft die Freude, ihren liebsten Wunsch: ihre Eltern nicht verlassen zu müssen, Gott zum Opfer zu bringen.

Zu Ebersberg verwandelte sich die Ergebung sehr bald in zufriednen Gehorsam bei Erfüllung aller Pflichten ihrer neuen Lebensart. Sie war vorher nie mit einem Geschöpf ihres Alters zusammen gewesen, sie hatte bei den Verhältnissen ihrer Eltern überall ein gewisses, ihr selbst unbekanntes, furchtsames Gefühl mit sich herumgetragen, und mußte Handlungen, die ihr als Pflicht geboten waren, immer halb insgeheim verrichten. Hier fand sie sich auf einmal in dem vollkommensten Einklang mit allem, was sie berührte. In

gleicher, unendlicher Liebe schloß sich ihr Herz ihren Gespielinnen und ihren Lehrern auf, und schwamm selig entzückt in dem frommen Frieden, der es rings umgab. Mit einer Innigkeit, die oft ihre schönen Augen mit Thränen füllte; ließ sie ihre reine Stimme im Chor der Schwestern ertönen, wenn es in den Kinderstunden dem Prediger mit Gesang antwortete. Zu ihrem besonderen Glück hatte sie eine vortreffliche Schulmeisterinn, eine Frau, deren Uebergang aus der Welt in die Gemeine mehr durch ein wundes Herz als durch ein scheues Gewissen bestimmt worden war. Diese wußte die äußerlichen strengen Vorschriften mit dem Geiste der reinsten Liebe zu einem höchsten Wesen, und dem Bestreben, sich ihm auf diesem Wege zu nahen, zu beleben. Sie bemerkte Deborahs aufkeimende Schönheit, und es war ihr bekannt, daß sie nicht in der Gemeine bleiben, sondern unter andre Glaubensgenossen als Separatistinn zurückkehren würde. Weit entfernt, sie mit blindem Eifer vor Verführung zu warnen, stimmte sie bloß ihr Herz zu einer sanften Duldung, die ihr die künftige Vereinzelung weniger empfindlich machen würde. So wie derjenige,

ſagte ſie oft zu dem gelehrigen Mädchen, welcher mit irdiſchen Gütern geſegnet iſt, ſeinen ärmeren Brüdern mittheilen ſoll von ſeiner Habe, ſo wird es deine Pflicht ſeyn, denen, welche ärmer ſind am Geiſte Gottes, wohlzuthun mit dieſem Geiſte, der da iſt der Geiſt der Liebe.

In glücklicher Einförmigkeit verfloſſen Deborahs Kinderjahre. Jedes ihrer Gefühle, jeder ihrer Gedanken lag in ihrem Geſicht, wie in einem reinen Spiegel, offen am Tage. Am Abend faltete ſie ihre Hände, im ſeligen Bewußtſeyn, mit ihrem Heiland, der ihr das Urbild des Beſten und Schönſten war, vereint zu ſeyn, nachdem ſie jede kleinliche Bedingung, unter welcher ihr dieſer Lohn verheißen war, ungezwungen erfüllt hatte, und ſo lag ſie da, das holdeſte Bild des guten Gewiſſens, und ſchien dem Engel der Unſchuld, dem ſie glich, im Traume zu lächeln.

So war Jahr auf Jahr das fünfte dahin, als ihr der Vater meldete, daß er ſie am nächſten Oſterfeſte von Ebersberg wieder abholen würde. Die Umſtände ihrer Eltern hatten ſich inzwiſchen verſchlimmert. Durch den häufigen Zuſpruch von nothleidenden fremden Brüdern war nach und nach

ein Mißverhältniß zwischen der Einnahme und der Ausgabe entstanden. Die Mutter hatte einen unglücklichen Fall gethan, von dem sie nach langen Schmerzen ein lahmes Bein behielt. Ein guter Theil des Hauswesens mußte einer Magd anvertraut werden, die sich gegen eine fremde, und fremdgläubige Herrschaft nicht zu einem sonderlich zarten Gewissen verpflichtet hielt. Am Osterfest machte sich Peter Stein auf den Weg zu seiner Deborah, die nun stark genug seyn mußte, um die Stelle der kränklichen Mutter im Hause zu ersetzen, und geschickt genug, mit zum Erwerb beizutragen.

Er hatte sie in den fünf Jahren nicht gesehen. Kaum mochte er seinen Augen trauen, als ihm statt des kleinen rundköpfigen Mädchens in der Kinderhaube, eine schlanke Jungfrau, sittsam blühend in der sonst entstellenden Schwesterntracht entgegentrat, und halb kniend, mit leiser, süß-lispelnder Stimme und unter Freudenthränen um seinen Segen bat. Das dichte, weisse Häubchen versteckte ihr blondes Haar, und schloß sich fest an die vollen Wangen, an den blendenden Hals. Aber glänzend rein stand die edle Stirn über der zar-

ten griechischen Nase, das dunkle blaue Auge blickte empor, wie das Auge der heiligen Cäcilia, die von den Engeln singen lernt, und ein kunstliebendes Weltkind, das sie so gesehen hätte, mit dem Ausdruck von kindlicher Liebe im feuchten Blick, die weissen Arme um des Vaters Nacken geschlungen, wäre ungeduldig gewesen, den schönen Kopf von seiner geschmacklosen Hülle zu befreien.

Sehr bekümmert über die schlimmen Nachrichten, die ihr der Vater von dem Befinden der Mutter brachte, eilte Deborah am folgenden Morgen sich zur Abreise fertig zu machen. Die Trennung von ihren Gespielinnen und Lehrerinnen war ihr unendlich schmerzhaft; auch fürchtete sie sich vor Z., wo sie keinen Menschen außer ihren Eltern kannte, und nie mit Mädchen ihres Alters umgegangen war, und dachte sie vollends, daß sie ihre arme Mutter leidend, ja sogar außer Stand, sie auch nur in die Kirche zu begleiten, finden würde, so schauderte ihr vor der Zukunft. Still giengen der Vater und die Tochter neben einander her. In der Mittagsstunde setzten sie sich an einem Wasser, und aßen etwas von dem Vorrath, mit welchem die Schwestern sie auf die Reise ver-

sorgt hatten. Ach Vater, sagte Deborah, die lange in den hellen Strom geblickt hatte, daß doch jetzt ein Fisch da herausspränge, wie es dem jungen Tobias begegnete, und ich heilte meine Mutter, wie jener seinem Vater das Gesicht wieder verschaffte! Warum wohl Gott, da die Welt so viel schlimmer ist, seine Engel nicht mehr sendet, uns zu geleiten?

Es freute der Vater sich innerlich über Deborahs fromme Bemerkung; indessen sagte er verweisend: ei, klage doch nicht! Er sendet uns Mosen und die Propheten: mögen wir diese nur verstehen! Dein Anblick wird die Füße deiner Mutter stärken, daß sie ihren Lauf muthig fortsetze, bis sie in jenen Freudensaal eintritt, da unsre Seele mit dem Blute des Lammes gewaschen, keine Makel mehr trägt.

Deborah betete still, und klare Thränen benezten ihre Rosenwangen.

Würklich stärkte ihre Rückkehr die gute Mutter, sie ertrug ihre Leiden heiterer, und die Wirthschaft gewann etwas durch Deborahs Aufsicht; doch konnte sie in der theuern Zeit bei den Kriegsunruhen nicht wieder gedeihen. Die Fabriken setzten

nichts mehr ab, und bedurften keiner Zufuhr mehr. Peter Stein ſaß traurig vor ſeinem Webſtuhl, der oft Wochen lang leer ſtand, er beſaß kein Kapital, das er zum Ankauf von Materialien hätte anlegen können, um in Vorrath zu arbeiten. Dafür las er fleißig in ſeinen frommen Büchern, und hielt ſich damit hin, ſo daß er ſelten eher an den Mangel dachte, als bis er ihn fühlte. Nachdem er den Morgen halb im Traum mit Leſen zugebracht hatte, ſo fiel ihm erſt am Mittag ein, wenn ſtatt der guten Suppe und des Fleiſches, die ihm ſeine Hausfrau ſonſt vorzuſetzen pflegte, Deborah mit niedergeſchlagenen Augen Kartoffeln und Salz auftrug, daß es ſich ſehr zu ändern anfienge.

Die armen Leute kamen immer mehr herunter. Einen Mittag waren auch keine Kartoffeln mehr da. Die Stunde war längſt vorüber, und Deborah erſchien nicht. Der Alte ſtand auf, um in der Küche nachzuſehen. Da trat eben Deborah mit glühend rothen Wangen in das Haus; ſie brachte Brod und eine Wurſt, die ſie, nebſt einem Nöſel Wein, ſogleich auf den Tiſch ſetzte. Die Mutter ſah mit einer Freude, welche die ſchmerzgewohn-

ten Züge verklärte, auf das Eſſen, und dann auf ihr Kind, und rief: O du, der deine Diener von Raben ſpeiſen ließeſt, womit verdienten wir ſündige Menſchen ſolches Heil?

Peter Stein horchte auf; er fragte, was ihre Rede bedeute, und warum man heute ſo feſtlich ſpeiſe? Da erzählte ihm die Mutter, daß Deborah die drei letzten Nächte nicht zu Bett gegangen war, um eine Stickarbeit in weißer Leinwand, die ein Kaufmann bei ihr beſtellt, zu beendigen. Es war die erſte der Art, die in dieſer Gegend zum Vorſchein kam, ſie war zu einem Nachtkleid für die Tochter eines der angeſehenſten Einwohner des Orts beſtimmt: Deborah hoffte ſich damit eine gute Erwerbsquelle zu eröffnen. Sie hatte aber alles Fleißes ohngeachtet nicht fertig werden können, bevor ihr kleiner Geldvorrath ſich rein aufgezehrt fand. Nun hatte ſie den Eltern kein Mittagseſſen aufzutragen, oder ſie mußte borgen. Borgen! Zum erſtenmal borgen! — Doch vermochte ſie es nicht über ſich, die Menſchen anzugehen, die ſie ſo oft mit Spott, nie mit Vertrauen behandelten; weniger ſchrecklich war es ihr, in das Haus des Fabrikanten zu gehen, und dort auf ihre

in vier und zwanzig Stunden ſicher vollendete Arbeit — vier Groſchen zu entlehnen.

Vier Groſchen auf eine Arbeit, die zu neun Thalern angeſchlagen war? Die Commerzienräthinn Herrmann, bei welcher ihr Anliegen ausgerichtet wurde, konnte das nicht reimen; ſie ließ das Mädchen hereinkommen, und befragte ſie um den Fortgang ihrer Arbeit, von der ſie vermuthete, daß ſie nicht weit gediehen ſeyn möchte. Aus einem unraiſonnirten Gefühl von Stolz und Unabhängigkeit, das ſich bei dem Verſatz zu verbergen, in Deborahs Gemüth mit der Furcht, jemanden zu beeinträchtigen, vermiſchte, hatte ſie beſchloſſen, nur ſo wenig zu fordern, und zugleich ihre Arbeit vorzuzeigen. Madame Herrmann erſtaunte ſowohl über die Zierlichkeit der Näherei, als über die kurze Zeit, in welcher ſie ſo weit damit gekommen war. Sie rief einen jungen Mann, der am Fenſter ſaß, ohne ſich um den Auftritt zu bekümmern, herbei — ſieh doch, Auguſt, ſagte ſie, welch ein artiges Geſchenk deine Schweſter da bekommen wird.

Er ſtand auf, und wahte ſich mit einem freundlichen Geſicht, welches anfangs etwas Spott, dann

aber Beſtürzung und Bewunderung ausdrückte: jener galt der Kleidung des Mädchens, die ſie noch von dem Schweſterhauſe beibehalten hatte; den letzten Eindruck brachte ihre Schönheit bei dem jungen Manne hervor. Er ſuchte ſeine Bewegung, die aus dem Unvermutheten einer ſolchen Erſcheinung entſtand, zu verbergen, indem er die Arbeit genau zu betrachten ſchien. Madame Herrmann unterbrach ſein Lob, und ſagte zu dem Mädchen: was will Sie aber mit den vier Groſchen machen? In ein Paar Tagen iſt Sie ja fertig, und dann bekommt Sie gleich Ihr Geld. —

Deborah zitterte; ſie glaubte, umſonſt gebeten zu haben: peinliche Scham färbte ihr Geſicht, ihr Auge füllte ſich mit Thränen. Morgen werde ich fertig, ſagte ſie leiſe; wenn mir aber die Frau heute vier Groſchen gäbe, ſo .... es iſt wegen meiner Eltern —

Madame Herrmann war erſt ſeit einem Jahr von L. hieher gezogen, wo ihr Mann die Fabrik gekauft hatte; ſie kannte, als eine reiche Fremde, nur die beſonders angeſehenen Einwohner des Städtchens, und hatte eben keinen Trieb, ſich um die andern zu bekümmern. Sie bemerkte ganz

gleichgültig gegen Deborah, daß sie doch wohl unmöglich bis morgen würde fertig werden können, gab ihr aber, auf Abschlag wie sie es nannte, einen halben Conventionsthaler. Deborahs Herz hüpfte vor Freude, sie dankte mit frommer Innigkeit, und flog zum Becker und zum Metzger, um ihrem Vater einen Festtag zu machen.

Die Hände betend gefaltet hörte Peter Stein, was die Mutter von Deborahs Arbeitseifer erzählte, und der Tochter ungeschminktes Geständniß, wie viel saurer ihr heute die Bitte um die vier Groschen als vier schlaflose Nächte geworden wäre, wie viel weher ihren Augen die verhaltnen Thränen, bis sie jenes Geschäft vollbracht, gethan hätten, als die feinen Stiche beim Lampenschein. Nun so esset in Gottes Namen! sagte sie endlich, und schob dem Vater den Stuhl an den Tisch. — Ja denn in Gottes Namen! sprach feierlich der Alte, und nahm die Mütze von der kahlen Scheitel, die eine schwärmerisch gefurchte Stirne krönte; schon hatte er die Lippen zum gewöhnlichen Tischgebet geöffnet, als er plötzlich inne hielt — ja, rief er dann, und hob die gefaltenen Hände empor, ja komm, Herr Jesu, und sey unser Gast! — O

du mitleidsvoller Wohlthäter, hier ist mehr wie das Scherflein der Wittwe — segne was du bescheret hast, und was die Thränen meines Kindes und deiner Magd schon heiligten. — — Hier erstickten seine eigenen Thränen seine Stimme. Deborah stand daneben heiter wie ein Engel, und dankte Gott für die Freude. Sie aßen still, wie Hungrige und Fromme.

Madame Herrmann dachte nicht mehr an Deborah, sobald diese das Zimmer verlassen hatte; wohl aber dachte Augast, ihr Sohn, an das Mädchen. Dem jungen Mann war ein sehr ansehnliches Vermögen bestimmt, er hatte studirt, war gereist, und hatte schon genug genossen, um zuweilen darauf zu gerathen, ob es nicht eine höhere Lebenslust gäbe, als die ihm Geld und jugendliche Sinne bisher verschafft hatten. Deborahs reine jungfräuliche Züge hatten ihn entzückt; ihr Anblick machte ihm plötzlich begreiflich, wie die alten Meister der deutschen Schule in ihren verhüllten hölzernen Figuren wirklich Ideale darzustellen sich bewußt gewesen waren. Eine solche Natur schwebte vor Dürers Seele, und dachte er sich diese oder jene Dürersche Gestalt, mit der Thräne im Auge,

den zitternden Lippen, halb lächelnd, halb betend, wie Debobrah da gestanden hatte, so bewunderte er den tief fühlenden und kalt schildernden Künstler. Er setzte die unbedeutende Auskunft, die ihm seine Mutter wegen des Mädchens geben konnte, so gut es gieng in seinem Kopfe zusammen, und suchte einige weitere Erkundigungen einzuziehen. Den folgenden ganzen Morgen brachte er im Familienzimmer zu, in der Hoffnung, daß sie ihre fertige Arbeit bringen würde. Wirklich kam, noch ehe es Mittag war, Deborah mit klösterlichem Schritt, ihr schneeweißestes Käppchen um die glatte Stirne, über die Straße auf das Haus zu: August sah zum Fenster hinaus; sie erblickte ihn, und schlug, von einer lebhaften Röthe übergossen, die großen Augen nieder, die von den Nachtwachen angegriffen, etwas Verschleiertes, Scheueres hatten. Das Erröthen, der Ausdruck des Auges, mißverstanden vom leichtsinnigen Reichen, gaben Augusts Empfindungen eine neue Lebhaftigkeit, aber auch eine Mischung, die Deborahs nicht würdig war. Die Arbeit wurde bewundert, der bedungene Lohn ausgezahlt; man bestellte neue, und versprach, die Jungfer bei Bekannten zu empfehlen.

Madame Herrmann hatte ſogar die Gäte, ſie zu ermahnen, daß ſie ihre Augen nicht durch Nachtarbeit ſchwächen möchte. Sie gab beſcheiden zur Antwort: ſie würde das auch nicht mehr nöthig haben, wenn ſie ſich ſchmeicheln dürfte, immer beſchäftigt zu werden. Sie gieng, ohne einen Blick auf Auguſt zu werfen.

Es verſteht ſich, daß Auguſt ſehr bald zu Peter Stein gieng, um bei ſeiner Tochter eine Stickerei zu beſtellen. So weit machte ſich ſein Plan von ſelbſt, ohne daß er Ueberlegung dazu brauchte. Nun ließ er ſich mit dem Alten in Geſpräche über die Geſchichte ſeiner Glaubensgenoſſen ein. Das wollte aber nicht weit führen: Peter Stein hatte die Scheue ſeiner Sekte, ſich vor Fremden herauszulaſſen, und die Stumpfheit, welche Alter und lange Dürftigkeit geben; Deborah ſaß inzwiſchen ſtumm am Fenſter, und nähte. Bei einem wiederholten Beſuch gerieth Auguſt über die Einſilbigkeit des Vaters, und das Stillſchweigen der Weiber, endlich in Verlegenheit. Wäre es noch einmal ſo gegangen, er wäre wohl gar weggeblieben. Doch als er wieder kam, traf er Deborah weinend bei dem Bett ihrer Mutter, deren Uebel ſich bei

dem herannahenden Winter in Auszehrung verwandelte. Sie sprach von ihrem Tode, und setzte dem eigennützigen Schmerz ihrer Tochter den stillen Jubel der siegenden Christinn entgegen. August war mit guten Anlagen geboren; auf seinem ebenen Lebenspfad vor würklicher Verderbenheit geschützt, fehlte ihm nur ein Anlaß, um sich Grundsätze zu machen für sein gutes Herz. Wenn er anfänglich im Stillen über das abentheuerliche Gewand lächelte, welches die Kranke der heldenmüthigsten Ergebung, den schwersten Lehren der Weisheit anlegte, so wandelte ihn bald ein ehrerbietiger Schauder bei dem hohen Sinne der Wahrheit an.

Vor dem man einmal weinte, der bleibt nicht mehr ein Fremder. Heute zum erstenmal öffnete Deborah den Mund gegen ihn, und dankte ihm beim Abschied für seine Theilnahme an dem Zustand ihrer Mutter. August schickte in den folgenden Tagen mehrmals Wein und andre Stärkungsmittel, wofür ihm Deborahs nasses Auge besser dankte, als es Worte gekonnt hätten. Mit unwillkührlicher Ehrfurcht durchdringt ein dem Tode geweihtes Wesen jedes fühlende Herz. Im Begriff, in Staub zu zerfallen, gehört diese irdische

Hölle einer furchtbaren, unbekannten Macht; das Leben will entfliehen — und wo flieht es hin? wie gehört es noch dieſem erſtarrenden Leibe, und denen, die um ihn her weinen? Auguſt wagte es eine Zeit lang nicht mehr, ſo unberufen in dieſes Haus zu gehen. Doch endlich trieb ihn wahres Gefühl, wieder zuzuſehen, was die Familie machte. Es war im December, beim Einbruch der frühen Nacht. Das ganze Häuschen war finſter und ſtill, nur in dem Zimmer, wo die guten Leute beiſammen zu ſeyn pflegten, ſah Auguſt eine Lampe flimmern. Wie er die Treppe hinaufging, tönte ihm ein ſanfter Geſang entgegen. Deborah kniete an dem Bett der Sterbenden; ſie ſang eben die letzten Worte von Pope's bekanntem Liede:

Leibl, o leicht mit eure Schwingen,
Brüder, Geiſter, helft mir ſingen:
O Grab, wo iſt dein Sieg? wo iſt dein Pfeil, o Tod?

Sie hatte das Lied voll ſchauerlicher Salbung im Schweſternhauſe gelernt, wo man alles aufführte, was von ſchöner geiſtlicher Muſik bekannt war. — O Grab, wo iſt dein Sieg? wo iſt dein Pfeil, o Tod? rief die Kranke matt, ließ die gewaltſam emporgehobnen Arme' ſinken, und lag da-

nieder. Deborah verhüllte ihr Geſicht in die Decke, bis ein Aechzen der Mutter ſie emporriß. Sie unterdrückte einen Schrei des Schmerzens, und ſagte, zum Alten, der ſtumm und in betender Stellung am Fuße des Bettes ſtand: Vater, ich darf wohl das Amt der Aelteſten verrichten, da ich allein hier bin. — Er kniete nieder. Sie legte beide Hände auf die Stirne der Mutter, richtete ihr Angeſicht, in welchem Schmerz mit heiliger Würde kämpfte, gen Himmel, und ſprach laut und feſt die Worte der Einſegnung. Ihre Mutter war nicht mehr. Sie betete noch einen Augenblick leiſe, indem ſie am Bett kniete; dann traten ſie und ihr Vater zuſammen, und gaben ſich die Hände. — Gelobt ſey der Heiland, ſagten ſie beide zugleich, und geſegnet ſeine Magd, die zur Seligkeit eingieng!

Jetzt blickte ſie nach Auguſt hin, der herbeigetreten, und dem Alten die Hand bot, aber mit ehrerbietigem Stillſchweigen vor Deborah ſtehen blieb. Ein Gefühl von Anſtand und ſein gerührtes Herz hatten ſeine Knie gebeugt, wie die ſchöne Heilige den Segen über die Sterbende ſprach, und der graue Alte zur Erde ſank. Deborah hatte es wohl

genommen, und der mit ihr gebetet hatte am Todesbett der guten Mutter, war kein Weltkind mehr, kein gefährlicher Mensch für sie.

Peter Stein wurde nach dem Tode seiner Frau völlig trübsinnig. Die Tochter ernährte ihn, und ihr Fleiß erhielt die Wirthschaft auf einem nicht ganz dürftigen Fuß, weil August die Zahlungen besorgte. Indessen mußte er behutsam zu Werke gehen; er wollte zwar das Mädchen nicht eigentlich verführen, aber sie besitzen, sie bilden, von ihr geliebt seyn; es war also nöthig, daß er ihr Vertrauen erhielt, und insbesondere den Gedanken nicht in ihr aufkommen ließ, als dürfte sie kein Geld von ihm nehmen: in dieser Absicht bezahlte er ihre Arbeit nur um so vieles besser, als es geschehen konnte, ohne durch eine Vergleichung mit dem Preise, den seine Mutter mit ihr ausgemacht hatte, Verdacht bei ihr zu erregen.

In des Vaters Gegenwart pflegte er sie nicht zu sehen, sondern er stand meistens in den Morgenstunden, wenn sie in der Küche arbeitete, neben ihr. Es war eine sonderbare Art von verliebten Zusammenkünften; wäre Deborahs Frömmigkeit bloße Außenseite, nicht langer Glaube ge-

wesen, so hätten ihr Augusts Bemühungen schaden können, da ihr Kopf nicht dazu gemacht war, seine Philosophie zu fassen. So aber verwechselten sie bald gewissermaßen ihre Rollen. Er stieß sich immer weniger an ihre steife Tracht, an ihre gefaltenen Hände, an ihre frommen Formeln, und ihre Frömmigkeit wurde immer mehr durch Weichheit und Schwärmerei verschönert. Es fehlte endlich nicht viel, daß der Aufklärer zum Schüler wurde. Am Waschzuber, beim beräucherten, beißten Fenster stand August, zwar nicht bekehrt, aber unfähig, diesem Mädchen eine andere als ihre eigenthümliche Tugend zu wünschen.

Auf diese Weise verzieng der Winter. Deborah liebte von Herzen, aber ohne sich's im einfachen Ganz ihres fleissigen Lebens bewußt zu seyn. Wenn sie bei einem heiteren Sonnenblick eilig vom Arbeitsplätzchen am Fenster aufstand, um ihre Blumenscherben hinter die Scheiben zu stellen, raisonnirte sie nicht darüber, daß sie dem Aufblühen ihrer Schneeglocken, ihrer Hyazinten mit dem Vorsatz, sie August zu geben, entgegensah. Wenn sie trotz der harten Arbeit beim Schüren des Feuers, seit August an dem Heerde zu sie-

den pflegte, immer weiße Schürzen vorband, fiel ihr nicht ein, daß dieß Liebe und Sünde wäre: ſie kannte keinen Verführer als Satan, und Auguſt hatte am Sterbebette ihrer Mutter gebetet.

Zu Anfang des Frühjahrs bat ſie Auguſt oft dringend, um ihrer Geſundheit willen, einen Spaziergang im Freien zu machen. Er wollte ſie nicht durch die Stadt führen, weil es den Nachbarn auffallen würde; aber an dem Plätzchen im Walde, das ihr von den ehemaligen Sonntags-Spaziergängen her noch lieb und werth war, und von welchem ſie ihm zuweilen erzählt hatte, bot er ihr an, ſie zu erwarten. Sie lebte nun ſeit einem Jahre wie eingeſchloſſen zu Hauſe, und ſie ſehnte ſich hinaus, wie ſie des Nachbars Tulpen und Hyazinten Knoſpen treiben ſah, während die ihrigen im dumpfen Zimmer verblühten. Der Vater, an Geiſt und Körper gleich krank, war zu keinem Ausgehen zu bewegen. Indeſſen bekämpfte ſie ihre Sehnſucht, und widerſtand den Bitten ihres Freundes, bis zum Himmelfahrtstag, da ſie nach dem Abendmal, mit der Freude eines verſöhnten Kindes in ihrem unſchuldigen Herzen, einſam auf einem Um-

wege, um nicht am Wirthshause vorbeizukommen, auf den Wald zugieng.

Ihre Angst war groß, denn sie war nie allein vor dem Thore gewesen. Sie sah sich oft nach August um, und doch erschrak sie, als er ihr, gegen sein Versprechen, schon vor dem Wäldchen begegnete. Aber wie viel heftiger fühlte sie sich ergriffen, da er ihr sagte, daß er so schnell gekommen wäre, weil er auf eine lange Zeit Abschied von ihr zu nehmen hätte! Ein Handelshaus in Wien, mit welchem das seinige große Geschäfte machte, hatte einen bedeutenden Stoß erlitten, und er mußte eilen, dem Schaden vorzubauen, der daraus erwachsen konnte.

Jetzt empfand Deborah, wie unentbehrlich er ihr war, und sein Betragen lehrte sie heute, daß er ihr hätte gefährlich werden können. August war in Verzweiflung, sie verlassen zu müssen. Der Gedanke des Abschieds, mit einem häßlichen dunkel eigennützigen Gefühl, schnell noch zu genießen was genossen werden konnte, verbunden, machte ihn unbehutsam. Er hatte bisher, aus Furcht sie aufzuschrecken, kaum gewagt, ihre Hand zu berühren; jetzt faßte er sie, wie sie im Gras neben ihm

faß, um den ſchlanken Leib, und lehnte ihren Kopf an ſeine Bruſt. Es entſtand bei Deborah eine Wallung, die ihr fremd war: plötzlich erwachten hundert, ihr bisher unverſtändliche Sprüche der Schrift in ihrem Gedächtniß — das iſt Sünde! rief es ihr furchtbar in das Ohr; ſie ſprang zitternd auf.

Auguſt bemühte ſich umſonſt, ſie zu beruhigen: er konnte es nur durch lebhafteren Ausdruck ſeiner Liebe, und jedes ſeiner Worte war ein neuer Lichtſtrahl für ſie. Doch war ſie nicht mehr erſchrocken, nicht einmal betrübt; ſie wurde nur ernſt, nachſinnend, zurückhaltend. Sie bat ihn, aufzubrechen, und weinte ſanft, als er ſie erinnerte, daß er Abſchied von ihr nähme. Er ſchenkte ihr zum Andenken ein ſilbernes Etui nach der damaligen Mode, mit Fingerhut und Scheere; ſie nahm es dankend. Als er ſie nun bat, einen Beutel mit 20 Piſtolen anzunehmen, ſchien ſie wieder zu erſchrecken. Aber Deborahs Betragen hatte auch ihn umgeändert: der Sinnenrauſch war verflogen, er freute ſich, ſie während ſeiner Abweſenheit tugendhaft zu denken, und wünſchte, ſie unterdeſſen vor dem Drucke der Armuth ſchützen zu können. Wie er ſie unentſchloſ-

sen sah, stellte er ihr ihre Lage vor, und gab ihr zu verstehen, daß seine Mutter ihre Arbeit nunmehr vielleicht weniger gut bezahlen würde. Der vorhergehende Augenblick hatte Deborah um vieles klüger gemacht; sie übersah den ganzen Zusammenhang, und schwieg weinend. Er sprach von ihrem alten Vater, dessen Pflege sie bald am Arbeiten verhindern, und die Ausgaben verdoppeln würde; sie nahm den Beutel hin, und rang die Hände.

Jetzt wollte er ihr einen Ring an den Finger stecken. Wie viel jugendliche Unbedachtsamkeit, welche die Konsequenz dieses Geschenks nicht berechnete, oder frevelhafter Leichtsinn, der sich's kein Nachdenken kosten ließ, ob einst ein weibliches Herz bräche, dabei im Spiele war, möchte schwer zu bestimmen seyn. Deborah wies aber den Ring kalt und muthig zurück: diesen, erklärte sie, könne sie nach ihrem Glauben nur von ihrem Vater empfangen. Als er sie nun auch um ein Andenken bat, gab sie ihm eine kleine hölzerne Geldbose, auf welcher der Spruch: „Liebet euch unter einander, gleich wie ich euch liebe," rund um einen schlecht gemahlten Christus, der vor einigen Zimmern stand, geschrieben war. August lächelte, wie er die Worte

las. Deborah erröthete, und wollte die Doſe — ihre Schulmeiſterinn im Schweſterhauſe hatte ſie ihr gegeben, und ſie war ihr einziges Beſitzthum dieſer Art — wieder zurücknehmen. Aber Auguſt küßte die Doſe, und ſchnell auch die ausgeſtreckte Hand, und ſteckte das Geſchenk in ſeinen Buſen.

Deborah war jetzt allein, und hatte keine Freude, als für Auguſt zu beten. Das that ſie oft und innig bei ihrer Arbeit, und am Krankenbett ihres Vaters, dem erſt nach dreimonatlichen Leiden die Wohlthat des Todes zu Theil ward. Seine letzten Stunden waren trüb und einſam. Er fühlte Deborahs Thränen nicht auf ſeinen Wangen, hörte ihr Gebet nicht, das um heitere Ergebung rang.

In B. iſt es Sitte, die Todten zu bewachen. Die nächſten Verwandten, Freunde, Nachbarn, kommen neben der Leiche, wenn kein anderes Zimmer da iſt, zuſammen, und eſſen und trinken die Nacht durch. Verwandte oder Freunde hatte Peter Stein nicht gehabt; der Todtengräber fand ſich ein, die Leichenfrau, und eine Nachbarinn, für welche Deborah oft geſtrickt hatte, ſchickte ihre alte Magd. Mit zerriſſenem Herzen ſetzte die arme Deborah Kaffee, Bier und Branntwein vor,

und zog sich dann in einen Winkel neben dem Bett, wo ihr Vater auf dem Stroh lag, zurück.

Die Gesellschaft hatte sich satt getrunken und satt geschwatzt; es war nach Mitternacht, alles wurde still. Jetzt horchte zuerst die alte Magd, dann die Leichenfrau auf, und Deborah selbst wurde aufmerksam: aus einem Kämmerchen, wo Deborahs Bett stand, und zu welchem eine kleine Treppe aus der Wohnstube führte, tönte etwas, wie das Geschrei eines jungen Kindes. Die Magd stieg endlich hinauf, leuchtete gegen den Winkel, wo der Ton herkam, und rief der erwartungsvollen Gesellschaft zu: Ein saubrer Fund! Jungfer Deborah, das hat Sie wohl vergessen, dem Herrn Pfarrer zu sagen, daß er, außer der Leichenrede, auch Kindtaufe zu verrichten haben würde — Aber — Gott behüte mich! Zur Taufe ist es fast schon zu alt, setzte sie, die Stufen herabsteigend, hinzu, und brachte ein schönes Mädchen, das vier bis sechs Wochen alt zu seyn schien, herbei.

Alles stand stumm vor Erstaunen, bis ein boshaftes Lächeln auf den meisten Gesichtern die ganz vernichtete Deborah ahnen ließ, was ihr bevorstand. Von neuem erstarrend, hielt sie nun un-

willkührlich die Augen feſt auf das kleine Geſchöpf geheftet, das, durch den Anblick des Lichts beruhigt, lächelte und heitere Töne hervorſtieß. — Es iſt doch Schade, ſagte die alte Magd, und trat grinſend mit dem Kinde an die Leiche hin, daß der Großpapa ſo ein hübſches Püppchen nicht groß werden ſieht!

Ei, lieber ſollte er die kalten Arme darnach ausſtrecken, und es noch jetzt mit ſich in die Gruft ziehen, damit die Stadt ſeine ſchändliche Heuchelei nicht erführe — ſprach die Leichenfrau, mit einer Bewegung, als wollte ſie die Hände des Todten zum Kinde führen.

Von einem unwiderſtehlichen Abſcheu ergriffen, ſtürzte Deborah auf den Todten zu, drückte mit einer Hand ſeine gefaltenen Hände feſt, und riß mit der andern der Magd das Kind aus dem Arm. Sie fühlte was ſie that, ſie fühlte alle Folgen, ſie ſah ſich von der ganzen Menſchheit verlaſſen — mit tödtlichem Schmerz drückte ſie das Kind an ihre Bruſt, an ihr Geſicht, und von dieſem Augenblick war es ihr theurer wie ihr Leben, theurer wie Auguſt, der am Sterbebett ihrer Mutter mit ihr gebetet hatte — ſo theuer, als hätte ſie

es unter ihrem Herzen getragen, und mit tödtlichem Schmerz ſich von ihrem Schooße loswinden geſehen.

Die Leichenwächter ſetzten ſich wieder zum Bierkrug, und erwarteten unter Schmähungen, die das Ohr der mit dem Kinde im Arm ſinnlos da ſitzenden Deborah nicht trafen, den Morgen, um bei den Gerichten die nöthige Anzeige wegen des entdeckten Kindes zu thun. Das Kind fieng indeſſen aus Hunger wieder an zu ſchreien. Deborah wiegte es ängſtlich auf ihren Armen, ohne zu denken was ihm fehlte. — Nun, Sie Rabenmutter, rief die Magd, will Sie es denn verhungern laſſen?

Das niedrige Schimpfwort belebte einen Gedanken in Deborahs Seele, der ihr oft Troſt gebracht hatte, und nun ihr Gefühl und ihre Faſſung wieder erweckte. Der die jungen Raben ſpeiſt, wird uns nähren! hatte ſie oft mit ſtiller Ergebung ſich ſelbſt, und oft ihrer kranken Mutter vorgeſagt, wenn eine ſchmerzlich durchwachte Nacht ihren Glauben geſchwächt hatte. Jetzt knüpfte ſich wieder an den kindlichen Spruch eine gewohnte Reihe von frommen, in Leiden geübten, für Leiden dankenden Gefühlen und Gedanken: ſie holte,

ohne auf die Menſchen beim Bierkrug zu achten, Brod und Zucker, die ſie, in Waſſer geweicht, dem Kinde gab.

Die Anzeige wurde gemacht, und Deborah hierauf vorläufig in das Stadtgefängniß abgeführt, von der Leiche ihres Vaters hinweg, die ſie in den Händen der Spötter und Verächter ließ. In der Vorausſetzung, er habe um den Fehltritt ſeiner Tochter gewußt, und die Taufe umgehen wollen, ſcharrte man ihn ohne Sang und Klang neben einem Selbſtmörder ein, im öden Winkel des Kirchhofs, wo das Geſtein des Todtengräbers Arbeit erſchwerte, und kein Raſen auf den verurtheilten Hügeln wuchs.

Deborah betete und ſütterte das Kind: ihr gottergebner Sinn füllte die lang gedehnten Stunden aus, bis ſie auf das Rathhaus geführt wurde. Sie mußte das Kind mitnehmen, die Schmähungen des verſammelten Pöbels begleiteten ſie, auf dem ganzen Wege hörte ſie hundertmal ſagen: der Baſtard ſey der Mutter Ebenbild. Nun ſtand ſie vor Gericht. Sie war in ihrem achtzehnten Jahre, neu wie ein Kind, aber zu frommer Achtung für das bürgerliche Geſetz, welches die Ver-

faſſung der Brüdergemeinen ſchützt, auferzogen, ruhig in ihrer Unſchuld, und im Uebermaaß ihres Unglücks. Ihr Erlöſer ſchwebte ihr vor, der auch einſt vor Gericht geſtanden hatte.

Die Leute, welche den Todten bewacht hatten, legten ihr Zeugniß ab. Sie wurde gefragt, ob ſie das Zeugniß anerkenne? Sie ſtreichelte die Wangen des Kindes, das eben weinen wollte, und antwortete: Ja. — Sie wurde gefragt, ob ſie ſich zur Mutter des Kindes bekenne, und antwortete: Nein. — Die Fragen wurden verwickelter, die Antworten blieben gleich einfach. Ich weiß nicht mehr, ſagte ſie, als dieſe Leute wiſſen; das Kind iſt in meine Kammer gelegt worden; wer es hineinlegte, weiß ich nicht.

Man gieng bei der ſchimpflichen Unterſuchung nach einem vorgefaßten Urtheil zu Werk. Der böſe Wille des Pöbels erſtreckte ſich auch auf die obrigkeitlichen Behörden. Deborahs einſame Lebensart, ihre Bekanntſchaft mit Auguſt, ja ſelbſt ihre vom Wachen an des Vaters Krankenbett geſchwächte Geſundheit, waren lauter Umſtände, die gegen ſie gedeutet wurden. Sie bekannte nichts, und man konnte ihr nichts beweiſen; aber man

glaubte ihr nicht zu viel zu thun, als man ſie nach vier Wochen gefänglicher Haft heimlos und von allem entblößt in die weite Welt hinausſtieß.

Die zwanzig Piſtolen, die Auguſt ihr beim Abſchied gegeben hatte, waren ſchon während der letzten Krankheit ihres Vaters ſehr vermindert werden. Durch die Gerichtskoſten und die Zehrung im Gefängniß war nunmehr nicht allein der kleine Reſt dieſer Summe, ſondern auch der Erlös ihres Hausraths aufgegangen. Mit wenigen Groſchen im Vermögen, und ihrer Hannah auf dem Arm, trat ſie die Wanderung an. Den Namen Hannah hatte ſie dem Kinde bei der Taufe geben laſſen: denn in der Ungewißheit, ob ihm dieß Heil ſchon wiederfahren wäre, wollte ſie lieber, indem ſie die Obrigkeit erſuchte, deſſen Taufe anzuordnen, ſich noch verdächtiger machen, als bei einem Geſchöpf, das eine Fügung des Himmels unter ihre Obhut geſetzt hatte, eine ſo heilige Pflicht vernachläßigen. Ohne allen Plan für die Zukunft, ohne Begriff, wie ſie ſich fortbelfen möchte, war ihr Hannah, um derentwillen ſie *Ehre und alles verloren hatte, der einzige Halt*, den ſie noch auf Erden beſaß. Seit vier Wochen

hatte ſie ja Mutterſtelle bei der kleinen Verlaſſenen vertreten, ſie gepflegt, gefüttert, gekleidet — mußte die fromme Seele auch ahnen, daß dieſes Kind auf ihrem Arm ihr fortan jeden Anſpruch auf jungfräulichen Ruf unmöglich machen würde, ſo flog doch nicht der leiſeſte Gedanke, die Bürde von ſich zu werfen, in ihr auf.

Sie benutzte in den erſten Tagen ihre kleine Baarſchaft, um ſich ſo weit als möglich aus der Gegend ihres Wohnorts, und ach! auch aus der Gegend von Ebersberg, wo ſie erzogen worden war, zu entfernen. Sehr bitter war es für ſie, ſich nicht dorthin wenden zu können; aber trotz ihrer Unerfahrenheit fühlte ſie doch, wie unglaublich ihre Unſchuld den Menſchen verkommen müßte, und wenn ja die Macht der Wahrheit dort ſiegte, was konnte man endlich für ſie thun? was durfte ſie für ihre Hannah hoffen? Unterkunft in einem Waiſenhaus? Eine Koſt um Gottes willen? Und ſie ſelbſt arm und ohne Freunde, in den Augen der Welt doch immer entehrt, konnte nicht mehr im Mädchenhauſe, nicht mehr unter den Schweſtern leben, und außer dem Schlafſaal und dem

Betſaal war ihr in Berg alles ſo fremd, wie die ganze übrige Welt.

In dieſe trübe Gedanken miſchte ſich manche bittere, tröſtende Erinnerung an dem Umgang mit Auguſt, der ſo viel zu dem Mißlichen ihrer Lage beigetragen hatte.

Sie war durch eine Ecke von Sachſen nach Franken hingewandert. An einem Abend kam ſie durch einen Wald, und wollte noch das nächſte Dorf erreichen. Hannah war unruhig, es ſchien ihr etwas zu fehlen; Deborah eilte ſchnell auf einem angenehmen Fußpfad fort. Aber die Kleine ſchrie bald ſo heftig, daß ſie ſich bei einem Buſch mit ihr niederſetzen mußte; während ſie des Kindes Kleidung unterſuchte, ob an dieſer etwas ſeinen Schmerz verurſachte, und ihm liebevoll, aber von ſeiner und ihrer Hülfloſigkeit durchdrungen, zuſprach, kam ein ſehr junges Mädchen, wohl gekleidet und von angenehmer Bildung, mit einem jungen Menſchen von ohngefähr gleichem Alter vorbei. Sie ſahen ihr einen Augenblick zu — das Kind iſt hungrig, ſagte das Mädchen unbefangen; geb Sie ihm die Bruſt —;

Deborah erröthete, und ſagte: es bekommt ſie nicht.

Wie? Und es ſieht doch ſo geſund aus? — Zugleich hielt das Mädchen der kleinen Hannah ein glänzendes Etui hin; ſie wurde ſtill, und lächelte. — Wie alt iſt es? fragte das junge Mädchen.

Deborah ſtammelte: Wahrſcheinlich bald ein Vierteljahr —

Iſt es denn nicht Ihr Kind?

Deborah hatte bisher bei ſolchen Fragen auszuweichen gewußt. Da ſie in dieſen Tagen ſchönes Wetter gehabt hatte, ſo war ſie immer ſpät Abends in den Herbergen eingekehrt, und mit dem frühen Morgen wieder fortgegangen. Die beiden jungen Leute — faſt noch Kinder — waren die erſten Weſen, die ihr mit kindlicher Theilnahme nahe traten; ihre Kleidung, ihr Anſtand unterſchieden ſie von der Menſchenart, vor deren Rohheit Deborah ſich bis jetzt ängſtlich gehütet hatte, und flößten ihr, wo nicht Zutrauen, doch weniger Scheue ein. — Es iſt nicht Ihr Kind? fragte auch der Knabe, und ließ die Kleine mit einem Zweige ſpielen, den er abriß.

Nein, ſagte Deborah furchtſam; es iſt .... verſchämt ſah das Mädchen, neugierig der junge Menſch ſie an — es iſt ein Findelkind —

Mit dieſem Worte ſprach Deborah zum erſtenmale ihr Schickſal aus: es durchdrang ihr Herz wie ein neues Unglück; in Thränen ausbrechend, ſchloß ſie Hannah an ihre Bruſt. Die jungen Leute drangen jetzt mit Fragen in ſie, und ſie erzählte ihnen ihre Geſchichte. Erziehung hatte den ehrwürdigen Glauben an Tugend in dieſe Gemüther gepflanzt, und die Welt hatte ihn noch nicht zerſtört. Mit glühenden Wangen ergriff das Mädchen des Jünglings Hand: Ach Bruder! wenn unſre Mutter noch lebte!.... Wenn meine gute Mutter noch lebte, ſetzte ſie, gegen Deborah gewendet, hinzu, und Thränen füllten ihr Auge, Sie wüßte bei ihr bleiben, und ſie bekäme Arbeit und Nahrung, Sie und der arme kleine Engel, auf Zeitlebens. Aber jetzt — wir haben eine Stiefmutter — der Vater iſt nicht daheim — doch etwas geben wird Ihr die Mama gewiß — das Kind iſt ja ſo ſchön! Komm, Carl, wir führen ſie auf das Schloß —

Ja, ſagte Carl, aber ich rathe Ihr nicht, Ihre Geſchichte zu erzählen — die Mama würde gewiß glauben, ſie wäre erlogen. Wollte ſie mir doch neulich nicht glauben, daß ich den Spiegel zerbro-

den hätte, bloß weil ich von ſelbſt zu ihr gegangen war, um es ihr zu ſagen. Der arme Klaus will ſeitdem nicht mehr auf das Schloß; denn ſie bleibt dabei, er habe ihn geſchlagen, und ich wolle ihn herauslügen. —

Deborah wäre nun gern den Kindern nicht gefolgt. Lügen und verbergen kann ich nicht, ſagte ſie; ich werde ja wohl mitleidige Menſchen finden, die mir Arbeit verſchaffen. Wenn ich nur für meine Hannah verdienen kann, was ſie braucht — für mich brauche ich wenig — Gott lohne Ihr für Ihren guten Willen — Und trösten Sie ſich, Junker! Die Mama wird Ihnen endlich doch glauben, was Wahrheit iſt. — Ach lieber Junker, ich will ja lieber kein Brod, ſelbſt für mein armes Würmchen will ich lieber leiden, als die Wahrheit nicht ſagen. — Segne Sie ſie auch immer!

Sie hatte ſich aufgemacht, und ging. Die Kinder begleiteten ſie, und baten, daß ſie ihre Furcht überwinden möchte. Noch ſtreitend, kamen ſie an eine Gartenmauer, an deren Ecke Frau von B. in einem Pavillon ſaß; da ſie ihre Stieffinder hörte, fragte ſie, mit wem ſie ſprächen. Nun mußte Deborah freilich herzutreten. Junker

Carl hatte sehr richtig geahnet; nach dem herzlosesten Ausfragen wandte sich die Dame spöttisch gegen ihre Stieftochter: Das Mädchen haben sie sich aufbinden lassen, Fräulein Emilie? Schämen Sie sich! Fünfzehn Jahre, und noch so einfältig — Ihr aber macht, daß Ihr aus diesem Revier wegkommt; es darf kein Gesindel hier herumstreichen. —

Ach Mama, rief Emilie, gnädige Mama! Ich versprach ihr, Sie würden ihr etwas geben. — Machen Sie mir die Freude! Sehen Sie nur das liebe Kind — ach, und das Mädchen sieht so gut aus!

Deborah stand zitternd; sie stammelte: Seyn Sie ruhig, Fräulein! Gott wird uns Unschuldige nicht verlassen, er wird uns Menschen in den Weg schicken, die einst sagen mögen: wir fanden sie hungrig, und haben sie gespeist —

Sie wollte geben, als Carl, der schon beim Anfang des Verhörs fortgesprungen, und jetzt mit einem Päckchen in der Hand zurückgekehrt war, sie beim Arme festhielt. — Sie wollen ihr also nichts geben, gnädige Frau? fragte er kalt und entschlossen.

Nein Junker, keinen Heller. Vielmehr soll sie —

Gut, fuhr er fort, ohne ſie ausreden zu laſſen — ſo iſt es alſo kein Vorwitz von mir, wenn ich ihr etwas gebe. — Hier, gutes Mädchen! Es iſt mein Taſchengeld — wäre der Vater hier, ſo wäre ich reicher, und lebte unſre Mutter noch, ſo ..... hätte Sie es beſſer bei uns gehabt. —

Frau von B. ſtotterte vor Wuth; Emilie weinte; Deborah war betroffen, und wußte — zwar wohl was ſie thun, aber nicht ſogleich was ſie ſprechen ſollte. Gott ſegne, rief ſie endlich, das Geld zurückweiſend, Gott ſegne Ihre gute Mutter im Grabe, die Sie zu Mitleiden und Milde aufzog! Aber ..... lieber Junker, wenn ſie auf uns herniederſieht, glauben Sie, daß es ihr wohlgefiele, wenn Sie mir gegen den Willen der gnädigen Frau gäben, wenn ich nähme was Sie mir geben wollen? — Behalten Sie es, ſetzte ſie hinzu, wie er ihr das Päckchen aufzudringen ſuchte — für den nächſten Armen, über den Ihre Mama nicht zürnt —

Sie eilte hinweg, und war froh, als ſie die zornige Stimme der harten Frau nicht mehr hörte. Was ſollte ſie aber anfangen? Sie hatte keinen Heller mehr für Zehrung und Nachtlager, und der

Himmel bedeckte ſich mit ſchwarzen Wolken, die ein Gewitter zu verkündigen ſchienen. Sie gieng tief bekümmert an dem Dorfe vorbei, und betete im Innern ihres Herzens. Hannah ſchlief auf ihrem Arme ein: ſie ſang ihr vor, ohne es zu wiſſen, bis ihre eigene Stimme ſie bei den Worten überraſchte: „Wer will mir den Himmel rauben, den mir ſchon, Gottes Sohn, beigelegt im Glauben?“

Grüß Sie Gott, junges Weib! Sie ſingt ein frommes Lied — wohin des Weges? — So redete eine bejahrte, aber rüſtige Frau ſie an, die einen Korb mit Obſt auf dem Kopfe, und einen kleinern am Arm, hinter einer Hecke hervorgetreten war, und neben ihr hergieng.

Schon antwortete Deborah — denn ihr Glaube an Menſchen hatte eben einen ſtarken Stoß erlitten. — Ich weiß nicht, wohin ..... ich ſuche ein Nachtlager.

Nun, wenn Ihr nicht in das Dorf zurück wollt, ſo kommt in Gottes Namen mit in unſre Mühle. Es giebt ein Wetter: das Würmchen könnte ja Schaden nehmen. —

Deborah nahm das Anerbieten mit ängſtlicher

Freude an. Es war etwa eine Viertelſtunde bis zur Mühle; unterwegs frazte die Frau ſie allerhand: wo ſie her wäre, was für Arbeiten ſie verſtünde; ſonſt aber nichts, das ſie in Verlegenheit ſetzen konnte. Es war ſpät, als ſie ankamen; die Alte gieng in ihre Küche, um das Abendbrod zu beſorgen, eine Magd melkte die Kühe; andre Hausgenoſſen waren noch nicht ſichtbar.

In einem Kämmerchen neben der Heubühne, das ihr die Alte anjewieſen hatte, ſaß Deborah, und brachte ihre Kleine, nachdem ſie ihr etwas Warmes zu genießen gegeben, in Schlaf. Sie fühlte lebhaft, wie ſchwer es ihr werden würde, mit der ſchlichten Erzählung ihres Unglücks durch die Welt zu kommen. Unfähig, ſich zu einer Falſchheit zu entſchließen, flehte ſie den, der den Kindlein das Himmelreich verſprochen, dem unſchuldigen Geſchöpf, deſſen Schickſal durch eine ſo unbegreifliche Schickung in das ihrige verwickelt war, einen Platz auf Erden zu verſchaffen, wo es zur Frömmigkeit heranwachſen möchte. Vergebens aber dachte ſie nach, wie ſie ſich bei den Fragen ihrer Wirthinn, die doch endlich erfolgen müßten, zu benehmen haben würde. Endlich machte

die Stimme der Müllerinn für dießmal ihrer peinlichen Ueberlegung ein Ende. Sie rief ſie mit den Worten: Junge Frau, eſſe Sie einen Löffel voll Suppe — in die Wirthſchaftsſtube. Hier fand Deborah, außer der Magd, und ein Paar Knechten, die unterdeſſen von der Arbeit heimgekommen waren, einen jungen Mann, nahe an den dreißigen, den ſie bald als den Sohn vom Hauſe kennen lernte: es war ein rüſtiger, ſchöner Menſch, deſſen Blick aber etwas Finſteres und Heftiges hatte.

Es war das erſtemal, daß Deborah Brod des Almoſens aß: da fiel wohl zuweilen eine Thräne in den Löffel, den ſie zum Munde führte. Jakob, der Müllerinn Sohn, hatte bei ihrem leiſen Eintritt kaum aufgeſchaut; nach und nach aber zog ſie — ohne es zu merken, denn ihr Auge hatte ſich beim erſten Zuſammentreffen ſchnell vor der dunkeln Flamme des ſeinigen geſenkt — ſeine Blicke immer mehr auf ſich.

Nach der Mahlzeit betete die Müllerinn laut einen Abendſegen, und ſchloß „den Fremdling in ihrer Hütte" mit ein. Dann bat ſie die gerührte Deborah, ein geiſtlich Lied zu ſingen: Euer Ge-

ſang, ſagte die gute Alte, hat mir zu allererſt ein Herz zu Euch gegeben, noch ehe ich Euer Kind und Euer Geſicht wahrgenommen hatte. —

Deborah ſang mit ihrer reinen, leiſen Stimme das alte wackere Lied: Befiehl du deine Wege. Aus ihren niedergeſchlagenen Augen ſtahlen ſich einzelne Tropfen über die bleichen Wangen, und rollten in ihren Schooß herab; denn ſie ſcheute ſich, ſie zu trocknen. Gegen das Ende wurde ihre Stimme feſter, wie durch den Inhalt des Liedes geſtärkt; ſtill blieb es im kleinen Kreiſe ihrer Zuhörer, wie ſie ſchon eine Weile ſchwieg, und ſie ſchienen noch fortzubeten im Geiſte der frommen Sängerinn.

Gott lohne es Euch, gute Frau, und geb' Euch eine gute Nacht! ſagte Deborah zur Müllerinn, indem ſie gehen wollte.

Freundlich erwiederte dieſe: Ei, bleibt morgen noch hier, junges Weib; ich meine, es werde ſtark regnen dieſe Nacht. —

Deborah verdrängte ſich dankbar, und kehrte wieder zu Hannahs Lager. Lange floh ſie der Schlaf; die nämliche Gedankenreihe, in welcher ſie vorher unterbrochen worden war, knüpfte ſich in

ihrem Kopfe wieder an. Die Müllerinn hatte ſie zweimal: junge Frau genannt. Alſo verſtand man mit der Vorausſetzung, daß ſie des Kindes Mutter wäre, auch dieſe, daß ſie es ohne Schande ſey? Dann brauchte ſie ſich ja nicht zu ſcheuen; ſie konnte ſuchen, in der Gegend Arbeit zu bekommen; die Leute würden allenfalls denken, ſie wäre Wittwe, ihr Mann wäre entlaufen, oder im Krieg. — Wenn man ſie aber fragte? die Wahrheit mußte ſie ſagen, und dann hatte es ein Ende, dann wurde ſie fortgeſchickt; denn daß ſie keinen Glauben finden würde, lehrte ſie ja die Erfahrung. Ohne ein Unterkommen gefunden zu haben, würde ſie den Winter einbrechen ſehen, und alles Elend, das er den Armen bringt, vollends noch zu tragen haben.

Sie bemühte ſich endlich, von Mühſeligkeit überwältigt, bei dem Vorhaben, ein Geſtändniß ſo lange als möglich zu vermeiden: darüber hinaus mochte die Vorſehung walten. Den folgenden Tag regnete es unaufhörlich. Hannah war wieder wohl und munter, ſo daß Deborah der Müllerinn, die ſich mit Ausbeſſern von Wäſche beſchäftigte, ihre Hülfe anbieten konnte. Ihre Arbeit

erhielt das kennerische Lob der guten Hausfrau, die, während daß sie nähte, auf den folgenden Tag — heute war es ein Sonnabend — das Zimmer ausputzte, und mitunter dieß und jenes mit ihrem Gaste sprach. Wo ist denn des Kindes Vater? fragte sie einmal.

Er verließ es, noch ehe es geboren war — antwortete sie, mit erröthenden Wangen und pochendem Herzen, denn was sie sagte, war zwar keine Lüge, war aber auch nicht Wahrheit.

Und wohin wollt Ihr eigentlich wandern?

Ich habe keine Angehörigen — ich möchte Arbeit suchen, ich weiß allerlei zu machen. — Sie zeigte auf ein fein ausgenähtes Halstuch, das die Müllerinn zu ihrem morgenden Staate gebügelt hatte — solche Arbeit verstehe ich auch, und alle Art Stickerei. —

Ja, geschickt ist Sie, das sieht man. — Nun bleibe Sie nur fromm, und hoffe Sie auf Gott — Es muß ein gottloser Mensch gewesen seyn; denn daß Sie sonst brav ist, möchte ich wohl schwören. — Wenn nur Gott das Würmchen lieber zu sich nähme! Es ist eine gar zu große Last — das Kind ist aber doch so schön!

Ach nein, er erhalte es mir! rief Deborah ſehr ſchmerzlich. Es gieng etwas Sonderbares in ihrem Herzen vor; was ſie von dem Vater des Kindes geſagt hatte, verband ſich mit dem Gedanken an Auguſt; es war ihr faſt, als ob alles ſo hergegangen wäre, wie die Leute in Z. gemeint hatten, und daß man ihn einen gottloſen Menſchen nannte, that ihr bitter weh.

Sey Sie nur ruhig, ſagte die Müllerinn, die mit der Duldſamkeit eines guten Herzens den natürlichſten Zuſammenhang vorausſetzte. — Sie thut recht, es lieb zu haben. Bewahre mich der Himmel, daß ich Ihr das Mutterherz zu dem Kinde ausreden möchte: damit macht Sie ja Ihren Fehltritt am erſten wieder gut. —

Heftig drängte es das gute Mädchen, der Müllerinn ihren Irrthum zu benehmen; aber Jakob trat eben herein, und in ſeiner Gegenwart konnte ſie dieſes Geſpräch nicht fortſetzen.

Abends, ehe man zur Ruhe gieng, ward zum Schluß der Woche von der Müllerinn ein Kapitel aus der Bibel geleſen. Die Reihe traf das achtzehnte im Evangelium Johannis. Deborah, von jeher gewohnt, in dieſer Geſchichte Beiſpiele und

Vorbilder zu ſehen, hörte mit inniger Theilnahme zu, und ihrem frommen Gemüth konnte es nicht für Zufall gelten, wenn heute ſo manches vorkam, was würklich auf ihre Lage paßte. Von dem was ſie vornahm, ſchien ihr anfangs einiges ein Gebot, die Menſchen um ſie her in ihrem Irrthum zu laſſen. Aber bei den Worten: „ich bin dazu geboren und in die Welt gekommen, daß ich die Wahrheit ſagen ſoll. Wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme" — ſchmiegte ſich ihr Herz gläubig an das hohe Vorbild, und ſie ſchämte ſich, um ſo geringer Leiden willen wie ihr bevorſtanden, mit ihrem Gewiſſen zu Rathe gegangen zu ſeyn, ob ſie ſich der Hand, die ſie züchtigte, nicht eigenmächtig entziehen ſollte. Sie blieb heiter entſchloſſen, jede Frage wahrhaft zu beantworten; wer aus der Wahrheit iſt, rief es troſtreich in ihrem Innern, der höret meine Stimme.

Als am folgenden Morgen die Müllerinn aus der Kirche zurückkam, faßte Deborah Muth, und fragte ſie, ob ſie ihr nicht angeben möchte, wie ſie wohl in einem der umliegenden Orte Arbeit finden würde; ſie wollte ſich dann mit dem Kinde

in Koſt geben, und hoffe, bis zur harten Jahrszeit den Leuten Vertrauen genug eingeflößt zu haben, um den Winter über, außer der Koſt, auch noch Holz und Licht zu verdienen. —

Warum geht Sie aber nicht lieber in Dienſt? fragte die Frau — Deborah blickte wehmüthig auf Hannah, ohne ſogleich zu antworten — das Kind gäbe Sie dann in Koſt, fuhr die Müllerinn fort. —

Ach liebe Frau, ich könnte nur ein ſchlechtes Koſtgeld zahlen — und ſo unſchuldig der arme Engel iſt, er würde doch verachtet und verſäumt. —

Ja freilich! da ſieht ſie..... Aber ich will Ihr nicht wehthun. Hat Sie denn niemanden, den Sie etwas angienge, der Sie zu ſich nehmen könnte?

Niemanden. — Meine Eltern kamen fremd nach Z., aus Schleſien. Ich war damals drei Jahre alt. Beide ſind heimgegangen. Ich bin allein auf Erden, außer daß der Heiland mir hilft und mein Theil iſt. — — Sie weinte ſanft; gern hätte ſie mehr erzählt, aber dem geſtrigen Evangelium getreu, wollte ſie nur Fragen beantworten.

Nun — hob die Müllerinn nach einigem Stillschweigen wieder an — so bleib Sie bei mir, junges Weib! Es giebt viel zu schaffen; mein Jakob will nicht heirathen; da ich keine Schnur in's Haus bekomme, die mir helfen könnte, so müßte ich doch noch eine Magd annehmen. Sie wird mir das Nähen und Stricken besorgen. —

Gott segne Sie, Frau..... Ach Gott segne Sie! — Aber ..... liebe gute Frau ..... ich bin kein Weib....

Schon recht! Verzeut Euren Fehler, hier soll ihn niemand Euch vorrücken; ich werde das Würmchen dennoch lieb haben. —

Deborah wollte reden; aber die Alte, die während des Gesprächs immer in der Stube herum geschafft hatte, gieng jetzt, ohne weiter auf sie zu achten, hinaus in die Küche, wo sie ihrem Sohn erzählte, daß Deborah in Dienst genommen wäre. Diese konnte durch die angelehnte Thüre hören, was gesprochen wurde.

Das Mädchen ist schon recht, sagte Jakob; wollt Ihr aber den kleinen Bastard auch in's Haus nehmen?

Warum nicht? Das Kind muß doch irgendwo

ſeyn — durch Dich werde ich nicht Großmutter: wenn ich mich auch ſelbſt mit dem Würmchen abgebe, kannſt Du ja nicht neidiſch ſeyn — lieber Gott! Solche arme Kinder haben's am nöthigſten, bei guten Leuten zu ſeyn, damit die Sünde ihrer Geburt ſie nicht unſchuldig verfolge. —

Meinetwegen! Ihr wißt wohl, das mir das gleich gilt, ob ein Pfarrer bei der Hochzeit war, oder nicht. — Der Burſche war kein Narr! An dem Mädchen wäre nichts auszuſetzen, wenn ſie nicht ſo kopfhängeriſch ausſähe. Die hat's gewiß von zu vielem Beten bekommen!

Raſch legte die Müllerinn ihr Meſſer hin, das Deborah immer gegen die zinnerne Schüſſel klappern hörte, in welche ſie inzwiſchen das Brod zur Suppe einſchnitt. — Schweig, Jakob — ich bitte Dich um des Himmels willen, ſchweig! Hätte mich doch Gott behütet, Dich ſo weit wandern zu laſſen! Ja, Mahlenzeug und Kornhandel, das haſt Du freilich in Hamburg gelernt, und in Amſterdam, und wo du alles warſt — aber Dein Chriſtenthum, und Dein Glaube, und Dein ſchlichtes frohes Gemüth: die haſt Du nicht wieder heimgebracht! Was hilft mir all Dein Schaffen, und

daß Du ein ſo ſtattlicher Burſche biſt? Muß ich ja doch für Deine Seele beten! — Mit dieſen Worten eilte ſie, lebhaft bewegt, in die Stube, und trug die Suppenſchüſſel auf.

Deborah war jetzt Mitglied der Familie. Alle Hausgenoſſen gewannen ſie lieb. Vor die Thüre kam ſie mit keinem Schritt, außer wenn ſie mit ihrer Herrſchaft in die Kirche gieng. Sie pflegte ſo lange es die Jahreszeit erlaubte, bei guter Witterung mit ihrem Nähzeug in einem kleinen Baumgarten zu ſitzen, und ließ Hannah im Graſe kriechen. Dieſe wurde groß und ſtark; die Knechte gaben ſich gern mit dem Kinde ab, brachten ihr Abends einen Apfel, oder wenn ſie bis in den nächſten Flecken gefahren waren, einen Weck mit; Jakob aber bekümmerte ſich nie um die Kleine, und auch mit Deborah ſprach er ſelten. Endlich kam der Winter, wo die Familie meiſt beiſammen im geheizten Wirthſchaftszimmer ſeyn mußte. Abends beſchäftigte ſich Deborah mit Spinnen; Jakob hatte immer Bücher, die er ſich aus dem nächſten Städtchen holte, Reiſebeſchreibungen und Kriegsgeſchichten. Da ſaß nun Hannah, die jetzt einem halbjährigen Kinde glich, auf einem kleinen

Stühlchen in einem Winkel unten am Tiſch, wo ihre Mutter ſpann; Jakob hatte das Buch vor ſich, und blickte oft darüber hin, auf Deborah, die den Faden geſchickt durch die zierlichen Finger ſchlüpfen ließ, und mit holder Freundlichkeit auf die Kleine blickte, die zu ihr herauf jauchzte.

Nehmt Euch in Acht, Deborah! rief einſt Jakob lebhaft, das Kind kommt mit der Hand in die Spule. — Es war ſchon geſchehen; die Kleine blutete, und weinte bitterlich. Deborah nahm ſie erſchrocken auf den Arm, und eilte, wie ſie immer that, ſobald das Kind Lärm machte, mit ihr hinaus. Jakob folgte ihr in die Küche; er ſteckte eine Lampe an, und beſah des Kindes Hand. Dieſes ſträubte ſich; es klammerte ſich feſt an Deborah, ſo daß ihr Jakob viel näher kommen mußte, als er je gethan hatte; denn bis jetzt hatten ſie beide geſcheuen, ſich vor einander zu ſcheuen, und beſonders empfand Deborah, ſeit jenem Geſpräch zwiſchen ihm und ſeiner Mutter, eine große Entfernung gegen ihn. Die Spulbäkchen hatten Hannahs Hand zerriſſen; er beſtrich ſie mit Oel, und band ein Stückchen Leinwand darum. Deborah war ſehr gerührt von dem Liebesdienſt des ſtörri-

gen Menschen. Sie dankte ihm mit ihrer sittsamen Art, er streichelte ihr die Wange: sein Blick machte sie noch mehr erröthen als die Liebkosung.

Seit diesem Auftritt war Jakob augenscheinlich freundlicher. Einmal brachte er ihr ein buntes wollenes Band, um ihren Wocken zu schmücken, aus der Stadt mit, und eine Puppe für das Kind. Die Müllerinn sah bedenklich aus, Deborah wurde unruhig: sie fürchtete, den Mann zu erzürnen, und zitterte, ihm zu gefallen.

Gegen Weihnachten erwartete die Müllerinn den Besuch eines reichen Unverwandten aus der Stadt. Das Gastzimmer wurde geputzt, alles Zinn gescheuert, Kuchen gebacken, und sonst noch für allerhand Proviant gesorgt. Bei so viel Arbeit war Deborah's Hülfe vonnöthen. Jakob sah ihr zu, wie sie mit aufgeschürztem Rock die grossen zinnernen Schüsseln blank putzte; auf ihren sanftgerundeten Wangen, die seit ihrer Verweisung aus Z. nicht mehr von dem Herrnhuther Häubchen bedeckt waren, glänzten die schönsten Farben. Jakob suchte mit sorgsamer List, ihr manche Mühe zu ersparen; so brachte er den Zuber, den sie an den Brunnen getragen hatte, an-

gefüllt in die Küche, indem er ſich ſtellte, als hätte er nicht gewußt, wer das Waſſer brauchen mochte. Wie ſie hoch auf der Anrichte ſtand, und die ſchweren Teller unter dem Arm hinanlangte, um ſie zierlich aufzuſtellen, blitzten ſeine Augen beim Anblick eines reizenden Fußes, den ihre Stellung ſichtbarer machte, als es ſonſt bei ihrer äußerſt ſittſamen Kleidung jemals der Fall geweſen war. Er beeiferte ſich, ihr die übrigen Teller und Schüſſeln zu reichen, und betheuerte: ſo ſchön .... habe das Zinn noch nie geglänzt.

Am frühen Morgen des erſten Weihnachtfeiertags lud eine Poſtkaleſche die erwartete Geſellſchaft, einige ſtattliche Bürger, den ehrenfeſten Vetter nebſt Frau und Tochter an der Spitze, bei der Mühle aus. Jungfer Käthchen war eine eng geſchnürte und ſorgfältigſt aufgeputzte Dirne von einigen zwanzig Jahren. Sie hatte im Umgang mit einigen Kammerjungfern von den benachbarten Schlöſſern abgeſchmackte Ritterromane und verſchiedne Schönheitsmittelchen kennen gelernt. Dadurch war ſie zu einem großen Mißmuth über die altbürgerliche Lebensart in ihrer Eltern Haus, zu einer verkehrten, unverſtändlichen Art, ſich auszu-

drücken, zu blaſſen Wangen und ziemlich weiſſen Händen gekommen. Der ehrliche Vater, ein Leinwandkrämer, hatte ei en tiefen Reſpekt für ſeine Tochter, und die Mutter, der Kätchens Tagdieberei und Ziererei oft das Leben verbitterte, war dennoch unter ihren Nachbarn, auf ihren Kaffeebeſuchen, ſtets befliſſen, ſich mit ihr zu brüſten.

Merkt Sie wohl, wo das hinaus will? flüſterte Jakob, bald nach der Ankunft der Gäſte, Deborah zu, die er allein am Heerde fand. — Er legte ſeinen Arm um ſie: da müßte ich ein Thor ſeyn, ſagte er, ſie an ſich drückend, wenn ich nach der Zierpuppe blickte, ſo lange ich Dich vor Augen habe. —

Deborah erſchrak ſehr heftig. Sie fühlte, daß dieſes Betragen nächſtens eine Erklärung zwiſchen ihr und ihrer Herrſchaft nothwendig machen würde, ſie fühlte den zweideutigen Zuſammenhang eines ſolchen Verhältniſſes mit ihrer Geſchichte, deren wahre Beſchaffenheit ſie doch nicht unwürdig machte, Jakobs Frau zu werden. Sie hatte ſich lebhaft aus Jakobs Arm, der ſie auch nicht feſt hielt, losgewunden, und er verließ ſie, ohne ſie in die Verlegenheit zu ſetzen, ihm irgend eine Antwort zu ge-

den. Den ganzen Tag vermied ſie, ſo viel möglich, in das Zimmer zu kommen, wo die Geſellſchaft verſammelt war. Jungfer Kätchen ſah hochmüthig auf ſie herab; ihre Mutter ſuchte ſie, nachdem ſie die Müllerinn gehörig ihretwegen ausgefragt hatte, ein Paarmal draußen auf, um verſchiedne gut oder bös gemeinte, in jedem Fall aber für ihr Gefühl unangenehme Gemeinplätze bei ihr anzubringen, über das Glück, in gewiſſen Lagen gute Leute anzutreffen, über die Pflicht, Fehltritte zu bereuen, und ſich vor Rückfällen zu hüten, und dergleichen mehr. Sie ließ dieſe Reden unbeantwortet, und verbarg Thränen des Schmerzens und des beleidigten Stolzes. Einmal hörte ſie die fremde Frau ſagen: da ſieht man doch, wie Unkraut nicht verdirbt! Was das für ein geſundes Kind iſt! — — Sie ſprach von Hannah, die in einem anſtoßenden Kämmerchen umherkroch. Deborah hatte dem Schimpf, der ſie traf, ihre Unſchuld entgegengeſetzt; als aber der hülfloſen Hannah ihr Unglück vorgeworfen wurde, brach ihr das Herz: ſie ſchlich ſich zu dem Kinde, und bedeckte es mit Küſſen und Thränen. Die Kleine war den ganzen Morgen in dem kalten Kämmerchen beinahe verlaſſen geweſen;

sie schmiegte sich an ihre Pflegerinn, die ihre starren Händchen zum Gebet zusammenlegte, und die Worte aus den Psalmen sagte: „Ich aber bin elend und arm, Gott, eile zu mir, denn du bist mein Helfer und Erretter; mein Gott, verzeuch nicht!“ — Da lächelte das Kind so hold und unbefangen, daß sanfte Ergebung in ihr Herz zurückkehrte, und sie auch bis zur Abreise der Gäste nicht wieder verließ.

Wie Deborah am andern Morgen in einer oberen Kammer der Müllerinn half, das gebrauchte Leinzeug wegtegen, sagte diese: Warum waret Ihr gestern betrübt? Hat Euch jemand etwas in den Weg gelegt? Ich holte Zucker im Wandschrank, da hörte ich Euch bei Euerm Kinde, und Ihr betetet. Das hat mir Leid gethan; ich dachte, es gienge Euch gut bei mir. —

Deborah dankte gerührt der Alten für ihre Güte; auf ihre Frage wußte sie aber nichts zu antworten. Die Müllerinn schwieg nachdenkend. Nachdem sie ihre Wäsche gezählt hatte, verschloß sie die Lade, setzte sich darauf, und sagte, ihren Bund Schlüssel auf dem Schooß haltend: Nun Deborah, laßt mich doch auch einmal wissen, wie der böse

Mensch war, der Euch so in's Unglück gebracht hat? Er könnte sich ja besinnen haben, und wenn man ihn aufsuchte, Euch wieder zu Ehren bringen. —

Aus einer unbewußten Zartheit des Gefühls hatte die Müllerin diese Seite noch nie so bestimmt berührt: Deborah gedachte ihres heiligen Verhältnisses und ihres Entschlusses, jede Frage zu beantworten: auch war sie sicher, jetzt nicht unterbrochen zu werden. Liebe Frau, sprach sie, wenn Ihr mich ganz anhören möget, so will ich Euch alles entdecken — Gott gebe, zur guten Stunde! Ihr lasst einmal: Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. — Nun, so glaubet mir darum nicht weniger, weil ich niemanden habe, für mich zu zeugen, als Gott und mein Gewissen!

Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte die Müllerinn Deborahs Erzählung; dann schwieg sie eine Weile, endlich sagte sie: Mein liebes Kind, jetzt glaube ich Dir. Hättest Du mir das alles erzählt, wie ich Dich in mein Haus nahm, ich hätte es Dir trotz Deines redlichen Gesichts, doch wohl kaum geglaubt. — Du armes Kind! fuhr sie, nach einigem Nachsinnen fort, und ihr Auge ruhte mütterlich auf dem Mädchen, deren heiterer, durch Thränen

des Dankes glänzender Blick den Sieg der Wahrheit feierte. — Du armes Kind! Wüßte ich nur, was aus Dir werden wird — die Welt wird Dir nicht glauben; mit Falschheit magst und sollst Du Dir nicht helfen. — Aber die Schickung ist so wunderbar, daß sie mehr denn irgend eine, von Gott kommen muß, und so mußt Du sie in Geduld tragen, und ich werde Dich nie verlassen, und das Kind auch nicht. —

Es blieb fortan bei dem freundlich-mütterlichen Du, das die Müllerin in dieser Unterredung zum erstenmal gegen Deborah gebraucht hatte, und Deborah hätte ihr Verhältniß sehr glücklich gepriesen, wenn Jakobs zunehmende Aufmerksamkeiten sie nicht mit der Besorgniß, daß sie bald genöthigt seyn würde, dieß Haus zu verlassen, geängstigt hätten. Bei seinen Grundsätzen graute ihr vor dem Gedanken einer Verbindung mit ihm, wie vor einer Sünde. Schmerzlich trauerte sie um den stillen Frieden, der ihr Loos gewesen seyn würde, wenn es Gott gefallen hätte, sie in dem Schwesternhause zu lassen. Dort wäre sie verschont geblieben von den flüchtigen, bangen Freuden, die Augusts Umgang ihr gab, von den Sorgen, die

Jakobs Zudringlichkeit bei ihr erregt. Von dem Willen ihrer Obern und der Fügung ihres Vaters im Himmel geleitet, „gehorsam am schönsten frei,“ hätte sie dort einen Gatten ihres Standes erhalten, oder wäre sie nicht zur Frauenwürde berufen gewesen, so wären ihre Tage in frommer Ruhe, ohne weltliche Sorge noch Klage, unter den Schwestern dahingeflossen. Mit den Männern unbekannt wie mit ihrem eigenen Gefühl, sah sie Jakob als den Verführer, den sie zu scheuen hätte. Der Widerwillen, den er ihr einflößte, verwechselte sich in ihrem Gemüth mit ihrem Begriff von der Sünde — bei August, den sie liebte, hatte sie an diese nicht gedacht, außer in der letzten Stunde wo sie ihn sah, und in dieser Stunde war auch er ein Gegenstand des Schreckens für sie geworden.

In den ersten Tagen nach dem Besuch des Vetters aus der Stadt hörte Deborah mehrmals, während sie bei ihrem Nähzeug saß, eifrige Gespräche, die in der anstoßenden Kammer zwischen Jakob und seiner Mutter vorfielen, und die Heirath betrafen, welche jener Besuch hatte einleiten sollen. Er wollte von der aufgepfropften Jungfer Pate nichts wissen; mit redlicher Vernunft und

Unpartheilichkeit setzte die Mutter ihren Wunsch, daß er heirathen möchte, gegen ihn aus einander, prüfte seine Einwendungen gegen das Mädchen, und ehrte, ohne ihm eben Recht zu geben, doch die Freiheit seines Willens.

Am nächsten Sonntagsabend saßen sie, die Müllerinn, ihr Sohn und Deborah, nach genossenem Abendbrod zusammen um den Ofen; die Knechte waren in der Schenke, Jakob war vergnügt aus der Stadt zurückgekommen, und die gute Alte hatte einmal eine gesprächige Laune.

„Im Grunde, lieber Jakob, hob die Müllerinn an, kann ich Dir's nicht verargen, daß Du die Käthe nicht gewollt hast, wenn gleich der Vetter es uns genug nachtragen wird. Aber eine alberne Ursache ist es doch, die Du angiebst. Sie ist Dir zu schmächtig, sagst Du. — Meint Ihr denn auch, Deborah, daß sich die Jungfer Bale so fest zusammenschnürt? — Wenn aber auch, wäre sie sonst brav, so würde sie das endlich wohl lassen. — Hör, Jakob! wie ich ein Mädchen von achtzehn Jahren war — ich war noch gar wenig aus dem Hause gekommen, an Werkeltagen schon gar nicht — da kam ein Paarmal, wenn's Feierabend war,

ein ehrbarer Becker, ein tüchtiger junger Mann, zum Vater. Mir fiel dabei nichts ein. Aber an einem Sonntag Morgen sprach der Vater zu mir: Christel, Du bist groß und brav, und verstehst die Wirthschaft. Der Meister Troll hat um Dich gefreit. Willst Du einschlagen, mir steht der Schwiegersohn wohl an —

„Ich war leichenblaß geworden, und die Kehle war mir wie zugeschnürt. Der Vater sprach weiter, wie gut ich es beim Meister Troll haben würde. Ich weinte endlich überlaut, und der Vater fragte: warum willst Du ihn denn nicht? — — Ach er ist ja so dick! brachte ich schluchzend heraus — — da lachte der Vater hell auf: Geh mir! sagte er, das ist lächerlich gesprochen, und weil Du noch so thöricht bist, so brauchst Du gerade einen vernünftigen Mann, wie Meister Troll —

„Das that mir gar weh. Nein! sprach ich, wenn ich den zum Manne nehmen müßte, so würde ich nicht vernünftiger, sondern toller von Sinnen — — da machte der Vater ein gar ernsthaftes Gesicht, und sagte: das ist gottlos geredet! Wenn Du Dir ein Mieder kaufen willst, so besinnst Du Dich erst, und rechnest ordentlich zusammen, damit

Du keinen Schaden haſt, und wo es um Dein ganzes Heil auf Erden zu thun iſt, willſt Du in ſolcher Haſt ausſprechen, und mit ſo thörigen Worten wie in einem Komödienbuche. Es ſteht geſchrieben: fange Dein Werk mit Gott an, wenn es ſoll gedeihen. Geh — Schon um Deiner häßlichen Haſt willen mag ich von dem ganzen Handel nichts mehr hören. Wenn Du am Altar ſtändeſt, würde mir Dein wildes Geſicht einfallen, und es käme mich ein Grauen an!

„Ich ſchämte mich tief in's Herz; ich getraute mir nicht, Athem zu holen — bei Tiſch mußte mir die Mutter zweimal heißen hinzuſitzen: mir war, als verdiente ich nicht, der ſchlechteſten Magd gleich geachtet zu werden. Den Meiſter Treu hätte ich immer nicht zum Manne genommen, aber die häßliche Haſt that mir ſo leid!

„Gern wäre ich zu Haus geblieben, wie mich Nachmittags Lieschen Meier abholte, um vor dem Thor ſpazieren zu gehen. Sie fragte mich aus, warum ich traurig wäre, und erſt nicht mitgewollt hätte. Da erzählte ich ihr, wie es hergegangen war, und wurde recht bös, wie ſie ſagte: Gottlob, Chriſtel, daß Du es ſo gemacht haſt! —

— Aber ſie meinte ihren Bruder. Es hätte ihm das Leben gekoſtet, ſagte ſie; bis er ſich eingerichtet hat, ſoll ich Dir nichts merken laſſen: das habe ich ihm verſprechen müſſen; aber jetzt muß ich ja reden, ſonſt möchte er zu ſpät kommen. Seit Du das erſtemal an Gottes Tiſch giengſt, iſt er Dir gut. Weil Du aber noch jung warſt, und er erſt Schulden von unſern armen Eltern zu bezahlen hatte, ſo wollte er noch warten — bis zum Spätjahr, meinte er.

„Nun, wie es denn geht — ich hatte Lieschen ſo lieb, und Lieschens Bruder hatte mir auch ſchon lange am beſten gefallen unter allen jungen Burſchen, die ich in der Kirche ſah. Geſprochen hatte ich nie mit einem, und auch mit ihm nicht. Denn ſo war es damals Sitte: es hatte oft ein junger Burſche noch kein Wort geredet mit einer Dirne, die ihm wohlgefiel, und um die er freite —

„Antworten konnte ich freilich nicht viel, wie mir Lieschen das ſagte; aber ſie merkte doch, wie mir's um das Herz war. Doch zu Hauſe, als der Vater nichts mit mir ſprach, wurde ich wieder ſo bang und traurig, daß ich mir nicht getraute, an Jakob Meiern zu denken. Drei ganzer Tage

gieng es ſo. Ich hatte das Herz nicht, den Vater anzureden; ich mußte zufrieden ſeyn, daß ich ihm ſeinen Willen an den Augen abzuſehen ſuchte. Der vierte Tag war Bartholomäi. Lieschen holte mich wieder ab, ſie führte mich den Weg hieher auf die Mühle zu; aber von ihrem Bruder ſprach ſie kein Wort. Nun denkt Euch, wie mir wurde, als wir eine halbe Stunde gegangen waren — es war ein gar heißer Tag! — und Jakob Meier des Weges kam. Er trug den Hut unter dem Arm, und hatte etwas im Hut, das mit Kohlblättern bedeckt war. Er ſah ſo erhitzt aus, daß Lieschen ſorgte, er hätte ſich krank gemacht. Nun grüßte er uns, und gieng, wie ſich's gezmte, ohne zu ſprechen neben uns her. Endlich zog er ein paar ſchöne Reifen aus dem Knopfloch, und reichte mir ſie. Sie wären von der Herrnmühle, ſagte er; es wäre eine wahre Pracht mit den Blumen dort im Garten, und überhaupt eine beſſere Einrichtung, als auf der Stadtmühle. Die hatte er damals noch im Pacht. Die Katharinenpflaumen hier, ſprach er weiter, und wies auf ſeinen Hut, möchte ich gern dem Meiſter Glocke verehren; er ſoll ein Freund davon ſeyn — — das hatte ihm Lieschen geſagt, daß mein

Vater die Pflaumen gern aß. Ich wurde roth und wußte vor Angſt nicht wohin; Lieſchen aber lachte.

„Wie er immer ſo fortgieng neben uns, und ſich die Sonne auf den Kopf brennen ließ, um meinem Vater das friſche Obſt zu bringen, da trat mir das Waſſer in die Augen. Dafür, dachte ich, müßte ich auch ſeine Reiten in Ehren halten, und da die Sonne auch auf die Blumen an meinem Mieder brannte, ſo hielt ich mein Geſangbuch — denn wir waren erſt in der Kirche geweſen, Lieſchen und ich — mehr über die Blumen, wie vor mein Geſicht. Lieſchen fieng wieder an, zu lachen. Sieh nur, Jakob, ſagte ſie, Chriſtel wahrt Deine Reiten beſſer wie ihre eigene Haut; morgen wird ſie voll Sommerſproßen ſeyn. — — Er hat mir nachher geſagt, daß er es ſchon gemerkt, und ſich heimlich gefreut hätte. Jetzt wurde er noch eins ſo roth, und ſprach: es iſt mir zwar eine große Ehre, wenn die Jungfer etwas auf meine Blumen hält; aber lieber wäre es mir, ſie würfe ſie weg, als daß ſie eine Sommerſproße bekäme —

„Am Thore ſchied er von uns. Ich begleitete

erſt ſieben; wie ich nach Hauſe kam, ſah ich durch das Thürfenſter, daß er mit dem Vater ſprach, und die Pflaumen lagen neben ihnen auf dem Tiſch. Ich lief auf meine Kammer; bis zur Stunde des Abendbrods getraute ich mir nicht, dem Vater vor die Augen zu kommen. Nach der Mahlzeit, wo die Knechte hinaus waren, hob der Vater gegen mich an, und ſeine Stimme war ſo hart, daß ich in die Erde zu ſinken meinte: Der junge Meier hat wegen Deiner mit mir geſprochen. Du mußt davon wiſſen? — — Um's eben hätte ich nicht antworten können; lügen wollte ich nicht; ich neigte nur den Kopf — Wußteſt Du ſchon am Sonntag, fragte er weiter, daß er um Dich werben würde? — — Da fiel mir die häßliche Haſt wieder ein, und ich erſchrak über die arge Meinung, die der Vater von mir haben konnte. Ich hielt mich, daß ich nicht laut weinte, und ſagte: Nein, Vater! Ich weiß es erſt ſeit Sonntag Abends — — Der Vater aber fragte: Magſt Du denn den jungen Meier zum Mann? — — Da antwortete ich: Ach Vater, ob ich ihn wohl am liebſten möchte, ſo meine ich ſelber, es wäre beſſer, Ihr gäbet uns nicht zuſammen, damit Ihr mir ſo

der glaubte, daß ich Euch gehorchen mag, auch wenn es mir das Herz bräche — Und ich hatte ihn mit beiden Händen um den Hals gefaßt, und mußte weinte ich aus ganzer Seele —"

Die Müllerinn ſchwieg, ſie ſchien ſich in die Arme ihres Vaters zurückzudenken. Deborah hatte bei dieſer Erzählung mit aller Spannung aufgehorcht, die nur immer ein Mädchen beim Leſen des erſten Romans empfinden kann.

Nach einigen Augenblicken fuhr die Alte fort: „Was Du thuſt, fing' es mit Gott an! ſprach der Vater, indem er ſich freundlich von mir losmachte; daß Du den Meier lieber haſt wie den Troll, nehme ich Dir nicht übel. Wahr iſt's: dort hätteſt Du volle Käſten gefunden; hier mußt Ihr ſie erſt füllen. Aber er will die Herrenmühle pachten, und er kommt mir vor wie ein fleißiger junger Mann —

„Und das war er auch! Gott lohn' es ihm in der ewigen Freude — er hat mir in den ſechzehn Jahren, die wir mit einander lebten, nichts als Gutes und Liebes gethan! Die Mutter ſtarb, den Vater rührte der Schlag, und er wurde kindiſch; da nahm er ihn zu ſich auf die Mühle. Du warſt

eben ein Paar Wochen alt, Jakob. Christel, sprach er zu mir, wir wollen den Vater zu uns nehmen. Du mußt Dich jetzt mit unserm Buben abgeben, und kannst darum weniger draussen schaffen. So pflegst Du dann den armen Alten mit, denn er braucht jetzt gleiche Pflege wie der kleine Jakob —

„Er hatte wohl Recht! So lebte der gute Vater an die zwei Jahre, und Du, Jakob, warst endlich weniger kindisch als er. Aber Dein Vater wurde nie ungeduldig. Wie Du nachmals ein so eigensinniger Bursche wurdest, so dachte ich manchmal, es hienge Dir von jener Zeit an, wo man Dir allen Willen thun mußte, um den Großvater nicht zu ängstigen — Ach es war herzbrechend mit anzusehen, wenn sich der alte Mann um eine Pfeife oder einen Weck mit Dir zankte! Dein Vater holte dann schnell ein anders Spielzeug für einen von Euch beiden, damit nur Frieden würde. Wenn ich nun weinte, so tröstete er mich, und sprach: Laß doch gut seyn, Christel! Sieh, er ißt, trinkt, schläft, geht fest umher; wenn er nun krank wäre und Schmerzen litte — auf eine Weise muß ja der Mensch alt werden, am Leib oder an der Seele. Und Du pflegst ihn, und er hat es gut bei Deiner

Pflege, wie er's verdient hat um Dich, als er noch bei Verstand war. —

„So war er immer — so gut und still, und immer fleißig, immer haushälterisch! Nach des Vaters Tod kaufte er die Mühle, ein Paar Jahre später die große schöne Wiese — und den Wald..."

Die Alte weinte, und schwieg. Deborah war sehr traurig: das Ende der Erzählung hatte sie an die letzten Tage ihres Vaters erinnert, dessen Seele in weniger leichte Träume gehüllt gewesen war, dem sie weniger Gutes hatte thun können. Nach langer Stille hob die Müllerinn wieder an: Laß Dir rathen, Jakob: willt Du so gut leben und einst so sanft sterben wie Dein Vater, so mach es wie er — such Dir ein braves Weib! Mag sie immerhin arm seyn, mag auch niemand sie kennen — wenn ich nur weiß, daß sie brav ist!

Deborah vermochte es nicht, länger zuzuhören; diese Worte konnten eine Beziehung haben, vor der ihr Innerstes erzitterte — sie eilte auf ihr Kämmerchen.

Am folgenden Morgen war die Müllerinn sehr traurig, ihr Sohn sah erhitzt und trotzig aus. Deborah glaubte zu bemerken, daß er Gelegenheit

ſuchte, ſie allein zu treffen, und eben darum hielt ſie ſich ſo viel möglich in der Wirthſchaftsſtube auf. Als er endlich in die Stadt gefahren war, rief die Müllerinn Deborah in das Bodenkämmerchen, ſchloß die Thüre ab, und ſagte zu ihr: Ich hatte es gut mit Dir vor, Deborah! Ich dachte, Du ſollteſt uns alle glücklich machen — aber es will ſich nicht thun laſſen! Du hatteſt wohl Recht: nur die aus der Wahrheit ſind, mögen die Wahrheit hören. Ich hatte gemerkt, daß Dir Jakob gut war. Da meinte ich in meinem Sinn: die Leute werden mich zwar thörig ſchelten, daß ich meinem Sohne .... denn Du weißt ja, wie es in der Welt hergeht. — Aber, dachte ich, was ſoll ich mich darum kümmern? Deborah wird ihn beſſer machen, er wird ihr zu Liebe — o Gott, er wird ein frommer Menſch werden, wird ſeine Geſundheit ſchonen. — Ach Du weißt nicht, mein Kind, wie viel Kummer er mir macht! — Ich hätte Hannah behalten, wäre hinauf in des Gärtners Wohnung gezogen, und Du hätteſt nichts dawider gehabt, wenn ich zwei arme Würmer, die ihm gehören ... kurz, ich hätte ſie alle drei erzogen, und dafür hätte Gott mich und Euch geſegnet. —

Aber der böſe Menſch glaubt es nimmermehr, daß Du ein unſchuldig Mädchen biſt. — Hüte Dich vor ihm! — Ach wodurch habe ich arme Mutter die Schmach verdient, daß ich eine Fremde vor meinem eignen Sohne warnen muß? — Aber ſey vorſichtig, Deborah! Er iſt ein liſtiger Menſch, und Du biſt jung und ſchön. Möge mich der Himmel vor dem Jammer bewahren! Du biſt mir lieb wie mein eigenes Kind, ich habe Dir geglaubt — wie könnte ich es je verantworten, wenn Du in meinem Hauſe die Schuld auf Dich lüdeſt, die Du jetzt unverdient trägſt?

Gern hätte Deborah, in der ſchmerzlichen Unruhe, welche ſie empfand, die Mühle ſogleich verlaſſen; wie konnte es aber die gute Frau über ihr Herz bringen, ſie in dem harten Winter mit dem Kinde ziehen zu laſſen? Es blieb alſo beim Alten, nur daß die treuen, frommen Seelen ſich feſter an einander ſchloſſen.

Jakob war ein Menſch von heftigen Leidenſchaften. Er hatte in ein Paar großen Städten, wo er in der Lehre geweſen war, die Weiber auf ſeine Weiſe ſo gut verachten gelernt, wie mancher vornehmer Wüſtling. Zugleich war ihm die Le-

ſchränktheit ſeiner Lage läſtig geworden, ohne daß ſein Geiſt die Reife erlangt hätte, ſich einen Würkungskreis zu erſchaffen. Die Mädchen ſeines Standes waren ihm zu einfältig und alltäglich, unter den luſtigen Geſellen in der Fremde hatte er die ſchlichte Tugend ſeines Heerds verloren, und ſeine leichtſinnige Lebensart ſchmerzte ſeine Mutter um ſo mehr, als ſie ſichs zum Hochmuth anrechnete, daß ſie ihn mehr hatte lernen und weiter reiſen laſſen, als bei jungen Leuten dieſes Standes gebräuchlich war. Nun hatte Deborah, die er für ein verführtes Mädchen und für Hannah's Mutter halten mußte, ihn durch ihre Schönheit und Anmuth angezogen; ihr ſittſames Weſen, ihr kindliches Verhältniß mit ſeiner Mutter, die er im Grunde liebte und ehrte, hatten ihm eine Scheue eingeflößt, die würklich eine ſehr lebhafte Neigung in ihm erzeugte. Wäre ſie das geweſen, wofür er ſie hielt, ſo würde ſie ihn vielleicht zu einem guten Manne gemacht haben, ob ſie gleich ſchwerlich eine glückliche Frau geworden wäre — denn wenn in höheren Ständen früher Umgang der Männer mit dem verdorbenen Theil des weiblichen Geſchlechts, indem er das Gefühl

für Weiblichkeit tödtet, viele Ehen vergiftet, ſo iſt dieſelbe Folge da, wo jedes häusliche Mißverhältniß unmittelbarer auf den Erwerb einwürkt, wo die Leidenſchaften durch ihren rohen Ausdruck das Gemüth mehr verwildern, noch unausbleiblicher.

So ſah es in Jakobs Herzen aus, als ſeine reichen Verwandten in der Stadt die Heirath mit der zierlichen Baſe ſtiften wollten: ihr Plan war, daß er die Mühle verrachten, und in der Stadt einen Kornhandel anfangen ſollte. Aber der ſolze, ſtarre Menſch haßte die Städter, und hieng an dem einfachen Gefühl, auf ſeinem Freigut, ſo lange der Boden Früchte trage und die Sonne ihn erwärme, keines Menſchen zu bedürfen, wegegen er in der Stadt nichts als einen Wechſel von Abhängigkeit, Rückſichten und Druck eintauſchen könne. Er wies den Antrag ſpöttiſch und trocken ab, und gegen ſeine Mutter wiederholte er, was er oft ſchon geſagt hatte, daß er entweder gar nicht, oder nur nach ſeinem Kopfe heirathen würde. Seine Neigung für Deborah war der guten Alten nicht entgangen: nach langem Beſinnen nahm ſie ſich vor, ihn merken zu laſſen, daß ſie gegen eine Schwie-

gertochter, wie diese, nichts einzuwenden haben würde. Als der Wink, mit dem sie an jenem Abend ihre geschwätzigen Erinnerungen aus ihren Jugendjahren beschloß, Deborah vertrieben hatte, kam es sogleich zu einer bestimmteren Erklärung zwischen ihr und ihrem Sohn. Die Gesinnungen, die sie äußerte, stimmten zwar mit einem dunkeln Wunsch in seinem Innern überein; indem sie aber den Gedanken einer Verbindung zwischen ihm und Deborah förmlich aussprach, empörte sich sein Stolz. — Wäre sie nur, sagte er, nicht mit dem .... Kinde dieber gezogen!

Jakob, sagte die Mutter, das Kind behalte ich dann, und ziehe es mit Gretchens Fränzel und Martens Lieschen auf: so wird der ersten früher Tod, und das liederliche Leben der zweiten, doch mit Etwas wieder gut gemacht. — Du solltest nicht streng seyn, Jakob!

Wie, Mutter? das Mädchen ließ sich verführen — möchtet Ihr mir dafür bürgen, daß sich die Frau nicht auch könne verführen lassen?

Wenn aber Deborah nicht verführt wäre?

Oho! Will das blutjunge Ding etwa gar schon Wittwe seyn? Oder — — Er machte einen fre-

chen Scherz, der ſeiner Mutter Herz zerriß. Auf ihren ſchmerzlichen Ausruf ſagte er milder: Nun, laßt es gut ſeyn, Mutter! Was meint Ihr denn wegen Deborah?

Jetzt erzählte ihm die Alte, ſo von Herzen wie es ihr zu Herzen gegangen war, Deborah's Geſchichte. Auf ſeinem Geſicht wechſelten unterdeſſen Spott, finſtres Weſen, und eine Art von Freude, die ſeine gute Mutter nicht recht verſtand, bei welcher ihr aber nicht wohl zu Muthe war. Ich bin ein ſittſames Mädchen geweſen, fuhr ſie eifrig fort, und ein ehrbares Weib, und hielt ſtets — deß iſt Gott mein Zeuge! — auf Zucht und Ehre. Auch weiß ich wohl, was die Welt ſagen würde, wenn Du das Mädchen nähmſt, und ich würde keinem andern dazu rathen, wohl aber Dir — Dir, meinem Sohne, den ich mit Schmerzen geboren, und um den ich bittere Thränen geweint habe, als bei den Schmerzen der Geburt! — Deborah hat man unſchuldig im Verdacht; Du aber .... ach Jakob, weil Du ein ſchönes Gut und Geld im Kaſten haſt, wollte Dir der Vetter die feine Baſe aufhängen; aber ein rechtſchaffner Vater gäbe Dir ſein unſchuldig Kind

nicht zum Weibe — glaube mir, Jakob, es thut meinem Mutterherzen weher, Dir das zu sagen, als Dir, es zu hören. — Sieh nun selbst zu! Für Deborah's Unschuld verpfände ich meine Seele. —

Jakob lachte auf.

Sie fuhr nach einem Seufzer fort: Eine geschicktere, fleißigere, schönere Frau bekommst Du nie, keine die mich lieber hat, keine die mir mehr Freude macht. —

Ja Mutter, fiel er ein, und darum behaltet Ihr sie im Hause. Ihr sagt nicht zu viel Gutes von ihr, aber die Geschickte ist ein Mädchen, und das Mädchen eine Hexe. Meinem Weibe muß ich trauen können; ihr aber, da sie eine solche Legende zu erfinden gewußt hat, trau' ich nun und nimmermehr. — Ich wollte, es wäre anders; ich hätte sie, glaub' ich, gefreit. —

Nun, so ist's gut, unterbrach ihn die Mutter, die ihren schmerzlichen Unwillen mit sichtbarer Gewalt zurückhielt — thu denn was Du willt; Gott wird sich des armen Mädchens auf andre Weise annehmen!

Ja, das wird er, das wird er! rief Jakob,

mit wilder, tückiſcher Luſtigkeit, und rieb ſich die Hände. — Die Müllerinn erſchrack, und warnte am andern Morgen Deborah.

Jakob gieng in den folgenden Tagen wenig aus, und nur wenn ſeine Geſchäfte es erfordern. Er führte die Aufſicht über die Mühle, beſuchte kein Wirthshaus, keinen Bekannten; Abends, wenn er nicht leſen mochte, wickelte er Garn, ſtrickte Fiſchnetze, oder ſchnitzelte hölzerne Löffel. So häuslich war er nie geweſen, noch nie ſo freundlich und umgänglich. Zugleich aber wurde er nach und nach zudringlicher gegen Deborah. Er verfolgte ſie mit Dienſtleiſtungen, denen ſie auswich, mit Geſchenken, die ſie nicht annahm, mit Liebkoſungen, die ihre ſittſame Zurückhaltung in Schranken hielt. Aber ihre Lage wurde ihr immer peinlicher. Der Winter war ungewöhnlich hart; ſie konnte an keine Reiſe mit Hannah denken; die Geſchenke und den geringen Lohn, die ſie von ihrer guten Herrſchaft erhielt, mußte ſie auf unentbehrliche Kleidungsſtücke verwenden, und beſaß keinen Groſchen im Vermögen. Um der armen Mutter, deren frommes Gemüth ſich an der anſcheinenden Sinnesänderung ihres Sohnes zu ergötzen anfieng, das Herz

nicht schwer zu machen, verschwieg sie ihr die Auftritte, die sie mit ihm hatte. Mit steigender Angst sah sie den Schnee von neuem fallen, die Wasser wieder austreten und gefrieren.

Jakob, in dessen Gewissen, seit er ihre Geschichte gehört und nicht geglaubt hatte, nichts mehr zu ihrem Schutze sprach, dem ihre Tugenden wie lauter Heuchelei erschienen, war in der That mit aller Kraft seines starren Gemüths, mit allem wilden Feuer entflammter Begierde, mit aller Heftigkeit einer Leidenschaft, die zwischen Liebe und Haß schwankte, entschlossen, sie um jeden Preis zu besitzen, und ein solches Verhältniß trieb freilich neue Stürme über ihr frommes Haupt zusammen, als ein unerwarteter Vorfall diese abwendete.

Von einer, sechs Stunden weit gelegenen Landstadt kam oftmals ein Schreiner hieher, um in der an die Fruchtmühle stossenden Sägemühle Bretter zu kaufen. Meister Ehrhard war ein ernsthafter ältlicher Mann, dem ein redliches, durch harte Proben gegangenes Gemüth an der Stirne geschrieben stand. Seine Eltern hatten unter mancherlei Gebrechlichkeiten ein hohes Alter erreicht, für dessen Bedürfnisse sein Erwerb kaum hinreichend gewesen

war. Wie er als ein rüſtiger junger Menſch von der Wanderſchaft zurückgekommen war, hatte er ſein Auge auf ein Mädchen geworfen; ſie war aber arm, und bei ſeines Vaters Geſundheitsumſtänden lag ſogleich alle Arbeit auf ihm allein. Nachdem er einige Jahre gewartet hatte, ſtarb das Mädchen an einem hitzigen Fieber. So half ihm niemand tragen, und er blieb achtzehn Jahre mit unermüdeter Geduld und Entſagung die Stütze ſeiner Eltern, bis ſie nach langen Leiden Ruhe im Grabe fanden.

Wenn der Mann auf die Mühle kam, wurde ihm, nach dem althergebrachten Brauch, während man den Handel abſchloß, in der Wirthſchaftsſtube ein Glas Wein vorgeſetzt, und es geſchah auch wohl, daß er ſich mit an den Mittagstiſch ſetzte. Er hatte öfters Deborah aufmerkſam angeſehen, zuweilen auch einen Augenblick freundlich ſtill mit dem Kinde geſpielt. Als er einſt die Müllerinn gefragt hatte, ob das Mädchen eine Verwandtinn von ihr wäre, erzählte dieſe mit zart ſchonender Kürze, was ſie damals — denn es war vor der Erklärung auf dem Bodenkämmerchen — von Deborahs Schickſal vermuthete, und hielt ſich mit Wohlgefallen bei dem Lobe ihrer guten Eigenſchaften auf.

Jetzt erschien eines Morgens Meister Eberhard auf der Mühle, um einen neuen Handel zu schließen. Nach abgethanem Geschäft — Deborah war nicht zugegen — fieng er an, der Müllerinn seine häusliche Lage auseinander zu setzen, und erklärte endlich, daß er nun wohl wünschte, den Rest seines mühseligen Lebens durch eine glückliche Ehe zu versüßen; eine reiche, schöne Frau könne er nicht freien; er sei selbst nicht reich, nicht mehr jung, nicht lustig; er müsse lieber suchen, ein armes Mädchen glücklich zu machen, die ihm dafür danken würde — und ein solches Mädchen glaubte er in Deborah finden zu können, wenn sie anders, wie er auf ihr gutes Gesicht wohl schwören möchte, sich nichts anders vorzuwerfen habe, als die unehliche Geburt ihres Kindes, für das er übrigens in dem Falle auch sorgen werde.

Jakob hatte dieß alles in heftiger Bewegung mit angehört, und eilte plötzlich, zur großen Freude seiner Mutter, aus dem Zimmer. Die Müllerinn sah in dem Vorfall eine unmittelbare Fügung der Vorsehung; doch stand sie einen Augenblick an, ob sie nicht Deborah rathen sollte, ihre Geschichte zu verschweigen, da der Mann ihr den

vermeinten Fehltritt zu gute hielt, und er doch vielleicht nicht genug aus der Wahrheit ſeyn möchte, um ihrer Unſchuld Glauben beizumeſſen. Sollte ſie aber dem Mädchen zu einer Lüge rathen? Ihre Frömmigkeit in Verſuchung führen? Sie verleiten, ihr künftiges häusliches Glück auf den lockern Grund der Unwahrheit zu bauen?

Dieſe Zweifel ergriffen und verwirrten die gute Frau, ſo daß ſie nicht vermochte, ſogleich zu antworten, ſondern ängſtlich die Hände faltete. Am deutlichſten wurde endlich in ihr die Vorſtellung, daß ihre liebe Deborah verſorgt und dem Elend entriſſen, daß ihrem Sohne die Verſuchung zu neuem Frevel aus dem Wege geräumt werden könnte; ſie brach in Thränen aus, und rief faſt unvernehmlich: dafür würde Euch Gott lohnen!

Meiſter Eberhard bat ſie, da er Eile habe, und ſein Vorhaben ihr zu gefallen ſcheine, nun das Mädchen zu rufen. — Ach nein, nein! ſagte ſie; erſt muß ich Euch noch Vieles erzählen — ja ich muß! Gebe nur Gott, daß es zur guten Stunde ſey. — Ihr habt ſo redlich an Euren Eltern gehandelt, Ihr müßt ein braver Mann ſeyn. —

In dieſem Augenblick trat Deborah herein, mit

Hannah auf dem Arm. Das Kind hatte ihr im Spielen die Haube abgezogen; ihre langen blonden Haare hingen über den fittiam bedeckten Hals: wie ſie den fremden Mann erblickte, ſtrich ſie beſchämt die Haare von der weißen Stirne, und ſchlug ihre großen blauen Augen nieder. Es war ein eigenes Zeugniß der Wahrheit, auf den Armen des blonden, zarten Mädchens das große ſtarke Kind, mit auffallend ſchwarzen Haaren und Augen, und einem Geſicht, deſſen ganzer Schnitt auszuſprechen ſchien, das Kind ſey dem Mädchen fremd. Die Müllerin ſtutzte bei dem Anblick; nach einem kurzen Beſinnen ſagte ſie, wie durch eine plötzliche Eingebung, gegen den Meiſter gewendet: da ſeht einmal. — Gleicht ihr dieſes Kind? kann man ſie für ſeine Mutter anſehen? Und ſo iſt es auch, lieber Meiſter; Deborah iſt ein unſchuldiges Mädchen, Ihr ſollt alles erfahren. —

Deborah ſtand wie verſteinert. Der redliche Freiwerber, der die verworrenen Reden der Müllerin nicht begriff, aber auch kein Arg daraus hatte, bot dem Mädchen freundlich die Hand, und machte ihr mit kurzen Worten ſeinen Antrag. —

Ihr Kind, ſetzte er hinzu, könne ſie bei ſich behalten und ehrbar erziehen; er trachte nach einer Frau, die ihn mit Liebe trage, und darum ſey es ihm recht, auch etwas für ſie thun zu können.

Wechſelsweiſe erröthend und erblaſſend, hörte Deborah dieß an. Sie hatte den Mann als einen guten Sohn und fleißigen Handwerker rühmen gehört; ſie konnte ſich nicht verhehlen, daß eine ſolche Verbindung ein größeres Glück wäre, als ſie jemals hatte hoffen dürfen — zwar regte der ſchlichte, nüchterne Antrag Gefühle und Bilder auf, die ihr ſelbſt unbewußt in ihrem innerſten Herzen ſchlummerten, und ein geheimer Schauder ergriff ſie; doch kamen ihr die frühen Begriffe ihrer Erziehung ſo ſchnell zu Hülfe, daß ſie deſſen Sinn nicht einmal zu ergründen ſtrebte: überzeugt von dem hohen Urſprung eines Vorfalls, der ihr in der äußerſten Hülfloſigkeit ſo unerwartet Rettung bot, durchdrungen von der Heiligkeit des Bandes, welches dieſer Mann mit ihr anzuknüpfen gedachte, war die Nothwendigkeit, ſeine Geſinnungen auf die gräßliche Probe der Entdeckung ihres Schickſals zu ſetzen, bald ihr einziger Gedanke.

Dieses Geschäft hatte inzwischen die Müllerinn bereits übernommen. Wie Deborah aus ihrem Nachdenken erwachte, erkannte sie in dem halbleisen, lebhaften Geschwätz der guten Alten die mütterliche Treue, die ihrem Entschluß, als dem einzig rechten, zuvorkam, und ihrer bescheidnen Furchtsamkeit die schwere Ausführung ersparte. Sie stand da, so zitternd, und doch so gefaßt, Sie an jenem Tage vor der Obrigkeit in Z., als man ihr Verweisung nach Elend ankündigte.

Das ist wunderbar! sprach Meister Ehrhard, nachdem er die Erzählung der Müllerinn vernommen hatte; aber ich meine, es sey unmöglich, daß man alles Gute üben, und dabei einer so argen Sünde wie Lug und Trug schuldig seyn könne. — Glaubt die Jungfer, ein gottgefälliges und glückliches Leben mit mir führen zu können, so wollen wir das arme Kind, das niemanden angehört, stets als ein Geschenk von Gott ansehen, und es als ein solches halten. Denn er mußte es einer sonderlichen Liebe würdigen, daß Er es auf so wundervollem Wege ihren Händen übergab. —

Er küßte mit freundlichem Ernst Hannah's Stirne. Ueber alle Erwartung befriedigt, drang die

Alte mit wohlmeinender Ungeduld auf Deborah ein. Diese weinte laut, und ging mit sich und Gott zu Rathe. Indem sie den reinen Blick betrübt gen Himmel hob, reichte sie endlich dem Manne das Kind hin. Wollt Ihr, sprach sie mit leisem Tone, das arme Geschöpf mit mir zugleich aufnehmen, seyd Ihr überzeugt, daß ich unschuldig bin wie sie, rein von Sünde und Betrug in allem was sie angeht — wohl, so danke ich Euch für Euer Anerbieten, und ich will aus meinen geringen Kräften mit Gottes Hülfe trachten, Euch ein gutes Weib zu seyn — habt aber Geduld mit mir, denn ich bin sehr lange unglücklich gewesen — ach, ich bedürfte mehr eines Vaters, eines guten treumeinenden Vaters, als eines Gemahls!

Meister Ebrhard hatte als einziger Sohn den ganzen kleinen Haushalt seiner Eltern geerbt; er konnte also seine schöne traurige Braut sehr bald heimführen, und die Müllerinn hatte vollauf zu thun, um mit der kleinen Barbara, die sie in der Freude ihres Herzens ihre liebe Tochter geheißen, schnell genug fertig zu werden. — Seine traurige Braut: das war Deborah wirklich! Sie brachte ihre Tage und [illegible] ihrer

Pflichten gegen Hannah ein großes Opfer. Fremd waren ihr die gewöhnlichen Verhältniſſe des Handwerkerſtandes, in welchen ſie jetzt als Hausfrau treten ſollte; denn in dem abgeſondert frommen Wandel ihrer Eltern fanden dieſe Verhältniſſe keinen Raum. Die Erziehung in Ebersberg hatte ihr zwar keine Kenntniſſe, aber eine Sanftheit der Sitten, eine Gewohnheit von Ordnung und Sauberkeit gegeben, mit denen ſo Manches in ihrer künftigen Lebensart wenig zu harmoniren verſprach. Der Umgang mit Auguſt — ach, ängſtlich floh ſie die Erinnerung an jenen Zeitpunkt! — hatte ihr Herz gebildet, und der Verſtand bleibt in ſolchen Fällen nicht dahinten. Ihr Unglück hatte, mit ihrer Kraft zu dulden, ihr Nachdenken geübt und ſie ſogar Menſchenkenntniß gelehrt. Auch ihre religiöſen Begriffe hatte die Nothwendigkeit gemildert und geläutert, indem ſie ihnen die äußern Formen entrückte, auf welche ihre Glaubensgenoſſen ſich ſo ſehr einſchränken, und ſelbſt Jakobs Bekanntſchaft, ſeine Erzählungen von ſeinen Reiſen, aus ſeinen Büchern, waren nicht ohne Nutzen für ſie geweſen. In ſich ſelbſt vollendete ſich ſo das ſtille Gemüth, wie dem verborgenen Veilchen die Schätze des Himmels

und der Erde zu ſüßem Wohlgeruch und anſpruchsloſem Reize wuchern.

Jakob vernahm die Nachricht von dem Handel, den Meiſter Ehrhard dießmal abgeſchloſſen hatte, mit finſterm Stillſchweigen. Er wurde ſeitdem täglich rauher und unzufriedner. Noch ehe Deborah das Haus verlaſſen hatte, erklärte er ſeiner Mutter, er wünſche ſich mit ihr zu ſetzen, ihr die Mühle zu überlaſſen, und in der Stadt einen Kornhandel anzufangen. Die Mutter willigte ein; ſie nahm ſeine beiden Kinder zu ſich, erzog ſie treu, und ließ ihnen ſpäterhin ihr ganzes Vermögen. Jakob, dem es an keiner von den nöthigen Kenntniſſen zu ſeinem Handel fehlte, trieb ihn mit der Thätigkeit eines Menſchen, der in dem Drang der Arbeit ſich ſelbſt vergeſſen will; er reiſte, erwarb, häufte Geld an, ohne Freude, ohne Liebe, und als man ihn für einen Mann von mehreren Tauſenden ſchätzte, fand man ihn eines Morgens todt auf ſeinem Zimmer. Es hieß, eine Flinte, die ohne ſein Wiſſen geladen geweſen, wäre ihm, indem er ſie putzen wollte, in der Hand losgegangen.

Zu Hof, im altodterſchen Häuschen, das Meiſter Ehrhard, mit allen Erforderniſſen eines kleinen

bürgerlichen Haushalts verſehen, geerbt hatte, lebte nun Deborah mit ihrem Manne. Ihr richtiger Verſtand ſchätzte die Vortheile, die ihre Lage ihr gewährte; es fehlte ihr nicht an Kraft, ihr Herz zu beſchwichtigen, und ihr Tagwerk mit klugem und treuem Eifer anzugreifen. Sie hatte Schwierigkeiten zu bekämpfen. Meiſter Ehrhard wollte zwar Hannah für ſein angenommenes Kind gelten laſſen, aber der üblen Nachrede konnte damit nicht geſteuert werden, und wie die Nachbarn aus dem unveränderten Haushalt abnahmen, daß Deborah ihrem Manne nichts mitgebracht haben müſſe, nahmen ſie keinen Anſtand, den Meiſter für einen Geck zu erklären, der ſich in ein ſchönes Lärvchen vernarrt hätte, und ſchon dafür beſtraft werden würde. Die Nachbarn irrten ſich: das war natürlich; ſie kamen aber von ihrem Irrthum zurück, und das thun Nachbarn nur im äußerſten Nothfall. Dem Meiſter ſchien es täglich beſſer zu gehen. Deborah war die Sanftmuth, die Ordnung, die Thätigkeit ſelbſt. Mit der ſtrengſten Einfachheit verband ſie eine ſtete Reinlichkeit, wie man ſie an Weibern ihres Standes kaum in den Augenblicken, wo ſie den Weg zur Kirche antreten, zu ſehen pflegt. Es

wurde kein neuer Hausrath angeſchafft; aber durch tägliche Aufmerkſamkeit und zweckmäßigen Gebrauch ſchienen die alten Käſten und Schränke nach einem Jahre neu geworden zu ſeyn. Frau Ehrhard ſtand vor Tage auf, und kehrte den Boden der Werkſtatt. Freundlich ſchien die Sonne durch die rein gewaſchenen Fenſter auf die ſaubern Umhänge des Betts, und ſelbſt in Deborahs Küche hätte ein äſthetiſch-ökonomiſches Kennerauge ungeſtraft jeden Winkel ausſpähen dürfen. Immer häuslich, ſittſam, höflich, immer eifrig, alle Gebräuche des Orts zu beobachten, wenigſtens gegen keinen merklich zu verſtoßen — ein ſolches Betragen überwand auf die Länge die gefaßten Vorurtheile. Es war kaum ein Jahr verfloſſen, ſo fieng man an, in der Kirche Deborah freundlich zu grüßen; dann kam bald dieſe bald jene Nachbarinn, bat bald um dieſen bald um jenen Dienſt, und fand ſtets dieſelbe ſanfte, beſcheidne Bereitwilligkeit; wo bei irgend einem Unglück, einem erkrankten Hausgenoſſen, einem betrübten Todesfall, Troſt oder Hülfe Noth that, da half und tröſtete Deborah: da, und nur da, mochte ſie wohl auch ungerufen erſcheinen, wenn ihr Gefühl ihr ſagte, daß ihre Erſcheinung wohlthätig ſeyn würde.

So verpflanzte nach und nach Deborah den ſchweſterlichen Geiſt ihrer Jugendjahre auf einen Boden, wo ſonſt nur Neid, Klätſcherei, und alle die gemeinen Schwächen gemeiner Menſchheit zu gedeihen pflegten, und er trug hier mehr und edlere Früchte, als er im leeren Einerlei einer Uhr Gemeinden getragen hätte. Von ihrem Manne genoß ſie die ruhig tiefe Anerkennung ihres Verdienſtes, die in dieſem Verhältniß ſie am meiſten beglücken mußte, und indem ſie immer mehr Urſachen fand, ihn zu achten, gewährte ihr die Ueberzeugung, daß er ſeinen Zweck, Verſüßung der letzten Hälfte eines mühevollen Lebens, ganz bei ihr erreicht fühlte, reichen Lohn für alles was ſie that.

Ihre Ehe blieb fünf Jahre ohne Kinder. Hannah wachte unterdeſſen im Glauben, bei Vater und Mutter zu ſeyn, auf, und der gute Ehrhard liebte ſie wirklich ſo väterlich, daß er oft zu ſeiner Frau ſagte: wenn der Himmel ſeinen ſehnlichſten Wunſch erfüllen, und ihnen Kinder ſchenken ſollte, ſo ſollte Hannah dennoch ſtets gleiche Rechte mit ihnen genießen. So war ihr denn, mochte ihre Geburt ſeyn welche ſie wollte, zum Erſatz für die unſchei-

heit dieſer Geburt, die ihr Loos auf immer bleiben ſollte, das Glück beſchieden, Kind der Liebe in einem ſchönern, ſittlichern Sinne zu ſeyn. Sie mochte volle ſechs Jahre alt ſeyn, als Deborah ſelbſt Mutter ward, und nun lernte, daß Mutterliebe doch noch ein anderes Gefühl war, als das innige Mitleid, das Band des Unglücks und der Hülfloſigkeit, das ſie ſo feſt an Hannah gekettet hatte. Aber ihre Empfindung für dieſe wurde darum nur zärtlicher und beſonnener: ſie mußte ſie ja für die unausſprechliche Liebe entſchädigen, die nur ihr eigenes Kind ihr einflößte, und die niemals der armen Hannah hatte zu Theil werden ſollen. Auch in ihres Mannes Herzen ſprach, ohne daß er ſo fein wie Deborah empfand, die Stimme der guten Menſchheit zu vernehmlich, als daß er nicht bedacht geweſen wäre, ſeinen erſten Liebling durch keine Hintanſetzung zu kränken.

Ueberdies trieb es der gute Mann mit ſeiner kleinen Chriſtel — die Müllerin hatte das Kind aus der Taufe gehoben — faſt bis zur Abgötterei. Wenn ſie wachte, mußte ihre Wiege in der Werkſtatt ſtehen, oder ihre Mutter ſich mit ihr da

aufhalten; ſchlief ſie in der Nebenkammer, ſo ſchmierte er fleißig die Sägen ein, damit ſie nicht knarrten, und lehrte die Geſellen, den Hobel leichter und leiſer führen. Er gedachte nicht, daß es „ein irdenes Gefäß" war, dem er ſo viel Liebe zuwandte. Die Kleine gedieh und wuchs heran, als eine epidemiſche Krankheit ſie befiel, und eine Auszehrung zurückließ, an welcher ſie im achtzehnten Monat ſtarb.

Deborah war im Leiden und Verlieren geübt; hätte aber ihres Mannes Verzweiflung nicht ihre ganze Kraft aufgefordert, ihm mit dem Beiſpiel frommer Ergebung voranzugehen, ſie würde dieſem Schmerz nicht widerſtanden haben. Der unglückliche Vater ſah im Tode ſeiner Chriſtel dem Tode aller ſeiner Hoffnungen und Freuden entgegen, er haderte mit Gott, er forderte Hülfe vom Arzt, als müßte ein ernſter Wille Mittel finden, das entfliehende Leben aufzuhalten. Mit des Kindes letztem leiſem Hauch fiel ſeine Heftigkeit. Weich wie ein Weib, ſtill, unbeſchäftigt, ſchlich er gleichſam mechaniſch um die Leiche her. Es ward ſpät, er beredete die von Nachtwachen und Schmerz entkräftete Deborah ſich niederzulegen, während

er bei der kleinen Todten wachen würde. Nachdem ſie ein Paar Stunden geruht, gieng ſie wieder in die Stube, wo ſie die Kleine bis auf das Hemd entkleidet, die Händchen auf der kalten Bruſt gefaltet, in ihrer Wiege gelaſſen hatte. Wie ſie die Thüre öffnete, hörte ſie, daß ihr Mann ſich ſchnell von der Wiege entfernte, und in einem Winkel niederſetzte. Sie findet das Kind nicht mehr in der ruhig frommen Stellung: der Kopf hängt zur Seite, die Händchen liegen entfaltet. Erſchrocken blickt ſie auf den Vater, auf die Todte, und ruft: Gott! was iſt geſchehen? — — Der Vater ſchluchzt aus ſeinem Winkel und ringt die Hände; endlich ſagt er: ach, ich konnte ſie nicht ſo liegen ſehen, ich habe ſie in meinen Armen herumgetragen — ſie kann, ſie kann nicht todt ſeyn!

Statt mit der Zeit abzunehmen, wurde ſein Schmerz Krankheit, die an ſeinem Leben nagte. Eine unheilbare Abzehrung führte ihn langſam dem Grabe zu. Seine Frau pflegte ihn mit unermüdeter, zärtlicher Sorgfalt; Hannah, die jetzt anfieng, vernünftig zu werden, kam faſt nicht von ſeiner Seite. Er warf es ſich vor, einem vergeb-

lichen Kummer zu unterliegen, der dieſem Kinde, dieſem guten Weibe ihre Stütze entzog; aber er vermochte nicht, den Feind zu überwinden.

Nach einer achtjährigen, glücklichen, frommen Ehe ward Deborah Wittwe im acht und zwanzigſten Jahre. Der Sterbende ſorgte oft in den letzten Tagen, was aus ihr werden würde; er hatte ſie durch ein Teſtament zu ſeiner Erbin eingeſetzt: nun rieth er ihr, ſich, wie die Handwerkerswittwen thun, einen fleißigen Geſellen zum zweiten Mann auszuſuchen, und das Gewerb fortzuſetzen — „Hörſt Du dann den Hobel klappern, ſagte er, ſo denkſt Du an mich — Ach, es wird Dich aber niemand lieben wie ich, und keiner iſt Deiner werth! Ich war es auch nicht. Wohl weiß ich, daß Du nicht in meine arme Werkſtätte gehörteſt. Wie hoch Dich Gott auch erheben möchte, Du würdeſt überall eine der Beſten ſeyn. Er lohne Dir's, daß Du mich darum nicht verachteteſt, weil ich nichts hatte als mein treues Herz!"

Und dieſes treue Herz verdiente die aufrichtigen Thränen, die Deborah um ſeinen Verluſt weinte! Sie verkaufte das Haus und das Handwerkszeug bezog eine gemiethete Wohnung, und ſuchte, da

ſie um Hannahs willen ihr geringes Einkommen zu vermehren wünſchte, ſich einen Erwerb durch Nadelarbeit zu verſchaffen. Sie ließ die Kleine unter ihren Augen unterrichten, und ſparte keine Koſten dabei. Das Ohngefähr führte ihr einen einſichtsvollen Lehrer zu, ſo daß ſie an der Seite des lernbegierigen Mädchens ſelbſt um manchen neuen Begriff reicher wurde, manche Vorſtellung ihrer früheren Jahre verbeſſern lernte.

Das Haus der Obriſtinn von Danner war eines von denen, welche ihr öfters Arbeit gaben. Die Obriſtinn, eine ſanfte, gebildete Frau und eine gute Mutter, hatte Deborah zu unterſcheiden gewußt; ſie ſprach gern mit ihr, ſie intereſſirte ſich für ſie und für ihre Hannah, deren ſittſames, anſtändiges Weſen, deren frühe Geſchicklichkeit ſie ihren eignen Kindern zum Beiſpiel aufzuſtellen pflegte.

Eines Tages ſagte ihr die Obriſtinn: ein genauer Freund ihres Mannes, deſſen Geſundheit und Gemüthsruhe durch häuslichen Kummer gelitten, wolle den Sommer in dieſer Gegend zubringen, und habe ein Gartenhaus in der Nähe der Stadt gemiethet; er wünſche eine anſtändige Perſon zur

Haushälterinn für die wenigen Monate, er werde sie sehr gut bezahlen, und sie könne für den geringeren Dienst eine Magd miethen. Nach ihrer Meinung war dieß eine vortheilhafte Gelegenheit, die Deborah wohl mitnehmen könnte, so wie sie ihrerseits den ihr gegebnen Auftrag nicht besser zu besorgen wüßte, als wenn sie dem Freunde ihres Mannes eine Person wie sie zuwiese. Deborah hatte einige Bedenklichkeiten: sie konnte indeß ihre Kunden verlieren, sie besorgte, Hannah vernachläßigen zu müssen. Aber Frau von Danner stand für hinlängliche Entschädigung, und versprach ihr, daß sie Hannah würde zu sich nehmen dürfen; der Haushalt eines einzelnen Mannes, eines Kranken, würde ihr Zeit genug lassen, in diesem Stücke nichts zu versäumen.

Man kam wegen der Bedingungen überein; die Ankunft des Fremden verzögerte sich aber einige Wochen. Die Obristinn sagte zu Deborah, daß ihr Mann unruhig darüber wäre: er fürchtete, daß sich die Gesundheitsumstände seines Freundes verschlimmert hätten. An einem Abend endlich ließ sie Deborah rufen: der Fremde war ohne vorläufige Nachricht, und sehr krank angelangt. Deborah

eilte hinaus. Sie fand Bediente, welche Geräth hereintrachten; der Obriſt rief ihr entgegen, ſogleich des Fremden Bett zurecht zu machen. In dem Zimmer, wo das Bett aufgeſchlagen war, ſaß ein Mann, in einen Oberrock gehüllt, mit ſehr erhitztem Geſicht, auf dem Sofa. Der Obriſt redete ihm zu, ſich ruhig zu halten; ein Arzt ſtand neben ihm, und ſchien ihn etwas beſorgt zu beobachten. Sobald alles in Ordnung war, führte man ihn, ohngeachtet er ſich heftig weigerte, zu dem Bett. Deborah, betroffen und beſchämt, wollte das Zimmer verlaſſen, als der Obriſt einen Dienſt von ihr verlangte. So wie der Kranke ſie erblickte, rief er wild: Fort! Nur kein Weib! Ich will kein Weib ſehen —

Deborah fuhr erſchrocken zurück. Doch wurde ſie nun gewahr, daß der Kranke faſtaſirte. Als er ſeine Augen auf ihr Geſicht heftete, ließ ſein Widerſtand nach; er blickte noch einmal hin, ſchien nachdenkend zu werden, und ließ ſich zu Bett bringen. Seine fieberhafte Unruhe dauerte die ganze Nacht; Deborah verließ ihn nicht: er ſchien jede Dienſtleiſtung bereitwilliger von ihr anzunehmen, als ſelbſt von ſeinem Freunde. Ein paarmal de-

trachtete er ſie aufmerkſam; dann folgte ein neuer Paroxysmus. Seine Fantaſien drehten ſich um beleidigte Ehre, eine treuloſe Frau, einen von ihm getödteten Liebhaber dieſer Frau.

Gegen Morgen ließ das Fieber nach; es folgte tiefe Ermattung: der Kranke fieng endlich an zu ſchlummern. Der Obriſt verließ ihn nun auf einige Stunden; des Fremden Bedienter, müde von der Reiſe, ſchlief auf einem Stuhle ein: jetzt erſt hatte Deborah Zeit, ſich zu ſammeln; es war ihr bei dem Gedränge, der Wildheit des Kranken, der ganzen ungewohnten Scene, bisher geweſen wie im Traume. Sie ſaß ſtill am Fenſter, und ſah den Morgen anbrechen. Der erſte Sonnenſtrahl fiel auf das Krankenbett, das tief in dem großen Zimmer ſtand. Indem ſie den Laden ſchloß, blickte ſie, um das Licht zu berechnen, ſchärfer auf den Kranken. Ihr Herz fieng an, zu klopfen; ſie trat näher: die geſtern im Fieberanfall entſtellten, geſpannten Züge bildeten jetzt eine ganz andre — eine bekannte Geſtalt — Sie glaubte — es war — er war es — Auguſt!

Sie hatte Mühe, ſich zu überzeugen, daß ſie wachte. Sie kehrte zitternd an ihren Platz zurück.

Was ſie in ihrer erſten Jugend für ihn empfunden hatte, trat nach und nach vor ihre Seele. Sie hatte ſeitdem ſich und die Welt beſſer kennen gelernt, aber ſie hatte nie mehr geliebt, ihr Herz hatte nach ihm kein Mann beſeſſen. Hundert Erinnerungen, hundert Beſorgniſſe und Zweifel beſtürmten ſie wechſelsweiſe. Beſchämt wollte ſie entfliehen, ehe er ſie etwa erkannte, und da war keine Zeit zu verlieren, denn ſchon mochte eine Ahnung in ihm aufgeſtiegen ſeyn, als ſich bei ihrem Anblick ſeine Wuth ſo ſchnell legte. Aber er war unglücklich, er war krank, bedurfte Pflege, und wer konnte ihn beſſer pflegen als ſie? Zudem, womit konnte ſie ſich bei der Obriſtinn rechtfertigen, wenn ſie ihre Zuſage brach? Manche andre Vorſtellungen, im Hintergrund ihres Herzens ſich regend, miſchten ſich in den Kampf: ihr niederer Stand, die Jahre, die ſeit jenen Zeiten ihrer Jugendblüte verfloſſen waren, ihre Wittwenſchaft — Unterdeſſen bewegte ſich der Kranke. Er wachte mit Fieber wieder auf. Den Tag brachte er ohne ſonderliche Hitze, aber faſt beſinnungslos zu; gegen Abend ſtellte ſich das wilde Fantaſiren wieder ein. Deborah verließ ſein Bett nicht. Mit jeder

Stunde nahm ihre Angſt, ihre Unentſchloſſenheit — ihre Zärtlichkeit zu. Der gegenwärtige Augenblick floß mit den längſt vergangenen zuſammen: ſie fand in den zerſtörten Zügen immer mehr das Geſicht wieder, das einzige, auf welchem ihr Auge jemals mit Liebe geruht hatte.

Am Abend war ſie einen Augenblick aus dem Zimmer gegangen. Der Obriſt wollte dem Kranken Arznei reichen, er widerſetzte ſich, und war im Begriff, aus dem Bett zu ſpringen. Sein Freund rief um Hülfe; der Bediente und Deborah eilten herbei. Von Schrecken überwältigt, wie ſie ihn wütend ringen ſah, ſchlang ſie ihre Arme um ihn, und da er ſich heftig von ihr loswand, ſtürzte ſie ſich auf die Knie, und flehte mit gefalteten Händen Gott um Hülfe. Plötzlich hielt der Kranke ſtill, ſah ſie erſtaunt an — Deborah, rief er endlich, Deborah! — blickte betäubt im Zimmer umher, und ſank erſchöpft zurück.

Die Umſtehenden verſtanden dieſen Auftritt ſo wenig, wie die Fantaſien, welche nunmehr den Kranken beſchäftigten. Es waren Erinnerungen aus jenen Tagen in Z., die Deborahs Herz mit unnennbarer Wehmuth erfüllten; es waren auch

ſpätere Erinnerungen, aus denen ſie abnahm, daß ihm ihr Schickſal nach ſeiner Abreiſe nicht unbekannt geblieben war. Sie ſelbſt erkannte er aber nicht mehr, und ſo konnte ſie ihre Gefühle, die freilich nicht ungemiſcht ſchmerzlich waren, vor denen verbergen, welche keinen Zuſammenhang zwiſchen ſeinen irren Reden und der mitleidig beſorgten Krankenwärterinn ahneten.

Nach einigen angſtvollen Tagen ſtellte ſich eine Kriſis ein, die ihn rettete, zugleich aber ihre Zweifel wieder rege machte. Den kindiſch ſtrengen Begriffen ihrer Jugend war ihr Verſtand entwachſen, aber ach, er war gebildet genug, um ihre Gefühle in ihrer Lage für thörig zu erkennen, und in den Gründen ſelbſt, mit denen ſie einen Theil ihrer Beſorgniſſe widerlegte, empfand ſie etwas ſchmerzlich demüthigendes. War es nicht eine lächerliche, ja vielleicht eine verächtliche Täuſchung, daß ſie ſich einbildete, dieſer Mann, der von der Vergangenheit nicht einmal ſeinen Namen übrig behalten hatte — ſie hörte ihn Schönelch nennen — würde nach eilf Jahren in der verblühten Bürgerwittwe die ohnedieß längſt vergeſſene Deborah wieder erkennen? Seine Fantaſien? — Ach,

es waren ja nur Fantasien! — Und um eines so eitlen Wahnes willen sollte sie ihn verlassen, ihn während einer noch gefahrvollen Genesung einem gefühllosen Bedienten, einer gemietheten Magd überlassen?

So kämpfte und zweifelte sie, doch ohne einen Entschluß zu fassen. Indessen war sie aus dem Zimmer geeilt, sobald die Rückkehr seiner Besinnung entschieden gewesen war. Ihre freudige Rührung, ihr inniges Dankgebet, vertrugen ohnehin keine Zeugen. Man rief sie aber bald zurück; der Obrist, dem ihr Betragen am Krankenbett seines Freundes Achtung eingeflößt hatte, suchte sie selbst auf, und ermahnte sie, ihre lobenswürdige Sorgfalt fortzusetzen, da sein Freund deren mehr und ununterbrochner als je bedürfen würde. Nun war kein Zweifel, keine Wahl mehr; Deborah eilte hinein — doch nicht ohne im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel zu werfen: ob sie auch unkenntlich — ob sie *verändert* wäre?

Die Antwort, die ihr der Spiegel zurückgab, war nicht so beruhigend, als — sie es zu wünschen glaubte. Freilich war es jenes achtzehnjährige Mädchen nicht mehr, die im langen, rothge-

würfelten Kittel, eine weiſſe Schürze mit großem Bruſtlatz vorgebunden, im runden Herrnhuther Häubchen mit dunkelrothem Band, am Waſchzuber ſtand, während Auguſt, an den Küchenſchrank gelehnt, mit der Reitgerte ſpielend, ihre langen, hellbraunen Augenwimpern bewunderte, wie ſie, die dunkelblauen Augen verſchleiernd, die zarte Röthe ihrer Wangen hoben. Deborah war etwas größer wie damals; ihre etwas dunkleren Haare wurden von einer ſaubern Bürgerhaube weniger verhüllt; ihr Anzug war dunkler, aber knapper und weltlicher; ihr Wuchs war weniger zart, aber ihre Phyſionomie belebter; mit den langen, hellbraunen Augenwimpern, mit den dunkelblauen Augen war keine nahmhafte Veränderung vorgegangen — kurz, das ſchöne Mädchen war ein nicht weniger ſchönes Weib geworden, und das ſchöne Weib war vom Obriſten nicht unbemerkt geblieben, und eben jetzt hatte er ihr einige freundliche Schmeicheleien geſagt, die ihre Schüchternheit, wieder vor Auguſt zu erſcheinen, nicht verminderten.

Es war dunkel im Krankenzimmer; ein großer Schirm verſteckte das Licht, niemand ſprach ein

lautes Wort. Dieſer erſte Abend und der ganze folgende Tag giengen ſo ruhig vorüber — daß es Augenblicke gab, wo Deborah beinahe darüber geſeufzt hätte. Aber die Vorhänge waren ja auch ſo feſt zugezogen, der Kranke war ja noch ſo ſchwach, ſie ſelbſt war ja ſo beſorgt immer hinter ihm bei'm Bett zu ſtehen!

Einmal fieng er an, ſich mit ſeinem Freunde zu unterhalten. Er ſprach von dem Geſicht, das er im Fieber gehabt, von der ſchönen Jugendzeit, in welche er ſich dadurch verſetzt gefühlt hatte. Er erzählte von Deborah, von ihrer Unſchuld, von dem Unglück, das ſie in Z. betroffen. Der Obriſt lachte. August rief, mit ſo heftigem Unwillen, daß ihn ſein Freund durch Händedruck und Geberden zu beſänftigen ſuchte: Nein, Danner! Sie war unſchuldig, unſchuldig wie ein Engel, aber meine jugendliche Unvorſichtigkeit gab den boshaften Schildbürgern den Anlaß, ſie zu verfolgen, zu unterdrücken — ach, ich Thörichter, ich war ja vor Schrecken zuſammengefahren, als hätte ich ein Verbrechen begangen, über den einzigen Kuß, den ich — nicht einmal von ihr erzielt!

Deborah hatte ein Tischchen mit Gläsern, Arzneien und dergleichen, abzuräumen; in der peinlichsten Verlegenheit warf sie um, zerbrach, und wollte, außer Stand es länger auszuhalten, hinaus eilen, als der Obrist erschrocken sie zu Hülfe rief. Die ungewöhnliche Anstrengung des Redens hatte den Kranken so angegriffen, daß er ohnmächtig geworden war. Man brachte ihn wieder zu sich; der Obrist verbot ihm mit freundschaftlichem Ernst, wieder von seinen Jugendabentheuern und seinen Fieberträumen zu erzählen.

Geschäfte riefen nun den Obristen auf einige Zeit ab; er kündigte seinem Freunde den Besuch seiner Gemahlinn an, die ungeduldig sei, ihn kennen zu lernen. Sie kam würklich noch am nämlichen Tage; Deborah mußte sie an das Bett führen. Nach den ersten Begrüßungen erhielt Deborah, zu ihrem großen Schrecken, von Gabrielen den Befehl, einen Vorhang, ein Fenster zu öffnen. Wie sie gehorcht hatte, wollte sie sich in den dunkeln Theil des Zimmers zurückziehen; aber die Obristinn rief sie zu sich, und fragte den Kranken, ob er es ihr nicht Dank wüßte, ihm eine so gute Pflege verschafft zu haben. In der Verlegen-

tung, in welcher ſie jetzt ſtand, ſah er ſie zum erſtenmal; er wollte ſprechen: indem er aber ſeinen Blick auf ſie heftete, fuhr er zuſammen, und ſah mit einem fragenden, irren Ausdruck bald auf die Chriſtian, bald auf Deborah, die dem gefürchteten Augenblick entgegenzitterte —

Er wird ohnmächtig! rief Frau von Donner, und unterſtützte ſeinen ſinkenden Kopf. Schluchzend, kaum fähig ſich aufrecht zu erhalten, reichte ihm Deborah Hirſchhorngeiſt. Er raffte ſich auf, ergriff ihre Hand, die er lebhaft an ſich zog — Sie ſind Sie es doch! Sie ſind Deborah — Es war kein Traum, keine Fantaſie — es war nicht der Nachhall eines Fiebertraums, was ich bei den leiſen Tönen dieſer Stimme, bei dem ſchattenartigen Vorüberſchweben dieſer Geſtalt empfand —

Sie beugte ſich ſtill weinend über ſeine Hände, und bat ihn, ruhig zu ſeyn, ſich zu ſchonen — ſie freue ſich, ſagte ſie mit kaum hörbarer, gebrochener Stimme, ſeiner Geneſung; ſie freue ſich der Güte, mit welcher er ihrer gedenke —

Aber der erſtaunten Chriſtian mußte der ſonderbare Auftritt erklärt werden. Deborah that es, ſo gut ſie konnte: ſie hatte den Herrn von

Schneid in Z. gekannt, ſie hatte damals für ſeine Mutter gearbeitet, er hatte ihren armen Eltern Wohlthaten erzeigt. Frau von Donner hörte dieſe etwas mangelhaften Erläuterungen mit einem unmerklichen Lächeln an, aber ohne ſich einer einzigen Anmerkung zu erlauben, und als ſie ſich entfernte, zeigte ihre verdoppelte Herzlichkeit gegen Deborah, welches reine Intereſſe ihre ſeine Seele an dem Auftritt genommen hatte.

Wie klopfte Deborahs Herz, als ſie ſich jetzt allein mit Auguſt ſah! Er bat ſie, an ſein Bett zu kommen: er fühle, ſagte er matt, daß er nicht ſprechen dürfe; ſie möchte ihm ihr Schickſal ſeit ſeiner Abreiſe nach Wien erzählen. Sie ſträubte ſich, ihn zu ſehr zu rühren; ſie ſchente ſich aber, ihm zu verrathen, daß ſie eine ſo lebhafte Theilnahme bei ihm vorausſetzte — kaum einigem Zögern ſagte ſie beſcheiden: Sie müſſen jetzt ruhen, gnädiger Herr — ich habe wenig zu erzählen; es ging mir eine Zeit lang ſchlimm, jetzt geht es mir gut: ich arbeite, ich habe Frieden und Brod —

Frieden und Brod! O Deborah, ſo viel habe ich nicht! Ich habe keinen Frieden — wahrlich, ich hatte keinen, ſeit ich in jenem Wäldchen von Ih-

nen Abschied nehmen — Ich soll ja nicht reden, erzählen Sie mir also — erzählen Sie mir, wohin Sie irrten, nachdem die elenden Menschen Sie aus ihrem kleinen Stübchen vertrieben hatten —

Herzzerreißend waren für Deborahs kindliches Gemüth seine Worte: ich habe keinen Frieden — Und sie verstand den Frieden, der höher ist als alle Vernunft; sie hatte keinen Begriff von der leeren Debatte, der Ueberwältigung, die Schwäche unter diesen Worten versteckt! Als er jetzt ihr trauriges, schimpfliches Schicksal erwähnte, schluchzte sie laut: Sie haben davon gewußt? — O das war schrecklich! — Aber Gott züchtigte mich, weil er mich liebte, und die Trübsal ist mir zur Wonne geworden —

Der Kranke blickte sie lächelnd an; er faßte ihre beiden Hände: Nun die Alte, Deborah! Wirklich möchte es Ihnen jetzt leichter werden, mich zu belehren —

Sie zog erröthend ihre Hände zurück; in dem Augenblick gieng die Thüre leise auf — es war Hannah, die furchtsam den Kopf durch die Thüre steckend, rief: Mama, Mama! — Sie war schon vorher ein paarmal im Zimmer gewesen, aber als

Schlevich noch zu krank war, um sie zu bemerken — Dieses Kind! sagte er, mit lebhaft fragendem Blick — woher Sie es haben, Deborah — ist es. . . . . ?

Mit einiger Eile erwiederte sie: Es ist das arme, verlassene Geschöpf, das die Vorsehung in meine Arme gab — ich habe keine Kinder —

Und Ihr Mann? — Man nannte Sie, dünkt mich. . . . .

Ich bin Wittwe, seit zwei Jahren —

Schlevich schwieg. Nach einigen Augenblicken, während deren er Worte zu einer neuen Frage zu suchen schien, sagte er: Liebten Sie Ihren Mann?

Deborah gab der Kleinen einen Auftrag, um sie zu entfernen. Die Frage hatte ihr zartes Gewissen getroffen; denn erst seit wenigen Tagen wußte sie, wie wenig sie ihren guten Mann geliebt hatte. Als sie nicht antwortete, wiederholte Schlevich: Deborah, liebten Sie Ihren Mann?

Ich verdankte ihm mein Glück, er war ein braver, treuer Mann — er war immer zufrieden mit mir —

Das glaube ich, Deborah, das glaube ich —

Wollen Sie das Geſpräch heute nicht lieber laſſen, gnädiger Herr? Sie ſollen ja nicht reden —

Nun wohl — Aber morgen, nicht wahr, liebe Deborah, morgen ſagen Sie mir mehr? — In der That, es iſt mir, als ſei ich wieder zurückgeſchritten um die eilf Jahre — Laſſen Sie uns Freunde ſeyn? Sie haben ſich ja über meine Genesung gefreut, und es hätte mir nichts Wohlthätigeres begegnen können, als dieſer Vorfall —

Morgen kam, und viele Morgen folgten, und die gute, unerfahrne Deborah wurde nicht gewahr, in welches Labirinth ſie ſich verwickelte. Sie erzählte ihm, und alles was ſie erzählte, mußte ſie intereſſanter und achtungswürdiger erſcheinen machen. Er erzählte ihr — ſie mußte oft zittern für das Leben, für die Seele des Mannes, den ſie liebte, und den ſie nicht fürchtete, weil er nie von Liebe ſprach, weil ſie nicht bedachte, daß es nicht der nämliche Mann mehr war, der vor eilf Jahren neben dem Sterbebett ihrer Mutter kniete.

Der Eindrücke, die damals auf ihn gewürkt hatten, wäre ein natürlich ſchlechtes Gemüth nicht empfänglich geweſen; aber er hatte ſich ihnen mit dem Leichtſinn überlaſſen, der in ſchwachen Cha-

takteren, ſo gut wie in böſen, Selbſtſucht werden kann, und ſie verſchwanden ſchnell genug im Wirbel der Geſchäfte und der Zerſtreuungen einer großen Stadt. Anfangs mochte ihn wohl bei den glänzenden Medeſchönheiten, oder bei den knapp geſchnürten Griſetten, eine Sehnſucht anwandeln nach Dedrads hoher, reiner Stirne, nach ihrem frommen, liebevollen Blick. Was aber der Umgang mit der Welt nicht ſogleich bei ihm abrieb, das vertilgte dann vollends der Ehrgeiz. Er knüpfte in Wien bedeutende Konnexionen an, die den Reichthum und den Kredit ſeines Hauſes ſchnell vermehrten, und eine Heirath mit der einzigen Tochter eines der erſten dortigen Handelshäuſer ſollte ihm eine noch glänzendere Bahn öffnen. Die junge Dame die man ihm vorſchlug, hatte ihn durch alle Vortheile, welche Pracht, Mode, Koketterie, einem artigen Mädchen verſchaffen können, geblendet. Sie gehörte zu den weiblichen Geſchöpfen, denen man nie Betrug Schuld geben kann, weil alle ihre Künſte nur Augen und Sinne, nie aber das Herz zu beſtricken trachten. Naht alſo einſt ein Gatte Wehe über ein ſolches Weib, ſo kann ſie, ohne ihre glänzende

Larve durch den trüben Schleier der Reue und der Theilnahme zu verdunkeln, ein kaltes: on l'a voulu, hinwerfen, und ſich ungeſtört ihren leeren Freuden überlaſſen. Auguſt vergaß, die Möglichkeit eines ſolchen Augenblicks zu berechnen. Ein vornehmes Haus, ein gekaufter Adelsbrief, ein neuer Name: das alles verdankte er ſeiner Frau, und er führte ſie im Triumph zu ſeiner Familie nach Leipzig. Auch nach Z. kam er auf dieſer Reiſe; ſeine Mutter war zwar nicht mehr dort, aber ein Bruder, der vor ein Paar Jahren geheirathet hatte.

Er fand Geſchäfte in Z., die ſich nicht ſo ſchnell abthun ließen. Für ſeine Frau war der Abſtand zwiſchen dem kleinen Z., und dem rauſchenden Wien zum Umkommen vor Langeweile, und die Langeweile machte ſie nicht liebenswürdig. Ihm bot ſich hier auch ein Kontraſt dar, der nichts Erfreuliches für ihn hatte: ſein Bruder hatte eine ſehr glückliche Wahl getroffen, ſeine Schwägerinn war ein gebildetes und gutes Weib, ihr Haus eine kleine Welt von ſtillem Familienglück und einfachen geſellſchaftlichen Freuden. Dem armen Auguſt erſchien jetzt ſeine Ehe in dem Lichte, wie

etwa ein Theater, wenn die künſtliche Erleuchtung plötzlich verſchwände, und das helle Sonnenlicht auf die Deforationen fiele.

Es war ihm anfangs nur unbehaglich zu Muthe, aber in der Unbehaglichkeit brütete er ſo lange, bis er ſich unglücklich fühlte. Ein Umſtand kam hinzu, der ſeine unangenehmen Empfindungen vermehrte. Wen die Welt hingeriſſen hat, den befällt leicht eine beſondere Sehnſucht, das Andenken früherer, beſſerer Gefühle wieder in ſich zu erwecken, und ſich gleichſam damit zu entſühnen. Auguſt hatte ſeinen Bruder nach Deborah Stein gefragt; dieſer war damals noch nicht in Z. geweſen, und wußte nichts von ihr. Alles Geſinde im Hauſe war neu, niemand hatte Deborah Stein gekannt. Sobald er einen freien Augenblick hatte, gieng er ſelbſt in die Gaſſe, wo ſie gewohnt hatte — aber Peter Steins Häuschen, und das Haus der alten Nachbarinn, die ihre Magd zur Todtenwache geſchickt hatte, waren niedergeriſſen: ein neues ſtand an der Stelle dieſer beiden. Nach ſechs Jahren alles verſchwunden, bis auf den Schauplatz ſeiner Liebeskoſt! — Unwillkührlich gerührt wandelte er, über den Kirchhof, dem Thore

zu, das zu dem Mädchen führte, wo er Deborah zum Letztenmal geſehen hatte. Er hörte ſich freundlich bei ſeinem Namen grüßen. Es war der Todtengräber, der hier eben ſeinem Amte oblag — der nämliche, welcher in jener Nacht bei des alten Steins Leiche gewacht hatte.

Auguſt blieb bei dem alten Manne ſtehen, der ihn von ſeinem ehemaligen Aufenthalt her erkannt hatte, und mit launig gutherzigem Weſen ein Geſpräch mit ihm anknüpfte. Es fiel ihm bald ein, dieſen Menſchen nach Peter Stein zu fragen. — Der! — der ſchläft ſchon lange! da — er ſtieß mit der Schaufel einen Todtenknochen fort — das mag ihm vielleicht gehört haben, denn hier habe ich ihn eingeſcharrt, es thaten wohl bald ſechs Jahre ſeyn. Der Kirchhof iſt ſo klein! Man kann den armen Teufeln keine Ruhe im Tod laſſen — Aber wahr iſt's, der Kirchhof iſt der wahre Stall, wo der geduldigen Schafe viele hineingehen!

Auguſt war bei den Worten des Mannes, und der Bewegung die er machte, unwillkührlich zurückgeſchaudert — Und was iſt aus der Tochter geworden? fragte er jetzt mit erzwungener Kälte.

Das wiſſen Sie nicht? — Des Alten Tod und

Blick hatten etwas Mißbilligendes, das aber Auguſt nicht verſtand.

Ich war ſeit ſechs Jahren nicht hier, antwortete er.

Nun — ſie iſt mit ihrem Kinde des Landes verwieſen. Die arme Dirne! Es war hart — Ich glaube nicht, daß ſie es lange überlebt hat. — D

Er ſtaunſelte eine Weile ernſthaft fort, ohne ſich nach Auguſt umzuſehen, der blaß betroffen da ſtand. Endlich rief dieſer: Sagt an, Alter! Was iſt das mit dem Mädchen? Was iſt geſchehen? Sie war ja fromm und unſchuldig wie ein Engel —

War ſie? — Nun, Herr. . . . . Er ließ die Schaufel in das halb fertige Grab, ſchob ſeine Perlmütze von der Stirne, ſchlug beide Arme unter, und erzählte die ganze Geſchichte jener Nacht, und was darauf gefolgt war, bis zu Deborahs Verweiſung. Von dem Verdacht, der auf Auguſt gefallen war, ſchwieg er; doch fühlte dieſer, was ihr Umgang mit ihm, ſo unſchuldig er auch geweſen, zu der ſchrecklichen Wendung ihres Schickſals beigetragen haben mochte. Daß ſie unverdient gelitten hätte, fiel ihm keinen Augenblick ein zu be-

zweifeln. Voll Entſetzens rief er: Und ich ſollte der Vater dieſes Kindes ſeyn? Nicht wahr? — Ich ſollte Deborah verführt haben?

Seine Augen blitzten, ſein Geſicht glühte. Der Alte glaubte ihn erzürnt zu haben, was ihn aber wenig anfocht: in dieſem Handwerk kann man wohl gleichgültig werden gegen alle Szenen der Lebenskomödie, deren immer gleiche Entwickelung man täglich vor Augen hat — Nun? ſprach er ruhig, wenn etwas daran geweſen wäre, ſo könnten Sie ſich heute nicht ſo wundern, daß ſie deswegen um Ehre und Glück gekommen iſt!

Eifrig bemühte ſich jetzt Auguſt, Spuren von der unglücklichen Deborah zu entdecken. Alles war umſonſt; aber nur mehr Zeugniſſe für ihre Tugend kamen ihm dafür zu Ohren, denn die kleinlichen Leidenſchaften, deren Opfer ſie geworden war, hatten der Ueberzeugung, daß man ihr Unrecht gethan, Platz gemacht: ſie ſtand niemanden mehr im Weg, und da wußte man nur Gutes von ihr. Dem armen Auguſt war übrigens damit ſo wenig geholfen wie ihr; es trug nur dazu bei, ihm eine ſentimentale Stimmung zu geben, in welcher er endlich gar den Verſuch machte, ſich an ſeine Frau

zu attachiren, und in ſeine ehelichen Verhältniſſe Empfindung zu bringen. Der ſtümperhafte Einfall wurde eben ſo ſtümperhaft ausgeführt. Als Ehemann meinte er, da wo er ward, im Grunde wohl auch fordern zu dürfen; Frau von Schöneich aber nahm von ſeinem Werben wenig Notiz, und ſeine Forderungen kamen ihr lächerlich und tyranniſch vor.

Vor ihrer Reiſe war ihr Verhältniß nur gleichgültig geweſen; nach ihrer Rückkehr nach Wien wurde es höchſt widrig. Schöneichs Anſprüche auf häusliches Glück wurden mit Geringſchätzung zurückgewieſen, er rächte ſich durch bittere Mißbilligung des geräuſchvollen Wandels ſeiner Frau, und gerieth auf Ausſchweifungen, um ſich zu zerſtreuen. Seine unordentliche Lebensart griff ſeine Geſundheit an, während ſeine Frau ſich dadurch aller Pflichten gegen ſeine Ehre entheben glaubte. Er faßte endlich den Entſchluß, ſich für's erſte von ihr zu trennen, und ſodann zu einer förmlichen Scheidung zu ſchreiten. Damals war es, daß er ſich zu ſeinem Freunde, dem Obriſten von Danne begeben wollte; bevor er aber ſeine Reiſe antreten konnte, drang ihm ein unglückliches Ohngefähr

die Anerkennung ſeiner Würde als Ehemann noch einmal auf: er mußte ſich mit ſeinem Beleidiger ſchlagen, ließ ihn in ſeinem Blute auf dem Kampfplatz liegen, und kam als Flüchtling im hitzigen Fieber zu Hof an.

Seinem weichlichen Gemüth, das die Tugend blos wie eine angenehme Empfindung, die Reue wie eine Würze des Ueberdruſſes zu behandeln gewöhnt war, konnte nichts Erfreulicheres begegnen, als die unvermuthete Zuſammenkunft mit Deborah. Schon in der erſten, gefährlichſten Epoche ſeiner Krankheit war aus Wien die Nachricht eingetroffen, daß ſein Gegner nicht todt ſei, daß die Familie deſſelben, von ſeinem Unrecht überzeugt, ſelbſt auf nichts anders bedacht ſei, als das Duell geheim zu halten. Er hatte alſo keine Urſache, ſich zu verbergen; aber trotz aller Spöttereyen ſeiner Freunde ſchlug er hartnäckig aus, Bekanntſchaften zu machen. Der Obriſt, dem ſeine Gemahlinn die Wiedererkennungsſzene zwiſchen Schöneich und Deborah erzählt hatte, zweifelte keinen Augenblick, daß die ſchöne Schreinerswittwe ſeinem Freunde den Geſchmack an einem ſolchen Idyllenleben beigebracht hätte. Er zog ihn

damit auf; Schöneich erwiederte lachend: wenn es ſich allenfalls ſo verhielte, ſo wäre es wenigſtens bis jetzt würklich ein Idyllenleben, und leider! eine Szene aus der Unſchuldswelt; er bäte ihn aber als Freund, ſie nicht durch unzeitigen Spott zu ſtören.

Der Obriſt ließ Schöneich gewähren, und kam, da ihm das Tete-a-tete mit ſeiner Haushälterinn ſo angenehm zu ſeyn ſchien, ſeltener zu ihm hinaus. Frau von Danner war auch nicht berufen, ſich in dieſes Verhältniß zu miſchen; ſie empfand aber eine Art von Kummer, daß ihre liebe, ſittſame Frau Ehrhard ihren guten Ruf und ihre bewährte Klugheit ſo ſchnell in die Schanze ſchlagen konnte. So genoß dann Schöneich ſeine Wiedergeneſung auf das Angenehmſte in der Geſellſchaft der liebenden furchtſamen Deborah. Es war ſelten ſeine Sache, mit ſeiner Vernunft zu Rathe zu gehen über ſeine Empfindungen; dagegen war er ſehr geneigt, ſich alles negativ Gute zum Verdienſt anzurechnen, und er nahm die ruhige Stimmung, in welche ſeine körperliche Schwäche, ſeine einfache Lebensart, die beſcheidne Stille der wiedergefundenen Freundinn, ihn ein-

wiegten, für eine vollständige Gemüthsveränderung. Er schmeichelte sich, nun endlich die Lage gefunden zu haben, die seinen Bedürfnissen am angemessensten seyn würde; er nahm sich vor, nach Beendigung seines Scheidungsprozesses seine Geschäfte aufzugeben, und seine Tage auf dem Lande zuzubringen — Mit Deborah? — Darüber ließ er es bei sich selbst nicht eigentlich zur Sprache kommen, um die Behaglichkeit seiner Empfindungen nicht zu stören — und so handelte Schöneich, ohngefähr in den nämlichen Verhältnissen, in denen sich August vor eilf Jahren mit Deborah befunden hatte, ziemlich auf die nämliche Weise, ohngeachtet Schöneich die Kenntniß der Schicksale, die ihr damals aus Augusts Unvorsichtigkeit erwachsen waren, voraus hatte.

Deborah hatte ihr acht und zwanzigstes Jahr zurückgelegt, und ihre Empfindungen waren die der ersten Liebe. Alle äußeren Umstände machten diese Empfindungen zur Thorheit, und ihre persönlichen Verhältnisse machten ihr zur Pflicht, was die innigste Zärtlichkeit ihr eingab. August war krank, und sie seine Wärterinn; er war ihr Herr, und was er wünschte, Befehl für sie. Von ihrer

Hand empfieng er jede Speiſe, jede Arznei; ſie brachte ihm jeden Morgen friſche Blumen, ſein Zimmer zu ſchmücken; ihr dankte er es, wenn ſein Lager ihm Ruhe gewährte; auf ſie ſtützte er ſich, um einen Gang durch den Garten zu gehen; er pries mit wehmüthiger Freude ihre Sorgfalt, indem er die Sonne, die Natur wiederſah.

Als er anfieng, etwas mehr Kräfte zu bekommen, verſuchte ſie es, ſich des Morgens einige Stunden aus ſeinem Zimmer entfernt zu halten. Nach ein Paar Tagen ſagte er freundlich zu ihr: Sie vergeſſen Ihren Kranken, Frau Ehrhard; Ihre Geſellſchaft thut ihm jetzt ungleich mehr Noth als alle Arznei —

Sie ſtand beſchämt, und ſah um zehn Jahre jünger aus — Gnädiger Herr, ſagte ſie, die Wirthſchaft... mein Kind.....

Die Wirthſchaft, Deborah? Sie ſollen nur Befehle ertheilen, und das fordert wenig Zeit. Hannah aber — Hannah iſt heute mein Gaſt — Thomas, ruf Er die Kleine; ſie ſpeiſt mit uns — Und ich hoffe von der Güte meiner Jugendfreundinn, daß ſie Hannah erlauben wird, zuweilen auf meinem Zimmer zu arbeiten.

Sollte ſie nun dem Herrn gehorchen, oder den Geliebten einen Blick in ihr Herz werfen laſſen, für welches dieſe Lage ſo gefährlich war? — Sie ſetzte ſich ſchweigend mit ihrem Nähzeug an ein Fenſter. Schöneich ſpielte eine Weile mit Hannah; er ließ ſie leſen, und bewunderte die Richtigkeit ihrer Ausſprache, die Deutlichkeit ihres Vortrags. Wer lehrte Dich leſen? fragte er.

Die Mutter; ich leſe ihr oft vor —

Und was lieſeſt Du ihr vor?

Robinſon, und andre Bücher von Leuten die in fremden Ländern waren, und auch Geſchichten, wie ſie ſich vor vielen Jahren zutrugen in Rom und bei'm Alexander — und dann auch die heilige Schrift, was ich davon verſtehen kann, ſagt die Mutter —

Es entſtand eine Pauſe, die Hannah benutzte, um zur Thüre hinaus zu ſpringen. Schöneich war einige Augenblicke nachſinnend im Zimmer umher gegangen; er ſetzte ſich ermüdet neben Deborah — Was machen wir aber einſt, fragte er, aus dem lieben armen Dinge?

Ich habe gethan was ich konnte, gnädiger Herr, für ihre Erziehung; ich hoffe nichts ver-

ſäumt zu haben, was in meinen Kräften ſtand — ſeit zwei Jahren war ſie immer allein mit mir, ſie las gern —

Sie mißverſtehen mich — ich tadle Sie nicht, ich bewundre Sie — Wenn aber Hannah einſt heirathet, — wird ſie mit einer ſolchen Bildung für einen Bürgersmann gemacht ſeyn?

Warum müßte ſie heirathen? Ich erlaubte mir, ſie etwas mehr zu bilden, als ſie es in ihrem Stande nöthig hat, damit ſie nicht zu heirathen brauchte —

Deborah hatte auf der Zunge: damit ſie keinen Handwerksmann zu heirathen brauchte — aber ſie fühlte, daß der Augenblick etwas Verfängliches hatte, und unterbrach ſich ſelbſt, in einiger Verwirrung. Schöneich hatte ein ähnliches Gefühl, und ſchwieg.

Ein andermal machte er einen Verſuch, für ſich zu leſen. Es ſchien ihn anzugreifen; er legte das Buch mehrmals hin, fuhr ſich mit der Hand über die Augen — endlich fragte er bittend: möchten Sie mir nicht lieber vorleſen?

Er hatte dabei die geheime Abſicht, zu beobachten, wie weit ſie in ihrer Bildung vorgerückt

wäre. Sie las, ohne Kunst, deutlich, mit ihrer natürlichen, angenehmen Stimme. Es war eine gutgeschriebene Reise durch die Schweiz. Der Gegenstand fieng bald an, sie zu interessiren; Schönech, der es bemerkte, und selbst in dem Lande gewesen war, unterbrach das Lesen, und sprach ausführlicher von mehreren Dingen, die in dem Buche vorkamen. Deborah horchte mit dem ganz neuen Gefühl lehrbegieriger Liebe.

Es war nicht das letztemal, daß sie ihm vorlas; er fand eine nie gekannte Freude darinn, ihr zu erzählen, sie zu unterrichten, denn bald gewann sie Muth, Manches zu fragen. Mit der Zeit fühlte er sich immer stärker; nun fieng er an, ihr vorzulesen: sie arbeitete, Hannah saß an ihrer Seite mit dem Strickzeug. Mehrere Wochen verflossen auf diese Weise in stiller Seligkeit, und wenn Deborah zuweilen sich erinnerte, daß diese Seligkeit — doch wohl nicht Sitte sey — denn Aergeres dachte sich ihr unschuldiges Herz dabei nicht — so waren diese Augenblicke kaum Störungen.

Dem Obristen war sie bisher, wenn er kam, meistens ausgewichen, und es hatte keine Gelegenheit gegeben, wo er die Art von distreter Scho-

nung aus den Augen geſetzt hätte, die ein Freund wohl gegen den andern beobachtet, wenn dieſer bei einem galanten Abentheuer ein gewiſſes Inkognito beibehalten will. Eines Tages ſaß Schöneich, das Buch in der Hand, bei der guten Deborah und der kleinen Hannah, als unverſehens der Obriſt hereintrat. Indem er mit Briefen, die er in der Hand hielt, eilig auf Schöneich zugieng, fiel ihm plötzlich die häusliche Gruppe in's Auge, und rief, laut auflachend: Bravo, Auguſt! Es ſcheint, Du ſorgſt dafür, Dir die Zeit nach Deiner Scheidungsakte nicht lang werden zu laſſen — da bringe ich ſie!

Schöneich ergriff mit froher Haſt die Briefe, des Obriſten Worte hatte er kaum gehört. Aber Deborah, die bei ſeinem Eintritt hoch erröthend aufgeſtanden war, wurde todtenbleich, und hatte kaum die Kraft, Hannah bei der Hand zu faſſen, und aus dem Zimmer zu wanken.

Schöneich las, überließ ſich einer ausſchweifenden Freude über ſeine Entfeſſelung, redete allerlei, was auf die Beendigung dieſes für ihn ſo wichtigen Geſchäfts Bezug hatte, mit ſeinem Freunde ab, hatte, nachdem dieſer ſich entfernt, verſchiedenes zu ſchreiben, und vermißte Deborah erſt ſpät

Abends. Er fragte nach ihr: ſie war, wie er mit einigem Erſtaunen hörte, ſeit mehreren Stunden abweſend. Er ließ Hannah kommen, die mit verweinten Augen erſchien. — Wo iſt Deine Mutter, Hannah? fragte er — was fehlt Dir?

Ach ſie hat ſo viel geweint, ſo viel gebetet! Auf ihren Knien hat ſie gebetet, und ſie ließ mich neben ihr knien — Es könne nichts helfen, ſagte ſie dann, Gott werde es machen wie es am beſten ſey. — Und dann iſt ſie ausgegangen. —

Deborah hatte geweint und gebetet. Ein ſchreckliches Licht war ihr durch des Obriſten Worte aufgegangen. Ihre Unſchuld konnten die Menſchen nicht beurtheilen. Ihre Unwiſſenheit — ach, ſie warf ſich vor, daß dieſe Unwiſſenheit nur erkünſtelt geweſen wäre — verbarg Ihr nicht mehr das laute, unnachläßlich ſtrenge Gebot der Pflicht — der Pflicht, Schöneich zu verlaſſen, jetzt ihn zu verlaſſen, da es ihr tauſendmal ſchwerer wurde, da tauſend Bande mehr ſie an ihn feſſelten, da ihrem verblendeten Geiſt die Möglichkeit, immerfort ſo um ihn zu leben, vorzuſchweben angefangen hatte. Schmerzlich kämpften Schaam und Liebe, ehe ſie den ſchicklichſten Weg fand, den

Entſchluß auszuführen, zu welchem Gewiſſen und Ehre ſie zwangen. Frau von Danner hatte ſie in Dienſt genommen; bei ihr wollte ſie ihre Entlaſſung nehmen: auf dieſe Weiſe hoffte ſie, plötzlich genug abzubrechen, um durch keine Nachfrage von Seiten Auguſts, durch keine Unterſuchung ihrer Gründe, aufgehalten zu werden.

Sie fand die Obriſtinn allein. Dieſe Dame hatte mehrmals von dem Fuße gehört, auf welchem Schöneich mit Deborah lebte, und die Umſtände, die ſie hörte, hatten ihr Intereſſe für dieſe Frau zwar verändert, aber nicht eben vermindert. Sie war daran gewöhnt, ſich die ſchöne Wittwe in dem Verhältniß, das ſie vorausſetzen mußte, zu denken; ihrem Manne gab ſie zu, daß eine ſolche Verbindung für Schöneichs Gemüthsſtimmung ſehr wohlthätig wäre — inwiefern Deborah dabei Opfer ſeyn, oder noch werden möchte: das waren Zweifel, die einem zarten weiblichen Gemüth bei dieſer Gelegenheit wohl aufſtoßen konnten, in deren Erörterung es aber nicht unberufen einzudringen wagte.

Deborahs Erklärung, ihren Herrn verlaſſen und ihre Näherei wieder vornehmen zu wollen,

war ihr äußerſt befremdend. Sie fragte, etwas trocken: Hat Sie denn Urſache, mit Herrn von Schneich unzufrieden zu ſeyn?

Ich habe keine — antwortete die furchtſame Deborah.

Warum verläßt Sie aber eine Lage, die weit bequemer, weit vortheilhafter iſt, als Ihre vorige?

Gnädige Frau, dieſe macht mich unabhängiger — ſie iſt ſicherer. —

Sicherer, Frau Eberhard? ..... Herr von Schneich iſt ein Mann von Ehre, er würde für Sie ſorgen. —

Deborah verſtand die Meinung der Chriſtin. Von Schmerz überwältigt, verbarg ſie ihr Geſicht in ihr Tuch. Frau von Danner ſchwieg einen Augenblick, erſtaunt und unentſchloſſen. Nun folgte ſie der plötzlichen Regung ihres weichen, ſchönen Herzens, und nahte ſich freundlich der Weinenden — Frau Eberhard, ſagte ſie — Sie liebt!

Deborah ſchluchzte: O mein guter Ruf! meiner Hannah Erbtheil!

Armes Weib! — Ich dachte, Sie hätte das berechnet.....

Alſo iſt es zu ſpät! rief Deborah mit dem ſchmerzlichſten Tone.

Aber liebe Frau — kennte Sie denn denken.....?

Ach ich dachte ja nichts — ich war unſchuldig, und dachte nichts —

Gutes Kind! — Schnell muß eine ſolche Liebe zu ſachten wiſſen — er wird ſich nicht von Ihr trennen —

Doch, er wird! Ich gehe nicht wieder zu ihm — ich bete meine Hannah, und verberge mich in meinem Kämmerlein, vor ihm — vor der ganzen Welt!

Laſſen Sie ſich! — da Sie unſchuldig ſind, ſo können Sie ja deſto ruhiger überlegen. — Sie ſind fromm: können Sie ſich nicht entſchließen, auf die Gefahr hin, daß die Welt falſch urtheile, zum Glück jenes Mannes beizutragen, die Sorgfalt für ihn als eine nun einmal übernommene Pflicht zu betrachten.....?

Nein, nein, gnädige Frau! Für dieſe verwickelte Tugend iſt mein Herz nicht gemacht. Ich kann entſagen..... Sie unterbrach ſich, beſchämt über das Geſtändniß, das ihr in dieſen Worten

entfuhr — aber, fuhr ſie bald mit edelm Stolze fort, aber ich kann mich mit meinem Gewiſſen nicht abfinden; dieſes heißt mich Gefahr meiden, wo nur freiwilliger Selbſtbetrug mich bereden könnte, daß ich Pflichten zu erfüllen hätte.

Die Oberſtinn konnte ihr nicht unrecht geben; doch machte ſie ihr begreiflich, daß ſie langſamer zu Werke gehen müßte, um Aufſehen zu vermeiden. Sie ſtellte ihr vor, daß Schönichs Geſchäfte ihn ohnehin bald zu einer Reiſe nach Wien nöthigen würden; vielleicht würde alsdann die Trennung dieſes Verhältniſſes von ſelbſt erfolgen. — Die Ausſicht war der liebenden Seele von mehr als einer Seite ſchmerzlich: es hätte ihr weniger gekoſtet, ſich jetzt freiwillig loszureißen, als ihrem Abſchied zu erwarten; aber ſie ergab ſich mit frommer Demuth in die Gründe der Oberſtinn.

Kaum war ſie von dieſem Gange zurück, als man ihr ſchon im Garten mit der Nachricht entgegenkam, der gnädige Herr erwarte ſie mit Ungeduld. Sie ahnete keine beſondere Urſache, und trat in Schönichs Zimmer.

Deborah! ſagte er, ihr lebhaft entgegen eilend, und führte ſie gegen das Licht, um ihr ſcharf in

das Geſicht zu bilden. — Was hat Ihnen gefehlt? Was erzählte Hannah? — Erhielt ich durch alle Wohlthaten, die ich von Ihnen genoß, nicht das Recht, Vertrauter Ihres Kummers zu ſeyn?

Dieſe Wendung überraſchte das arme Weib. Sie wich verlegen und ängſtlich aus; ſie geſtand endlich, daß ſie Geſchäfte bei der Frau von Damer gehabt hätte. Nun nahm er Mehreres zuſammen, und fing an, zu vermuthen, daß ſie über ihr Verhältniß mit ihm unruhig geworden wäre. Ihn hatte ſchon vorher die Furcht, daß ſeine Entdeckungsreiſe eine Reiſe nach Wien nothwendig machen würde, darauf gebracht, gewiſſermaßen zu überlegen, wie er wohl Deborah ſeſter an ſich binden möchte. Jetzt trat es auf einmal vor ihn, daß eben das Verhältniß, wegen deſſen man ihn in Verdacht hatte, doch auch in der That das natürlichſte ſeyn würde — ja daß das Gegentheil ſo lächerlich wie unglaublich wäre. Die reizende Schamröthe auf Deborahs Wangen erweckte Gefühle in ihm, die ein ſtiller Zauber bisher ſchlafend erhalten hatte. Er faßte ihre beiden Hände, und ſah ihr, mit einem Blick der ihre Faſſung vollends niederſchlug, in die furchtſam empor-

richteten Augen. — Was haben Sie vor, Deborah? fragte er heftig.

Gnädiger Herr, Ihre nahe Abreise ..... meine kleine Wirthschaft ..... meine Hannah, die meiner Sorgfalt.....

Deborah, lassen Sie mich alles theilen, was Sie angeht; theilen Sie jedes Interesse mit mir, lassen Sie mich von Ihnen mein Glück empfangen. —

Ohne ihm ihre Hände zu entziehen, trat sie zurück, erschrocken, betäubt von dem Doppelsinn, der in seinen Worten liegen konnte. Sein erwartender, bittender Blick forderte eine Antwort. Ohne sich selbst zu verstehen, im Gefühl der Liebe, der Schaam, im drückenden Gefühl ihrer Dienstbarkeit, die diese Zweideutigkeit hervorbrachte, sagte sie: Sie bedürfen meine Dienste nicht weiter.....

Aber Deiner Liebe, Deborah! rief er, und schloß sie in die Arme. — Sieh, die Welt ist mir zur Last, sie mißbrauchte mich, und ich — mißbrauchte sie, weil keine Deborah mich lehrte, was wahrer, reiner Genuß sey! Jetzt habe ich es gelernt. — Deborah! Soll ich es nur darum ge-

lernt haben, um es von neuem schmerzlicher zu entbehren?

Bei diesen Worten drückte er sie fester an sich. Sie widerstand nicht, sie weinte — sie lag, kaum athmend, an seiner Brust.

Das achtzehnjährige Mädchen hatte sich aus Augusts Armen gerissen: vor ihr lag eine goldene Zukunft der Jugend und Liebe, die des Opfers eines beleidigenden Augenblicks wohl werth war. Was Dietrich „von der Minute aufschlug," hatte eine lange Vergangenheit ihr versagt, und es lächelte keine goldene Zukunft ihr damit entgegen.

Aber es war ihr Herz, das glühte, nicht ihre Sinne. Sie riß sich entschlossen von Schönich los; sie heftete einen unaussprechlich schmerzvollen Blick auf ihn, dann hob sie die Augen, und die fest gefalteten Hände zum Himmel und eilte hinaus.

An ihrer Liebe konnte Schönich nicht zweifeln, ihr Herz verstand er nur halb: er glaubte, daß sie, wenn auch nicht heute, doch morgen in ein Verhältniß willigen würde, dessen Schein sie sich so lange hatte gefallen lassen, und ihr Widerstand war ihm nur ein Versuch mehr, den er sich

nicht durch unzeitige Heftigkeit, die das furchtsame Geschöpf schrecken könnte, verderben wollte. Als er nach einer Stunde sich nach ihr erkundigte, und man ihm antwortete, sie hätte sich niedergelegt, sie wäre nicht wohl, ließ er es gut seyn. Auf den folgenden Morgen nahm er sich vor, ihr einen Plan vorzulegen, der seine Wünsche und ihre künftige Versorgung sicher stellte.

Deborah brachte eine traurige Nacht zu. Jener selig schreckliche Augenblick hatte sie nichts gelehrt, was sie nicht früher schon wißen konnte; aber laut und deutlich hatte er das Schlimmste ausgesprochen, wovor ihr frommes Gemüth je zurückgeschaudert war. Was sie fürchtete, lag nicht mehr in ihrem Herzen verschlossen: sie mußte fliehen, elends fliehen, und ihrer Tugend selbst ihren Ruf opfern. Ehe der Tag anbrach, hatte sie sich mit Hannah auf den Weg nach der Herrnmühle gemacht: dort, bei der alten, treuen Freundinn, wollte sie die Zeit abwarten, wo Schöneich nach Wien abgereist seyn würde.

Schöneichs Bedienter übergab ihm bei seinem Erwachen ein Heft, welches Deborahs Wirthschaftsrechnung enthielt, ein Kästchen mit dem Wirth-

ſchaftsgelde, und dem Heft angebogen fand er einen Zettel mit den Worten:

„Ihre nahe Abreiſe erlaubt mir, einige Tage früher meinen Abſchied zu erbitten. Deborah Ehrhard.“

Sie hatte geſagt, daß ſie zu einer Freundinn müßte, und ſich mit dem gnädigen Herrn abgefunden hätte; ihre Sachen waren bereits geholt worden. Schönelch ſuchte ſeine Beſtürzung vor dem Bedienten zu verbergen. Er hatte keine Luſt, wie ein verzweifelnder Romanenheld ſeine ſchöne Entflohene zu verfolgen; für ihren, ihm unentbehrlich gewordenen Umgang konnte und wollte er ihr jeden Vortheil anbieten, den eine Verbindung dieſer Art nur gewähren mag, und er rechnete ſicher darauf, noch Maßregeln zu finden, um ſie zu einer überlegten Annahme ſeiner Vorſchläge zu bewegen.

Mit dieſen Gedanken war er beſchäftigt, als der Obriſt in vollem Lachen hereintrat, und ihn fragte, was in aller Welt die Flucht ſeiner Haushälterinn zu bedeuten hätte. Schönelch bat ihn, den Scherz bei Seite zu ſetzen, und ihm vielmehr auf ihre Spur zu helfen, damit er in Unterhand-

lung mit ihr treten konnte. Frau von Danner hatte ihrem Manne, deſſen Denkungsart ſie kannte, von ihrem Geſpräch mit Deborah nichts geſagt, und es war keine leichte Arbeit für Schönfeld, ihn zu überreden, daß es in der Sache erſt noch etwas zu unterhandeln gäbe. Der Oberſte konnte nicht fertig werden, über die nüchterne Liebſchaft zu ſpotten, und die Scheinheiligkeit zu bewundern, mit welcher das Weib zu Werke gienge, um größere Aufopferungen zu erlangen.

Schönfeld betrachtete freilich Deborahs Benehmen aus keinem ſolchen Geſichtspunkt, doch würdigte der ſeinige ſie kaum weniger herab. Er ſchrieb, während ſein Freund, bald lachend bald fluchend, im Zimmer auf und ab gieng, einen Brief an ſie, zu deſſen Beſtellung der Oberſt Mittel zu finden verſprach. Er bot ihr alles an, ſagte ihr alles zu, die Ehe ausgenommen, und dieſe nur darum nicht, weil ihre Herzen dieſes Bandes nicht bedürften, weil er erfahren hätte, wie wenig es dazu beitrüge, ein ſolches Verhältniß zu befeſtigen und ehrwürdig zu machen, weil eine ſo bittre Erfahrung es ihm unmöglich machte, ſich je wieder dieſem konventionellen Joch zu unterwerfen.

Uebrigens zeugte ſeine Sprache von Liebe und von Achtung.

Der Obriſt hatte keine Mühe, Deborah zu erfragen, um ihr den Brief nachzuſchicken. Mit offenen Armen war ſie von der guten alten Frau auf der Herrnmühle empfangen worden. Deborah hatte ſie ſeit ihres Sohnes Tod ſchon einmal beſucht, ſo daß die Müllerinn ſich über ihre Erſcheinung nicht wunderte, und ſie es auf einen gelegenen Augenblick, wo ſie ſich ruhiger fühlen würde, verſparen konnte, ihr die Urſache ihrer Reiſe zu entdecken. Die Stille der erſten Nacht, die ſie unter dieſem gaſtfreundlichen Dach zubrachte, die Erinnerungen, die jeder Schritt in dem wohlbekannten Hauſe bei ihr erweckt hatte, würkten wohlthätig auf ihr kindliches Herz. Der Schuld entronnen, beugte ſie ſich unter der leitenden, rettenden Hand, und dankte mit Freudenthränen, die ihrer wunden Seele zum Balſam dienten, dem, der ſie vor ihrer eigenen Schwachheit beſchützt hatte. In ihm betete ſie, Er möchte auch über den Mann, den ſie dennoch allein, einzig und ewig liebte, Sein Angeſicht leuchten laſſen, auch ihn vor ſich ſelbſt retten, auf welchem Wege es immer ſeiner Weisheit gefiele. Bei ih-

rem frühen Erwachen war ihr Kummer wie Schmerz am Grabe des Geliebten: er war für sie nicht mehr; sie hatte ihn Gott gegeben, gleich als wenn der Tod ihn aus ihren Armen gerissen hätte. Der Brief, den ihr ein Bote aus H. brachte, kam ihr nicht ganz unerwartet; sie hatte sich nicht geschmeichelt, daß sie keinen weiteren Angriff zu fürchten hätte. Aber sie war gefaßt: der Ausdruck von Liebe in Schwinds Zeilen war eine süße Nahrung ihres Kummers, ohne einen Augenblick Kampf in ihr zu erregen. Sie antwortete:

„Ich weiß, gnädiger Herr daß Sie es gut mei„nen. Könnte ich auch darauf rechnen, Sie durch „die Annahme Ihrer Vorschläge glücklich zu ma„chen, so müßte ich doch noch Gott bitten, mich „vor der Versuchung zu bewahren, Ihrem Glück „mein Seelenheil zu opfern. Das würde aber „nicht seyn; denn wodurch ich Sie beglücken könnte, „das wäre der Frieden, um den Sie mich einst „beneideten, und den hätte ich dann nimmer. Las„sen Sie also, ich flehe Sie darum, von jedem Ge„danken ab, als könnten Sie meine Weigerung er„schüttern: wir betrügen dann einander beide, Sie „wären nicht weniger zu beklagen als ich; denn

„Sie würden immer damit endigen, mir meine „Selbſtheit zu rauben. Weil ich das fühle, werde „ich nie wanken in meinem Entſchluß.“

Edmund mißverſtand den ſanften Ton dieſes Briefs, und ſeine Hoffnungen wurden dadurch beſtärkt. Sein nächſter Schritt war, ſelbſt auf die Herrnmühle zu gehen. Durch ſeinen Bedienten, der kein Neuling war, wußte er es einzurichten, daß er die trauernde Deborah an einer einſamen Stelle im Baumgarten überraſchte. Sie erſchrak, aber ohne heftig zu werden: ihr Gefühl war darauf vorbereitet, jede neue Prüfung, die ihr auferlegt würde, ſtill zu ertragen. Kurz und ſanft beantwortete ſie ſeine lebhaften Vorſtellungen, indem ſie ihn auf ihren Brief verwies. Als er ſie, welche hingeriſſen als zum Geiſt der Liebe gehörte, die er ſich vorgeſtellet hatte, ſtürmiſch in ſeine Arme ſchließen wollte, bebte ſie mit wehmüthiger Innigkeit: ich bin arm, gnädiger Herr; man giebt mir keine Arbeit mehr, wenn Sie mich entehren; Sie ſind zu edel, um das zu wollen. —

Jetzt verzweifelte er faſt am Erfolg; er ließ ſie los, und ſie war in das Haus e[illegible]gen, ehe er auf neue Ueberredungsgründe geſonnen hatte.

Noch gieng er, unentſchloſſen, aber heftiger als je auf ſeinen Zweck geſpannt, im anſtoßenden Gehölze umher, als ihm ſein Bedienter einen Brief brachte, den ihm Danner nachgeſchickt hatte. Der Brief enthielt die Nachricht, daß ſein Vater in D. gefährlich krank lag, und ihn noch einmal zu ſprechen wünſchte. Für jetzt mußte er alſo jeden weiteren Angriff auf Deborahs Standhaftigkeit fahren laſſen; er eilte nach Haus, und trat ſogleich die Reiſe nach D. an.

Als Deborah dieſe Nachricht vernahm, fühlte ſie ihr Herz ſehr erleichtert, und kehrte nach H. zurück, mit dem Vorhaben, eingeſchränkter als je zu leben, und beſonders ihre Hannah ſchlichter wie bisher zu erziehen. Sie hatte kaum ihre Wohnung in H. wieder bezogen, als Frau von Danner ſie rufen ließ, und ihr, mit einem Betragen das ihre herzliche Achtung bezeugte, eine ſehr anſehnliche Summe zuſtellte, die Schöneich zur Belohnung ihrer Dienſte zurückgelaſſen hatte. Deborah hätte das Geſchenk gern abgelehnt, aber Frau von Danner bewies ihr, daß ſie nicht anſtehen könnte anzunehmen, was ſie ihr zuzuſtellen

übernommen hätte. Sie empfand ſchmerzlich, daß ſie Untergeben war, und gehorchte.

Arbeit und Ergebung in ihr Schickſal gaben ihr den Frieden wieder, den die Liebe ihr geraubt hatte; dieſe blieb aber feſt in ihrem Herzen, wo ſie, rein wie ſie nunmehr war, neben ihrem Gott beſtand. Nachdem einige Monate verfloſſen waren, während deren ſie nichts von Schöneich hörte, traf ſie eines Tages die Obriſtinn, der ſie, wie ehemals, zuweilen beſtellte Arbeiten zu bringen hatte, in ſichtbarer Verlegenheit und Bekümmerniß. — Wie kommt es, Frau Ehrhard, hob dieſe an, daß Sie nie nach unſerm Freund Schöneich fragen?

Deborah erröthete: Ich bete täglich für ihn — nach ihm zu fragen, ziemt mir nicht.

Er iſt kränklich, liebe Deborah, ſehr kränklich. — Er reiſte vielleicht zu ſchnell nach ſeiner ſchweren Krankheit, er hatte auch vielen Verdruß mit den Anverwandten ſeiner Frau — man iſt ſeinetwegen beſorgt. —

Deborah getraute ſich nicht zu ſprechen: ihre Stimme hätte zu viel geſagt; ſie fürchtete ſich auch, zu ſchweigen, als die Obriſtinn ihrer Ver-

legenheit zu Hülfe kam, indem sie fortfuhr: Wir Weiber sind zu bedauern, gute Deborah! Es ist uns selten gegönnt, glücklich zu seyn und glücklich zu machen — einsam wandelt jetzt der arme Schöneich, der an Ihrer Seite wahrscheinlich der Welt erhalten worden wäre, dem Grabe zu. —

Das verhüte Gott! — Sie wissen es, gnädige Frau, es konnte nicht seyn. — Hätte es nur mein Wohl gegolten — ach, ich hätte es ihm gern dargebracht! Aber was wäre ich ihm gewesen, vom Gefühl der Sünde, der Schande verfolgt?

Sie haben recht gehandelt — gewiß, Deborah, das haben Sie! — Dennoch aber thut es mir leid, daß meine gute Deborah nicht anders handeln konnte. — Sie waren seine erste, und seine einzige Liebe: das hat er mir oft wiederholt, ehe er uns verließ. — Sie allein konnten ihm Stetigkeit geben — deren Mangel ihn nun aufzehrt!

Deborah gieng mit sehr schwerem Herzen von der Obristinn. Sie verstand die Frau nicht recht, ob ihr eine Tugend bekannt wäre, die ihr erlaubt hätte, Schöneichs — Haushälterinn zu bleiben? Aber er war krank, und sie pflegte ihn nicht,

und weil ſie ihn nicht gepflegt hatte, war er krank geworden!

Es giengen mehrere ſchmerzliche Tage hin, wo ſie, voll Sehnſucht, von Schöneich zu hören, ſich nicht getraute, zu der Obriſtinn zu gehen, um nach ihm zu fragen. An einem Nachmittag ward ſie zu ihr gerufen. — Liebe Deborah, rief ihr Frau von Danner entgegen, und zog ſie in ihr Kabinet, das ſie hinter ſich zuſchloß — ich habe wieder von unſerm Schöneich mit Ihnen zu ſprechen. — Leider kann ich Ihnen nicht ſagen, daß es ſich mit ihm gebeſſert habe. Aber heute darf ich Sie auffordern, Ihren Beruf zu erfüllen — für den Mann, der Sie liebt, der von Ihnen geliebt wird, dem Sie unentbehrlich ſind, zu leben! — Ich werde um Ihre Hand, meine Deborah, im Namen unſers armen Freundes. — Er wünſcht den Reſt eines vielleicht nur noch kurzen Lebens durch häusliches Glück zu verſchönern — er wünſcht heilige Rechte, um einem liebenswürdigen, vortrefflichen Weibe Unabhängigkeit zu verſchaffen, um ſie in einen Würkungskreis zu ſetzen, der ihrem Geiſt und ihrem Herzen angemeſſen ſey. — Hier, meine Freundinn, ſind ſeine eigenen Worte!

Sie gab der erſtaunten Deborah einen Brief, und gieng, während dieſe las, in das anſtoßende Zimmer.

„Als ich Sie beſchwor, meine geliebte Freun„dinn, mir auf meine Bedingungen anzugehö„ren, war es nicht meine Abſicht, Sie zu belei„digen. Ich handelte nach ſelbſtſüchtigen, ſchlecht „berechneten Grundſätzen, nach falſchen Voraus„ſetzungen — indem Sie mir aber bewieſen, wie „ſehr ich irrte, ließen Sie mir das tiefe traurige „Gefühl zurück, daß ich bei Ihnen verloren haben „müßte. Hätte dieſe Furcht mich nicht zurückge„halten, ſo würde ich früher eine neue Bitte ge„wagt haben, die nicht weniger eigennützig iſt, „bei der ich aber den Feind, der mir damals „entgegenſtand, Ihr Gewiſſen, nicht zu fürchten „habe.

„Deborah — ich bin krank; man ſagt mir, daß „ich, ohne ſehr günſtige Umſtände, nur kurze Zeit „noch leben kann. Das Daſeyn ſteigt im Preis, „wenn ſein Ziel nahe ſcheint. — Nur Eines iſt, „was ich auf Erden wünſche: mit dem Weibe „meiner erſten und letzten Liebe, ſey es auch nur

„auf wenige Tage, zu leben, und in ihren Ar„men zu ſterben.

„Wollen Sie mir dieſen Wunſch verſagen? — „Wollen Sie mir das Recht verſagen, Ihre „Hannah an Kindes Statt anzunehmen, den „ſchönen Anlagen dieſes theuren Geſchöpfs einen „günſtigeren Boden zu verſchaffen?

„Ich bin Ihnen nahe, um eine Antwort zu „vernehmen, von der meine ganze Ruhe abhängt.“

Ihre Ueberraſchung, ihre hervordringenden Thränen erlaubten ihr nur langſam zu leſen. Bei den letzten Worten ſah ſie erſchrocken auf, als die Obriſtinn wieder zu ihr trat. — Nun, ſagte ſie, Deborahs Hände ergreifend — Ihr Entſchluß?

Gnädige Frau — ich bin zu dieſem Stande nicht geboren. —

Schönerichs Vater war Fabrikherr — hätte der Ihrige Glück gehabt, er wäre leicht geworden, was jener war. —

Ich lebte bis jetzt .... faſt in Armuth —

Darum darf er wagen, Ihnen ſeine Hand anzubieten.

Seine Familie wird mich verachten. —

Sie haben mit ſeiner Familie nichts zu thun,

Und er selbst, wenn er je ..... O Gott, wenn er mir es vorwürfe!

Dann wäre er ein Elender — Sie aber hätten das Bewußtseyn Ihrer Tugend — das Bewußtseyn, der Liebe den Rest einer schönen Jugend, Ihre Freiheit, Ihre Ruhe geopfert zu haben. — Ich will Ihnen kein Blendwerk vormachen, Deborah. Sie werden Krankenwärterinn seyn; Schöneich ist der Welt übersatt — er wird unruhig, launig, voll Ansprüche seyn. — Aber ohne Sie würde er in trüber Einsamkeit, an sich und allem Guten verzweifelnd, ein trauriges Leben vollends hinschmachten. Sie werden ihn lehren — denn sein Herz ist weich und edel — mit den Kräften, die ihm noch übrig bleiben, haushalten. An Ihrer Seite wird ihm noch mancher Genuß beschieden seyn, den er nie kannte, den er stets ahnete, und über dessen unerfüllter Ahnung er vergehen würde. — Finden Sie nun diesen Beruf nicht schön, so lieben Sie nicht — so sind diese Rosen auf diesen schönen Wangen nicht der Lohn und das Zeugniß einer strengen Tugend!

Zitternd unterbrach sie Deborah: Wo ist Schöneich? wo ist er? — Und die Christinn zog

ſie in das anſtoßende Zimmer, wo er ſie in ſeine Arme empfieng.

Deborahs Ehe entſprach Zug für Zug jenem Gemälde, das Frau von Danner mit prophetiſcher Lebensweisheit entworfen hatte. Deborah hatte nicht nach weltlichem Glück getrachtet, ſie hatte das Beſte wählen wollen, und dankte täglich Gott für Freude und Leid, die ihr wurden, indem ſie für den Mann ihrer Liebe lebte. Schöneich verkannte nicht, was er ihr ſchuldig war; er verehrte ſie wie eine Heilige, und willig ihr nachſtrebend im Guten, glaubte er ihr gleicher zu werden, wenn er die Glaubensform ergriff, in welcher ſie auferzogen worden war. Wer den unvertilgbaren Reiz früher Eindrücke erfuhr, mag ſich Deborahs ſeliges Entzücken vorſtellen, als ſie ſich nach wenigen Jahren mit ihrem Gemahl in der Brüdergemeine zu Ebersberg, wo ſie ihre erſte Jugend verlebt hatte, niederließ. Hannah blieb ihr auch hier zur Seite, und wuchs zu gleicher, aber mit Prüfungen mehr verſchonter, Heiligkeit vollends auf.

L. F. Huber.

Hubers

gesammelte

Erzählungen,

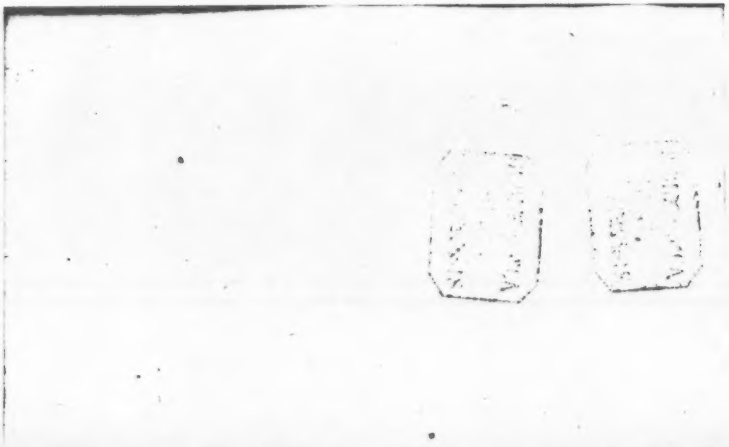
fortgesetzt

von

Therese Huber, geb. Heyne.

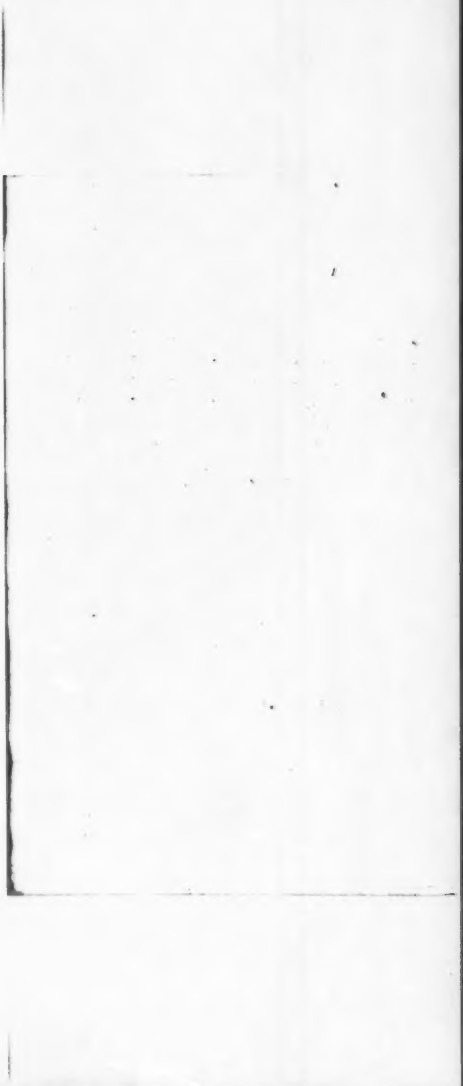
Vierter Band.

Stuttgart und Tübingen,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1819.



Inhalt.

	Seite
Zum Laufen hilft nicht ſchnell ſeyn	1
Pauline Dupuis	65
Vergeltung	283
Reichsſtädtiſche Tugend	423



„Woher nehmt ihr Kenn aber das große gigantische Schicksal,
„Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen
zermalmt?“ —
Das sind Grillen! uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.

Schiller in Schakespears Schatten.

Zum Laufen hilft nicht schnell seyn.

Es war ein kühler Maienabend, in dem die Spaziergänger trotz dem schönen Sonnenuntergang ihren Heimweg früh suchten, als ein schwerer, schwerbepackter Wagen, von der Art die hier zu Lande Diable heißen, durch die letzte Allee vor dem Thurnthore auf die Residenz zufuhr. Die Koffer waren fast so hoch aufgepackt wie der Wagendeckel, von den zusammengeschrumpften, mit dem letzten übrigen Riemen zurückgeschnallten Fensterledern waren Schachteln und Bündel auf-

geschichtet, und hinter ihnen auf dem Rücksitz blickten ein paar liebe Mädchen-Gesichter mit lockigem Haar und rosigen Wangen hervor — man wußte nicht, ob vom strengen Abendwind, ob von Neugier und Verschämtheit — denn diese beiden Empfindungen wechselten auf ihren lebendigen Zügen. Ihnen gegenüber am Coupéplatz saß ein knochiger, langer Herr, sehr unbeweglich aber sichtbar unentschlossen zwischen der Wahl des Bückens und Kopfhochhaltens, wie Stellung und Auge bewies. Er trug ein Hutfutteral, dessen Form und Größe einen Amtsuniform-Hut errathen ließ, die Spitze gegen das Kinn, auf seinem Schoos; gleichsam entschlossen, was auch kommen möchte, dieses Kleinod zuerst zu erhalten, zu beschützen, zu erretten. Weniger selbstständig schien seine neben ihm sitzende Ehehälfte, die Frau Oberfinanzrathin von Wardein. Ein sehr modiger, bunter Sommerhut mißleidete ihr nicht, obgleich er zu jung für sie war, denn sie hatte die Frische, die Leichtsinn bei einem ruhigen Schicksal, Selbstsucht ohne Anreizung von Neid, zu erhalten pflegt. Ein glänzender Ueberrock und alle Zubehör gaben ihr das Ansehen, zu einer Theegesellschaft

gekleidet zu ſeyn, um ſo mehr, da ſie beim Eingang in die Allee einen ſchönen Schawl aus einer Serviette wickelte, ihn ſorgfältig umlegte, und ſich von der ihr gegenüberſitzenden Tochter die Haarlocken, welche unter dem Hut hervor waren, auf's zierlichſte ordnen ließ. Aber noch andre Dinge, wie ihr Anzug, ſchien jetzt ihr Gemüth zu beunruhigen. Abwechſelnd ſteckte ſie den Kopf bald links, bald rechts aus dem Wagen, gleich wie ein Begegniß erwartend, blickte auch ein und den andern Ausgänger prüfend an, als ſuche ſie den Rechten. Jetzt lag das Thor vor ihren Augen; die unruhige Dame befahl dem Kutſcher zu halten, ſah dienſtig und ſorgend einige Vorübergehende an, und fragte endlich einen beſcheiden gekleideten jungen Mann: ob mein allerliebſter junger Herr, haben Sie unſre Frachtwagen nicht geſehen? — Der junge Mann lächelte, trat aber gefällig näher und erfuhr in der größten Geſchwindigkeit, daß der Oberfinanzrath von Warbein, ehemaliger Amtspfleger der nun aufgehobenen Reichsprälatur Mikelize, mit ſeiner Familie in ſeinen Einzug in die Reſidenz begriffen ſey. Daneben habe er ſeine fahrende Habe auf zwei Wägen geladen,

den Befehl gegeben, hier vor diesem Thore seine Ankunft zu erwarten, um vermöge ihrer, die schon in der Stadt gemiethete Wohnung, zur Vermeidung des Gasthof-Aufenthalts, noch heute Abend zu ihrer Niederlassung einzuleiten. Indeß Mama dieses alles laut und deutlich erzählte, Papa aber seinen Hut vom Kopf vor das Hutfutteral auf seinen Knien haltend, in sehr mühsamer Stellung hie und da ein und den andern Wink über die Wichtigkeit seiner Standeserhöhung einfließen ließ, blickten Ottilie und Jakobe auf der andern Seite zum Wagen hinaus, sittlich zwischen der Neugier zu schauen und einem unbehaglichen Gefühl ihrer Lage getheilt. Der befragte Fremde deutete auf die, nur hundert Schritte um die Ecke herum gelegene, Haberlieb Schenke, mit dem Bescheid: dort pflegten die Fuhrleute aus dem Oberlande einzukehren, als von daher ein junger Bauer heran sprang, die Ermel seines blauen Kittels eine Handbreit hinter den Ellbogel, kleine Thaler, statt Knöpfe längs den Seiten, ein scharlachnes Brustluch dicht mit zwei Reihen silberner Birnknöpfe besetzt; den großen nur auf einer Seite schief aufgenähten Hut schief auf dem Kopfe.

rief er von Weitem: Jesu, Maria! gestrenger Herr, wo sind Sie geblieben? und athmete von hochauf, als falle ihm eine Centner-Last von der Brust; denn seit drei Stunden warteten die Postwagen an der Haberles Schenke auf die Ankunft der Herrschaft. Der Fremde hatte sich, um Seppel Raum zu geben, vom Wagen entfernt, aber nicht weit, denn die beiden Mädchen-Gesichterchen drehten sich, Verlegenheit und Neugierde verrathend, zu dem Bauer, und froh, als sey er ihnen auf einer weiten Steppe begegnet, riefen sie: ach Seppel! daß du doch da bist! — Doch mit Seppel vereint zu seyn, war nicht Alles; er hatte sollen Straße und Wohnung auskundschaften, hatte aber von dem Allen nichts gethan, sondern sagte verblüfft: er hätte eben gedacht, die Stadt sähe so groß aus, daß er einmal drinn, nicht sicher wär wieder heraus zu finden, und da wäre doch die gestrenge Herrschaft noch schlimmer daran gewesen, als jetzt.

Da stand nun die gestrenge Herrschaft, der Diable, die Postwägen, der Seppel, und keines hätte Rath gewußt, wenn nicht der Fremde wieder näher getreten wäre sich zum Führer anzubie-

tand. Die Frau Oberfinanzräthinn, der jetzt die Nähe der Packwägen und des Seppels schon eine sicherere Haltung gaben, warf einen kritischen Blick auf ihn, der auf seiner sehr feinen Wäsche, seiner goldenen Hutschnalle, und einem sehr zierlich gestickten [illegible] an seinem Arm, hängen blieb, und nahm sein Anerbieten entschuldigend an. Der Zug langte bald bei einer sehr artigen Wohnung zwar in der Altstadt, aber in der Nähe der Hauptwache an, denn ein Bekannter, der die Mühe übernommen sie ihnen zu suchen, hatte, wie die Dame rühmte, ihr eine belebte Gegend der Stadt [illegible] versprochen. Während des Abladens, Auspackens und nothdürftigen Ordnens bei dem Otto, so hieß der Fremde, als sey er dazu berufen und befugt, nicht nur anordnete, befahl, sondern die Arbeit eigentlich allein zum Ziel brachte, [illegible] er alles, was die Neuangekommnen anging.

Otto war, wie schon angemerkt ist, Pfleger der [illegible] Wittwe gewesen, die weit umher die reichsten Fischen, die besten Teiche und die schönsten Weiden besaß. Die drei und vierzig Mönche, welche ihr zu gefallen der Welt entsagt

hatten, machten ſich eine Gewiſſensſache daraus, alles zu genießen, was ihnen ihr Stand nicht verbot, und obſchon ſie Entbehrniſſe auszugleichen hatten, ſchien es doch einſeitigen Beobachtern, als wenn ſie hie und da zu viel genöſſen. Wer das Kloſter genau kannte, beurtheilte ſie beſſer. Es waren unter dieſen drei und vierzig Gebundenen einige ſehr klare Köpfe, welche in die Welt hinausblickten, wie Wächter auf der Warte, die dem Lichte entgegen ſehen, um ſchlafen zu gehen, wohl empfindend, daß ſie zu müde ſind, um den anbrechenden Tag mit durch zu machen. Andere ſahen es auch tagen, aber mit Ungeduld, ſich zu entſchädigen für die Mühen der Wache; der größere Theil hatte ſich freilich mit ſeinem Gelübde abgefunden wie manche Gerichtshöfe mit den Criminal-Geſetzen der alten Zeit; weil ſie zu ſtreng ſind, beſtimmt man ſie nach Umſtänden, und in dieſem Falle hängen ſie von des Einzelnen weiten oder engen Gewiſſen ab. Am unglücklichſten waren in dieſem Verhältniſſe die armen Seelen, die zwiſchen ſcheuen Gewiſſen und regbarer Fantaſie umher ſchwankten. Für ſie war die Strenge ſelbſt eine Veranlaſſung zur Sünde. So kam Pater Ignaz oft um ſein

Mittagsmahl, weil er aus Angſt, die Meſſe nicht recht zu ſprechen, ſich immer verzaß, dann ehe er ſie wieder begann, Abſolution einholte, wieder mit verdoppelter Spannung das Meßbuch aufſchlug, und vor dem Gloria ſich ſchon wieder verſprochen hatte. Dieſe Gemüthszartheit, die den freithätigen Mann zur heiligen Pflichterfüllung gefähet hätte, bannte den Mönch zwiſchen Sünde und Buße, in deren engen Kreis des Menſchen Geiſt gelähmt wird, bis Roheit oder Wahnſinn beweiſen, daß er zu einem höhern Beruf dem Körper vermählt ward.

Unter ſolchen Menſchen war Wardein erblicher Verwalter, weltlicher Rath, Zechbruder, Luſtigmacher oder Zielſcheibe der Luſtigkeit des Convents. Vater und Großvater hatten ſchon dieſen Poſten bekleidet, und er hoffte alda ſich in einem ſeiner Schwiegerſöhne einen Nachfolger zu wählen, denn in jener beglückenden Zeit des alten Rechtes waren die Töchter ſolcher Beamten wie die Baretties Töchter im ehemaligen Bern. Ob das aber ganz ſo nach altem Brauch gelungen wäre, iſt ſehr die Frage. Verpflanzte ſich der Frau Pflegerinn hoher Geiſt auf ihre Töchter fort, ſo konnte einſt

ihr Streben mit des Papas solidem Ideengang in Widerspruch kommen. Diese war unter Kaiser Josephs Regiment in Constanz erzogen worden, und hatte von Aufklärung und Litteratur einige kühne Begriffe erfahr. Nach den ersten Jahren ihrer Ehe ward ein neuer Prälat gewählt, der dem damaligen Zeitgeist gemäß den Ruf der Lichtverbreitung haben wollte; in dieser Absicht verschrieb er sich einen jungen Piaristen aus Wien, um die Klosterbibliothek zu ordnen, und nach seiner Anleitung mit neuer deutscher Litteratur zu versehen. Pater Sapirion hatte Kenntnisse und Eifer, aber die Vorschnelle in Einreißen und Verwerfen, welche den edelsten Männern dieses Standes in jenem Zeitpunkte so eigen war, hatte auch ihn ergriffen. Weil ihre ehemaligen Fesseln aus Mißbrauch positiver Begriffe geschmiedet waren, erklärten sie gern allen Positiven den Krieg; um sich vor veralteter Wahn zu schützen, waren sie sehr geneigt auch alte Ordnung zu zerstören, und zarterer Gefühle ungewohnt, nahmen sie es oft selbst nicht wahr, daß sie sehr menschliche Begierden durch empfindsame Floskeln sich selbst unkenntlich machten. Für diesen Pater Sapirion war die freiden-

kende Frau Pflegerinn eine höchſt intereſſante Erſcheinung. Sein Beichtſtuhl in der Wiener Altſtadt hatte ihm noch eine weibliche Philoſophin zugeführt. Bald hielt er alle neun Muſen ihr innewohnend; denn ſie las ihm Schillers Gedichte vor, und er verdeutſchte ihr Stellen aus Rouſſeaus Emil. Das Verhältniß dieſer beiden Menſchen ward ſehr komiſch, denn ſie halfen durch ihre gegenſeitige Bewunderung immer Einer dem Andern in der Entdeckung, außerordentliche Talente zu haben, weiter. Aber nur komiſch war das Verhältniß, denn da beider jetzt mächtigſter Trieb, die Eitelkeit, befriedigt ward, ruhete jeder Andre. Der ehrliche Pfleger aber bewunderte den Einen wie den Andern, denn es kam ihm heldenmäßig vor, an warmen Sommertagen dieſe beiden Leute immer mit Büchern und gelehrten Gedanken umgeben zu ſehen. Seine Ehrerbietung gegen die Machtvollkommenheit ſeines Prälaten war auch ſo groß, daß er dem Pater Saphirion, als einem von ihm ſelbſt berufenen Gelehrten, aufs Wort glaubte, wenn er ſeine Frau mit den berühmteſten Frauen der Geſchichte verglich. Einen klaren Begriff konnte er ſich aber von ihrem Verdienſte

nicht machen; denn wie nach der Herbſtzeit die Zehntrechnung geſchloſſen werden ſollte, und ihm der Kopf von den vielen Rechnungen und dem neuen Wein ſehr ſchwer ward, trug er ſeiner Frau ſehr gutmüthig an: ſie ſollte ihm bei ſeiner Abrechnung helfen, welches ihr nach ſo fleißigem Studieren ein Leichtes ſeyn würde. Die Frau Pflegerin meinte das ſelbſt, nachdem ihr Pater Saphirion vorgerechnet, wie viel Erddurchmeſſer die Sonne von unſerem Erdball entfernt ſey; aber ihre Bereitwilligkeit hätte die ganze Prälatur ins Verderben ſtürzen können; die Rechnungen geriethen in eine gänzliche Verwirrung, Saphirions Decima beſchönigte ihren Mangel an der Regula de tri mit dem Nimbus verzehrter Verachtung ſolcher gemeiner Brodkenntniſſe, und der Pflezer ward durch ſo erhabne Geſinnungen wirklich zu der Einſicht gebracht, daß eine ſo außerordentliche Frau zur Zehntrechnung zu groß ſey.

Pater Saphirion reiſte, nachdem er ein Paar Jahre in ſeinem Geſchäft gearbeitet hatte, wieder davon; aber den Weg der Bildung hatte er gebrochen. Man kaufte die deutſchen Klaſſiker für die Kloſterbibliothek an, ſie wurden zwar, der Klo-

ſterregel gemäß, den Mönchen nicht ohne beſondere Erlaubniß auf die Zelle gegeben, aber das hinderte nicht, daß bei manchem jungen Pater Goethes Stella und Wielands Idris unter einem beſtäubten Kirchenvater verſteckt lag, und wenn proteſtantiſche Reiſende, die ihrer Seits auch auf Cultur wanderten, nach damaliger Sitte in das Kloſter kamen, das Handwerk zu grüßen, ſo zeigten ſie mit Siegerſtolz und Sklavenfreude die eroberten und erliſteten Schätze dem proteſtantiſchen, vorgezognen Bruder an dem Aufklärungsgerüthheil, der dann mit großmüthiger Freude die Ueberzeugung in ſein Reiſejournal niederſchrieb: daß im Kloſter Michelſee das Licht mit Macht ſeine Strahlen verbreite. Doch bald gings dem alternden Prälaten mit der Aufklärung wie Goethes Beſchwörer mit den bezauberten Beſen. Die Formel, ihr Einhalt zu thun, war verloren. Sorgen- und zornvoll richtete er ſeine Augen nach Weſten, wo das Schickſal ſeiner Würde bald mit dem Degen, bald mit der Feder, erſt gewogen und dann entſchieden ward. Die einmüthige Handlung eines Zeitpunkts, wo Niemand, Niemandes Meinung war, verwandelte die Prälatur Michelsberg in einen Fürſtlich ** Landestheil, und den Land und Leute gebietenden

Prälaten in einen ſehr mäßig penſionirten Privatmann. Wenige Ausnahmen bei Seite, zeigten dieſe Männer nach ihrem Sturz Tugenden, deren man ſie während ihres Glanzes wohl oft nicht fähig gehalten hätte. Sie wurden aus eigenmächtigen Herrn ruhige Unterthanen, aus ſchwelgenden Hofhaltern mäßige Haushälter, ihr Einkommen, das ehemals Wohllebler gefuttert hatte, war ihnen nur zum allergeringſten Theil zum perſönlichen Bedarfe gelaſſen, aber dieſen theilten ſie mit ihren ehemaligen Untergebnen, und in den mehrſten Fällen wurden ſie das wirklich, wozu ſie ihre Stiftung berief: Muſter der Frömmigkeit in Augen des Volks. Des Pflegers Amtshoheit war mit der Prälatur vernichtet, allein der neue Oberherr mußte den Beamten ihr Einkommen erhalten, oder ihn mit gleichem Rang und Einkommen wieder in Thätigkeit verſetzen, und auf dieſem Wege ward Herr von Wardein aus einem Pfleger der Reichs-Prälatur Michelſen zum Oberfinanzrath des Fürſten von **, und zur Uebernahme ſeines neuen Amtes begab er ſich ſchleunig in die Hauptſtadt.

Hier haben wir ihn beim Anfang unſrer Erzählung einziehen ſehen; allein mit ein Paar Töchtern,

von denen wir noch gar nichts gesagt haben, weil sie eben erst aus dem Schottenkloster Mariahilf kommen, wo sie seit ihrer ersten Kindheit erzogen wurden. Dieses Kloster kennt man gar wenig, weil sein gutes Wirken eben darin besteht, daß es vielmehr Lust einflößt Gutes zu thun, wie vom Gethanen zu sprechen. Die umliegende Gegend schickt ihre Töchter dahin, seit sich die kleine Gemeine daselbst ansiedelte. Die ersten Zöglinge schlafen nun schon längst, so wie die ersten Erzieherinnen, aber nachdem sie vorher ihre Töchter auch von ihnen hatten bilden lassen, und die jetzigen Zöglinge finden ihren Unterricht bei den Nachfolgerinnen derer, die ihre Mütter gebildet haben. So spinnen sich fromme, beschränkte Bande fort, vermöge welcher die Töchter nicht eigentlich ihrer Familie entfremdet werden durch den langen Aufenthalt im Kloster, sondern sie sind dort von dem schönsten Andenken ihrer Mütter umgeben, von dem Nachhall ihrer unverdornen Jugend. Sie lernen beten, arbeiten, lieben. Welche Laufbahn nun auch späterhin diese Mädchen in der Welt betreten, so ist doch der Anfang zu allem Guten gemacht; Wissenschaft, Kunst und Lebensmuth sind darin im Keime verborgen. So begabt

war Ottilie und Jakoba, ſechzehn und ſiebzehn Jahre alt, aus Mariahilf entlaſſen worden, wie das wunderliche Schickſal ihren Vater zu einem Finanzrathe umſchuf, und ihnen die Hauptſtadt zum Aufenthalte anwies. Die guten Kinder wurden bei ihrer Ankunft von gar mannigfaltigen Empfindungen bewegt. Die Freude, in die Hauptſtadt einzuziehen, hatte gar keinen Theil daran. Was darin Anlockendes war, ward von dem Bewußtſeyn ihrer Weltunkunde bei Weitem überwogen. Sie waren aus der Kinderſtube ins Kloſter gekommen, und hatten ſich bei ihren Vakanzbeſuchen im väterlichen Hauſe nicht viel um die geſellſchaftliche Welt der Prälatur bekümmert. Nahe und fern die Gegend zu durchſtreifen, überall Blumenpflücken, Nahm ſpeiſen, und mit allen Mädchen ihres Alters ſchäkern, das war das eine Jahr wie das andre ihre Freude; der ernſthafteſte Eindruck, den Ottilie mit nach ihrem Kloſter zurückbrachte, gab ihr das Wachsthum der Kirſchbäume, die ſie pfropfen geſehen, kaum höher wie ſie ſelbſt, und von denen ſie ſpäterhin die Früchte nicht mehr erreichen konnte. Die weiche Jakoba aber fand jedes Jahr ein oder das andre kleine Kreuz auf dem Kirchhof, ſtatt

einer Geſpielinn, die vorjährig mit ihr den Reihen tanzte, und dann gab ſie gleich nach ihrer Rückkehr in Mariahilf, einen Theil des beim Abſchied von dem Vater erhaltenen Sparpfennigs, für Seelenmeſſen aus.

Seit einigen Jahren hatte die Pflegerinn beſſer gefunden, ihre Töchter während der Vakanz in Mariahilf zu beſuchen, als ſie in die Prälatur kommen zu laſſen; ſo daß ihre beiden Töchter, die das letztemal als Kinder daſelbſt geweſen waren, wie ſie, um ihre Eltern in die Reſidenz zu begleiten, dahin zurück kamen, als blühende Jungfrauen auftraten. Sie gefielen gar ſehr, aber ihnen gefiel es gar nicht. Die Veränderung des Regiments ſchien ihnen ein Umſturz der Ordnung. Wohl hatten ſie davon in Mariahilf ſprechen hören, da man aber dieſe Erziehungs-Klöſter unangetaſtet beſtehen ließ, tadelte man in ihnen nur milde die Regierung, und vor den Zöglingen ließ man, aus einem ſehr ſchönen moraliſchen Gefühl, die Stimme der Unzufriedenheit nicht laut werden. Den alten Prälaten hielten die guten Kinder trotz ſeines rothen Angeſichts vor einem Märtyrer, und ihres Papas Standeserhöhung kam ihnen wie eine

Verſuchung des Satans vor. Wie ſie die Mutter einer für den Dienſt in der Hauptſtadt angenommenen Magd befehlen hörten, ſie forthin nicht mehr geſtrenge Frau, ſondern gnädige Frau zu nennen, glaubten ſie, es gelte ein Faſtnachtſpiel, und wie Jakoba ihrer Schweſter zum erſtenmal Fräulein Ottilie rufen hörte, ſprach ſie ſeufzend: „Ach wenn man uns doch nur unſre alten Namen „ließ, damit wir uns einander doch wenigſtens „ſelbſt noch erkennten!“ Verſcheucht und entfremdet, wie ſie ſich fühlten, that ihnen der Abſchied von Michelſee nicht mehr weh; aber um ſo mehr ſcheuten ſie die Ankunft in der Hauptſtadt, der ſie Schuld gaben, ihnen alle die befremdlichen, ihre Kindheits-Gewohnheiten zerſtörenden Neuerungen geſchickt zu haben.

War es zu wundern, daß unter ſolchen Umſtänden Ottos freundliche Dazwiſchenkunft ſie anzog, und ſein ſittſames, theilnehmendes Betragen ihr Zutrauen erwarb? Sie kannten die geſellſchaftliche Politur noch nicht, welche es nothwendig macht, daß ein Jeder ſich iſolire, damit er, um ſich einem Beſſern zu nahen, nicht mit zehn Schlechten in Berührung komme; ſie fanden es

also ganz natürlich, daß der neue Bekannte ihnen bei ihren häuslichen Einrichtungen wie ein theilnehmendes Familien-Mitglied an die Hand gieng. Indem er ihnen eben einen Schrank einräumen half, rief Jakoba: Ach Gott! das lag alles so gut in den Wandkästen in Mivelsee. — Sind Sie denn gern hier? fragte Ottilie im Einräumen innehaltend und von ihrem Stufenbänkchen auf Otto hinab sehend. Ich dächte, ich wär lieber in Waldstätten geblieben, (so hatte Otto das Gut genannt, das er bewirthschaftete). — Ich bin ungern in der Stadt, antwortete er, ich bin auch nur hereingekommen, um meine Entlassung von einer mir zugedachten Stelle zu erbitten, dann geh ich wieder aufs Land. — Beide Mädchen, welche sich ihm besser zuzuhören niedergesetzt hatten, und die weiße Wäsche aus dem Koffer auf ihrem Schooß hielten, falteten bittend die Hände darüber, und redeten dem jungen Mann mit komischem Ernste zu, seinen Willen durchzusetzen. Otto setzte sich auf dem noch vollen Koffer zwischen sie, und nun entspann ein vertrauliches Herzergießen von Seiten der guten Kinder, das Otto noch fester an sie band, wie Ottiliens blühende Schön-

heit. Im beſten Geſpräch ertönte der Mutter Stimme, die Bettwäſche forderte. Jakoba hatte ſie ſchon ausgeſucht, und ſie flogen der Mutter Handreichung zu thun.

Otto gieng dem Seppel mit Rath an die Hand, einen Schreiner zum Aufſtellen der Meubles zu finden, und tröſtete die wildfremde mitgekrachte Magd, welche in der ungeheuern Stadt Knackwürſte und Sallat holen ſollte, mit dem Verſprechen, ihr morgen des Tags ſeiner Tante Köchin zu ſchicken, die ihr alle Wege zeigen ſolle. Dagegen verſicherte dieſe mit Schluchzen: er ſey ein ſo vernünftiger Herr, als ſey er Zeitlebens nicht von Michelſee fortgekommen. Nach einer Viertelſtunde kam die Frau Oberfinanzräthinn, in ein leeres Zimmer, wo ihr Herr Oberfinanzrath in dem leidenden Zuſtande des vollkommen überflüßig ſeyn, auf einem einzelnen Stuhle ſaß, indeß Otto einige juridiſche Bücher aus einem Faſſe voll Flachs und Birnenſchniz auspackte, und rief ihn erſchrocken herbei: Ein Kellner aus dem goldnen Hecht bringe ein ganzes Abendeſſen getragen. Ob das wohl vom Präſidenten? obs vom Könige ſelbſt käme? auf alle Fälle müſſe es doch wohl dankbar

empfangen werden? — Jetzt erkannte Wardein die Stunde seines Berufs. Ein bestimmter Geist blickte aus seinen Augen bei dem Entschluß aufzustehen und sich selbst nach dem Bestand der Sache zu erkundigen. Otto hielt ihn freundlich zurück mit der Erklärung, daß es dem früher Angekommnen zukäme, die Fremdlinge zu bewirthen; da er nun die Verlegenheit der Köchinn, das heutige Abendessen zu besorgen, erfahren, habe er schnell etwas je seinem Gasthofe bestellt. War die gestrenge Frau je eine gnädige geworden, so war es in diesem Augenblick; sie fühlte freilich eine kleine Fehlschlagung: nicht von staatswegen bewirthet zu werden, dagegen rechnete sie aber die Aufmerksamkeit des Fremden ihrer mächtigen Persönlichkeit zu. Der Oberfinanzrath betrachtete die Sache von der rechten Seite, das heißt als ein Abendessen schlecht weg, und also als eine sehr willkommne Sache. Bald war der Tisch nothdürftig mit dem erst halb ausgepackten Geräthe versehen, und nun zeigte sich in der Frau Oberfinanzräthinn eine peinliche Verlegenheit, die sich Otto nicht erklären konnte, denn gescheute Leute errathen sich wohl unter einander, aber die Ther-

heit der Thoren nicht. Die gute Dame fieng an Otto nicht nur für einen Clienten, ſondern ſogar noch für einen Subalternen anzuſehen; denn ſie konnte ſich ſeine Beſtiſſenheit zu ihrem Beſten nicht anders als für ein Capital erklären, das er zu beſten Zinſen anzulegen bemüht ſey. Wie es alſo darauf ankam ſich zu Tiſche zu ſetzen, „berathſchlagte ſie mit ihrer erhabnen Seele“ über das Ceremoniel, welches ſie gegen ihn zu beobachten habe. Otto ließ ihr einige Augenblicke Zeit, dann bot er ihr auf eine ungezwungene Weiſe den Arm, um ſie zu Tiſch zu führen. Indem ſie noch ungewiß, wie ſie ſich bei einem ſo impoſanten Zumuthen zu benehmen habe, daſtand, trat ein zierlich gekleideter Bediente herein, nahte ſich Otto in ehrerbietiger Stellung und bat „den gnädigen Herrn um Verzeihung, zur Unzeit ausgegangen zu ſeyn.“ — Ich hatte dir ja nicht befohlen zu Hauſe zu bleiben, ſagte Otto gütig, warte jetzt bei Tiſche auf. — Wie von einem elektriſchen Schlage berührt, legte nun Frau von Wardein ihre Hand in die des Unbekannten, ja ſie hätte ſich ohne Bedenken in ſeine Arme geworfen, ſo eine Zuverſicht hatte ihr der Anblick des gallo-

nirten Lakaien, das ehrerbietige „gnädige Herr“ eingestößt. Ein neuer Irrthum gesellte sich nun in ihrem Kopf zu den übrigen; so wie sie Otto bisher für etwas unvornehm gehalten, weil er so hülfreich und einfach war, so meinte sie nun, hülfreich und einfach seyn wären in der Residenz Eigenschaften der Vornehmigkeit, und sah einen wahren vornehmen Himmel ihr die Arme aufschließen; die guten Töchter fanden den Zufall, der ihnen das Abendessen herführte, so drollig, daß sie bald in eine unbefangne Heiterkeit geriethen, die in Ottilien bis zum Muthwillen stieg, und auch Jakoba's fromme Stirn verklärte. Der Mutter Ermahnungen: des Herrn Baron gute Meinung zu schonen, half nichts, Ottilie behauptete, sie wären in Azors Pallast — denn außer den Mährchen des Magazin des Enfans waren keine ins Kloster Mariehilf je gekommen, und mit unschuldiger Sorglosigkeit: wie des Ungeheuers Verwandlung sich auflösen möge, machte sie das ganze Abendessen zu einer kindisch frohen Comödie. Unter dergleichen Scherz erfuhr endlich die Frau Oberfinanzräthinn, wornach ihre fein angelegten Fragen bisher vergeblich geforscht hatten: — Otto

war ein reicher Patrizier aus **, er hatte ſich zu den Staatsämtern ſeiner Vaterſtadt gebildet, aber nach deren Beſitznahme durch ihren gegenwärtigen Fürſten, hatte ihm dieſer, aufrichtig geſonnen ſeine neuen Unterthanen für jeden Verluſt zu entſchädigen, eine ſehr ehrenwerthe Stelle in der Hauptſtadt angeboten. Der junge Mann fand dort manches, das ſeinen Begriffen nicht entſprach; ſein geſunder Verſtand hatte den tiefen Schmerz beſiegt, den der Einſturz des Alten ihm verurſachte, denn ſie hatte ihn ſchon frühe gelehrt, dieſes morſche Alte müſſe vergehen; allein er ſah nun ein Neues, das auch nicht zur Dauer gemacht war, er meinte daher, er diene ſelbſt dem Fürſten beſſer, wenn er als Gutsherr auf das mächtigſte Material jedes Staatsbaues, auf Bauer und Boden, redlich und wohlthätig wirke. Statt daher die ihm ſo gütig angebotne Stelle anzunehmen, faßte er den raſchen Entſchluß, ſeinem neuen Fürſten zu danken, und ihm ſeine Abſicht als Landmann auf ſeinen Gütern leben zu wollen ehrerbietig zu erklären. Herr von Wardein ſchenkte ſich ein Glas Burgunder nach dem andern ein, und begriff bei jedem weniger, wie eine ſolche Handelsweiſe mög-

lich ſey. Seine Frau beſann ſich in der Stille: ob es auch wohlgethan ſey, eines Malecontenten Geſellſchaft zu pflegen? Ottilie aber rief mit glänzenden Augen: Ach ſie haben recht gethan! Hätte ich doch nur eine kleine Hütte, wo ich mit dem Papa wohnen könnte, ſtatt der dummen Stadt! — Ach ja, ſetzte Jakoba hinzu, neben unſerm Kloſter! dann dientſt du Papa Haus, und ich.... Frau von Wardein warf einen zornigen Blick auf ſie, und Jakoba ſchlug erſchrocken die Augen nieder. Otto hatte bei Ottiliens Ausruf ihre Hand ergriffen, und fragte ſie gerührt: alſo in einer Hütte lieber, als hier? da giebts aber keine Putzläden und kein Schauſpiel, wohin Mama Sie zu führen verſprach. — Ottilie ſah ihn mit großen Augen an, als wolle ſie über dieſe Vortheile nachrechnen; nach und nach ſammelten ſich Thränen in dieſen großen dunkeln Augen, und ſie ſagte leiſe aber voll Ausdruck: Alſo halten Sie mich für eine Modepuppe? und dann wendete ſie ſich von ihm. Das gieng Otto durchs Herz. Darin drückte ſich eine Innigkeit und Vorliebe für ihn aus, die das Wohlgefallen, welche Ottiliens friſche Reize in ihm erregt hatten, wirklich zur

Liebe erhöhten. Er beschloß seine Rückreise nach Waldstetten zu verschieben, um das freundliche Kind näher kennen zu lernen.

Papa und Mama benutzten die ihnen sehr unverständlich unterbrochne Geschwätzigkeit der jungen Leute zu einer Menge Fragen, welche alle Otto des werthen Paares Ungeschicktheit und Anmaßung denkundeten. Die Leute hatten gar keinen Plan für ihr Hauptstadt Leben gemacht, sondern wohlgemuth auf den Wind, der sie treiben, auf den Magnet, der sie anziehen sollte, gewartet; nur recht vornehm sollte er seyn, recht hoch hinauf sollte er sie wehen. Gewohnt in der Prälatur die erste weltliche Macht darzustellen, meinten sie, dieser erste Platz könne bei einem nach ihrer Berechnung ansehnlichen Vermögen in der Residenz höchstens nur zum zweiten werden. Otto suchte behutsam ihre Erwartungen herunter zu stimmen; da sie aber gar keine Erfahrung hatten, keinen festen Punkt, von dem sie ausgiengen, so gab er sein Verbauen auf und sann nur auf Mittel zu verhüten, daß Niemand ihre Unwissenheit benutze. Ein Zufall gab ihm in Rücksicht der häuslichen Vorfälle sehr gute Gelegenheit dazu. Frau

von Wardein eröffnete ihm die Nothwendigkeit, zugleich einen Bedienten zu nehmen, indem Seppel nicht in der Stadt bleiben wolle, und fügte die Bitte hinzu, ihr einen recht schmucken, wohlfeilen, sichern Burschen, der schon in vornehmen Häusern gedient habe, vorzuschlagen. Otto antwortete nach einigem Nachdenken: sein Felix, der Bediente, welcher bei Tische aufwartete, würde ganz die erforderlichen Eigenschaften besitzen, in seiner Familie auferzogen, verlasse er ihn so eben nur um Kindespflicht gegen seinem alten Vater zu erfüllen, der in der Residenz ein kleines Amt verwaltet, nun aber alt und kränklich die Nähe seines Sohnes wünsche, um in seinen Armen zu sterben. Nur deshalb habe er sich entschlossen, bis zu dessen Tod in der Stadt zu dienen, nachher aber trete er wieder in seinen alten Platz ein. Frau von Wardein sah erschrocken, aber beseligt bei dem Gedanken so einen Felix zu besitzen, mit einer Kopfverbeugung zu dem Diener hin, der seinen Herrn genau beobachtend sich auf seinen Befehl mit der fremden Dame in Unterhandlungen einließ. Man ward bald einig, und Felix sollte, da die neu Angekommen seiner Dienste dringend be-

durften, ſchon morgen antreten. Die Töchter ſahen der Sache mit einer Art Verſchämtheit zu, Otto bemerkte aber zu ſeines Herzens Befriedigung, daß beſonders Ottilie Felix Dienſte mit einem Anſtand annahm, der ihren richtigen Takt über ihre neue Verhältniſſe bewies.

Den folgenden Morgen ſchickte Otto ſogleich ſeinen treuen Felix, mit dem es ſich völlig ſo verhielt, wie er der Frau Oberfinanzräthinn geſagt hatte, zu ſeiner neuen Herrſchaft; er ſelbſt legte ſich aber die ſchwere Entſagung auf, erſt gegen Abend dahin zu gehen. Otto war bisher ein glücklicher Sterblicher geweſen. Er hatte Harmonie in ſeinem Weſen zu erhalten gewußt, hatte nur eben ſo viele Thorheiten begangen, wie nöthig war, um aus Einſicht das Beſſre zu wählen, nicht aus Schüchternheit der Gefahr zu entgehen. Große Schickſale hatte er nicht erlebt, aber an dem Anderer Theil genommen, Unglück hatte ihn nicht betroffen, er ſah nicht einmal den Untergang ſeiner Erbprinzenſchaft — denn als Patrizier war er ja erblicher Mitregent geweſen — für ein ſolches an; allein der Fürſtendienſt mißfiel ihm, und ſeit er Ottilie ſah, wählte er ſich das Leben als

Gutsherr und Landmann, zu dem er sich mit einer erzwungnen Praxis entschlossen hatte, als den verliebten und glücklichsten Zustand aus. Heute hatte er nun noch die Ueberlegung, daß er Ottilien nicht übereilen wollte, er wollte ihr Zeit lassen sich zu zeigen, sich vor seinen Augen zu entwickeln. Das ist die höchste Weisheit der Jugend, daß sie Entschlüsse fasst; wie schnell die Umstände ganz andre Entschlüsse nöthig machen, berechnet sie nicht.

Mit dieser für einen Verliebten bewundernswürdigen Klugheit begab sich Otto gegen den Abend in des Oberfinanzraths Behausung. Die Mädchen kamen ihm in ihren Hauskleidchen wie einem alten Bekannten fröhlich entgegen; die Mutter war glänzend gepuzt und erklärte ihre Absicht mit dem Herrn Baron Saldern in das Schauspiel zu gehen. Also schon Bekanntschaft gemacht? fragte Otto befremdet. Er hörte nun eine lange Erzählung, aus der er abnahm, daß dieser Mann ein Capital von des Prälaten von Michelfee Privat-Vermögen gehorgt habe, in der Gegend der ehemaligen Prälatur ein verschuldetes Gut besize, und den Oberfinanzrath, der noch des Prälaten

Geldangelegenheiten administrirte, deshalb nöthig habe. Otto erinnerte sich seines Namens nicht, fragte also nur, ob die Fräuleins auch ins Schauspiel giengen, und hörte, daß sie gebeten hatten, lieber in Park gehen zu dürfen. ... Hier stockte Ottilie erröthend, Frau von Wardein nahm aber redselig das Wort: Felix aber, der doch gewiß in des Herrn von Otto Hause gelernt hatte, was sich schicke, meine, so lange sie in der Hauptstadt niemand kennten, schicke sich's nicht allein in Park zu gehen; aber ... eine noch höhere Glut färbte Ottiliens Wangen; sie suchte die Mutter zu unterbrechen, allein Otto eilte um die Erlaubniß zu bitten, die jungen Damen dahin zu begleiten, da sie unter einem männlichen Schutz mit allem Anstande erscheinen könnten. — Das meinte eben Felix auch, fuhr die gute Dame voll glückseliger Unvernunft fort, und er hilft mir überhaupt unbegreiflich — und nun erzählte sie alle Fortschritte, welche ihre Hauseinrichtung unter Felixens Anordnungen gemacht hatte. Die beiden Mädchen setzten indeß ihre Hüte auf, und sie wollten sich eben auf den Weg machen, als der Baron, um zum Schauspiel abzuholen, erschien. Otto hatte eine

sehr widrige Empfindung, wie er in ihm eines der abgeschmacktesten, kleinlichsten Gesichter erkannte, das ihm an allen öffentlichen Orten nur je begegnet war. Diese nahm peinlich zu, wie er ihn mit der Zuversichtlichkeit, die nur die völlige Unwissenheit des zartern Gefühls giebt, den jungen Mädchen Schmeicheleien sagen hörte, die bald in beleidigend laute Klagen ausarteten, wie er wahrnahm, daß sie nicht das Schauspiel zu besuchen gesonnen wären. Er sagte nicht undeutlich, daß er um ihretwillen der Mutter Höflichkeiten erwiese, und fragte zudringlich: wie sie doch nun ihren Abend zubringen wollten? Wir gehen spazieren, sagte Ottilie sehr trocken, und machte zugleich eine Bewegung, die Otto fortzugehen einlud. Hatte die trockne Antwort den Baron stutzig gemacht, so ward er es noch vielmehr, wie Otto ihrem Winke folgte, und von Frau von Wardein Abschied nehmend, mit dem jungen Mädchen das Zimmer verließ. Verwundert fragte er die Mutter nach des Fremden Namen, sprang aber schnell von diesem Gegenstand ab, weil es ihm deuchte, daß Otto in seiner Vaterstadt eine Menge Nachrichten von ihm einsammeln konnte, deren

Verbreitung in Wardeins Familie jetzt seinen Absichten widersprach. Uns liegt nichts daran, mit welchem abgeschmackten Gewäsch dieser Mann die Frau Oberjustizräthinn von der Nothwendigkeit zu überzeugen suchte, ihre Töchter in die Gesellschaft einzuführen, was sie aus alter Sitte, wo die Töchter viel länger Kind blieben, und aus mehreren modernern Ursachen noch nicht zu thun gedacht hatte; noch halten wir uns bei den Verwunderungen auf, in die sie ein über das Andremal im Schauspiele versetzt wurde. — Lieber folgen wir den jungen Leuten auf ihrem Spaziergang.

Ottilie und Jakoba hatten kaum die Häuser aus dem Gesicht verloren, so schien sie ein neues Leben zu beseelen. Sie waren unter den hohen Bäumen, an der weit ausgedehnten See, beim Anblick der nahen Gebirge wie in ihrem heimathlichen Boden verpflanzt, und weit entfernt sich nach den Gängen umzusehen, wo in dieser Tageszeit die glänzenden Spaziergänger weilen, eilten sie gegen die dichtern Gebüsche, den wildern Parthien zu, und waren ganz entzückt, die geordneten Alleen den Charakter gewöhnlicher Waldwege annehmen zu sehn. Noch froher wurden sie, wie

ein Mühlengeklapper ertönte, und sie die malerische Thalmühle erblickten, die an der schwarzen Schieferwand angelehnt, die reiche Quelle benutzt, die aus den Felsspalten stürzend, auf kurzem Wege in den See eilt. Otto ward bei dem süßen Muthwillen, der Ottiliens Freude ausdrückte, zu einer Wehmuth gestimmt, die ihn dem Anscheine nach Jakoba näher brachte, denn ihre Freude war weich und schwärmerisch. Aber er näherte sich ihr nur, um von Ottilien zu sprechen. Indeß diese wie ein Schmetterling um alle Büsche flatterte, und mit freudigem Ausruf beim Antreffen alter Bekannten unter den Blumen erzählte, wo sie dergleichen in Michelsee und Mariehilf auch gefunden, und sie dort einer Heiligen, hier einem Bildstöckelin die herrlichsten Kränze von ihnen geflochten, erzählte Jakoba, wie sie nun immer so froh sey, und dabei doch anderer Traurigkeit nicht scheue; im Kloster sey sie am liebsten bei der Krankenpflege gewesen, und habe sich immer der langweiligsten und einfältigsten Kostgängerinnen angenommen, und die Oberinn habe oft gesagt: wenn Ottille nicht so weltlich dächte, — ihr Gemüth schicke sich besser zu einer barmherzigen Schwester, wie

Jakobas. — Auf Ottos Bemerkung, daß wohl keine von beiden zu diesem Berufe bestimmt sey, versetzte Jakoba erröthend und schüchtern: „sie wohl; „wenn es endlich ihre Eltern erlaubten.“ Der junge Mann war sehr bestürzt über einen Plan, welcher seinen gewohnten Ansichten nach nur die Geburt der Schwärmerei und des Aberglaubens seyn konnte. Widerspruch hielt er für gefährlich, er blieb also in einem ziemlich peinlichen Stillschweigen, welches ihre Ankunft an ein ländliches zum Empfang der Gäste zugerichtetes Plätzchen abkürzte, das an die Mühle stieß, und wohin Otto nach Landessitte Milch zu bringen befahl. Nun versicherte Ottilie, daß ihr gar nichts zu wünschen übrig blieb; daß so ein Abend ihr das größte Fest gebe, daher sie seit drei Jahren die Besuche bei ihren Eltern gar nicht entbehrt habe, denn statt der Milch unter den grünen Bäumen, wie hier und in ihrer Kloster-Gegend, hätte der Papa oder der Herr Prälat immer einen ganzen Wagen voll Eßwaren mit in den Wald genommen und statt auf dem Rasen zu sitzen, hätten die armen Bauern müssen Stühle und Tische herbei schaffen, und statt eines frohen Gesanges, hätten

die Kloster-Knechte Musik machen müssen. „Und wo doch der Herrgott aller Creatur seine Gutthaten gleich spendet, setzte sie mit einem fromm gerührten Gesichtchen hinzu, da mag ichs nicht, daß ein Theil der Leute prasset, und der andre nur zusieht."

Otto fand hier, was er bisher nicht für möglich gehalten: eine ungebildete Natur, die aus innerm Gefühl das Schlechte überall ausschied und das Edle annahm. Er hatte schon in den wenigen Stunden seiner Bekanntschaft mit diesen lieben Kindern bemerkt, und fand es in den folgenden Tagen immer mehr bestätigt, daß, besonders Ottilie, kleine Schattirungen von Sitten und Gebräuchen, welche der feinere Ton ausschließt oder gebietet, sogleich beobachtete, und sich mit Ungezwungenheit aneignete; doch, kam es auf eine Handlung an, die ihr Gefühl verletzte, so zog sie sich schweigend zurück, oder erklärte unverholen ihren Abscheu.

Ottos sorgfältige Aufmerksamkeit gieng nun auf die Umgebungen, welche Frau von Wardein ihren Töchtern nach und nach geben oder gestatten mußte. Diese vermochte ihn Bekannte, die er durch Gute-

nachbarschaft oder andre Verhältnisse in der Hauptstadt hatte, aber bei seinem Entschluß nicht hier verweilen zu wollen, bisher vernachläßigte, nun aufzusuchen, in der Hoffnung seiner jungen Freundinn einen Gesellschaftskreis zu bilden, der sie vor Fehlgriffen ihrer Mutter bei der Wahl ihres Umgangs bewahren konnte. Eben so war er bemüht, bei den Bekannten dieser Dame Zutritt zu erhalten. Das ward ihm nicht schwer. Ein junger Mann von Gestalt, Vermögen und Adelsrechten, kann überall Hoffnungen oder Absichten erregen. Für das gesellschaftliche Leben fand er einiges Element; allein eine Freundinn für Ottilie hätte er unter allen diesen Frauen nicht wählen mögen. Auch Ottilie wählte sich keine von ihnen; Jakobä schien ihren vertraulichen Umgang zu genügen. Zu seiner Beunruhigung nahm er aber nach einiger Zeit wahr, daß ihre Heiterkeit getrübt schien; er wünschte sich von Jakoba Aufschluß zu verschaffen, aber das liebe Mädchen war eben mit der Feier ihrer Patroninn beschäftigt, wobei sie während einiger Tage gar nicht Theil an der Gesellschaft nahm. Endlich bekam er sehr unerwartet einen Aufschluß.

Frau von Wardein hatte bisher die Verdienste ihres Felix bei jeder Gelegenheit gerühmt, sich bei mancher häuslichen Einrichtung allein von ihm leiten lassen, ja der Herr Oberfinanzrath selbst ließ sich verlauten, daß er ihm bei seiner Amtsführung, nämlich, was die Uniform und die Visitenkarten beträfe, manchen wichtigen Dienst schon geleistet; Otto war daher sehr verwundert, wie er die Dame eines Tags sehr aufgebracht gegen ihn fand, weil er sich's einkommen lassen, sie nun schon zum dritten Mal gegen Baron Salbern zu verleugnen. Der Gedanke, einen Bedienten anzufragen, war ihm verhaßt; allein Baron Salderns Name zog seine Liebe mit in das Spiel; dieses lästigen Menschen zuversichtliche Bemühung um Ottilens Aufmerksamkeit, die er jedesmal, daß er mit ihm zusammen kam, beobachtet hatte, noch mehr der Schauder jedes zarten Gemüths, wenn er das Unreine dem Reinen nahen sieht, hätte es ihm beinahe als Obliegenheit dargestellt, in diesem Falle seine Abneigung zu überwinden. Felix ersparte ihm aber diese Inconsequenz, denn spät an selbigem Abend kam dieser treue Diener zu ihm, und bat um Erlaubniß sich erklären zu dürfen. Mit einem

komischen Gemisch von Selbstgefälligkeit, die seiner neuen Herrschaft Unbehülflichkeit in ihm erweckt hatte, und gewohnter Unterwürfigkeit gegen seinen alten Herrn, erklärte er Otto, daß er seine Neigung zu Fräulein Ottilie von dem ersten Augenblick ehrerbietigst wahrgenommen hätte, ja daß mit ihrem Anblick der Gedanke in ihm wach geworden sey: diese junge Dame müsse in Waldstetten als Herrschaft agiren; deshalb habe er den Dienst bei dem Herrn Oberfinanzrath ohne Bedenken angenommen, denn er habe an Ottos Augen gesehen, daß er bei seinem Vorschlag seine ganze Zukunft berechnet habe, darum habe er auch sein Möglichstes gethan, seine neue Herrschaft für Ungeschicktheiten zu bewahren, und dem Hause ein Bischen das Geschick zu geben, das sich für Herrn von Ottos künftige Schwiegereltern gezieme. Nun aber — und hier ward der ehrliche Felix verlegen Worte zu finden — nun treibe die Frau Oberjustizräthinn Dinge, deren Wichtigkeit sie gar nicht einsehe, und ließ sich durch die Einflüsterung von Personen leiten, denen die Ehre des Hauses nicht so am Herzen läge, wie ihm. Kurz der Baron Saldern, den der gnädige Herr gewiß auf den er-

sten Blick so gut durchgeschaut habe, wie er, dränge sich zu Fräulein Ottilie, und habe es sich einfallen lassen, seine Besuche schon früh, um neun Uhr beginnen zu wollen, und da den jungen Damen bei ihren häuslichen Geschäften zur Last zu seyn. Gnaden Frau Mamma, sagte Felix, vertreiben sich die Zeit dabei, lachen wohl hoch auf, wenn er der Fräulein Schlüssel versteckt, oder ihnen die Nadeln aus der Arbeit zieht, oder lassen sich Gedichte vorlesen von einem geistlichen Herrn, den der Herr Baron meistens mitbringt. Nun haben die jungen Damen schon nach dem ersten Besuch die Frau Mamma um Erlaubniß gebeten, auf ihrem Zimmer bleiben zu dürfen, aber vergeblich. Vor drei Tagen haben sich endlich der Herr Baron erfrecht, Fräulein Ottiliens Haarkamm heraus zu ziehen, wie er, Felix, der eben die Frau Oberjustizräthinn frisirt, selbst mit ansah. Darauf habe das Fräulein sogleich das Zimmer verlassen, und ihn an demselben Tage ersucht, den Baron abzuweisen, wenn er Vormittags den Zutritt verlange. Das habe er von Herzen gethan; denn er erinnere sich wohl aus ihr Gestrengen, der verstorbnen Frau — er meinte Ottos Mutter — Hauszucht, daß sie weder auf

dem Lande noch in der Stadt der Herrn Besuche zu unziemlichen Zeiten gestattet habe. Allein der Frau Oberfinanzräthinn kann ich solche Prinzipien nicht begreiflich machen; bei Staat und Putz frägt sie mich um Rath, weil sie weiß, daß ich vornehmen Herrschaften aufgewartet, aber daß es auch vornehme Gesinnungen giebt, weiß sie nicht zu begreifen. Nun zürnt sie mir, und ich sehe wohl, daß sie mich bei so einer Gelegenheit fortschicken könnte — das ist mir sehr einerlei; aber Fräulein Ottiliens Schicksal, das ist's mir nicht, gnädiger Herr, und da bin ich hergekommen....

In Ottos Gemüth hatte während dieses ganzen Berichts Zorn und Liebe gekämpft; Beifall für Felix redlichen Eifer hatte auch Antheil an seiner Bewegung; dennoch konnte er sich nicht entschließen, einen Bedienten zum Vertrauten seiner Verhältnisse zu machen. Weniger sträubte sich sein Gefühl ihn zum Werkzeug zu brauchen, daher erwähnte er Felix Scharfsinn über seine Neigung zu Ottilien gar nicht, sondern lobte nur sein richtiges Urtheil über den Anstand, den es seiner jungen Herrschaft zukäme, zu beobachten, und ermahnte ihn, auf die Gefahr seinen Dienst zu verlieren, für den

er ihn treulich entschädigen würde, des Barons Besuche zu jeder unziemlichen Zeit bestimmt zu verhindern, indeß er den Eltern der jungen Fräuleins, richtigere Begriffe über diesen Mann würde zu geben suchen. Felix sagte zögernd: über diesen Mann? ach, gnädiger Herr, das reicht nicht hin. Sie bedürfen sie über Alles. Ich bin ja auch auf einer Prälatur groß geworden. Sie sind ein protestantischer Herr, haltens Sie's zur Gnade! Sie verstehen das nicht. Sehen Sie, auf so einer Prälatur versammelt sich von Weltlichen und Vornehmen nur das Schlechteste, denn es kömmt nur zum Schlemmen dahin, dem Refektorium sage ich darum nichts nach; die Mönche sind brav; vor denen die Weltlust zu verbergen, das ist des Prälaten Vortheil.... Nun, Felix, unterbrach ihn Otto, du vergißt, daß es keine mehr giebt, und für Fräulein Ottilie wollen wir wachen; das ist jedes wackern Mannes Pflicht, wenn es ein gutes Mädchen betrifft. Dieses sagte er mit einer überfliegenden Röthe, Felix legte feierlich die ausgebreitete Hand auf die Brust, und zog sich tief neigend zurück.

Wie jetzt Otto allein war, ergriff ihn alle Un-

ruhe der Liebe, aller Abſcheu gegen Salderns Verworfenheit, aller Zorn gegen die ſchlaffe Gemeinheit der unvorſichtigen Mutter. Otto hatte Anlage zum Nachdenken, hatte ihn gleich ſein Schickſal bisher vor heftigen Leidenſchaften gehütet, ſo war er ſich doch ſtets bewußt geweſen, daß die ſeinen bedurften bei ihrer Entſtehung im Zügel gehalten zu werden, und er fühlte, jetzt fordre der Augenblick die Herrſchaft über ſie nicht zu verlieren. Seine Neigung zu Ottilien hatte ſich in der Geſtalt des freundlichen Wohlwollens in ſein Herz geſchlichen, anſcheinend von keinen Hinderniſſen bedroht, war er genießend und ſorglos den Roſenpfad der Liebe fortgeſchritten, ſich ſelbſt auflegend, den beglückenden Weg nicht durch Ungeduld zu verkürzen, das beſeligende Ziel nicht zu verrücken. Ein frommes Andenken an der Väter Weiſe hatte es ihm lieb gemacht, daß er in das würdige Haus ſeiner Vorfahren eine Gattinn einführen ſollte, um die er ohne Romanſchickſale geworben, und die er ohne Stürme heimgeführt habe. So hatte er die Fortſchritte der Liebe in ſeinem Herzen nicht bemerkt. Jetzt zeigte ſich ihr Widerſtand. Eiferſucht auf einen Unwürdigen,

Mitleid mit der liebenden Unschuld, Abscheu gegen das rohe Antasten eines zarten weiblichen Gemüths gab seinem Gefühl plötzlich die Heftigkeit einer stürmischen Leidenschaft. Sich Ottiliens Herz und Hand zuzusichern, war jetzt das einzige Ziel seiner Wünsche, und dieses wollte er schon den folgenden Tag zu erreichen suchen, wo eine verabredete Landparthie ihm Gelegenheit geben würde, Ottilie ohne Zeugen zu unterhalten.

Er war nicht wenig bestürzt bei seiner Ankunft im Hause des Oberjustizraths den ganzen Plan der Lustfahrt verändert zu finden. So viel bisher bekannt war, sollte sich die Gesellschaft auf die Wardeinsche Familie und ein Paar Fremde beschränken, die Otto in diesen Tagen bei ihr eingeführt hatte. Es war einer seiner Universitätslehrer und dessen Gattinn, gebildete Menschen, denen er bei ihrem zufälligen Aufenthalt einen angenehmen Abend zu verschaffen gedachte. Statt dessen fand er eine große Gesellschaft fast unbekannter Gesichter, unter denen Baron Saldern das Wort führte. Frau von Wardein kündigte ihm an, daß statt des Dörfchens, wohin Otto hinzufahren vorgeschlagen hatte, Bettenhof, ein fürstliches Jagd-

schloß zum Ziel ihrer Ausflucht gewählt worden war. Zugleich nahm Frau von Wardein des obenerwähnten geistlichen Herrn Arm, Baron Saldern ergriff Ottiliens Hand, indeß diese sich mit Thränen im Auge und einem Ausdruck von bittender Angst nach Otto umsah, und der erste Wagen fuhr hinweg. Die übrige Gesellschaft reihte sich zusammen, und Otto schloß mit seinen Gastfreunden sich an.

Otto war Mann, und ein Mann von Bildung. Wie es auch jetzt in seinem Innern tobte, so wußte er eine Außenform zu beobachten, bei der die bewegten Gemüthswellen sich immer leichter wieder ebnen, wie bei äußrer Bewegung. Allein er befand sich in diesem Augenblick unter Menschen, die schon klarer gesehen hatten, wie er glaubte, und mit einer menschlichen Theilnahme seine und Ottiliens Verhältnisse durchschauten. Ehe sich's Otto versah, denn die Anstrengung, mit welcher er die eben empfangnen Eindrücke zu bemeistern strebte, machten ihn unachtsam auf die Wendung, die das Gespräch nahm, ehe er es sich versah, sprach die Fremde, lebhaft zu ihrem Gatten gewendet: beschuldige mich nicht des Vorwitzes,

wenn ich mich unaufgefordert in Ottiliens Schicksal einmische; eines guten Mädchens Lebensfreude ist doch wohl wichtiger, wie eine convenable Klugheit? Herr von Otto, retten Sie das Mädchen! der Baron hat die Mutter gewonnen, und ich habe in der Viertelstunde, die wir zufällig zu früh kamen, mehr aus ihrem Gespräch verstanden, wie die armseligen Menschen mir mittheilen wollten. Der Baron dachte, mit der solchen Leuten eignen vornehmen Dummheit nicht, daß eine unbedeutende Fremde der Mühe werth sey, behutsam zu verfahren. Der milde Bertuch, so hieß Ottos ehemaliger Lehrer, hatte Saldern aus frühern Verhältnissen gekannt, und sagte seinem jungen Freunde jetzt mehr von ihm, als er bei seinem Gang, auf dem er alles Fragen und Hören über der Menschen Privatverhältnisse verachtete, in so kurzer Bekanntschaft hätte erfahren können. Otto reichte beiden so unerwartet gefundenen Bundesgenossen die Hand; verzeihen Sie, sagte er, wenn ich im Bemühen gefaßt zu seyn unbehülflich erscheine. Ich bin überrascht — von der Liebe — von Ottiliens Gefahr — von der Schlechtigkeit der Eltern. ... Nein, unterbrach

ihn Bertuch, nennen Sie's nicht unbedingt Schlechtigkeit; es ist Unwissenheit, Eitelkeit, es ist eine Folge unsrer aufgelösten Verhältnisse. — Nun auch, jetzt helfen Sie mir nur dazu, Ottilien in Ihrer Gegenwart zu sprechen. — Nein, erst dem Vater, rief Madame Bertuch, sonst sieht es wie eine Intrigue aus. An Ottiliens Neigung zweifeln Sie ja nicht? — Nicht so mein Kind, berichtigte sie der Gatte, wenn der Vater Ottos Bewerbung ausschlüge, wie zu erwarten steht, da er seiner Frau Sklave ist, so wäre ein Verständniß mit der Tochter gegen die Pflicht. — Das ist Sophisterei, erwiederte Madame Bertuch; allein du weißt die Menschen besser zu behandeln, wie ich; es sey so. Also: ich suche die Mädchen mit uns auf einen Spaziergang von der Gesellschaft zu entfernen, und dann ist unsre Gegenwart in jedem Fall Ottiliens Rechtfertigung.

Die Gesellschaft traf sich in einem schattigen Baumkreis vor dem Jagdhaus, die beiden Schwestern kamen den Ankommenden in großer Bewegung entgegen: „Der Fürst ist da," flüsterte Ottilie Otto schnell zu, indem sie sich mit ihrer Schwester an Madame Bertuch andrängte, und

sie nicht mehr verließ. Der Fürst redete Herrn Bertuch mit der Liberalität und dem Geiste an, der ihn auszeichnet, und ihn sammt seinen andern Vorzügen zu einem der vorzüglichsten Männer gemacht hätte, wär er nicht durch seine leicht zu erregende Sinnlichkeit ein Spielzeug in der Hand schlechter Gesellschafter geworden. So ungezwungen er Bertuch unterhielt, und einem jeden in der Gesellschaft etwas Verbindliches sagte, heftete er doch seine Augen gierig auf die betrübte Ottilie, für die heute die Blumen keinen Schmelz hatten, die Gipfel der Ulmen nicht rauschten. Otto war durch die Nachricht von des Fürsten Anwesenheit sehr unangenehm überrascht, Frau von Wardein hatte ihm vor ihrer Abfahrt ausdrücklich gesagt: sie wisse, der Fürst sey in Nadast, und das Jagdhaus also heute vor seinem Besuch sicher. Er hielt dieses abermals für einen Streich des Barons, und ward darüber dergestalt empört, daß er unter dem Vorwand eines Befehls an seinen Diener einige Augenblicke zurück blieb, um seine Fassung wieder zu gewinnen. Wie er wieder zur Gesellschaft trat, forderte der Fürst den Baron auf, ihm denselben vorzustellen, und schien durch sein Be-

tragen Ottos Reue, ſich dem Dienſt eines ſolchen Herrn zu entziehen, aufregen zu wollen. Allein bei Otto war dieſer Entſchluß zu feſt auf ſeine ganze Eigenthümlichkeit gegründet, um dieſe Empfindung in ihm zu verurſachen; eine ganz andere Empfindung bemächtigte ſich ſeiner, und das war tiefer Schmerz, daß ſo ein Fürſt nicht edlere Umgebungen zu wählen wußte, wie Sanders und ihres Gleichen, daß das Schickſal nicht ſo einem Fürſten würdige Gefährte ſeiner Muße, daß es ihm nicht einen Freund gab. Dieſe jugendliche Wallung belebte ſeinen Ausdruck ſo vortheilhaft, daß es ſchien, als wollte er durch ſeine Unterhaltung den Fürſten den Unterſchied zwiſchen einem Ehrenmann und einem Schwächling recht merkbar machen. Wenn der Prinz nur Ehrenmänner zu ſeinem Umgange gebraucht hätte, ſo würde er Otto ſogleich einen der erſten Plätze unter dieſen angewieſen haben, allein das iſt eine der demüthigendſten Accidentien der Sünde, daß ſie uns Geſellſchafter zum Bedürfniß macht, vor denen wir uns nicht zu ſchämen brauchen. Daß nun Fürſten ſo beſonders geneigt ſind, ſich vor dieſer Scham zu bewahren, beweißt, wie unauslöſchlich

die Fähigkeit, Böses vom Guten zu unterscheiden, dem Menschen eingeprägt ist.

Indeß Otto den Fürsten unterhielt, beobachtete Madame Bertuch die verschiednen für diese Unterhaltung interessirten Personen. Baron Saldern machte, instinktmäßig, den dienenden Kammerherrn; das heißt, er stand einige Schritt hinter dem Fürsten in einer so vollkommnen Nullität, daß es nur an einem gewissen steifen Blick seiner sonst umherirrenden Augen und einem Zucken seiner Nasenflügel sichtbar war, daß seine Haltung ihm Zwang auflege. Frau von Wardein hatte sich nahe an den Fürsten hingedrängt, und glaubte ihr gutes Vernehmen mit einer so hohen Person nicht besser ausdrücken zu können, als, indem sie ein ums andre in unartikulirten Tönen und ausdrucksvollen Lächeln ihren Beifall über das Gesagte an den Tag legte. Der Oberjustizrath stand mit dem Hut auf den Händen, wie beim Segen in der lutherischen Kirche. Ottilie weidete ihre Augen an Ottos feinem, männlichen Anstand, und genoß jedes gescheute Wort, was er sagte; wobei von Zeit zu Zeit ihr Blick, wie im Einverständniß, dem Blick der Madame Bertuch begegnete. Nur Jakoba be-

hielt einen Ausdruck ängstlicher Bekümmerniß, mit dem sie ihre Schwester im Auge behielt, ohne viel auf die übrige Gesellschaft zu achten.

Nach einem langen Verweilen entfernte sich der Fürst mit der verbindlichsten Einladung an die Gesellschaft: das Jagdhaus heute als ihr Eigenthum zu betrachten. Der Oberfinanzrath trabte ihm bei seinem Weggehen einige Schritte in unbewußter Ehrfurcht nach, und hier hörte Otto, der ihm zunächst stand, daß er einige Worte zu ihm sagte, welche etwas von „dem Glück seiner Tochter" enthielten. Ottos Fassung war zurück gekehrt, er fühlte sich jetzt zum Kampf vorbereitet, und mischte zu seiner neuen Freunde Taktik so geschickt mit, daß er sich, indeß ein Theil der Gesellschaft einen Platz zum Kaffeetrinken aufsuchte, mit ihnen und den beiden Schwestern von den übrigen Spaziergängern getrennt und von den Alleen abwärts, auf einem tief in Wald führenden Wege befand. Er gieng absichtlich schnell voran, ohne sich durch Gespräche aufzuhalten, bis sie an einen Platz kamen, wo einige große Bäume gefällt waren; hier setzten sich die Verbündeten, und es begann eine Bewerbung, die einen besondern Charakter hatte,

indem Otto ſie durch das Vorwort von Menſchen anbrachte, die Ottilie faſt nicht kannte, denn nur erſt ſeit wenigen Stunden ſahe ſie Bertuchs, und in der Jakoba auf das Heirathen gar nicht in Rückſicht nahm, ſondern fromm, ſchüchtern und vertrauend ihre geliebte Schweſter verſicherte: indem ſie Otto zu lieben verſpräche, verſchaffte ſie ja ihnen Beiden einen Beſchützer für das Leben. Ottilie brach bei ſeinem erſten Worte in Thränen aus und obſchon Jakoba ſie in ihre Arme ſchließend, rief: ſo iſt ja mein Gebet erhört; der Mann, den uns Gott an den Thoren der fremden, freundloſen Stadt zuführte, wird unſer Retter. Sieh nur meine Otto, uns iſt's ja in dem weitlichen Lande ergangen faſt wie in den Tagen der Vorzeit, wie Eleazar, als ein Fremdling am Brunnen kam. Ottilie ſchluchzte, und Madame Bertuch lächelte unter Thränen des Wohlgefallens über die altteſtamentliche Beredſamkeit der kleinen Kloſternovize. Aber bei Ottilien war der Schweſter bibliſcher Troſt, Madame Bertuchs Zureden, und ſogar Ottos liebkoſende Bitte vergebens. Das liebe junge Köpfchen hatte die Kümmerniſſe dieſer Stunde nun einmal als die Klippe ſeines ganzen

Lebensglückes aufgefaßt, und da half kein Zureden. Endlich ward Jakobs ganz feyerlich und ſagte: Nun, wenn du denn nicht ſprechen willſt, ſo thu ich es, denn wenn wir dieſe Stunde verſäumen, ſo miſſtennen wir Gottes Wege, das weiß ich gewiß. Otto, wiſſen Sie dann: — Baron Saldern hat um Ottiliens Hand angehalten, und hat unſre arme Mutter mit eitler Welt Ehre bethört, und hat dem Vater mit Fürſtengunſt geſchmeichelt, und hat Ottiliens Thränen geſpottet ... ach, und ... und er iſt ein Mann, wie es einem ſittſamen Mädchen nicht ziemt zu ſchildern; aber unſer inneres Herz lehret uns ihn zu verabſcheuen, und der ehrliche Seppel hat wohl recht gehabt, wie er uns beim Abſchied ſagte: Wir ſollten doch nur Gott bitten, uns vor dem Flitterglanz der Welt zu bewahren, denn nun, — ach nun werden wir doch den Götzen dieſer Welt geopfert. Das liebe Mädchen hatte bei der Erwähnung ihres Michelſeer Knechtes mit hoher Schaamröthe gefühlt, daß es ſich nicht recht zieme, ihn zum Gewehrsmann anzuführen; aber ſie hatte Unrecht. Unter den Landleuten ſtiftet wahre Theilnahme zwiſchen Herrn und Diener eine Mittheilung, die von der ernſt-

drigenden Vertraulichkeit weit entfernt ist, welche in der Verderbniß der Stadt die Mitschuldigkeit gleicher Sünden zwischen Herrn und Diener hervorbringt. Allein bei ihrer letzten Anrufung hatte sie alles um sich her vergessen, und blickte mit thränenvollen Augen und sanft zusammengelegten, nicht gefalteten, aber doch erhobenen Händen gen Himmel; daß sie in ihrer kindlichen Jugend aussah, wie die heilige Anastasia, da sie vor dem Landpfleger stand. Endlich fand aber doch Ottilie ihres jungen Freundes Trost mächtiger wie ihren jugendlichen Jammer; sie ließ sich die Lage der Dinge auseinander setzen, und mit der Zustimmung der frommen Jakoba, die mit ihrem Kinderverstande stets die Stimme ihres Herzens für die des Himmels nahm, ward nun verabredet, daß Otto noch am selben Abend Gelegenheit suchen sollte, sich gegen den Vater zu erklären; gab er ihm Hoffnung, seine Einwilligung zu erhalten, so waren ja obendrein alle Hindernisse gehoben; machte er aber Schwierigkeiten, die auf Baron Balderns Bewerbung Bezug hatten, so sollte ihn Otto mit dem Charakter dieses Menschen bekannt machen, und sein Ehrgefühl, so wie

ſeine Vaterliebe gegen die Eitelkeit der Mutter, welche ſeine Bewerbung unterſtützte, zu erregen ſuchen. Mehr wollte Otto und Bertuch in Gegenwart der jungen Mädchens nicht erörtern, ſie verabſäumten es, ihre reine Unſchuld mit den Vermuthungen zu erſchrecken, welche des Fürſten nun erwartete, offenbar von dem Baron veranlaßten Erſcheinung, und ſeine auf Ottilien geheftete Blicke beſtärkten ihren.

Bertuch, als der fühlſte dieſes kleinen Vereins, erinnerte jetzt an die Nothwendigkeit die übrige Geſellſchaft wieder aufzuſuchen, und recht artigen boten ſich ein Paar Bauerknaben mit großen Sträußen von Wieſenblumen dar, welche die Mädchen — denn in der Liebe paart ſich die reinſte Tugend mit Liſt — in ihren Arbeitskörbchen aufbauten, und ſchon im Gehen Kränze davon flechtend, ſehr gefaßt zu der Geſellſchaft zurückkehrten.

Otto bemerkte, wie der Oberſtallgrafh ſeitdem er den Fürſten am Wagen begleitet, in eine träumende Erhabenheit verfallen ſey, aus der ihn nicht einmal der Genuß eines ſehr guten Rheinweins, den der Kammerherr herbei geſchafft hatte, reißen konnte. Im gewöhnlichen Gang der Dinge

machte ihm der Wein seine Größe vergessen, aber heute diente er nur, sie vor seinem Blick bis in die Wolken zu erhöhen. Er saß ernst mit starrem Blick, wie ein Geisterseher, und wenn er endlich Jemanden eine Antwort gab, so sah er über des Fragenden Haupt hinweg, als spräch er mit dessen abschwebenden Schutzgeist, weil sein Erdengebilde keiner Antwort nicht werth sey. Frau von Wardein lebte desto genießender in der Zeit. Sie war gegen den Kammerherrn voll des eifrigsten Zuvorkommens, gegen die übrige Gesellschaft, voll erdseligen Ergusses über die Herrlichkeit, die in ihrem Hause sollte erblickt werden, sobald sie nur Arbeitsleute genug bekommen könnte, und der soliden Pracht in ganz roßhaarnen Polstern, da ihr der Tapezier wohl anvertraut habe, daß in hochadelichen Häusern manches Sophaküssen mit Stroh gestopft sey. Die Gäste erfuhren endlich sogar, daß sich die Hauptsache immer am Ausgang der Ernte stieß, denn wenn das Korn sich vertheuerte, so hätte sie baar Geld genug in den Händen durch das Verkaufen ihrer Gilttrüchte. Die Töchter litten augenscheinlich bei dem Geschwätz, das der Baron Saldern mit frecher Schadenfreude zum

Zeitvertreib ſeiner Bekannten unter der Geſellſchaft beförderte. Madame Bertuch ſuchte ſie auf ein anderes Geſpräch zu leiten, allein Frau von Wardein behandelte die angenehme Fremde mit ſo einer vornehmen Beſeitigung, daß man hätte meinen ſollen, ſie wäre Zeitlebens gewohnt geweſen, die Leute mit einem Blick zu erfreun oder zu entfernen. Otto hatte gefürchtet, der Oberfinanzrath würde einem Geſpräch mit ihm ausweichen, da er an ſeiner Frau Bezeigen wahrnahm, daß ſie ihn entfernt zu halten bemüht war: allein auf einem kleinen Spaziergang, den die Geſellſchaft gegen Abend machte, ließ er ſich ohne Abneigung auf einen Nebenweg führen, wo ihm Otto ganz einfach ſeine Wünſche entdeckte. Der Mann hörte ihn, ſtets vor ſich hinſehend, ſtillſchweigend an, blieb dann mitten in einem Fahrgleiſe ſtehen, legte die ſchwere Hand ausgebreitet über den Magen, und ſagte, als ſey ihm Ottos Ferner *) jetzt ſichtbar geworden: „Seine Hochfürſtliche Durchlaucht

*) Ferner, ſo heißt der Schutzgriff, der nach der Lehre der Parſen jedem Sterblichen zugegeben iſt, und in bildlichen Darſtellungen, über ſeinem Haupte ſchwebend, abgebildet wird.

hat mein Wort. Meine Tochter Ottilia wird Sr. Hochwohlgeboren, des Herrn Kammerherrn von Saldern Gemahlinn.“ — Otto faßte sich, entdeckte ihm mit aller möglichen Ruhe des Kammerherrn zerrüttete Vermögens-Umstände, seinen übeln Ruf, sein werthloses Leben. — Jener, ohne sich auf eine Widerlegung einzulassen, hielt wieder im Gehen ein, legte die Hand auf den Magen, und wiederholte sein dem Fürsten gegebnes Wort. Jetzt legte ihm Otto seiner Tochter Abneigung ans Herz, die Sünde, ein Kind in so schlechte Hände zu geben. — Herr von Wardein hatte nun einmal die Scheu, unverschämt zu seyn, abgesagt, er beantwortete diese Ermahnung mit der rohen Bemerkung: daß seine Tochter den Vortheil einen grossen Herrn und den Günstling des jungen Landes-Fürsten zu heirathen würde schätzen lernen. Otto fühlte sich nicht mehr fähig gegen diesen Menschen mit Gründen zu streiten, und zu Drohungen hatte er kein Recht. Er bat nur noch kalt um Erlaubniß am folgenden Morgen in eben diesem Geschäft mit Frau von Wardein zu sprechen; worauf Jener mit einem wohlgefälligen Blick, der sich endlich der Erde wieder näherte, bemerkte: die habe

ihm alles, was er gesagt, aufgetragen, von ihr sey demnach keine andre Entschließung zu erwarten.

Dieses Gespräch mit der Mutter entschied der Liebenden Schicksal. Statt mit wenigstens weiblicher, wenn auch nicht mütterlicher Theilnahme ihre Weigerung gegen Otto zu mildern, sagte sie in einem Gemisch von Romanenstoffstein und Gesindegemäsch: wahre Liebe müsse sich in ihrem Gegenstande vergessen; aber nicht der Geliebte seinem Mädchen einen Bauernhof bieten, wenn ein Palast sie aufzunehmen bereit sey. — Otto fühlte bei allem Grimm, der in ihm tobte, daß er die Spaltung zwischen sich und Ottiliens Eltern nicht unheilbar machen müsse durch den Ausbruch seines Zorns; er sagte kurz und trocken, daß ein reicher Patrizier einen verarmten Baron, daß einige unverschuldete Landgüter einen Kammerherrn-Schlüssel vielleicht aufwägen, verbeugte sich, und verließ das Zimmer. Die verblendete Mutter rief ihm nach: was an Geld und Gütern fehle, werde die Gunst des gnädigsten Fürsten schon ersetzen können, und ging, nun wirklich schimpfend, in ihr Zimmer zurück.

Daß in Ottos Seele der Entschluß, seine Ge-

liebte dem Baron auch um den Preiß seines Blutes streitig zu machen, fest stand, zweifelt wohl Niemand; allein, da er kein unerfahrner Jüngling mehr war, sah er sehr klar, daß dieser Entschluß nicht zugleich die Sicherheit, sie zu besitzen, in sich schloß; darum beherrschte er seine tobende Eifersucht, diesen unwürdigen Nebenbuhler durch einen persönlichen Kampf zur Entsagung seiner Ansprüche zu bringen. In sehr strengen Grundsätzen über weibliche Ehre erzogen, empörte ihn der Gedanke, durch einen gewaltsamen Schritt seiner Geliebten Namen zur Unterhaltung der Theetische und Kaffeehäuser zu machen, und unfähig eines kühlen Entschlusses, gebot er, da Ottilie von keiner nahen Gefahr bedroht war, Aufschub desselben, und legte sich das Opfer auf, eine Zeitlang seinen Gedanken einen andern Weg nehmen zu lassen. In wenigen Zeilen beschwor er Ottilien, sich in den nächsten drei Tagen um keinen Preiß, welcher es sey, ihr Jawort für den Kammerherrn entreißen zu lassen, verhieß ihr bis dahin unfehlbare Mittel, sie von seiner Zudringlichkeit zu befreien und ihre Vereinigung zu erzwecken, gefunden zu haben, und vertraute ihr mit einfacher

Herzlichkeit, daß ſeines Herzens-Bedürfniß dahin ginge, ſie nicht von ihren Eltern zu trennen, ihre Liebe, die ſein größtes Heiligthum ſey, nicht zum Geſpräche des Haufens zu machen. Seine ſtrengen Begriffe erlaubten ihm nicht, Felix zum Ueberbringer eines heimlichen Briefes zu wählen; er eilte damit zu Madame Bertuch, theilte ihr den Entſchluß zu einer kurzen Abweſenheit mit, und beſchwor ſie, nicht nur ſeinen Brief ſchleunigſt zu beſtellen, ſondern auch in ſeiner Abweſenheit Ottiliens Schutzgeiſt zu ſeyn.

Darauf verließ er ſogleich die Reſidenz, um auf dem ziemlich entfernten Landgut eines ſeiner Schuldner ein Geſchäft abzuthun, das ihn ſchon ſeit ſeiner Ankunft in die Reſidenz erwartete. Hier, unter ganz fremden Menſchen, mit der Unterſuchung alter Schuldſachen beſchäftigt, mußte er ſeine Herzensangelegenheiten vertagen, und war es ſich bewußt, nach dieſem bittern Zwange mit beſonnenerm Muthe die Wege zu dem Glück ſeines Herzens auswählen zu können. Kaum hatte er ſich mit viel Anſtrengung zu dieſem Entſchluß gebracht, zu dieſem Geſchäfte geſammelt, und bewachte nun ſeine Faſſung, wie eine ſorgfältige

Wärterinn den Schlaf eines unruhigen Kindes, die schon von fern jedes Geräusch abwehrt, als nach wenigen Stunden sein Gastfreund, der Herr des Gutes, eine Botschaft des Fürsten erhielt, die ihm meldete, daß dieser sich auf den morgenden Tag zur Schweinejagd ansagen ließ. Die freudige Erwartung, den Fürsten zu bewirthen, ebnete von Seiten dieses Mannes alle Hindernisse des Geschäftes, und benahm durch dessen schnelle Abschließung Otto jeden Vorwand, der Jagd nicht beiwohnen zu können. Nicht ohne Kampf konnte Otto darein willigen; allein er war jetzt einmal in dem gewöhnlichen Gang gefühlvoller Menschen, wenn es ihnen einmal gelingt sich der Vernunft zu unterwerfen; sie thun es mit Leidenschaft und System zugleich. Otto schämte sich des Verdachts, der in ihm über des Fürsten Verständniß mit dem Baron Saldern aufgestiegen war, er spottete sich selbst aus, daß er in dem einfachen Schicksal seiner Liebe ein Romanen-Verhältniß gesehen, in welchem er aus Saldern einen Marinelli, aus dem Fürsten einen Verführer gemacht hatte. Selbst wie der Fürst ohne seinen gewöhnlichen Begleiter eintraf, er diesen also in Ottiliens Nähe vermu-

then mußte, behauptete er ſeinen Gleichmuth. Doch trotz alles dieſes Vernünfteins behielt das Gefühl ſeine Rechte, er konnte in ſein Betragen kein rechtes Gleichgewicht legen, und deshalb begegnete er des Fürſten wirklich auffallender Herzlichkeit mit einem Weſen, das, weil es aus Anerkennung und Selbſtüberwindung zuſammengeſetzt war, etwas Gezwanntes gewann. Gerade dieſes ſchien des Fürſten Wohlgefallen an ſeinem Umgange zu verdoppeln; denn es entfernte ſich noch mehr von der flachen Alltagsunterhaltung, die ſo ein armer Fürſt gewohnt iſt, und die auch geiſtvolle Menſchen ihres Ranges verleiten, Poſſenreiſſer und Paradoxenjäger den nähern Zutritt zu geſtatten. Sie athmen freier, wenn nur das todte Meer ihrer Geſellſchafts-Stunden angeregt wird. Kein Menſch von geſundem Gemüth wird dem Reiz der Fürſtengunſt widerſtehn. Er empfindet durch ſie den Genuß der Ehre, oder ſie erregt in ihm die Hoffnung, zum Beſſern zu wirken. Daher willigte auch Otto mit Freuden in ſeines Fürſten Bitte, die beiden folgenden Tage ihn bei der Jagd zu begleiten. Sein Entſchluß über ſeine Liebe war nun gefaßt. Ruhige Erklärung gegen

den Baron, und blutige Fehde, wenn diese ihn nicht zur Entsagung vermöchte, schien ihm der Gang der Verhältnisse zu fordern. In der letzten hoffte er alles von seiner guten Sache, von seinem geübten Arm, und endlich von dem Edelmuth des Fürsten, dessen Charakter er jetzt kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Er war gesonnen, ihm am Tage des Zweikampfs eine schriftliche Darstellung seiner Verhältnisse zu seinem unwürdigen Liebling zustellen zu lassen, von der er hoffte, daß sie ihn entweder vor der Ahnung der Gesetze schützen, auf jedem Fall aber Ottilie von Salderns Bewerbung retten würden.

Am dritten Tage ward die Jagdlust mit einem ländlichen Balle beschlossen, nach welchem Otto unmittelbar in die Residenz zurückzukehren gedachte. Die Tanzbelustigung war um so lebhafter, da die Gesellschaft aus allen Ständen zusammengesetzt war, und die Familien der Landleute mit wahrer Herzlichkeit die Gegenwart ihres jungen Fürsten genossen. Sehnlich sah Otto dem Augenblick entgegen, wo es ihm erlaubt seyn würde, sein Pferd zu besteigen. Es war schon lange nach Mitternacht, als er, eben mit dem Fürsten in einem

heitern Geſpräch begriffen, den Baron, im Reiſeanzug, eilig ins Zimmer treten ſah. Sein Anblick war ihm nicht überraſchend, doch jetzt hätte er ihn lieber in der Stadt ausgeſucht, als hier begegnet. Ihn in des Fürſten Nähe aufs äußerſte zu bringen, empörte ſein Gefühl von Anſtand, von perſönlicher Achtung gegen ſeinen Landesherrn. Allein die Nothwendigkeit ſeine quälende Ungewißheit und Ottiliens Verfolgung ein Ende zu machen, verbot jede andre Rückſicht, er beſchloß augenblicklich zu der Erklärung mit Soldern zu ſchreiten.

Der Baron hatte Otto nicht mit ſo geringer Verwunderung neben dem Fürſten, als Otto ſeinen Eintritt in die Geſellſchaft erblickt. Im Gegentheil ſchien er von ſeiner Gegenwart hier im Schloß, von ſeinem geſellſchaftlichen Beiſammenſeyn mit dem Fürſten, auf das heftigſte überraſcht. Zögernd nahte er ſich ſeinem Herrn, und gerieth nun allmählig mit ihm, von der übrigen Geſellſchaft etwas entfernt, in ein lebhaftes, wie es aber den Anſchein hatte, für ihn nicht ſehr erfreuliches Geſpräch; denn der Fürſt verließ ihn bald, und ſchritt haſtig an das andre Ende des Saals, wo er ſichtlich zerſtreut ein Geſpräch an-

knürfte, indeß Saldern bestürzt und gedemüthigt stehen blieb. Otto, der ihn beobachtete, näherte sich ihm unmittelbar nach der Entfernung des Fürsten, und nach einer kurzen Entschuldigung bat er sich nach dem Ball seinen Besuch auf seinem Zimmer aus. Jetzt nahm er wahr, daß das arme Sünders-Gesicht in dem Menschen immer mehr die Oberhand behielt. Er verbeugte sich einwilligend, mit einem ängstlichen Blick auf den Prinzen, der beide ins Auge fassend, auf sie zuschritt, und Otto in sehr bestimmtem Tone aufforderte, vor seiner Abreise noch zu ihm zu kommen. Zu jeder Stunde, setzte er, Ottos Hand lebhaft schüttelnd, hinzu, und lä' ich auch tief im Schlaf — obschon ich den nicht erwarte, — zu jeder Stunde.

Otto wartete nicht lange auf seinem Zimmer, als Baron Saldern herein trat, und mit mühselig erborgtem Leichtsinn, bei dem seine schlaffen Züge zuckend verschoben wurden, zuerst das Wort nahm. Ich glaubte, mein Herr von Otto, mit Ihnen feindlich zusammen treffen zu müssen, und eilte deshalb hierher zu meinem Fürsten, um ihm die Nothwendigkeit einer Handlung, welche die

Geſetze verbieten, vorzuſtellen. Ihre ſchon mehrtägige Anweſenheit in der Nähe unſers Herrn zeigt mir, daß Sie an der Flucht des Fräulein Wardein gar keinen Antheil-haben, ich mich alſo, da es ſich ausweißt, daß der jungen Dame meine Bewerbung nicht ſehr gefällt, als Ihr Freund zurückziehen kann .... Otto hatte ihn nicht ſo weit fortſprechen laſſen, um ihm zuzuhören, ſondern weil die Nachricht von Ottiliens Flucht ihn im erſten Moment zu jeder Aeußerung unfähig machte. Jetzt trat er heftig auf den ſich unheimlich fühlenden Redner zu: wo iſt Ottilie? rief er, und zu welchem unſeligen Schritte zwang ſie Ihre Verfolgung? — Salbern trat, nicht ganz ohne Faſſung, einige Schritte zurück; es war ſichtbar, daß angewohnte Begriffe ſeiner ehrloſen Natur hier aufhalfen; denn er ſagte mit mehr Sicherheit, als nach ſeiner Anrede zu erwarten war: Herr von Otto, ich handelte als Mann von feinem Gefühl, da ich den Verdacht: Sie haben an Fräulein Ottiliens Entführung Antheil genommen, nicht Verführung nannte, der Ausdruck von Verfolgung den Sie brauchten .... Herr Baron, wenn es darauf ankommt Ihnen Genugthuung zu verſchaf-

sen, so segne ich den Augenblick, in dem Sie solche fordern; jetzt eile ich das unglückliche junge Mädchen zu retten, bevor durch Ihre und meine Schuld ihr guter Ruf zu Grunde geht. — Hier hob der alte Satan den Kamm in des Barons Seele, denn der Ausdruck: „Guter Ruf" ließ seine, noch zwischen Cavaliers Ehre und bösem Gewissen zuckenden Mundmuskeln in ein spottendes Lächeln gerinnen. Otto entzieng das nicht; er warf einen wüthenden Blick auf ihn, und eilte mit dem Nachruf hinweg: wenn Sie wollen, mein Herr Kammerherr; wo Sie wollen. Ihre Botschaften finden mich unfehlbar zurückgekehrt in die Residenz. — Der Kammerherr glaubte, er gienge nur fort, um seine Abreise zu bestellen, verließ deshalb das Gemach, und schlich sich in das Vorzimmer des Fürsten, mehr, weil ihm nirgend wohl war, als weil er ihn noch sprechen zu dürfen hoffte; denn er war für diesen Abend ziemlich unfreundlich entlassen. Allein wie erbärmlich stand er da, als ihm der Kammerdiener sagte: der Fürst habe bei seiner Rückkehr vom Balle befohlen, Herrn von Otto vorzulassen, er möchte kommen, wenn er wolle. Vor wenigen Minuten sey dieser auch

wirklich gekommen, und noch jetzt bei ihm in lebhaftem Gespräch. Nach einigen sehr ängstlichen Fragen, denen höchst leichtsinnige Ausdrücke den Ton der Sorglosigkeit geben sollten, suchte der von dem Ritt des Tages und der Ungnade des Empfangs an Leib und Seel erschöpfte Baron seine Nachtruhe, zu eben der Zeit, als Otto, dem der Fürst beim Abschied noch an der Thür seines Kabinetts schweigend, aber mit beredtem Blicke die Hand drückte, sich aufs Pferd schwang, und dem anbrechenden Tage entgegen zur Stadt eilte.

Otto hatte bei seinem Abschiedsbesuch bei dem Fürsten mehr von Salderns Planen erfahren, als er bisher wußte. Dieser weit sehende Mann hatte bei seiner Heirath mehrere Zwecke zu vereinigen gedacht. Eines schönen Heirathsguts war er gewiß, außerdem hatte er noch den künftigen Schwiegervater vermogt, ihm ein ansehnliches Capital zu versprechen, mit welchem er drückende Schulden von seinem Gute abzuzahlen und dessen Sequestrirung zu verhindern hoffte; hiemit war die Gegenwart ziemlich gedeckt, doch der Kammerherr wollte auch die Zukunft sichern; für diese sollte seines jun-

gen Fürsten leicht entzündliches Herz ihm bürgen. Die listig angelegte Zusammenkunft desselben mit Ottilien auf dem Jagdhause war die Exposition der edeln Ehemanns-Rolle, nach der er strebte, und ohne Ottos Bekanntschaft in Wardeins Hause wäre dem Verderben vielleicht der Sieg über die unerfahrne Unschuld Ottiliens — wenn auch endlich auf Kosten ihres Seelenheils, gelungen. Daß Otto des Fürsten Aufmerksamkeit bei diesem ersten Zusammentreffen erregte, daß er seine Achtung während der Jagdpartie auf eine vorzügliche Art gewonnen, veränderte nun sehr Vieles, was Baron Saldern gar nicht verändert geglaubt hatte. Wie er die Flucht der beiden Schwestern aus dem väterlichen Hause erfuhr, sah er, trete nicht eine höhere Macht ins Mittel, die Fehlschlagung seines Heirathsplans voraus, und eilte also, vor allen sich des Fürsten Autorität zu ihrer Auslieferung aus dem Kloster, wohin sie ihre Zuflucht genommen hatte, zu versichern. Hätte er den Fürsten allein gefunden, so wäre dieser Anschlag vielleicht auch gelungen, denn er würde ihn Ottos Antheil an des jungen Mädchens Flucht leicht haben überreden können, da er diesen aber neben dem Fürsten fand, ward jene Beschuldigung unmöglich, die Furcht,

daß ſein Nebenbuhler bei Ottilien ihn nun auch aus der Hofgunſt verdrängen könnte, benahm ihm die Fähigkeit, ſein Betragen zu berechnen, er vergaß, daß Fürſten ſehr ſelten etwas Böſes wollen, nur leider zu oft es ſich gefallen laſſen, von den böſen Thaten ihrer Umgebungen den Vortheil zu ziehen, und hatte die Unverſchämtheit bei der Unterredung im Fenſterbogen, wie er unerwartet in den Ballſaal trat, dem Fürſten Ottos Liebe zu Ottilien zu entdecken, und ihn einen Blick in die ſchmeichelhafte Zukunft werfen zu laſſen, wo Ottilie, als ſeine Gemahlinn, in der Nähe ſeiner Gegenwart leben würde. Ottos Umgang hatte in dem jungen Fürſten ſein beſſres Ich empor gehoben; er hatte ſich in dieſen Tagen, von Höflingsumgebungen frei, zwiſchen kräftiger Jagdluſt und geiſtreichem Geſpräche getheilt, als ein beſſrer Menſch gefühlt, ſo daß das Gewebe von Salderns ſchmutzigem Umtriebe ſeine Empfindungen ungewöhnlich empörte. Er fühlte ſich tief verletzt, daß ſein armſeliger Günſtling auf ihn gerechnet hatte, ein Mädchen gegen die Stimme ihres Herzens zu einer Ehe zu zwingen, daß er ihn in Gefahr geſetzt hatte, das Liebesglück des Mannes zu ſtören, den er in

diesem Augenblick allen seinen Umgebungen vorzog; aber vor Allem brachte ihn die Zuversicht auf, mit der Saldern seine Schwäche für das schöne Geschlecht für eine in göttliche und menschliche Gesetze eingreifende Handlung zu benutzen gedachte. Seine erste Bewegung war, diesen Unverschämten zu vernichten, allein ein dunkles Bewußtseyn durchzuckte ihn, daß es seine Schuld sey, wenn er diese Berechnung gewagt habe. Auf diese Weise ward Saldern vor heftigen Ausbrüchen seines Zornes geschützt; des Fürsten aufgeregtes Gefühl beschäftigte sich aber, wie es bei edeln, aber der Vernunftherrschaft nicht unterworfnen Menschen geht, mit Reue über die Gunst, die er an Saldern verschleudert, mit überspannter Freundschaft für Otto, gegen dem er die Absicht des Unrechts gut machen zu müssen glaubte, kurz mit dem Schwelgen in lebhaften Empfindungen, welche sinnliche Menschen um feste Entschlüsse und deren Ausführung betrügen.

Diese Stimmung sprach sich in seiner letzten Unterredung mit Otto aus. Sie war peinlich für diesen. Seine Vernunft sagte ihm, daß sie nur eine Erscheinung der Leidenschaft sey, aber als

ſolche war ſie wahr; gepflegt, oft zurückgeführt, konnte ſie die herrſchende, wenigſtens die überwiegende Empfindung des Mannes werden, der eine ſo große Zahl ſeiner Mitmenſchen beglücken, oder ſie verderben konnte. Sein guter Engel gab ihm die Kraft, den Bitten des armen Fürſten an ſeinem Hofe zu leben, zu widerſtehen. Er flüſterte ihm zur rechten Zeit zu, daß es thöricht anmaßend ſey, wenn ein junger unerfahrner Mann allein verändern, abwenden wolle, was Gewohnheit feſt begründet, was Umgebungen unterhielten. Unſere politiſchen Romanen-Schreiber, die uns ſo gern in die Kabinette ihrer Fantaſie-Fürſten einführen, würden mit Bereitwilligkeit dieſen Auftritt beſchreiben; wir ehren die Empfindungen, die ſich in dieſer Stunde ergoſſen, und begnügen uns zu ſagen, daß Otto wahrhaft blieb, auch in dem tiefen Schmerz, mit dem er die Anerbietungen ſeines liebenswürdigen Fürſten ausſchlug, auch in dem feſten Verſprechen, jedesmal, wo er ſeine Gegenwart fordere, zu ihm zu eilen, als freier Bürger, als liebender Freund.

Tief bewegt von dieſem Auftritt, ſchmerzlich geſpannt über das unbegreifliche Verſchwinden ſeis

ner Geliebten, eilte er der Residenz zu, um sich mit Herrn von Wardein und seiner Frau über die Veränderung zu verständigen, welche des Barons Ungnade bei dem Fürsten, und deren Ursache in ihren Planen mit ihrer Tochter hervorbringen mußten. Auf halbem Wege begegnete er einigen Bauern, die vermittelst ein Paar zusammengebundnen Eggen eine sehr schwerfällige Tragbahre gemacht hatten, auf der sie einen Verwundeten in das nächste Dorf trugen. Kaum nahm sich Otto Zeit hinzublicken, aber das war auch genug, um in dem Verunglückten den treuen Felix zu erkennen. Dieser nahm ihn jetzt auch wahr, und suchte mit schmerzlichem Rufen seine Träger zum Stillestehen zu bringen. Staunend näherte sich Otto; aber die Bauern versicherten, nicht stillstehen zu können, weil die Tragbahre zu schwer sey, nicht ohne den Leidenden zu erschüttern, niedergesetzt werden könnte, und das Wirthshaus ganz nahe sey. Das Pferd, an dem Zügel führend, gieng nun Otto neben der Bahre her, und hörte die befremdlichste Geschichte.

Nach jener anscheinend zufälligen Zusammenkunft Ottiliens mit dem Fürsten auf dem Jäger-

hauſe, glaubte ſich Baron Saldern, durch den Eindruck, den, wenn er wahrnahm, das ſchöne Mädchen auf ſeinen Herrn gemacht, und durch die bereitwillige Gnade, die dieſer gegen unſern Oberfinanzrath ausgedrückt hatte, ſeiner Sache ſo gewiß, daß er jede zärtere Schonung bei Seite geſetzt haben mogte. Felix nahm wenigſtens ſchon den folgenden Morgen die Beſtürzung der beiden Schweſtern wahr. Die ganze Familie brachte den Abend mit mehreren Bekannten des Barons in einem öffentlichen Garten zu, worauf man in einem beſondern Zimmer zu Nacht ſpeiſte. Felix war beim Aufwarten Zeuge des Tons, den dieſe Leute, ein Paar Gardeoffizier und einige Schauſpieler, ſich in ihren Geſängen und Reden erlaubten. Frau von Wardein war bei den Gelagen der Prälatur, unter hungrigem Landadel, ſchwelgenden Geiſtlichen und kriechenden Kloſterbeamten keiner beſſern gewohnt; ihre beiden Töchter flüchteten aber in Todesangſt hinter ihres Vaters Stuhl, der ſie vor Zudringlichkeiten zu ſchützen geſonnen ſchien; aber bald von der Geſellſchaft durch fleißiges Zutrinken daran verhindert ward. Ottilien und Jakoben blieb nur noch ihr Schmerz,

um ſich gegen die ſie umgebende rohe Luſtigkeit zu wehren; der ſchützte ſie auch. Keiner der hier verſammelten Geſellen gedachte eine Unthat zu begehen, ſie glaubten ſich durch des Barons Einladung und der Frau von Wardein beifälliges Vernehmen nur berechtigt, ihrer gewohnten Stimmung keine Schranken zu ſetzen. Felix ſann auf Mittel, das Bacchanal bald zu beenden, und ſeiner jungen Herrſchaft Rückkehr zu decken. Er ließ die Wagen anſpannen, gab dem Zeiger der Wanduhr einen Ruck, der ihn dazu beſtigte, und erinnerte keck an den Aufbruch; der Vater ſchlief, die Mädchen meinten, der Spaß war nicht groß, man ſtand vom Tiſch auf. Schnell reichte Felix den Fräulein ihre Mäntel und flüſterte: „Folgen Sie mir unverzüglich aus dem Zimmer.“ Dieſe gehorchten ohne Nachdenken, denn alles Fortgehen war ihnen willkommen; Felix Meiſterſtück gelang, er führte ſie an die Hausthür, ließ ſie ſchnell in die vorderſte Chaiſe ſteigen, ſprang hinten auf, und fuhr in die Stadt. „Ich hätte,“ ſagte er zu ſeinem ehemaligen Herrn, „die jungen Damen mit keiner dieſer Leute fahren laſſen, und wären es Mädchermädchen geweſen.“ Felix hörte, daß nach der

Mutter Zudringlichkeit zwischen ihr und ihren Töchtern noch eine lebhafte Scene vorfiel und erwartete, daß er den ganzen Zorn der erstern für sein eigenmächtiges Nachhausefahren noch erfahren würde. Zu seinem Erstaunen geschah das nicht; sondern sie rief ihn in das Zimmer, um mit ihm über die glänzende Einrichtung eines morgen zu veranstaltenden Diners zu berathschlagen. Es ward dem gewandten Burschen leicht, ihren Forderungen durch die glänzendste Einrichtung zu genügen; denn so sehr die Dame gewohnt war, einen Tisch mit Fülle zu versehen, so neu war ihr Alles, was durch Anblick und Abwechslung den satten Genuß zu reizen vermochte. Sie hatte einen Theil der heutigen Gesellschaft, nebst mehreren ebenfalls neu angestellten Collegen ihres Mannes eingeladen, und wünschte besonders diesen durch ihr neu angeschafftes Porzellain, ihre nach Felix Angabe gekauften Gläser, Kühlkessel, Desert-Körbe, das ganze Uebergewicht ihres Reichthums fühlen zu lassen. Mein erster Gang am folgenden Morgen, fuhr Felix von seinem Schmerzenlager herab, fort, war — darüber müssen Sie wahrlich nicht zürnen — zu Ihnen, gnädiger Herr. Es schien

mir unmenſchlich, daß Sie, wegen Schicklichkeitsurſachen, die gemeine Leute freilich nicht verſtehen, Fräulein Ottilie in der Noth allein ließen, da Sie ſie doch liebten und herzlich von ihr geliebt wurden. Ganz erſtaunt hörte ich, daß Sie ſchon ſeit vier und zwanzig Stunden nicht mehr in der Residenz ſeyen.... Ottilie wußte das ſchon lange, unterbrach ihn Otto, deſſen Herz bei dieſer Erzählung von Zorn und Beſtürzung faſt zerſprang. Der arme Leidende wendete ſich mit ſeinen Schmerzen zu ihm hin: gnädiger Herr, nicht ein Wort hat ſie gewußt.... Madame Bertuch hat ihr ein Billet von mir übergeben... Ach Gott! nun begreife ich, warum die gute Dame den erſten Tag nach Ihrer Gnaden Abreiſe ſo lange da war. Gewiß wollte ſie es der Fräulein geben, aber Frau Oberfinanzräthinn verbot Fräulein Ottilien, ſo lange Madame Bertuch da ſey, ins Zimmer zu kommen. Abends, wie die Herrſchaft zu dem wirthlichen Souper gefahren war, kam ſie noch einmal wieder, und noch ſpäter hatte ſie einen großen Strauß Blumen geſucht, der fiel der Frau von Wardein in die Augen, ſo wie ſie ins Zimmer trat; — ach, die wird das Billet behalten haben.

Nun begreif ich, warum Fräulein Ottilie Ihren Namen nicht hören wollte, wie ich ſie bat, mit Baron zu gehen, ſondern mich zu Ihnen zu ſchicken, damit Sie ihr helfen. . . .

Hier hielten die hülfswilligen Bauern vor dem Gaſthof, Otto belohnte ſie reichlich, und half mit folternder Ungeduld im Herzen den Beſchädigten auf ein Bett bringen. Der Wundarzt war von einem voranreitenden Boten ſchon herbeigerufen, aber der brave Felix wehrte ihn trotz ſeinen brennenden Schmerzen noch ab, zog Otto zu ſich, und ſagte leiſe: das Mittagseſſen allein, ſo voll es war, hätte mich nicht ſo vermeſſen gemacht, die beiden Fräulein zu entführen, aber des Herrn von Baldern Kammerdiener nach beim Wein geſchwätzig, Fräulein Ottilie ſolle nicht allein ſeines Herrn Gemahlinn, ſondern auch des Fürſten Maitreſſe werden, ſagte er. — Otto gerieth außer ſich, ſolche Reden in der Bedienten Stube gehalten zu wiſſen; er ſchlug ſich, dem Baron Verderben drohend, vor die Stirn; Felix langte aber mühſelig nach ſeinem Arm, um ihn wieder zu ſich zu ziehen, und fuhr fort: deshalb gab ich der lieben Kinder Bitten nach, und brachte ſie geſtern

Nacht in das Kloster Mariahilf; dann eilte ich zurück, ohne irgend auf meinen Dienst zu achten, nahm in der Stadt ein Pferd, und suchte Sie auf. Des Reitens ungewohnt, bin ich gestürzt, und nun — er wendete sich mit einem schmerzlichen Seufzer zum Wundarzt — nun suchen Sie mir meine Pein zu erleichtern.

Otto stand, beide Hände vor dem Gesicht, beschämt, erschüttert, so viel Eifer bewundernd, und sah den Wundarzt seine Arbeit beginnen. Doch nur wenige Sekunden sah er den Sturm in seinem Innern sich von der Außenwelt abziehen. Bei Felix ersten Schmerzen. Don eilte er zu seinem Lager, und sahen nur mit den Mitteln beschäftigt, seine Leiden zu erleichtern; er befahl, keine Mühe, keine Kosten, keine Sorgfalt zu ersparen, um seine Heilung zu erlangen. Das Schenkelbein war durch den Fall ganz zerschmettert, und die Verletzung durchs Schleifen des Pferdes und das unbequeme Fortschaffen verschlimmert. Endlich war der Verband angelegt, Felix lag todtenstumm und unfähig zu reden auf seinem Lager. Otto saß, ein Bild der mitleidigen Geduld, neben ihm, so gewaltig seine Unruhe ihn antrieb,

bis endlich hoch am Tage der Kranke, seiner Sinne wieder mächtig, die Augen aufschlug und ihn erblickte. „Nach Mariahilf, mein guter, gnädiger Herr! — O, nach Mariahilf, damit die armen Kinder erfahren, daß sie nicht von Ihnen verlassen sind. — Kannst du mich entbehren, guter Felix? rief Otto, dem mit dem ersten Ton von Felix Stimme das Bleiben unmöglich geworden war. Mein Bursche bleibt bei dir, ich schicke dir deine Mutter zur Pflegerinn, und sobald du fortgebracht werden kannst, schaffe ich dich nach Waldstetten, wo du Zeitlebens versorgt wirst. Du hast wie ein redlicher, frommer Mensch gehandelt. Felix dankte innig gerührt, trieb ihn aber nochmals zur Abreise.

Nun mußte Ottos Pferd die Versäumniß ersetzen; noch vor Abend kam er in die Stadt; kaum vermochte er's über sich, seinen bestäubten, durch die Hülfleistungen bei Felix Verband ganz befleckten Anzug zu ändern. Er eilte zu Madame Bertuch, von der er über die jetzige Lage der Dinge in Wardeins Familie die treusten Nachrichten erwartete. Zu seinem Schrecken hörte er hier, daß eine unerwartete Botschaft aus der

Heimath sie genöthigt habe, ihre Rückreise anzutreten den Morgen desselben Tages. Ein Schreiben, das sie an Otto hinterlassen, unterrichtete ihn, daß Ottiliens Eltern ihn für den Entführer ihrer Töchter hielten, und der Baron in diesem Verdacht sie bestätigte, daß sie aber selbst als Mitschuldige angesehen, zur Vermeidung unangenehmer Auftritte ihre Besuche bei ihnen habe einstellen müssen.

Nun blieb Otto nichts mehr übrig, als bei Ottiliens Eltern selbst die jetzigen Verhältnissen seiner Geliebten zu erfahren. Seine alterthümlich ernste Erziehung, seine männliche Denkart ließ ihn in diesem Augenblick vor sich selbst in einem widrigen Lichte erscheinen. Es kam ihm so Geckenhaft vor, als Mädchen-Räuber und Entführer angesehen zu werden. Der Verdacht verletzte nach seinem Gefühl die Zartheit seiner Liebe und die Würde seiner Geliebten. Und diesen Verdacht hatten Ottiliens Eltern! Wenn er sich ehemals das Bild einer glücklichen Ehe vormalte, so nahmen seine Schwieger-Eltern darin den Platz ein, der seinem Vater, seiner Mutter gehört hätte, wär er nicht durch frühen Tod ihrer beraubt wor-

den. Daß eine Verbindung mit Ottilie dieſes ſchöne Bild zerſtörte, that ihm ſehr weh, es prüfte ſeine Liebe, und wie ſie dieſe Prüfung beſtanden hatte, gab es ihr noch mehr Innigkeit und Ernſt, denn er mußte Ottilien den Vater und die Mutter erſetzen, die ein trauriger Abſtand von Gefühl und Sitte aus ihrer vertraulichen Häuslichkeit ausſchloß. Die Nothwendigkeit dieſes Verhältniſſes hatte ihn noch nie ſo ſchmerzlich beſchäftigt, als auf ſeinem jetzigen Weg in Wardeins Wohnung; ſie gab ihm Milde und Geduld, den erſten Empfang, der ihn dort erwartete, zu ertragen. Es war faſt Beſuchsgehenszeit, und ſo ſehr Frau von Wardein dem großen Ton nachſtrebte, ließ ſie doch im häuslichen Leben manche patriarchaliſche Sitte des Präkaturlebens beſtehen. Obſchon Herr und Frau ihre eignen Zimmer hatten, trugen ſie doch gern ihre Kleidungsſtücke einzeln durch die offenſtehenden Thüren und legten ſie bei berathendem Geſpräch oder abhandelnden Streitfragen an. Auch jetzt fand Otto den Herrn Oberfinanzrath auf dem Sopha ſitzend, wo er ächzend den Socus an ſeine weilenden Sohlen ſchnallte; der eine Stiefel war an ſeiner Stelle, der andre Fuß ſtack in einem

Filzpantoffel; zu dieser Doppelgestalt als Hausvater und Staatsmann stimmte der Ausdruck des Zorns und des Schreckens in seinem Gesicht; nur war daselbst die Scheidelinie wagerecht, so wie dort senkrecht. Nämlich die Stirn war von Zorn gefurcht, indem der hängende Mund — nicht Frieden, aber sicherlich Umgehen des Streites aussprach. Ganz anders war es mit der Frau Oberfinanzräthinn bestellt. Diese wendete sich, einen bebänderten und beblümten Hut in der Hand, der eben zum Schmuck ihres stolzen Hauptes sollte erhoben werden, kampffertig zu dem hereintretenden Otto, und forderte als tragische Mutter ihre Kinder zurück! sie schüttelte die noch nicht vom Hut festgehaltne Locken in erhabnen Zorn, und geriet'h, fortgerissen von ihrer kräftigen Natur, aus der Ode in die Dityrambe, worin sie ihr Innres ausschüttend, mehr von ihren Wünschen und Hoffnungen rücksichtlich ihrer Töchter offenbarte, als die Klugheit erlaubte. Bei ihrem Eheherrn war der Charakter der Rede im umgekehrten Verhältniß. So lange sich Frau von Wardein in der Erhabenheit hielt, suchte ihr Gemahl durch kurzgefaßte Sätze ihre Rede unhanwendlich zu kommentiren,

wie ſie aber im Uebermaß der Regelloſigkeit bis zum Volkstone herabſchritt, ſuchte er ſich in brummenden Tönen den Rückzug eröffnen zu wollen.

Otto war mit dem feſten Vorſatz gekommen, in dieſen Menſchen nur Ottiliens Eltern zu ſehen, und wie tadelnswerth und eitel ihre Anſprüche geweſen, doch Menſchen die Fehlſchlagungen erfahren hatten. Er hörte ihre Reden deßhalb geduldig an, und es ward ihm leicht, denn ſeine aufgebotne Philoſophie verſetzte ihn bald aus der Lage des Leidenden in die des Beobachters, in welcher er mit Theilnahme das Wechſelverhältniß der beiden Geſchlechter in den beiden Gatten wahrnahm. Der Oberfinanzrath hatte in demſelben aufgehört Ehrenmann zu ſeyn, weshalb ihm die Erhabenheit in den Reden ſeiner Dame nicht genügte; allein er hatte nichtaufgehört Vater zu ſeyn, darum hätte er die Abſichten auf die Ehre und das Glück ſeines Kindes gern verläugnet. Die Frau hingegen ſuchte den Begriff von Standesehre durch ein Paar deklamatoriſche Phraſen zu decken: über das Unrecht gegen ihre Kinder war ſie aber durch Selbſtſucht und Eitelkeit dergeſtalt verblendet, daß jedes natürliche Gefühl in ihr überwand ward. Endlich

mußte sie aber schweigen. weil es ihr fürs Erste an Athem gebrach. Nun hob Otto seine Rede an, als wenn sie das erste ausgesprochne Wort wär; er sagte einfach, wie er vom Fürsten käme, mit dem er die letzten Tage gejagt habe, wie der Kammerherr ihn dort gefunden, und sie beide, Herr von Saldern und er, sich über ihre Ansprüche an Fräulein Ottilie erklärt haben. Auf diese Erklärung hin habe der Baron zurücktreten müssen, und das aus Ursachen, welche den Fürsten bewogen hätten, ihm sein Mißfallen durch den bestimmten Befehl, bis auf weitre Nachricht seine Gegenwart zu melden, auszudrücken. Von der andern Seite fuhr Otto fort, darf ich wirklich hoffen, daß es dem Fürsten lieb seyn wird, wenn Sie durch gütige Einwilligung in meine Wünsche, rücksichtlich Ottiliens, dem Publikum beweisen, daß Sie an den ehrlosen, durch Indiskretionen zum Theil bekannt gewordnen Planen seines unwürdigen Dieners, keinen Theil genommen haben. Durch die edle Theilnahme unsers Fürsten ermuntert, bitte ich Sie nun um die Erlaubniß nach Mariahilf, wo Ihre Töchter Zuflucht suchten, eilen zu dürfen,

um meine Braut und ihre Schweſter in ihr väterliches Haus zurück zu geleiten.

Ottos Rede war nicht ſo lang geweſen, wie die der Frau Oberfinanzräthinn, aber ſie hatte auf ſeine Zuhörer viel mannigfacher gewirkt. Des Mannes gewaltiger Knochenbau fügte ſich nach und nach in die Stellung, in der ein Subalterner die Einladung zu einem Miniſterdiener empfängt, bis er endlich, im Sieg natürlicher Empfindung laut weinend, ſich über die Gnade des Fürſten und das Unglück dem ſein Kind entgangen, und ſeinem Wunſch es glücklich zu ſehen, ausließ. Ganz anders ließ die hohe Frau ſich vernehmen. Der bebänderte Hut, den ſie während ihrer lebhaften Deklamationen vor Ottos Geſicht drohend geſchwenkt hatte, ward langſam auf den Sopha gelegt, ein Shwal ergriffen, und indem ſie ihn behutſam umlegte, ihren Armen, vermöge ſeiner, eine ruhige Stellung gegeben. Sie ſchien mit dieſem Anſtands-Geräth die ſtürmiſchen Wogen ihres Gemüths in Feſſeln zu legen, welches ihr auch ſo weit gelang, daß ſie, wie Otto geendet, einige Fragen an ihn that, die ihm bewieſen, daß ſie außer Stand ihren Plan mit dem Baron durchzuſetzen,

wenigſtens weit entfernt war, in ſeine Wünſche zu willigen. Er beantwortete ſie mit vollkommener Geduld; Mitleid mit des Vaters Schwäche und Unwillen mit der Mutter gehäſſigem Gemüth, vermochte ihn alsdann hinzu zu ſetzen: da mir der Fürſt befohlen hat, ihm, ſo bald Ihre Töchter wieder in Ihre Arme zurückgeführt ſind, Bericht zu erſtatten, ſo bitte ich Sie, jede Erörterung zu erſparen, bis er mir ſelbſt alles, was ich ſagte, bezeugt. Jetzt glaube ich, Herrn von Wardeins Wünſchen zu entſprechen, wann ich ihn bitte, mich — da mein Wagen ſchon auf mich wartet — ſogleich nach Mariahilf zu ſeinen Töchtern zu begleiten. Die Entſchloſſenheit dieſes Tons brachte Frau von Wardein auſſer Faſſung; allein da das Wörtlein Fürſt in ihm vorklang, nicht mehr in Zorn. Indeß der Mann durch Ottos Gegenwart ermuthigt, leichten Schrittes auf ſeinen vereinzelten Stiefel zueilte, um ſich zur Reiſe zu rüſten, ſagte ſeine Frau mit mäßiger Erdoßung: ſie ſähe wohl ein, daß es des Fürſten Wille ſey, die Rechte der Mutter zu beſeitigen; der Zukunft ihre Rache überlaſſend, ſage ſie ſich von Allem, was weiter mit ihren ausgearteten Kindern geſchehen

könnte, los, und verböte ihnen, vor ihrem Angesicht zu erscheinen. Mit diesen Worten gieng sie erhabnen Schrittes in ihr Schlafgemach. Otto athmete freier, wie er den Vater reisefertig aus dem Hause führte, und dachte nur auf Mittel, seinen weichfühlenden Freundinnen das Verhältniß zu so einer entarteten Mutter zu erleichtern.

Wir lassen die beiden Männer ihre Reise schnell zurücklegen, und finden sie im Zimmer der Oberinn des Schotten-Klosters von Mariahilf wieder. Diese wackre Frau empfing sie mit der Milde ihres Standes, mit der Demuth und Klarheit, welche das Leben gibt, wenn man stets das Rechte gewollt und mit allen Kräften geübt hat. Man erkennt sich dann sehr schwach gegen das höchste Ziel unserer Aufgabe, aber sehr stark gegen die Hindernisse, die uns bei ihrer Lösung im Wege sind. Von dem Schicksal, was früher schon alle Klöster der neuvertheilten Länder traf, bedroht, mischte sich ein bischen Martyrerthums Bewußtseyn in jene Milde, und mit wahrer Salbung sprach sie zu unserm Oberfinanzrath über die Sünde, seines Kindes Herzensglück und ewiges Wohl schnöder Welt-Eitelkeit zu opfern. Der zerknirschte Mann

fand vor Wehmuth gar nicht die nöthigen Worte um seine Schuld im sanftern Lichte darzustellen, sondern führte Otto am Arm dicht vor die fromme Klosterfrau hin, und sagte schluchzend: Hochwürd'ge Frau! Das ist ja der Bräut'gam; mit dem Andern ist ja gar nichts geworden. Und mit den wiederholten Worten: das ist ja der Bräut'gam! wendete er sich zu ein paar betagter Nonnen, die gleichsam als Beisitzerinnen der Oberinn sich im Hintergrunde des Zimmers aufzuhalten pflegen. Diese hörten ihm mit aufgehobenen Händen zu; indeß die Oberinn sich zu Otto wendete, um von ihm den Zusammenhang der Sache zu erfahren, traten sie näher, und thaten halb leise neugierige Fragen; denn wenn eine Nonne von einem Bräut'gam sprechen hört, nimmt sie den innigsten Antheil, und ihre Heiterkeit bei weltlichen Heirathsbeschlüssen beweist meistens, daß ihr ihr himmlisches Ehebündniß genügt. In leisem Wechselgespräch mit diesen redseligen Seelen fand der Oberfinanzrath seine Fassung wieder, indeß die Oberinn, durch Ottos männlichen, mit Bescheidenheit und Innigkeit gegebnen Bericht von der Entwicklung von Ottiliens Schicksal seit ihrer Flucht unterrichtet

ward. Mit Wohlgefallen blickte die gute Matrone auf den wohlredenden Mann, und bestärkte sich in der Ueberzeugung, daß solchen wackern Irrgläubigen die Erleuchtung in dieser, oder in jener Welt nicht fehlen könne. Gehörig verständigt zögerte sie nicht eine der alten Nonnen an die beiden Schwestern abzusenden, und nach wenigen Augenblicken eilten Ottilie und Jakoba herbei. Ottiliens erster Blick begegnete Ottos flammenden Augen, aber ihn abwendend fiel sie, Vergebung flehend, mit ihrer Schwester ihrem Vater zu Füßen; indeß dieser, fern von der Gegenwart seiner Frau sich seiner angebornen Gutmüthigkeit überlassend, durch die vorhergehende Gewissenspredigt erweicht, selbst lieber um Vergeben gebeten hätte, wenn ihm nicht die Oberinn Einhalt gethan, und der Versöhnung durch eine bündige Wiederaufzählung der gegenseitigen Pflichten, den nöthigen Beisatz menschlicher Unvollkommenheit gegeben hätte. Otto nahm wahr, daß seine Geliebte seine Blicke zu vermeiden suchte; Jakoba, unbefangen, weil sie keinem Geliebten zu zürnen hatte, sagte zu ihm mit dem sanftesten Vorwurf: hätten Sie uns nicht verlassen, nie hätten wir den Vater so erzürnt. — Otto eilte nun sich

zu rechtfertigen; den Kampf, den es ihn an jenem Abend gekostet hatte, seiner Leidenschaft nicht blindlings zu folgen, da der Vater durch die beleidigende Verweigrung ihn als Mann und als Liebenden verletzte, malte er mit so rührenden Farben! — die Nachricht, daß er seiner Geliebten seine Abreise gemeldet, daß dieser Brief wahrscheinlich in der Mutter Hände gefallen sey, reinigte ihn von dem Hauptvorwurf so gänzlich, daß Ottilie nur aus Ehrerbietung gegen die frommen Frauen dem Strom ihrer Gefühle Einhalt gebot. Jakoba scheute sich nicht in einer so hochverehrten Umgebungen Glück zu befördern, sie rief nach Ottos Beichte voll Entzücken: „Ottilie, so dürfen wir ihn ja lieben! und reichte ihm versöhnend ihre Hand hin; so enthüllt sich ja doch alles, wie wir es uns gedacht hatten, du folgst einem geliebten Gatten, und ich kehre zu meiner ehrwürdigen Mutter zurück.“ Bei diesen Worten schloß sie ihre Arme um die gute Oberinn, die tief gerührt aber betroffen in dem Kreise umhersah, denn ihrer jungen Schülerinn laut ausgesprochner Wunsch in dem Kloster zu bleiben, konnte ihr bei der neuen Behörde zum Vorwurf gereichen. Diese

Furcht machte sie um so geneigter, eine Heirath zwischen ihrer ehemaligen Pflegtochter und einem Ketzer zu stiften. Noch immer Jakoba in den Armen haltend, sagte sie mit halb überredendem, halb anmuthendem Ton zu dem Vater: jetzt hänge es nun von ihm ab, seinem Kinde einen Gatten zu geben, der Tugenden genug habe, um den Seegen der Kirche zu verdienen. — „O Vater, rief Jakoba, und wendete sich schnell, ihre Hände faltend, aus der Oberinn Armen zu ihm hin, und den ich unabläßig in den Himmel hinein beten will." — Und ich auch! — und ich! — und wir alle! riefen eine Menge Stimmen aus dem Hintergrunde des Zimmers; — denn während dieses Vorgangs hatten sich alle Nönnchen nach und nach an die Thür geschlichen, und guckten in gedrängten Haufen neugierig einander über die Achseln. — Ein Roman, der sich in ihrem Kloster entwickelte, war ihnen etwas Neues. Wie sie aber die gute Jakoba Ottos Aufnahme ins Paradies versprechen hörten, da glaubten sie am rechten Flecke zu seyn, und umringten, ohne Rücksicht ungeladen zu kommen, das liebe erröthende Mädchen, den mit leisen Worten und feurigen Blicken fletzenden Liebhaber,

und versprachen mit Worten, Seegenskranzen und Händefalten diese Aufgabe zu lösen. Ottilien blieb nichts übrig, um diesem Andrang mit Anstande zu begegnen, als dem Ruf ihres Herzens gemäß sich in Ottos Arme zu flüchten. — Und jetzt wäre diese reiche Gruppe wohl eines Seelenmalers würdig gewesen. — Jakoba stand wie ein reiner Engel, den nur fremde Seeligkeit beglückt, unter diesen Gestalten, die alle Dienstbarkeit, Kampf oder Sieg verkündigten, bis der beider Liebenden aus langer Umarmung emporgehobnes Antlitz rein menschliches Entzücken darstellte.

Das weitre Schicksal unsrer jungen Freunde ist leicht zu errathen. Frau Oberfinanzräthinn fand nicht Kraft genug zum Guten in sich, um sich des Glückes ihrer Kinder zu erfreuen; sie verweigerte alle Theilnahme an der Verbindung Ottiliens, und willigte mit Gleichgültigkeit in Jakobas Wunsch, bei ihrem Schwager zu leben, bis sie nach erreichter Volljährigkeit die Freiheit erhalte, durch ein bedungnes Gelübde sich der Schwesterschaft von Mariahilf anzuschliessen. Die Herzensverkehrtheit einer Mutter wäre wohl geeignet, das Glück der Liebenden mit einem Wehmuthsschleier zu um-

hüllen; allein auf edle, treue Herzen würkt Wehmuth wie ein verschleierter Frühlingstag auf die Natur — er entwickelt die Keime. In des Vaters Karakter war alles langschlafende Gute durch diesen letzten Vorgang erwacht, seines Schwiegersohns thätiges Landleben erinnerte ihn, wozu er selbst eigentlich geschickt sey, unausbleibliche Mißgriffe im Amt und daraus entstehende Demüthigungen zeigten ihm, wozu er nicht tauge. Es ging kaum ein Jahr hin, so kaufte er eine ehemals der Prälatur angehörige Brauerei, und ward ein stattlicher Brauherr. Die Schwestern fuhren fort, bei jeder Gelegenheit ihrer Mutter Liebe und Aufmerksamkeit zu bezeigen, sie hatten endlich das Glück ihren Seegen zu erhalten, und sie, der Stadt entsagend, endlich mit dem Vater wieder vereint, ganz in ihre alten Umgebungen zurückkehren zu sehen. Mehr hofften und wünschten sie nicht; sie hatten die schmerzvolle aber klare Einsicht, daß ihnen Gott das Glück geistiger Uebereinstimmung mit diesen ihren Nächsten, auf dieser Welt versagt habe. Um so inniger schlangen sie die neuen Familien-Bande um sich her. Staatsdienste hatte Otto abgelehnt; aber mit dem Vertrauen seines Fürsten

beehrt, nutzte er seinen Mitbürgern vielfach als Rathgeber, Stellvertreter und Beispiel. Nach einigen Jahren, in welchen Ottos Ehe durch liebe Kinder gesegnet ward, fand Jakoba nicht mehr, daß sie die Braut des Heilandes zu werden bedürfe, indem sie ihr liebendes Herz zur Mutter der Armen, zur Trösterinn der Leidenden gemacht hatte. Aber keinen andern Bräut'gam wählte sie nie. Wenn ihr ein Antrag geschah, zeigte sie auf den lieblichen Familienkreis ihrer Schwester, und sagte: ich darf Gott nicht versuchen mehr Glückes besitzen zu wollen, als in diesen mir ward.

Pauline Dupuis.

Von

F. L. Hubert.

Auf meiner letzten Reise nach Frankreich lernte ich ein Schicksal kennen, welches so einzig in seinen fürchterlichen Verkettungen ist, daß ich alle mir bekannt gewordenen Umstände desselben sorgfältig aufzuzeichnen Willens bin. Ich werde dabei mit mancher peinlichen Empfindung zu kämpfen haben, und eigentliche Warnung oder Belehrung kann ich nicht bezwecken, da von den Lagen und Verhältnissen meiner unglücklichen Heldinn, und eines Freundes, den sein Verhängniß mit in ihren dunkeln Pfad zog, ein zweites Beispiel schwerlich denkbar ist. Verdienen aber Phänomene der moralischen Welt etwa nicht eben so sehr, wie die der physischen, getreue und genaue Berichtserstattungen?

Ich hatte zu meiner Reise diesmal den öden Weg über Münster in Westphalen vorgezogen, weil er mich weiter von den Zerstörungen des Kriegs entfernte. Einige Stunden von jener alten Stadt brach mein Wagen. Es war ein schöner Abend: ich überließ meinem Bedienten die Aufsicht bei den langsamen Anstalten zur Wiederherstellung meines Fuhrwerks, und schlenderte, nach der Richtung die mir angewiesen wurde, weiter. Des geraden Fahrwegs bald überdrüßig, wendete ich mich seitwärts, dem Scheine der goldenen Abendsonne in den grünen Fluren folgend. So gerieth ich, meines Wegs vergessend, aus dem Walde heraus, auf bebaute Felder. Neben mir hatte ich eine hohe Mauer, die ich von zwei Seiten umgieng, ohne zu wissen, was ich aus ihr machen sollte. Endlich ließ mich der Schall einer kleinen Glocke errathen, daß ich im Bezirk eines Klosters war, wo man eben die Vesper läutete.

Wenn man immer in protestantischen Ländern gelebt hat, so macht dieser Ton, wie überhaupt das Ganze eines Klosters, leicht einen lebhaften Eindruck. Von einem solchen ergriffen, näherte ich mich einer kleinen Pforte, aus welcher in dem

ſelben Augenblick ein ſanfter gekleideter junger Mann trat. Nach ſeiner erſten Bewegung ſchien er ſich vor mir verbergen zu wollen; doch wie er einen flüchtigen Blick auf mich geworfen hatte, hörte ich ihn freudig ausrufen: Lieber F.! — und er lag in meinen Armen.

Es war das unerwarteteſte Zuſammentreffen! Vor zehn Jahren hatte ich zu L*** in W** mit dem jungen O* in der engſten Freundſchaft gelebt; unſer Briefwechſel war ſeitdem durch die häufigen Reiſen, zu denen ihn ſein Handel berief, und durch den Krieg unterbrochen worden; aber unſre Verbindung war von der Art, daß Zeit und Umſtände ſie nicht trennen, noch unſer gegenſeitiges Vertrauen ſchwächen konnten. Ich hatte ihn als zwanzigjährigen Jüngling gekannt: ein ſehr richtiger Verſtand, ein gefühlvolles, weiches Herz, und die edelſte Uneigennützigkeit, rechtfertigten den Eindruck, den ſeine angenehme Bildung auf den erſten Anblick machte. Nie hatte ich den geringſten Hang zum Romanhaften an ihm bemerkt; vielmehr erhielt die glückliche Beſchränkung der Leidenſchaften und der Fantaſie, welche ſeinen Landsleuten überhaupt eigen iſt, ſeine Jugend zu-

big und heiter. So wie ich alſo ſeinen Charakter kannte, nöthigte mir der Ort wo ich ihn traf, die Art wie ich ihm ſo unvermuthet begegnete, nach der erſten Freude des Wiederſehens, ein unwillkührliches Lächeln ab. — Auf Abenteuern, O*? und noch dazu auf recht gefährlichen? rief ich, mit einem drohenden Blick auf die Kloſterpforte, die er ſorgſam verſchloſſen hatte, und von welcher wir uns jetzt entfernten.

Er erröthete, und ſagte mir einige unverſtändliche Worte, von denen er ſchnell auf hundert Fragen über mein bisheriges Schickſal übergieng, ſo daß er mich wirklich zerſtreute, und ich ſein Erröthen unbemerkt ließ. Wir machten zuſammen den Weg nach der Stadt, wo ich in ſeinem Gaſthof einkehrte, und wir hatten ſchon ſo lange geſchwatzt, daß es tief in der Nacht war, ehe ich ihn endlich fragte, was er denn eigentlich hier zu thun hätte? Er ſprach von Handelsangelegenheiten — Handelsangelegenheiten, ſagte ich, in dieſem neblichten Winkel Deutſchlands? — Lieber Himmel, der leidige Krieg triebe einen armen Teufel wohl noch in ganz andere Winkel! — Da haben wir den Schweizer! Wenn Ihr bis an

den Hals in Geld ſäßet, ſo würde euch an den Ohren frieren. — —

Nun ſchwazte er mir etwas vor, von Leinwand, von Stahlwaaren, und ich ließ mir daran genügen. Da mich meine Geſchäfte nicht trieben, ſo beſchloß ich, einige Tage mit dem ſo unverhofft wiedergefundenen Freunde zuzubringen. Ich richtete mich in unſerm Gaſthofe häuslich ein: meine Zeit gedachte ich zwiſchen Leſen und Streifereien durch die umliegenden Gegenden in O**'s Geſellſchaft, zu theilen. Wir hatten ehemalß in ſeinem Vaterland bei ſolchen Expeditionen die vergnügteſten Augenblicke genoſſen; doch ließ mich ſchon der folgende Morgen wahrnehmen, daß mein guter O* in den zehn Jahren einen weit größeren Theil ſeiner unbefangnen Fröhlichkeit verloren hatte, als wohl die erſte Jugend mit ſich hinwegzunehmen pflegt. Ich ſah Züge von dauerndem Kummer in ſeinem Geſicht; mit augenſcheinlicher Zerſtreuung hörte er oft mein freundſchaftliches Geſchwäz an; ſein heiterer Ungeſtüm bei der erſten Ueberraſchung unſers Wiederſehens war die lezte Spur der alten Zeiten geweſen.

wehmüthig oder finſter fand ich jeden Ausdruck von Empfindung bei ihm.

Meinen Planen von gemeinſchaftlichen Wanderungen entzog er ſich ganz. Am erſten Abend ſchützte er ein Geſchäft vor, bot mir aber ſeine Geſellſchaft auf den folgenden Morgen an. Ich ging allein, und den andern Tag traf ſich's eben ſo. Es fiel mir auf, daß er ſeine Geſchäfte zu einer Tageszeit trieb, wo Andre zu feiern pflegen, und in Stunden, wo man gewöhnlich arbeitet, Muße zum Herumlaufen hatte. Indeſſen ließ ich ihn gewähren. Spät am Abend führte mich mein Spaziergang in die Gegend des Kloſters, wo ich ihn zuerſt getroffen hatte. Schon lenkte ich wieder gegen die Stadt ein, als ich O*, von den Kloſtergebäuden her, zu Pferde auf mich zukommen ſah. Er war aber ſo in Gedanken vertieft, und ritt ſo ſchnell, daß er mich auf dem nahen Fußpfad, der neben dem Fahrweg herging, nicht gewahr wurde; in der erſten Beſtürzung redete ich ihn nicht an: bald war er mir aus dem Geſicht, und als ich, wahrſcheinlich lange nach ihm, in unſerm Gaſthof anlangte, fand ich ihn bei einem Buche; doch ſah er nicht aus, wie einer

der wirklich gelesen hätte. Er fragte mich nach meiner Promenade, und auf meine Antwort suchte er seine Verwirrung zu verbergen, indem er sich verwunderte, daß ich einen so langweiligen Weg wählte. Sein verschlossenes Wesen that mir sehr weh. — Ich hoffte bis dort zu finden, sagte ich ernsthaft und bedeutend, und legte ihm die Hand auf die Schulter. Er rief schmerzlich: Wollte Gott, du fändest mich nie dort! — und lenkte das Gespräch, wie entschlossen zu schweigen, sogleich wieder ab.

Mit jedem Tag schienen wir einer des andern weniger froh. Die Zuschauer sah immer mehr von uns. Am Morgen schwiegen wir, aus Scheue, von dem vorigen Abend zu sprechen; am Abend sahen O° täglich trüber, und bangen vor dem künftigen Tag. Daß er seine Handelskorrespondenz hier hatte, wußte ich aus allem abnehmen: er kannte keinen Menschen in der Stadt, schrieb nicht, bekam keine Briefe. Dabei fand ich, wenn von der Zeit, die ihm seit unserer Trennung vorübergeflossen war, zwischen uns gesprochen wurde, manche Lücke, die sein irres, entzündetes Auge mir nur zu auffallend machte. Es blieb mir ein

völliges Räthsel, wie er nur bisher verschlagen werden war. Und vollends seine, wie ich nicht mehr zweifelte, täglichen Besuche in jenem Kloster! Sie hingen sehr vermuthlich mit einer Liebesgeschichte zusammen, aber nach allen Umständen zu urtheilen, mit einer sehr wenig erfreulichen, und wie in aller Welt hatte sie sich zwischen meinem O*, und irgend einem weiblichen Geschöpf in diesem Lande entspinnen können?

Auf einem so unerträglichen Fuße mit ihm fortleben, oder ihn in dieser zweideutigen Lage verlassen, war mir gleich unmöglich. Ich beschloß, ihm, so möglich, auf eine sichere Spur zu kommen, und dann sein Vertrauen bestimmt in Anspruch zu nehmen. Den nächsten Abend machte ich mich auf den bekannten Weg; dießmal gieng ich bis an jene Pforte des Klostergartens, harrte einige Zeit vergeblich, und wollte mich eben wieder entfernen, als ich leise Stimmen jenseits der Mauer hörte. Die eine derselben war eine weibliche, die unter heftigem Weinen zu sprechen schien; die andere, sanft tröstende, erkannte ich für O**'s Stimme.

Die Pforte gieng auf; ich trat zurück, um das

weibliche Geſchöpf nicht zu erſchrecken. O° ſagte bei'm Zuſchließen im innigſten Ton: Morgen, meine gute unglückliche Pauline, morgen ſollen Sie meinen Entſchluß hören. —

Indem ſich die Pforte ſchloß, faßte ich meinen Freund bei'm Arm. Jetzt habe ich dein Geheimniß in meiner Gewalt, und mein Gut und Blut ſind zu deinen Dienſten wo du ſie brauchſt — ſo ſagte ich leiſe zu ihm, und zog ihn mit mir fort. Kaum ſchien er zu erſchrecken, ſondern antwortete matt und ſchmerzlich: Das weiß ich, und würde dich dazu aufrufen; jetzt aber brauche ich mehr als Gut und Blut — ich brauche Rath, treuen, weiſen Rath — mein Herz iſt zerriſſen, und mein Kopf ſchwindelt!

Er lehnte ſich an mich; ich führte ihn ſchwelgend bis in den Dickicht des Waldes, wo ſein Pferd angebunden war. Zu Hauſe! ſagte er zu mir, indem er aufſaß, und er ritt, ſichtbar ermattet, auf die Stadt zu.

Sein Benehmen, worin ſo viel Schmerz, und gar keine Ueberraſchung lag, veränderte auf einmal meine ganze Anſicht. Es freute mich zwar, einen Eingang in ſein Herz, deſſen Wunde mir

jetzt weit ernsthafter schien, als ich vorher geahndet hatte, gefunden zu haben; aber sein Geheimniß bekam in diesem Augenblick, wo ich den Schlüssel dazu erhalten sollte, ein so drohendes Ansehen in meinen Augen, daß ich mich in selbstischer Weichheit fast scheute, dem schrecklichen Wunder näher zu treten.

Wir setzten uns stillschweigend zu unserm Abendessen. Er genoß nichts; nachdem die Bedienten mit allen ihren Verrichtungen im Zimmer fertig waren, langte er aus seiner Chatoulle eine Brieftasche hervor, setzte sich neben mich, und fieng, wie mühsam auf dieses Geschäft vorbereitet, seine Erzählung an.

„Im Jahr 1794 wurde ich von unserm Hause in Geschäften nach Italien verschickt. Ich war schon einige Monate in Rom, als ich die Bekanntschaft einiger Fremden machte, mit denen ich mehrere Tage lang die Alterthümer und Kunstwerke besah. Einst hatte ich mit ihnen Abrede genommen, die Bäder der Lavinia zu besuchen. Ich stellte mich in dem Küchengarten, der jetzt dahin führt, und wohin wir einander bestellt hatten, zufälliger Weise früher ein, als meine

Freunde. Von der noch hochſtehenden Sonne beläſtigt, nahm ich meine Zuflucht zu dem Schatten, den mir einige Feigenbäume in der Nähe anboten. Hier ſaß ich ein Paar Minuten, als ich eine weinende Stimme hörte; ich ſah ein junges Mädchen den Gang heraufkommen: ſie ſchien zwölf oder dreizehn Jahr alt zu ſeyn, neben ihr gieng ein ältlicher Mann. Das Kind hatte das Anſehen einer Bettlerinn, der Mann war etwas weniger ärmlich gekleidet. Er ſprach leiſe, aber heftig mit ihr; indem ſie mir jetzt näher kam, hörte ich ſie, zu meinem Erſtaunen in meiner Mutterſprache, ausrufen: O nein, nein, die heilige Jungfrau will dieſe Büßung nicht!

„Jetzt erblickte ich die ganze Geſtalt. Es war eine Kindergeſtalt, aber mit einem Ausdruck von Schmerz, der reiferer Jugend angehörte, über die Jahre entwickelt und vor den Jahren verblüht: Züge einer Schmerzensmutter in einer kindlich offenen und reinen Phyſiognomie. Bei jenem Ausruf, den ein Ton der unbeſchreiblichſten Bangigkeit und des tiefſten Leidens begleitete, hatte ſie beide Hände gefaltet gen Himmel gehoben. Bei dem Anblick machte ich unwillkührlich eine Bewe-

gung; das Mädchen bemerkte mich nicht, aber ihr Begleiter warf einen Blick auf mich, wechselte die Farbe, faßte das Kind heftig bei'm Arm, und riß es in einer von mir abführenden Richtung fort. Auf ihn hatte ich vorher kaum Acht gegeben, und ich konnte ihn auch jetzt nicht deutlich unterscheiden: es war aber etwas an ihm, das mich schaudern machte. Sein Blick hatte etwas unmenschliches, und die hohe Röthe, die plötzlich seine Todtenfarbe überzog, hob seine rohen, gespannten Züge heraus. Die Kleine widersetzte sich nicht; sie schluchzte, entfernte sich aber mit ihm.

„Ich beschrieb meinen Freunden, die bald nachher eintrafen, diese sonderbare Erscheinung; auch nachdem wir die Bäder besehen hatten, wo das Interesse des Gegenstandes und das Zusammentreffen mit vielen andern Fremden mich zerstreuten, gedachte ich wieder meines kleinen Abenteuers — aber weder das Mädchen noch der widrige Mensch waren mehr zu sehen, so eifrig ich unter den zahlreichen Bettlerhaufen umherblickte.

„Der Vorfall war mir unterdessen ziemlich wieder aus dem Kopfe gekommen, als ich einmal in der Gegend der Kirche des heiligen Theodors

einen franzöſiſchen Geiſtlichen von meiner Bekanntſchaft antraf. Es war ein Feſttag; ich begleitete ihn nach der Kirche, wo er Beichte hören wollte. Der Kontraſt zwiſchen dem Lokalen, und dem Geſchäft, welches den guten Abbé in dieſen Tempel führte, beſchäftigte mich: ich blieb nachdenkend neben dem ſteinernen Altar am Eingang ſtehen — bald ſchlüpfte mein Bettelmädchen eilig an mir vorbei, und in die Kirche hinein. Ich wollte ihr ſchnell nach, um ſie anzureden; aber ſchon erblickte ich auch den verhaßten ältlichen Mann — er ereilte ſie noch beim Eingang, faßte ſie an der Schulter, und rief ihr mit gedämpftem, und doch drohendem Tone auf franzöſiſch ins Ohr Unglückliche, was willſt du thun? — Ich will beichten! Ich muß, ich muß, um meiner Seele willen! rief das Mädchen, und ſuchte angſtvoll ſich loszureißen.

„Nun trat ich hinzu, und ſagte gefaßt: Ich dächte, dieſes könnten Sie dem Kinde, auch wenn es Ihre Tochter iſt, nicht verſagen. — — Er ſchien mich ſogleich wieder zu erkennen, ſein vorher glühendes Geſicht erblaßte, ſein Mund zückte; aber nach einem Augenblick faßte er des

Mädchens Hand, und fragte sie, mit einem sonderbaren, vielsagenden Ausdruck: Meine Tochter, machst du mir das Recht streitig, dir hier abzurathen?

„Das Kind hatte bei meiner Dazwischenkunft einen unruhig hoffenden Blick auf mich geworfen. Jetzt schwamm ihr Auge in Thränen; sie sagte leise: Führe mich denn nach Haus — und gieng, wie es mir schien, mit wankenden Schritten hinaus. Hier sagte der Alte einige Worte zu der Kleinen, worauf sie sich umwendete, und mich, nebst mehreren Personen die in den Tempel traten, um ein Almosen ansprach. Bei mir fing sie an, und ihre ausgestreckte, schön gebildete Hand schien zu zittern. Ich gab — ich weiß nicht was; ich sah nur auf das Kind mit dem schwärmerischen Auge, und mit dem wollüstigen Magdalenenmund. Bei den andern Umstehenden forderte sie die Gabe handwerkmäßig, aber mit unendlichem Liebreiz.

„Ich drängte mich dem wunderbaren Paare nach, in der Absicht, fürs erste die Wohnung dieser Menschen auszukundschaften. Daß der anmaßliche Vater — ein wahrer Vater unter dieser Gestalt, war ein Ungeheuer das ich mir nicht

denken konnte — mir irgend Rede stehen würde, hoffte ich keinen Augenblick, und er flößte mir auch einen solchen Abscheu ein, daß es mir gar nicht einfiel, mich an ihn zu wenden.

„Sobald ich meine Leute im Gesicht hatte, schlich ich ihnen vorsichtig nach. Indessen mußte er mich doch bemerkt haben, denn er schlug mit sichtbarem Vorsatz lauter Kreuz- und Queerwege ein. Ein Paarmal mochte ihm das Mädchen deshalb Vorstellungen machen, und dann zog er sie schneller fort. Endlich gieng er nach Trastevere herüber, und trat in eine der ersten Hütten, wohin ich ihm nicht unüberlegt folgen durfte.

„Unentschlossen blieb ich eine Weile stehen. Es fieng an, dunkel zu werden; ich wanderte durch einige Straßen, und lenkte, da es fast Nacht war, wieder gegen jene Hütte ein. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß es eine Tollheit war, mich zu einer solchen Stunde in diesem gefährlichen Theile der Stadt so auszusetzen; aber ein Gefühl, das mir dunkel war, und das ich Menschlichkeit nannte, riß mich hin.

„Ich hörte im untern Theile des Häuschens, wo meine Unbekannten verschwunden waren, ein

lautes Weinen, und die widrigen Töne einer Stimme, die jenem Mann gehören mußte. Im nächsten Augenblick schien sich eine Thüre zu öffnen: ich sprang neben die hölzerne Nische eines Madonnenbildes, vor welchem eine Lampe brannte, die mich in dunkeln Schatten stellte.

„Nur so kannst du Gott versöhnen, und deines Vaters Seele retten! — Er war es wirklich, der mit seinem eignen, fürchterlichen Ausdruck diese Worte sagte, die Hausthüre öffnete, und eine Lampe, die er hielt, auslöschte.

„Nach einem Augenblick Stille hörte ich den entsetzlichen Menschen — ich weiß nicht wie ich es nennen soll — ächzen — es war ein dumpfes Brüllen, wie eines angeketteten Tigers. Das Kind schien mit ihm zu ringen; es rief: Verräther, ich stürze mich in die Tiber!

„Ich ahndete Abscheulichkeiten, und wollte hervorspringen. Aber nach einigen Worten, die er sprach, und die ich in dem heftigen Aufruhr meines ganzen Wesens nicht unterscheiden konnte, giengen beide, das Mädchen offenbar freiwillig, obgleich schluchzend an mir vorbei. Ich folgte ihnen wieder über die Tiberbrücke: vor einem Kloster blieben sie

ſtehen; die Pforte deſſelben wurde ihnen geöffnet, und ſie traten hinein.

„Die Gegend der Stadt war mir unbekannt, ich wußte nicht, was dieſes für ein Kloſter war; doch beide konnte es ſie nicht aufnehmen, und ich war überzeugt, daß er ſie nicht allein herausgehen laſſen würde. Nach einer halben Stunde kam er zurück. Ich ließ ihn auf dem nämlichen Weg, den er gekommen war, ſich wieder fortſchleichen: ihn anzureden, hielt ich für eine vergebliche Tollkühnheit; zwar hätte ich mich vor einem Dolche nicht gefürchtet, denn wir waren Mann gegen Mann: was ſollte ich aber mit ihm machen? was konnte ich von ihm fordern, da er das Mädchen für ſeine Tochter ausgab?

„Indeſſen gieng ich ihm wieder bis nach Traſtevere auf dem Fuß nach. Er ſchien heftig bewegt; oft ſchritt er wie ein Verzweifelnder mit gerungenen Händen, dann ſtürzte er vor einem Kruzifix auf die Knie, und ſchlug ſich mit Ungeſtüm vor die Bruſt, dann ſprang er wieder auf, mit einem Weſen als verfluche er ſich ſelbſt. In die bekannte Hütte kehrte er wieder ein, und ich trat den

Weg nach meiner Wohnung an, den ich nicht ohne viele Mühe fand.

„Lange konnte ich nun weder das Mädchen, noch den Mann, mehr zu Gesicht bekommen, ohngeachtet ich Anfangs kein Mittel unversucht ließ, mich in allen abgelegenen Winkeln umhertrieb, vor jedem ärmlichen Hause stehen blieb, und auf die Bewohner lauschte, welche hier singend oder schwazend der Kühle genießen mochten. Da ich nirgends fand was ich suchte, und meine Freunde mir begreiflich machten, daß ich mich als Fremder bei meinen vorwitzigen Streifereien offenbar in Gefahr setzte, so war ich genöthigt, mir die Sache so viel möglich aus dem Sinne zu schlagen.

„An der Aschermittwoch gieng ich dem seltsamen Schauspiel nach, das die Büßenden und Geißler an diesem Tage auf den Straßen und vor den Kirchen zu geben pflegen. Ich befand mich bei der Annenkirche, wo eine Prozession von Barfüssern mit ihren Heiligenbildern Halt machte; die Mönche bildeten einen Kreis um ihr emporgehobenes Pannier, und begannen, die Geisseln zu schwingen: ich war in den innersten Kreis gerathen, und mußte mit allen übrigen Zuschauern auf die Knie

stürzen — denke dir mein Erstaunen, als ich den zunächst vor mir knienden Mönch in's Auge faßte, und in ihm den Vater — den Plagegeist meiner jungen Unglücklichen erkannte! Ich blickte unverwandt auf ihn, er sah mich aber nicht, sondern schien, in sein unsinniges Geschäft vertieft, seinen Leib im ganzen Ernst zerfleischen zu wollen.

„Die Brüderschaft erhob sich wieder, und setzte ihren Weg fort. Hier war keine Möglichkeit, die wiedergefundne Fährte zu verfolgen. Ich erzählte noch am nämlichen Tag bei dem ***schen Gesandten mein Abentheuer, und dieser ermahnte mich sehr ernsthaft, mich um einen Handel, der, so unwahrscheinlich auch jede denkbare Auslegung desselben seyn möchte, doch von jeder Seite ein bedenkliches Ansehen hätte, und mich sogar nichts angienge, künftig ganz unbekümmert zu lassen.

„Wenige Tage nach jenem Vorfall erhielt ich Briefe von unserm Haus, mit diesem besondern Schreiben eines von unsern Korrespondenten in den Niederlanden, und dem beigelegten Zeitungsblatt."

O* gab mir die Papiere in die Hand, von denen er sprach. Der niederländische Kaufmann em-

pfahl auf das dringendste die Verbreitung eines sehr auffallenden Zeitungsartikels oder Steckbriefs, der seine, zu Anfang des Jahrs 1793 aus einem Kloster bei ihrer Vaterstadt, S. in Flandern, durch einen Mönch entführte zwölfjährige Tochter betraf. Der unglückliche Vater hatte seit der Zeit, außer einer Spur, nach welcher sie von ihrem Räuber zunächst nach Paris gebracht worden war, nichts von ihr in Erfahrung bringen können; er beschwor, alle Konnexionen anzuwenden, um ihm zu irgend einer Kundschaft von seiner verlornen Tochter zu verhelfen.

„Du wirst leicht begreifen — fuhr mein Freund fort — daß mir dieser Auftrag, den unser Haus mir sehr auf die Seele band, mein Bettlermädchen lebhafter als je wieder in das Gedächtniß rief. Kaum konnte ich mir die Möglichkeit denken, daß jene Niederländerinn und sie, jener Böswicht und der abscheuliche Begleiter meiner kleinen Unbekannten, nicht eine und dieselben Personen seyn möchten. Einen entschiedenen Beruf, über den so lange geahndeten Frevel volle Gewißheit zu suchen, und wo möglich zu helfen, zu rächen, hatte ich nun. Ich beschloß, zu dem ***schen Gesand-

ten zu eilen, bei dem ich durch eigene Verhältnisse besondern Zutritt hatte, um ihn von meiner neuen, mir schon unzweifelhaften Entdeckung, die allen seinen Bedenklichkeiten ein Ende machen mußte, zu benachrichtigen, und selbst sein Ansehen für meine Angelegenheit in Anspruch zu nehmen.

„Entflammt von dem unbeschreiblichen Gefühl, hier gleichsam ein unmittelbares Werkzeug der Vorsehung zu seyn, wollte ich mich eben auf den Weg machen, als mir — Wunder über Wunder! — eine Einladung des Gesandten, ihn unverzüglich zu sprechen, zuvorkam. Was mich zu ihm führte, bewog ihn, mich zu sich zu berufen. Er empfieng mich mit einer lebhaften Ausrufung über die sonderbare Fügung, die mich in den Stand setzen würde, ihm bei einem interessanten Amtsgeschäft behülflich zu seyn. Der Vater des geraubten Mädchens in S. hatte nämlich von der savoyischen Gränze her wieder einige schwache Spuren von seinem armen Kinde erhalten; er wandte sich von einer Regierung zur andern, um nachdrückliche Unterstützung bei seinen weitern Nachsuchungen, und endlich war die Sache, durch die Umstände, die sich nach und nach ergeben hatten,

offiziell an den ***schen Gesandten in Rom gelangt, der sich dabei sogleich meiner ihm kurz vorher gemachten Erzählung erinnert hatte. Diese ließ er mich jetzt auf das umständlichste wiederholen, und zeichnete meine Aussagen auf. Sein langer Aufenthalt in Rom gab ihm die Zuversicht, dem Pfaffenstückchen, wie er es nannte, sehr bald auf den Grund zu kommen; er versprach, mich von dem Ausgang der sonderbaren Geschichte benachrichtigen zu lassen.

„Wirklich waren erst einige Tage verflossen, als er mich wieder rufen ließ. Ich fand den Kapellan der Gesandtschaft, einen sehr achtungswürdigen Greis, bei ihm, und an der Seite dieses alten Mannes — mein Bettlermädchen! Ihre anständige Kleidung hob jetzt die Zartheit ihrer Züge, und milderte den Ausdruck von Unruhe und Schmerz, der aus denselben sprach. Der Gesandte stellte mich ihr als denjenigen vor, der wie durch Wunder berufen worden wäre, ihre Rettung zu bewirken. Sie war von den vielerlei Zufällen unterrichtet, welche wohl auch für einen ungläubigeren Verstand, als der ihrige war, unter dem Namen von Wundern hätten hingehen können. So wie

ſie mich wahrgenommen hatte, wechſelte Bläſſe und hohes Erröthen auf ihren Wangen; ihre ſchönen Augen ſtrömten über — jetzt lag ſie, ehe ich es, ſelbſt durch den Auftritt lebhaft bewegt, verhindern konnte, vor mir auf den Knien, und küßte mit Innigkeit meine Hände. Ich zog ſie empor und hielt ſie, mir ſelbſt unbewußt, in meinen Armen, indeß ſie an meinem Buſen ſchluchzte, und mich in den rührendſten Tönen ihren Retter nannte.

„Der gute Prieſter las in der Heftigkeit der unglücklichen Pauline nur Dankbarkeit, und warf einen mißbilligenden Blick auf einige anweſende junge Franzoſen, die leichtſinnig zu lächeln ſchienen. Paulinens Empfindungen waren zwiſchen dem überſtrömenden Dank für ihre Befreiung, und finſterem Schrecken bei der Erinnerung an die Vergangenheit, ja ſogar unabwehrbarem Grauſen vor der Zukunft, getheilt. Mit einem Geſicht, worin ſich der ſonderbarſte Streit von kindlicher Reinheit und leidenſchaftlicher Heftigkeit malte, erzählte ſie mir, daß ſie ſeit jenem Auftritt in der Kirche des heiligen Theodors ihre Rettung von mir erwartet hätte, daß ich ihr ſeitdem jede Nacht wie ein

Engel im Traume erſchienen wäre, daß ſie aus dem Kloſter entſprungen ſeyn, und mich überall aufgeſucht haben würde, wenn ihr und mein Leben nicht von dem Barbaren, der ſie ihren Eltern geraubt hatte, bedroht geweſen wäre. —

„Bei Erwähnung dieſes Menſchen fuhr ſie über ihre eigenen Worte zuſammen, und blickte ängſtlich um ſich her. Der Geiſtliche ſprach ihr väterlich zu, und ſuchte beſonders ſie zu überzeugen, daß jener Unglückliche außer Stand wäre, ihr oder irgend jemanden ſonſt zu ſchaden. Aber ihre Furcht ſchien im Innerſten ihrer Seele zu liegen; ſie ſtützte ſich zitternd auf meinen Arm, und ſagte im wehmüthigſten Ton: O er hat mein Leben vergiftet!

„Ich ſuchte ſie zu tröſten, ich ſtellte ihr die Freude ihrer Eltern, die Rückkehr in ihre Vaterſtadt vor. — Ach Gott, ſagte ſie, wie ſoll ich dahin zurückkommen? Wie ſoll ich die vielen rauhen Wege wiederfinden? — Und man ſagt, es ſey überall Krieg, und der Krieg macht die Herzen ſo hart! — Ach, und wer ſchützt mich vor dem Unmenſchen?

„So ſprach ſie, wie in kindiſchem Selbſtgeſpräch, fort. Der gute Geiſtliche hatte ſie zu ſich

gezogen, ſie ſtand zwiſchen ſeinen Knien: er ſchien auf Troſt für ſie zu ſinnen — die Gruppe war ſo rührend, ſo ſchön, daß auch bei jenen Franzoſen aller Muthwille einer ſtillen Theilnahme Platz gemacht hatte. — —"

O**'s Stimme zitterte, er hielt inne. — Und du, mein Freund, ſagte ich — von dir ſchweigſt du, und wie du erzählſt, brauchſt du auch von dir nichts zu ſagen. — Welche unnatürliche und doch unvermeidliche Leidenſchaft!

Ich? erwiederte er — Du meinſt, ich hätte bewundert, geliebt, wäre hingeriſſen geweſen? — O, wie ſehr irrſt du dich! — Da fiengen die widerſprechenden Gefühle an, ſich in mir zu ſammeln, die mich noch jetzt zerreiſſen. — Dieſes liebliche, verführeriſch holde Geſchöpf flößte mir Schauder ein. Mit dem Zutrauen des Kindes ſchmiegte es ſich an mich, und — ihm fehlte die Unſchuld des Kindes! Doch nicht zerſtört war dieſe ſchöne Blüte, nein — o Gott, nein! Sünde war nicht da, an der Stelle der entflohenen Unſchuld — ihr Tempel ſtand, und ſchien ſchmerzlich ſeine Gottheit zurückzurufen! — Tauſendmal durchbohrte ſie damals mein Herz, wenn ſie mit dem Blick

der unbefangenſten, zärtlichſten Dankbarkeit ihre Arme um meinen Hals ſchlang, und ſich dann wieder, mit einem unſichern, flammenden Auge, mit einer Röthe auf ihren Wangen, die glühender war, als ſie ſonſt ein jungfräuliches Geſicht färbt, von mir losriß — mir mit bizarrer Hartnäckigkeit ihre Hand verſagte, um die ich ruhig und liebkosend bat. — —

Er ſchwieg, in trauriges Nachdenken vertieft. — Das war es, was ich befürchtete, fieng er endlich wieder an — ich wußte, daß dieſes unbegreifliche Weſen nicht ausgeſprochen, nicht beſchrieben werden könne — nun verläumde ich ſie, und ich möchte ſie von der ganzen Welt geehrt wiſſen — ich verläumde ſie, und doch verſchweige ich mit dem Schweigen der wehmüthigen Liebe. — Und wüßteſt du endlich alles, was ich nie ſagen kann, du würdeſt ſie lieben und über ſie weinen wie ich!

Ich bat ihn, mit ſeiner Erzählung fortzufahren — wenn ich auch ſie nie begreifen kann, ſagte ich, ſo möchte ich dich doch verſtehen. Dein Schmerz hat einen Ausdruck. — —

Unmännlich ſcheine ich dir — nicht wahr, das willſt du ſagen? Aber urtheile nicht zu ſchnell

Sieh, ich kenne keine fürchterlichere Lage, als wo es unmöglich wird, Recht und Unrecht zu unterscheiden: die Kraft eines Rieſen könnte daran erlahmen. —

Nach einer kurzen Pauſe fuhr er fort.

„Pauline ward der Frau eines franzöſiſchen, in Rom anſäßigen Kaufmanns anvertraut, bis meine Geſchäfte beendigt ſeyn würden, und ich ſie nach L*** führen könnte. Von hier aus, wo ich ihr die freundlichſte Aufnahme von Seiten meiner Familie verſprechen konnte, mußte ſie leicht eine ſichere Gelegenheit finden, nach ihrer Vaterſtadt zurückzukehren. Sie ſchien unendlich erfreut über die Ausſicht, mit mir zu reiſen; überhaupt hatte ich ihr ganzes Zutrauen, und ich allein durfte ihr zuweilen über ihr vergangenes Schickſal ſeit ihrer Entführung, einige Fragen thun. Im Ganzen gerieth ſie bei jeder Berührung dieſes Gegenſtands in die heftigſte Bewegung, und oft griff es ihren zarten Körper ſo unnatürlich an, von jenem abſcheulichen Zeitpunkt zu ſprechen, daß ſie in Zuckungen fiel. Die Menſchlichkeit gebot mir daher bald, ſo viel möglich alles zu vermeiden, was auf ein ſolches Geſpräch führen konnte. Hier iſt in-

deſſen, was ich aus ihren abgebrochenen Aeußerungen zuſammenſetzen, und nachher aus ihres Vaters Erzählung ergänzen konnte.

„Pauline und ihr Bruder, der nur ein Jahr jünger als ſie, und jetzt Soldat iſt, wurden von ihren beiden Eltern gleich zärtlich geliebt, aber nach ſehr verſchiedenen Grundſätzen erzogen. Herr Dupuis war ein feſter, aufgeklärter, aber leidenſchaftlich aufgeklärter Mann, von dem Schlage, den in katholiſchen Ländern der Kontraſt zwiſchen herrſchendem Aberglauben und beſſeren Einſichten von Einzelnen, nicht ſelten macht. Um ſeinen Sohn vor Irrwahn zu verwahren, wählte er ein gewagtes, ſchwer zu rechtfertigendes Mittel: er wollte ihm die Prieſter eben ſo verächtlich, als ihre Lehren verhaßt machen, und in dieſer Abſicht ließ er einen Theatinermönch als eine Art von Hauslehrer bei ſich aus und eingehen, deſſen übrige widrige Eigenſchaften ſeinem Fanatismus ſo ſehr die Hand boten, daß Herr Dupuis ihn bei ſeinem Sohn als die ſicherſte Schutzwehr gegen Aberglauben und Prieſterherrſchaft brauchen zu können glaubte.

„Paulinens Mutter war gerade das Gegentheil

des Vaters, eine weiche, fromme Seele, so liebevoll, daß ſie ihrem Gott die Liebe zu ihrem Gatten und ihren Kindern täglich abbat, und es gegen dieſe durch verdoppelte Liebe wieder gut machte, wenn ſie ihrem Gott zu Ehren ſie hatte verläugnen müſſen. Sie hoffte, durch die Erziehung ihrer Tochter, die ihr überlaſſen war, des Vaters Weltſinn und des Sohnes Unglauben zu verſöhnen. Sie gab Pauliken von ihrem ſechsten Jahre an in ein nahgelegenes Kloſter in Penſion, und ſie würde ſie wahrſcheinlich zur Nonne beſtimmt haben, wenn ſie nicht durch eine Klauſel ihres Ehekontraktes verbunden geweſen wäre, keines ihrer Kinder dem Kloſterleben zu widmen.

„Madame Dupuis hatte zu viel weiblichen Sinn, um den Bruder Pelagius wirklich auszuzeichnen; aber ihr weiches Gemüth wußte die Geringſchätzung, die ihr Mann ihm erwies, durch deſto größere Aufmerkſamkeit auszugleichen, und die Furcht vor der in ihren Augen ſehr großen Sünde, die ihr geliebter Gatte in ſeiner Perſon an dem ganzen Prieſterſtand begieng, machte ſie deſto nachgiebender und ſogar ehrerbietiger gegen dieſen Menſchen.

„Die Revolution brach in Frankreich aus. Die Niederlande wurden von den neuen Republikanern erobert, die mit ihren Waffen ihren politischen Glauben dahin brachten. Herr Dupuis war einer von den wenigen Reichen, welche sich entschieden für die Neuerungen erklärten, und er getrieb mit so vielen andern in die gefährliche Lage, Grundsätze und Meinungen, die er zeitlebens flug verhehlen zu müssen geglaubt hatte, plötzlich herrschendes Gesetz werden zu sehen. Das unselige Verhältniß jenes Mönchs mit dem Dupuisschen Hause dauerte indessen fort. Es ist unmöglich, den Gang eines solchen Gemüths völlig zu ergründen, wo Rache und Furchtsamkeit wechselsweise ein Chaos von rohen Leidenschaften aufregen. — Rache, weil so ein Elender es instinktmäßig der ganzen Menschheit nachträgt, durch seinen Stand ihrer Freuden und Pflichten beraubt zu seyn; Furchtsamkeit, weil ihm die Befugniß und die Fähigkeit des Mannes, einem andern Manne zu sterben, versagt ist. Pelagius duldete die Verachtung, mit welcher ihm Herr Dupuis begegnete; ohne Widerspruch hörte er den oft ungemessenen Reden zu, die bei Gelegenheit der neuen politi-

ſchen Einrichtungen in dem Hauſe geführt wurden. Nur einmal, ſo erzählte er, wie Herr Dupuis ſich zu erinnern glaubte, thätlich geſtritten haben, da von Pauliners weiterer Erziehung geſprochen wurde, und ihr Vater ſeiner Frau in einem entſcheidenden Tone ſagte: nun bürgerliche Rückſichten ihn nicht mehr zwängen, einem Vorurtheil nachzugeben, wäre es ſein Wille, daß das Mädchen aus dem Kloſter herauskäme — öffentlichen Schutz, ſetzte er hinzu, haben dieſe Mummereien nicht mehr, und die heimlichen Künſte unterjochender Heuchler ſind zwiſchen Menſchen, die ſich lieben und ehren wie wir, nicht zu befürchten.

„Herr Dupuis geſtand, daß er hierbei den Bruder Prieglaus angeſehen, und ſein Lächeln bemerkt hatte, worauf wirklich der Gedanke bei ihm aufgeſtiegen war, daß es inkonſequent, und gewiſſermaßen unedel wäre, dieſem Menſchen den Zutritt in ſeiner Familie zu laſſen. Allein die Gewohnheit, Pfaffen aus- und eingehen zu ſehen, und ſeine Verachtung des Mönchs, den er auf keine Weiſe für gefährlich hielt, machten ihn leichtſinnig: er nahm ſich vor, ſeinen Knaben nächſtens in ei-

ter öffentliche Unterrichtsanstalt zu schicken, und bis dahin alles beim Alten zu lassen.

„Vielleicht hatten diese und die vorhergegangenen Umstände bereits den Entschluß des Mönchs bestimmt; es kam aber noch ein äußerst widriger Vorfall hinzu. Am Vorabend eines der großen Jahrmärkte in G. wurden verschiedene Landleute, welche Leinwand in die Handlung des Herrn Dupuis lieferten, von ihm bewirthet. Sie waren, oder stellten sich, sehr revolutionair gestimmt; man sang patriotische Lieder, man spottete über die Priester — Pelagius war, wie gewöhnlich, Tischgenosse; der Wein und die Anwesenheit roher Menschen, die ihm nicht imponirten, machten ihm diesmal seine bisherige Discretion vergessen: er warf sich zum Vertheidiger des Altars und Thrones auf, und gab der übermüthig lustigen Gesellschaft ein blank ekelhaftes Schauspiel von Priesterwuth und Unmäßigkeit. Herr Dupuis sah es eine Zeit mit an, denn es war ihm nicht unangenehm, daß der Stand, welcher dem neuen System am heftigsten entgegen strebte, sich vor diesen Landleuten gänzlich selbst herabwürdigte. Endlich befahl er seinen Bedienten sehr trocken, den Men-

ſchen aus dem Hauſe zu ſchaffen; der Kübel, zu verhöhnen was ehemals heilig geweſen war, machte dieſe ſehr flink in ihrem Geſchäft, und ſie legten den berauſchten Pfaffen lachend vor der Pforte ſeines Kloſters hin.

„Drei Tage ſah man ihn nicht. Am vierten ſchickte die Mutter ihrer Pauline die für ſie beſtimmten Meßgeſchenke in das Kloſter, aus welchem ſie zu ihrem unausſprechlichen Schrecken den Beſcheid erhielt, daß ihre Tochter am erſten Jahrmarktstag von dem Bruder Pelagius nach dem väterlichen Hauſe abgeholt worden ſey, um die Meßzeit dort zuzubringen. Dieß war wirklich ſonſt jedes Jahr der Fall geweſen; nur dießmal hatten mehrere zufällige Urſachen eine Ausnahme gemacht, von welcher die Nonnen, bei denen ſich Pauline befand, auch unterrichtet waren. Da ſie aber von dem Bruder Pelagius, deſſen täglichen Verkehr im Dupuiſchen Hauſe ſie kannten, und der ſehr oft mit Paulinens Bruder im Kloſter geweſen war, gehört hatten, die Mutter habe ſich anders beſonnen, und wolle nun doch der Kleinen die Jahrmarktsfreude genießen laſſen, ſo wurde ſie ihm ohne allen Verdacht übergeben. Der be-

ſonders geſchäftige Zeitpunkt im Hauſe brach gerade die ſonſt tägliche Kommunikation mit Paulinens Kloſter ab, und der Räuber hatte ganzer vier Tage voraus, ehe Paulinens Eltern das mindeſte von ihrer Entführung ahnen konnten.

„Die Nachſuchungen, welche nun zu ſpät erfolgten, verſchafften nach vieler Mühe eine Spur von ihr in Valenciennes. Dort wohnte ein genauer Bekannter und Handelsfreund von Paulinens Vater. An einem ſpäten Abend war ein junges Dienſtmädchen zu ihm gekommen, und hatte geſagt, ſie wäre von einer kleinen Demoiſelle zu ihm geſchickt, die in dem Wirthshaus, wo ſie diente, angekommen wäre; die kleine Fremde ließe Herrn Bazin beſchwören, ſogleich zu ihr zu kommen. Gerade an dieſem Tage war Herr Bazin zum Munizipalitätsglied erwählt worden; er hatte verſchiedene Freunde bei ſich verſammelt; man trank, man lachte über die ſeltſame Einladung, ſchickte das betretene Dienſtmädchen fort, und am andern Morgen erinnerten ſich weder der Herr noch ſonſt jemand im Hauſe, wie der Gaſthof geheißen hatte, aus welchem die Botſchaft gekommen war. Als nachher die Entführung der kleinen Dupuis auch

Herrn Bazin bekannt wurde, fiel ihm jener Umſtand wieder ein, und er ſah ſich genöthigt, ſo weh es ihm auch thun mußte, dem unglücklichen Vater zu melden, daß er damals wahrſcheinlich die Rettung ſeines Kindes in ſeiner Hand gehabt haben würde.

„In Valenciennes ſelbſt war natürlicher Weiſe nichts weiter von ihr zu erfahren: Pelagius wußte zu gut, daß Herr Dupuis beſonders häufigen Verkehr mit dieſer Stadt hatte. Man rieth nun auf den großen Tummelplatz des Betrugs und Verbrechens; der troſtloſe Vater reiſte ſogleich ſelbſt nach Paris ab. Eine Magd in dem Hauſe, wo die Valenciennes Diligence einkehrte, erinnerte ſich eines jungen Mädchens, die in Begleitung eines ältlichen Mannes angekommen ſey, und bitterlich geweint habe; von der Schönheit des Kindes gerührt, habe ſie es zu tröſten geſucht, und ihm eine warme Suppe angeboten; der Begleiter der Kleinen habe nämlich geſagt, ſie weine vor Kälte, welches bei der naßkalten Nacht, und da ſie nur leicht bekleidet war, auch ganz wahrſcheinlich geweſen; allein das Kind habe nur deſto

heftiger geweint, und die Suppe habe es nicht essen wollen.

„Auf diesen Wink hin, suchte man in dem Postregister nach. Man fand unter mehreren Passagieren, welche an dem Tage, den die Magd angab, eingetroffen waren, einen Fabrikanten aus dem Dorfe P. an der belgischen Gränze, nebst seiner kleinen Tochter, eingezeichnet. Aber sie waren mit der Post nicht weiter gefahren, und wer konnte nun sagen, wohin sie sich in der ungeheuren Stadt gewendet hatten?

„Hier war also das Schicksal der armen Pauline dunkler als je. Zwar war der vorgebliche Fabrikant ohne Zweifel jener verruchte Räuber — aber was hatte er mit dem Mädchen angefangen? was war sein Plan? warum gab er sich für ihren Vater aus? Und man hatte dem wahren Vater sein Kind weinend, von Kälte erstarrt, entblößt vom Unentbehrlichsten, beschrieben! In der peinlichsten Angst setzte er alles in Bewegung, durchstreifte lange die Stadt, in der Absicht, neue Fäden zu weiteren Nachsuchungen aufzusuchen. Wie oft quälte ihn in den verworfensten Winkeln die schreckliche Hoffnung, hier zu finden was er suchte,

und die noch ſchrecklichere Täuſchung jeder ſolchen Hoffnung! Es war alles umſonſt, und er mußte ohne alle Ausſicht zurückreiſen.

„Nach einiger Zeit kam ein Krämer zu ihm, welcher gewöhnlich Spitzenzwirn bei ihm einkaufte, den er durch Frankreich bis an die Schweizer Gränze brachte, und hier Schweizer Spitzen dagegen eintauſchte. Er hatte zu S. Cloud in der ehemaligen Franche Comte' eine Frau aus den Jura Gebirgen geſprochen, die ſeinen Verkehr in Flandern kannte, und ihm erzählt hatte, ſie habe vor wenigen Tagen ein armes krankes Kind aus dieſem Lande beherbergt, das mit ſeinem Vater auf einer Wallfahrt nach Wälſchland begriffen war; die Kleine ſey, da ihnen die Wege in den Gebirgen unbekannt waren, vor Hunger und Froſt erſtarrt im Walde liegen geblieben. Zum Glück war es ein Sonntag Morgens, wo die Frau mit ihren Kindern durch den Wald zur Kirche ging. Nach ihrer Beſchreibung hatte der Vater wie unſinnig neben der Kleinen gekniet, und gebetet, und dann wieder ſich fürchterlich vermeſſen, ohne etwas zu ihrer Rettung zu thun, oder Hülfe herbeizuführen; ja er ließ es dieſen ehrlichen Leuten

nicht einmal recht gutwillig zu, daß sie das Mädchen nach ihrer Wohnung trugen. Er war überhaupt, sagte die Frau, ein finsterer, harter Mensch, der dem armen Kinde keine Freude gestattete, und es weder mit ihren Kleinen spielen, noch von ihr spinnen lernen ließ, wozu es doch Lust gehabt hatte. Sobald ihr Fieber vorüber gewesen war, hatte sich die Kleine mit dem Vater weiter schleppen müssen, wie sehr sie auch jammern mochte. — Dieser Geschichte erinnerte sich der Krämer wieder, als er nachher in Flandern von dem Unglück hörte, das seinen G.er Patron betroffen hatte, und er eilte nach G., um sie Herrn Dupuis mitzutheilen, der nun nicht mehr zweifelte, daß Pauline von ihrem Räuber nach Italien gebracht worden wäre, einem Lande, wo er am ersten hoffen konnte, vom Fanatismus beschützt zu werden.

„Paulinens Vater hatte nun ein Ziel, das er unablässig und auf allen nur möglichen Wegen verfolgte. Ich habe dir gesagt, wie seine Maßregeln endlich ihren Zweck erreichten. Der ***sche Gesandte hatte sich, nachdem er aus meiner Erzählung Paulinens vermuthlichen Aufenthalt erfahren, an den würdigen Kardinal *** gewendet, der ihm

das Kloſter, in welches ich Paulinen zuletzt hatte führen geſehen, ſogleich öffnen ließ. Doch dieſelbe Gewalt, welche dem Mädchen ihre Freiheit verſchaffte, entzog auch den ſchändlichen Räuber ſeiner Strafe — wenigſtens durch den weltlichen Arm. Der Geſandte drang auf gerichtliches Verfahren; aber es wollte niemand etwas von dem Menſchen wiſſen. Der Kardinal verſicherte mit Achſelzucken, ſein eigenes Anſehen würde hier nichts vermögen; wenn der Böſewicht auch ergriffen werden ſollte, ſo würde er vor ein geiſtliches Gericht gehören: übrigens, betheuerte der Kardinal, fordere es ſein Gewiſſen als Menſch und als Prieſter, alles mögliche anzuwenden, damit der Ruchloſe, früh oder ſpät, von dieſem geiſtlichen Gerichtshof ſeinen Lohn empfinge. Die ſo oft und ſo beſtimmt wiederholte, ja einigemal mit einem beſondern, geheimnißvollen Ernſt wiederholte Verſicherung des alten***ſchen Geſandtſchafts-kapellans — des einzigen Menſchen, der aus Paulinens bei ihm abgelegter Beichte ihre ganze Geſchichte wußte, (ſo weit ein alter Prieſter dieſe Geſchichte verſtehen konnte!) — daß der Abſcheuliche ihr nie mehr ſchaden könnte noch ſollte, läßt mich muthmaßen, daß er wirklich unter geiſtliche Diſzi-

ylin gefallen ſey. Weder ich noch Paulinens Angehörige haben jemals wieder das mindeſte von ihm vernommen.

„Du ſiehſt nun, daß meine Dazwiſchenkunft nur ein ſehr zufälliger und unweſentlicher Umſtand bei Paulinens Rettung geweſen war. Doch behielt, auch nachdem wir beide mit der Zeit den ganzen Zuſammenhang erfahren hatten, ihre Dankbarkeit gegen mich fortdauernd den Ausdruck von Ueberſpannung und Inbrunſt, mit welchem Nonnen ihre Heiligen verehren. Und das meiſte von dem, was ich dir jetzt erzählt habe, blieb uns ſelbſt lange noch dunkel, und gelangte nur nach und nach und abgeriſſen zu unſrer Wiſſenſchaft. — —

„Das gehört aber zur Rechtfertigung — zum Bekenntniß meiner Schuld! Und vorher mußt du alles wiſſen, was das theure, unglückliche Geſchöpf angeht. —

„Eben ſo unvollkommen, wie ich damals von den Umſtänden unterrichtet war, durch welche Paulinens Spur bis nach Rom hatte verfolgt werden können, war und blieb ich es von ihrem Schickſal bis zu ihrer Rettung. Vor ihrer Entführung hatte ſie der Bruder Pelagius nie mit beſonderer Auf-

merkſamkeit behandelt. Er begegnete ihr mit der ungeſchickten Frömmelei, die dieſen Leuten eigen iſt, indem er ſie nach Pfaffenart bald ſchmälte, bald mit Bildchen von Heiligen und Agnus dei beſchenkte, je nachdem ſie ihm bei den Beſuchen, die er mit ihrem Bruder in ihrem Kloſter machte, wie ein unartiges oder wie ein artiges Kind vorkam. In der letzten Zeit war er, der üblen Witterung wegen, da das Kloſter eine gute Viertelmeile von der Stadt ablag, ſehr ſelten heraus gekommen. Als er ſie, unter dem Vorgeben, ſie zu ihrer Mutter zu bringen, abholte, folgte ſie ihm ohne alles Mißtrauen. Auch dann ließ ſie ſich noch beruhigen, wie er ſie nicht in die Stadt, ſondern immer weiter fortführte, und ihr ſagte, ihre Mutter ſey bei einer Verwandtinn auf dem Lande, wohin jetzt die Reiſe gehe.

„Gegen Abend wurde die Kleine ängſtlich, und er im nämlichen Verhältniſſe hart; ihre dringenden Bitten, ſie endlich zu ihrer Mutter zu bringen, beantwortete er mit ſcheltendem Ungeſtüm. Wie es dunkel geworden war, und ſie mit doppelter Unruhe flehte und fragte, drohte er ihr, ſie aus dem Wagen zu ſtoßen und mitten auf dem Wege allein

zu laſſen. Das arme Kind konnte ſich nichts Schrecklicheres denken; ſie erſtickte ihre Thränen, und ſchwieg.

„Als ſie in einer großen Stadt — es war Valenciennes — zum erſtenmal ausſtiegen, wiederholte der Mönch ſeine Drohung, wenn ſie nicht ſtill wäre, ſie allein zu laſſen, wo ſie ihren Vater und ihre Mutter niemals wiederſehen würde; denn er würde ihrer Mutter ſagen, daß ſie ihm nicht hätte gehorchen wollen, und leichtſinnig davon gelaufen wäre; ſie ſolle ſich alſo ganz ruhig verhalten, und mit keinem Menſchen ſprechen.

„Sie getraute ſich nun nicht einmal zu weinen, und mit einer Art von dumpfem Erſtaunen hörte ſie Anfangs zu, als Pelagius den Wirthsleuten erzählte, ſie ſey ein ungezogenes Töchterchen aus — er nannte einen ihr unbekannten Ort — das aus einer Kloſterkoſt weggejagt worden, und welches er nun zu Verwandten bringen ſolle, bei denen man ihr den Kopf zurecht zu ſetzen wiſſen werde.

„„Wie ich das hörte — ſo erzählte Pauline ſelbſt — mußte ich laut weinen. Ich hatte meine Eltern ſo lieb, und fürchtete mich immer ſo ſehr,

ſie zu betrüben, daß ich vor Schrecken nicht recht wußte, ob der Menſch nicht die Wahrheit ſagte, und ich nicht wirklich die Strafe für eine ſchwere Schuld litte. Gern hätte ich ihn fußfällig gebeten, mich nur auf einen Augenblick nach Haus zu bringen, damit ich meiner Mutter ſagen könnte, daß ich nicht ſo bös geweſen wäre. Wenn ich aber den Mund öffnen wollte, ſo fiel mir ſeine Drohung ein, mich allein zu laſſen; allein nach B. zurückzukommen, ſchien mir eine Unmöglichkeit, und ſo hätte ich dann nie mehr zu meiner Mutter gekonnt, und ſie hätte immer dem abſcheulichen Bruder Pelagius geglaubt. Auch die Wirthinn ſchalt mich ein böſes Mädchen, und wie ich ſo laut weinte, ſagte ſie, ich ſollte ſtill ſeyn, ſonſt jagte ſie mich auch fort — denn hier in Valenciennes, rief ſie, leiden wir keine ungehorſamen Töchter. —

„„In Valenciennes! — Der Name war mir nicht unbekannt. Ich wußte, daß Herr Bazin, wenn er meinen Vater beſuchte, immer von Valenciennes ſprach, und nun dachte ich auf nichts anders, als wie ich zu Herrn Bazin gelangen möchte. Wie das Eſſen gebracht werden ſollte,

kam ein liebes junges Mädchen, um den Tisch zu decken. Sie mochte nicht viel älter seyn als ich; wie sie mich weinen sah, brachte sie mir ein Aepfelkörbchen, und bat mich ruhig zu seyn. Ich gieng einen Augenblick mit ihr hinaus — der Bruder Pelagius mußte es zulassen: er war aber doch bang, denn er gieng uns bis an die Thüre nach; er mochte wohl zusehen wollen, ob wir nicht die Treppe hinunterstiegen. — Sobald wir allein waren, fiel ich dem Mädchen um den Hals, und sagte: Um Gottes willen, um aller Heiligen willen, lauf zu Herrn Bazin; er ist ein reicher, reicher Mann; sage ihm sein Pathchen Pauline sey hier, er solle doch gleich zu ihr kommen, sie sey nicht unartig gewesen. — Das Mädchen mochte erschrocken seyn: sie wollte sich von mir los machen, aber ich kniete vor ihr, und flehte, sie möchte nur zu Herrn Bazin gehen. — Sie sagte endlich, als besönne sie sich: Bazin? der Herr, der heute in die Municipalität gekommen ist? — Ja ja! rief ich, ob ich schon kein Wort davon wußte; aber ich konnte mir keinen andern Herrn Bazin denken, als den meinigen. Indessen rief der abscheuliche Mönch nach mir. Ich fuhr erschrocken

auf, und das Mädchen, der die Wirthinn recht hart begegnete, ſprang furchtſam fort. — “ ”

„Das gute Kind war, wie du weißt, wirklich bei Herrn Bazin geweſen; aber eben die Munizipalitätswahl, welche ihn in der großen Stadt zufällig dem erſten beſten Wirthsmädchen bekannt machte, zog ſeine Aufmerkſamkeit von der Einladung ab, die ſie ihm brachte. Pauline mußte die Nacht auf einem Bettſchragen neben der Wirthinn zubringen; denn der Mönch verſicherte, das Kind ſey ſo abgefeimt, daß es im Stande ſeyn würde, zum Fenſter hinaus zu entſpringen.

„So wie der Tag graute, mußte ſie das Wirthshaus mit ihm verlaſſen. Er führte ſie zu Fuß einige Stunden weit — wahrſcheinlich gegen die Gränze hin, bis P.; im dortigen Auguſtinerkloſter ſcheint er Mitſchuldige ſeiner Bosheit gehabt zu haben. Ein Kloſter war es, wo ſie endlich, äußerſt ermüdet, ausruhen durfte. Hier brachte er ſie zu der Frau des Vogts, die von ihrer Ankunft im voraus unterrichtet ſchien, und dieſe mit einem Mährchen zuſammenreimte, durch welches der Bruder Pelagius vermuthlich auch die Mönche des Kloſters für ſein Bubenſtück gewonnen hatte.

Er mochte sie für ein Kind ausgeben, das er ketzerischen Eltern entzöge. Pauline konnte damals das Gewebe dieser List, wobei vielleicht auch wirklicher Fanatismus bei dem Elenden im Spiel war, nicht begreifen, und es wurde ihr erst in reiferen Jahren deutlicher.

„Der Tag verging, ohne daß sie den Mönch sah. Sie versuchte mehrmals, der Alten ihren Kummer mitzutheilen; diese schwatzte ihr aber, in ihrer falschen Voraussetzung, eine Menge frommer Floskeln von ihrem Seelenheil, von Abbüßen der Sünden ihres Vaters, vor, und beschrieb es ihr endlich so fürchterlich, wie ihr Vater in der Hölle gequält werden würde, daß die Kleine in Todesangst gerieth, und zwischen Abscheu und Furcht getheilt, sich gar nach der Rückkehr ihres Räubers zu sehnen anfieng, um ihn zu fragen, warum ihr armer Vater verdammt seyn müßte. Er kam, und aller Trost, den sie von ihm erhielt, bestand in ähnlichem unverständlichen Zeug, von Strafen Gottes, von dem Blutgerüst das ihrem Vater drohte, von Gehorsam und Demuth, wodurch sie allein ihre eigene Seele noch retten könnte.

„Der Verſtand des unglücklichen Mädchens wurde durch dieſe Behandlung ganz irre gemacht; zugleich unterlag ihr zarter Körper, und ſie fühlte ſich ſo treflos, daß ſie endlich an der Bruſt des unmenſchlichen Urhebers ihrer Leiden Schutz vor den Schreckbildern ſuchte, mit denen er ſie ängſtigte. Er ſchien gerührt; er gab ihr einen Schimmer von Hoffnung, daß ſie ihren Vater doch noch retten könnte, wenn ſie ſeine Schuld durch Gebet und Buße tilgte, und die Unglückliche ſchlief auf ſeinem Schooße ein.

„Am folgenden Tag weckte die alte Frau ſie in aller Frühe auf, und kündigte ihr an, daß der fromme Bruder Pelagius eine Meſſe für ihren Vater leſen würde, um wo möglich ſeine Seele zu retten, da ſein Leib durch Gottes Fügung büßen, und auf dem Blutgerüſt geſchlachtet werden ſollte. Halb todt vor Schrecken ließ ſich Pauline in die Kirche führen. Hier lag ſie während der Meſſe am Boden. Es war einer von den wenigen Augenblicken, deren ſie ſich ſehr lebhaft erinnerte, ohne ihr Andenken zu ſtören. Sie ſprach mit Begeiſterung von ihrem damaligen Gebet. In der dunkeln Kloſterkirche war es noch Nacht; die

Kerzen auf dem Altar der kleinen Seitenkapelle, wo die Messe gelesen wurde, flackerten vom kalten, feuchten Zugwind; in der Kirche selbst warf die ewige Lampe einen röthlichen Schimmer; die Mönche schlichen wie Geister herbei und warfen sich leise und ächzend zur Erde; über dem Altar hieng ein Gemälde, das die Enthauptung des Apostels Paulus vorstellte — Paulinen schien der Henker das Schwerdt zu schwingen, und statt des Heiligen schob ihre Fantasie die Gestalt ihres Vaters unter, und in dem elenden Betrüger, der den Altar entweihte, vor welchem er stand, sah sie den Retter seiner Seele.

„Nach der Messe erschien Pelagius in weltlicher Kleidung. In ihrer Spannung bemerkte sie diese Veränderung kaum; sie fragte ihn schluchzend, ob für ihren Vater keine Hoffnung mehr wäre. Er schien bewegt und unruhig; sein Betragen gegen sie war sanft: er sagte ihr, um zu versuchen, ob etwas für ihn gethan werden könnte, wollten sie jetzt nach Paris; aber der Tod von der Hand des Henkers sey nicht die größte Gefahr, die ihrem Vater drohe; dieser könne ihm vielmehr Mittel zur Bekehrung seyn; sein Unglaube, sein

Prieſterſpott verdamme ihn; für die Vernachläßigung der Kirche, für die ſchnöde Behandlung ihrer Diener, werde er im Fegefeuer ſchmachten. Darum ſetzte der Böſewicht hinzu, darum müſſe ſie ihm folgen, denn er habe von ihrer Mutter den Auftrag, ſie der Ketzerei zu entreiſſen, und an allen Orten, wohin ihre Wanderſchaft ſie führen werde, für ihren Vater Meſſen leſen zu laſſen.

„Dieß geſchah auch ſeitdem, ſo oft es nur möglich war, und dadurch wußte ihr Verderber, ſie feſt an ſich zu feſſeln. Beſtändig hielt er ihr das Schreckbild von der Gottloſigkeit ihres Vaters, und ihrer eigenen Gefahr, von Ketzerei angeſteckt zu werden, vor Augen; als er anfieng, ſie für ſeine Tochter auszugeben, und von ihr zu verlangen, daß ſie ihn Vater nannte, ſpiegelte er ihr vor, ſie müßten ſich verbergen, damit die gottloſen Rebellen im Lande ſie nicht entdeckten, und ihre frommen Abſichten vereitelten.

„Aus jenem Kloſter führte er ſie einige Stunden weit, auf einem kleinen Bauernwagen, wieder in das franzöſiſche Gebiet hinein, bis zu einem Städtchen, wo ſie die Diligence beſtiegen, und mit dieſer bis nach Paris reiſten. Von nun an ſcheint

des Mädchens lebhafte Fantaſie die Richtung bekommen zu haben, die ſie ſo ſonderbar auszeichnete, als ich ſie kennen lernte. Die traurigen Täuſchungen, mit denen ſie umgeben geweſen war, hatten ihr Gefühl für die Wirklichkeit abgeſtumpft, und die Wahrhaftigkeit ihres Gemüths angegriffen, dem ein natürlicher Zuſtand ganz fremd, und das Abenteuerliche, Gräßliche, zum Bedürfniß geworden war. Ihr eigenes Schickſal ſchwebte ihr in Bildern vor, in denen ſie die Hauptfigur war; ſo lange ſie nichts an die vergangenen Auftritte erinnerte, war ſie leichtſinnig und ſorglos wie die Kindheit; jede Erinnerung aber ergriff ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt; denn ihre Einbildungskraft verſetzte ſie ganz wieder in die Vergangenheit, und die Menſchen um ſie her waren für ſie Zeugen wirklicher gegenwärtiger Leiden, die wieder über ſie ergiengen. So koſtete ihr der lange Betrug, der ihr geſpielt werden war, ſelbſt die einfache, heilige Ehrwürdigkeit des Unglücks!

„Dieſe traurige, oft gefährliche Verwirrung ihrer Begriffe zeigte ſich in ihren abgebrochenen und mangelhaften Erzählungen von dem, was ihr begegnet war, ſeit ſich Pelagius in jenes fanatiſche

Verhältniß mit dem unwiſſenden, im Kloſter auf-
gewachſenen Kinde geſetzt hatte. In Paris lebte
ſie mehrere Wochen in einem Dachſtübchen, das
ſie nie verließ, als um zuweilen nach Mitternacht
ihrem vorgeblichen Vater in ein weit entferntes,
großes Gebäude, wahrſcheinlich ein ehemaliges Klo-
ſter, zu folgen, wo in einem unterirdiſchen Ge-
wölbe Meſſen geleſen und Predigten gehalten
wurden, voll fürchterlicher Rache gegen Unglauben
und Ketzerei, und blutheiſchender Aufforderungen,
die Religion zu rächen. In dieſen ſchaudervollen
Verſammlungen ſah Pauline mehr als einmal ehr-
würdige Matronen, Gattinnen, Töchter, erſchei-
nen, deren Söhne, deren Gatten, deren Väter,
am nämlichen Tage unter dem unerſättlichen Mord-
beile gefallen waren, und die ihr wilder Schmerz
zur mitternächtlichen Stunde hieher an den Fuß
des Altars trieb, wo ſie Klagen erſchallen ließen,
wie in dieſem, wenn ſchon wahrſcheinlich ſeit Jahr-
hunderten dem Schmerz und dem Jammer ge-
weihten, Gewölbe noch keine wiedergetönt hatten.
Ergriffen von dem Anblick dieſer Unglücklichen,
glühend von Fanatismus und Rache, rief dann der

Prieſter mit aufgehobener Hand den Allmächtigen zum Zeugen ihres Elends, und mit bleichem Angeſicht, mit zitterndem Munde, ſchwor jeder Anweſende, Blut für Blut zu fordern.

„Aus ſolchen Auftritten, und aus Pelagius Reden, zog Pauline alle ihre Begriffe von den Begebenheiten, welche damals in Frankreich und in ihrem Vaterlande vorgingen. Sie mußte glauben, daß ihr Vater zu den Menſchen gehört hatte, welche alle dieſe Gräuel über Frankreich brachten, und daß er nun, in ſeinen eigenen Fallſtricken gefangen, von ſeinen Mitſchuldigen geächtet war. Täglich ſah ſie ſich hülfloſer, täglich abhängiger von jenem Elenden. Liebebedürftig und ſchwach, mochte das unglückliche Mädchen durch ihre Kindlichkeit ſein ſchändliches Gemüth immer mehr von ſeinem erſten Plan entfernen, der — wenn er jemals einen hatte — doch wohl dahin gehen mußte, ſie in ein Kloſter zu bringen.

„Selbſt die reinſten Empfindungen vermochten ohne Zweifel bei dieſem Ungeheuer nichts anders, als den Schlamm ſeines Innern in Aufruhr zu bringen. Die Vaterrolle hatte er vermuthlich aus

Vorſicht übernommen; nachdem er aber Paulinens armes Herz ſo lange geängſtigt hatte, bis ſie bei ihm, wie an dem Buſen eines Vaters, Troſt ſuchte, da ſchienen Regungen in ihm erwacht zu ſeyn, aus denen ſich das verworrne, eben ſo undurchdringliche als abſcheuliche Gewebe ſeines Betragens gegen ſie entſpann. Daher das Labyrinth von Bühungen, von Mißhandlungen, von ſinnloſem Schmerz bei ihm, daher das Zuſammenhängende, Widerſprechende bei ihr, daher — o mein Freund! daher der giftige Hauch, der ihrer Unſchuld Blüte zerſtörte, und unſre Herzen zu ewigem Elend verurtheilt — —

„Er kündigte ihr endlich an, daß ſie mit ihm nach Loretto wallfahrten müßte, um dort für ihre und ihres Vaters Sünden zu beten. Bis jetzt hatte er ihr, wenn gleich ſehr ſpärlich, dennoch den nothdürftigen Unterhalt gegeben, und ſie auch mit Kleidung verſehen. Nun erklärte er ihr, daß ſie auf ihrer Reiſe von der Barmherzigkeit frommer Menſchen leben würden; nur auf dieſe Weiſe könnte ihr Unternehmen ein gottgefälliges Werk werden. Pauline entſetzte ſich vor dem Gedanken; ſie bat den Unmenſchen fußfällig, ſie damit zu verſchonen;

ſie erbot ſich in ihrer kindlichen Unerfahrenheit, mit Waſſer und Brod zufrieden zu ſeyn, auf freiem Felde zu ſchlafen: nur ſollte er ſie nicht betteln laſſen. Weinend drückte ſie ſeine Knie an ihre Bruſt. Er geriethe in die heftigſte Bewegung; er riß ſie empor, umſchlang ſie mit Ungeſtüm, und rief laut alle Heiligen des Paradieſes an, daß ſie ihm helfen möchten, dieſen Bitten zu widerſtehen.

„Schon hielt ihn Pauline für erweicht, und ſie nannte ihn freiwillig mit ſchmerzlicher Innigkeit ihren guten Vater — Da ſchleuderte er ſie von ſich, ſchalt ſie eine Sünderinn, eine Schlange, befahl ihr, die Nacht im Gebet zu durchwachen, und lag ſelbſt bis zum Morgen auf den Knien auf dem kalten Stein.

„Sie mußte die ſchreckliche Reiſe antreten. Anfangs brachte es ſie faſt zur Verzweiflung. Es war ein Augenblick, wo Mangel, Schrecken, Mißtrauen, faſt alle Herzen mit Eis umgaben: beſonders in der Nähe der Hauptſtadt war dieſe Stimmung ſehr merklich. Schon kraftlos durch kümmerliche Nahrung und Entbehrungen aller Art, ſing Pauline manchen Morgen ihr trauriges Tagewerk

an, und kehrte am Abend, mit kaum gestilltem Bedürfniß, in ihre ärmliche Herberge zurück. Finster war der Mönch den Tag über neben ihr her geschlichen, und wenn er sie nun weinend die Paar Stücke Brod, die wenigen Heller, die sie erbettelt hatte, herauslangen sah, rang er die Hände, fluchte über sich selbst, und schien in einer so heftigen Verzweiflung, daß sie ihn endlich mit kindlichen Liebkosungen zu besänftigen suchte.

„Zuweilen gelang es ihr; dann ließ er sie neben sich sitzen, und sagte ihr: wenn sie ihre Wallfahrt vollendet habe, wenn Gott versöhnt sei — und dieß werde ihm schon offenbart werden — dann wolle er sie wieder nach Hause bringen, und sie sollte in ihrem Kloster bei S. Nonne, ja bald Aebtissin werden. Ihr kindliches Gemüth wandte sich gleich der lachenden Aussicht zu; die so lange entbehrte Süßigkeit, freundlich behandelt zu werden, that ihr so wohl, daß sie sich einmal getraute, nach ihrem Vater zu fragen. Aber da kehrte Pelagius ganze Wuth zurück; er mißhandelte sie, nannte sie undankbar, gottlos, und sie benetzte das Stroh, das ihr zum Lager diente, mit ihren Thränen.

„Die Verwirrung, welche Sinnlichkeit und Fanatismus in seinem Wesen anrichteten, scheint in jener Zeit täglich zugenommen zu haben. In dem Maaße, wie jene sein Blut in Aufruhr brachte, vermehrte dieser seine wilde Härte: es wurde ein gräßliches Chaos, wo er seine Begierden durch die Leiden, die er dem Gegenstande derselben auflegte, befriedigte, weil der mächtigere Aberglaube ihm einen andern Genuß verbot, und er büßte seine Lust in der Grausamkeit, mit welcher er das unglückliche Geschöpf durch Hunger, Frost, Erniedrigung jeder Art, marterte. Siegte wohl einmal die inwohnende Güte der menschlichen Natur, so versuchte er, durch den Balsam der Freundlichkeit die Wunden seines Schlachtopfers zu lindern; aber menschlicher Gefühle ungewohnt, gieng diese plötzlich wieder in Sturm der Sinne über —

„In Paulinens Einsatz lag die Rettung ihrer Unschuld. In Mangel und Schmerz blieben ihre Sinne wohl — Als aber durch Ruhe, und eine lange ungewohnte bequeme Lebensart, ihr Körper sich ausbildete, zerstörte die Erinnerung an das abscheuliche Beisammensein mit jenem Unhold die Reinheit ihrer

überaus regen Fantaſie — und es war ſchrecklich, wie ſie im Schooße der unſchuldigſten Liebe bald trunkene Heftigkeit bezähmen, bald Abſcheu bekämpfen mußte — —

„Ich greife wieder vor! Zurück zu Paulinens ungeſtörter Wallfahrt —

„Von den Wegen, die er ſie führte, weiß ſie wenig zu ſagen. Sie mag durch das ehemalige Dauphiné gewandert ſeyn, und ſich dann wieder nördlich gewendet haben. Er meinte, wahrſcheinlich weil er ſich verirrt hatte, mit ihr in die Gebirge des Jura. Die Gränze wurde damals, um dem Verkehr der Emigrirten mit dem Inneren zu wehren, ſcharf bewacht; Pelagius, der ſich fürchten mochte, mit irgend einer franzöſiſchen Behörde etwas zu ſchaffen zu haben, wagte ſich in unbekannte Bergwege, wo der hochliegende Schnee die Auskunft noch erſchwerte. Hier war es, wo Paulinens Kräfte endlich erlagen. Sie hatte ihn in den letzten Tagen oft und dringend gebeten, ſie ein Paar Tage in einem der umliegenden kleinen Dörfer ausruhen zu laſſen. Das freundliche Weſen der Landleute in dieſer Gegend zog ſie an, aber eben darum drang

er mit Härte darauf, weiter zu wandern: jenſeits des Gebirges verſprach er ihr italiäniſche Wärme, und Freiſtätten in jedem Kloſter.

„An einem Sonntag vor Tagesanbruch mußte ſie ſich aufraffen. Die Leute, in deren einzeln liegender Hütte ſie die Nacht zugebracht hatte, ſtellten dem ſogenannten Vater die Gefahr vor, an einem noblichten Morgen durch den Wald zu gehen. Aber er folgte ſeinem finſtern Sinn, und Pauline iſt zuweilen in Verſuchung geweſen, zu glauben, daß er damals ihren Tod gewünſcht habe. Sie konnte bald nicht mehr fort, ſie weinte bitterlich, und ſank erſchöpft nieder. Er ſetzte ſich, düſter ſchweigend, neben ſie: das geopferte Lamm legte ſein ſchuldloſes Haupt ſterbend in ſeines Schlächters Schooß. Erſt in der Hütte der guten Bäuerin, die nachmals dem niederländiſchen Zwirnhändler von ihr erzählte, fand ſie ihr Bewußtſeyn wieder —

„„Um den Vorſchmack des Todes — ſagte ſie noch in ſpätern Zeiten — den ich damals genoß, bin ich zu beneiden. Mag auch die Gottheit lächeln über unſer kindiſches Streben im Streit gegen Gefühl und Schickſal, ihr wohlgefällig wäre damals

mein Geiſt in ihren Schooß zurückgekehrt! Ich wäre als Heldin unterlegen: ich hatte mit übernatürlichen Kräften meine Kinderſchwäche bekämpft, und mit Kindervertrauen geduldet, im Glauben, mich für meine Eltern aufzuopfern. Nun lag ich, ſchmerzlos vor Ermattung, auf dem beſchneiten Boden; die Kälte betäubte mich bis zu unwiderſtehlicher Schläfrigkeit: meine Augen ſchloßen ſich — ich hörte nichts, wie das Rauſchen des Windes in den hohen Tannen, und das klang mir wie Muſik, um mich in Schlummer zu wiegen — ich betete nicht — ich fühlte mich in Gottes Hand.

„„Mein Erwachen war wieder ſchön. Die gute Frau, die uns fand, hatte mich in ihr Bett gelegt. Nachdem ſie mich mit vieler Mühe in das Leben zurückgerufen hatte, ſah ich mich von vier oder fünf Kindern umgeben, die ſich um mich bewegten. Meinen Räuber erblickte ich nicht ſogleich: er ſaß finſter am Herd, und ſah in das Feuer. Ich fühlte mich von Liebe umgeben; unter den freundlichen Kindergeſichtern war mir ſo wohl, als erwachte ich in einer beſſern Welt. In der Wachempfindung

meiner Leiden in den letzten Tagen war mir, als hätte ich nun abgebüßt.

„„Auch Pelagius ſchien in den erſten Augenblicken etwas Menſchlicheres zu haben. Er ließ mich Anfangs mit den Kindern ſpielen. Die kleine Familie nährte ſich den Winter über mit Spitzenmachen, das ich auch ein wenig konnte; es war mir eine ganz neue Seligkeit, unter den Kindern zu ſitzen, und mit ihnen zu arbeiten. Um zehn Uhr gab man uns Kartoffeln, die wir in der Aſche brieten; die Kinder krochen ihr Weſen um ihren Vater, theilten ihr Morgenbrod mit ihm — des Abends ſetzten ſie ſich zu ihm an den warmen Ofen, und brachen türkiſches Korn auf — da machte ich mir eine Täuſchung, die mir ſelbſt noch unbegreiflich iſt — Er hieß mein Vater, und ich war geſchäftig um ihn, wie jene Kinder um ihren Vater; ich gab ihm die ſchönſten von meinen gebratenen Erdäpfeln, ich bat ihn, mir Maiskolben aufzubrechen. Seine finſtre Härte kam mir nicht viel anders vor, wie die Rauhheit des ehrlichen Bauern. Für mich reihte ſich alles an den erſten Betrug, daß ich ihn Vater nannte, und ich war glücklich in meiner eingebilde-

ten Welt, denn ich mußte nicht betteln, mich hungerte nicht, mich fror nicht —“ “

„Den Unglücklichen trieb ſein ſchwarzer Dämon von dem ruhigen Aufenthalt bald hinweg. Paulinens furchtſames Flehen, das Weinen ihrer kleinen Geſpielen, das treuherzige Zureden der Alten, zu bleiben, bis der Schnee ſchmölze: nichts vermochte ihn hier feſtzuhalten. Er durchirrte nun mit der Kleinen Savoyen und Ober-Italien. Die ſanftere Luft, die Leichtigkeit, in den Klöſtern unterzukommen, machte ihr Leben erträglicher, und Pelagius ſelbſt, der ſich in dieſem Lande ſicherer wußte, war etwas weniger finſter. Aber in Bologna ereignete ſich ein Zufall, der ihr Schickſal wieder verſchlimmerte.

„Eine in jenem Klima ungewöhnliche Kälte hielt die Bologneſer fröſtelnd in ihren Häuſern. Abgehärtet durch Gewohnheit und einen rauheren Himmelsſtrich führte Pelagius ſeine arme Sklavin auf einem öffentlichen Spaziergang herum, in der Hoffnung, daß ſie einige Vorübergehende um Almoſen würde anſprechen können. Sie drängte ihr Antlitzen bei einem vorbeifahrenden Wagen an, in welchem

ein Mädchen von ihrem Alter und ein junger Menſch, wie es ſchien, bei ihren Eltern ſaßen. Man warf ihr ſchnell eine ziemlich anſehnliche Gabe heraus; ihre fremde Ausſprache hatte die Aufmerkſamkeit der jungen Leute erregt, die ihre Eltern beredeten, den Wagen halten zu laſſen, und die Kleine herbeiriefen.

„Auf die Fragen, die mit dem freundlichſten Tone an ſie gethan wurden, erzählte Pauline das Mährchen, das ihr der Mönch aufgegeben hatte: ihre Mutter ſei vom böſen Geiſte beſeſſen, und ſie wallfahrte nach Loretto, die heilige Jungfrau um Hülfe anzuflehen. Sie drückte ſich ſehr gebrochen italiäniſch aus. Die jungen Leute ſprachen aber etwas franzöſiſch, und das machte die Unterredung mit der kleinen Fremden, die ſchon durch ihr ganzes Weſen, und als Wallfahrerin ohnehin, nicht zu gemeinen Sattiern gezählt werden konnte, ſogleich lebhafter. Die Eltern und die Kinder waren von Wehmuth ergriffen, ein ſo zartes ſchönes Kind bei dieſer rauhen Witterung mit bloßen Füßen, leicht bedeckt, das zierliche blonde Haar im Winde flatternd, heimlos umher ſtreifen zu ſehen: das fromme Ziel ihrer

Wanderſchaft ward ihnen doppelt heilig, und ſie luden die Fremdlinge ein, ein Paar Raſttage bei ihnen zu halten.

„Pelagius gab nach einigem Zögern ſeine Einwilligung. Es war das Haus einer angeſehenen Magiſtratsperſon. Das Intereſſe, welches Pauline den guten Leuten eingeflößt hatte, nahm mit jeder Stunde zu. Sie bezauberte durch ihren Ausdruck von ſtillem Gram, von ernſter Schwärmerei, den kindiſcher Frohſinn, wie der Blitz eine finſtre Wolke durchzückte, bis ſich die Wolke wieder auf das große ſtrahlende Auge ſenkte. Nachdem ſie drei Tage da zugebracht hatten, that die Dame vom Hauſe Pauln nun den Vorſchlag, bei ihr zu bleiben, und den Vater, mit einem Geſchenk für das heilige Haus, allein nach Loretto ziehen zu laſſen, worauf er ſie auf ſeinem Rückweg in Bologna würde abholen, und nach ihrem Vaterlande zurückführen können.

„Die Schreckbilder, durch welche Pelagius ſie Anfangs ſo mächtig erſchütterte, hatten mit der Zeit, beſonders ſeit ſie ſich mit den Lügen und den erdichteten Klagen vermiſchten, die er ihr zum Behuf ihres Bettlerhandwerks aufgedrungen hatte, viel von

ihrer Kraft verloren. Sie folgte diesem Menschen, blos weil er noch das einzige Wesen auf Erden war, dem sie angehörte, und als sich hier sanfte Bande der Güte und Freundschaft um sie zu schlingen anfingen, war sie sogleich für jenen Vorschlag gewonnen, und wähnte in ihrem kindischen Leichtsinn, ihr Tirann würde nichts dagegen haben, wenn sie ihm nur verspräche, auch in diesem Hause alle Büßungen und fromme Uebungen, die er ihr vorschreiben würde, zu beobachten.

„Als ihm nun der verabredete Antrag gethan wurde, antwortete er mit einem Blick auf Paulinen, vor welchem sie in ihrem Innersten erzitterte: seine Tochter würde schwerlich damit zufrieden seyn. Man versicherte ihm, das Kind wünsche es — So muß ich mir ausbitten, sie unter vier Augen zu sprechen, sagte er, und faßte Paulinens bebende Hand. Sie folgte ihm in ein anderes Zimmer — o, die elendesten unter diesen Menschen verstehen es, trotz den klügsten Despoten, die Meister über schwache Seelen zu spielen! Er sagte ihr wenige Worte, deren Inhalt der bange Schrecken selbst, mit welchem er sie erfüllte, aus ihrem Gedächtniß verscheuchte,

die ſie aber zu den Füßen ihres Räubers niederwarfen. So viel weiß ſie, daß er ihr den Tod ihres Vaters, der nun wirklich zu Paris auf dem Blutgerüſt gefallen wäre, und die völlige Verſtandsverwirrung ihrer Mutter in die Ohren donnerte — Ob er die zweite Nachricht auch erlog, und ſie nur durch ein unſeliges Ohngefähr mit der Wirklichkeit, die ſpäterhin Paulinens Herz zerriß, übereinſtimmte, oder ob der Mönch Verkehr mit G. behalten hatte, konnte man nie erfahren.

„Sie war mit einem Schrei des Schmerzens zu ſeinen Füßen hingeſunken — Und du, Elende, rief er auf ſie herab, willſt hier des Wohllebens pflegen, indeß dein Vater dir aus den Flammen der Hölle zuruft: bete, bete für mich — —

„In Thränen gebadet ſtand ſie matt auf, kehrte zu ihren gütigen Wirthen zurück, und ſagte ihnen, mit niedergeſchlagenen Augen, ſie habe vorher die Sache nicht überlegt — ſie müſſe ihren Vater begleiten. Man ließ ſie ungern gehen, ehrte aber ihre kindliche Frömmigkeit, und gab ihr reichliche Geſchenke mit, um in Loretto Meſſen leſen zu laſſen.

„Von dieſem Zeitpunkt an erzählte Pauline

nichts mehr; sie weinte nur schmerzlich, wenn sie etwas an denselben erinnerte. Ihr abscheulicher Begleiter muß in seinem immer wachsenden Wahnsinn, dessen geheimen Grund die unschuldige Seele nie begreifen konnte, indem er sie tausendfach martrete, selbst Höllenqualen erlitten haben. Von den Auftritten, die zwischen ihnen vorgefallen seyn mögen, hatte ich selbst eine schreckliche Probe gehabt, als ich in Trastevere ihre Drohung, sich in die Tiber zu werfen, belauschte.

„Nachdem er mir in Rom zweimal begegnet war, gerieth er auf den Gedanken, daß ich ein Niederländer seyn möchte, der um seinen Raub wüßte, und seine Spur verfolgte. Er entschloß sich daher, Paulinen in das Magdalenenkloster in die Kost zu thun, und für seine Person wieder die Kutte anzuziehen, in der Hoffnung, hierdurch alle Nachforschungen am besten abzuschneiden.

„Als sie endlich gerettet war, kostete es viel Mühe, ihr begreiflich zu machen, daß ihr Vater lebte, und ohngeachtet der politischen Wechsel, die das Loos des Kriegs in seinem Vaterlande so schnell nach einander hervorbrachte, an seinem bürgerlichen

Daſeyn nichts gelitten hatte. Es war nicht das Werk eines Tages, das lügenhafte Gewebe zu zerreißen, mit welchem ſie ſo lange umſponnen geweſen war; Anfangs ſchienen dieſe Entdeckungen durch die Verwirrung, die ſie in allen ihren Begriffen anrichteten, ſelbſt ihren Verſtand in Gefahr zu ſetzen, und ſie wäre vielleicht unter andern Umſtänden von dieſer Seite verloren geweſen. Die Schwärmerei, mit welcher ſie vom erſten Augenblicke an mir hing, und die fromme, ſanfte Weisheit des *** ſchen Kapellans, wendeten dieſes Unglück ab. — Theilen Sie ihre Dankbarkeit zwiſchen Ihrem Gott und Ihrem Retter, ſagte ihr der Pater Benedikt, indem er ſie von dem Beſtuhl, wo er mit ihr gekniet hatte, zu mir führte. Hätte ſie dieſen geiſtlichen Führer behalten können, vielleicht wäre ihr Gemüth ganz beruhigt worden. Bey ihren reizbaren Sinnen, ihrer feurigen Einbildungskraft, ihrem kühnen und doch ungebildeten Geiſte, war die einfache Frömmigkeit, die ſie in der Mitte meiner Familie fand, ſo wenig eine Nahrung für ſie, als die unverdauten philoſophiſchen Grundſätze, mit denen ſie nachher durch ihren Bruder, und einige andre Menſchen, die ihr

nahe kamen, bekannt wurde. Sie zweifelte, verwarf, kämpfte, und hat nie Ruhe erlangt!

„Der Pater Benedikt hatte in seiner ehrwürdigen Unerfahrenheit den Rath angegeben, daß ich sie auf unsrer Reise für meine Schwester ausgeben sollte. Die erste Zeit verstrich in dem süßesten Taumel von beyden Seiten. Pauline war bloß Kind, liebendes Kind, das eine neue, erfreuliche Existenz mit innigem Dank genoß. Der Weg, den wir nahmen, war ihr unbekannt, da Pelagius sie auf lauter Nebenstraßen geführt hatte. Ich hatte Geschäfte in Livorno: die See, die Schiffe, die Betriebsamkeit des Handels, alles entzückte sie. Schwelgend an dem unaussprechlich holden, kindlichen Ausdruck ihrer Zärtlichkeit, hingerissen von Mitleid, von dem für mich ganz neuen Gefühl, ein Geschöpf — ein weibliches Geschöpf so ganz allein mir angehören, für mich allein athmen, für mich allein empfinden zu sehen, lebte ich mit ihr in einer Zauberwelt, und in diesem schuldlosen, unvermeidlichen Irrthum mochte ich den Grund zu unserm Unglück legen.

„Die Stimmung, in welcher sie jene Zeit zubrachte, sah ich aber auch nie wieder an ihr. Ein einziges Gefühl, dankbare Liebe, füllte damals ihr

feuriges Herz, und dieſes Gefühl war mächtig genug, um ihre Unerſättlichkeit, oder vielmehr ihre Gewohnheit heftiger, ſtürmiſcher Empfindungen, zu befriedigen, oder zu überwinden. Sie und ich: wir machten für einander die ganze Natur aus — die reizende Landſchaft, das wogende Meer, die lebhaft emſigen Menſchen, die geſpannten Segel, die wie Schwanenflügel die großen Schiffe auf den glänzenden Fluten hintrieben: alles gleitete wie liebliche Bilder vor uns vorüber, alles war Erſcheinung, und Pauline, kindlich auf meine Knie geſtützt, oder neben mir ſtehend, und mit meinen Locken ſpielend, war die einzige Wirklichkeit in dieſer Zauberwelt.

„Wie ſchlecht hatte der gute Pater Benedikt die menſchliche Natur berechnet, als er glaubte, daß dieſes Mädchen mit dem flammenden Herzen gegen mich jungen, ſehr unſchuldigen Menſchen von zwey und zwanzig Jahren in das Verhältniß eines Kindes gegen einen ältlichen Bruder treten würde! Ja, wenn die ruhige Mittelmäßigkeit, welche der erſte Grund der Tugend und des Glücks unter meinen guten Landsleuten iſt, damals nicht ſo manche Saite des Herzens bey mir ganz unde-

rühret, ſo manche Leidenſchaft unangeregt gelaſſen hätte, wenn ich damals ſchon geliebt, ſchon gelebt hätte, ſo würde ich Paulinen und mich ſelbſt beſſer verſtanden haben, und Ehre und Rechtſchaffenheit hätten mich gleich gemahnt, keine gefährliche Ueberſpannung zwiſchen uns aufkommen zu laſſen —

„Wir kamen nach Bologna, wo ich ein Handelsgeſchäft zu beſorgen hatte. Schon als wir uns der Stadt näherten, wurde ſie betroffen, und fragte mich ängſtlich, wo wir jetzt wären. Ich hatte kurz vorher nicht Acht auf ſie gegeben; ich gab ihr ſcherzend Beſcheid, indem ich ſie umfaßte, und ſie fragte, ob ſie ſchon in Bologna geweſen wäre. Sie riß ſich — zum erſtenmal — von mir los, und antwortete zweydeutig, mit unruhigen Blicken auf die Gegenſtände umher. Da mir nun einfiel, daß ihr dieſe Stadt von ihren traurigen Wanderungen her bekannt ſeyn könnte, forſchte ich zärtlich nach der Urſache ihrer veränderten Stimmung, worauf ſie mir, ſehr unvollkommen, die Geſchichte ihres Aufenthalts in Bologna erzählte. Ich ſuchte ſie zu beruhigen; aber der Gedanke, daß ſie hier in den Händen des Elenden geweſen war, bekam auch für mich etwas Pein-

liches: es war, als ob sie dies ahndete; sie sah mir scheu und forschend in's Auge, und ihre Wange glühte, wenn ich sie berührte, wenn ich sie Schwester nannte.

„Es war noch früh am Tage, als wir anlangten. Ich bat sie mit mir spazieren zu fahren. Sie besann sich, und trat vor den Spiegel, in welchem sie ihre Gestalt ernst zu betrachten schien — Der Anblick konnte sie an und für sich nicht betrüben: ein graues Reisekleid nach Amazonenschnitt, ein Huth mit einem Federbusch über ihre blonden Locken — ich stand neben ihr, und überhörte ihre Antwort, indem ich mit freudigem Lächeln ihre Gestalt ansah. Plötzlich ward sie es gewahr, und warf sich, lachend wie ein Kind, an meine Brust. Im nächsten Augenblick richtete sie sich mit einem Strom von Thränen wieder auf. Ich ahndete, was in ihr vorgieng, wollte aber ihr armes Herz nicht verwunden, indem ich den traurigen Gegenstand zur Sprache brächte.

„Ueberzeugt, daß sie niemand erkennen könnte, stieg ich bey einer angenehmen Allee mit ihr aus, und folgte den Schritten andrer Spaziergänger. Sie gieng mit sichtbarer Verlegenheit neben mir

her; endlich blieb sie hoch erröthend stehen, wie ein junger Mensch zu uns trat, und mich sehr artig fragte, wer die junge Person wäre, die ich führte. Ich antwortete trocken auf die unerwartete Frage, sie sey meine Schwester; indem ich aber weiter gehen wollte, hielt mich Pauline weinend zurück, und rief leise: er ist es, er ist es! — Gleich darauf riß sie sich plötzlich von mir los: wie ich mich umsah, lag sie einem jungen Mädchen in den Armen, die neben einer bejahrten Dame stand.

„Ich fieng nun an, den Auftritt zu verstehen. Bey den guten Menschen drängte sich Frage auf Frage, wobey ich in ziemliche Verlegenheit kam, wie ich mein Vorgeben, daß Pauline meine Schwester wäre, aufklären sollte. Um das liebe Mädchen zu schonen, bat ich endlich die Mutter, einen andern Augenblick abzuwarten, wo ich ihr das Räthsel lösen würde. Wir folgten ihnen auf ihre Bitte nach ihrer Wohnung. Hier erzählte ich, was mir von Paulinens Schicksal bekannt war, und ihre alte Bekannte wurde ihnen dadurch noch interessanter. Besonders schien der junge Octavio sich gar nicht von ihr trennen zu können —

und bey dieſer Gelegenheit ſah ich Paulinen von einer Seite, die mich kränkte, ob es gleich nichts als ungebildete Weiblichkeit war, während ich ſelbſt — ihr Beſchützer, ihr älterer Bruder! — wie ein kindiſcher Geck handelte — —

„Ein gewiſſes albernes Konvenienzgefühl hatte mich bewogen, im Zirkel dieſer liebenswürdigen Familie vom erſten Augenblick an mehr Behutſamkeit, mehr Kälte in mein Betragen gegen Pauline zu legen. Mein verwöhntes Herz widerſtrebte, und ungeſchickt gerieth ich auf den Ausweg, ſie wie ein Kind zu behandeln. Sie empfand das tief; ihre Zärtlichkeit und ihre Eitelkeit waren gekränkt, und inſtinktmäßig wollte ſie mich ſtrafen, indem ſie Octavio's Aufmerkſamkeit bereitwilliger annahm. Und ich — ja ich war ſo kindiſch, ſo raſend, mich an dem Kind Pauline zu rächen, indem ich mit dem Kind Fauſtina, Octavio's jüngere Schweſter, mehr ſpielte wie mit ihr.

„Pauline war nicht mehr dieſelbe. Laune folgte auf Laune; Kälte, Heftigkeit, Reue, bezauberndes Hingeben ihres ganzen Weſens: das alles drängte ſich in ſchnellen Wechſeln in dieſem aufgeregten Gemüth — meine Ungeſchicklichkeit hatte in

ein Paar Tagen das holde Kind in ein leidenschaftliches Mädchen verwandelt, und unsre Unschuldswelt war zerstört.

Nach unsrer Ankunft in meiner Vaterstadt gab es nur zu oft ähnliche Disharmonien zwischen uns, und wenn ich behutsam vermied, ihre Eifersucht zu reitzen, war dies eben so wenig ein Mittel, ihren ehemaligen Frieden wieder herzustellen, als wenn ich ihre Gefühle behandeln wollte, wie ein Mann das kleine Leidenschaftenspiel in einer Kinderseele behandeln soll. Eine unbestimmte Sehnsucht faßte in ihrem Herzen Wurzel, die ihr jedes alltägliche Verhältniß lästig, jede stille Freude unschmackhaft machte. Ihre Liebe zu mir ward ein verzehrend Feuer, das sie mit kindischer Unvorsichtigkeit handhabte. Ich hingegen, im Schooß meiner braven Familie, in meinem ruhigen Vaterland, unter lauter vertrauten, heitern Gegenständen mir selbst wiedergegeben, kehrte zu dem alten Gleichgewicht und der gewohnten Mäßigkeit meiner Empfindungen zurück —

„Ach, meine damalige Liebe, die ihr nicht mehr genügte, war ja doch mehr werth als jener zauberische Taumel! Ich dachte mir jetzt diese Liebe als

das Ziel meiner Beſtimmung, ich wollte Paulinen zu meiner Gattinn bilden — Aber jeder Tag machte ſie mir räthſelhafter, mit jedem Tag brachte unſer Verhältniß die unſeligen Wirkungen ihres Schickſals auf einen Charakter wie der ihrige, mehr zur Reife: dieſe unendlich feindere Organiſation mit dieſem Abſcheu vor Sinnlichkeit, dieſe glühende, unaufhaltſame Fantaſie mit dieſem ſo verletzbaren Gefühl!

„Ich hoffte, Mude, Häuslichkeit, Ausbildung ihres Geiſtes, würden das alles zu einem mildern, beglückenden Ganzen verbinden, und es gab Augenblicke, es gab Tage, wo ich mich am Ziel glaubte. So war ſie oft entzückend liebenswürdig in ihren Bemühungen um meine Eltern. Wenn ſie zum Frühſtück hereintrat, leicht wie ein Blütenblatt vom Winde getragen wird, ihr ſchönes reiches Haar, den Bändern, dem Kamme, womit ſie es befeſtigte, zum Trotz auf Schultern und Hals herabfließend — mit einem Blick auf mich, der wie eine Flamme mein Herz entzündete, umarmte ſie meinen Vater, küßte meiner Mutter die Hände, wünſchte der Tante Sara Glück zu dem ſchönen Morgen, der ihrem Garten ſo wohl thun

müßte — kam endlich die Reihe an mich, der mit klopfendem Herzen allen ihren Bewegungen folgte, so war ein leises: Guten Morgen, Henri! alles, was sie sagte, aber rosenroth flog es dabey über ihre Wangen, und in diesem einzigen Wörtchen hatte ich vernommen, daß dieses Geschöpf mir ganz geweiht war. Dann nahm sie mit ihrem jungfräulichen Wesen ihr Nähzeug — sie wollte sich in dieser Weiberarbeit üben, aber durchaus nur indem sie für mich Wäsche nähte — und stand ich auf, um aus dem Zimmer zu gehen, so rief sie mir mit einem komischen, aber unwiderstehlich gebieterischen Tone nach: Henri! — Ich gieng dann zurück, und fragte lachend, was ihr Wille wäre? — Um eilf Uhr! sagte sie mit dem vertraulich-zärtlichsten Accent. Dies war die Stunde, wo wir Verschiedenes zusammen lasen. Ich ließ sie auch schreiben, was sie nie ganz lernte, denn sobald der Inhalt dessen, was sie schrieb, etwas Interessantes für sie hatte, schrieb sie nicht das Wort, sondern den Ton des Wortes, wie er ihrem Ohre klang, hin, und ihre Briefe sind daher noch jetzt fast unlesserlich.

„Oft umfaßte sie mich mit so kindischer Unbefangenheit, daß es keinem Zeugen einfallen konnte,

etwas anders als eine jugendlich ſchweſterliche Empfindung darinn zu ſehen. Meine ehrliche Tante verwies es ihr anfangs, und ſagte, es ſchicke ſich nicht für eine große Demoiſelle, einen jungen Herrn ſo vor aller Welt zu umarmen — Ei nun, antwortete ſie, ſo mag alle Welt fortgehen, denn ich umarme ihn eben ſo gern, wenn Sie allein da ſind — — Meine guten Eltern lachten laut auf; da erwachte ſie dann, indem ſie mir die Wangen ſtreichelte, fort: Und er iſt ja kein junger Herr, und ich bin noch weniger eine große Demoiſelle; er iſt mein Wohlthäter, und ich bin ſein Geſchöpf — — Bei ſo einem Worte überſchattete plötzlich die tiefſte Rührung das Kindergeſicht, und ſie kehrte ernſt zu ihrer Arbeit zurück.

„Meine Anverwandten wurden alle in den Zauberkreis des Mädchens hineingezogen, und alle tadelten ſie, und weiſſagten lauter Unglück für die Zukunft. Zuweilen kam der Vorſchlag auf die Bahn, ſie in eine Penſion zu thun — damit ſie ſich in dem Betragen, das einer jungen Perſon anſtändig wäre, vervollkommte, ſagte meine gute Mutter, weil ſie, über Paulinens Stürmen ein wenig ungehalten, ihr etwas abgeben wollte. So

etwas brachte ſie immer auf einige Zeit aus ihrer guten Stimmung. Henri, ſagte ſie einſt bei einer ſolchen Gelegenheit mit ſchwellenden Augen, indem ſie ſich ſtolz gegen mich wendete — wenn ich deinem Hauſe Schande mache durch mein glühendes Herz, das ſchlechte Erziehung genannt wird, ſo bringe mich zu einem deiner Weinbauern in ſeine Hütte; da werde ich Euch lieben, Euch danken, und empfinden können, wie die Natur es mit eingiebt — — Alles ſchwieg; ſie verließ das Zimmer, und blieb den ganzen Tag im Garten, im Felde umher, ohne zu uns zu kommen. Ich ſuchte ſie auf, ich beſchwor ſie, um meinetwillen ihre Empfindlichkeit zu mäßigen; ſie überhäufte mich mit Liebe, aber es währte lange, bis ſie mit meinen Verwandten wieder auf den gewohnten Fuß kam —

„Ach ich erkenne meine Schwäche — Ich ſchildere Dir nichts als ihre Liebenswürdigkeit, und für ihre Fehler habe ich keine Worte! doch ſo iſt ſie, ſo war ſie — in ſolchem Weſen verflogen einige Monate, während deren ſie nie daran zu denken ſchien, daß unſer Verhältniß ſich jemals ändern müßte, und eben ſo fern ſchien der Gedanke von ihr, daß ich je einer Andern gehören

konnte. Die Ausſicht, ſich jetzt von mir zu trennen, wenn ihr Vater kommen würde, um ſie abzuholen, hatte nichts Beſonderes für ſie: in ihrem Sinn war es ſo eingerichtet, daß ſie mich dann bald wiederſehen würde, daß ſie jenen Augenblick ohne alle Unruhe herannahen ſah. Ich weiß nicht, ob ſie damals den deutlichen Begriff hatte, die Meinige zu werden — das bürgerliche Verhältniß iſt ihr wenigſtens gewiß nicht ein, und ich glaube, daß die Zukunft ſie ganz unbekümmert ließ: dieſes göttliche Vorrecht der Kindheit hat ſie erſt in der Folge verloren.

„Was meine Familie betrifft, ſo war dieſe viel zu unbekannt mit allem, was Leidenſchaft heißt, um, in allem dieſem im Ernſt etwas Ungewöhnliches oder Drohendes zu ſehen. Jedes von ihnen war überzeugt, daß eine gute Erziehung vermöchte, was ſie an Penſionen befremdete, und ſonſt war ihnen die Ausſicht meiner Verbindung mit dieſem lieben reichen Mädchen ganz willkommen. Es wurde oft bald mit mir davon geſprochen. Ich verſuchte weiter nicht, die Begriffe dieſer guten Leute zu berichtigen, was mir auch ſchwerlich hätte gelingen können; aber ich machte es ihnen zum un-

verbrüchlichen Gesetz, nie gegen Paulinen eines solchen Plans zu erwähnen, weil sie noch zu jung wäre, um einen so wichtigen Gegenstand in's Auge zu fassen — ich fühlte die Nothwendigkeit, diesen Charakter sich erst ausbilden zu lassen, und zugleich scheute ich mich, das Freie, Schöne unsers Verhältnisses zu verändern.

Unser Abschied, als endlich Herr Dupuis in P*** ankam, war sehr rührend. Meine Vernunft rieth mir ab, Paulinen durch ein feierliches Versprechen an mich zu knüpfen. Auch war sie in ihrem Betragen gegen ihren Vater wieder so ganz Kindliches Kind, daß es mir unnatürlich schien, dieses Geschöpf in eine ernste Verbindung hineinzuziehen. Ungewiß, wünschend, zögernd, ließ ich die Zeit verstreichen: von Schmerz überwältigt, und von ungetrübtem Glauben an meine Liebe beseligt, reiste Pauline ab —

„Jetzt, indem ich Dir erzähle, fühle ich es zum erstenmal in seiner ganzen Stärke, wie ungerecht, wie eigennützig, wie ohne alle Kenntniß des Herzens ich gehandelt habe — mit jedem Worte fühle ich es tiefer! Ich bin Paulinens nie werth gewesen, ich habe ihr Unglück auf meinem

Gewiſſen, weil ich dieſes ſeltene Weſen nach dem Maasſtabe unſrer gewöhnlichen Konvenienzen meſſen wollte — "

Mein Freund war äuſſerſt unruhig und bewegt. Ueber dem Kampf, der in ſeinem Innern vorgieng, vergaß er lange die Fortſetzung ſeiner Geſchichte.

„Hätte ich damals einen Vertrauten gehabt — — tiefer endlich aus — hätte ein Menſch von ſtähnem Geiſte mir gerathen! Ich kannte nur eine Art von Tugend, nur eine Art von Glück — ich fand den Keim alles Guten in ihr, und dachte, um mich zu beglücken fehlte ihr nichts, als daß ſie würde wie die Weiber meines Vaterlandes — und daß ſie anderswar, war es doch eben, was mich an ſie feſſelte!

„Wenn weiſer Rath noch etwas vermag, ſo laß mich ihn bei dir finden — — Beſtimme mich, ſelbſt wider mein Gewiſſen zu handeln, wenn ſie nur dadurch gerettet werden kann!

„Während der drei Jahre, die wir nun getrennt waren, änderte ſich nichts in meinem Herzen. Dieſelben Räthſel, die mich in der Zeit unſers Beiſammenſeyns gequält hatten, ſtieſſen mir nur zu oft in ihren Briefen wieder auf, und ſtörten meine Sehn-

sucht nach ihr. Meine Geschäfte nahmen indessen einen großen Theil meines Wesens hin; ihr guter Fortgang brachte mich auf den Punkt, durch ein ehrenvolles Amt einen Beweis von dem Zutrauen meiner Mitbürger zu erhalten — ich wollte, bevor ich durch die Pflichten dieses Amtes gebunden würde, Paulinen wiedersehen, und unserm Verhältniß endlich eine bestimmte Form geben, als ein Brief von ihr mir die Augen über meine Art zu handeln öfnete, und mich bestimmte meine Reise nach G. zu beschleunigen."

Er suchte in der vor uns liegenden Brieftasche einige Papiere heraus, die er mir hinreichte. — „Es sind Paulinens Briefe, sagte er mir — lies sie durch: sie werden dir das theure Geschöpf besser schildern als alles was ich dir sagen kann — lies, und laß mir einige Stunden, um mich zu sammeln — Ich habe sie und mich zerstört durch elende Alltäglichkeit! Wie nahe am Boden gieng der so weyfällige Flug meiner Seele hin! — Und noch fehlt es mir an Muth, mich ihr nachzuschwingen." — —

Indem er mir die Briefe ließ, gieng er tiefsinnig auf sein Zimmer. Durch alles, was er mir gesagt hatte, auf das äusserste gespannt, das mann

berbare Mädchen näher kennen zu lernen, nahm ich die Papiere zur Hand, und las bis tief in die Nacht. Ich konnte nicht fertig werden mit Denken, mit Sinnen, wie dieſes Problem zu löſen ſeyn möchte. Einen ſo hohen Ausdruck der Leidenſchaft bei ſo kindiſchen Begriffen, ſo glühende Sinne bei ſo viel unwiſſender Unſchuld, hätte ich mir nie als möglich gedacht. Das ſah ich offenbar: zur rechten Zeit hätte ein reifer Mann, ein fühlendes, mit ihrem Geſchlecht bekanntes Weib, das Mädchen retten können. Ja vielleicht wäre ein Jüngling von eben ſo vielem Feuer wie ſie, wenn ſie dann anders nicht beide in ihren Flammen aufgegangen wären, wohlthätiger für ſie geweſen, als mein guter unglücklicher O**. Am meiſten aber wäre darauf angekommen — was wohl nur ein Weib gekonnt hätte — ſie früh zur Sprache zu bringen, die Erinnerungen, die Bilder der Vergangenheit, die ihre rege Fantaſie folterten, einmal an das Licht zu ziehen, um ſie dann auf immer von denſelben zu befreien: Schaamhaft verſchwiegen und ſehnlich verlangend, hielt ſie ihre lebhaften Empfindungen für ſchändlich, und fühlte die Liebe, die ihr ganzes Weſen durch-

drang, mit Widerwillen, mit den Gewiſſensbiſſen des Laſters.

Hier ſind einige dieſer Blätter, die ich ohne Wahl aus dem Hefte ziehe: es iſt keines darunter, in welchem ſich nicht ihr ganzes Herz darſtellte.

Geſtern kamen wir an, mein geliebter Bruder. Der Vater wurde trauriger, je näher uns die Thürme von G. vor die Augen kamen, und ich wurde vergnügter — er dachte, daß er nun bald ſeine arme unglückliche Gattin wiederſehen würde, und ich vergaß immer mehr ihr Unglück, und dachte mir nur das Wiederſehen einer Mutter. Guter Gott, ich kannte ja ihr Elend noch nicht!

Wie Sie mich zu Rom in Ihre ſchützenden Arme nahmen, mein Bruder, da glaubte ich, alle Leiden, die einem Menſchenleben zugedacht ſeyn könnten, ausgelernt zu haben. Seitdem aber — ja in dem Stück lernte ich ſeitdem einſehen, daß ich nur ein kleines Mädchen bin, wie Sie mich oft nannten. — Ich mochte das nie, Henri, wenn Sie mich ein kleines Mädchen nannten. Kleine Mädchen ſind auch nicht wie ich. Wiſſen Sie noch, wie wir nach R. fuhren, und der Sturm ſich erhob,

und unſer Kahn ſchwankte? — Melanie war ſo ängſtlich, trotz alles Zuſprechens von ihrem Bruder, daß ſie ſich unter dem abgenommenen Segel verbarg — ich ſetzte mich neben dich auf die Bank, wo du ruderteſt, und umſchlang dich, ohne daß du es merkteſt, mit meiner langen Leibbinde: wäre der Kahn umgeſchlagen, ſo hätteſt du mich die nach in den Abgrund gezogen, denn ihr andres Ende war mit vielen Nadeln an mein Mieder befeſtigt — Und wozu brauchte es das? Ich hätte dich im Fallen wieder mit meinen Armen umſchlungen, die du damals zurückſtießeſt, unter dem Vorwand, du müßteſt rudern. — Weißt du noch, Henri, daß du meine Arme zurückſtießeſt?

Wir fuhren auch an einem Kloſter vorbei ..... mich ſchauderte! Wie wir zu Hauſe waren, wollte ich gleich hinauflaufen zu meiner armen Mama. Unſre guten Leute, der alte Collot und die ehrliche Babet, hielten mich zurück mit ihren Umarmungen, mit ihren heißen Thränen über die Wiedergefundene — indeß ſtürmte jemand die Treppe herab, und ein junger Menſch in Uniform faßte mich in ſeine Arme. Ich erſchrack und rief — denken Sie nur, wie einfältig, lieber Bruder! — und rief: Henri!

O es war nicht recht! In dem Augenblick, wo ich eine geliebte, durch mich vernichtete Mutter wiedersehen sollte, Henri zu rufen — das war nicht recht!

Gieb mir den blinden Glauben aus der Zeit meines tiefsten Elends zurück, wo ich für jede Sünde eine Buße kannte, die sie versöhnte, wo ich mit dem Gefühl, wieder neugeboren zu seyn, von dem harten Boden aufstand, auf welchem ich die Nacht durchgebetet hatte — Gieb mir eine Buße, mein Bruder, für die Sünde, dich zu lieben! dann liebte ich sorglos, denn ich wüßte ja, wie ich Vergebung erhielte. Jetzt ruft es mir drohend zu: Du sollst keine andern Götter haben neben mir! — Neben mir? Bist du nur neben der Gottheit in meinem Herzen, Henri? — Warum zerstörtest du meinen alten Glauben? Zerstörte ich das Fegefeuer noch, so könnte ich ruhig sterben. Im Fegefeuer dächte ich an dich, und fühlte seine Qual, und du ließest für mich beten, und ich verdankte dir einstens das Paradies —

Ja, es war André, mein Bruder, der mich in die Arme faßte — Er ist erstaunlich gewachsen, seit ich ihn zum letztenmal sah — er ist fast so groß wie Sie — aber er ängstigt mich mit seiner Heftigkeit,

Da ſteht er, und ſieht mich mit feurigen Blicken an, und will ich ihm nicht antworten auf ſeine Fragen nach einem gewiſſen Menſchen — nach einem Elenden, deſſen Name meine Feder nie beſudeln ſoll, wenn ich an meinen Bruder ſchreibe, — ſo droht er mit fürchterlichen Schwüren, ihn aufzuſuchen, ihn der Rache zu ſchlachten. —

Wie ich bei Ihnen war, lieber Henri, ſo wurde mir oft am Ende eines Tages, wo Ihr alle gleich gut und vergnügt geweſen waret, ordentlich betäubt und dumpf zu Muthe. Ich glaube, mich verlangte zuweilen nach einem kleinen Unglück, das die ewige Freundlichkeit unterbrochen hätte — ich war mehr als einmal im Begriff, der Tante Sara am frühen Morgen einen Bienenkorb umzuſtoßen; ich dachte mir, wie das bei'm Frühſtück beſprochen und unterſucht werden würde — doch da ſaß ich an einem Morgen in der Laube am Ende des Weges vor dem Bienenhauſe: ſie beſuchte ihre Bienen, und blieb ſtehen, und ſah rund um ſich, und ſah den ſchönen Morgen, und blickte fromm hinauf zum reinen Himmel, faltete die Hände zum Beten —

Lieber Bruder, Tante Sara iſt alt, und mag wohl zeitlebens etwas häßlich geweſen ſeyn; aber

sie betete so heiter und innig, daß ich vor keinem Heiligenbilde jemals so gern mitgebetet hätte, als wie die gute Tante dem lieben Gott für ihre Thierchen dankte, die ihr um die Ohren summten — Seit dem Tage hätte ich es nicht über mein Herz bringen können, ihr einen Bienenkorb umzustoßen: sie wäre dann nie wieder so fromm da gestanden.

Ja, und damals war mir oft als wäret Ihr alle schläfrig, und mich verlangte hinaus in die unbegränzte Welt, um andre Menschen und andre Begebenheiten zu sehen. Nun aber verlangt es mich nach Euch zurück — nach Euch doch wohl nicht, nach Ihnen! denn nach Ihnen — o mein Bruder, nur bei Ihnen kann Pauline gedeihen!

Meine arme Mutter ist ganz ohne Bewußtseyn; sie kennt mich nicht, sie glaubt, ich sei gestorben — das schändliche Pfaffenwesen, sagt André mit Zähneknirschen, hat ihre Sinne verwirrt — sie hält sich selbst für todt, und wähnt, ihr Geist müsse, zur Strafe daß sie mit einem ketzerischen Manne lebte, noch auf Erden in ihrer alten Wohnung verweilen. Um sie her mag vorgehen was da will, es macht keinen Eindruck auf sie. Sie giebt sich mit nichts ab. Fast den ganzen Tag sitzt sie unthätig, mit dem Rosen-

kranz in der Hand, auf ihrem Bett, das sie für ihr Grab ansieht. Aber um Mitternacht glaubt sie Freiheit zum Wandeln zu haben: dann schleicht sie, wenn es nicht gehindert wird, durch das ganze Haus, tritt vor jedes Bett, und beschwört jeden Hausgenossen, sich zu bekehren. Da sie in diesen Stunden jedermann erkennt, so rathen die Aerzte, daß ich vermeiden soll, ihr nach Mitternacht vor die Augen zu kommen: sie fürchten den Schrecken, den ihr mein Anblick machen könnte —

O es ist entsetzlich, so bei ihr zu seyn, als wäre sie schon todt! Da liegt sie: man spricht um sie herum, als wenn sie nicht da wäre — ich thue was ich will: sie giebt nicht auf mich Achtung — Und das alles — o mein Bruder! — das alles ist durch mich geschehen — —

Der Vater will mich unter Babets Aufsicht das Hauswesen übernehmen lassen. Er sagt, ich müsse die Zeit wieder einbringen, die ich verlor — Ihre Schwester Charlotte hätte mich sehen sollen, wie ich schon gravitätisch den Küchenzettel gemacht, und bei Tisch vorgelegt habe. Sie hätte ihren unartigen Scherz bereut, den sie einmal machte, als sie mir das Geifertüchelchen vom kleinen Albert vor-

band, und einen Kinderbrei brachte, weil ich, bei einem Streit mit Ihnen, angefangen hatte zu weinen, und noch mehr weinte, da ſie meine Thränen 'impiſch ſchalt —

Ich fahre auch ſchon fort, Geographie und Geſchichte zu lernen. Ihre Pauline will recht gut ſeyn, Henri — Sie wünſchten ja, daß ich mich bilden ſollte. O warten Sie nur, wenn Sie mich wiederſehen, Sie werden mich kaum mehr kennen — Schon in den letzten Paar Jahren ſoll ich um einen ganzen Kopf gewachſen ſeyn, wie die Leute hier ſagen —

Das war ſchrecklich, Henri! — Meine gute, gute Mutter iſt todt — durch mich Elende todt, durch meine Schuld! Welche Reue, welche Quaal kann dieſe Schuld abbüßen?

Ach, und von meiner Geburt an war ich dazu verurtheilt! Schon in der Wiege war ich ein Gegenſtand des Zwiſtes für meine Eltern. Oft umarmte mich meine Mutter mit doppelter Liebe, weil der Vater ſie um meinetwillen geſchmält hatte — Und nun, nun!

Sie wiſſen, daß mich die Aerzte gewarnt hatten,

in den Stunden vor ihr zu erscheinen, wo sie die Menschen erkannte. Ich hatte mich auch immer davor gehütet, ich hatte immer Abends mein Zimmer sorgfältig verschlossen — An einem unglücklichen Abend saß ich lange im Mondschein mit meinem Bruder auf dem Altan vor dem Hause. Ich erzählte ihm von meinem Aufenthalt bei Ihnen, wie Ihre Eltern so gut wären, wie ich Ihr ganzes Land so freundlich und gastfrei gefunden hätte. Darüber war mir das Herz so voll geworden, daß ich beim Eintritt in mein Schlafzimmer meine gewöhnliche Vorsicht vergaß. Ich lag noch lange im Fenster, dachte an Sie und die Ihrigen — Plötzlich hörte ich die vordere Thüre aufgehen. Ich erschrack tödtlich, denn jetzt fiel mir meine Nachlässigkeit ein — Nun hatte ich die neue Unvorsichtigkeit, sogleich in das Zimmer zu eilen, das an mein Schlafkabinet stößt — Ach sie war es! Es war meine arme Mutter! So wie sie mich erblickte, that sie einen Schrei: Jesus Maria! Auch du bist verworfen —

Sie stürzte zusammen. Auch ich lag vor Schrecken ohne Bewußtseyn. Man hatte den Schrei gehört, man eilte herbei, man trug sie hinweg. Auf einige Minuten ist sie wieder zu sich gekommen, und

hat ſchmerzlich gejammert, daß auch mir Ruhe im Grabe verſagt wäre, daß auch ich auf Erden umherirren müßte. Sie bat flehentlich, man möchte Meſſen für mich leſen laſſen, man möchte Almoſen in meinem Namen ſpenden —

Es war bald vorbei — ich ſah ſie nie wieder!

O Henri, wenn ich wirklich Ihre Schweſter wäre wie würde ich ſo glücklich ſeyn! Ich wäre dann, was Sie entſchloſſen, aufgeklärt nennen — Ach nein! Beſter, ich hätte es nicht nöthig, ich wäre noch ein Kind, freute mich auf ein neues Kleid, tanzte nach dem Geſange meiner Freundinnen, dürfte mit Ihnen auf den Weinbergen umherlaufen —

Was bin ich jetzt? — Zum Kinde verdorben, und die Jugend freut mich nicht! Jeder Tag lehrt mich immer mehr, daß meinem Leben etwas fehlt, etwas — das ich nicht kenne — Wäre ich doch noch recht fromm! Wie Mama todt war, da hoffte ich es wieder werden zu können. Ich fühlte mein Herz ſo voll, ſo ſchmerzhaft voll — ich gieng heimlich zur Beichte. Großer Gott! Das hatte ich nicht bedacht — wie ich vor dem Geiſtlichen niederkniete, bei ſeinem erſten Anblick, bei meiner knienden Stellung — es war mir, als ſey Er es — Er! — Ich

ſank faſt ſinnlos zu ſeinen Füßen. Er fragte — ich weiß nicht was — ich hörte nichts vor Abſcheu und Schrecken — Ich ſtand auf, und gieng. Seitdem bin ich unendlich beängſtigt. Mich verlangt nach einem Gott, der mir verzeihe — Aber meine Thränen, mein Faſten, das fühle ich, könnten ihn nicht verſöhnen —

O ich möchte neben meiner Mutter liegen in der kalten Gruft!

Sie ſchreiben mir gar nicht, Henri — das thut mir weh. Ich hatte mich gefreut, von ihnen gelobt zu werden für meine beiden letzten Briefe, für meine Fortſchritte im Schreiben — Mein neuer Lehrer mag Recht haben: er ſagt, man müſſe das Gute nie um des Lohns willen thun. Mein Lohn war Ihr Lob — er ward mir nicht — was thut das? das Gute behalte ich doch; denn ich ſchreibe jetzt mit mehr Vergnügen, da es mir nicht mehr ſo viel Mühe macht.

Ich werde aber auch ſelbſt in Zukunft weniger ſchreiben können. Ich bin ſehr beſchäftigt. Mein Bruder hat mich einen ſeiner Freunde — ſeinen beſten Freund kennen lehren. Es iſt ein junger **er,

der sich zu den neuen Grundsätzen bekannt hat, der ihnen sein Vermögen und alle seine Aussichten aufgeopfert hat. Als sein Vaterland von den Deutschen wieder erobert wurde, mußte er fliehen. Jetzt lebt er hier in der größten Beschränktheit. Er ist mein Lehrer geworden: ich habe ihm schon viel zu danken, und er verspricht sich selbst viel Freude davon, mich zu bilden. Er lehrt mich auch seine Sprache: ich bin ungeduldig, bis ich sie genug verstehen werde, um Bücher darin zu lesen —

Er hat mir neulich Stellen aus einem Trauerspiel übersetzt, dessen Gegenstand aus der Geschichte dieses Landes genommen ist — Ich meine, Clärchens Rolle würde ich leicht auswendig lernen — Sie wissen ja, wenn Sie es nicht vergessen haben, daß ich auch Claire heiße — Sie starb mit ihrem Geliebten, und da scheint sie mir doch sehr glücklich — Ich wollte, Sie lernten auch Deutsch, Henri; ich möchte Sie dieses Stück lesen hören —

Leben Sie wohl, mein Freund. Wenn Sie einmahl Zeit haben, so erinnern Sie sich meiner.

O mein Bruder, mein geliebter Bruder! — Ich war beleidigt, und hatte so Unrecht — ich sann auf Rache, indeß Sie nur an mich dachten, sich nur mit mir beschäftigten —

Ich kann mich nicht ausdrücken. Mein Herz brennt von Wehmuth und Dank. Schon mehr als einmahl küßte ich kniend die lieben, lieben Blätter*) — ich betete, ich weiß nicht was; ich dankte, ich weiß nicht wem — du und Gott, das war so Eins in meinem Herzen!

Ist es möglich, Henri, daß Sie so an Ihre arme verirrte Pauline dachten, indeß das thörige, undankbare Mädchen sich täglich gegen Sie versündigte? — Ja Henri, ich wollte Ihnen untreu werden, ich wollte Sie vergessen! Hören Sie meine ganze Schuld. Ich habe einen andern als Sie, Bruder genannt; ich habe an seiner Seite gesessen, und von ihm gelernt; ich habe, während er mir erzählte, mit

*) Henri hatte eine neue Reise nach Italien machen müssen. Um seiner jungen Freundinn Freude zu machen, hatte er ihr einige Papiere geschickt, die seine Bemerkungen und Empfindungen auf dieser Reise, besonders bei seinem zweiten Aufenthalt in Rom, enthielt. Seine häufigen Reisen in den Geschäften seines Handels waren es hauptsächlich, was seinen Briefwechsel mit ihr unterbrochen hatte.

ſeinen Locken geſpielt — und ich dachte nur an dich dabei: mein Herz ächzte, es war mir, als müßteſt du meine Rache ſehen, und eilen, eilen, zu mir zurückzukehren —

O ich erröthe, Henri! Ich weiß, daß ich ſchlecht bin — ich fühle täglich mehr, daß ich vernichtet bin! Ich bin nun kein Kind mehr: ich ſehne mich ja täglich mehr in die Kindheit zurück — nicht in mein Kloſter — o Gott, nein! — in dein Haus! Und dann ..... Ach warum, warum wurdeſt du ſo ſpät erſt mein Retter? Die gütige Gottheit, die dich nach Rom führte, die dich zu meinem Schutzengel auserſehen hatte, hätte ſie dich an die Thore von Valenciennes geſtellt — dann, Henri, wäre ich deine glückliche Pauline! — Und noch jetzt könnte ich es ſeyn, wenn ich immer, immer bei dir wäre, wenn ich ganz Dein wäre —

Ich lerne nicht mehr Deutſch, ich verabſcheue die Sprache: ich könnte es nicht aushalten, den Menſchen, der mich ſie lehrte, noch einmahl den Egmont leſen zu hören — Aber er war es nie, den ich hörte: du warſt es — er war es nicht, der ſeinen Arm um mich legte: du, einzig du!

Ich bin mir ſelbſt ein Räthſel, Henri. Es giebt

Augenblicke, wo alles in mir Harmonie iſt und Liebe; ich fühle mich fähig, gut zu ſeyn, meinen Vater zu beglücken; ich achte mich, ich ſehe vor mir ein verſchleiertes Bild von einem ſchönen Leben, das ich unter deinen Augen lebe — deine Geſtalt erblicke ich erſt nur dunkel, nur leiſe, in dem Bild — du biſt da, wie die reine Luft, welche die Landſchaft umfließt. Doch plötzlich trittſt du hervor im hellſten Glanz und alles verſchwindet: Pflicht, Rechtthun — alles! Glühend hänge ich an deinem Halſe: deine Augen, deine Hände, die Farbe deines Kleides, der Ton, wie du deinen Stuhl an den meinigen rückteſt — es ſteht alles vor meinen Sinnen, tönt in mein Ohr, daß ich laut weinen möchte, und Gott danke, wenn ich allein ſeyn kann —

Du biſt ſo ſanft, Henri! du ſchiltſt mich nicht, daß ich mit dem Gecken tändelte. Du ſchiltſt ſo wenig — als wäre ich des Scheltens nicht werth — Aber nein, das iſt nicht der Grund Ihrer Güte: Sie fühlen nur, wie ſchwer es mir werden muß, meinem armen Gemüth Feſtigkeit und Ruhe zu geben —

Mich dünkt, ich habe ein Bild gefunden für meinen Zuſtand. Ich ſah letzthin ein armes Mädchen

von meinem Alter, die eine ungeheure Laſt Gras auf dem Kopfe trug. Sie ſchien rüſtig, aber ſichtbar angeſtrengt; ſie war klein für ihr Alter, doch feſt gebaut; ihre Züge mochten urſprünglich ſchön geweſen ſeyn, aber ſie hatten etwas Verzerrtes, das mir tief im Herzen weh that — Sehen Sie, mein Freund, ſo ergieng es meiner Seele: ihr wurde, ehe ſie ſtark genug dazu war, ſchwere, ſchwere Bürde zu tragen gegeben; ein ſchwächeres Gemüth hätte es nicht ausgehalten — das meinige übte ſeine Kraft im Widerſtand, aber ſeine Schönheit wurde zerſtört — meine Seele iſt verzerrt.

O Henri, wo fließt der Wunderquell, darin ſie ſich waſchen müßte, daß die ſtarren Falten ſchwänden? Wo fließt der Lethe — Nein, nein! dann vergäße ich auch dich, und lieber dieſe Verdammniß nebſt deinem Bilde, als ewig ſelige Jugend ohne dich!

Ich gehorche Ihnen, mein guter Freund. Ich beſchäftige mich, wie Sie es mir vorſchreiben: ich bin fleißig in meines Vaters Haushalt, ich beſuche Arme, pflege Kranke, gehe in Geſellſchaft; ich lerne auch wieder Deutſch — aber allein — Mein Bruder iſt bis auf

mich, ſeit ich ſeinen Freund nicht mehr um mich lei-
den mag. Er giebt ſich nicht mehr mit mir ab, er
nennt mich kokett — Er weiß nicht..... Ein feu-
riger, guter Knabe iſt er, aber er weiß nichts von
dem einfachen, allherrſchenden Gefühl, aus welchem
das entſprang, was er Koketterie nennt — Ich ge-
horche Ihnen alſo, und gewiß recht treu! doch es
will nichts helfen — Ich fühle wohl, was Ihre Ab-
ſicht iſt: meine unbeſtimmte Sehnſucht, meine zü-
gelloſe Einbildungskraft, ſie ſollen Befriedigung und
Schranken finden in der Wirklichkeit. Aber Sie
wiſſen nicht, Henri, was das iſt: ein vergifteter Ge-
müth — Sie wiſſen nicht, wie die Spinne Gift aus
Roſen ſaugt — Bekämpfen ſoll ich Sehnſucht und
Fantaſie, und alles was ich habe, ſtärkſt ſie!

Da war ein krankes Weib, zu der ich mich von Ba-
bet führen ließ. Sie lag auf einem elenden Strohbett.
Ihr Mann, ein Handwerker, kam nach Haus, er
wiſchte ſich ſchnell den Schweiß von der verbrannten
Stirne, und zog ſein Oberkleid aus, mit dem er eilig
vor das Bett trat. Da ward er mich gewahr und
erſchrack — ich bat ihn, ſich nicht ſtören zu laſſen;
ſeine Frau ſtreckte ihm die abgezehrte Hand freund-
lich entgegen, und er ſchob ihr ſanft ſeinen zuſam-

mengelegten Rock unter den Kopf ſtatt Kiſſen — Wenn er zur Arbeit geht, muß er ſich ankleiden, um ſeiner Kameraden willen: zu Haus dient ſein Kleid ſeinem kranken Weibe zum Lager — O Gott, wie viel mächtiger iſt Liebe als Armuth, Krankheit, und alles Elend! Glaubſt du aber, dieſer Auftritt habe mein Herz beruhigt?

Und wenn ich Bosheit, wenn ich Härte ſehe —! Letzthin, vor meines Vaters Haus, hörte ich ein klägliches Geſchrei. Ich öffnete eine kleine Thüre, die in ein enges Gäßchen führt, und ſah einen Mann, der ein junges Mädchen heftig mit der Fauſt ſchlug, indeß dieſe zu ſeinen Füßen .....

O Gott, ich kann vor Zittern die Feder nicht führen!

Mit dir allein in einer ſtillen Hütte deiner Gebirge — deine Schweſter, deine Magd, dein Schutzgeiſt — Dann ſcheuchte ein Blick von dir die Geſpenſter der Vergangenheit hinweg, dann ſtillte der holde, freundliche Ton deiner Stimme den Aufruhr meines Gemüths!

*) Henri, ich habe Sie mit meinem unsteten Wesen oft belästigt, ich habe Sie durch meine Heftigkeit betrübt, beleidigt, ich kann nur mit Erröthen — o mehr, weit mehr als das! — mit tiefer Schaam, mit ängstendem Zweifel an mir selbst, die Wechsel von Gefühlen mir denken, die Ihr Herz so oft um meine willen durchgegangen seyn muß. Aber alle diese marternden Erinnerungen schweigen vor der Ueberzeugung, daß Sie das beste aller Wesen sind, daß Sie mein gütigster Freund sind — mein Retter mein Schutzgott!

Ich mußte mich sehr sammeln, sehr überwinden, um diesen Brief zu unternehmen. In der That, Henri, es gehörte ein Grad Glaube, Wahrhaftigkeit, Wille zum Guten dazu, der mehr Schuld wie die meine tilgen, der mehr Sünde als ich begieng sühnen könnte —

Henri, wenn Sie ganz fassen, was es heißt, daß ich — nicht mehr das unwissende Kind, das Sie zu Rom von Elend und Verderben erretteten — daß ich, das blühende, siebzehnjährige Mädchen, in dem

*) Dieß ist der Brief, dessen mein Freund zuletzt erwähnte, und durch welchen seine Schreise nach S. verschleunigt wurde.

peinlichſten Augenblick meines Lebens Sie um Rath frage, wie einen gleichgültigen Dritten ..... wenn Sie das fühlen .....

Du, der die Tiefen meines Herzens erforſchte, höre dein Geſchöpf!

Ich ſoll heirathen, mein Bruder — Mein Vater that mir einen Vorſchlag, an dem ich nichts auszuſetzen habe, als daß ich keinen Mann auf Erden mehr lieben kann — —

Kann ich durch Liebe nicht glücklich werden, ſo wünſche ich, in einem Kloſter über dem Rhein den Schleier zu nehmen. In ruhigen Stunden finde ich in unſerm alten Glauben doch immer noch den Geiſt der Liebe und des Wohlthuns — in Stunden des Kummers, der Verzweiflung, in den Stunden meines böſen Geiſts, muß er, muß das Kloſterleben meinem irren Sinn Beſchäftigung geben, Richtung von der unabänderlichen Nothwendigkeit —

Und Glaube kommt hier nicht in's Spiel — Ich glaube nur Eins: Liebe bis in den Tod!

Sie kennen mich — aber wer kennt mich denn? Ich ſelbſt? Ich wahrlich nicht! — So rathen Sie mir, was ich wählen ſoll. Rathen Sie mir, wie ein

höheres Wesen, das sich nie meinen Sinnen offenbaret hätte —

Aller Friede der Tugend, aller Friede der mir Schuldlosen dennoch nie ward, ruhe auf meinem theuern Bruder!

An meinem siebzehnten Geburtstag.

Der Tag brach an, als O* wieder zu mir kam. Ich sah an seinem blassen Gesicht, an seinem erhitzten Auge, mit dem er ernst und zärtlich auf die Papiere blickte, die ich noch in den Händen hielt, daß er diese letzten Stunden so wenig geruht hatte als ich.

Ich fühlte, daß sein Herz sehr wund seyn mußte. Ich faßte sanft seine Hand — Lieber, sagte ich, du hast das Mädchen falsch behandelt. Für diese Feuerstelle war dein Plan, so auf stillen Hausfrieden nach vaterländischer Weise berechnet, nicht gemacht —

„Recht so! — fiel er heftig ein — Nicht wahr, du ärgerst dich an mir? Sag es nur gerade heraus — Ja, wäre ich ein Verführer gewesen, hätte ich keck mit dem Mädchen dem Gesetz vereilen wollen — ich ehrte die Unschuld meiner künftigen Gattinn . . . . .“

Ich unterbrach ihn. Nicht so, mein armer Freund, sagte ich — bis zu ihrer Abreise aus deinem Vaterland hattest du keine Schuld; aber als du aus ihren Briefen sahst, wie schnell ihre Jugend reifte — da hättest du die tiefe Kränkung verhüten sollen, die es dem Weibe machen mußte, um den Mann geworben, vergebens geworben zu haben —

„Nein, nein! O du verstehst sie immer noch nicht — Das war es nie, das konnte sie nie wähnen. Sie kannte mich, sie hat mir immer geglaubt. Das war nicht in ihr, als ich sie wiedersah —

„Ich kam hin. Ich kannte sie nicht mehr. Ihre Gestalt, ihre Züge, waren auf das wunderbarste verändert und verschönert. Es war nicht mehr die frauenhafte Erscheinung, die weder Kind noch Mädchen schien — es war die gebildete Jungfrau. Nichts glich dem Maß ihrer Haltung und ihres Ganges, nichts der höchsten Einfachheit ihrer Kleidung, der zarten Scheue in ihrem Benehmen gegen Männer —

„Ihr letzter Brief hatte heftig auf mich gewirkt. Ich hatte es als heilige Pflicht erkannt, sie sogleich zu sehen, und sie um ihre Hand zu bitten. Was du mir so hast vorwerfen — das rohe Umstürzen der Verhältnisse zwischen dem Mann und dem Weibe, zu dem

meine Bedachtſamkeit Paulinen gewiſſermaßen gezwungen hatte — ich gab es mir auch Schuld. Pauline erſchien mir plötzlich als vollendetes Mädchen, da ich mir ſie bisher immer noch als Kind gedacht hatte. Mit peinlicher Unruhe machte ich die Reiſe, mit glühendem Herzen kam ich in S. an, der Empfang ihres Vaters war der treuherzig freundſchaftlichſte. Er kam ſehr bald auf die Bitte, da ich ſo viel über ſeine Tochter vermöchte, meinen Einfluß bei ihr anzuwenden, damit ſie in die vorgeſchlogene, ſehr vortheilhafte Heirath willigte. Er klagte, ſie ſey nicht glücklich, es fehle ihrem Gemüth an Ruhe. Er ſchrieb ihren Zuſtand hauptſächlich den erſten traurigen Eindrücken von Furcht und Aberglauben zu, die ihre Erziehung und der verhaßte Mönch ihr in das Herz gelegt hätten, und die nun noch immer mit ihrer gereiften Vernunft im Streit lägen.

„Es widerſprach meinem Gefühl, gerade in dieſem Augenblick zuerſt von meiner Liebe und meinen Anſprüchen zu reden, und ich fieng an, einige Verlegenheit zu empfinden. Doch ehe ich noch antworten konnte, unterbrach Paulinens Eintritt unſer Geſpräch. Meine Ankunft, die ſchneller erfolgt war als ſie einer Antwort auf ihren Brief entgegenſah,

gar ihr noch unbekannt gewesen. Erstarrt blieb sie einen Augenblick stehen, wankte dann, wie ich mit offenen Armen ihr entgegeneilte, auf mich zu, und lag sinnlos an meiner Brust.

„Der Vater war in der äußersten Bestürzung. Ich hielt sie, und rief nach Hülfe. Aber sie erholte sich bald: sie weinte schweigend, mit einem Blick, dessen glänzender, himmlischer Ausdruck meine Freude sanft und still machte, und ihre Thränen fielen warm und mild auf meine Hände, die sie in den ihrigen hielt. Doch schien sie mit äußerster Gewalt gegen stürmischere Regungen zu kämpfen, und wären ihre körperlichen Kräfte weniger angegriffen gewesen, so hätte sie es vielleicht nicht vermocht, den Ausdruck ihres Gefühls so still zu erhalten.

„Auch war der selige Augenblick von kurzer Dauer. Ich sah sie ihr Auge, abwechselnd mit forschender Unruhe und trüber Zärtlichkeit, auf mich heften, dann wieder mit Schaam und Verwirrung, ja zuweilen mit einer Art von Wildheit, ihre Blicke von mir abwenden.

„Mir selbst fehlte es unglücklicher Weise an Unbefangenheit. Unterwegs hatte ich mir zwar tausendmal den Augenblick gedacht, wo ich sie wie ehe-

mals umfaſſen, und zu ihr ſagen würde: liebe Pauline, verzeih mir und beglücke mich! Aber ſie war nicht mehr Kind, deſſen unbedachtſame Liebkoſungen mich immer erinnerten, daß ich der Vernünftigere ſeyn müßte. Ich fühlte mich verlangend und furchtſam bei dem zurückhaltenden, erröthenden Mädchen. Im Bewußtſeyn meiner Lage, meiner Verbindlichkeiten, wollte ich meine ganze Vernunft ſammeln, um ihr freimüthig alles zu ſagen, was mich rechtfertigen oder entſchuldigen konnte; als ich ſie aber endlich ohne Zeugen ſprach, vernichtete die Natur meinen pedantiſchen Plan. Der ältere Bruder, der ſelbſtſüchtige Menſch, der kleinliche Berechner der Konvenienzen, ſag zu Paulinens Füßen — was ich ſagte, was ſie ſagte, weiß ich nicht — es war eine trunkene Viertelſtunde von unendlicher Seligkeit! Die Verhältniſſe der Natur waren hergeſtellt: der Jüngling warb um die ſich weigernde Braut —

„Alles ſchien uns das ungeſtörteſte Glück zu bereiten. Gutherzig fand der Vater, daß dieß die natürlichſte Verbindung für ſein Kind wäre. Der Bruder, ein guter, offener junger Menſch, von ſtürmiſchem, ungebändigtem Muth, erklärte, nun wolle er wieder ins Feld, da er ſeine Schweſter unter ſo

ſicherm Schutz wiſſe. Von meiner Familie erhielt ich die herzloſeſte Beiſtimmung. Aber mitten unter dieſen laſtenden Ausſichten nahm mit jedem Tage Paulinens Zufriedenheit ab. Alles an ihr athmete Liebe, aber meine bloße Annäherung ſchien ſie ſchon zu beunruhigen, und überließ ſie ſich einmal meinen Liebkoſungen, ſo wurde ich durch ihr Zittern, ihre Thränen, zurückgeſcheucht, oder eine wilde Haſt in ihrem Weſen verbitterte meinen innigſten Genuß.

„Nur wenn ich unbefangen in ihrer Nähe beſchäftigt, nicht auf ſie zu achten ſchien, mochte ſie wohl einmal einen heitern Blick auf mir ruhen laſſen. Ich hatte einige Geſchäfte mit ihrem Vater: da bemerkte ich, daß ſie ſich ein ſüßes Vergnügen daraus machte, mich auf ſeinem Zimmer arbeiten zu ſehen. Leiſe kam ſie dann an die Thüre, und lächelte, wenn ich ihr winkte; machte ich aber eine Bewegung, um zu ihr zu gehen, ſo eilte ſie hinaus.

„Wenn ich ihr verlas, war ſie glücklich. Im Zirkel ihrer Familie, wenn ich mit ihrem Bruder ſchwatzte, focht, rang, ſo ganz wieder als junger Menſch mein Weſen trieb, auch in größerer Geſellſchaft, wo nur im Flug zu einem Worte, einem Winke, Gelegenheit war, ſchien ſie heiter und froh.

Hingegen erregte jede ſchuldloſe Liebkoſung, jede noch ſo ſittſame Vertraulichkeit, jetzt jedesmal Schauder bei ihr.

„Anfangs hielt ich ihre Scheue für eine natürliche Folge der Erinnerung an den heftigen, oft unbeſonnenen Ausdruck ihrer Liebe in ihren früheren Jahren — woher dann aber der körperliche Abſcheu, der unüberwindlich ſcheinende Schauder? Oft, ich bemerkte es deutlich, wollte ſie ſich zwingen, mir ihre Hand zu laſſen. Aber da konnte ich die fliegende Röthe und das Erblaſſen ihrer Wangen, die Beängſtigung, mit der ſie athmete, nicht ertragen. Ich ließ ſie los, und ſtürzte mich, verzweifelnd über dieſe Räthſel, vor die Stirn. Dann rang ſie die Hände, und kniete weinend vor mir nieder, und drückte bittend meine Knie an ihre Bruſt —

„Zu einer Erklärung ihrer Gefühle konnte ich ſie nicht bringen; ſie flehte nur, daß ich Geduld haben möchte. Einſt ſchlug ich Ball mit ihrem Bruder, ſie ſah vergnügt zu: im Spiele gab er mir einmal den Namen Bruder — das ſchien ſie zu erſchüttern; ich ſah ſie die Farbe wechſeln; plötzlich kam ſie auf mich zu, und ſagte, indem ſie meine Hände ergriff, mit dem eindringendſten Tone: Laſſen Sie mich

wieder Ihre Schwester seyn — nur Ihre Schwester, Henri — ich kann Ihre Gattinn nicht werden — —

„Ihre Bewegung, indem sie dieses sprach, war so heftig, daß ich sie schonen zu müssen glaubte, und ihr nur mit einigen schmeichelnden Worten antwortete. Am nämlichen Abend wurde sie krank. Der Arzt begriff ihr Uebel nicht, indessen versicherte er, es würde bald vorüber gehen. An einem Morgen, wo er allein mit Pauline gesprochen hatte, fand ich sie in Thränen: sie forderte mir das Versprechen ab, unsre Hochzeit noch aufzuschieben.

„Eben damals stattete Herr Dupuis eine Rechnung aus, die er mit einem seiner Komptoirdiener verhandelte; meine Verbindung mit seiner Tochter hatte an demselben Tage vollzogen werden sollen, nun wußte ich, auf Paulinens dringende Bitte, ihren Vater unter dem Vorwand ihrer Gesundheit vermögen, seinen Plan zu ändern. An dem festgesetzt gewesenen Tage empfand ich einen Unmuth, den ich vielleicht meiner unglücklichen Pauline zu deutlich blicken ließ. Sie begegnete mir dagegen mit unendlicher Güte und Sanftheit: zuweilen hatte ihr Blick einen außerordentlichen Ausdruck von Nach-

denken. Sie bot mir selbst ihre Hand; ihr trübes Auge ward mehrmals von einem sonderbaren Glanze erhellt — am Abend führte ich sie auf ihr Zimmer zurück: ein toller Plan, den meine dürstenden Sinne auf unvorsichtige Winke des Arztes gebaut hatten, machte mich ungestüm. Anfangs duldete sie meine furchtsame Kühnheit; bald schien ein Augenblick von trunkener Zärtlichkeit sie in meine Arme zu werfen — als sie aufschreiend sich losriß, und in ihr Schlafzimmer eilte, wo sie sich verschloß.

„Mit Scham, Reue, Unwillen, sah ich am folgenden Tage dem Augenblick entgegen, der mich wieder mit ihr zusammenbringen würde. Den Morgen hieß es, sie wäre unpaß, und wünschte zu ruhen. Der Mittag verstrich: ich drang nun darauf, vor sie gelassen zu werden. Der Vater selbst zürnte über diese Ziererei, wie er es nannte, und gieng zu ihr hinauf — denke dir was ich empfand, als man mich herbeirief, und ich Paulinens Vater ohnmächtig vor ihrer Thüre liegen fand, und ihr Kammermädchen mir schluchzend bekannte, ihre Herrschaft sey fort, und habe ihr das Versprechen abgedrungen, ihre Flucht so lange als möglich geheim zu halten —

„Die Gewalt des Aberglaubens hatte dieses

ärme Mädchen vermocht, Paulinens Entweichung zu begünstigen: Pauline hatte ihr, wie wir in der Folge erfuhren, anvertraut, daß sie in ein Kloster wolle; um diesen frommen Zweck zu befördern, hielt sie es für erlaubt, ihren Herrn durch das Vorgeben von der Unpäßlichkeit seiner Tochter, bis zum Abend hinzuhalten, und sie stellte es sich als verdienstlich vor, am Ende, wenn Pauline schon zu weit entfernt seyn würde, um eingeholt werden zu können, seinen Zorn über sich ergehen zu lassen.

„Dem unglücklichen Vater fiel der Gedanke an ein Kloster, an eine freiwillige Flucht, nicht ein. Seine nächste, schreckliche Besorgniß gieng auf den ersten Urheber von seines Kindes Verderben: verzweifelnd sah er sie wieder in der Gewalt des schändlichen Mönchs. Mein zerstörtes Gemüth konnte lange keine deutliche Vorstellung fassen. Eifersucht war meine erste Empfindung: je länger ich über Paulinens Stimmung in der letzten Zeit nachdachte, je fester wollte der Verdacht in mir wurzeln, daß sie ihr eignes Herz nicht verstanden hätte, daß der Kampf von Empfindungen, der ihren Frieden so sichtbar störte, die Folge einer neuen Liebe, und des Streites zwischen dieser und ihrer Treue gegen

mich, geweſen wäre. Aber vergebens ſann ich, wer der eingebildete Nebenbuhler ſeyn möchte. Alles was ſie umgab, ſchien ihr nur um meinetwillen theuer zu ſeyn; ich ſchien das Band zu ſeyn, das ſie an jedes andre Weſen knüpfte —.

„Und doch verließ ſie mich! Die Welt war ihr von einer ſo ſchrecklichen Seite bekannt geworden, daß der Gedanke, ſich allein darin zu finden, fürchterlicher als der Tod für ſie ſeyn mußte — und ſie verließ mich, ihren Freund, ihren Bruder, ihren Schutzengel, um ſich wieder in jenen Abgrund zu ſtürzen, aus dem ich ſie errettet hatte! Nirgends war eine Spur von ihr zu finden. Fromme Hartnäckigkeit band noch ihres Mädchens Zunge. Endlich kam der lange vergebens geſuchte Aufſchluß!“

Hier gab mir mein Freund dieſen Brief in die Hand.

Ich entſage dir, Henri!

Empfinde den ganzen Sinn dieſer Worte, und dein Schmerz über meine Leiden wird deine eignen Leiden verſtummen heißen. Weine, weine um mich, Henri: nie verlor ein Mädchen, was ich verliere, da ich dir entſage — Henri! die Thränen, die meine

Augen verdunkeln, fließen um dich: nie verlor ein Mann ein liebenderes Mädchen als du, da deine Pauline dir entsagt —

Jener Schreckliche hatte Recht. Wohin ich auch flöhe, was auch aus mir würde: sein Fluch sollte mich treffen — Er trifft mich. Henri, Pauline kann deine Gattinn nicht werden — ein züchtiges Mädchen muß dein Weib, ein Mädchen von reinem Herzen die Mutter deiner Kinder werden.

Henri; ich dachte nie an ein andres Wesen als an dich. Ich lebe durch dich, ich sterbe für dich — und langsam, langsam, ohne dich! Aber jetzt weiß ich es, seit dem letzten Abend in meines Vaters Haus weiß ich es: ich darf deine Gattinn nicht werden.

Ich bin bei den Ursulinerinnen zu *dorf: ich trete nächstens mein Noviziat an, und in zwei Jahren werde ich Nonne. Erst in zwei Jahren. Das habe ich mir ausbedungen. Schon ehemals schrieb ich dir, daß ich wohl, unter gewissen Umständen, in ein Kloster gehen würde. Fürchte bei meinem Entschluß keine fromme Schwärmerei: Ich that der Gottheit nur Einen Schwur: dich zu lieben — jeden andern thu' ich dir. Am Fuße der Altäre werde

ich knien und vor den Bildern der Märtirer; ich werde meine Bruſt ſchlagen, meinen Nacken geißeln: das Volk wird mich eine Heilige nennen — und die Gottheit wird der Liebenden verzeihen, die dich anbetete in dem erhabenen Kreuze, zu dir flehte vor den umſtrahlten Märtirern — O Henri, Henri, an dich werde ich denken, wenn mein Leib unter der Geißel blutet — —

Mörder meines Seelenfriedens, ich will deine Rache doch betrügen, ich will Henri lieben können, ohne daß dein abſcheuliches Bild mich verfolge — Elender Böſewicht, was wußteſt du von Liebe? Die Wolluſt des Schmerzens, die ſelige, ſelige Wonne der Leiden, daß du mir nicht rauben könnest!

In zwei Jahren lege ich mein Gelübde ab, und vorher will ich dich noch einmal ſehen. Du brauchſt mich zu nichts zu überreden, du brauchſt nichts zu thun, um mich von hier fortzuziehen: kann ich nach zwei Jahren nicht mehr hier bleiben, ſo verlaſſe ich das Kloſter ohnehin. Du mußt wiſſen, Henri: ich ſchwärme nicht, ich habe kalt überlegt. In zwei Jahren ſehe ich dich wieder — ſieh, ich kann es ſchreiben, ohne daß meine Hand zittert — in zwei Jahren ſehe ich dich wieder, aber deine Gattinn

werde ich nie. Die deinen Namen einſt trägt — ſie wird dich nie lieben wie ich, aber ſie wird deiner würdiger ſeyn als deine Pauline.

Sag meinem Vater, nach dir ſey er mir das Liebſte auf der Welt: um meiner Liebe willen muß er mir dann verzeihen.

„Kein Wort — fuhr O* fort — kein Wort, ich bitte dich, über dieſen ſchrecklichen Brief! Er trennte mich von Paulinen. Ihr Vater las ihn, ſchwieg, ſuchte nie ſein unglückliches Kind auf — aber noch an demſelben Tage lieferte er zehn widerſpenſtige Prieſter dem tauſendfachen Tode in Guyana aus. Sein Sohn gieng zur Armee nach Italien; in ihm war eine dunkle Hoffnung, dort jenen Teufel zu finden, und inzwiſchen rächte er an jedem Prieſter das Verbrechen des Einen, der Paulinens Seele mordete. Kinderlos ließ ich den Alten im verlaſſenen Hauſe zurück. Lange, ehe die zwei Jahre verfloſſen waren, folgte er der Mutter ſeiner Pauline in's Grab.

„Ich überlebte zwei lange, traurige Jahre. Ich ſchrieb ihr oft, oft erhielt ich Antwort, jedesmal nur

wenige Worte, die dennoch mein einziges Glück machten —"

Hier einige dieſer Zettel, die Pauline während ihres Aufenthalts in *dorf an Henri ſchrieb.

Ich lebe, Henri, und hoffe, weiter leben zu können.

Ich danke dir, mein Freund. Schreib mir viel. Ich entſagte nicht der Welt, ich entſagte nur dir in der Welt — und die Welt, in der du lebſt, iſt mir theuer.

Laß es dich nicht binden, daß dein fortwährender Kummer noch mehr ſüßen Schmerz in mein Büßungsleben legt. Ueberzeuge dich, daß ich glücklich ſeyn werde, wenn du eine Andere wählſt — ich würde unendlich ſelig ſeyn, wenn ich auch vor Schmerz ſtürbe.

„So erhielt ich meiſtens jeden Monat eine Zeile von ihr, aber nie ein Wort auf meine Bitten, ihren Kerker zu verlaſſen, nie ein Wort, woraus ich Hoff-

nung ſchöpfen konnte, die Zeit habe ihre Empfindungen gemildert, ihre Fantaſie gezähmt.

„Die zwei Jahre waren endlich verfloſſen. Ich hatte dieſen Zeitpunkt mit Sehnſucht, und mit bangem Schrecken, entgegengeſehen — wie ſollte das enden? Mir war keine Rettung, kein Ausgang denkbar. Ich haßte die ehrwürdigen Bande der kindlichen Liebe, der bürgerlichen Verhältniſſe, die mich an meinen gewöhnlichen Lebensgang gefeſſelt gehalten, die mich abgehalten hatten, für dieſes theure Geſchöpf ein Glück zu erſinnen, das in jenen Verhältniſſen, in jenem Lebensgang, unmöglich war. Selbſt glücklich zu ſeyn ohne ſie — wie hätte ich das als möglich denken können? Noch war es ja mein einziger Troſt, mit ihr unglücklich zu ſeyn —

„Doch hoffte ich noch, wenn ich mich bis dahin ganz ihrem Willen unterworfen hätte, daß mein Anblick, meine gewöhnte Gewalt über ihr Herz, ihr Glauben an Glück geben würde —

„Gott, wie betrog ich mich! Dieſe zwei Jahre — dieſe zwei ſchrecklichen, verwüſtenden Jahre: was hatten ſie aus meiner Pauline gemacht! Ihre Blüthe iſt auf ewig dahin! Düſter und brennend

hieng bei'm Wiederſehen ihr Auge an mir — unerſättlich, wie ein Verhungerter über die endlich gereichte Speiſe herfällt, ſie verſchlingt ohne ſie zu ſchmecken — Ihre Stimme, ihre ſonſt ſo melodiſche, ſo bezaubernde Stimme, deren ſüße Töne meine Vernunft ſo oft berauſchten — nun klingt ſie hohl und kalt, und ſo fürchterlich ausdrucksvoll in dieſer Kälte!

„Sobald ich hier angekommen war, hatte ich ihr geſchrieben, um ſie auf meine Erſcheinung vorzubereiten; ſie antwortete mir, daß ihr der Zwang am Sprachgitter unerträglich ſeyn würde: ſchon längſt habe ſie auf dieſen Augenblick Vorkehrungen getroffen, und ſich Mittel verſchaft, mich allein zu ſehen. Ich fand ſie zu der beſtimmten Stunde innerhalb der Pforte, wo du mich überraſcht haſt —

„Da wankte das geliebte Geſchöpf aus dem Schatten der hohen Bäume auf mich zu — ſchnell als berührte ſie den Boden nicht, und unſicher, als wandelte ſie auf den Wellen. Sie glitt aus meinen Armen; das ſchwärmeriſche Auge zum Himmel gehoben, kniete ſie vor mir nieder: Gott der Liebe, rief ſie, und ſchwer hingen die Thrä-

wen in ihrem Auge — noch einmal laß mich menſchlich fühlen für dieſen beſten der Menſchen!

„Langſam ſtand ſie auf, betrachtete mich mit ſtummer Innigkeit, wehrte meine Arme ab, mit denen ich ſie umfaſſen wollte, und drückte meine Hände an ihr Herz —

„Jetzt, Henri, ſagte ſie mit leiſem ruhigem Ton — jetzt weiß ich, was Liebe iſt, was Liebe bekämpft, was ſie vermag. Keine der Heiligen, die in dieſen Mauern gefeiert werden, keine der Büſſenden, die hier ſeufzten, keine that für ihren Gott, was ich für dich gethan habe. Ich habe gewacht, gefaſtet, Kranke gepflegt, gebetet — zu dir gebetet! — Siehe, meine Wangen wurden bleich, meine Hände wurden mager — ſiehe, meine Augen erloſchen vom trüben Schimmer der Altarlampen — Und hier! — Sie hielt ihr Herz mit beiden Händen — hier brennt es immer tiefer, immer verzehrender! Ich wähnte, wenn die Blüthe meiner Jugend verſchwunden wäre, ſollte auch die Glut meiner Wünſche erlöſchen. Ich dachte, wenn ich nur erſt den Menſchenſchatten gliche, die dieſen Ort bewohnen, ſo würde ich dich ruhig lieben können, ohne Sinne, ohne Sehnſucht. Ich meinte

wohl: wenn du dem Alter vorgeeilt biſt, ſo gehſt du zu ihm, und er nimmt dich als Schweſter auf — — Sie ſchwieg und ſchien eine Anwandlung von heftiger Rührung zu bekämpfen — — Aber, fuhr ſie fort, ich ſehe, daß zwei Jahre nicht hinreichten — daß die Zeit nichts vermag gegen die ewige Liebe!

„Ich hätte ſie gern unterbrochen, aber meinen Mund verſchloß der Schauder, den ihr geiſteráhnlicher Anblick mir einflößte. Sobald ich mich von dieſem erſten Eindruck erholt hatte, ſagte ich ihr alles, was Liebe und Schmerz eingeben können. Mein Flehen um ihre Hand, der Ausdruck meiner zuverſichtlichen Hofnung, daß ſie in meinen Armen Ruhe und Glück finden würde — alles war vergeblich gegen den fürchterlichen Zauber, der ſie feſthielt. Das alles, ſagte ſie, habe ich tauſend und tauſendmal gedacht — ich weiß ja, daß ich nur in deinen Armen glücklich ſeyn kann — aber du weißt, wie ich, daß ich deine Gattinn nicht ſeyn darf.

„So verſtrich dieſer erſte Abend, und ein ähnliches Reſultat hatten mehrere Zuſammenkünfte, wo der peinliche Streit zwiſchen dem ſchönſten

Gefühl und kranker Fantaſie auf ihrer Seite, der redlichſten Liebe und einer ſchwankenden Ungewißheit der Vernunft auf der meinigen, uns im traurigen Kreiſe herumtrieben.

„Eine unbegreifliche Wirkung hat das Kloſterleben bei ihr gehabt. Ihr frühes Unglück machte ihr das Prieſterthum zum Gräuel. Den verſinnlichten Gott ihrer Kinderjahre erſetzte ihr die Liebe. Aber im Streit ihres warmen Herzens mit ihrem ſo traurig wunden Sittlichkeitsgefühl bildete ſie ſich eine eigene Lehre, voll ſtoiſcher Entſagung für dieſes Leben, und lachender Ausſichten auf ſchnelle Vervollkommung in einem künftigen. Schwärmeriſch ſtrebte ſie, gut zu ſeyn, ſah ihren Gott in der ganzen Natur, und ſich in der Gottheit, und wiederum die Gottheit in ſich. So trugen ſie die Schwingen dieſes Glaubens über die Erde hinaus, je mehr Liebe und Leidenſchaft ſie an die Erde feſſelten. In dieſem Sinne hatte ſie ſich mit willigem Eifer unter alle kleinlichen Vorſchriften der Kloſterregel gebeugt, und durch die ſonderbarſte Verirrung des Herzens und der Fantaſie war ſie fromme Nonne und kühner Freigeiſt zugleich, nie von Zweifeln gequält, und doch im natürlichen

Streit dieſer Widerſprüche erliegend. Mit inniger Ehrfurcht nahte ſie ſich den Gegenſtänden, die in ihren Mauern heilig heißen. Am Altar dachte ſie den Gott, zu deſſen Ehre er ſtand, und dieſes lebhafte Gefühl ſchmolz zuſammen mit dem noch lebhafteren für ihren Geliebten — für den ſchwachen, unglücklichen Menſchen, der ihr Eins geworden war mit der Gottheit! Wenn ſie die Nächte durchbetete, durchwachte, ſo hielt ſie dieſe Strenge nicht für gottgefällig, ſondern ſie ſuchte darin ein Mittel, den innern Aufruhr zu dämpfen, der ſie beunruhigte.

„Nach und nach hat jedoch die äußere Form einen eigenen Werth bei ihr erhalten: ſie iſt katholiſch fromm, ſie iſt abergläubiſch geworden, aber mit ganzem Bewußtſeyn, indem ſie ſich das nachſieht, wie ſich eine Kranke, für die Freuden, die ihr fehlen, Wunderlichkeiten nachſieht. Einſt gieng ich mit ihr im Kloſtergarten Arm in Arm: die feindlichen Mächte, in deren Gewalt ſie gegeben iſt, ſchienen ihr einen Augenblick Frieden zu gönnen; ihre Stimmung war ruhig liebevoll. Plötzlich zog ſie ihre Hand aus der meinen — ſie lag neben mir auf den Knien: mit Schrecken und

Schmerz sah ich, daß sie vor dem Bilde einer Heiligen betete. Ich schwieg, bis ihr Gebet vollendet war; ich schwieg noch, als sie mir ihre Hand wieder gab. Doch konnte ich meine Empfindung nicht ganz unterdrücken, und ich sagte endlich: Pauline, ich habe Nebenbuhler in diesen Mauern — — Ich sah sie beim hellen Scheine des Mondes erröthen — Ja Herzl, sprach sie, ich rief sie oft zur Hülfe gegen dich; aber wir falsche Verbündete gingen sie mitten im Kampfe zu dem Feinde über: ich werfe mich vor der Heiligen nieder, und bete dich in ihr an — Und was ist es in dir, meine Pauline, das dich von meiner Seite hinweg zu diesem hölzernen Bilde zieht? — Nicht so, mein Freund, erwiederte sie ernst, dieses Bild ist heilig, weil es für heilig gehalten wird. So manches fromme Herz hat vor dem Bilde geweint, es gebot Ruhe so mancher stürmisch bewegten Brust — und müßten wir jenseits noch etwas von der dunkeln Wallfahrt hienieden wissen, die fromme Dulderinn würde freundlich lächeln, daß sie mir hier Trost gab — —

„Es war Genovefa, vor deren Bild sie gebetet hatte; sie erzählte mir nun die Legende dieser Heiligen, mit einem Geiste, der über die trübe

Vorſtellung des Wortglaubens einen ſo menſchlich ſchönen Schimmer warf, daß ich wahrlich nie mehr ein Bild der heiligen Genovefa unehrerbietig behandeln möchte. Pauline ſah in ihr die ſich aufopfernde Liebe, die alles hingebende Treue, und fühlte ſich durch ihre Liebe, durch ihre Treue, verwandt mit der Heiligen.

„Wenige Tage vor deiner Ankunft war ein Marienfeſt im Kloſter. Sie hatte mir geſagt, daß ſie ſich ſpäter als gewöhnlich an dem Ort unſrer Zuſammenkünfte einfinden würde. Ich kam aber doch noch zu früh, und gieng, ohne die Abſicht, Paulinen zu ſehen, in die offene Kloſterkirche. Einige Laienſchweſtern und Novizen räumten beim nächtlichen Abendſchimmer die Zierrathen von den geſchmückten Altären wieder hinweg, nahmen den Heiligen ihre feſtlichen Kleider, ihre köſtlichen Mäntel ab. In der Dunkelheit eines Ganges verſteckt, vernahm ich auf einmal Paulinens Stimme. Sie ſang mit einem unausſprechlich zärtlichen Ton einen italiäniſchen Lob- und Liebesgeſang an die heilige Jungfrau, indem ſie mit zwei andern Novizen vor dem Altar der Himmelskönigin die Blumenkränze wegnahm. Nun ſtreckte ſie ihre

Hand nach dem Marienbilde aus, deſſen glänzende Krone ſie in ein Lächeln legte, und nach und nach ihre Arbeit vergeſſend, ward ihre Stimme immer mehr Stimme des innerſten Herzens — es war Engelsmelodie! Ihre zwei Geſellſchafterinnen ließen die Blumenkränze aus den Händen ſinken, und lauſchten ſo leiſe der Singenden. Das Bild ſank vor ihr auf den Stufen des Altars; aber von ihrem eigenen Geſange hingeriſſen, warf ſie ſich jetzt vor der Madonna auf das Angeſicht, drückte das kalte Bild an ihre Stirne, und die letzten Thränen der liebeglühenden Liebes erſtickten in ihren Thränen. Die jungen Novizen verſtanden nicht die Worte, ſondern nur die Stimme: ſie verwechſelten Liebe und Andacht, ſanken neben der Sängerinnen auf die Knie, betraten die Liebesflur an, und eine alte Laienſchweſter, die von fern ſtand, pries die geliebte Sängerinn eine Heilige!"

Ich habe von meinem Freunde das Lied erhalten, das Pauline in der Kirche des Kloſters ſang. Hier iſt es.

Ardor sempre bramerai
Per Maria mio dolce amore,

Per Maria cor del mio core
Tornar cenere vorrei.
Qual saria mia gioja e vanto,
Se s'udisse dir un dì:
Per Maria quest' arse tanto,
Che per lei s'incenerì!

Per Maria conforto mio
Vorrei strugger questo petto,
Per quel santo e dolce aspetto
Liquefarmi ognor desio.
O beata l'alma mia,
Se s'udisse dir di me:
Questi amò così Maria,
Che per lei si liquefì!

Per Maria vorrei morire,
Per vedre nel paradiso
Quel celeste e sì bel viso,
Che fa Dio d'amor languire.
Qual diletto avrei morendo,
Se s'udisse dir dipo'!

Per Maria quest' alma ardendo
A Maria se ne volò. *)

---

*) [illegible] [illegible] leidenschaftlicher Frömmigkeit hat ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Zeilen in unsrer widerspenstigen [illegible] [illegible] [illegible]!

[illegible] Maria, [illegible] Lebens Leben,
[illegible] [illegible] [illegible] Glut,
Für Maria [illegible] ich [illegible] mich geben
In den [illegible] [illegible] Glut --
[illegible] [illegible], wenn mir der Ruhm einst bliebe,
Daß man [illegible] mir [illegible]' und schriebe:
„[illegible] [illegible] mit [illegible]trunknem Sinn
„Für Maria [illegible] [illegible] Flammen hin!“

Für Maria, meiner Seele Trachten,
[illegible] [illegible] [illegible] Brust;
Für [illegible] [illegible] [illegible] Herz verschmachten,
[illegible] [illegible] [illegible] süßer Lust --
[illegible] Tod! Es möchte dann auf Erden
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] einst werden:
„[illegible] [illegible] [illegible] liebetrunknem Sinn
„Für Maria [illegible] [illegible]schmachtend hin!“

Für Maria [illegible] ich ohne Grauen,
Wenn mein [illegible] Geist entflieht,
[illegible] [illegible] [illegible] zu schauen,
Das [illegible] [illegible] [illegible] Liebe schmachtend sieht --
O [illegible] [illegible], so zu sterben,
[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zu werben:
„Für Maria [illegible] er ohne Grauen,
„[illegible] Maria [illegible] er ewig schaun!“

Ich theilte O**'s Rührung bei dieſen Erinnerungen ſelbſt zu ſehr, um ſein Stillſchweigen in den erſten Augenblicken zu unterbrechen. Doch fragte ich ihn endlich: Und was beſchließeſt du? Welchen Ausgang dieſes beiſpielloſen Kampfes zwiſchen glühenden Sinnen und überſpanntem Gefühl, kann dein Verſtand ſich denken?

„Laß mir Zeit — Ich nahe mich mit Pauline der Höhe von Zweifel und Irrthum, auf welche das Schickſal mich führt!

„Die Beharrlichkeit, mit welcher Pauline meinen Bitten widerſtand, macht ſeit kurzem bald einem finſtern Schweigen, bald Ausbrüchen von verzweifelndem Schmerze Platz. In dieſem Augenblick weiſt ſie meine Liebkoſungen faſt mit Härte zurück; im nächſten ſcheint ſie ſich in meine Arme, wie in das Meer der Vergeſſenheit, zu ſtürzen, und Wehmuth und Weichheit kehren bei ihr wieder — um nur zu bald von jenen ſchwarzen Affekten wieder verdrängt zu werden. Ich habe dieſen Zuſtand nicht zu ertragen vermocht. Die Zeit der Entſcheidung nahte: ich habe ihr gebeichtet, ſie vom Altar, an welchem ſie das Gelübde ablegen würde, hinwegzureißen, ich habe ihr mit allem, was ent-

ſetzlich iſt, gedreht. Bis geſtern war ſie unerſchütterlich. Geſtern endlich — ſoll mir dieſes Herz, mit ſeinem Schatz von Liebe und Edelmuth, denn ewig unergründlich bleiben? — ich weiß nicht, begrif ich ſie ganz, oder — — Meine Gattinn, ſagte ſie, wolle ſie nicht ſeyn; ſie ſey des ehrwürdigſten Standes, den die Geſellſchaft kenne, nicht werth — ſie wolle mir unbedingt folgen — Bei unſerm Abſchied haſt du uns überraſcht —

„Ich kann nicht wiederholen, was dieſes geliebte, ſo ſonderbar verworrne Gemüth aufführt — Iſt es möglich, daß der erhabenſte Begriff von der Tugend, und dieſe Ausſchweifung der Vernunft, auf einem Punkt zuſammentreffen? War je ein Mann in meiner Lage?

„Du biſt mich verwundert an? — So höre dann: zu meinen Füſſen lag das geliebte Geſchöpf, bot mir Genuß in ſeinen Armen an, und drohte mir mit dem unabänderlichen Entſchluß, ihr Gelübde abzulegen —

„In drei Tagen würde das abſcheuliche Opfer vollzogen! Ohne ihren Willen, gegen ihren Willen, kann ich ſie nicht aus jenem heiligen Kerker reiſſen — Und ſoll ich denn über ihre Verwirrung

nicht ſiegen können? Soll ich ſie benutzen? — Mein eignes Weib entehren?“

Er ſchwieg, als ſtiege ein neues Schreckbild vor ihm auf. Ich hatte ihn unterbrechen wollen; aber nun ſuchte ich, der Bewegung, die in ihm vorgieng, nachzuſpüren —

„Wäre ſie — ſprach er endlich langſam, als ſagte er es zu ſich ſelbſt — wäre ſie nur mein, ich wollte dann des unbegreiflichen Böſewichts Fluch allein erdulden — nie, nie ſollte ſie fühlen, daß er von ihr auf mich fiel!“

Stürmend rief ich nun: Ja ſo iſt es! Du mußt jede Rückſicht von dir ſtoßen, mußt ſie retten, auf jede Bedingung — auf ihre eigenen zuerſt —

Ich meinte, jeden Einwurf niederzureißen, indem ich nach meiner Ueberzeugung behauptete, daß Pauline zunächſt mit der Wirklichkeit ausgeſöhnt werden müßte, ehe ſie ihre eigenen Gefühle beurtheilen, und damit auf's Reine kommen könnte — daß ihr Glück die erſte Bedingung wäre, aus welcher allein jede andere: Ehre, Sitte, Meinung folgen müßten. Ich konnte in dieſen Gegenſtand nicht eingehen, ohne die Delikateſſe und den Stolz meines Freundes zu verletzen; mehr als einmal

ſtand er auch wirklich im Begriff, meine Abſicht zu vergeſſen; aber ſein Herz ſiegte — meine Hand drückend, und ſanft gerührt ſagte er bei'm Schluß unſers Geſprächs: „Ja, mein Freund, ich war zu einfach, zu beſchränkt, in meinen Wünſchen, meinen Ausſichten — hätte ich mehr Böſes gekannt, ich würde viel Uebles vermieden haben.“

Nein, mein guter O°, ſo iſt es nicht — Hätteſt du aber den Menſchen von mehreren Seiten geſehen, ſo würdeſt du die wunderbare Größe jenes Geſchöpfs früher und deutlicher erkannt haben.

Wir redeten noch verſchiedenes ab. Pauline ſollte ihr Novizlat abbrechen, und das Kloſter verlaſſen: die Wendung, welche dieſes Mädchen dem Schickſal meines Freundes gab, riß ihn zwar immer in einiger Rückſicht aus Verhältniſſen, die er zu ſeiner und ihrer völligen Unabhängigkeit nicht ganz entbehren konnte; ſie war aber reich, und Herr über ihr Vermögen — mein Gedanke war alſo, daß er ſich in Paris niederlaſſen, und dort Paulinens Vermögen anlegen ſollte, auf welches ihm die bürgerlichen Geſetze gewiß bald ein Recht geben würden. Seine fortwährenden Zweifel konnte ich nicht theilen: mir ſchien es ausgemacht, daß das

liebe unglückliche Mädchen durch ihr Gefühl wieder in die Schranken der Natur und der Sittlichkeit zurückgeführt werden würde, aus denen ihr Gefühl ſie herausgetrieben hatte. Das Kloſter zu verlaſſen, konnte für ſie keine Schwierigkeit haben; noch berechtigten ſie die Geſetze ſelbſt dazu, und außergeſetzliche Hinderniſſe waren im Geiſte weder der Zeit noch des Orts. Ihr Vater hatte, auf den Fall, daß ſie dem Kloſter entſagte, durch ſeinen letzten Willen ihr den unabhängigſten Beſitz ihres Antheils an ſeinem Vermögen zugeſichert; der Charakter ihres Bruders ließ in dieſem Stücke keine Vereitelung, keine Schikane beſorgen — Kurz, mir war jede Ausſicht ſo hell, daß ich mit ungeduldiger Freude des Augenblicks der Entwickelung harrte — —

Ach mein Freund ſchalt ſeinen beſchränkten Sinn, der Paulinens Außerordentlichkeit nicht begriffen hatte — und in meiner künſtlichen Berechnung ließ ich es aus, daß einem ſolchen weiblichen Herzen Glück ohne Unſchuld nicht beſchieden ſeyn konnte!

Mit einer Spannung, wie ich ſie nie bei eigenen Schickſalen empfand, begleitete ich am folgenden Tage Paulinens Geliebten bis in die Nähe ihres Kloſters, und erwartete ſeine Rückkehr im nahgele-

genen Porte. Er kam lange nicht. In meiner Ungeduld schlich ich mich an die bekannte Pforte. Nachdem ich auch da lange vergebens geharrt hatte, fieng ich an, mir alle Gefahren zu denken, die in Romanen bei solchen Zusammenkünften zu entstehen pflegen. Endlich hörte ich leise Schritte und Worte. Ich konnte in die geöffnete Thüre hineinsehen, und erblickte, als D* heraustrat, Paulinen im Novizenkleid, die vor ihm gekniet zu haben schien — Mit ausgestreckten Armen rief sie ihm nach: Lebe wohl, auf ewig, ewig! — — Er schloß die Thüre so schnell, daß ich ihr Gesicht nicht erkennen konnte. An ihm aber nahm ich die heftigste Erschütterung wahr. Sein glühendes Gesicht, sein nasses Auge, das Zittern seines Armes, als ich ihn faßte, erschreckten mich — Hast du gesiegt? rief ich mit banger Neugierde — ist sie dein?

Mein, mein! antwortete er — mein ein Schatz von Liebe, ein Himmel von Liebe — aber ich muß elend seyn, und sie muß es seyn —

Wie? Sie folgt dir nicht? — Oder nimmst du ihre großmüthige Liebe nicht an?

Sie folgt mir — ich nahm an — alles, alles! — Frag mich nicht, laß mich — sie ist ein Engel, ich

liebe sie unaussprechlich — aber unser Glück ist vergiftet!

Ich konnte mir den Charakter seiner Heftigkeit durchaus nicht erklären: das Aergste, was bei dieser Zusammenkunft hatte vorfallen können, schien mir so natürlich, daß ich es am Ende für das Zuträglichste hielt, den guten Menschen sich selbst zu überlassen. Als er jedoch den ganzen Abend in einem abwechselnden Zustand von liebend wehmüthiger Schwärmerei und verzweifelndem Schmerz blieb, ward mir die Sache ängstlich. Ich fieng endlich an, dem unentschlossenen, vor lauter Sittlichkeit unmännlichen Menschen übel zu wollen. Die nächsten vier und zwanzig Stunden verflossen bei dieser beiderseitigen Stimmung sehr unangenehm. Er wollte zuweilen des von uns entworfenen Plans erwähnen, aber dieß geschah mit sichtbarem Zwang, als stiege vor jedem deutlichen und heitern Gedanken an die Zukunft irgend ein Gespenst auf, das er selbst nicht zu nennen wußte. Nur die Ungeduld, mit welcher er der Stunde eines neuen Besuchs im Kloster entgegensah, söhnte mich ein wenig mit ihm aus.

Noch war diese Stunde nicht da, als ich vor dem Hause eine Stimme hörte, die in der Bauern-

ſprache des Landes nach dem Franzoſen fragte, der hier wohne. Ich ſetzte voraus, daß dieß meinem Freunde gölte, den man von der Nation glaubte, deren Sprache er redete, und gieng herunter, um mich zu erkundigen. Der Mann, den ich gehört hatte, wollte den Fremden ſelbſt ſprechen. Als er oben bei uns war, reichte er O* einen Brief, und ſagte dazu in ſeiner groben Mundart: Ich ſoll dem Herrn auch berichten, daß ſeine Schweſter dieſen Morgen geſtorben iſt —

Mehr zu hören hatte ich nicht Zeit, denn ich ſah meinen Freund — nicht ohnmächtig werden — zuſammenſtürzen; es war eine Konvulſion, nicht des Körpers, der Seele möchte ich ſagen; eine Flucht in die Vernichtung! Ich faßte ihn in meine Arme, ich verſuchte ihn aufzuheben: bleiſchwer hieng ſein Körper herab — Plötzlich führte er den erhaltenen Brief an den Mund, und biß mit einem zerreiſſenden Aechzen die Zähne hinein. Dieſe Bewegung, bei der er ganz ohne Bewußtſeyn ſchien, that mir unendlich weh — Ihr Brief! rief ich, und ſuchte ihn aus ſeinen Händen zu reiſſen: er widerſtrebte heftig — Henri! rief ich noch einmal — Paulinens Brief!

Ich wußte nicht, daß der Brief von ihr war, aber in dieſem Augenblick war ich davon überzeugt. Ihr Name rief ſeine Beſinnung ſo weit zurück, daß er ſich aufrichtete, den Brief ſcheu wie einen Geiſt anſah — und nun mit einem Schrei des Schmerzens in das anſtoßende Zimmer flog, wo er ſich ſogleich einſchloß.

Ich benutzte ſeine Abweſenheit, um mir, wo möglich, über dieſen ſchrecklichen Ausgang einiges Licht zu verſchaffen. Der Bote wußte wenig. Pauline hatte ſchon einigemal Blut aufgeworfen; dieſen Morgen war ſie in Blut ſchwimmend todt in ihrer Zelle gefunden worden. Eine Laienſchweſter hatte dem Boten den Brief gegeben, und ihm geſagt, er ſey an ihren Bruder. Daß O* unter dieſem Namen öfters im Kloſter geweſen war, wußte ich: Pauline hatte ſich dadurch doppelte Zuſammenkünfte zugeſichert; ihre Leidenſchaft und ihr Hang zum Romanhaften fanden ihre Rechnung bei der Anſtalt. Nun begriff ich aber nicht, wie ihr gefährlicher Geſundheitszuſtand meinem Freunde hatte entgehen können.

Als ich allein war, harrte ich mit ängſtlicher Beſorgniß des Augenblicks, wo mir der Unglück-

liche wieder erlauben würde, Zeuge seines Kummers zu seyn. Mit fürchterlicher Langsamkeit gieng Stunde nach Stunde vorüber. Nur eine dünne Bretterwand trennte uns; als es Nacht geworden war, konnte ich bei der äußern Stille, an seinem Gange, an seinem Seufzen, den Zustand seiner Seele wahrnehmen. Seine und meine Einsamkeit wurde mir bald unerträglich. Ich rief, ich bat — da er mich gar nicht zu hören schien, sagte ich endlich, auf die Gefahr hin ihn zu beleidigen, mit hartem Tone und zerrissenem Herzen: der Mann, der das theure Geschöpf zu besitzen Muth hatte, sollte Muth haben sie zu verlieren —

Er öffnete seine Thüre. Nie hätte ich geglaubt, daß ein Zeitraum von wenigen Stunden einen Menschen so verändern könnte — Mit Mühe schien er sich aufrecht zu halten: seine dicken, blauen Adern, seine tiefliegenden Augen, seine bleichen Lippen, seine zuckenden Bewegungen — alles erregte plötzlich den Gedanken in mir, er hätte Gift genommen. Wild rief ich, und hielt ihn an beiden Armen fest: Was hast du gethan? War das Paulinens letzter Wille?

Er ſchauderte zuſammen: verſtanden hatte er mich nicht. Ich wollte ihn zum Kanapee führen, um dann Hülfe zu rufen; aber der Zwang in meiner Bewegung empörte ihn: er riß ſich ſo heftig los, daß er mich wanken machte. Jenen Brief mit verſchränkten Armen an ſeine Bruſt drückend, gieng er im Zimmer umher. Mein erſter Verdacht fieng an, mir unwahrſcheinlich zu werden: ich beobachtete ihn von ferne. Er ſchien mehrmals mit mir ſprechen zu wollen, aber ſein ſtarrer Mund, ſeine dürren Lippen vermochten kein Wort hervorzubringen. Ich reichte ihm ſchweigend ein Glas Wein; er trank, und wie ich ihm das Glas abnehmen wollte, berührten ſich unſre Hände — ich weiß nicht, was in jedem von uns vorgieng: wir hielten einander umfaßt — es war eine Umarmung, wie ſich zwei Schiffbrüchige umarmen mögen, wenn ſie, auf einen nackten Felſen geſchleudert, ſehen, daß ihnen nichts übrig blieb, nichts als ſie beide —

So ſtanden wir lange. Endlich faßte er meine beiden Hände feſt in die ſeinen, und leiſe, wie ein Geheimniß, ſagte er mir: — Gift! Gift! — Von mir hatte ſie es erhalten — durch Betrug — durch grauſamen Betrug — ich bin ihr Mörder!

Das hatte ich nicht geahndet! — Ich blieb erstarrt. Es war als ob der Anblick meines Entsetzens ihm wohlthäte, und seine Zunge löste. Er verlangte zu wissen, was ich von dem Bauern erfahren hatte; er gab mir den Brief —

Hier ist er! — Sollte in dem unendlichen Weltall der Geist dieser Unglücklichen keine Heimath gefunden haben, wo er besser gedeiht als hienieden? Sie war ohne Rettung elend in dem endlosen Kampf ihrer Gefühle — Mädchen, Weiber, lasset eine Thräne auf ihre Asche fallen, und bewehret die heilige Reinheit, deren unverschuldeter Verlust sie dem freiwilligen Tode zuführte.

An Henri.

Jetzt darf ich sterben, Henri. Ich bin mit der Natur, mit der Gottheit versöhnt. Kein Geschöpf sollte gelebt haben, das nicht einen Augenblick von seinem Glück gewossen hätte — Du gabst ihn mir, mein Henri — Mein Henri! — Du hast mich entsündigt — Weißt du es, mein Henri, daß du mich dein Weib genannt hast? — Nein, weil du es nicht wußtest, hast du mich entsündigt.

Ich darf ſterben. Glaube nicht, daß ich übereilt handle. Ich habe alles bedacht, jede Möglichkeit — Wenn du dieſes lieſeſt, kann meine kalte Wange nicht mehr erröthen. Ich lernte heute, was ich nie wußte, ich kann dir heute ſagen, was nie über meinen Mund kam —

Jener Unmenſch, der mein Schickſal ſo früh entſchied, hatte meine Sinne vergiftet. Ich war in ſeiner Hand, ich weiß nicht, warum er ſein Bubenſtück nicht vollendete; meine Kinderunſchuld blieb blind, indeß ſein Wahnſinn meine innere Natur empörte; ich ſündigte nicht — als aber Dankbarkeit mich zum erſtenmal in deine Arme führte, als Mitleid deinen geliebten Mund zum erſtenmal auf meine Lippen drückte: da fuhr die Erkenntniß der Sünde in mich, und nie konnte ich ſie wieder von mir bannen, und ſie machte mir jede unſchuldige Liebkoſung zur Sünde, denn jede unſchuldige Liebkoſung rief das Geſpenſt einer ſcheußlichen Vergangenheit hervor. Mein reines Herz ſchauderte vor meiner befleckten Fantaſie. Um dem abſcheulichen Andenken zu entgehen, bekämpfte ich meine Sinne, und der immer rege Kampf erneuerte es mit immer gleicher Lebhaftigkeit.

Jeder Fortſchritt meines Verſtandes lehrte mich mein Elend deutlicher erkennen, unheilbarer fühlen. Du weißt was ich that, was ich litt. — Es war kein Mittel zu meiner Rettung, als der Tod. — Zu meiner Rettung! Hörſt du es, Henri? Vergieb mir meinen einzigen Betrug: meine Rettung wollte ich zum zweitenmal niemanden als dir danken —

Dir zu entſagen vermochte ich nicht. Dein ſeyn konnte ich nicht — Auch dir, mein guter Henri, war das Geſpenſt nicht unſichtbar, das ſich zwiſchen dich und mich ſtellte —

Aber ich habe es jetzt überliſtet! Henri, wir haben einen Augenblick von Seligkeit gekannt — jetzt laß mich ſterben.

Henri — meine Wangen, die des nahenden Todes Kälte fühlen, glühen noch einmal von Liebe und bräutlicher Schaam — ja, ich dachte, ich hoffte, es gäbe einen Augenblick, Einen im Reich der Liebe, der mich entſündigen würde. Ich hoffte nicht vergebens — aber jenſeits dieſes Augenblicks lauert auf uns der Fluch des Schrecklichen: in deinen Armen würde er mich — dich würde er in den meinigen faſſen! Nur mein Tod wendet ihn von uns ab.

Er iſt ſchmerzlos, er iſt unausſprechlich ſüß, dieſer Tod. Gönne mir, mein einziger Freund, den liebevollen Tod, gönne mir meine Ruhe — — Ich habe für alles geſorgt. Es kann nicht der geringſte Verdacht entſtehen —

Nimm meinen letzten Dank für alle deine Liebe!

Lebe wohl! Verzeih deiner Pauline — Oh, es hat kein Mann je gelebt, der ſo geliebt wurde, wie ich dich liebte —

Lebe wohl und weine um mich — Ich war dein! Mit dieſem Gefühl wird dieſes Herz erſtarren, in dem nie etwas anders war als Liebe — mit dieſem Gefühl wird ſich mein Geiſt in jene unbekannten Gefilde ſchwingen —

Lebe wohl — Mein Kopf wird ſchwer. Ich muß dieſen Brief noch ſiegeln — Liebe dort wie hier! — Dort aber Unſchuld —

Die letzten Zeilen waren undeutlich geſchrieben, ſo auch die Addreſſe. Sie hatte ein kaltes Gift genommen. Wahrſcheinlich ritzte ſie ſich eine Ader auf, um die Nonnen irre zu führen, und ſo ward ſie in ihrem Blute gefunden.

Meines Freundes Geſundheit unterlag. Er fiel in ein hitziges Fieber: was ſeine langen, ſürchterlichen Raſereien mir noch entdecken mochten, muß jedes fein fühlende Herz aus dieſer Erzählung ſchon errathen haben — eine heilige Scham band ihm und mir die Zunge über den letzten Abend, wo Sie lebte und liebte.

Er nannte ſich Wittwer, er gieng in Wittwertrauer in ſein Vaterland zurück. Jung wie er iſt, ſieht er einem langen Unglück entgegen — am unglücklichſten wäre er, wenn er Sie je vergäße!

Seine Blüte, ſeine Kraft, ſein Muth iſt dahin. Nur dann wird er geneſen, wenn er ſie wiederſieht — rein wie ihr Herz war!

Vergeltung,

eine Erzählung.

Werner und Burgdorf waren Nachbarskinder und Schulkameraden gewesen. Beider Eltern, obgleich wenig bemittelt, ließen ihre Söhne studieren; sie machten den gewöhnlichen Weg, den das Studium der Rechtsgelehrsamkeit öffnet, es währte ziemlich lange, bis sie zu einer hinlänglichen Besoldung gelangten, um nach einer knappen Berechnung in den Ehestand zu treten. Werner war ein Mann von sanftem einfachen Gemüth, er hatte wenig Ehrgeiz, ein weiches, theilnehmendes Herz, das frühzeitig in anderer Freude seinen Genuß finden lernte. Burgdorf besaß eine ansehnliche Gestalt, einen lebhaften, aufstrebenden Geist, den seine Umgebungen, und unter diesen auch der milde stille Charakter seines Jugendfreundes, an Herrschaft gewöhnt hatten. Sie hatten zwei Schwestern

gebeirathet. Madame Burgdorf hatte lange keine Kinder; erst zu eben der Zeit, wo ihre Schwester im sechsten Kindbett starb, ward ihr ein Mädchen geboren. Sie war schön, sonst eine unbedeutende Frau, in dem einsamen Hausdal: blos mit den Winken ihres Mannes beschäftigt, diesem freiwillig und ganz untergeordnet. Burgdorf kam durch sein Amt mit Männern von Ansehen in Verbindung, die ihn um seiner Kenntnisse und seines angenehmen Umgangs willen vorzogen, und diese Verhältnisse machten ihm die Beschränktheit seiner Glücksumstände drückender. Werner hatte hingegen, bei einer geringeren Besoldung und vielen Kindern, in dem treuen Fleiß, mit welchem er sich und den Seinigen forthalf, und an der Hand einer vortrefflichen Gattinn, ein Loos gefunden, bei dem er in die ungestümen Klagen seines Freundes nicht einstimmen konnte. Ein guter Vater und nicht leichtsinnig, blickte er wohl zuweilen ernst in die Zukunft hinaus, aber weder Muthlosigkeit noch Luftschlösser waren das Resultat, sondern nur der feste Entschluß, seine Kinder so zu erziehen, daß sie sich früh das Vermögen ihres Vaters: Geschicklichkeit und Fleiß, zu eigen machen müßten. Als

ihm ſeine achtjährige Adelheit das erſte, von ihr zum Verkauf geſtrickte Paar Strümpfe brachte, ſah er ſie für ſo gut verſorgt an, als hätte ſie die Expektanz zu einer Stelle in einem reichen Stifte erhalten.

Unter ſo mancherlei Planen zu Verbeſſerung ſeiner Lage, mit denen ſich Burgdorf, auch noch ehe er für ein Kind zu ſorgen hatte, unaufhörlich herumtrug, und die inſofern abenteuerlich waren, als es ihm immer am Kapital zur Unternehmung fehlte, war es eine ſeiner Lieblingsideen, das große Loos in einer Lotterie zu gewinnen. Das, meinte er, würde ihn auf einmal allem Druck der Umſtände entreißen! Der Gegenſtand veranlaßte mehrmals freundſchaftlichen Streit, wenn die beiden Familien nach dem Abendeſſen — die einzige Zeit, welche die arbeitſamen Werners geſellſchaftlicher Unterhaltung ſchenkten — zuſammenkamen. Wenn ich den **ſchen Prozeß gewinne, ſagte Werner, und man mich gut bezahlt, ſo kaufe ich das kleine Gütchen am Jakobsthore; dann können die Kinder doch an einer geſunden Arbeit ihre Freude haben — Ach, die Spielberger Re-miſſion! rief Burgdorf aus, wenn ich die erhielte, ich erſparte gewiß ſo viel,

um ein Loos in der Frankfurter Lotterie zu nehmen, und gewönne ich da nur Etwas, so würde ich in die englische setzen — mir iſt's, als müßte es zutagen!

Werner gewann den Prozeß und wurde sehr artig belohnt; aber unter seinen Kindern riß eine Krankheit ein, und das Kapitälchen, womit das kleine Gut gekauft werden sollte, wanderte in die Apotheke. Burgdorfen wurde die Kommission zu Theil; allein die Diäten reichten eben nur hin, veraltete Rechnungen zu tilgen; denn Burgdorf war ein redlicher Mann, und die Beschämung, in seinen Geschäften dem Verdacht von Unordnung ausgesetzt zu seyn, trug mit zu seiner Ehr- und Geldsucht bei.

In solchen kleinen Begebenheiten hatte sich das Verhältniß der beiden Haushaltungen öfters wiederholt, als Burgdorf einmal wirklich in einer unbedeutenden Lotterie einige hundert Gulden gewann. Diese Gunst des Zufalls sah er nun als das zuverlässigste Pfand einer weit größeren an. Er drang in seinen Freund, ein Frankfurter Lotterieloos gemeinschaftlich mit ihm zu nehmen. Wernern, der ähnliche Vorschläge schon oft abgelehnt hatte, war heute gerade eine kleine Summe einge-

gungen. Die Kinder, von Burgdorfs ſtürmiſcher Freude angeſteckt, baten leichtſinnig luſtig den guten Vater; ein heimlicher Glaube an Schickſal regte ſich in ihm, und er willigte ein. Auguſt ſoll eine Nummer ziehen! rief Burgdorf. Auguſt war damals ſechs Jahre alt; ſeine Geſchwiſter drängten ſich um ihn, wie er, zwiſchen Burgdorfs Knie geſtellt, nach dem Zeichen langte; ſeine dunkeln Augen glänzten, ſeine Wangen glühten, er ſtreckte den Arm aus, ſein Blick ſuchte, beſchämt fragend, den Vater und die Mutter, als wollte er von ihnen Eingebung — er ſchien es zu fühlen, wie er ſich nun hingab in die Gewalt des dunkeln Obergeiſtes: erſchrocken ſtand er, als er jetzt die Nummer in der Hand hielt. Aber Adelheit, die ſeyen den Druck des Verhängniſſes kannte, ſah mit einer Thräne der Hoffnung im Auge auf ihre Mutter, während die jüngere Nanny, ihrer Sache ſchon ganz gewiß, munter umherſprang und rief: Jetzt kauft Papa den Garten, da habe ich mein eigenes Plätzchen, da ſäe ich Blumen und Salat — für dich, Papa, Lattuken, wie ſie kein anderer Menſch bezahlen kann! — — Darf ich dann auch Latein lernen? fragte Auguſt ſchüch-

ters, denn der Vater, der ihn gern zu einem Handwerk bestimmt hätte, versagte ihm bisher jenen Wunsch, der dadurch vielleicht desto lebhafter wurde.

Burgdorf war schon zum Kollektant geeilt. Aber Werner und seine Frau sahen einer in des andern Augen die Wehmuth, die sie eines dem andern verbergen wollten. Sie schickte sich dazu, ihre Wirthschaftsgeschäfte zu besorgen; der Vater zog die Kinder zu sich, und erklärte ihnen, was es für eine Bewandniß habe mit so einem Lotteriespiele.

Es bemerkte er es bald, daß Wenige von seinem Wenigen leichtsinnig angelegt zu haben, und gleichgültig über den Erfolg, empfand er sogar einen Widerwillen gegen die ganze Sache. Burgdorf ließ indessen nicht ab, ihn mit dem Vorschlag zu quälen: wenn das Loos gewänne, alsdann, wie auch es thun wolle, ein ganzes Loos in der Amsterdamer Lotterie zu nehmen; wer einmal Glück hätte, wäre sich selbst schuldig, sein Glück zu versuchen; das Geld würde ja ebendrin nur wie gefunden seyn, und der Wirthschaft nicht abgehen, u. dgl. m. Um ihn los zu werden, versicherte endlich Werner bald lachend, bald verdrießlich, wenn das Frankfurter Loos jedem dreitausend Gulden

brächte, wirklich auch ein ganzes Amsterdamer zu nehmen; unter jener Summe aber wollte er zu nichts verbunden seyn.

Das Loos gewann zehntausend Gulden. Der gute Werner war nun selbst aus seinem Gleichgewicht gebracht. Schöne Freudenthränen flossen der dunkeln Gottheit. Der Garten wurde gekauft, Nanny pflanzte Salat, es ward auch ein Amsterdamer Loos genommen, aber August lernte noch kein Latein: so kühn mochte Werner dem Glück nicht trauen; er ließ den Knaben graben, harken, Bäume pflanzen, und meinte, auch mit zweimal hunderttausend Gulden würde er es schwerlich bei irgend einem andern Gewerbe besser haben.

In denselben Tagen, wo Werner Eigenthümer seines Gärtchens wurde, und die beiden Freunde ihre Amsterdamer Loose an sich brachten, empfieng jeder von ihnen von seiner Gattin die Botschaft, daß ein neues Mitglied der Familie im Anzug wäre. Werner küßte von der Wange seines guten Weibes zärtlich die Thräne weg, die der Sorge für ein sechstes Kind entgegenfloß; die neue Mutterwürde verjüngte sie in seinen Augen um funfzehn Jahre, und mit dem Muth der Liebe sprach er ihr Muth zu. Burg-

dorf sprach: jetzt wäre das große Loos ihm gewiß; der Junge müßte ein Kaufmann, müßte Millionair werden, und wenn es ein Mädchen wäre, so würde sie mit einer solchen Aussteuer die glänzendste Heirath machen, würde Baronin, ja Gräfin heißen — Er lachte wohl selbst über die Thorheiten, aber die Zeit bis zur Entscheidung des Looses machte sie zu mehr oder weniger fixen Ideen.

Madame Werner hatte eine beschwerliche, lebensvolle Schwangerschaft, gefährliche Blattern befielen die jüngsten Kinder: Werner zitterte, seine theuersten Schätze zu verlieren, und hatte die Möglichkeit, stündlich Geld zu gewinnen, ganz vergessen. An einem Abend, als die Kleinen schon in der Genesung waren, als die Mutter ruhiger ihrer baldigen Entbindung entgegensah, kam Borgdorf eines Geschäftes wegen zu seinem Freunde. Es betraf eine alte Quittung; Werner suchte sie unter mehreren Papieren, wie Adelheit schnell hereintrat, und ihn ängstlich zur Mutter rief. Da muß sie seyn, sagte Werner, eilig wegzukommen — suche sie selbst — — Zugleich reichte er ihm eine große Brief-

taſche; Burgdorf, allein gelaſſen, ſuchte lange, und fand endlich das Papier, aus dem ihm ein altes Kouvert entgegenfiel, welches das Amſterdamer Lotterieloos enthielt. Nach einiger Zeit ſtürzte Werner in das Zimmer, und rief verzweifelnd: Mein armes Weib ſtirbt! Komm, hilf — — Burgdorf ſchien heftig erſchrocken; er raffte die Papiere zuſammen, und warf den Schreibtiſch zu, um mit ſeinem Freunde zur Kranken zu gehen. Sie war unvorſichtig auf einen Stuhl geſtiegen, der umgeſchlagen war; nach wenigen Tagen folgte ein unglückliches Kindbett, nach einem Vierteljahr unſäglicher Schmerzen war ſie nicht mehr.

Sahet Ihr je das Sterbebett einer Mutter? Dachtet Ihr euch je das blutende, ergebene Herz der Sterbenden? Im Kreiſe von ſechs weinenden Kindern, neben dem von namenloſem Schmerz und Schrecken vor der Zukunft erſtarrten Gatten, iſt die Geſtalt des Todes ſo furchtbar, daß die ganze, wohlthätig zerſtörende Kraft der Natur dazu gehört, die Kraft des Mutterherzens zu brechen, bis ſie in Ergebung übergeht. Wie möchte ſonſt das Leben ſcheiden, das nicht dieſem ſich auf-

lösenden Körper, das jenen verzweiflungsvoll Trauernden angehört? Wie möchte der Geist einen Wohnplatz verlassen, wo sein ganzes Wirken und Seyn zurückbleibt? Und es giebt keine Brücke von Jenseits — durch die kleinste Oeffnung flöhle sich sonst die Seele einer Mutter aus dem Reiche der Seligkeit, um noch einmal über der Wiege ihres Säuglings zu schweben, noch einmal die Thränen ihrer Kinder zu schauen. Die Tugend hat keinen heiligeren Altar, als das Sterbebett einer Mutter für die umlebenden Kinder. Will je ihr Feuer, will die Liebe je in euren Herzen erlöschen, so. suche die Erinnerung sie wieder an: wie die kalte todte Hand zum letztenmal euer gebeugtes Haupt segnend berührte, wie der Blick auf euch die leidende Gestalt verklärte, wie in dem brechenden Auge der unsterbliche Schmerz noch glänzte, die Mühen des euch gewidmeten Lebens mit des Himmels Seligkeit zu vertauschen —

Tiefer senkte in Werners Kinder der Unglücksfall die Wurzel des Guten. Die Seele der Abgeschiednen schien in jedes Mitglied der Familie übergegangen, mit dem warmen und treuen, und doch wehmüthigen Eifer, der sonst von ihr auf

für alle wirkte. Adelheit war in der einen Todesnacht vom heitern vierzehnjährigen Mädchen zur ernsten Jungfrau gereift. Mit stillem Muth übernahm sie den Haushalt, mit stillem Gehorsam erkannten die Geschwister in ihr die Stellvertreterinn der Mutter. Von August war das rauhe spöttische Wesen gewichen, mit welchem er so oft seine Schwestern gekränkt hatte: zu schrecklich waren ihm die Thränen der Schwestern, seit er sie am Sterbebett der Mutter weinen gesehen.

Inzwischen war Burgdorfs Frau von einem Mädchen glücklich entbunden worden. Kurze Zeit nach diesem Ereigniß ließ Burgdorf seinen Freund von dem Bette seiner sterbenden Gattinn abrufen, um ihn nach der Nummer seines Amsterdamer Looses zu fragen. Werner sah, indem er sich zu besinnen schien, den angelegentlich oder gar unruhig Fragenden mit einem finstern, mißbilligenden Blicke an: Ich wollte, du verschontest mich jetzt mit dieser Sache — — Verzeih, Freund — die Ziehung... — — Nun ja, ich will es suchen. Mein Loos ist gezogen! setzte er hinzu, mit gefalteten Händen gegen die Thüre des Krankenzimmers gekehrt — komm nur mit

mir! sagte er noch, und führte Burgdorf auf sein Zimmer. Er fand das Loos, und bemerkte Burgdorfs Bewegung, wie er es ihm in die Hand gab. Mäßige dich doch, sagte der Trauernde theilnehmend — mäßige dich, sey es Freude oder Fehlschlagung — O könnte ich mit diesen Tausenden meiner Marie Leben erkaufen, dann wären sie kostbar — jetzt fühle ich, wie elend Gold ist!

Burgdorf faßte seines Freundes Hand, und sagte stockend: Ich habe das große Loos gewonnen — — Nun so sind deine Wünsche erfüllt, erwiederte betreffen Werner, der sich heftig von ihm umfaßt fühlte — Gott segne dich nun auch mit allem, was Gold nicht giebt — Sanft fuhr er fort, wie Burgdorf anscheinend betreten und scheu vor ihm stand: Lieber alter Freund, es macht mich zwar wehmüthig, daß in diesem Augenblick Natur und Glück einen so ungeheuern Abstand zwischen uns stiften — habe ich aber nur erst den Kelch bis zum Boden geleert — (der Arme meinte seines Weibes Tod) — so werde ich viel Freude darüber haben. —

Sogleich schon zwang er sich, mit Theilnahme

in die Veränderungen einzugehen, welche dieſer Glückswechſel in Burgdorfs Lage nach ſich ziehen würde. Dieſen ſchien indeſſen ſein Glück ſo betäubt zu haben, ſein Gefühl ſchien durch den Kummer über ſeines Freundes Lage ſo getheilt, daß er ſeiner zuſammenhängenden Ideen fähig war. Anfragungen, daß er einer ſolchen Gunſt des Zufalls unwürdig wäre, wiederholte ungeſtüme Verſicherungen, daß ſein Freund ſie mit ihm theilen müſſe, daß er das erſte Recht darauf habe, ſeltſam unmännliche Beſorgniſſe, daß ihm Unglück daraus erwachſen möchte, befremdeten Wernern. Ich mag wohl, rief er, ſo mühſam gegen Troſtloſigkeit kämpfend, wie ich thue, wenig berechtigt ſeyn, die Gefühle eines Glücklichen zu beurtheilen; was ſollte dich aber abhalten, lieber Burgdorf, ſo wie ich die Vaterhand küſſe, die mich züchtigt, auch die ſegnende zu küſſen? Nur darum begreife ich deine Freude nicht, weil ſie ohne Zufriedenheit iſt. Wenn du dein Glück wohl anwendeſt, ſo haſt du es verdient. Ich — denke nicht, daß ich es dir herabſetzen will — ich aber würde gelitten haben, wenn ich in dieſem Augenblick das große Loos gewonnen hätte. Es hätte mich ge-

Schmerzt, als ästete uns das Schicksal so gering, uns dieses zum Ersatz zu bieten für den Verlust....

Die Stimme versagte ihm; er machte sich von Burgdorf los, dessen Fassung ohnehin bei jedem Worte seines Freundes sich nur noch mehr zu verlieren schien. Die Kinder, durch ihn von dem Glücke des alten Hausfreundes unterrichtet, empfanden nichts anderes dabei wie der Vater. Könnte ich die Mutter damit erkaufen, rief Ramon, unter hellen Thränen ihr Köpfchen schüttelnd, so bäte ich den Vater so lange auf meinen Knieen, bis er uns das Geld gäbe — — Aber wissen darf es Mama jetzt nicht, sagte Adelheit; sollte sie es ja einmal erfahren können..... — — Der Schmerz ließ sie nicht fortsprechen, endlich hob sie ihre strömenden Augen zum Himmel: Dort wird sie es wissen, daß nichts vermögend gewesen wäre, unsern Schmerz um sie zu mindern!

Madame Werner starb, ohne erfahren zu haben, wie nahe die Glücksgöttinn an ihrer armen Hütte vorbeigestreift war. Ihre Kinder hatten sich noch nicht gewöhnt, sie zu entbehren, als sie sich schon gewöhnt hatten, Burgdorfs als reiche Leute anzusehen. Durchaus verändert war

nun auch wirklich alles zwischen beiden Familien. Werner, überzeugt, daß Adelheits Jugend den Wirthschaftssorgen noch nicht ganz gewachsen seyn könnte, arbeitete noch mehr als sonst, um auf diese Weise nachzuhelfen; seine wenigen freien Augenblicke brachte er im Kreise seiner Kinder, besonders beim Unterricht seines Auguſts zu. Bei Burgdorfs mußte das häusliche Glück Platz machen für den Reichthum. Das alte ererbte Häuschen wurde verkauft; eine geräumige Wohnung, eine angemessene Zahl von Bedienten, waren die ersten Vortheile, die ein großes Kapital ihnen verschaffte. Burgdorf suchte und erhielt Beförderung, Titel, Ehre. Immer weiter strebend, gelang ihm alles, aber ein finsterer Dämon schien sich in seinem Gemüth zwischen jedes Gelingen und dem Gefühl der Befriedigung zu stellen. Seine Frau, die ihm sonst in dem Kreise einer beschränkten Wirthschaft genügt hatte, gab jetzt im gesellschaftlichen Leben, zu welchem ihre Vermögensumstände sie berufen, manche Blöße, die seine Eitelkeit kränkte, und seine Nachsicht artete in Geringschätzung aus. Aber aus diesen gewöhnlichen Unannehmlichkeiten, denen Neubereicherte

ausgesetzt sind, war des Mannes sonderbares Thun und Wesen nicht zu erklären. Die Sucht zu glänzen, und die Sucht zu gewinnen, schienen in ihm in stetem Kampfe. Nie machte ihm die Anwendung seines Geldes Freude, vielmehr war dabei immer eine Aengstlichkeit bei ihm sichtbar, als wäre jede Ausgabe ein Schritt zum Bankerott. Ungleichheit und Unzusammenhang ruhten wie ein Fluch auf allen seinen Handlungen. Unwohlthätig, selbst im Wohlthun, unterstützte er Arme, aber mit solcher Bitterkeit gegen die oft unvermeidlichen Folgen der Armuth: Leichtsinn oder Habsucht, daß der bessere Dürftige ihn scheute, weil er einen Argwohn bei ihm fand, den er sich bewußt war nicht zu verdienen. In den Fabriken, die er anlegte, behandelte er seine Arbeiter mit Freigebigkeit, aber zugleich mit einem kleinlichen Despotismus, der alle ihre Schritte belauschte. Die Härte, mit welcher er ihre Fehler bestrafte, war um so unbegreiflicher, als er meistens zu weich war, ihnen den Spruch anzukündigen; mit zitternder Lippe gab er seinen Schreibern die Aufträge dazu, und verschloß sich in sein Zimmer. Zur Unerbittlichkeit reizten ihn insbesondere die Laster, die aus Stre-

den nach Luxus und Bequemlichkeit in den niederen Ständen entſpringen. Wenn er als Fabrikherr oder in ſeinen Amtsgeſchäften auf Veruntreuungen ſtieß, deren erſte Urſache in jenem Mißverhältniß liegen mochte, ſo entbrannte er von einem Eifer, dem die Wichtigkeit des Gegenſtandes nicht entſprach; er ſchien das Uebel bis auf den Grund ausrotten zu wollen — und hatte er es auf das Aeuſſerſte getrieben, ſo ſah man ihn mit ängſtlicher Eile und unmäßigen Spenden die Beſtraften unterſtützen, oder wenigſtens ihren Familien wohlthun. Wie in ſeinem Handeln, ſo äußerte ſich derſelbe Widerſpruch in ſeinen Geſprächen. Mit unbarmherziger Strenge verdammte er das Böſe, und ſetzte mit ſolcher Seelenkenntniß auseinander, wie der Menſch auf den Weg zum Böſen gerathe, daß wer damit angefangen hatte, durch ihn von der Nothwendigkeit eines Bluturtheils überzeugt zu werden, zuletzt mit dem Gefühl endigte, dem Verbrecher zurufen zu mögen: ſey gut und glücklich!

Werners Umgang ſchien ihm Qual und Bedürfniß zugleich. Es vergieng kein Tag, da er nicht einmal, zuweilen auch öfter, zu ihm eilte. Doch nur mit unruhiger Haſt weilte er in ſeiner

Nähe. Zog der Kreis der fleißigen Kinder seinen Blick auf sich, so war es ein starrer, seltsam scheuer Blick ohne Liebe, und er drückte heftig die Hände des Vaters, und verließ das Zimmer mit dem Ausruf: Glaube mir, glaube mir, ich bin nicht glücklich! — Werner bedauerte seinen verarmten Freund; Adelheit erklärte sein Betragen aus einem Kampfe des Stolzes, der ihn von ihnen entfernte, und des alten Hanges, der ihn zum Freunde hin zöge; August entwöhnte sich, dem Pathen wie sonst die auswendig gelernten Fabeln herzusagen, oder ihm listig Räthsel aufzugeben.

Das Urtheil der Stadt war, daß Herrn Burgdorf sein Glück den Kopf verrückt hätte. Auch theilnehmendere und einsichtsvollere Beobachter konnten in diesem getrübten, zerrissenen Daseyn keinen hellen Punkt, keinen Zusammenhang erblicken, ausser, wo seine Liebe für Agathen, seine Tochter, im Spiele war. Sie allein schien, wie die Sonne in herbstlichen Nebeln, in seiner Seele Ordnung und sanfte Helle zu schaffen. Nur was er für ihre Erziehung that, that er ohne Streit mit sich selbst: Mannigfaltigkeit der Kenntnisse, Einfachheit der Bedürfnisse, Aufopferung für andre,

waren der Zweck ſeines Bildungsgeſchäfts, und er genoß mit ſchwermüthiger Freude die Frucht ſeiner Bemühungen.

Ein zufälliger Umſtand knüpfte endlich ein neues Verhältniß zwiſchen den beiden Freunden. In Burgdorfs Hauſe lebte ſeit vielen Jahren eine Dienſtmagd, die durch Geſchicklichkeit, gutes Betragen und Eifer für ihre Herrſchaft, ein weſentliches Glied der Familie geworden war. Der vergrößerte Haushalt machte ſie bei den beſchränkten Einſichten der Frau noch unentbehrlicher; die Wirthſchaftsgeſchäfte kamen nach und nach alle in ihre Hände, Agathens Erziehung behielt ſich Burgdorf, wie ein Heiligthum, allein vor, ſo daß der Verluſt ſeiner Frau, die vier Jahre nach der Geburt ſeiner Tochter ſtarb, in der Familie wenig bemerkt wurde. Margarethe hatte ſich in ihrem langen Dienſt etwas erſpart, wofür ſie ſich nach und nach ſolche Koſtbarkeiten anſchafte, die der Haushälterin des reichen Geheimeraths Burgdorf gebührten. Sie war der Gegenſtand des Neides vieler ihrer Standesgenoſſen, während ſie oft das Mitleid der ärmſten unter ihnen verdient hätte. Von jeher der pietiſtiſchen Sekte zu-

gethan, hatte sie etwas Leidendes, Stilles in ihrem Wesen, das nach und nach in förmlichen Trübsinn ausartete. Sie schalt sich die niedrigste Magd, die strafwürdigste Sünderin der ganzen christlichen Gemeinde! sie konnte kleine Geschenke, die ihre Herrschaft ihr anbot, mit unmäßiger Zerknirschung ablehnen, sie nahm jeden Dienst in Krankheiten oder sonstigen Fällen mit mehr als evangelischer Demuth auf. Ihre guten Eigenschaften hielten indessen bei ihrer Herrschaft diesem Zug ihres Gemüths die Wage, und sie hatte besonders etwas an sich, das sie Burgdorfen noch mehr hätte empfehlen sollen; mit einer seltenen Duldsamkeit gegen Strafbare, ja gegen Verbrecher, verband sie einen Abscheu vor dem Verbrechen selbst, der ihren schwachen Kopf manchmal zu heftig angrif. Oft ergoß sie sich, wenn von einer That die Rede war, welche die Rüge der Gesetze anforderte, mit apokalyptischer Beredsamkeit über die Greuel der Sünde, während sie rührend für den Sünder bat und betete. Diese Uebereinstimmung zwischen dem Grundton ihres Gemüths, und der Veränderung, die seit dem großen Glückswechsel in Burgdorfs Gemüth

vorgegangen war, ſchien indeſſen zuweilen etwas drückendes für ihn zu bekommen, und er konnte ihre frommen Ergießungen mit einem Spott zurechtweiſen, deſſen er in frühern Zeiten nicht fähig geweſen wäre.

Eines Tages kam Margarethe mit einem beſtürzten, gewaltſam reſignirten Weſen zu ihrem Herrn, und klagte, daß ihr ein ſilbernes Beſteck, welches eine Verlaſſenſchaft von einer Pathe war, und ihr ſchöner granatner Halsſchmuck, geſtohlen wären. Der Gegenſtand des Diebſtahls brachte Burgdorfen noch mehr auf, als die Sache ſelbſt; ein Armer, der Brod ſtahl, oder Rüben im Felde, ein Hemd auf dem Zaune, konnte auf ſeine Nachſicht zählen; aber das war Ueberfluß, Luxus, Sache der Spekulation, und in ſolchen Fällen kannte ſein Zorn keine Grenzen. Man durchſuchte das ganze Haus, ohne daß die vermißten Sachen ſich fanden. Schon bei der verſtorbenen Frau waren einige Dienſtboten wegen ähnlichen Verdachts weggeſchickt worden; nur trotziger forderten jetzt alle die genaueſte Unterſuchung. Margarethe, gegen deren Proteſtationen das alles geſchah, brach in Wehklagen aus,

im Hauſe, betheuerte ſie, ſeyen die Sachen nicht geblieben; ſie habe einen Gedanken, wolle ihn aber niemanden, als dem Herrn ſelbſt entdecken. Nun ſagte ſie dieſem, nach vielen Weitläuftigkeiten, und mit einer Angſt, die zu beweiſen ſchien, wie ſchwer es ihr wurde, eines Menſchen Ruf anzutaſten: François habe vorgeſtern einem Mädchen, der er den Hof mache, gerade einen ſolchen Halsſchmuck geſchenkt. François, ein junger Lothringer, arbeitete in einer Eſſigfabrik, die Burgdorfen angehörte; er war ein netter Burſche, ein wenig windig, aber bisher vom beſten Rufe. Burgdorf erſchrack heftig; er hatte viel auf François gehalten, der ſich an Feiertagen nie unter Raufern und Schlägern blicken ließ, in ſeinem Geſchäft aufmerkſam war, und durch ſein offenes, frohes Weſen, Zutrauen einflößte. Margarethe unterbrach den Ausbruch ſeiner Wuth; ſie beſchwor ihn, den jungen Menſchen nicht unglücklich zu machen, und nur durch verſteckte Warnungen ihn auf den rechten Weg zurückzuführen. Sie ſuchte ihn zu entſchuldigen, zu erklären, wie er auf ein ſolches Vergehen habe kommen können. Burgdorf, der ſie Anfangs

kaum anhörte, wurde aufmerksam, dann nachdenkend; sein Gesicht mit beiden Händen bedeckend, ließ er sie lange fortreden; endlich rief er lebhaft. Wer lehrte Euch den Menschen so kennen, Margarethe? Woher nahmet Ihr diesen Blick in sein Herz? — — Margarethe schlug mit einem unaussprechlich schmerzlichen Ausdruck die Augen zum Himmel auf, und sagte, die Hand an das Herz gelegt, nach langem Schweigen: „Greife in deinen eignen Busen, und du wirst ihn nicht der Sünde richten.“ — — Burgdorf wendete sich mit einem Seufzer abwärts. Sie mußte ihm den Werth ihres Verlustes angeben, den er ihr in baarem Gelde ersetzte; zugleich befahl er ihr, der Sache im Hause nun nicht weiter zu gedenken. Margarethens Rührung bei dieser Großmuth gieng in einen unbegreiflichen Schmerz über; sie jammerte: solcher Güte sey sie völlig unwerth. Ihr Gemüth schien, seit dieser unangenehmen Begebenheit mehr als jemals von trüber Schwärmerei angegriffen.

Für François war indessen der Handel damit nicht zu Ende. Burgdorf, der für nöthig hielt, den jungen Menschen näher zu beobachten,

erfuhr, daß der Umstand mit dem geschenkten Halsband seine Richtigkeit habe, daß es nicht das einzige Geschenk, und nicht an das einzige Mädchen, sey; auch des Burschen eigner, galanter Aufzug verrieth mehr Aufwand, als sein Erwerb ihm zu erlauben schien. Er ließ ihn auf sein Zimmer kommen, mit dem Vorhaben, ihn mit Schonung zurechtzuweisen. Aber Burgdorf sprach nicht gut französisch, François fast kein deutsch. Was jener sagte, fiel stärker aus, als er es meinte; dieser, befremdet über den unerwarteten Angriff, verantwortete sich in der ihm fremden Sprache nicht ehrerbietig genug, in seiner eigenen wortreich und lebhaft. Burgdorf brach zuletzt ungeduldig mit der Diebstahlsgeschichte heraus. Mit edelm Trotz sagte nun François: Weit entfernt, zu Entschuldigungen verbunden zu seyn, wäre ich berechtigt, Ehrenerklärung zu fordern. Sie waren mir aber bis diesen Tag ein guter Herr, und darum will ich Ihnen beweisen, daß mir Unrecht geschehen ist. Kurz vorher, ehe ich mein Vaterland verließ, starb meine Mutter — mein Vater war längst todt — meine Brüder und ich theilten uns freundschaftlich in den kleinen Nachlaß, das

Halsband gehörte zu meinem Loos, ich behielt es aus Kinderei — um es zu verſchenken, wie ich gethan habe — jetzt hole ich es, und die Perſon, welche das ihrige vermißt, mag ſich überzeugen, daß es nicht das nämliche iſt —

François flog aus der Thüre, und war mit dem Halsband zurück, ehe noch Burgdorf Zeit gehabt hatte, ſich von ſeiner Beſtürzung über den ganzen Auftritt zu erholen. Margarethe, die auf des Angeklagten Verlangen erſcheinen mußte, gab zitternd und blaß die Merkmale ihres Halsbandes an; erſt da ſich dieſe mit dem von François verſchenkten durchaus nicht übereinſtimmend fanden, ſchien ſie ſich zu erholen. Gerechtfertigt bin ich nun, ſagte François, und ich bitte mir meinen Abſchied aus; bei mir zu Hauſe weiß man den Ehrenmann vom Schelm beſſer zu unterſcheiden — — Burgdorf verſuchte ihn zu halten, aber nach wenigen Tagen hatte François die Gegend ſchon verlaſſen, nicht ohne hie und da Burgdorfs gegen ihn begangener Uebereilung mit Bitterkeit erwähnt zu haben.

Als dieſer in der nämlichen Zeit eines Abends zu Wernern kam, ſaß Auguſt in einem Win-

kel, mit einer alten franzöſiſchen Grammatik in der Hand. Was ſtudirſt du denn da? fragte Burgdorf, der heute weicher als gewöhnlich geſtimmt ſchien. — Ich .... ſtudire franzöſiſch; da Sie mir meinen François weggenommen haben, muß ich mich ja wohl allein quälen — O lieber Herr Pathe, ſetzte er hinzu, mit einem wichtigen Ernſt, der dem lockigen Kopf des eilfjährigen Knaben drollig genug ließ — den hätte ich denn doch auch für keinen Schelm gehalten — viel eher die alte Margarethe für eine Hexe ..... Die weint, und weint, und weint mir meinen François in die weite Welt hinaus —

Burgdorf konnte nicht begreifen, welche Konnexion es zwiſchen François und Auguſt gegeben hatte. Es fand ſich, daß der muntere Knabe und der lebhafte junge Burſche mit einander in Berührung gekommen waren, und daß Auguſt regelmäßig in François Freiſtunden Lektion im Franzöſiſchen bei ihm genommen hatte; Werner war es zufrieden geweſen: er wünſchte, daß ſein Sohn ſich zum vorzüglichen Mechaniker bilden möchte, und dazu konnte ihm jene Sprache von großem Nutzen ſeyn.

Während August sprach, ging in Burghorfs Seele etwas Ungewöhnliches vor. Der Knabe hatte sich mit mehr Zuversicht und Zusammenhang geäußert, als er seit langer Zeit gegen ihn zu thun gewohnt war; Burghorf zog ihn, mit einem saft heitern und freien Wesen, zu sich, streichelte seine Stirne, und blickte ihn an, mit dem nämlichen Ausdruck, wie in jenen guten Zeiten, da August ihm Gesterts Fabeln hersagte. Jetzt wendete er sich zu Wernern: Höre, Freund! Mir fällt etwas ein, und ich begreife nicht, daß es mir nicht schon längst einfiel..... — Indem er so sprach, bemühte sich seine Stirne wieder; die gewöhnliche scheue Unruhe ließ seinen Blick nicht auf dem Angesichte des Freundes haften; es dauerte eine Weile ehe er fortredete. Das Glück, sagte er, hat mich begünstigt, und dich übergangen — ich weiß am besten, ob mir dadurch mehr Zufriedenheit zu Theil wurde — O bei Gott! Ich würde dich fußfällig bitten, es zurückzuweisen, wenn es heute an deine Thüre klopfte — Verflucht sey der Durst nach Ueberfluß!..... Aber einen Genuß meines Geldes laß mir — einen, den du theilen wirst — Ueberlaß mir die Ausbildung deines Auguste —

er ſoll arm bleiben, er ſoll nie an meinen Tiſch, nie in mein Haus kommen, nie in das Haus des Glanzes und des Elends — aber ich zahle Lehrer für ihn, Bücher, Karten, in einigen Jahren die Univerſität — kurz, alles, was etwas Rechtes aus ihm machen kann, was ihn in den Stand ſetzen mag, einſt ſeinem Verdienſt ein Glück zu verdanken, das kein elendes — durch elendes Ohngefähr erworbenes Glück ihm verſchaffen könnte —

Werner ſtutzte. Auguſts flammender, fanatiſch bittender Blick fiel wechſelsweiſe auf den Vater und auf Burgdorf: ſeines ganzen Schickſals Entſcheidung ſchwebte vor ſeiner wißbegierigen, ehrgeizigen Seele.

Ich bitte dich, Werner — begann Burgdorf von neuem — ich beſchwöre dich, willige ein! Du weißt nicht, wie viel du damit zu meinem Glück, zu meiner Ruhe beitragen wirſt — das war es, was mir fehlte; das habe ich geſucht — Bedenke, was ich gut zu machen habe — die Ungerechtigkeit des Zufalls — die ..... ich ſage dir, du weißt nicht — dann könnte ich endlich einmal Gutes thun, ohne inneren Vorwurf zu empfinden — O

bei unſrer frohen Armuth vor ehedem beſchwöre ich dich, gönne mir dieſen Troſt!

Die heftige Bewegung, mit welcher Burgdorf ſprach, riß ſeinen Freund zu mächtig hin, als daß er ſich bei dem Räthſelhaften derſelben hätte aufhalten können. Auguſt umfaßte ſie beide, liebkoſte, dankte, verſprach alles Gute, was ſeine muthige Kindheit als ſo leicht zu halten anſah. Werner drückte den Freund männlich an ſeine Bruſt — Wohl, ſprach er; du haſt die Bedingungen ſelbſt genannt, unter denen ich deinen Vorſchlag eingehe. Von einem Freunde zu nehmen was mir wohlthut, ſcheue ich mich nicht. Auguſt ſoll denn auf deine Koſten lernen, ſtudiren, reiſen — Aber eine Sicherheit muß er haben, daß er ſeine Studien werde vollenden können, ſelbſt wenn das Schickſal über dich gebieten ſollte. Und dann, wenn er ſie vollendet hat, fällt jede Unterſtützung weg. Magſt du dann noch leben, magſt du Millionen weggegeben haben — er muß dann ſeines eignen Glückes Schmid ſeyn, und in Gewohnheiten, in Bedürfniſſen, bleibt er der Bruder meiner armen Mädchen.

Das Wörtchen: arm, ſagte Werner nicht wehmüthig, er ſagte es feſt, ſtolz. Der Vertrag war geſchloſſen. Auguſt genoß den beſten Unter-

richt. Er sah seinen Wohlthäter oft, aber nur auf kurze Besuche in seinem Schreibzimmer; seinem Hause, seinem gesellschaftlichen Zirkel blieb er fremd, er blieb der Bruder seiner armen Schwestern. Diese wuchsen unter Adelheits Aufsicht heran, einfache Kinder durch Güte und Unschuld und alle Gewohnheiten des häuslichen Fleißes, aber theilnehmend an Augusts Bildung und allen Hülfsquellen, die er zu dieser benutzte, und das Herz bleibt ohnehin nicht ungebildet in einem Leben der Liebe und der Einigkeit, der erfüllten Pflicht und des bekämpften Schicksals. Sie führten im alltäglichsten Kreise der Häuslichkeit ein abentheuerliches Leben für Geist und Gefühl. War der Garten bearbeitet, alles bestellt was zur Wirthschaft gehörte, so saßen die Mädchen zusammen, nähten, spannen, arbeiteten um Brod, denn Werners kärgliche Einnahme bedurfte dieser Zubuße für ihren Unterhalt; in freher, stiller Emsigkeit lauschten sie auf die Stunde, wo August nach Hause kam, der alsdann neben ihnen sein Wesen hatte, und sich mit lautem Lesen beschäftigte. Es waren für die Schwestern lauter ganz neue, und meistens unverständliche Dinge, die aber mit anzuhören, in ihrem beschränkten Le-

densgang ihnen zum Bedürfniß geworden war. Aus diesen Abendstunden wurden nun auch förmliche Vorlesungen, von Büchern, die August mit in sein Streben nach Bildung zog. Da kamen Geschichtswerke, Reisebeschreibungen, dann und wann Dichter, besonders alte, an die Reihe. Der junge Mensch gewöhnte sich, fremde Sprachen im Lesen zu übersetzen. Gegen die Verdeutschungen hätte die Kritik wohl manches einzuwenden gehabt, aber sie kamen aus dem jugendlichen Herzen des Bruders, und giengen wieder zu den jugendlichen Herzen der Schwestern. Des Vorlesers Stimme, die Augen der Zuhörerinnen, legten mehr wieder hinein, als alle Uebersetzungsfehler wegnahmen, und der wäre kein Dichter gewesen, der in dieser Gruppe hätte klagen mögen, er würde misverstanden.

Da eilten täglich in ihren baumwollenen Kleidern die vollwangigen braunen Mädchen, die keinen nur halbwegs schulgerechten Reverenz zu machen wußten, halb beschämt halb stolz, an der Promenade und den geputzten Damen vorbei nach ihrem Gärtchen, wo sie in ihrem eigenen Kreis des ihnen nicht beschiedenen Taubes bald vergessend, Tangeball spielten, unreife Aepfel nach einem Ziele

machen, aber mit August um die Wette über den Graben sprangen. Nur zwei Jahre älter als er, fand ihm besonders Nanny in allen gymnastischen Uebungen muthig bei, so wie sie auch im Hause nach und nach alle anstrengenderen Wirthschaftsgeschäfte über sich nahm. Befremdet wäre man stehen geblieben, hätte man am Abend eben diese kindlich frohen Dirnen überrascht, wie sie sich, bei'm Spinnrocken sitzend, über die alten Amazonen stritten, auf welche Nanny große Stücke hielt, während Charlotte sich die Damen aus der Ritterzeit holte; mit drolligem Zorn schalt jene Gabrielen von Vergy, und setzte diese die Königin Penthesilea herab, und beide spannen im vollen Aergerdoppelt fleißig an ihrem Rocken fort.

Auf solche Weise hatte August sein achtzehntes Jahr erreicht. Ein blühender, schöner, starker Jüngling! — mit einem hohen Gefühl seiner eigenen Kraft, mit einem nicht geringeren für seine Pflicht, verließ er nun das väterliche Haus, um eine Universität zu besuchen. Sehr deutlich fühlte sein Stolz die Nothwendigkeit, der Freigebigkeit seines Wohlthäters und der Armuth seines Vaters Ehre zu machen. Seine Knabenjahre hatten seine

Sittlichkeit, ſeine Art von Weibern zu denken und für ſie zu empfinden, auf immer beſtimmt. Es giebt für ſo einen Bruder, der allein unter einem Haufen von Schweſtern aufwächſt, nicht leicht ein drittes: er muß ſehr männlich, oder ein Weichling werden: welches von beiden, das hängt davon ab, ob die Schweſtern in ihrem Geſchlecht an ihrer Stelle ſind.

Auguſts Trieb nach Thätigkeit und Ruhm hätte ihn zur militairiſchen Laufbahn, ja am liebſten zum Seedienſt, gezogen; doch folgte er gern, auch aus Rückſicht auf ſeine Schweſtern, die einſt ſeines Schutzes, und alſo ſeines ſteten Aufenthalts im Vaterland bedürfen würden, der Beſtimmung, die ſein Vater und Burgdorf für ihn erwählt hatten, und widmete ſich auf der Univerſität hauptſächlich dem Studium der Rechtswiſſenſchaft. Nachdem er drei Jahre da zugebracht hatte, ohne das väterliche Haus zu beſuchen, beſtand Burgdorf darauf, daß er nun auch ſogleich auf Reiſen gienge, und die Vaterſtadt nicht berührte, damit die ſelbſtſtändige Exiſtenz, die dem Charakter des Jünglings Feſtigkeit und Beſtimmtheit gäbe, nicht durch die häusliche Epiſode unterbrochen würde. Burg-

dorfs besonnene, treue Verfolgung des angefangenen Werks verdiente wohl, daß sich Werner und seine Töchter die lange Entbehrung des Lieblings gefallen ließen; Augusts Briefe, und die Zeugnisse aller, die ihn im Auslande sahen, verhießen das erfreulichste Gelingen.

August bereiste Frankreich, Holland und England; zum Hauptzweck hatte ihm Burgdorf die Erwerbung von Fabrik- und Handelskenntnissen angewiesen: dieses Fach stand in seinem Vaterlande unter seiner Aufsicht, und in seinem Plane lag, daß ihm August einst, mit gründlicheren Kenntnissen, als er zu erwerben Gelegenheit gehabt hatte, beistehen, und dann nachfolgen sollte. Seine Briefe schrieben dem Pflegsohn nie Beschränkung seiner Ausgaben, stets aber ernste Rücksicht auf ihren Zweck vor; die charakteristischen Ermahnungen gegen Ehrgeiz, Sucht nach Glanz und Zerstreuungen, die sie öfters enthielten, konnten Augusts Stolz nicht kränken, da er die Gemüthsstimmung seines Wohlthäters kannte, und mehr als einmal, wenn Jugend und Gelegenheit ihn auf den Punkt führten, sich Reue zu bereiten, riefen ihn Burgdorfs herzliche Lehren zurück.

So war denn August, als er nach sechsjähriger Entfernung den väterlichen Heerd wieder begrüßte, wirklich und in der That ein junger Mann, in voller ausgebildeter Kraft des Leibes und der Seele, weder allzting noch leichtsinnig, weder zuversichtlich noch scheu, ein gesunder, schöner, von allen Elementen wohl gepflegter Stamm. Von diesem Zeitpunkt werden einige Bruchstücke aus einem Briefwechsel, den er mit einem Freunde in der Schweiz unterhielt, den treuesten Bericht geben.

„Heute schreibe ich dir zum erstenmal aus meinem väterlichen Hause — du weißt, ob es mir theuer war, ob seine Beschränktheit mir heilig, meine Armuth mir lieb war, ob ich mich nach dieser Rückkehr sehnte — — Es ist etwas Schreckliches um .... sechs Jahre — sechs Jahre Abwesenheit! Wir nehmen Abschied, gehen vorwärts, kehren wieder, und weil wir nicht Eines Weges giengen mit den Unsrigen, meinen wir, sie stünden noch da, wo wir sie mit nassen Augen verließen.

„Ich bin ſchon mehrere Wochen hier, und ſchreibe dir erſt heute. Es lag ſchmerzlich ſchwer auf mir, daß ich dir früher ſchreiben mußte; aber das Herz war zu voll! — Nun werde ich verworren, weitläuftig, weiblich ſeyn — Mag es doch! Es geſchah ja ſchon eher, daß wir uns mit einander vernünftig faſelten. Zergliedre ich den Schmerz, der mich brennt, ſo lerne ich vielleicht den Fleck kennen, wo die Heilung anzubringen iſt.

„Erſchrick indeſſen nicht. Ich habe ſie alle wiedergefunden, die ich liebte; ſie haben alle mich eben ſo liebend empfangen, als warm und zärtlich ich zu ihnen eilte. Das iſt es nicht — Gott, nein! So viel Liebe!

„Lieber will ich dir erzählen. Ich richtete es ſo ein, daß ich Abends ankam; ich wünſchte ſie alle im Garten zu treffen. Mir war vor dem kleinen Hauſe bange, in welchem ich erſt eins nach dem andern würde aufſuchen müſſen — ich fürchte, mir war bange vor den dunkeln Fenſtern, vor dem großen Tiſch in der Mitte des Zimmers, der zwiſchen mir und meinem alten Vater im Wege ſtehen könnte.

„Ich ſtieg aus dem Wagen, und gieng um das Thor. Es war die alte Gartenthüre nicht mehr, eine neue, weiße, zwiſchen den beiden alten braunen Pfoſten — die vorige wäre mir idyllischer geweſen; ich bemerkte die neue kaum, aber nicht freudig; ich eilte den Gang hinauf — — O die Thränen des Wiedererſehens die meine Schweſtern weinten, waren nicht blos Freudenthränen! Der erſte Anblick wohl, der war Entzücken — aber Schmerz war es, was zunächſt ausbrach, dann lagerte ſich ein Ernſt zwiſchen uns, und endlich fremde Stille, aus welcher die Liebe nur mit wehmüthigem Angeſicht hervorblickte. Soll ich dir's erklären? Ach Rudolph, ich war in den ſechs Jahren vom Jüngling zum Manne geworden, und meine Schweſtern ..... verblühten!

„Laß mir Zeit, mich von ſo vielen Eindrücken zu erholen, ſo vieler Veränderungen gewöhnt zu werden. Ich wußte vorher, was man mit mir vorhatte, daß Herr Burgdorf Willens war, ſogleich nach meiner Rückkehr mich in öffentlichen Geſchäften einzuführen, und mir es dann zu überlaſſen, wie ich meinen Weg weiter machte. Ich fühlte, daß es ſo recht war, ich erkannte ſeine Ab-

sprüche auf meinen Dank, und wie ich mich anschickte, zu ihm zu gehen, mich ihm als sein Werk vorzustellen, war zuverläßig kein widriges Gefühl in meinem Herzen. Aber was ist das für ein Mann? Ich kannte ihn doch von Kindheit an, sonderbar, daß er mir sonst nie so grell auffiel — Er war auf dem Lande gewesen, auf seiner Farbrik, und kam eben erst wieder nach Hause; meine Rückkehr war ihm noch unbekannt. Wie soll ich die seltne Gestalt, den Wechsel, den Streit von Empfindungen in seinen gespannten herdenden Zügen beschreiben? Mein Vater trat vor mir herein — mit seinem frühen Greisenhaupte, mit dem Blicke sanfter, frommer Ergebung! Noch schwebte auf seinen Zügen das Dankgebet — mein Vater ist mit mir zufrieden, Rudolph, er ist stolz auf mich: ich muß sehr brav werden, daß der alte Mann sich nicht vergebens gefreut habe — Er trat vor mir herein; Burgdorf schien niemanden erwartet zu haben, er erschrack. Doch wie ihm mein Vater die Hand reichte, und auf mich wies, da stieg Erkennen, dann Freude, sichtbar in seiner Seele auf — eine seltsame, heftige, unerfreuliche Freude. Werner! rief er mit Thränen — das

iſt dein Auguſt! den bildete ich dir — Sieh, und wenn dir alles genommen, wenn dein ganzes Glück zerſtört worden wäre, in dieſem Jüngling erſetzte ich dir alles — nicht wahr, Werner, nicht wahr? — — Und er hielt meines Vaters Hände, ſo gewaltſam, als wollte er die Antwort ſchnell herauszwingen. Sanft ſagte mein guter Vater: lieber Freund, das Glück des Reichthums kannte ich ja nie, aber da du meinen Sohn erzogeſt, erſparteſt du mir das Drückendſte, was die Armuth für mich hätte haben können, und dafür ſegne dich Gott! Er iſt jetzt ein Mann, und kann Ehre und Brod finden überall —

„Indeſſen ſchweifte Burgdorfs Blick finſter umher. Er brachte die Rede ſchnell auf meine künftige Laufbahn; mit trockener Härte erklärte er, daß er mir jetzt ſo viel ausſetze, als ein Sekretair bei der Regierung habe; wenn ich in eine wirkliche Beſoldung einträte, würde das wegfallen — Mit plötzlichem Uebergang ſetzte er bewegt hinzu: Ich will dein Glück, Auguſt! — Könnte ich es auf andre Art machen — könnte Geld es machen — Auguſt, lerne den Reichthum verachten! Mich dich frei von Bedürfniſſen, ſo lie Ehre nur was

ſo werth iſt — Vielleicht hätte ich dich laſſen ſollen, wie du warſt! Als ein redlicher Handwerker, als ein Taglöhner hätteſt du ..... O mein Kind, halte deine Seele rein!

„Der Mann umfaßte mich, er zitterte, er ſprach mit einer Anſtrengung, er ſchwieg mit einer Bangigkeit — Ich bereite ihn nicht! Alle Welt geſteht ihm die ſtrengſte Redlichkeit zu. Gegen Einen, der ſich über ſeine Härte beklagt, ſegnen Zehn ihn als ihren Wohlthäter. Seinen immer zunehmenden Reichthum genießt er nicht. Er iſt prächtig meublirt, und ſieht in der Regel nie Geſellſchaft; giebt er einmal ein Feſt, ſo übertrifft es alles, was man in der Art hier kennt, dann aber iſt es Monate lang ſo ſtill und einſam bei ihm, wie in einer Kartauſe. Deſpotiſche Härte begleitet ſeine Verhältniſſe gegen alle, denen er Gutes thut. Er unterſtützt nur bis zu einem gewiſſen Punkt, über den er nie hinausgeht. Man könnte ſeine Konſequenz bewundern, aber kleiniſche Pedanterei oder aufwallende Heftigkeit verderben ſie. Trägt die Frau eines ſeiner Arbeiter ein Kleidungsſtück, das ſie einigermaßen in ihrem Stande auszeichnet, ſo verfolgt ihren Mann ſein

Mißtrauen, seinen Unwillen. Zuweilen auch redet er solchen Leuten rührend eindringlich zu, sich nicht zum Uebermuth verleiten zu lassen. Es geschah schon, daß Eltern aus dieser Klasse, im Vertrauen auf seine bekannte Wohlthätigkeit, seinen Beistand suchten, um ihre Söhne studiren zu lassen; er wieß sie aber stets zornig zurück, und machte sich's zur größten Angelegenheit, ihr Vorhaben zu hintertreiben. Er hat Menschen, die in Gefahr standen, wegen Kassendefekte in Verantwortung zu kommen, herausgerissen, gerettet; er hat andre im nämlichen Falle unerbittlich der ganzen Strenge ihres Schicksals überlassen: jene, schien es, weil Unglück oder dringendes Bedürfniß, diese, weil Eitelkeit sie verleitete. Freudige Aufopferung, den selig ruhigen Genuß, beglückt zu haben, kennt er nicht; er gleicht einem, der ein Bußgelübde erfüllt —

„Gut! da habe ich mich kühl geschrieben. Der Mann erkältet mir immer das innerste Herz — Jetzt wieder zu meinen Schwestern!

„Adelheit, die mir Mutter war — vor sechs Jahren ein schönes reizendes Mädchen —

sie ist das Bild des ernsten Grames! Was fehlt ihr? Was bleichte ihre Wangen, ihre Lippen? Was zerstörte und bildete doch zugleich dieses feine weibliche Wesen?

„Einige Tage nach meiner Ankunft las ich an einem Abend in unserm Familienzirkel Grays Kirchhofs-Elegie in der deutschen Uebersetzung. Ach, es war so ein Kunststück, um die alten Zeiten wieder hervorzurufen! — Die beiden jüngsten Schwestern saßen ruhig an ihren Spinnrädern, und meinten eben nur: August hätte sollen ein Pfarrer werden, er hat so eine prächtige Stimme — Charlotte, die unglücklich verheirathet ist, und eben zwei Kinder verloren hat, war vernichtet in Schmerz; jede Zeile traf ihr wundes Herz, das, in der Wirklichkeit jedes schönen Gefühls entwöhnt, hungrig in einer Welt der Fantasie herumschweift; konvulsivisch schluchzte sie bei der Stelle, wo die Kinder des Landmanns,

Stillauschend, wenn er kommt, sich ihm entgegendrängen,
Und sich um seinen Kuß beneidend, an ihm hängen.

Nanny, meine ehemalige Spielgenossinn, als

ich ſie verließ, ein ſechszehnjähriges blühendes re, ſches Mädchen — verändert möchte ich ſie nicht eben nennen, aber ungrazi'ös, rauh erſcheint jetzt an ihr, was ſie damals dem Bruder mehr näherte. Sie kann oft mein ganzes Gefühl verletzen. Sie deklamirte mir nach, ohne Empfindung, mit einem kalten, widerſinnigen Pathos — Lies das noch einmal! ſagte weiterhin mein alter Vater, und hatte ſein graues Haupt entblößt, als betete er:

Zufrieden wallten ſie auf ihren ſtillen Wegen,

wiederholte er mit aufgehobenen naſſen Augen — O meine Kinder, ſeyd zufrieden an der Stelle, wo Ihr euch befindet! Ihr macht mich froh, Ihr liebt euch unter einander — niemand haßt uns, mancher ſegnet euch, dem Ihr trotz in eurer Armuth beiſtandet — Mein Auguſt, es kann mich zuweilen ängſtigen, daß du höher hinauf ſtrebſt, daß du dein Glück machen ſollſt — daß dein Lebensthal dem Geräuſch nicht mehr entlegen ſeyn ſoll — — Aber kalt und ſtill hörte Adelheit zu. Ich wußte nicht, was ich aus ihr machen ſollte. Sie ſchien mir unantheilnehmend, abgeſon-

dert; dabei hatte sie ein paarmal Fragen an mich gethan, die mir auffallend waren, die weit mehr Unterricht verriethen, als ich bei ihr voraussetzte. Denselben Abend hatte ich ein besonderes Gespräch mit ihr. Ich fragte sie wegen unsrer Charlotte. Sie hat einen Geistlichen geheirathet — Guter Gott! um des lieben Brodes willen — da war kein Zwang, auch keine Ueberredung, aber es machte sich so, es konnte nicht wohl anders seyn: die gute Versorgung lag zu klar am Tage — und nun! — Mein Schwager ist ein elender Mensch, ein frömmelnder Satyr, ein Thier, das Beten gelernt hat, abgerichtet zum heiligsten Amte, selbst zum rechten Heuchler lange nicht gut genug. Mit leisem Matronen-Ernste berührte Adelheit gegen den jüngeren, unverheiratheten Bruder das bodenlose, aber leider wohl nicht beispiellose Unglück dieser Ehe. Sie machte mich schaudern, zugleich aber staunte ich über den reifen, männlichen Geist, der aus ihr sprach. Ich konnte mich nicht erwehren, sie zu fragen: Adelheit, wie schreitest du so mit der Zeit fort? Wir überlegen, wie ich dich verließ, finde ich dich auch wieder — woher nahmst du das, bei diesen Umgebungen, du allein?

— — Sie wechselte die Farbe, und bezwang Thränen. Dir überlegen? wiederholte sie finster, und nach einigem Stillschweigen setzte sie kalt hinzu: Ja, ich kennte, glaube ich, ein starkes, muthiges, glückliches Geschöpf werden, hätte —

Hätt' Elend nicht ihr Haupt tief in den Staub gebückt,
Ihr Feuer ausgelöscht, und ihr Genie erstickt!

Also diese Worte hatten zu ihrem Herzen gesprochen! Warum aber? Was war das? Ich sah sie seitdem öfter allein, ich fand keinen Aufschluß — Meine arme Charlotte, ja; meine Nanny — ihre Geister wurden freilich so getödtet! Aber diese Adelheit? — Verblüht wie sie ist, und ernst, gleich der Betrachtung über die Vergänglichkeit der Jugendblüte, hat sie all' ihr Weibliches behalten, nur mehr fräulich, möchte ich sagen, als mädchenhaft. Ihre Liebkosungen, ihre Vertraulichkeit, haben etwas Liebenswürdiges. Ich möchte oft denken, sie hätte von der Liebe gelernt, liebenswürdig zu seyn — Doch wer hätte wohl meine Adelheit geliebt? Gute Schwester,

dein Fleiß, deine Armuth verurtheilten dich, einsam zu verblühen!

„Und Charlotte! Sie war, nach Adelheit, die reizendste von meinen Schwestern — Wenn ich den Menschen sehe, den heillosen Schwager, und das blasse Weib neben ihm mit ihren erschlafften Zügen, so überfällt mich oft ein Grimm! — Sie hatte etwas Einnehmendes, als ich sie verließ, mit einem kleinen Anstrich von Kultur und Empfindsamkeit, wie ihn einige Romänchen, einige von unsern wohlgemeinten Bildungsbüchern für das schöne Geschlecht ihr beibringen konnten. Sie wäre an der Hand eines wackern Mannes ein braves, thätiges, inniges Weib geworden. Nun ist ihr armes Herz ein öder schrecklicher Abgrund, das Leben für sie ein scheußlich empörendes Gerippe. Sie war sonst bis zur Schwärmerei fromm; jetzt wird die Religion ihr verhaßt, die ihr Quäler bekennt und lehrt, und dennoch zieht es ihr freudeloses Gemüth unabläßig an, einen Trost jenseits zu suchen. Ihre Pflichtbegriffe und das Bedürfniß ihres Herzens bringen sie oft auf den Gedanken, den Mann lieben zu wollen, den sie als Gatten verabscheuen, als Menschen verachten muß. So

entſteht eine Ungleichheit, eine Schwäche in ihrem Betragen, die ſie noch mehr in des Elenden Gewalt giebt. So tragen die ſanfteren, ſchöneren Züge ihres Charakters nur bei, ſie mehr zu verſtimmen, ſie verkehrter zu machen. Und ihr Kummer, ſagt Adelheit, wenn Grab und Tod, und Zweifel über Beides, ihre Seele beſchäftigen, iſt noch ihre wohlthätigere Exiſtenz; dann leidet ſie doch! Am ſchrecklichſten iſt ihr Zuſtand, wenn ſie ſtumpf und gleichgültig dahin lebt —

„Adelheit hat mich gebeten, Charlotten nicht in ihres Mannes Gegenwart zu umarmen. Die brüderliche Liebkoſung bringt den Kloak in Aufregung. O laß mich ſchweigen! Er iſt einer von unſern beliebten Geiſtlichen, die alten Weiber beiderlei Geſchlechts drängen ſich zu ihm. Jetzt fängt er an, mit einigen der hieſigen pietiſtiſchen Zirkel in Konnexionen zu gerathen: Adelheit findet, daß er ſeitdem noch gieriger an der Mittagstafel ſitzt . . . . . Gott Lob, daß Charlottens Kinder nicht leben blieben! Adelheit verſichert, ſie wären ſehr liebenswürdig, ſie wären lauter Geiſt und Leben geweſen. Ich kann es nicht glauben,

ich kann es nicht begreifen — Gott Lob, daß sie nicht leben blieben!

„Ich werde nächste Woche angestellt, seit vierzehn Tagen versehe ich schon die Gesträte. Mein Gehalt wird sehr gering seyn, doch wird er in meiner Adelheit wirthschaftlichen Händen eben langen, damit ich im Hause nicht zur Last bin. Ich lasse ihr alles, sie soll es eintheilen: für mich brauche ich so bald nichts; Kleidung, Wäsche habe ich. Bedenkest du aber auch, sagte sie, als ich ihr den Vorschlag machte, wie abhängig du dich machst? — Ich suchte sie zu beruhigen. Sie fuhr dennoch fort: zu kühn setzest du dir Schranken, die dich einmal drücken können. Du bist jung .... du bist sehr liebenswürdig, setzte sie erröthend hinzu — warum erröthete die ältere Schwester? — jetzt gehörst du noch uns allein zu, dein liebendes Herz fesselt sich leicht an unsre Einfalt. Wenn du aber ..... ich gestehe dir, daß deine Kälte mich schon wunderte — wenn du einst liebtest, wenn du heirathen wolltest — unsre kleine Wirthschaft wäre an die Zubuße gewöhnt.

„Es lag ein eigenes Interesse in dieser ökonomischen Vorstellung. Ich hielt sie umfaßt, ich küßte ihre Klugheit hinweg von ihrem Munde, der wirk-

lich noch schön ist. Sie entzog sich mir sanft. Bald nachher hatte sie sehr verweinte Augen; sie war sehr finster den ganzen Tag, und mehrere folgende. Die Schwestern sagen, sie weine oft, sie werde sehr mager, der Arzt besorge ein zehrendes Uebel — Gute Adelheit! Sähe dich — hätte dich einst ein andrer Mann mit deines Bruders Augen gesehen, du wärest ein geliebtes, glückliches Weib!"

„Ich unterlag schon dem Durst meiner jugendlichen Sinne, aber ich lernte auch, sie zu besiegen, mein Stolz gewöhnte mich an strenge Sitten — Ich brauche keinen meiner Gänge zu verbergen, weder den frommen Begriffen meines Vaters, noch der Sittsamkeit meiner Schwestern. — Nun trete ich in ein Amt, ich zähle mit unter meinen Mitbürgern, ich erhalte Zutritt in diesem, in jenem Hause. Da sehe ich mich auf dem Wege, ein Weib nehmen zu können, und jedes Mädchen erscheint mir im Lichte dieser Möglichkeit. Ist es aber meine Schuld, daß dieses Licht keiner günstig ist? Ja, wenn eine Adelheit darunter wäre, eine jüngere Adelheit. — Nun, so viel älter als ich ist sie doch auch nicht! Ein sonderbares Geschöpf — Sie war gleich nach dem Abendessen von uns gegangen, weil sie Kopf-

weh hatte. Wir blieben noch beisammen. Nanny verwundete sich bei einem Hausgeschäft den Arm. Indem ich den Schaden untersuchte, bat mich eine von den Schwestern, zu Adelheit zu springen, die Schußwasser im Verschluß hätte. Wir sind sehr sittlich, sehr schamhaft von ihr erzogen. Seit der Mutter Tode ließ sie mich bei der Schwestern An- und Auskleiden nie gegenwärtig seyn. Sie sah ich nur als Kranke zu Bett — Jetzt hatte sie sich schon niedergelegt. War sie sonst auch so sorgsam in ihrer Kleidung, in ihren Umgebungen? Das Kämmerchen so duftend, so blendend rein wie das Bett, das große, schöne, ernste Auge von einer Haube beschattet. — Sie erschrack; sie zeigte mir den Ort, wo das Wasser zu finden wäre. Ich wollte schnell fort, und doch blieb ich, indem ich ihre Hand zur guten Nacht nahm, bei ihr stehen, bis sie sanft sagte: Nanny braucht es ja — Tiefsinnig, wie mir schien, und hoch erröthend sah sie mir nach. Das schöne, blasse Gesicht ist so rührend, erröthend wird es so viel jünger —

„Ich könnte allerlei moralisiren, — Gute Nacht!"

August verſtand ſich ſelbſt ſo wenig wie ſeine Schweſter. Er hatte am gaſtlichen Heerde ſeiner Schweizer Freunde in jugendlicher Unſchuld mit manchem blühenden Mädchen getändelt; er war von reizenden Franzöſinnen ausgelacht, angezogen, gebildet — und wieder ausgelacht worden; er hatte die ſchönen Engländerinnen bewundert, und über die Form ihres Mundes, über ihre Perlenzähne, ihre kalte Gleichgültigkeit vergeſſen. Die Freiheit eines ſittlichen Gemüths war das Element, in welchem er mit dem weiblichen Geſchlecht in Verührung kam. Jetzt fand er ſich in dem engen Kreis eines untergeordneten Amtes und einer ſehr mittelmäßigen Reſidenz, unter Weiber gebannt, die ihn weder an die Unſchuld, noch an die Grazie, noch an die Majeſtät mahnen konnten, die er ſonſt gekannt hatte. Ihre äußere Ausbildung beſtand in der geiſtloſen Nachäffung veralterter Moden, ihre innere in Leihbibliotheken-Lektüre; jene nahm ihnen die Einfachheit, um derentwillen auch Unart verziehen wird, dieſe öffnete einer Verderbniß die Thüre; denn bei beſchränkten Begriffen und Gewohnheiten wirkt dergleichen Leſerei mehr auf die Sinne als auf die Fantaſie. Dieſen Mädchen nun,

die ihm unerträglich waren, erſchien er als des reichen Burgdorfs Schützling, der ſich früh oder ſpät zum Freier qualifizieren konnte. Er fühlte das wohl ſelbſt, ſeinem Herzen fehlte es dennoch an Beſchäftigung: ſo war er denn ſehr geſtimmt, die Vorzüge einer Schweſter zu bemerken.

Adelheit, ſagte er, von einem großen Gaſtmal bei einem ſeiner Vorgeſetzten zurückkommend — wenn ich je mit gutem Gewiſſen auf meine eigne Hand haushalten kann, ſo ziehſt du zu mir, und ich heirathe nie! Dieſe Geſchöpfe ſind ja dazu gemacht, einen edeldenkenden jungen Menſchen zum Hageſtolz zu machen! Ich verſichere dich, wäre ich mit einer Pariſer Strumpfſtickerinn ſo zuſammen geweſen, wie heute mit den Demoiſellen, ſie hätte mich einen Mal-apperis geſcholten — die ſchönen Kinder fanden mich allerliebſt! — — Du biſt ſehr eitel, Auguſt. Was verlangſt du denn von einem Mädchen? — — Was ich verlange? Liebſte Adelheit — was du leiſteſt! Bildung des Geiſtes genug, um mit Theilnahme zuzuhören, oder mit Verſtand zu fragen; weiches Gefühl genug, um an einer Sache nicht das albern Lächerliche vor dem Traurigen zu finden; feine Sitten genug, um Un-

gezwungenheit von Vertraulichkeit zu unterſcheiden — das lernteſt du, ohne darum dein mühſeliges Tagwerk zu verſäumen — Ja, Adelheit! dieſes Erröthen, wenn dein Bruder dich umfaßt — Zeige mir ein Mädchen wie du biſt; meine Liebe würde ſie bald zu dem Weſen bilden, das mein ganzes Glück begründen könnte. —

Adelheit machte ſich lebhaft von ihm los. Sie ſuchte ſich zu faſſen. Du kennſt ja deine Mitbürgerinnen noch nicht alle, ſagte ſie. — Ich weiß eine — die dir aber nicht gefallen dürfte — — Wer iſt die? Sah ich ſie? — — Nein, es iſt Agathe Burgdorf. Sie kommt dieſe Woche zurück, ihr Vater muß eine beſondere Urſache dazu haben: ſie hatte den ganzen Winter bei der Tante bleiben ſollen — — Nun? Und dieſe Agathe wäre alſo von einem andern Schlage, als die übrigen hieſigen Mädchen? — — Ja wahrlich, das iſt ſie — — Du ſprichſt ſehr zuverſichtlich. Kennet Ihr euch denn? Das war ja ſonſt nicht — — Nein; ich weiß aber, daß ſie ſich ſehr auszeichnet — ich bitte dich im Voraus, ſchütze dein Herz. Was Burgdorf mit ihr vorhat, iſt nicht bekannt. Aber er ſchlug ſie ſchon zwei ſtattlichen Freiern ab; man ſagt voraus, er

hatte auf eine vornehme Partie, und die wird wohl auch nicht fehlen — reich, schön, jung . . . . .

Adelheit ſchwieg. Auguſt lag in ihrem Geſicht einen trüben Ausdruck auf die Verſchiedenheit zwiſchen Agathens und ihrem Looſe. Reich, ſchön und jung, ſagte er — und ſehr wahrſcheinlich nicht glücklich, wenn der Vater ſie ſeiner Eitelkeit opfert — — So wie ich ſie kenne, verdiente ſie meines Auguſts Herz — aber hüte dich! — Viehl wäre es mir ſüß, mit dir zu leben, aber das kann ich ja auch, wenn du heirathſt. Eine alte Tante iſt ein gar guter Hausrath: ich putze deine junge Frau, ſchneide den Vätern vor, wickle die Kinder —

Adelheit unterbrach den halbgezwungenen Scherz. Auguſt brannte vor Neugier, Agathen zu ſehen, verſprach aber, auf ſeiner Hut zu ſeyn.

Einige Tage darauf mußte Auguſt in Geſchäften zu Burgdorf gehen. Um die Mittagszeit bekamen die Geladen Botſchaft, er würde dort ſpeiſen; zugleich erfuhren ſie, daß Agathe zurückgekommen wäre. Er kam ſpät nach Hauſe. Die Schweſtern, Adelheit ausgenommen, ſtürmten mit Fragen auf ihn ein: wie ihm Agathe gefallen? Er antwortete nur kurz und unbeſtim-

tend, aber zu Adelheit schien sein Händedruck, sein flammender Blick zu sagen: du siehst, was ich empfinde! — Sie fragte den ganzen Abend nichts, die folgenden Tage eben so wenig. August ging ungewöhnlich oft zu Burgdorf, er ließ seine Violine hintragen. In Hause war er gespannt in seinem Wesen, er arbeitete angestrengt, er sprach mit kalter Festigkeit von seinem Willen, hoch zu steigen durch Verdienst. Sein Betragen gegen Adelheit war zärtlicher als je, aber mehr heftig als weich.

Mit ängstlicher Besorgniß hatte sie indessen auf den Augenblick gewartet, wo er sich ihr entdecken möchte. Er traf sie einmal allein im Hause, alle übrigen waren im Garten. Emsig, wie zu einem förmlichen Gespräch, setzte er sich neben sie; „Endlich kann ich mit . . . . . sicherm Herzen mit dir reden. Agathe ist noch unendlich liebenswürdiger, als du es weißt. Aber sie liebt, und ist dem Manne bestimmt, den sie liebt. Mein Herz ist also gesichert. Höre meine Liebes- und Leidensgeschichte. — Du erinnerst dich des Morgens, wo ich dem alten Burgdorf die Akten zu bringen hatte. Er war ausgegangen, ich mußte auf ihn warten — da strich eine weibliche Gestalt

ein Paarmal durch das Zimmer. Das zweitemal ſchien ſie beſchämt, den unbekannten Mann noch da zu treffen. Sie ſchien mit Auspacken und Einordnen beſchäftigt, ſie trug Sachen in ein anſtoßendes Kabinett — Ja wohl iſt ſie anders als die übrigen Mädchen. Es iſt eine edle, holde Geſtalt — — Nicht wahr? unterbrach ihn Adelheit — die Grazie in der Haltung des Kopfes, die Stimme? — — Sie mußte indeſſen gefragt haben, wer ich wäre; ſie trat wieder in das Zimmer, und ſagte mit der reitzendſten Verwirrung, mit dem bezaubernden Anſtand: ſie habe eben erſt erfahren, daß ich der junge Freund ihres guten Vaters ſey. Sie ſprach im verbindlichſten Tonfall. Wir ſaßen lebhaft plaudernd beiſammen, als ihr Vater nach Hauſe kam — Gott! wie ſonderbar ſtellet Vaterliebe, Vaterfreude, den ruheliebenden Mann! Er war entzückt — entzückt, daß ich ..... endlich wie ein achtzehnjähriger Knabe empfinden ſchien, was er bewunderte. Er wollte haben, ſie ſollte engliſch ſprechen. Sie war verlegen über die väterliche Eitelkeit, ſie entſchuldigte ſich lachend, ſie wüßte nichts zu ſagen — Nun, du mußt dich doch nicht ſchämen — vor deinem

Bruder? Iſt Er denn nicht mein braver Sohn? wie? — rief der Alte, ganz auſſer ſeinem Charakter, indem er mich auf die Schultern klopfte, und ſich erwartungsvoll die Hände rieb — Wohl denn, mein guter Bruder durch Adoption, ſagte Agathe mir hedem Erröthen auf engliſch — wenn ich etwas ſprechen ſoll, das mein Vater nicht verſteht, ſo laſſen Sie mich Ihnen ſagen, wie ſehr es mich freut, ihm einen ſo würdigen Sohn zu finden — — Ich antwortete, er horchte voll Freude; er wußte nicht, welchen Zauber er .... nicht uns, nur mir in das Herz warf, durch dieſes Mittel, von andern unverſtanden zu ſprechen — — — — du wirſt nicht wollen, Adelheit, daß ich dir alle die Täuſchungen beſchreibe, durch welche ich mich überredete, es wäre nicht Liebe, was ich für Agathen empfand. Aber es war Liebe! Was wir in der erſten Jugend kennen, das iſt nur Sinnenburſt und Schäferlaune. Agathe hat mir meine Würde als Mann theuer gemacht. Zu ihren Füſſen habe ich empfunden, daß ich ihr Herr zu ſeyn verdiente." —

„Auguſt! unterbrach ihn Adelheit erſchrokken — das nennſt du, deines Herzens ſicher ſeyn?" —

Die Ergießungen des Bruders, die Besorgniß der Schwester, möchten uns die Sache doch nicht hinlänglich erklären. Agathe war wirklich der Gefühle werth, die sie in Augusts Busen erregt hatte. Der Ton ihrer Zeit und ihre von allen wirklichen Sorgen freie Lage hatten ihr einen romanhaften Schwung gegeben. Es giebt Menschen, die mit der Anlage geboren werden, jede Tugend als Beispiel, jedes Unrecht nur als Warnung kennen zu lernen. Zu dieser Anlage kam bei Agathen, durch ihrer Mutter frühen Tod, eine Bestimmtheit und Freiheit in ihrer Handlungsweise, die sie der Gewohnheit, den ersten Platz im Hause einzunehmen, verdankte. Aus der größern Stadt, in welcher sie sich länger als ein Jahr aufgehalten hatte, brachte sie jetzt einen Anstrich von feinem Tone, gesellschaftliche Achtsamkeit, Gewandtheit im Gespräch — zugleich aber ein beunruhigtes, verwundetes Herz zurück.

Unter den vielen Bewunderern, welche selbst in dem glänzenden L. der Ahnen, liebenswürdigen Erbin einiger Tonnen Goldes nicht fehlen konnten, ward Graf Karl bei einer interessanten Gelegenheit zuerst von Agathen bemerkt. Er

begleitete einen allgemein beliebten Jüngling zu Grabe, der sein Freund gewesen war, den ein früher Tod aus dem Schooße des Glücks und der Ehre riß. Wer ist, fragte sie, diese lange Gestalt, das blasse Gesicht von so tiefem und ernstem Schmerz durchdrungen, die großen Augen so kalt verzweifelnd? Ein Verwandter ist es nicht, er trägt keine Pleureusen — Im nächsten Konzert zeigte sich die lange Gestalt wieder Agathens Blicken! Sie durchlief, mit einem Ausdruck in den großen Augen, der zu beweisen schien, daß jene Gefühle am Grabe des Freundes noch nicht verklungen, die Gesellschaft, und verschwand. Eine Zeit lang war Graf Karl nirgends mehr zu sehen, und Agathe wußte es ihm Dank, als Treue gegen den Todten. Als er ihr endlich in einer Gesellschaft vorgestellt wurde — daß sie erröthete, bemerkte er nicht — sagte die Tante am nemlichen Abend: Man thut den Augen des jungen Mannes Unrecht, man sagt, sie hätten keinen Ausdruck, und heute wenigstens, als er mit ihr sprach, war das nicht der Fall: trotz der überlangen Wimpern, blitzten sie wie die Sonne im Wasserspiegel — — Agathe erröthete wieder;

die Augen, meinte sie lächelnd, wären so schön nicht, aber eine sanfte, männliche Stimme hätte er — Gute Agathe! So tief betrübt am Sarge des Freundes, so verweinte Augen, wenn er mit die spricht, eine sanfte männliche Stimme — Träume denn immer deinen ersten Traum der Liebe! Es ist die Blütezeit des Lebens. Einst kehrt dir auch die Erinnerung an diese Träume angenehm zurück, und lächelnd frischest du mit einer wehmüthigen Thräne die fast verblichenen Farben wieder auf. Und wo sollte denn auch poetische Liebe in dieser Welt noch zum Vorschein kommen, wenn es nicht in deinen Jahren, und besonders in deiner Lage wäre? Den einfacheren Verhältnissen des natürlichen Lebens gehört sie weniger an, als den verwickelten des gesellschaftlichen. Diese bieten ihr doch Kämpfe an, ihrer Energie würdig. Wo die Idyllen zu spielen pflegen, da kann sie am wenigsten zu Hause seyn. Entweder ist es da so warm und schattig und bequem, daß der Roman unter den grünen Bäumen im nämlichen Augenblick anfangen und enden muß, oder die Hütte ist zu nothdürftig, zu eng. Mächtig zeigt sich die Liebe, wo sie mit der Konvenienz

zuſammenſtößt, und nur da veredelt ſie ſich zur ſittlichen Leidenſchaft, weil die Umſtände, unter denen ſie entſteht, dem Genuß entgegenſtreiten. Nur an gebildeten Menſchen in der größeren Welt, bei denen eine Moralität, die Reſultat der Verderbniß iſt, die mächtigſten Kräfte der Liebe zu entwickeln vermag, ſind noch Züge der romantiſchen Ritterzeit denkbar. In den Verhältniſſen des ſtillbürgerlichen Lebens iſt Liebe vor der Ehe Freiwerberei, und nach der Ehe — das Brüten der Nachtigall, die nicht mehr ſingt, weil der Lenz entflieht.

Agathe war unbefangen und wahr genug, um bei ihrem erſten Geſpräch mit dem Grafen ihm zu ſagen, daß ſein Schmerz am Grabe ſeines Freundes ſie gerührt hatte; Graf Karl war unverdorben genug, um in dieſem Bekenntniß nur was darinn lag; lebhaftes Gefühl, zu finden. Doch verkürzte es beiden den Weg zur Anerkennung ihrer Liebe um vieles. Des Geſtändniſſes bedurfte es nicht. Wie er bei'm Spiele zum erſtenmal es wagte, unter dem Vorwand, daß verboten worden, ihre Hand zu berühren, wie da ihre Stimme in der Mitte eines Scherzes plötz-

lich stockte, da war schon alles gestanden: wie Agathens Stimme, stockte Karls Herz, und als die grämliche, eifrige Mitspielerinn fragend auf die ruhigen Hände blickte, sagte Graf Karl mit einer Stimme, die auf die Noten: Agathe, ich bete dich an! gesetzt war, zur alten Partnerinn: Carreau-Aß gehört Ihnen.

Agathe war nichts als glücklich, glücklich in dem neuen Leben, das sich durch ihr ganzes Wesen ergoß. Da gab es keinen gleichgültigen Augenblick mehr; Gram, Furcht, Eifersucht, Reue, Verdammung, gaben jedem seine Bedeutung, und die heftigen Gefühle milderte der Ausdruck des gesellschaftlichen Tons. An einen Fächer, den sie fallen ließ, an eine Blume, die sie an den Busen steckte, reihte sich eine ganze große Epoche von Freude und Leid. Kein Tumult der Sinne störte die sanften Wellen dieses Daseyns. Eine heiße Thräne war Agathens wollüstigste Empfindung.

Zu deutlicheren Vorstellungen von der Zukunft war in einer so ausgefüllten Zeit kein Platz gewesen. Agathe dachte keine Zukunft, als Morgen, und sie wußte, daß Morgen schon seyn würde. Endlich kam der Augenblick, wo ihr Vater sie

zurückverlangte. Mit der Festigkeit, welche jugendliches Selbstvertrauen giebt, erklärte sich der Graf gegen die Geliebte. Erst in drei Jahren erreichte er das Alter, das ihn berechtigen konnte, um ihre Hand zu bitten. Sein Lebensplan, nach Ablauf dieser Zeit, war entworfen. Einem Vormunde, gegen den nur seine Minderjährigkeit ihm Pflichten auferlegte, seine schönsten Hoffnungen früher offenbaren — wie überflüssig war das?

Zart und edel war alles, was er sagte, alles was er verschwieg. Agathens Herz floß von Liebe und Bewunderung über. Die wenigen näheren Erörterungen konnten, von Beobachtern umgeben, wie sie es waren, nicht vollständig genug seyn, um über die eigentlichen Umstände, die hier walten möchten, viel Licht zu verbreiten. Genug, der Bund war geschlossen, ein Leben der Liebe gegenseitig zugesagt, und die heiterste, wonnevollste Zuversicht begleitete Agathen auf ihrer Rückreise in ihre Vaterstadt.

Die Lage ihres Herzens erklärt die Sicherheit, mit welcher sie Augusten empfieng, und sich dem Umgang mit ihm überließ. Unerfahren und von einem ausschließlichen Interesse eingenom-

men, beachtete sie den Eindruck, den sie auf ihn machte, sehr wenig. Uebrigens sah sie in ihm den Pflegesohn ihres Vaters, einen vom Glücke sehr väterlich behandelten jungen Mann; unbewußt wirkte in ihrem Gemüth eine Ahnung von dem Abstand, den ihr künftiges Schicksal zwischen ihm und ihr stiften würde. Verwundert zu werden, war ihr nichts Neues. So entstand ein Betragen, das ein anmaßlicher Weiberkenner für selbstsüchtige, herzlose Härte erklärt haben würde. August wurde das Opfer davon. Sein Stolz verbot ihm jeden Anspruch auf die Tochter seines Wohlthäters, aber es währte nicht lange, so verfluchte er die Verhältnisse, die es ihm zur Pflicht machten, seiner Liebe zu entsagen.

Nach einiger Zeit fand er Agathen meistens zerstreut und traurig, und durch die natürlichste Wirkung in einem offenen, arglosen, weiblichen Gemüth, war sie zugleich gütiger und vertrauender gegen ihn. Mit einer Empfindung, die er mit aller Anstrengung seines männlichen Muths bezwingen mußte, damit sie nicht zu einem Bewußtseyn von Hoffnung würde, vernahm er endlich die ersten Worte von dem Geständniß ihres

Kummers. Das ſchrecklichſte Licht gieng ihm auf, als ſie hinzuſetzte: das Glück meines Lebens iſt auf dem Spiel!

Der Graf hatte ihr geſchrieben, daß ſein Vormund, der ihre Verbindung zu ahnen ſchiene, ihm eine Heirath vorgeſchlagen, und als er dieſe abgelehnt, von ihm verlangt hätte, er ſolle eine Zeitlang auf Reiſen gehen; der müßige Aufenthalt in der Reſidenz wäre ihm ſeit der Trennung von ihr ohnehin unerträglich; ehe er ſich aber noch weiter von ihr entfernte, müßte er ſeine Zukunft feſter ſichern; er würde alſo, ehe er Deutſchland verließe, ſelbſt kommen, und ihren Vater um die Zuſage ihrer Hand bitten.

Ueber alles, was blos Karln und ſie betraf, beruhigte ſie die Liebe. Zwar hatte ſchon manches in dem leichtgeknüpften Verhältniß ihren Stolz leiſe gemahnt, und für dieſen war es eine neue empfindliche Kränkung, daß ihr Geliebter ſie gleichſam verleugnen mußte, daß er es nicht wagen durfte, ſie der vornehmen Nebenbuhlerinn entgegenzuſtellen, daß er die weite Entfernung, das gefährliche Umherſchweifen, ſo entſchieden vorzog. Dagegen bürgte ihr freilich der Verſatz des

Grafen, durch ihres Vaters Ansehen das Bündniß zu heiligen, für die Treue und Wahrheit seiner Liebe: was bürgte ihr aber für den Gesichtspunkt, aus welchem ihr Vater die Sache betrachten würde? Er, der sich bei jeder Gelegenheit mit Härte gegen das Streben niedrigerer Stände nach Vermischung mit höheren erklärte? Mochte auch sonst seine Handlungsweise mit solchen Aeußerungen in Widerspruch stehen, mochte er auch für seine Person nach Ehre und Würden zu geitzen scheinen, er hatte dennoch schon zweimal, vor ihrer Reise nach der Residenz, Männer von Vermögen und Ansehen, die sich um ihre Hand bewarben, abgewiesen; er hatte damals zu ihr gesagt: Agathe, Reichthum und Ehrgeiz tödten die Redlichkeit, das Menschengefühl! Mit deinem Gelde möchte man Geld und Ehre erwuchern — Glaube mir, meine Tochter, ich war nie glücklich, als zu der Zeit, wo ich nicht wußte, wie ich das Holz zu dem nächsten Winter bestreiten würde — Nur durch dich kann ich einst vielleicht die Ruhe wieder erhalten, die dieses elende Geld mir nahm. Erhalte dein Herz frei, meine Agathe! du brächtest mich um die Frucht eines elenden, in Angst

verlebten Lebens, wenn du ohne meinen Willen wähltest — das Wohl meiner Seele hängt von deiner Wahl ab!

Ihr Herz war damals zu unbefangen, um von dem Schrecklichen, das in diesen Worten zu liegen schien, einen tiefen Eindruck zu behalten. Jetzt aber drangen sie sich ihrer Erinnerung wieder auf, und scheuchten das offene Vertrauen zurück, zu welchem ihres Vaters unzusammenhängendes, räthselvolles Wesen sie ohnehin in einem so kitzlichen Falle nicht aufmuntern konnte. Niemand näherte sich ihm mit Zuversicht — außer August, den sein fester Charakter und unabhängiger Geist bei Burgdorf in Ansehen gesetzt hatte. In ihm also sah Agathe den gemeinschaftlichen Freund, der die schwere Vermittelung übernehmen konnte, an ihn richtete sie die schwesterliche Bitte: — ihren Bruder, sagte sie, hätte ihn ja ihr Vater selbst genannt — er möchte nun Burgdorfs Herz lenken, das er, oder niemand, in Händen hätte. Das war mehr, als er ertragen konnte. Ich, Agathe? rief er außer sich, und stürzte zu ihren Füßen — wissen Sie auch, was Sie fordern? — — Voll Schrecken ahnete sie nun plötzlich, wohin ihre Unachtsamkeit

ſie geführt hatte. Doch Liebe und Freundſchaft und Jugend machten ſie kühn. Sie trat einen Schritt zurück, hielt ſeine Hand empor, und ſagte feſt und feierlich: Ja, August, ich fordre Sie auf, mein Bruder zu ſeyn!

Der junge Mann ſprang auf. Er ſchwieg, im heftigſten Kampf ſeiner Gefühle, indeß ſie ihn offen und zuverſichtsvoll anſah — Wohl, Agathe! ſprach er endlich — ich will! Welche Wege ſoll ich ergreifen? — — Er reichte ihr ſeine Hand, ſie legte die ihrige hinein: die trügliche, wenn gleich treu gemeinte Verpflichtung, war übernommen; es wurde verabredet, die Ankunft des Grafen, ſeinen Antrag und Burgdorfs Antwort abzuwarten; dann wollte August ſeinen Einfluß bei dem alten Manne verſuchen.

Flammend von dem über ſich ſelbſt errungenen Sieg war er zur Schweſter geeilt. Sie hatte nun alles erfahren. Nur zärtlichere Liebkoſungen, als er von Adelheit zu empfangen gewöhnt war, unterbrachen ihn noch gegen das Ende ſeiner Erzählung. Es ſchien zuweilen, als ſchöbe ſich ihrem Gefühl ein andrer Gegenſtand unter. Sie weinte

ſtill und unverholen, als vereinte ſie Agathens Sorgen und des Bruders Schmerz in ihrem Buſen.

Und wie denkſt du dir den Ausgang, mein guter armer Freund?

Glücklich! rief er mit neu auflodernem Enthuſiasmus — der Vater wird ſich fügen. Im Grunde will er es ſelbſt nicht anders. Seine Demuthsgrundſätze ſind Grillen — oder Heuchelei. . . . .

Heuchelei! Auguſt, du biſt ihm Dank ſchuldig —

Dank, aber nicht Blindheit. — Laß das! Es gehört nicht hieher. — Er wird nachgeben, Agathe wird mir ihr Glück zu danken haben —

Aber iſt der Graf ihrer auch werth?

Eine ſchnelle Bläſſe deckte Auguſts Wangen — Sie liebt ihn: er kann nicht unedel ſeyn! Er iſt reich, liebenswürdig: ihn kann nur Liebe an ſie binden!

Ernſt betrachtete Adelheit den Jüngling, der mit funkelnden Augen den Lohn ſeiner Selbſtverläugnung im Voraus genoß. Du ſchwärmſt, Auguſt, ſagte ſie langſam und ſanft — und freilich kannſt du nur ſchwärmend deiner würdig handeln!

Was nennst du schwärmen? fragte er, und trat unwillig einen Schritt zurück.

Wenn Agathe nun unglücklich wird mit dem Grafen?

Die Zukunft ist nicht in unsrer Gewalt.

Wenn sie ihn, nachdem der Vater ihn abgewiesen hätte, lieber vergäße — wenn dein Trost.... wenn ihre Freundschaft Liebe würde?

Adelheit! — das spricht dein wahres Selbst nicht. Dann verdiente ich, unglücklich zu seyn. Ich hätte sie verführt, und besitzen darf ich sie nie.

Weil sie reich ist? — Nur darum?

Burgdorf erzeigte mir Wohlthaten, und ich achte ihn nicht. Er ist der Mann nicht, der es je glauben würde, daß ich nur um der Liebe willen meinen Stolz aufgeopfert hätte..... O schweig, Adelheit! Du hörst, ich schwärme nicht. So lange er lebt..... Nein, nie, nie kann es seyn. Denn wer bürgt mir für Agathen selbst, daß sie nicht..... Das wäre Vernichtung!

Ja ja, du schwärmst, sagte Adelheit. — Und warum solltest du nicht? setzte sie leise hinzu, bemüht, ihre Thränen zu verbergen — ich weiß ja, daß nur so das Herz nicht bricht!

Du weißt es, Adelheit, daß nur ſchwärmend das Herz nicht bricht? — Woher weißt du das? — Sprich, Adelheit! du verbirgſt mir etwas —

Nicht jetzt — nicht heute — wenn du einmal nicht ſchwärmſt — wenn dein Herz einmal brechen will — ſage ich dir alles.

Sie entfloh aus dem Zimmer.

Die Ankunft des Grafen erfolgte noch früher, als man ſie erwartet hatte. Mit Zittern empfieng ihn Agathe. Auguſt verſetzte ſich ſchnell in eine Spannung, die es einer jeden von den handelnden Perſonen leicht machte, in der andern nichts als Heldenmuth und Aufopferung zu träumen. Iſt es wohl etwas anderes, als Uebernehmen einer Rolle, wenn man zwiſchen Umſtänden und Leidenſchaften zu einem Entſchluß gedrängt wird, und ſich einbildet, von der Vernunft geleitet zu ſeyn? Auguſt ſchwelgte an der Freude, durch ſeine Aufopferung Glückliche zu machen; daß er ſeine Gefühle nicht mehr verhehlte, bewies, wie redlich er überzeugt war, ſie überwunden zu haben. Ein Mädchen in Agathens Lage ſtellt unwillkürlich zwiſchen dem großmüthigen Freund und dem paſſiven Liebhaber Vergleichungen an, bei denen dieſer, ſie mag wollen oder nicht, immer etwas in Schatten tritt.

Graf Karl ahnete seines neuen Freundes Verhältniß zu ihm und Agathen, mit ruhig gutherziger Anerkennung.

Der Erfolg seiner ersten Unterredung mit Burgdorf war nicht dazu gemacht, die Verwirrung zu lösen. Mit sichtbarem Schrecken hatte der alte Mann des Grafen Erklärung angehört. Meine Tochter liebt Sie? fragte er heftig — Sie liebt ihn! setzte er schnell hinzu, als antwortete er seinen eignen Gedanken — Nein, nein! Es kann nicht geschehen. Wüßte Agathe ..... Nein, Herr Graf! Ich muß meine Tochter auf eine andre Art versorgen — — Die Ueberredung, die der Graf nun anwenden wollte, machte ihn so unruhig, daß er in heftiger Bewegung hin und her gieng, und zuletzt den jungen Mann kaum mehr zu bemerken schien. Dieser gerieth endlich auf den Verdacht, daß dem reichen Vater die Tochter weniger als das Geld am Herzen läge. Als er in dieser Voraussetzung ein Wort gesagt hatte, das, so schonend es auch war, doch seinen Gedanken verrieth, blieb Burgdorf vor ihm stehen, und sah ihn mit einem unaussprechlich traurigen Blicke an: Nein, Herr Graf, was ich besitze, was ich bin .....

um Agathens willen habe ich gearbeitet und getrachtet. Um ihretwillen ..... Er ſuchte einen Ton, der in Angſtgeſchrei übergieng, zu mäßigen — um ihretwillen lebte ich ein elendes, qualvolles Leben — —

In dieſem Augenblick ſtürzte Agathe herein, die des Vaters unendlich ſchmerzvolle Stimme hörte. Du liebſt ihn? rief er, und ſie war in des Grafen Armen. Aber ſchrecklicher als Weigerung war jetzt die Angſt, mit welcher der alte Mann die Tochter und ihren Geliebten nur um Aufſchub bat, wie ein Miſſethäter um Gnade fleht.

Bald nach dieſem Auftritt waren die drei Freunde auf Agathens Zimmer verſammelt, und bemühten ſich vergebens, das Unerklärliche in des Mannes Betragen und Aeußerungen zu enträthſeln, als er ſelbſt zu ihnen hereintrat. Auguſt hatte die Abſicht gehabt, ihn allein zu ſprechen. Aber ein beſondrer, wehmüthig gütiger Ausdruck, den Burgdorfs Weſen gegen ihn hatte, machte es ihm unmöglich, einen Faden anzuknüpfen. Das zwangvolle Beiſammenſeyn wurde durch Margarethens Erſcheinung unterbrochen, die ſchlachzend und mit ungewöhnlich bußfertigem Geſicht auftrat,

um ihren Herrn abzurufen. Kurz darauf hörte man Burgdorf in ſein Kabinet ſtürzen, und ſich heftig einſchließen. Agathe eilte erſchrocken hinaus; was ihr Margarethe heulend erzählte, ſchien ihr unbedeutend, und die häusliche Gemeinheit des Vorfalls machte ihn jetzt nur zu einem Mißton in dem ſchwärmeriſch geſpannten Verhältniß der drei jungen Leute.

Eine arme Frau hatte vor einiger Zeit ein Geſchäft bei Burgdorf gehabt: bald nach ihrer Entfernung wurde eine Doſe von einigem Werth vermißt, die von Burgdorfs Schreibtiſch weggekommen ſeyn mußte. Margarethe und ihr Herr hatten ſich bei dieſem Vorfall nach ihrer bekannten Weiſe benommen. Das Reſultat war ein ſtrenger Befehl Burgdorfs, auch wenn die Frau ſich wieder blicken ließe, nichts von der Sache zu erwähnen. Heute war ſie da geweſen, mit einem Stück Leinwand, das ſie zum Verkauf anbot, und nach kurzem hin und her Reden liegen ließ, indem ſie ſich eilig davon machte. Wie Margarethe, die nicht wußte, was ſie mit der Waare anfangen ſollte, dieſe näher beſichtigte, fiel ihr ein beſchriebener Zettel in die Augen, der dieſe Worte enthielt:

„Zerknirſcht von dem gottſeligen Zuſpruch des „Herrn Pfarrers Dohler, bringe ich dieſes müh„ſelig mit eignen Händen geſponnene Stücklein „Leinwand, zum Erſatz für die geſtohlne Doſe. „Ich bin zu arm, um mehr zu thun. Möge „Gottes Barmherzigkeit den Erſatz für voll an„nehmen!“

Ah ja! rief wiederholt Margarethe, als ſie ihrem Herrn den Zettel übergab, deſſen Geſchichte ſie vor Schluchzen kaum herauszubringen vermochte — ach ja! Erſatz allein iſt das Mittel Barmherzigkeit zu erlangen — Burgdorf las erblaſſend den Zettel, und eilte in ſeine Einſamkeit.

Agathe und der Graf hatten Mühe, aus der unliebenswürdigen Wirklichkeit dieſer Epiſode den Rückweg in ihren Roman zu finden; Auguſt ſann mit geſpanntem Ernſte nach, wie er dem Vertrauen der Liebenden würde entſprechen, und Agathens Vater lenken können, als die drei Freunde durch eine Botſchaft Burgdorfs überraſcht wurden, der Auguſt zu ſich rufen ließ.

Betroffen ſtand Auguſt vor dem alten Manne, der unentſchloſſen, und mit zerſtörtem Ge-

ſicht, mehrmals vergebens zu reden verſuchte. Werner! fieng er endlich an — ich habe ein Leben geführt, deſſen inneres Elend niemand begreift. Ich hatte mir ein Ziel geſetzt, das mir vielleicht die letzten Stunden verſüßt .... wenigſtens erleichtert hätte — —

Er ſchwieg, mit zitternden Lippen und gefalteten Händen. August empfand eine dunkle Scheu, in das verworrene Gemüth dieſes Mannes zu blicken, und eine eben ſo wenig deutliche Furcht, die Abſicht zu erfahren, die er eigentlich mit ſeiner Tochter gehabt hatte. Ungeduldig, ſich ſeiner peinlichen Pflicht zu entladen, rief er: Und wird der Abend Ihres Lebens nicht ruhig und heiter ſeyn, wenn Sie Ihre Agathe in den Armen eines Mannes ſehen, den ſie liebt, der ihr alles bietet, wozu ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihr Reichthum ſie berechtigt?

Erſtaunt blickte Burgdorf den Jüngling an, der bei dieſen, dem brechenden Herzen ſtürmiſch abgetrotzten, Worten ſeine Faſſung kaum erhielt — Sie? fragte er, beide Hände auf Auguſts Arme legend — Sie ſprechen für Agathens Verbindung mit dem Grafen?

Ich spreche für Agathens Glück, antwortete August, dem zu schwindeln anfieng.

Finstrer wurde Burgdorfs Blick — Plötzlich fragte er: Sie liebten Agathen nicht?

August erblaßte. Stockend sprach er: Mein Stolz bewahrte mich vor jedem thörigen Wunsche — und jetzt bin ich der Freund, den Agathe erwählt hat, ihr bei ihrem Vater das Wort zu reden —

Burgdorf schlug die Augen zum Himmel auf; heftig fühlte sich dann August von ihm umarmt: der alte Mann schien ihn zu verstehen, und welchen Balsam konnte nicht des Jünglings wundes Herz in dem unerwarteten Verhältniß ahnen? Aber er ahnete auch die Gefahr für seinen edeln Vorsatz; mit heldenmüthiger Redlichkeit gedachte er der Bitte Agathens, ihres Vaters Herz zu lenken. Dieses war so wunderbar zerrissen und zermalmt, daß August es freilich ganz in seinen Händen hatte, und mehr als einmal im Laufe des Gesprächs vor der Besorgniß zurückschauderte, ob des Mannes Gemüthsunruhe nicht endlich auf seinen Verstand würke.

Noch denſelben Abend feierte der Dank der glücklichen Liebenden Auguſts Großmuth. Am folgenden Morgen reiſte der Graf ab, der ſeinen Aufenthalt in Agathens Vaterſtadt ſeinem Vormund verbergen mußte.

Adelheit ſah, als ihr Bruder von dem ſchweren Tagewerk ſpät nach Hauſe kehrte, ihm mit forſchender Theilnahme in's Auge. Er lächelte ſchwermüthig, und ſagte, indem er ihr die Hand drückte: Bald wirſt du mir deine Geſchichte erzählen können. — Darauf eilte er auf ſein Zimmer, und die Seinigen ſahen ihn den Abend nicht wieder.

Täglich war er nun in Burgdorfs Haus, und kam jedesmal finſterer, in ſich gekehrter zurück. Mit Adelheit ſprach er nicht mehr, auſſer von gleichgültigen Dingen. Den alten Werner hatte ſeine Lebensweiſe nicht vertraut werden laſſen mit dem Gang, den die Empfindungen der heutigen Generation nahmen. Blieben die jungen Leute nur brav und ordentlich, ſo beſchied er ſich gern, daß er ſie nicht verſtände. Indeſſen fiel ihm die veränderte Stimmung ſeines Sohns endlich auf. Beſorgt fragte er einſt Adelheit: Was iſt bei

nem Bruder? — Weiß er auch, daß Burgdorf ein reicher Mann iſt, der gewiß doch hinaus will mit ſeiner Tochter? — — Auguſts Stolz, antwortete Adelheit, hat ihn längſt darüber verſtändigt — — Wohl! fuhr der Vater fort — wozu aber iſt er immer bei ihnen? Er iſt nicht mehr glücklich ..... und das bricht mir das Herz! — — Einige Tage ſpäter war ein Kanzleidote im Hauſe, um eine Arbeit abzuholen, die Auguſt längſt hätte abfertigen ſollen. Er ſchickte den Menſchen verdrüßlich fort; der alte Werner ſtellte ſich neben ihn, mit ſanftem bittenden Blick: Lieber Auguſt, du haſt keine Luſt mehr an der Arbeit — Um deines alten Vaters willen, bitte dich dort bei Burgdorfs — dort blüht dir kein Glück! — — Auguſt wollte erbittert aufſtehen, aber ſein Blick fiel auf das weiße gebeugte Haupt; beſchämt und ſanft ſagte er: Ich will Ihnen folgen, mein Vater, ſo wenig Sie von der Seite zu fürchten ..... oder zu hoffen haben, ſetzte er halb vor ſich hinzu.

In dieſer Zeit ſchrieb er an ſeinen Freund in der Schweiz:

„Du ſchilſt, daß du keine Briefe von mir er-

hältſt. Woher nähme ich aber die Zeit dazu? In den paar Monaten, ſeit du nichts von mir hörteſt, habe ich ein ganzes Menſchenalter durchlebt. Ich habe geliebt, geſchwärmt, gelitten — bin nun fertig mit dem Leben, ſo überſatt, ſo kalt — daß ich nun wieder vor lauter Langeweile nicht ſchreiben mag. Mir iſt zuweilen, als hätte ich mein eignes Herz vor Augen, wie eine ausgebrannte Kohle. Es kommt mir dann ein Grauſen vor mir ſelbſt an, und ich könnte mich für todt, für ein Geſpenſt halten, fühlte ich nicht noch zu Zeiten einen herben Schmerz, wenn meine verblühte Adelheit ihre kalte, ſanfte Hand auf meinen Arm legt, und ſo flehend zu mir ſagt: Auguſt!

„Ich ſtürzte mich auf tolle Wege. Ich wollte Ekſtaſentaumel erzwingen, um das Streben meines Herzens zu betäuben — Nein, nicht darum! Des Hahnreiſchens wegen über den abſcheulichen Kontrakt! — Es war ein erbärmlicher Einfall. Adelheit machte mir ein Paarmal Abends ſpät die Thüre auf, blieb wie ein Nachtgeiſt — Du zerſtörſt mich, ſagte ſie einſt leiſe und zitternd ..... und mich, denn du hältſt mich am Leben! — — Ich wollte verzweiflund ſie umfaſſen. Sie trat

mit Schauder zurück. Sie hatte Recht — Es war aber auch das Letztemal. Die Schwester mußte mich ja einlassen, wenn ich nach Hause kam.

„Sie hatte mir's, glaube ich, vorhergesagt, die gute Adelheit, daß es so kommen würde — daß ich ein Thor wäre mit meinen Siegesgedanken!

„Ja, Sieg! Es giebt nur einen Sieg, der mit dem Leben, der mit der Seligkeit erkauft zu werden verdiente. Und dieses Sieges habe ich mich begeben, freiwillig begeben —

„Und wenn ich so bei dem bezaubernden Mädchen gesessen hatte, so zerrissen von allen Martern der Sehnsucht und der Entsagung — versunken in die Leiden hoffnungsloser Liebe — ein armseliger, jammernder Knabe — Und dann zu Hause, wo die Lieben alle einsam und einig um ein Licht herumsassen, der gute alte Vater obenan mit der Brille bei einem großen Buche — Es wurde Rath gepflogen, ob man jetzt nicht Holz kaufen solle, es sei wohlfeil — Da rechnete Adelheit zusammen, was man sonst noch brauche — Nun, so läßt man's, sagte der Vater — was hilft das Sorgen? Späterhin hat man es vielleicht auch

um den Preis — Und Adelheit küßte seine dürre Hand, und auf jedem Gesicht war ein Wunsch zu lesen, zu welchem das Geld fehlte — Ich stand an der offenen Thüre, sie wußten mich nicht da; weil ich meine Paar hundert Thaler in die Wirthschaft gebe, verschweigen sie mir, wie knapp es hergeht —

„Und der Mann kannte in seinem ganzen siebenzigjährigen Leben nie bessere Tage! Ich aber stehe da, auf der bequemen Laufbahn, die mich in den Stand setzen könnte, des alten Vaters Sorgen zu erleichtern — verzweifelnd, unthätig, kraftlos, weil ich ein Mädchen liebe, die mich nicht liebt —

„Es ist aber vorüber, ich habe mich von ihr getrennt. Sie weinte, sie dankte mir für meinen Muth. Ich hatte ihr letzthin zum erstenmal gesagt, was sie längst schon wußte: daß ihr Glück mir verhaßt wäre, daß ich bereute, dazu beigetragen zu haben — Sie rang sich von mir los, sie rief: ist das edel, August? — Da trat der Alte mit seinem Sündergesicht herein, und erschrack, wie er immer thut —

„Er fängt an, ſich auf's Beten zu legen. Er hat ſich mit meinem frommen Schwager eingelaſſen. Der iſt hier ſo recht eigentlich der Wundarzt aller gebrechlichen Gewiſſen — wiewohl ich freilich nicht begreife, was Burgdorf von der Seite mit ihm zu ſchaffen haben kann.

„Weißt du auch, daß ich mich wieder mit Plänen abgebe? — Du ſollteſt dich darüber nicht wundern. Für Unglückliche iſt der Ehrgeiz eigentlich gemacht. Wenn ich nur mit den erſten Schritten ſchon im Reinen wäre! Nur eine Stufe weiter in meinem Kollegium — Hoffnungsloſigkeit, Lebensekel, Menſchenverachtung, das ſind vortreffliche Elemente, mit dem Fuß auf dem Nacken meiner Kollegen fortzuſchreiten. Ich wollte nur, unſer Präſident hätte eine häßliche reiche Tochter, die ich verführen könnte, oder der Miniſter eine Maitreſſe, die er an mich los werden möchte. Aber jener iſt ein alter Junggeſell, und der andre lebt ſo ehrlich wie ein Schneider mit ſeiner Frau. — Du wirſt es nicht glauben: ich haſſe das Glück, wo ich ſein Bild nur erblicke, wo andre es genießen, weil mir die Quelle des Glücks vergiftet iſt.

„Und es ist auch wohl die unselige Leidenschaft nicht allein, meine ganze Lage ist es. Wäre ich von den Meinigen nie weggekommen, so würde meine Denk- und Empfindungsart meinen Umgebungen angemessen geblieben seyn. Ein unruhiges, ehrgeiziges Gemüth hätte ich immer gehabt, das sich aber in dem nächsten Kreise um sich her getummelt haben würde. O man kann ein sehr ehrgeiziger, und darum doppelt wackerer Zimmermann oder Schreiner seyn! — Die öde Verstimmung zwischen Verstand und Herz hätte ich dann nicht gekannt, ich würde .... Aber laß mir nur Zeit. Ich will es schon wieder ordnen in meinem Kopfe. Zwei gehäßige Empfindungen haben jetzt die Oberhand in dem Chaos: Verachtung meiner selbst, und Unwillen über die Wohlthaten, die mir der alte Mann aufdringt. Ich will sie abschütteln, diese Empfindungen, ich will nicht ruhen, bis ich beweisen kann, daß ich keiner Wohlthaten mehr bedarf, daß ich mir und den Meinigen aus eignen Mitteln zu helfen vermag — Dann könnte ich dankbar seyn! O, dann möchte ich dem unglücklichen Manne, der mir jetzt immer das Herz zusammenpreßt, zum Hasse meiner selbst und seiner, ent-

lich einmal vergelten, ihm seine verlorne Ruhe zurückholen, und wär's aus dem untersten Abgrund der Hölle!"

August hatte zu viel Energie, um sich mit diesen Versätzen und Empfindungen auf dem Papier genügen zu lassen. Er wurde wieder fleissig, war viel zu Hause, besuchte Burgdorfs Haus nur pflichtmäßig, in den Stunden, wo entweder Gesellschaft da war, oder er ihn allein auf seinem Schreibzimmer traf. Daß auch Agathe der Verabredung so treu war, daß sie ihrerseits sichtbar vermied, mit ihm allein zu seyn, erregte freilich, so wenig vielleicht ein Dritter diesen Umstand zu des Jünglings Nachtheil gedeutet hätte, oft wieder Unmuth oder Kummer in seinem Herzen. Doch gewährte ihm zu Hause sein Verhältniß mit Adelheit freundlichen Trost. Das Bewußtseyn, seine Retterinn aus dem Strudel unwürdiger wilder Zerstreuungen, in welchen die Verzweiflung ihn stürzte, gewesen zu seyn, machte sie inniger und unbefangner gegen ihn. Sie konnte jetzt, bei der zurückkehrenden Röthe ihrer Wangen, wenn ihre schönen Augen sich belebten, zu

wellen noch der Rose gleichen, die im späten Herbst am entblätterten Stock bei dem nahen Tode noch lächelt. Gern überließ sie sich bei dem Bruder ihrem Interesse für Gegenstände einer höheren Bildung, durch welches sie ihm die Zeit zu gefährlichem Brüten und Grübeln nahm. Winke, die er hie und da erhalten hatte, belehrten ihn seinerseits, daß die Schwester ein gekränktes Herz im Busen trug, das er sich scheuen müßte, aus muthwilliger Selbstsucht zu berühren. Und so war denn August auf dem rechten Wege zu genußloser Ruhe, als zufällige Umstände neue Stürme in seinem Herzen erregten.

Der Pfarrer Dohler — Augusts Schwager, und der nämliche, welcher die Reue der armen Desendiebin erweckte — hatte sich durch diesen Sieg über den Bösen noch weit wichtigere Eroberungen zubereitet. Zuerst wuchs ihm an des reichen Burgdorfs Haushälterin, der frommen Margarethe, ein nicht zu verschmähendes Beichtkind zu. Seine Predigten, und die Brüderversammlungen, in welche er sie einführte, verwandelten nach kurzer Zeit ihren jammervollen Zustand in eine erfreuliche Gnadendämmerung. Was Wunder, daß sie sich

angelegen ſeyn ließ, ihren alten Herrn, deſſen Stimmung täglich finſterer und troſtloſer wurde, des nämlichen Heiles theilhaftig zu machen? Und noch nie hatte die Vorſehung der kleinen Gemeinde ihren Schutz ſo ſichtlich offenbart, als durch den Beitritt eines ſolchen Jüngers. Indeſſen fand der Austauſch zwiſchen Burgdorfs irdiſchen Gütern, und den himmliſchen, die Herr Dohler ſo reichlich ausſpendete, mehr Schwierigkeiten, als dieſer ſich Anfangs vorgeſtellt hatte. Ueber die Anwendung und Vertheilung der milden Beiträge, zu denen Burgdorf bereit war, konnten ſich der Neophyt und die fromme Schaar nicht vergleichen. Burgdorf, von jeher ſelbſt ein arbeitſamer, ſtrenger Geſchäftsmann, hatte ſtets nur Arbeitſamkeit, nie Müſſiggang unterſtützen wollen. Herr Dohler ſtellte ihm täglich Brüder vor, die er ſeiner Nächſtenliebe empfahl, Schweſtern, die im Gebet ſtark waren. Nun mußten ſich die guten Leute freilich nach den Vorurtheilen des noch nicht entweltlichten Mannes richten, und auf ſeine Fragen nach ihrem Gewerbe, nach ihren Fertigkeiten, wohl oder übel Red' und Antwort geben, woraus dann, wenn Burgdorf das Seinige redlich und reichlich

gethan hatte, endlich Misverständnisse entstanden, die für ihn den Anschein von förmlichen argen Betrügereien hatten. Läugnen konnte Herr Dohler in solchen Fällen nicht, aber nur Himmel und Hölle beschäfftigt, lag ihm wenig an solcher weltlichen gemeinen Menschenbesserung, wie Burgdorf bei seiner Wohlthätigkeit vor Augen hatte. Er verstärkte also die Portion Gnadenöl, mit welchem seine Beredsamkeit gesalbt war, und verwikelte den armen Burgdorf in einen Streit zwischen vernünftiger Ansicht und schwärmerischer Frömmelei, der sein Gemüth vollends zerrütten konnte.

In dieser Zeit ward Herrn Dohler ein Kind gebohren. Er machte sichs zur Gewissensangelegenheit, das Taufest mit grosser, auch weltlicher Feierlichkeit zu begehen. Charlottens Geschwister waren, nach dem Gebrauch des Ortes, natürliche Pathen zum Kinde. Herr Dohler fand gerathen, ausserdem auch seines reichen Jüngers Tochter, Agathe Burgdorf, anzugehen, daß sie sein Töchterchen über die Taufe hielte. Adelheit fühlte ein lebhaftes Interesse, Agathen wiederzusehen, die seit ihren Kinderjahren nicht im Wernerschen Hause gewesen war.

August ſah dem Tage mit trüber Faſſung entgegen.

Die Taufgeſellſchaft war eine Gallerie von ſehr ungleichen Geſtalten. In der guten Mutter Seele führte die Natur das große Wort. Heil dem weiblichen Geſchlecht, daß ihm ſolche Momente zu Theil wurden! Sie hatte ein geſundes Kind, das heute von Verwandten, Freunden, Fremden, mit Liebe überhäuft, das heute in den Bund der Liebe gegeben wurde. Sie weinte Freudenthränen, und war einmal ſchön wie eine glückliche Gattinn. Von ihr hätte ſich das Auge des Beobachters zuerſt auf Adelheit gewandt, und wäre mit Wehmuth und Liebe auf ihr ruhen geblieben. Sie hatte heute den zuvorkommend herzlichen Ton, den aufmerkſamen Blick, das ſtill geſchäfftige Weſen einer liebenswürdigen Hausfrau; ein freundliches Lächeln widerſprach dem ſchwermüthigen Zug um ihre Stirne, ihre Emſigkeit verbarg die matte Haltung ihres Körpers. Neben ihr prangte Agathe in der Schönheit glücklicher Jugend, — in der Kirche war ein Augenblick, wo die lieblich blühende Geſtalt, der Glanz, der ſie umgab, der Prieſter in ſeinem Ornat, Auguſts Sinne

ſchwinden machten; ſie glich einer geſchmückten Braut — und mit neuer Bitterkeit dachte Auguſt, daß ſie es war, daß ſie die Braut eines andern war! Neben einander ſtanden ſie vor dem Geiſtlichen; Agathe hielt mit zärtlich ſorgſamem Blicke das Kind, das unruhig zu werden begann, und beugte ſich mütterlich über die Kleine; bei den Worten der Formel, welche die Taufzeugen fragten, ob ſie ſich verbindlich machten, in Ermangelung der Eltern treulich deren Stelle bei dem Kinde zu vertreten, bei dieſer Frage, deren ehrwürdiger Ernſt ſeine Wirkung auf ein geſundes Gefühl nicht leicht verfehlt, überfiel den jungen Mann ein frommer Schauder; Agathe heftete einen heitern, zuverſichtlichen Blick auf ihn, der die heilige Zuſage von ihm zu fordern ſchien; einſtimmig mit ihr ſagte er ja: er dünkte ſich ihr nicht mehr fremd, er war mit ihr in Bund getreten zum Guten.

Auguſt war Agathen zu werth, als daß ſie ſeinen Schweſtern, und beſonders ſeiner Adelheit, nicht mit Liebe hätte entgegenkommen ſollen. Die beiden liebenswürdigen Geſchöpfe eilten, ſich einander zu nähern, Agathe mit jugendlich gut-

herzigem Eifer, Adelheit mit wehmüthiger Freude, so ganz die weibliche Seele in ihr zu finden, die ihren Bruder auf immer fesseln mußte, und an deren frischem Leben auch ihr verkümmertes Daseyn sich hätte erholen können. Wie Freunde, die nach einer langen Trennung mit jedem Augenblick des Beisammenseyns geizen, waren Agathe und Adelheit den ganzen Abend unzertrennlich: sie schienen ohne Worte sich's gesagt zu haben, daß in Augusts hoffnungsloser Liebe der erste Grund zu ihrer Freundschaft gelegt war. Adelheit hatte nun an Agathen eine Gehülfin in ihrem wirklichen Geschäft; sie nahm den Kredenzteller aus der Hand der Freundinn, und bot dem alten Werner — ach, mit einem Gefühl von Ehrerbietung, das sie bei ihrem Vater nie empfunden hatte — das gefüllte Glas an. August stand seitwärts, und litt Höllenquaal bei dem Anblick. Er sah sich ängstlich um nach Zerstreuung; da begegneten sein Blick einem Paare offener, klarer, blauer Augen. Das Mädchen, dem diese Augen gehörten, saß hinter der übrigen Gesellschaft zurück. Sie war ärmlich gekleidet, und schien von jeher gewohnt zu seyn, überall die letzte Stelle einzuneh-

men. Sorglos und neugierig ſah ſie dem Treiben zu; nur von Zeit zu Zeit wandten ſich furchtſam lauernd ihre Blicke auf eine ältliche Dame, die den Ehrenplatz inne hatte. Dieſe war der Gegenſtand der ausgezeichneten Aufmerkſamkeit des Herrn vom Hauſe; er unterhielt ſie mit tiefen Reverenzen, er war ängſtlich bedacht, daß niemand früher als ſie bedient würde, er ſuchte den alten Burgdorf bei allen Gelegenheiten mit der gnädigen Frau in Berührung zu bringen. Und die gnädige Frau ſah allerdings aus, als ob ſie ſich den erſten Platz, auch in einem weniger bürgerlichen Zirkel, nicht gern nehmen ließe. Ein großes, ſchön geweſenes Weib, jetzt ſchon am Ende ihrer beſten Jahre, mit rollenden, ſchwarzen Augen, in denen Sinnlichkeit, Andacht und Härte um die Oberhand zu ſtreiten ſchienen; ihr Anzug war prächtig, und ſehr weltlich; ihr hoch geſchminktes Geſicht kontraſtirte ſtark mit den gelbgrünen ſchlaffen Larven der frommen Schweſtern, die hier verſammelt waren.

Auguſt nahm Platz auf einem leeren Seſſel neben dem Mädchen — Warum erweiſen Sie, fragte er, meinen Schweſtern nicht die Ehre, ſich

zu ihnen zu gesellen? Glauben Sie nicht, daß Sie dort bessere Unterhaltung hätten, als hier allein zu sitzen? — — Das Mädchen blickte wieder von der Seite nach der geschminkten Dame, und machte ihr altes, zusammengeleimtes Fächerchen auf und zu. Doch die geschminkte Dame war mit einem Buche beschäftigt, das ihr Herr Dohler mit gen Himmel geschlagenen Augen überreicht hatte. Munter und rasch antwortete das Mädchen: Ja, das würde mir gut bekommen! die Mädchen sind ja so lustig wie die Finken — — Nun? Ist das nicht desto besser? — — Hm! — sie zog zögernd den Fächer durch die Hände — mir könnte es mit dem Spaße gehen, wie dem Johannes mit seinem Büchlein: süß auf der Zungen, und ....

August mußte lachen über die drollige Anwendung. Er nahm das junge Mädchen bei der Hand, um sie fortzuführen, und sagte scherzend: Kommen Sie nur! Das bischen Grimmen ist doch besser als Langeweile — — Ei bei Leibe! rief sie, auf die Dame deutend — die gnädige Mama hat mich nur unter der Bedingung mitgenommen, daß ich nicht von meinem Platze aufstünde — — Armes Kind! — — Warum? Wenn ich nur lachen

dürfte, ſo wäre mir ſchon wohl. Solche Menſchen habe ich mein Lebelang nicht beiſammen geſehen — — Still doch, Kind! Es ſind lauter Vettern und Baſen von mir — — Das machen Sie jemand anderm weiß! Ja, die beiden lieben Leutchen dort — die eine ſieht Sie eben ſo ernſthaft an — die mögen Ihnen Schweſtern oder Schätzchen ſeyn —

Sie meinte Adelheit, die Arm in Arm mit Agathen ſtand, und deren traurig auf dem Bruder ruhender Blick auch in das mehr luſtige als heitere Auge des jungen Mädchens einen Ausdruck von Gefühl brachte, der aber mehr Wiederſchein des fremden Ausdrucks, als Zeuge eigener Empfindung zu ſeyn ſchien. Die originelle Erſcheinung reizte indeſſen Auguſt, das Geſpräch fortzuſetzen, und er machte ſie unvermerkt der ſtrengen Zucht ſo vergeſſen, daß ſie ihm unter lautem Gekiker die launigſten Anmerkungen über alle Anweſenden mittheilte. Plötzlich aber rauſchte die Dame herbei; leiſe, und doch mit einem Tone, der Auguſt zuſammenfahren machte, rief ſie: Jeannette! — Jeannette duckte ſich, als hätte ſie einen Schlag in den Nacken bekommen, und ſetzte ſich, ängſtlich mit dem gefalteten Fächer

ſpielend, auf den einſamen Stuhl. August aber ſah ſich jetzt von der Dame gemuſtert, mit einem Blick, der keineswegs Losſagung von der Welt ausdrückte. Mit unbefangener Höflichkeit redete er ſie an: Bei einer ſo heitern Geſellſchafterinn wie Ihre Fräulein Tochter wundert es mich nicht, daß Sie ſo ſpät im Jahre erſt das Land verlaſſen haben — Er hatte gelegentlich von Jeannetten erfahren, daß ſie ſeit acht Tagen in der Stadt war — — Jeannette iſt ein Kind, erwiederte die Dame, und ein ungezogenes Kind; ſonſt würde ſie das Koſtüme dieſes Hauſes beſſer beobachtet haben — — Nun, ſagte August lächelnd, es wäre doch erſt die Frage, ob eine heitere, luſtige Laune nicht beſſer zu der heutigen Feier paſſe, als was man das Koſtüme dieſes Hauſes nennen kann —

Dieſe Aeußerung war der Dame ein willkommener Anlaß, ſich über die heutige Handlung, über das Glück der Frommen, die Eitelkeit der Welt, die Unbeſtändigkeit des Schickſals, in ein buntes Geſchwätz zu ergießen, das mit allerlei profanen Phraſen aus neueren franzöſiſchen und deutſchen Philoſophen verbrämt war. August gab dabei,

aus Neugierde sowohl, als aus Interesse für das junge Mädchen, die eine so nahe Angehörige der redseligen Dame war, einen so gefälligen Zuhörer ab, daß sie ihn auf das dringendste einlud, sie während ihres Aufenthalts in der Stadt oft zu besuchen.

Die Baronin St... war die Tochter eines Mannes von altadlichem Geschlecht, der aber als der jüngste einer armen Familie rathsam gefunden hatte, sich mit einer reichen Kaufmannstochter zu verbinden. Sie war noch sehr jung, als sich ein ernsthafter Liebeshandel zwischen ihr und dem Baron St... entspann. Des Barons Eltern schlugen die Hoffnungen des zärtlichen Paares durch ein strenges Verbot nieder, das die bürgerliche Abkunft der Mutter des Fräuleins zum Grunde hatte. Man verzweifelte, man schwur sich ewige Liebe, der Baron stellte Brief und Siegel aus, so wie er majorenn seyn würde, sich an den Willen tyrannischer Eltern nicht zu kehren. Einstweilen wurden heimliche Zusammenkünfte veranstaltet, deren Folgen man durch manche List vor der Welt und den beiderseitigen Familien verbergen mußte. Der Baron gab die improvisirte Nachkommen-

schaft auf einem entfernten Dorfe in die Kost; in dem Verhältniß mit seiner Geliebten fand er seit diesem Vorfall weit mehr Behutsamkeit nöthig. Menschen von roherer Art lieben oft, ohne Achtung zu empfinden, aber verachten lernen sie leicht. Das Fräulein glaubte, durch ihren Fehltritt neue Rechte auf den Geliebten erlangt zu haben, und sie hatte ihre vorigen verloren. Der alte Baron wurde kränklich; sein Sohn sah den Zeitpunkt herannahen, wo er ernstlich an sein Versprechen gemahnt werden würde. Das Fräulein hielt gegen den nach und nach zu Eis erkalteten Geliebten noch die Waffen der Mutterliebe in Bereitschaft: er meldete ihr, daß die kleine Jeannette, um welche sie sich seit ihrer Geburt nicht bekümmert hatte, an einer Kinderkrankheit gestorben war.

Zugleich wußte sich Herr von St... Aufträge von seinem Hofe zu verschaffen, die ihn eine Zeit lang im Auslande aufhielten. Inzwischen war das Fräulein mit ihrem Grame über den Ungetreuen, und den Planen, die sie vorläufig entwarf, um ihn nicht so wohlfeilen Kaufs wegkommen zu lassen, nicht ausschließlich beschäftigt, sondern sie blieb blos bedacht, sich nicht, etwa durch Unvorsich-

tigkeiten in ihren Galanterien, einſt ihre Rache zu verderben. Des Barons Vater ſtarb; als er ſich nun, von dem Fräulein an ſeine Zuſage erinnert, kalt genug erklärt hatte, um ihr alle Hoffnung, mit ſeinem Willen die Seinige zu werden, abzuſchneiden, entdeckte ſie ihrem Vater ihre Anſprüche auf des Barons Hand. Der Vater übernahm es, ſie durchzuſetzen; er erhielt von dem Baron eine ſchonungsloſe Antwort: mit vollem Rechte meinte er, eine ausgeſuchtere Rache zu nehmen, wenn er ihn dennoch zwänge, ſeine Tochter zu heirathen, als wenn er eine blutige Genugthuung forderte. Er wandte ſich an den Fürſten, der in ihm einen vieljährigen treuen Diener ſchätzte, und den Irrthum mancher andrer guter Regenten theilte, daß bei erzwungnen Ehen die Sittlichkeit gewinnen könne. Der Hof war fromm, die Hofdamen alt und häßlich: niemand nahm ſich des armen Barons an, und als ihm gar mit dem Verluſt des Kammerherrnſchlüſſels gedroht ward, fand er es ſeiner Lage, die nach einer ſehr unökonomiſchen Lebensweiſe im Ausland durch des Fürſten Ungnade noch verſchlimmert werden konnte, am angemeſſenſten, ſich aus bereitwilligem Gehorſam ein Verdienſt zu machen.

Die Furien gegenſeitiger gerechter Verachtung und Feindſeligkeit ſegneten dieſe Ehe ein. Die Lage des Weibes iſt in ſolchen Verbindungen die verzweifeltere. Die Tugenden ihres Geſchlechts ſind die Bedingungen ihrer bürgerlichen Exiſtenz, und fehlen ihr dieſe, ſo kann ſie ein Ungeheuer werden. Mit kaltem Triumph betrachtete die Baroninn das zerrüttete Vermögen, die zerſtörte Geſundheit ihres Gemals: in ihr war nicht blos gleichgültige Sittenloſigkeit, es war Bitterkeit über ihre eigne Herabwürdigung, für deren Urſache ſie ſeine Untreue hielt. An des Barons Krankenbett ſetzte ſich die weinerliche Reue nieder, die dem Ueberdruß und dem Unvermögen folgt; es bedurfte nur eines äußeren Angriffs auf ſein rohes Gemüth, ſo war der arme Sünder vollendet. Ein ſolcher blieb nicht aus. Seine Frau hatte ihm ein einziges Kind gegeben, einen Sohn, dem einſt unveräußerliche Lehngüter und einige reiche Erbſchaften, zufallen mußten. Für dieſen Knaben loderte noch ein Fünkchen in dem ausgeſtorbenen Herzen des Vaters, und um ſeinetwillen wünſchte er zuweilen ſchmerzlich, eine gute Gattinn zu haben. Aber von ſeinen Eltern hatte der Knabe die

Keime zu ſiechem Leben und frühem Tode geerbt. Er zehrte ſchmerzhaft ab; in ſeinen letzten Stunden fragte er klagend den Vater: O Papa, wer hat mir aber den weben Arm gemacht? — — Der Baron ſchlug ſchaudernd die Augen nieder vor dem Blick des Wundarztes, der das Kind verband. Wenige Wochen nach deſſen Tode wurde des Vaters eigner Zuſtand bedenklicher. Da verſammelte er einige Anverwandte, und entdeckte ſeiner Gemahlinn in Gegenwart dieſer Zeugen, daß ihr vor der Ehe gebornes Kind noch am Leben ſey. Um nicht durch dieſes Band gefeſſelt zu werden, hatte er vormals Jeannetten für todt ausgegeben, jedoch fortgefahren, für ihren Unterhalt bei Bauern zu ſorgen. Als er ihre Mutter heirathen mußte, hatte er keine Luſt, die Lüge zu bekennen, und ſich in die Gefahr zu begeben, daß zwiſchen ihm und ſeiner Gemahlinn ein gemeinſchaftliches Intereſſe entſtünde. Späterhin bewog ihn, da ſein eignes Vermögen ſehr verſchuldet war, die Rückſicht auf ſeines Sohnes künftige ökonomiſche Umſtände, das Geheimniß unentdeckt zu laſſen. Nun ſah er den Tod des einzigen Weſens, das er ſo geliebt hatte, als eine Strafe

des Himmels an, und ließ ſich's angelegen ſeyn, ſein Unrecht wieder gut zu machen. Er drang darauf, daß vor ſeinem Tode Jeannettens Rechte geſichert würden; er beſchwor die Baronin, das junge Mädchen, nach welcher er ſchon geſandt habe, als ihre Tochter aufzunehmen und zu behandeln. Die Baronin fühlte nur Grimm über den Betrug, der ihr geſpielt worden war, und Erbitterung gegen den nunmehr öffentlich auftretenden, lebendigen Zeugen jenes frühen Fehltritts. Sie forderte mit tödtlicher Kälte von dem reuvoll ſich ſelbſt anklagenden Gemahl die Beweiſe, daß dieſes Mädchen, deren nahe Ankunft er ihr verkündigte, ihre für todt gehaltene Tochter Jeannette wäre; denn ſie wollte ſich, ſagte ſie, das alberne Vertrauen auf ſeine Redlichkeit, mit welchem ſie einſt an des Kindes Tod geglaubt, nicht wieder vorzuwerfen haben. Dieſe Beweiſe erhielt ſie; die Verwandten, die der übermüthigen Frau die konventionelle Unannehmlichkeit der Erſcheinung dieſes Kindes gern gönnten, gieſſen eifrig in den Sinn des Barons ein, und Jeannetten wurden alle Vortheile einer rechtmäßigen Geburt auf das vollgültigſte zugeſichert.

Der Vater erlebte Jeanettens Ankunft nicht mehr. Eben wurden von den Spiegeln und Pferdegeschirren die Krepps abgenommen, wie das funfzehnjährige Mädchen aus der Bauernhütte, in welcher sie als unbekannter Bastard eines vornehmen Herrn gerade den hinlänglichen Unterhalt genossen hatte, als Fräulein von St... im väterlichen Hause eintrat. Sie war ein gesundes Bauermädchen, etwas weniger zu fleißiger grober Arbeit erzogen als andere ihresgleichen, etwas zarter, muthwilliger, leichtsinniger, als jene ehrlichen Geschöpfe, bei denen die Entwikelung der Kräfte mit ihrer Anwendung gleichen Schritt hält, deren jugendliche Triebe und Wünsche sich ohne Kampf in die energisch einfach gebotene und vollzogene Nüchternheit ihres Thuns fügen. Nach der ersten Betäubung bei dem Neuen ihrer Lage, war ihr erstes Gefühl, dessen sie sich bewußt wurde, Furcht vor ihrer Mutter. Kalt herrisch von ihr empfangen, hörte sie aus ihrem Munde nur Vorwürfe über die Niedrigkeit ihrer Sitten, ihrer Sprache, aber nie Belehrung. Ihres Vaters Verwandten thaten der Waisen gern den Possen, das Mädchen freundlich an

ſich zu locken; zugleich aber wollten ſie ihr das Joch der konventionellen Lebensart auflegen, und bei einem durch Liebe nicht verwöhnten Herzen eben nicht empfindlich gegen den ewigen liebloſen Tadel ihrer Mutter, war ihr am Ende bei dieſem noch beſſer zu Muthe, als bei der Zärtlichkeit der ſteifen Tanten in deren Gegenwart ſie geſchnürt, geziert, unbeweglich, das vornehme Fräulein ſpielen ſollte. Zudem fand die Baronin bald für gut, ſehr trocken zu erklären, daß ſie der Familie das Kind wohl überlaſſen, dann aber auch ihr Vermögen für ſich behalten wolle, und da fragte niemand ſonderlich darnach, ſich ein armes, enterbtes, in das St...ſche Geſchlecht eingeſchwärztes Fräulein auf den Hals zu laden.

Der Mutter war ſie nicht viel mehr als eine gleichgültige Geräthſchaft, oder wenn irgend etwas ihre Leidenſchaftlichkeit aufreizte, der Gegenſtand, an welchem ſie ihren Unmuth zunächſt ausließ. Jeannette tändelte und ſpielte, ſo lange Mama nicht ſchmälte, hielt dem Ungewitter ſtill, wenn es kam, und ſchüttelte ſich ſorglos, wenn es

vorüber war. Vor ihren Augen gieng viel Böses vor, aber sie achtete weniger darauf, weil man sie das Gute nicht kennen gelehrt hatte. Ihre Erziehung auf dem Lande war so sehr vernachläßigt worden, daß sie jetzt in manchen Dingen wie ein fünfjähriges Kind unterrichtet werden mußte. Derselbe Umstand würkte mehr oder weniger auf alle ihre Verhältniße, und machte manchen Eindruck unschädlicher, als er sonst gewesen wäre: sie war ein Kind von zwanzig Jahren, als August sie kennen lernte. Damals war bei der Baroninn die Epoche eingetreten, wo die Wahrheit und die unerbittliche Zeit ihre Rechte zu behaupten anfiengen. Ihr Ueberdruß an sich selbst und der Ueberdruß anderer an ihr hatte sie erst auf Reisen, und nun unter die Schaar der Frommen, der Herr Dohler vorstand, getrieben. Sie hielt es aber damit nicht wie der Kranke, welcher voll Vertrauen auf den Arzt nach dem Heilmittel greift, sondern wie einer, der mit der Fakultät fertig ist und sie verspotten lernte, aber im unerträglichen Gefühl seines Uebels ein Arkanum von einem Marktschreier versucht. In dieser Gestalt zeigte sie sich anfangen sich unserm jungen

Freunde, den die Ruchloſigkeit eines allem Guten ſo fremden Gemüths als eine ſeltene Erſcheinung in der moraliſchen Welt intereſſirt haben würde, wenn ihn auch Jeannette nicht ohnehin angezogen hätte.

Wie kommt es, daß Ihre Schweſter Adelheit, ſchön und verblüht, und wie man mir geſagt hat, der Liebe nicht ſo ganz fremd, keine Verſuchung hat, von den Unſrigen zu werden? — Die Baroninn kam eben aus einer Bettſtunde, und hatte Jeannetten an ihr Spitzenküſſen hingebannt, als ſie bei einem der erſten Beſuche dieſe Frage an August that, die ihn in ſeiner Adelheit Seele von mehr als einer Seite beleidigte. Erlauben Sie mir, ſagte er, Frage mit Frage zu beantworten. Glauben Sie, daß es nirgends anders Entſchädigung giebt für verblühte Jugend und unglückliche Liebe? — — Unglücklich! Ich habe von keiner unglücklichen Liebe geſprochen wiewohl das Mädchen wirklich eher einer Heiligen als einer Sünderinn gleicht — — Wenn Liebenswürdigkeit und Tugend zur Heiligen machen, ſo kann man meiner Adelheit dieſen Namen geben.

Sie iſt fromm, darum mag ſie nie Luſt bekommen haben, ſich unter die Frommen zu begeben — — Nun, die halten freilich mehr auf den Sünder, der Buße thut, als auf den Gerechten. Und eine merkwürdige Kollektion von Sündern, von recht ſündlichen Sündern iſt es auch! — — Dann begreife ich nicht, gnädige Frau, wie Sie ſich ihnen anſchließen — — Wüßte ich etwas Beſſeres, ſo wählte ich es. Ich war ſchon im Zweifel, ob mir die katholiſche Kirche nicht mehr zuſagen würde. Dieſe Lehre iſt mir zu weinerlich. Eine härne Kutte, Geißeln, Faſten: das muß doch lebhafte Empfindungen geben! Aber die nüchternen Faſeleien dieſer Leute! — — Und iſt denn dem Herzen und ſeinen Gefühlen kein Wirkungskreis beſchieden, auſſer Jugendgenuß oder dumpfer Schwärmerei? — — Richtig! Pflichten-Erfüllung, Menſchenliebe, Menſchenbeglückung, und wie die Artikel alle heiſſen, um ſich mit den Sinnen abzufinden, wobei Ihr philoſophiſch frommen Leute länger im Fleiſche wandelt, wie wir armen aufrichtigen Weltkinder —

Auguſt ſah unruhig auf Jeannetten; ſein Gefühl litt, das junge Mädchen bei dieſem Geſpräch anweſend zu wiſſen. Ich verſtehe Sie, fuhr

die Baronin in dem nämlichen, ſchneidend kalten, Tone fort — Ich wüßte aber nicht, was dabei gewonnen wäre, wenn ich ihr Alfanzereien in den Kopf ſetzte, wie ſie jedes Kind in den Kopf bekommt. Sie mag die Welt ſehen, wie ſie iſt; ſie klug zu machen, iſt das Einzige, was ich für ſie thun mag — Ich ſelbſt war dumm, mein Lebenlang dumm, und ich weiß nicht, ob es mir noch gelingen wird, die einzige Klugheit, die jetzt für mich paßte, zu erhaſchen. Bei Ihrem ſalbungsvollen Schwager wenigſtens werde ich es ſchwerlich aushalten .....

Sie ſchwieg, in verdrüßliches Nachdenken vertieft, und ſpielte mit einem Etui, das ſie heftig auf- und zuſchlug. August ſah ihr lange zu, es wurde ihm faſt angſt in ihrer Nähe — Wer aber fieng er endlich an, ein junges Geſchöpf, das die Natur mit Liebe bildete, mit Liebe erzöge; in ſeiner Entwickelung die eigene Jugend wieder aufblühen ſähe; in ſeiner Klugheit die eigenen bitteren Erfahrungen vergäße; die Mittel, die Reichthum und ungeſchminkte Anſicht der Verhältniſſe an die Hand gäben, anwendete, Glück um ſich

her zu verbreiten — gnädige Frau, hätte der keinen Ersatz für eine schmerzliche Vergangenheit?

August fühlte wohl, daß er wärmer wurde, als sich für dieses Gespräch paßte, aber er war zu edel, um ohne Feuer für das Gute zu sprechen. Die Baronin warf einen zweideutigen Blick auf den schönen Lobredner der Tugend, und sagte leise: das ist viel rührender als Ihres Schwagers Predigten; aber glauben Sie mir, le diable n'y perd rien — — August fühlte sein Herz plötzlich erstarrt, und schwieg.

Er war nicht so unerfahren, auf einen solchen Charakter wirken zu wollen; aber Jeannettens so nahe an Unschuld grenzende sorglose Fröhlichkeit und Unbefangenheit rührte ihn immer mehr, und sein Kopf beschäftigte sich mit Möglichkeiten, das arme Geschöpf noch zur rechten Zeit der gefährlichen Mutter zu entreißen. Am ernstesten wachte dieser Gedanke in ihm auf, wenn er sich bemühte, der jungen Seele eine schönere Richtung zu geben, und er die Erfahrung machte, daß bei ihr der Mangel an Bildung des Gefühls, und die Unfähigkeit zu fühlen, oft schwer zu unterscheiden waren.

Nach einiger Zeit traf er ſie ſeltner bei ihrer Mutter. Er glaubte, wenn er kam, und noch mehr, wenn ſie zu ihrer Mutter hereintrat, und ihn fand, etwas Finſteres in ihren Blicken zu leſen. Er ſchrieb dieſe Erſcheinung auf Rechnung ihrer Lage, die jetzt peinlicher würde, da die Baronin anfieng, der Andächtelei mehr Geſchmack abzugewinnen. Wer im Wahne ſteht, alles als Lüge erkannt zu haben, befindet ſich immer auf der Grenze des Aberglaubens. Ihr unruhiger und gebildeter Geiſt drang nicht ohne Intereſſe in die Tiefe der myſtiſch ſinnlichen Geheimniſſe. Die Zeit war noch nicht gekommen, wo einem Weibe dieſer Art in der Philoſophie und Aeſthetik ein ähnliches Gebiet geöffnet geweſen wäre. Ein durchreiſender berühmter Glaubensbruder beſaß die äußeren Gaben, einer ſolchen Dame den Uebergang von der Sünde zum Gnadenſtande zu erleichtern: ihre Einbildungskraft war gerührt, ſie fieng ſchon an, von den Seligkeiten der Buße zu ſprechen.

Jeannette ſchien ſich Mühe zu geben, um ihren Freund einmal allein zu ſprechen: ſo lief ſie zum Beiſpiel dem Bedienten vor, und drängte ſich, ihm zu leuchten, wenn er ihre Mutter ver-

ließ. Er vermuthete bei ihr das Bedürfniß, zu lachen und zu weinen über das, was im Hause vorgieng. Einen Abend fand er sie allein; ihre Mutter hatte sie einer Unpäßlichkeit wegen zu Hause lassen müssen; denn sonst durfte sie keine Viertelstunde versäumen. Gleich bei seinem Eintritt kam sie ihm nicht unbefangen vor, er vermißte ihren gewöhnlichen heitern Leichtsinn. Er wollte sich entfernen, in der Meinung, daß ihre Unpäßlichkeit ihr seine Gesellschaft lästig machte. Betreten bei seinem Abschied, faßte sie schnell seine Hände, und sagte mit übereiltem bittenden Tone, indem sie heftig erröthete: Lassen Sie.... Lassen Sie sich von meiner Mutter nicht verführen —

Empörend traf diese Warnung in diesem Munde Auguste Gefühl. Er suchte sich zu fassen, und sagte, schonend, aber nicht ohne Vorwurf: Ihre Warnung, liebe Jeannette, ist — und das wird Ihnen das Liebste seyn — völlig unnöthig — Aber — erlauben Sie mir die Frage — was kann Sie vermögen, Ihre Frau Mutter in ein so schreckliches Licht bei mir zu stellen?

Sie sah ihn Anfangs unschlüssig, jetzt mit neugierigen Augen an. Schrecklich? wiederholte sie

zögernd, und als besönne sie sich, was das Wort bedeuten könnte — Ich finde es schrecklich für Sie, und für Ihre Braut — denn das soll ja die schöne Agathe seyn — Uebrigens verstehe ich die Sache nicht, aber ich möchte keinen Liebhaber meiner Mutter zum Mann, ich möchte keinem andern guten Mädchen einen solchen zum Manne wünschen —

Er schwieg lange nachsinnend, ungewiß wie er dem verwahrlosten, wohlwollenden Herzen beikommen sollte. — Gutes, armes Geschöpf! rief er endlich — Würden Sie mir die Hand bieten, wenn ich Sie von Ihrer Mutter zu entfernen suchte?

Wohin aber mit mir? — Nur um des Himmels willen nicht zu den Frommen! da müßte ich lauter dumme Streiche anfangen, nur um sie hinterher ihre Strafgesichter machen zu sehen — Und wer würde mich sonst wollen?

Ich wüßte — Das Herrnhuther Stift Monmirail in der französischen Schweiz, von dem Sie neulich erzählen hörten — die Rathgeber Ihrer Mutter, Ihres seligen Vaters Verwandten, würden nichts dagegen haben ....

Nein, nein! unterbrach sie ihn lebhaft — Nicht von hier weg —

Nun? fragte er befremdet — Wohin denn hier?

Sie antwortete schnell, mit flüchtigem Erröthen: Machen Sie, daß ich zu Ihrer Schwester Adelheit komme!

August erschrack; er besann sich, daß er mit keinem Kinde, daß er nicht einmal mit einem unschuldigen Mädchen spräche. Ehrerbietig küßte er ihr die Hand, die sie ihm bei diesen Worten hingereicht hatte, und sagte mit ernsthaftem Tone: Ich wünschte es selbst, liebe Jeanette; die Lehren und das Beispiel meiner edeln Schwester könnten die liebenswürdigen Anlagen entwickeln, die Sie der Natur verdanken. Aber Sie begreifen wohl, wie wenig das angienge —

Jeanette begrif nicht. August hielt für klüger, das Gespräch, dessen Gang er nicht in seiner Gewalt zu behalten fürchtete, für heute abzukürzen. Die Gewißheit, die er mit hinweg nahm, daß er Jeannetten nicht gleichgültig wäre, machte sein Vorhaben, sich ihrer anzunehmen, enthusiastischer. Er hieng begierig an einem Gegenstand, dem er sich mit seinem Gefühl überlassen zu dürfen glaubte, weil es nicht Agathe wäre. Er täuschte

ſich wieder: es war nur Agathe, die er in Jeannettens Seelenheil liebte; ſo wie ſein Herz wieder erwachte, erwachte Agathe wieder in ſeinem Herzen.

Seine Vorſätze bedurften der Theilnahme ſeiner Schweſter, die er lebhaft aufforderte. Sie hörte ihm mit ungewöhnlicher Ruhe zu; ihr ſanftes Lächeln, mit dem ſie ſchwieg, als er geendigt hatte, drückte faſt ein wenig Spott aus. Nun, Adelheit? ſagte er — du wirſt mir doch helfen? du wirſt in dieſem Falle doch von deinem Eigenſinn, keine Bekanntſchaft zu machen, abgehen?

Lieber Don Quichotte, antwortete ſie freundlich, ich muß das Ding erſt beſſer überlegen —

Ueberlegen? Was iſt hier zu überlegen? Ob Jeannetten beigeſtanden, ob ſie gerettet werden ſoll?

Das nicht — nur ob Auguſt der rechte Retter für ſie iſt.

Adelheit!

Auguſt! — Auch Patroklus iſt gefallen.....

Ich verſtehe deine Art, deinen Scherz nicht, und finde ihn unzeitig.

Das ist er, sobald er dich empfindlich macht. Ich halte dein Unternehmen für zwecklos, und für gefährlich — — Du willst, daß ich weiter spreche? So schilt mich aber nicht hart, wenn dir mein Urtheil schneidend klingt. In Jeannettens Alter muß die Sittlichkeit schon Gewohnheit seyn, um zum Grundsatz — ich sollte lieber sagen: zum Grunde des Gefühls, zu werden. Bei ihr aber ist das Gegentheil Gewohnheit. Ist sie noch unschuldig, so verdankt sie es nur einem glücklichen Zufall. Bei ihr wird die Liebe gewiß zunächst die Sinne entflammen. Du aber..... willst doch gewiß weder ihr Verführer noch ihr Gemahl werden — oder wäre es deine Absicht, sie dir zum Weibe zu bilden?

Das, Adelheit ist doch nicht mehr Scherz?

Nein. Du weißt, daß du mir nichts verbirgst, als die Stimmung deines Herzens. Es ist mir also unbekannt, wie du dieses behandelst.

Adelheit bedachte nicht, daß die Erinnerung an Agathen ihn in seiner Sicherheit wegen jenes Mädchens bestärken mußte. Nach einem finstern Stillschweigen sagte er: Wenn du denn in Ansehung meines Herzens nicht zu zweifeln brauchst, so wirst du mir doch zugeben, daß es der Mühe

lohnt, ein ſo intereſſantes Geſchöpf dem Verderben zu entreißen?

Gewiß! Aber dazu taugt weder dein Umgang noch der meine; du biſt zu gebildet, ich zu ernſt — wir würden ſie nur verkehrt machen.

Du haſt ein ſonderbares Vorurtheil gegen ſie. Sie iſt leichtſinnig, unwiſſend, aber nicht geiſtlos, nicht unempfindlich — Und beweißt das nicht ſchon ihr Schritt gegen mich?

Lieber Auguſt! das Mädchen war nichts als eiferſüchtig!

Geh! Du biſt hart wie . . . . .

Nun? Sprich es aus! — Sie legte ſanft und ernſt ihre Hand auf die ſeine — Hart, wie ein Weib, das ſich und ſein Geſchlecht kennt — Feſt entſchloſſen, das Herz, welches einſt Agathen gehörte, das Herz, das ich niemanden als ihr gönne, nicht entweihen zu laſſen!

Sie ſtand vor ihm, ſonderbar bewegt, mit tiefem flammenden Blick. Sie glaubte ihn überzeugt zu haben, weil ſie ihn erſchüttert hatte, und brach ab, um auf einen Gegenſtand überzugehen, der ihr näher am Herzen lag. — Du warſt lange fremd gegen mich, Bruder, nahm ſie wieder das Wort, fremd, nicht verſchloſ-

sen — und mich dünkt, das könne nur meine Schuld seyn —

Nein, gute Adelheit! — Bei hartnäckigen Krankheiten muß dem Kranken selbst ein großer Theil der Behandlung überlassen werden. Mir war es die Zeit über heilsamer ..... aller Liebe, und also auch der deinen, zu entsagen —

Sie hat mich schon zweimal auf meinem Stübchen besucht, während die Schwestern im Garten waren —

Agathe? rief er lebhaft.

Sie ist nicht glücklich — Ihre häusliche Lage drückt sie, der Kontrast zwischen dem Repräsentiren in Gesellschaft, und den häuslichen ..... unwürdigen Umgebungen. Den unglücklichen Alten hat nun die Kopfhängerei ganz hinge ommen. Margarethe wird vielleicht bald unter Aufsicht gebracht werden müssen, ihr schwacher Verstand verwirrt sich täglich mehr —

Mit verschlungnen Armen, indem er abwechselnd schnell und langsam auf und nieder gieng, hörte er zu — Sie ist nicht glücklich — rief er schmerzlich — Sie zählt die Tage, die Stunden, bis ..... und ist nicht glücklich! — Wenn ich an

seiner Stelle wäre, und sie fühlte sich unglücklich, weil der Vater betet und die alte Margarethe faselt — Agathe! Agathe! — Könnte ich nur den Gedanken los werden, daß du an meinem Herzen besser aufgehoben gewesen wärst!

Seine Briefe scheinen nicht erfreulich — Ich müßte mich irren, oder in ihrem Herzen liegt der Schmerz im Hinterhalt, den, der sie liebt, nicht genug zu schätzen —

Was willst du sagen, Adelheit? — Erkaltet er? Besorgt sie, daß ....? — Schone meiner nicht — Ich dachte mir die Möglichkeit schon. Es wäre nur eine neue Scheidewand — Mich soll sie immer schätzen, und sie würde den nicht schätzen können, der um die Verlassene würbe —

Das ist es nicht — nicht Untreue — Ich ließ sie — Verzeih dem schwesterlichen Stolz — ich ließ sie die Briefe lesen, die du uns auf deinen Reisen schriebst — der Graf besucht die nämlichen Länder — Sie las deine Briefe mit schöner, froher Theilnahme —

Zeig ihr keine mehr. Sie soll den Grafen lieben, sie soll glücklich seyn — Aber daß du sie siehst, freut mich. Ihr seyd eine der andern werth.

Meine Adelheit ist Agathens werth. Dein stiller fester Sinn kann sie noch liebenswürdiger machen —

Adelheit glaubte durch dieses Gespräch die Gefahren beschworen zu haben, die ihrem Bruder drohten. Sie irrte sich. Kein Gefühl war demüthigender für seinen männlichen Stolz, als wenn im Innern seines Herzens noch Hoffnung emporstreben wollte. Gewiß, Jeannetten nicht zu lieben, trieb ihn, hinter edeln Motiven verborgen, Selbstsucht an, dies Verhältniß als Gegengift zu gebrauchen. Auf seiner Schwester Beistand that er Verzicht; die Umstände halfen ihm verrätherisch auf dem gefährlichen Irrwege fort.

Jeannette hatte die Betstunden nicht versäumen dürfen, aber der Theilnahme an den einsamen Andachtsübungen mit dem fremden Lehrer überhob sie ihre Mutter, ohne sich zu bekümmern, womit sich indessen das auf ihr Zimmer gebannte junge Mädchen beschäftigte. So war sie denn ganz unabhängig, und August sah sie allein, so oft er wollte. Seine Absicht war nicht, ein Geheimniß aus seinen Besuchen zu machen: nur vermied er die Mutter, die ihm zu widrig geworden

war. Jeannette hingegen ſuchte inſtinktmäſſig, das Verhältniß ſo heimlich wie eine Intrigue zu behandeln, und ſie konnte es, ohne ihren Mentor hinein zu verflechten. Mentor bei ihr zu ſeyn, war wirklich ſeine einzige, treue Abſicht. Sein Thun war der eines ältern Freundes, den Unglück früh weiſe machte, eines Bruders, der für die Reitze der Schweſter keine Sinne hat. Jeannette fand ihre Rechnung bei dem Ernſt ſeiner Ermahnungen, bei der Strenge ſeines Tadels, denn er mußte dabei doch, um ihn zu mildern und weniger demüthigend zu machen, ſanft ihre Wangen ſtreicheln, oder er endigte ihn, indem er gerührt, aber ruhig, und den Verrath nicht ahnend, dem er ſich hingab, die Schülerinn an ſeine Bruſt drückte. Verlegener war ſie, wenn ſie, um ſeine Wünſche zu erfüllen, ſich zu mehr Aufmerkſamkeit und Fleiß in ihren Beſchäftigungen gezwungen hatte, und er nun ein zurückhaltenderes, den Konvenienzen ihres Alters angemeßneres Betragen annahm: die Empfindungen, die in ihrem Herzen immer lauter wurden, vertrugen ſich beſſer mit dem Gewande kindlicher Sorgloſigkeit.

Auguſt konnte ſich bald nicht länger verhehlen,

daß der erste Grund zum Gefühl der Würde ihres Geschlechts, und zum Bewußtseyn eignen Werthes, in Jeannettens Seele fehlte, und nicht mehr ersetzt werden konnte. Ihrer Einbildungskraft fehlte es an Reinheit, ihren Sinnen an Regel. Er fand es schwerer, als er geglaubt hatte, einem Geiste beizukommen, dem das Böse und das Gute gleichgültig waren. Das letztere that sie nur, um von ihm geliebt zu seyn: wie ein Kind, dem man Zuckerwerk versprochen hat. Er hatte zu viel Redlichkeit und Einsicht, um sich damit genügen zu lassen, doch mit Beschämung nahm er wahr, daß ihm die Herrschaft über das junge Gemüth schmeichelte. Ohne diese in die Schanze zu schlagen, bemühte er sich jetzt, jede damit verknüpfte Täuschung, die er selbst mitgenoß, zu zerstören. Er fieng an, ihre kindliche Vertraulichkeit unerwiedert zu lassen. Er hatte Klagen erwartet, und darauf weiter zu bauen beschlossen. Aber sie klagte nicht: sie wurde auf eine kurze Zeit scheu, und dann buhlte sie sichtbar mit ihm, um ihn zur Wiederanknüpfung des alten Verhältnisses zu reitzen. Sein Verstand sagte ihm ohne Schonung, wie sehr der Erfolg Adelheits war-

nende Weiſſagungen beſtä.igte; ſein Herz weigerte ſich, das unglückliche Mädchen zu verurtheilen.

Der Unmuth, das Spiel ſeiner Gefühle und des weiblichen Inſtinkts eines ungebildeten Mädchens zu ſeyn, erregte eine Selbſtverachtung in ſeinem Innern, in der er ſich gefiel, weil ſie ihm ſeine freudenloſe Beſtimmung zu vollenden ſchien. Zu Hauſe merkte er dem alten Vater ſeine Misbilligung eines Verhältniſſes an, das er freilich falſch beurtheilte, denn er hatte Auguſt in Verdacht, aus Ehrgeiz nach einer Verbindung über ſeinen Stand zu ſtreben. Adelheit ſchwieg, weil ſie ihre Gründe gegen den Umgang ihres Bruders mit Jeannetten nicht laut werden laſſen wollte; aber ihr Ernſt, und ſelbſt ihre Sorge, jedem ſeiner Wünſche, eben weil ſie ihn tadelte, noch eifriger zuvorzukommen, trafen ſein wundes Gewiſſen ſchon empfindlich genug.

An einem dieſer Tage voll dumpfen Misvergnügens fand ſich Auguſt zufälliger Weiſe allein mit Adelheit, und bang empfanden beide die Stille um ſich, die zwiſchen verſtimmten Freunden entſteht. Er ordnete Papiere, ohne nach der geliebten Schweſter aufzuſehen. Er ſuchte eine

Schnur, die ihm fehlte, um eine Rolle zusammenzubinden. Adelheit rief ihm mit der sanften Stimme der Liebe zu: Das suchst du, Lieber — und hielt ihm die Schnur entgegen, die sie geschäftig von ihrer zusammengepackten Näharbeit knüpfte. Er ergriff mit dem Bande ihre Hand, und aus seinem Auge sprach ein Herz, das sich nach Erguß sehnte. Aber der böse Zauber stieg wieder auf zwischen beiden: sie zog die Hand weg, ein kalter finsterer Blick wieß den Bruder zurück. Er zerriß heftig das Band, und stürmte hinaus.

Er hörte sie seufzen, indem er die Thüre zuschlug. Der Seufzer verfolgte ihn an seinen Schreibtisch, und trieb ihn nach einigen Geschäftsgängen ungewöhnlich früh wieder nach Hause. Es war die Zeit, wo der alte Werner über seinen Akten saß; unter den Schwestern, die um ihn her spannen, fehlte Adelheit: August fragte nach ihr. Die hat vornehmen Besuch! sagte Nanny spöttisch. — Er verstand sie nicht, und eilte nur von dem Mistone hinweg, seine Adelheit auf ihrem Stübchen zu suchen, das erst seit sie kränkelte, auf Augusts Dringen, Abends besonders

geheißt wurde. Er trat ſchnell herein, mit dem Vorſatz, die Scheidewand zwiſchen ihnen ungeſäumt einzuwerfen. Erſtaunt blieb er ſtehen, da er ſie laut weinend in Agathens Armen fand, die ihr zärtlich Troſt zuzuſprechen ſchien. Agathe war nicht weniger beſtürzt als er; aber ihre erſte Bewegung drückte die Abſicht aus, ihm zu verbergen, was zwiſchen ihr und der Freundinn vorging. Das drängte ſein Gefühl gewaltſam in ſein Herz zurück, und als er auch Adelheit angeſtrengt ſah, ſich von ihrem Schmerz aufzuraffen, verlor er vollends alle Faſſung. Er drückte heftig ihre Hand, und ſagte leiſe zu ihr: So behandelſt du mich — und ſtaunſt, wenn ich fremde Theilnahme ſuche!

Blaß und zitternd verbeugte er ſich gegen Agathen, und flog, ohnmächtig wüthend gegen ſeine verworrene Leidenſchaften, durch den ſtürmiſchen, finſtern Abend zu Jeanetten. Sie ſaß im Nachtkleid an einem flammenden Kaminfeuer. Froh überraſcht, ihn unerwartet zu erblicken, trat ſie ihm entgegen; ihre Ueberraſchung, ſeine Wildheit, machten ihre Begrüßung zu einer Umarmung..... Wehe der Feder, die mit üppigen Farben die in dieſer Stunde gereifte böſe Frucht des Irrthums

auswählen möchte! — Finster stand August neben dem jetzt erloschenen Kamin, und blickte auf Jeanetten, die glühend und zitternd das glimmende Feuer wieder anzündete. Sie erhob sich wieder — blieb verlegen stehen — nahte sich ihm — Er schauderte zurück. Ich bin ein elender, verächtlicher Mensch! rief er, und bedeckte sein Gesicht mit der einen Hand, indem er mit der andern sie von sich entfernte — ich liebte Sie nicht — ich kann Sie nie lieben, nie Ihnen angehören!

Sie setzte sich weinend nieder — Ich weiß es, sagte sie leise — Sie betrogen mich nicht, ich betrog mich auch nicht — Unglücklich bin ich jetzt dennoch — aber ich habe keine Ansprüche, ich mache keine —

Er schritt im Zimmer umher, abwechselnd flammte und erlosch sein Blick: er rang nach Gedanken, und fand nur Betäubung. Jeanette unterbrach ihn nicht; nicht einmal mehr ihr leises Schluchzen störte die Finsterniß seines Geistes. Plötzlich war es ihm, als thürmten sich die Wände des Zimmers sturzdrohend über ihm zusammen; mit wenigen verworrenen Worten verließ er Jeanetten, und eilte hinaus.

Nachdem er auf einem Kaffehause im Gewühl

gleichgültiger Menſchen, die in ſeinen arbeitenden Zügen nichts als ein verdrüßliches Geſicht laſen, Faſſung geſammelt hatte, war es faſt zehn Uhr, als er zu den Seinigen zurückkehrte. Sie hatten beſorgt mit dem Eſſen auf ihn gewartet. Warum thatet Ihr das? fragte er — Ihr wißt, es ſchmerzt mich. Ihr braucht Ordnung, Ruhe in eurem Tagewerk —

So aus dem ſchweren Sturme in den ſtillen Zirkel von Fleiß, Liebe und Genügſamkeit geworfen, war ſein erſtes Gefühl ein wehmüthiges, dieſen Menſchen ſo fremd geworden zu ſeyn. Seine jüngeren Schweſtern vergaßen bei'm Anblick ſeines zerſtörten Weſens den Unmuth über die verfochte Suppe, ſie ſahen ſich fragend und erſchrocken an. Der Alte hatte gern auf ihn gewartet, und ihm freundlich entgegengeſehen; jetzt wendete er ſich langſam und traurig von ihm ab. Adelheit ſaß zunächſt bei'm Vater an ihrer Arbeit, ihr blaſſes Geſicht ſchien heiter, als hätte ſie über ſchweres Leiden geſiegt; Sie fuhr bei Auguſts Anblick zuſammen, faßte ſich aber plötzlich, und eilte zu ihm, um ihm leiſe zu ſagen: Zwinge dich, Auguſt! Schone den Vater, der ohnehin beſorgt iſt — Sie zog ihn, lauter redend,

näher zum Tisch: Wir haben gern gewartet, nicht wahr, lieber Vater? Wir sind bei dieser Gelegenheit bis Neu-Seeland gesegelt — Sie nahm die Reisebeschreibung, in welcher gelesen worden war, vom Tische, und beförderte mit erzwungener Heiterkeit des Vaters Gebet.

August faßte die Nothwendigkeit, seine Furien aus der heiligen Nähe dieses Greises entfernt zu halten. Er sah sich alle Mühe, in den Ton einzustimmen, den Adelheit angegeben hatte, und wenn es das Herz ist, nicht das kalte Geist gesellschaftlicher Höflichkeit, was solchen Zwang auferlegt, so gewinnt auch das Herz selbst unvermerkt dabei: die Sorge, andre nicht zu verletzen, besänftigt das Gefühl der eignen Wunde.

Ein jedes hatte nun dem Vater gute Nacht gesagt, aber August pflegte nach dem Abendessen noch zu bleiben; ein Schreibtisch, an dem er dann im Winter arbeitete, stand in dem großen Familienzimmer, und half Holz ersparen. So sehr er sich heute nach Einsamkeit gesehnt hatte, so hielt ihn das freundliche Angesicht des Vaters doch fest. Er setzte sich, wie gewöhnlich, an seinen Schreibtisch, und versuchte zu lesen. Der alte Werner ging still im Zimmer

wunder. Endlich ſtand er neben ſeinem Sohn — Burgdorf war bei mir, ſprang er an, in einem ſo viel möglich gleichgültigen Ton.

Deſſen Gegenwart macht niemanden froh! ſagte Auguſt, und blätterte in ſeinen Papieren.

Er iſt freilich nicht froh, aber froh zu machen ſucht er — Er hat die Johnſonſchen Dichter kommen laſſen, zwei Exemplare, eines für dich, das andre für ſeine Tochter —

Wozu das? — Des Mannes Behandlung iſt drückend. Gäbe ich nur den Punkt, wo ich mich einmal von ſeinen Wohlthaten befreien könnte!

Du nimmſt es falſch. Wie er ſo arm war als ich, theilten wir unſre Armuth mit einander. Seinen Reichthum konnte und ſollte er nicht theilen, aber was er thun konnte — mein guter Sohn! — was die meiſte Liebe nicht geben konnte — eine Erziehung, die dich zum Manne machte —

Zum Manne! — O Vater! .... — Und war es denn wirklich gut, daß ich ſo auf eine Laufbahn kam, die mich Bedürfniſſe kennen lehrte, zu deren Befriedigung ſeine Unterſtützung nöthig blieb? Ohne dieſe milden Beiträge, bald an Büchern, bald an dieſen oder jenen Dingen, wäre ich ein gewöhnlicher

Schreiber — — Das fühle ich so lästig, so zerstörend — besonders wenn ich so heimkomme, und die Schwestern ..... am Pult arbeiten sehe!

August! Sie arbeiten für ihren Vater, wie du auch thust, und er arbeitete lange genug für sie, um ihnen jetzt gern zuzusehen —

Wie ich, mein Vater — wie ich! — Meine Arbeit könnte jeder arme Tropf auch verrichten. Das dickte, leere Buchhaberwesen —

Diese Ansicht ist deiner nicht werth. Als du vor drei Wochen mit der Kommission in B. warst, und das Geschäft so zweckmäßig betriebst, das dir der träge Geheimerath ganz überließ — es thäte mir weh, August, wenn dir die Freude gleichgültig wäre, die ich empfand, wie der Präsident mir sagte; der Herr möge ihr Dank für diese Arbeit — — Sehr bewegt küßte August die Hand des Vaters; er fuhr fort: daß Kinder die Eltern so oft nicht verstehen! Ihr könnt uns so schmerzlich betrüben, ohne daß Ihr darauf achtet, und mögt nicht begreifen, daß ein solcher Augenblick uns für ein Leben voll Mühe lohnt —

Der gute Mann glaubte, in dem herzlichen Ausdruck der Vaterliebe, in der Rührung, die er auf seines Sohnes Gesicht las, den rechten Uebergang zu

funden zu haben, um ſchnell und ohne Umſchweife auf den unangenehmen Gegenſtand zu kommen, der ihm am Herzen lag. Er nahm Auguſts Hand: Höre, mein Freund — Burgdorf iſt beſorgt um dich, wegen des Fräuleins von St . . . —

Auguſt fuhr auf, als träte ihm ein Geſpenſt vor Augen — Beſorgt? Burgdorf? — Was ſoll das? Wer giebt ihm ein Recht, ſich um Verhältniſſe zu bekümmern, die nur mein Herz, meine Ehre angehen?

Je heftiger ſein Gewiſſen ſchlug, deſto ungeſtümer war der Ausbruch ſeines Zorns. Der Alte ſchüttelte unzufrieden den Kopf: deine Ehre, mein Sohn? Ich hoffe, daß ſie dort nicht ins Spiel kommen wird. Nach dem, was Burgdorf ſagt — und in der Verbindung, in welcher er die Leute kennt, ſollte er ſie lieber ſchonen —

Er ſchwieg, betroffen über das wilde Aufbrauſen des Sohns. Auguſt! ſprach er endlich nach einer langen Pauſe, mit dem Tone des väterlichen Ernſtes — liebſt du das Mädchen?

Mit irrem Blick ſah ihn Auguſt an, keines deutlichen Gedankens fähig. Er wiederholte die Frage — Nein, mein Vater! rief Auguſt — nein!

Ich liebe sie nicht — ich werde sie nie lieben! — Aber Burzdorf hat kein Recht, darnach zu fragen. Der meinem Herzen kein Glück geben kann, soll sich um mein Herz unbekümmert lassen. —

Genug, August — Ich bin zu alt, um deine Heftigkeit zu verstehen, und zu ertragen — Gute Nacht. Sprich mit deiner Schwester Adelheit. Sie hörte mit an, was Burzdorf sagte — deine Heftigkeit mißfällt mir.

August blieb lange in dumpfes Nachdenken versunken, nachdem der Vater mißvergnügt von ihm gegangen war. Mitternacht war vorbei, als er auf dem Wege nach seinem Schlafzimmer einen kleinen Lichtschein wahrnahm, der durch Adelheits Thüre auf die Treppe fiel. So wachte sie also noch zu dieser ungewöhnlichen Stunde? Ihr Bild, die Erinnerung an ihren Schmerz, war ihm plötzlich eine Rettung vor seinem verhaßten, verachteten Selbst. Er öffnete die Thüre, sie stand vor ihm; er schloß sie in seine Arme, und bat sie, ihm den harten Vorwurf zu vergeben, mit dem er sie vor einigen Stunden verlassen hatte. Erschöpft von Weinen, verbarg sie ihren Kopf an seiner Brust. Nicht erst in diesem Augenblick begannen diese Thränen zu flie-

ſen, ſie waren ihre Beſchäftigung geweſen in dieſer Mitternachtſtunde. Er beſchwor ſie, ihren Kummer mit ihm zu theilen — Konnte ich je deine Leiden fühlen, meine Adelheit, ſo iſt es heute! Bedurfte ich je deiner Liebe, ſo iſt es heute! Verſöhne mich mit mir ſelbſt durch dein Vertrauen! Gern will ich zugeben, daß dir Agathe mehr ſey als ich — es gewährt mir eine ſüße Täuſchung, ihr Herz dem deinigen ſo nahe zu wiſſen — aber nach ihr laß mich am nächſten ſeyn — Schweſter! Wenn ich dich lieben ſehe, ſo bin ich in Zweifel, welche von euch beiden meinem Herzen die unentbehrlichſte iſt —

Die zärtlichſten Liebkoſungen begleiteten dieſe abgebrochenen Worte. Sie ſtrebte vergeblich zu reden; es war, als öffnete jeder Verſuch, ihren Schmerz auszuſprechen, ſeine Quelle von neuem — Mich hält nicht Mangel an Vertrauen ab, ſagte ſie endlich matt — er hielt mich nie ab — aber ich hätte früher ſprechen ſollen, damit du mich begriffeſt — O mein Unglück forderte Tage, um erzählt zu werden — Und heute ſcheint es mir ſo klein, ſo gering geweſen zu ſeyn bis dieſen Tag; alles, was ich litt, war ſo gar nichts —

Ihr Gefühl überwältigte ſie; ſie warf ſich in des

Benders Arme und ſchluchzte — Ich war Mutter, und heute ſtarb mein Kind — mein armes verwahrloſtes, vernachläßigtes Kind!

Sie riß ſich los, und ſank konvulſiviſch weinend auf den Boden; hier blieb ſie knieend liegen mit verhülltem Geſicht. Auguſt ſtand erſtarrt; er wußte nicht, ob er die Worte der von Schmerz erſtickten Stimme wirklich verſtanden hatte, nicht ob er wache, oder ob ein Traum ihm dieſe ſchrecklichen Erſcheinungen vorſpiegle. Alles Unglaubliche, Ungeheure, ſchien ſich heute zu vereinen, um ihn niederzuwerfen. Doch in dem Zuſtand der Troſtloſen, die zu ſeinen Füßen lag, fand er endlich die Kraft, ſich zu faſſen. Er hob ſie auf, er bot ihr ſeinen Beiſtand, er bot ihr Schutz, Rache an. Nein, nein! ſagte ſie leiſe und langſam, und ſchüttelte ihr Haupt — ich habe keine Rechte, mir geziemt keine Rache — ich habe geliebt und mich hingegeben: Ihm folge kein Fluch — Im Grabe, im Grabe erkalte dieſes Herz, das ſo glühend liebte — O wie lieb iſt mir nun das Grab! Es bedeckt nun meine Schuld — bald decke es denn auch die Schuldige!

Die traurige Nacht vergieng unter Ringen nach Faſſung von ihrer Seite, unter männlich ſanfter und

kurzer Zuſprache von der ſeinigen; er verließ ſie bei anbrechendem Tage ruhig genug, um hoffen zu können, daß den Schweſtern, daß dem alten Vater keine Ahnung die unſeligen Geheimniſſe verrathen würde.

Frühe Thätigkeit in Pflichten, deren Uebung aus dem Herzen fließt, und in dem Herzen ihren Lohn findet, hatte Adelheit ſeit ihrem vierzehnten Jahre, da ſie ihre Mutter verlor, beſchäftigt. So war ihre Entwickelung nicht Werk des Unterrichts, der Klugheit, der Ueberlegung; ſie gieng in ihrem Innern vor, ſo wie auch die Theilnahme an dem, was August trieb, nachdem Burgdorf ſeiner erſten Jugend die veränderte Richtung gegeben hatte, nur in ihrem Inneren fortwürkte, und für die ältere Schweſter kein bald vergeſſenes Spiel geweſen war, wie für die übrigen Geſchwiſter. Sie bildete ſich, ohne ſich mitzutheilen, und ſpäter als bei andern Mädchen entſtand bei ihr das Bedürfniß der Mittheilung. Bis zu ihrem vier und zwanzigſten Jahre war ſie Pflegmutter ihrer Geſchwiſter, Haushälterinn ihres Vaters. Erſt als jene ſo weit herangewachſen waren, daß von Adelheits Geſchäft vieles unter ſie vertheilt werden konnte, erwachte bei

Mädchens Jugendgefühl, und mit ihm freilich der dunkle Schmerz, daß die ungenossene Blüthezeit schon auf der Flucht war.

Sie sah keine Männer, sie kannte keine, als ein Paar alte Freunde ihres Vaters, und die Helden in des Bruders Geschichtsbüchern. Ihr erstes Ideal glich an Leib und Seele ihrem August. Als er das väterliche Haus verließ, fühlte sie sich ihren Schwestern mehr wie zuvor entfremdet. Sie nahm die Bücher selbst in die Hand, von denen August sonst unter den Schwestern schwatzte. Bei einem ungebrauchten Herzen und der Kraft des reifenden Alters nahm sie alles innig auf, und alles schloß sich den Begriffen und Verhältnissen an, in denen sie aufgewachsen war. Sie hatte für andre gelebt — wer gab ihr, was sie andern gegeben? — Sie sann, ahnete, sehnte sich; ihr klarer Verstand verbarg ihr nicht ihre fliehende Jugend, die kleinliche Beschränktheit ihrer Lage: mit glühender Wange und nassem Auge flüchtete sie zu der Erfüllung ihrer Pflichten zurück.

Um diese Zeit zogen die französischen Ausgewanderten an, Deutschland zu überschwemmen, und einige von ihnen fanden sich auch in Adels-

Helts Vaterſtadt ein. Fermont war in früher Jugend zur diplomatiſchen Laufbahn beſtimmt geweſen, hatte zu dem Ende eine deutſche Univerſität beſucht, dort aber eben nur ſo viel gelernt, um jetzt bei der Langeweile in der kleinen Reſidenz auf den Einfall zu kommen, mehr zu lernen. Er bemühte ſich zunächſt um einen Lehrer; allgemein empfahl man ihm den redlichen alten Werner, deſſen Kenntniſſe eben ſo wenig verkannt als belohnt waren, und der mit gutmüthig eifriger Freude das Werk übernahm. Der junge Franzos ward nach Art ſeiner Landsleute bald einheimiſch in der kleinen Familie. Die jüngeren Mädchen, mit denen er ſchäckerte, kamen ihm bald ſo linkiſch, albern, ſchwerfällig vor, wie ihre übrigen Landsmänninnen, deren Mauſſaderie an ſeinem verzweifelten Entſchluß, ſich mit Studiren die Zeit zu vertreiben, großentheils Schuld war. Gegen Adelheit hatte er den nämlichen Ton nicht verſucht; als er einmal die Bemerkung machte, ſie ſähe gar nicht deutſch, ſondern wie eine Engländerinn aus, hörte ſie das ſo kalt an, und doch war ihr Erröthen ſo lebhaft, ihre Stimme war, bei dem ernſten Blick, doch ſo innig und

welch, daß es ihm zur Angelegenheit wurde, mit diesem Mädchen in ein näheres Verhältniß zu kommen. Einen Nebenbuhler zu verdrängen, oder die erste Liebe eines gebildeten Herzens zu gewinnen: das eine und das andre mußte nicht ohne Reitze seyn. Auch fesselte ihn die schöne hohe Gestalt, die reife Fülle bald mehr, als er auf den ersten Blick geahnet hatte. Fermont war kein planmäßiger Verführer, sondern nur ein Mensch, der sich gehen ließ. Die beschränkten und regelmäßigen Gewohnheiten, die einer förmlichen Intrigue Hindernisse in den Weg legten, die Treuherzigkeit des Vaters, der sich nicht einfallen ließ, daß die Unterhaltung seiner schönen Tochter dem artigen Franzosen angenehmer seyn könnte, als seine lehrreichen Diskurse, das bischen Neid der Mädchen über den Vorzug, den der muntere Fremde ihrer Schwester gab: das alles waren Elemente zu ganz artigen Romanensituationen, und Fermont machte sie sich zu nutze, gewann den Vater durch Wißbegier, versöhnte die Eitelkeit der Schwestern, während er bei Adelheit den Weg eines der Welt und der Weiber überdrüßigen Mannes gieng, der eine Freundinn zu

schätzen wußte, und in welchem die Freundinn einen Lehrer, Führer, Beschützer fand.

Furchtsam und innig hieng Adelheit dem Gefühl nach, das Fermont in ihrem Busen zur Reife brachte. Sie hätte die ganze Schöpfung, die sich mit glänzenderen Farben für sie schmückte, fragen mögen, ob es denn wahr, ob es denn wirklich wäre, daß ein andres Wesen für sie athmete, für sie lebte — für sie, die immer nur für andre gelebt hatte.

Das ist die innigste Liebe, die als Dankbarkeit empfunden wird; sie reißt am schnellsten über die Grenzen der Klugheit hin, denn das Herz glaubt die Klugheit undankbar nennen zu dürfen — und wenn das achtzehnjährige Mädchen muthig den sehnsuchtsvoll verlangten Kuß versagt, so wagt das Mädchen im acht und zwanzigsten Jahre nicht, sich zu sträuben: sie giebt sich der schmerzhaften Seligkeit hin, daß ihr Kuß noch Werth hat für einen Mann, sie giebt sich mit wundem Selbstgefühl dem endlosen Kampfe zwischen dem Verstand und dem Herzen hin, bis die Reue jenem die Hand bietet, und beide endlich das arme Herz zertreten.

Adelheit schmeichelte sich nie, Fermonts Gattinn zu werden; nie sprach er von Ehe mit ihr. Sie erkannte jede Gefahr, die ihr drohte: mit Beben durchdrang sie die erste, nur halb entrissene Liebkosung; in stiller Verzweiflung wankte sie aus ihrem Gärtchen nach Hause, an dem Abend, wo die wehmüthig zugestandene Umarmung sie unwiderruflich dem Elend preisgab. Er hat dich nicht verführt! rief es in ihrem Innern — du hast nichts von ihm zu fordern, du kannst nichts von ihm erhalten —

Dohlers Freiwerberei und ihrer Schwester Charlotte Vermählung waren in jener Zeit vorgegangen; sie hatten zufällig zu Adelheits Fall beigetragen, durch Abweichungen von der alten häuslichen Ordnung, durch Besuche, Einkäufe und dergleichen, wovon die jüngern Schwestern die Besorgung eifrig übernahmen, und ihr die einsame Sorge für Haus und Gärtchen gelassen hatten. Welche schwarze Gedanken mußten da das ernste Gemüth füllen, auf welches das eigene und der Schwester gleich grenzenloses Elend mit Zentnerschwere fiel, jenes von der Rache der verletzten

Sittlichkeit verhängt, dieſes von der Sittlichkeit verſchuldet.

Sie ſollte den Kelch bis an den Boden leeren. Es regte ſich unter ihrem Herzen ein Leben, das ſie anklagte. Dem gewöhnlichen Lauf der Dinge zuwider, aber zwiſchen dieſen beiden Menſchen ſehr natürlich, war ſie gegen Fermont erkaltet, während er der alte blieb: der Mann von Ehre und Welt, der ſich keiner Verantwortlichkeit bewußt war, der an ihrer Lage theilnahm, wie man nur an einer fremden Lage theilnehmen kann, der mit Verſtand, mit Erfahrung, tröſten und rathen wollte — und ſo ihr ein Gefühl von Abſcheu und Verachtung gegen ihn und ſich ſelbſt einflößte, von dem es in der Tiefe ihres Unglücks noch Seligkeit für ſie war, ſich befreit zu ſehen, als ſeine Prinzen ihn unter ihre Fahne riefen. So war, ſo blieb ſie denn allein mit ihren Qualen, mit ihren wechſelnden Entſchlüſſen für die Zukunft. Auf die erſten ſchrecklichen Vorſätze kalter Verzweiflung folgte freilich das Beſtreben, ihren Zuſtand zu verbergen. Was aber endlich? — Wohl hätte ſie ſich gern ergeben in alle Schmach, die ihrer wartete, gern noch als Mutter verſöhnt,

was sie als Mädchen verbrochen. Aber ihr alter Vater! — Endlich erinnerte sie sich, daß ein braver Handelsmann vor nicht gar langer Zeit ein neugebornes Kind auf seiner Schwelle gefunden, daß er es aufgenommen hatte, daß er es erzog, daß dieses kleine Geschöpf der Liebling der kinderlosen Eheleute war. Aber die Ausführung! — Oder würde ihre schwache Hand nicht vermögen, sich und das dem Jammer geborne Wesen schnell in die Nacht des Grabes zu senden, wohin die Stimme der Schande nicht reicht?

Am liebsten war ihr die Hoffnung, daß der Tod von selbst alle diese Zweifel mitleidig lösen, und sie unbeschimpft zur Ruhe führen würde. Da lauschte denn die Arme auf jede schmerzliche Empfindung, mit welcher die Natur die Mutterfreuden erkaufen läßt, und schmeichelte sich thöriger Weise, sie verkünde den rettenden Tod. Dem Zufall jeder nächsten Stunde sich überlassend, wurde sie bis an's Ende wunderbar vom Zufall begünstigt. Tausend Kleinigkeiten im täglichen Leben der Ihrigen schienen sich absichtlich zu vereinigen, um Verdacht und Entdeckung zu verhindern. Der entscheidende Augenblick nahte: sie arbeitete wie

sonst, putzte die Zimmer, machte des Vaters Bett, knüpfte ihm zum Ausgehen den altväterischen Haarbeutel ein, fütterte das Federvieh, und bedachte jedes Hausgeschäft mit der lange gewöhnten Sorgfalt, indeß eine Hölle von Schmerz und Angst in ihrem Innern wüthete. Nur erschreckte wohl einmal den einen oder den andern ihrer Angehörigen die eiskalte Berührung ihrer Hand bei ihren brennenden Wangen, und der Vater fürchtete, daß bei ihren angegriffenen Nerven ihr Gehör zu leiden anfienge, denn sie sah zuweilen den, der zu ihr sprach, starr an, ohne seine Worte zu vernehmen: der Schrei der Verzweiflung in ihr übertäubte die äußere Stimme.

An einem Sonntag Morgens fiel es keinem der Hausgenossen auf, daß die Kränkelnde in ihrem Bett blieb. Alle waren in der Kirche, als ihrem Schooße sich ein gesunder Knabe entwand. Mit tödlichem Schauder und namenlosem Entzücken ergriff die Mutter das Kind. Fern war jeder Mordgedanke von ihrer Seele, und der unglaublich glückliche Zusammenhang aller Umstände, die schnell vorübergegangnen Schmerzen, die unbegreifliche Kraft, die sie im nächsten Moment

fühlte — waren es nicht lauter Fingerzeige der Vorſehung, die ihr auch die Schande erſparen wollte? Sie badete das zierliche Geſchöpf mit dem Trinkwaſſer, das im Zimmer ſtand — und mit ihren heiſſen Thränen! Sie wickelte es ein, und wankte auf einen Winkel des oberſten Bodens, wo ſeine kleine Stimme nicht gehört werden konnte. Dort erhielt ſie es drei Tage mit Milch und Zucker — in der Nacht des vierten Tages ſchlüpfte ſie hinauf, betete neben dem ruhenden Kinde, drückte es an ihr Herz, und eilte wie auf Flügeln vor Burgdorfs Gartenthüre, wo ſie es hinlegte, und ohne zu wiſſen, wie es geſchah, ſich athemlos, troſtlos, wieder auf ihrem Zimmer befand.

Und das wäre alſo ihr Entſchluß geweſen, und ſie hätte jenen Vorſatz: der Mutterpflicht die Furcht vor der Schmach zu opfern, aufgegeben? — Nein, nein! Monate lang, und dieſe drei ſchreckliche Tage lang, hatte ſie es tauſendmal gefühlt, daß ſie ihr Kind, wenn man es ihr im Angeſicht der ganzen Stadt vorhielte, freudig anerkennen würde, daß ſie ſich demüthig unterwerfen und muthig dulden würde. Zugleich aber

ſpannen ſich tauſend unſichtbare Fäden an, an deren zuletzt dieſe That hieng, und ſie hatte unbedacht ihr Kind fremder Barmherzigkeit übergeben.

Am Abend dieſes Tages brachte Burgdorf Nachrichten von Auguſt, die unter dem ganzen Zirkel Freude über den treflich gedeihenden Jüngling verbreiteten. Zitternd erwartete Adelheit, noch etwas anders aus Burgdorfs Munde zu hören, und ſaß im dunkelſten Winkel des großen Familienzimmers. Ihr Herz ſtockte, wie er noch nichts geſagt hatte, und ſchon den Hut ergriff, um zu gehen. Aber er kehrte wieder um, und erzählte mit ungewöhnlicher Munterkeit den Fund, den — nicht er, ſondern ſeine Agathe gethan hatte, die dieſen Morgen die Sonne im Garten aufgehen ſehen wollte. Seine launige Erzählung war ein lebhaftes Bild der unſchuldigen Freude und Theilnahme Agathens, die ihren Vater für das verlaßne Geſchöpfchen gewonnen hatte; ſie wollte den Kleinen über die Taufe halten, Theodor war der Name, den ſie ihm zudachte; ſchon war er bei der Behörde angezeigt, und einer Amme in Burgdorfs nächſter Fabrik übergeben.

Ein solcher Erfolg schien der mit unaussprechlicher Bangigkeit horchenden Mutter ein Pfand, daß sie den Willen einer gütigen Vorsehung nicht mißverstanden hätte. Von diesem Augenblicke an war ihr Leben eine Reihe von behutsamen Bemühungen, von dem Kinde und seinem Gedeihen zu hören, und von Plänen, sich ihm einst nahen, ihm etwas seyn zu können. Jene wurden ihr immer mehr erschwert, indem sich Burgdorf immer seltener im Wernerischen Hause sehen ließ, und unter dem Vorwand der Neugierde das Kind in der Fabrik aufzusuchen, hatte sie desto weniger Muth, mit je lebhafterem Entzücken der Gedanke, es einst wiederzusehen, ihr Herz bewegte. Aber ihre Hoffnungen für die Zukunft ruhten vornehmlich auf dem abwesenden Bruder; alles, was sie aus der Fremde von ihm hörte, schien ihr, wenn er einst zurückkehren würde, einen Vertrauten, einen väterlichen Mitpfleger und Beschützer ihres Verstossenen in ihm zu verheißen.

Ein wunderbares Ganzes bildeten die vier Jahre, die in dieser Lage verflossen, aus Adelheits Wesen. Die stille, ruhige Erinnerung an

den Mann, der ihr Schickſal beſtimmt hatte, lehrte ſie ſein ganzes Geſchlecht und das Loos des ihrigen ſo wahr, wie ein unſchuldiges Mädchen es nie, und ſo rein, wie ein gefallenes Mädchen es ſelten kann, erkennen. Sie berechnete Fermonts Liebenswürdigkeit, die vielen Fälle, wo er als Mann, als Menſch ſchätzbar erſchienen war; klar ſtanden die Grenzen vor ihr, welche Erfahrung von Selbſtſucht, Verachtung des Vorurtheils von frevelhaftem Eindruch in fremdes, an die Geſetze der Geſellſchaft gebundenes Glück, Verfeinerung von Verderbniß, Freiheit der Denkungsart von Fühlloſigkeit des Herzens — ſcheiden ſollten, aber ſo ſchwer zu ſcheiden vermögen. Weit entfernt, die Männer für Teufel zu halten, geſtand ſie ihnen nicht einmal zu, daß ſie tugendhaften Mädchen, die ihre nächſten Pflichten ſtreng erfüllten, gefährlich ſeyn könnten; ein verführtes Mädchen war in ihren Augen ſtets der ſchuldige Theil, denn ſie mußte ſich ſelbſt mehr betrogen haben, als ſie betrogen worden war. Doch wußte Adelheit zugleich, wie viel mehr bei dem Weibe die Sinnlichkeit Liebe, als die Liebe Sinnlichkeit iſt, ſie wußte, mit wie keuſchem Herzen das Weib

ſündigen mag, und ſo hätte ein verführtes Mädchen keine zärtlichere Freundinn als ſie, keine, die eifriger bemüht geweſen wäre, ihr das verlohrne Kleinod der Selbſtachtung wiederzugeben, aber auch keine finden können, die das Geſetz der Sitte heiliger geehrt hätte. Ach, jener Augenblick, wo ſie unter der tödtlichen Angſt vor Entdeckung, die Seligkeit, Mutter zu ſeyn, empfand, hatte ſie das Glück würdigen gelehrt, welches die Natur nur im Bunde mit Sitte und Geſetz dem Weibe rein und ganz gewähren will!

Dieſes Weib-Mädchen war es, deſſen Erſcheinung den Bruder ſo ſeltſam traf, als er ſein väterliches Haus wieder betrat. Auch Adelheit hatte nicht berechnet, daß der Uebergang von der mütterlichen Liebe und Vertraulichkeit, die von ihr zu ihm Statt hatte, als er von den Seinigen ſchied, zu dem ſchweſterlichen Verhältniß, dem ſie jetzt ſo ſehnſuchtsvoll entgegenſah, ſich nicht ſogleich von ſelbſt machen würde. Schmerzlich betroffen fühlte ſie, daß, je mehr ſich Auguſt ihr näherte, je unmöglicher es ihr wurde, ſich ihm zu entdecken. Das Leidenſchaftliche ihrer Empfindung in ihrem Verhältniß mit dem geliebten Bruder

beunruhigte ihr Gewiſſen, bis ihr Gefühl, als ſie ſeine Liebe für Agathen wahrnahm, ſie von der Reinheit ihrer ſchweſterlichen Liebe überzeugte. Eine dunkle perſönliche Rückſicht ließ ſie weder Anfangs, da es nur Agathens Reichthum war, was Auguſts Anſprüchen im Weg ſtand, noch auch ſpäterhin, bei der Entdeckung ihrer Verbindung mit dem Grafen, alle Hoffnung verlieren, daß Auguſts Liebe einſt noch belohnt werden könnte. Als ſie zuſammenkamen, zog Agathen eine Empfindung zu ihr hin, die ſie ſich ſelbſt als Achtung für die Lieblingsſchweſter ihres unglücklichen Freundes erklärte. Adelheit aber drückte in ihr nicht blos die Geliebte ihres Bruders, ſondern auch die Pflegerinn ihres Theodors an ihr Herz. Rührend war es, wie die beiden Mädchen ſich nicht alles ſagten, was ihr Inneres füllte, und doch ſo innig einander vertrauten. Adelheit lichte Agathen mit der Zärtlichkeit einer Mutter, und darum durfte ſie der unſchuldigen Tochter ihr trauriges Geheimniß nicht offenbaren. Aber das Bewußtſeyn der Schuld, die ſie verhehlte, gab der überlegenen Weisheit, mit welcher ſie ihr wahres Verhältniß zu dem Grafen

und zu ihrem Bruder deutlicher in ihrem Herzen las, als sie selbst es ausdrücken konnte, eine unwiderstehliche Milde.

Von dem kleinen Fündling war zwischen den beiden Freundinnen oft die Rede. Mit herzlicher froher Theilnahme pflegte Agathe von ihm zu sprechen, wie er so munter und gesund sey, was sie mit ihm vorhabe, wenn er zu einem nützlichen, braven Menschen heranzewachsen seyn werde — und es war denn nicht blos die weibliche, es war auch mütterliche Scham, die Adelheit schweigen hieß von Rechten, deren sie sich begeben hatte. Eines Tages erzählte Agathe mit heiterer Zuversicht, sie hätte mehrere Arbeiter in ihres Vaters Fabrik beredet, ihren Kindern die Blattern einimpfen zu lassen, und dem kleinen Theodor wären sie auch eingeimpft. Adelheit erblaßte; sie suchte ihre Bewegung bei dieser Nachricht hinter die düstere allgemeine Bemerkung zu verbergen, wie leichtsinnig der Mensch sich der Gefahr aussetzte, sichern Tod zu geben, um vor möglichem zu bewahren. Agathe erstaunte, daß ihre vernünftige Freundinn in einem Punkte, der für so ausgemacht angesehen wurde, so verschieden von

ihr denken könnte. — Nun, ſagte ſie lächelnd, wenn die Kleinen die üble Plage überſtanden haben werden, gebe ich den Eltern ein Feſt, und nehme Sie mit Gewalt hinaus, damit Sie — Sie Unglücksprophetinn! — die dem Tode Hingegebnen im lebendigſten Leben ſich auf dem Graſe wälzen ſehen. —

Welche Erwartung für die arme Adelheit! Nach fünf Jahren ſollte ſie das geliebte Geſchöpf wiederſehen — Sie durfte ſich das namenloſe Gefühl nicht denken, nur die Mittel, es zu verbergen, mußten ſie beſchäftigen. Aengſtlich bewachte ſie Agathens Blick und Ausdruck, als ſie zum erſtenmal wiederkam. Agathe erwartete ſorglos den kritiſchen Tag, der jetzt nahte. Er war verfloſſen, und noch hatte ſie Agathen nicht geſehen. Am folgenden Abend ſaß Adelheit in banger, ſehnſuchtsvoller Erwartung, als Agathe raſch hereintrat, heftig bewegt, aber entſchloſſen ihre Hand faßte — Zwei, ſagte ſie, waren dem Tode geweiht. — Theodor....

Adelheit war aufgeſtanden; bleich wie ein Marmorbild hatte ſie die erſten Worte Agathens angehört: jetzt riß ſie ihre Hand los — O mein Kind! mein armes Kind! — — Agathe

trat erstarrt zurück — — Die Unglückliche hob die Hände gerungen zum Himmel: Ja, ich bin seine Mutter — ich gebar ihn; hier, hier in diesem Zimmer, benetzten ihn meine Thränen — ach er sah seitdem keine Mutterthränen fließen! Ein schimpfliches Leben war alles, was ich ihm gab — Sie, Sie waren seine Mutter — Sie allein! Er wird mich dort nicht kennen, wenn ich ihm rufe: Sohn — er wird sich von mir zu einer Fremden wenden —

In diesem schrecklichen Augenblick war es, daß August seine Schwester und Agathen überrascht hatte. Alles, was ein edles und gesundwelkes Herz vermag, ward von Agathen angewendet, um ihre trostlose Freundinn aufzurichten. Sie drang ihr das Versprechen ab, nach ihres Vaters Tod mit ihr zu leben, sich in keine andere Abhängigkeit zu begeben, als in die der Freundschaft — Man sagt, sprach sie erröthend, Dein Bruder werde um Fräulein Jeannette von St... Möge sie ihn glücklich machen! Möge nur sein schönes Herz sich nicht täuschen, und den Ehrgeiz ergreifen statt der Liebe! Die Familie soll sehr stolz seyn — Aber sey Du, bleibe Du mein! Laß uns Schwestern seyn, laß mich Dir deinen August ersetzen, wenn er ....

Auch von dieſen Aeußerungen wurde Auguſt durch ſeine Schweſter unterrichtet, in jener Nacht, die auf den ſtürmiſchen Tag folgte. Je mehr ſie aber dazu gemacht geweſen wären, die Hoffnungen, gegen welche er ſich ſträuben zu müſſen glaubte, dennoch in ſeinem Herzen wieder zu erwecken, deſto heftiger erwachte in ihm der Unmuth über die ganze Lage, in der er ſich ſeit wenigen Stunden befand. In der Einſamkeit ſammelte ſich der bittere Ingrimm von neuem, den nur die Theilnahme für die unglückliche Schweſter verdrängt hatte. Als er ſie am andern Morgen wiederſah, ſprach er von Rache, von Erich, fragte dringend, ob ſie nichts von Fermont wiſſe. Mit ohne Stolz, obgleich ſanft, antwortete ſie ihm: Ich verleugne in dieſem Augenblick meinen Auguſt. Jener Mann hat mir keine Rechte hinterlaſſen, und hätte ich Verſprechungen von ihm gehabt, ſo würde ich ſie ihm bei ſeiner Abreiſe zurückgegeben haben. Ich weiß nichts von ihm, und will nichts von ihm wiſſen. Er könnte heute in dieſes Haus treten, ich hätte Ruhe, ihn als einen Gaſt zu empfangen. Wenn mein Kind gelebt hätte, und er wäre im Fall geweſen, es unterhalten zu können — ſo wä-

he ich es vielleicht als ein Almosen angesehen haben, zu dem er näher verpflichtet gewesen als ein anderer....

Wie, Adelheit? Ein Verführer hätte keine Pflicht gegen das Mädchen, das....?

Ja noch nicht verführt.

O meine Schwester — ist deinem Herzen wohler bei dieser Antwort?

Kein Mädchen wird verführt, ohne auch selbst zu verführen. — Fermont verführte mich nicht. Hätte ich widerstanden, dann hätte er zu verführen gesinnt und es wäre ihm nicht gelungen. — Als ich ihn kennen lernte, war die Liebe bei mir im Herzen geblieben; ich konnte sie .... um alles, was ich besaß, und mir ward dafür die Einsicht, daß ich sie nicht gekannt hatte, und meinen dahin gegebenen Reichthum nicht!

Und er wäre die, für deine Treuherzigkeit wenigstens, keinen Ersatz schuldig?

Ersatz, August? — Wofür? Er nahm, was ihm gegeben wurde.

August schwieg finster. Sein Verhältniß zu Jeannetten stand vor seinen Augen, und er glaubte vor den Folgen.

Wiederum nur episodisch dem Schicksal unsrer Freunde eingewebt schien ein Ereigniß, welches in diesen Tagen das traurig widrige Räthsel von Margarethens Wesen endlich löste. Ihr Gemüthszustand war für unheilbar erklärt worden, und es wurde Anstalt getroffen, sie außer dem Hause menschlich und anständig unterzubringen. Sie hatte hellere Augenblicke, in denen sie selbst einsah, daß sie der Wirthschaft nicht länger vorstehen könnte. An dem Tage, wo sie ausziehen sollte, wurde August durch Burgdorf aufgefordert, sich als gerichtlicher Zeuge bei der Inventirung ihrer Habseligkeiten einzustellen. Man erklärte ihr, worauf es ankäme: sie schien noch ganz ruhig, sprach viel und verworren, machte aber keine Anstalten zu dem, was man von ihr erwartete. Einige Bemühungen, sie anzutreiben, schienen eine Aengstlichkeit bei ihr hervorzubringen. Die Zeit verging, ein Schrank in dem Zimmer, in welchem man sich befand, enthielt einen Theil ihrer Effekten; es wurde Befehl gegeben, einen Koffer aus ihrer Schlafkammer herbeizuschaffen, wo die übrigen aufbewahrt seyn mußten. Die Absicht war, sie alle die Dinge, deren sie benöthigt

seyn möchte, aussuchen und zusammenpacken zu lassen, und ihr das Ueberflüssige, nach genommenem Verzeichniß, getreu aufzubewahren. Kaum erblickte Margarethe den Koffer, so fuhr sie mit allen Zeichen des Schreckens auf, und fragte, was man damit vorhätte. Man erklärte ihr von neuem, man bat sie freundlich um die Schlüssel: zugleich legte Burgdorf die Hand auf einen Bund Schlüssel, den sie während der Verbandlung neben sich in ein Arbeitskörbchen gesteckt hatte. Da verlohr die Unglückliche alle Fassung; sie fiel rasend über Burgdorf her; man riß sie los, redete ihr zu: alles war umsonst; nur Krämpfe, die ihre Wuth unterbrachen, ließen den Umstehenden zu, sie auf ein Bett zu bringen. Während Agathe ihr Hülfe leistete, rieth August, das Geschäft, bei welchem Margarethe nicht im Stande sey mit Hand anzulegen, schnell abzuthun. Man öffnete den Koffer; verschiedene Kleidungsstücke waren schon herausgenommen, als aus einem derselben ein silbernes Tischbesteck und das ehemals für gestohlen gehaltene Granaten-Halsband auf den Boden fielen. Burgdorf hob beides bestürzt auf, und schien nachzusinnen; in-

pessen fuhr Margarethe, gleichsam durch das Geklingel auf dem Fußboden erweckt, aus ihrer Betäubung auf, und sah mit starrem Blicke zu, wie nun ein Stück nach dem andern, lauter Dinge, die seit vielen Jahren vermißt, und für gestohlen oder verloren gehalten worden waren, aus dem Koffer gelangt wurden. Agathe traute ihren Augen nicht, wie sie dieses Tischtuch, jenes silberne Salzfaß, hier silberne Schaumünzen, die sie als Kind geschenkt bekommen, dort Spitzen, die ihrer Mutter gehört hatten, wieder erkannte.

Finster und niedergeschlagen stand Burgdorf, die Hausgenossen zischelten einander betreffen zu, als die Kranke plötzlich von dem Bett aufsprang, ihrem Herrn zu Füßen stürzte, und mit herzzerreißender Stimme rief: das, das ist der Grund meiner Raserei — So lange ich bei Ihnen lebte, betrog ich Sie und Gott — Die Sünde hatte mich gerackt! Ich mußte nehmen, mußte stehlen, und betrügen und lügen, und im Kampfe mit dem Bösen ging mein Verstand verloren — Thun Sie nun mit mir, was Sie wollen. Sperren Sie mich ein, liefern Sie mich den Gerichten aus — Ich stehle seit ich denken kann, ich werde stehlen, so

lange ich lebe — Ich kann — kann es nicht laſſen —

Doch hinweg von dem empörenden Paroxysmus einer der wunderbarſten Seelenkrankheiten! Auf dieſen Augenblick von Bewuſtſeyn folgte die traurigſte Zerrüttung, durch welche ſie, bis zu ihrem Tode, der an dem ihr angewieſenen Zufluchtsort bald erfolgte, der Reue wie der Beſſerung überhoben wurde. Burgdorf hatte ihr Bekenntniß mit Entſetzen angehört; er that mit erzwungener Beſonnenheit einige Fragen über Zeit und Umſtände eines und des andern Diebſtahls, um, wie es ſchien, die Wahrheit ihrer Selbſtanklage zu prüfen. Auguſt war ſodann beſchäftigt, ſie hinwegzuſchaffen; als er nach kurzer Abweſenheit wieder in das Zimmer trat, eilte ihm Agathe entgegen. Beruhigen Sie doch meinen Vater! ſagte ſie ihm leiſe — Der Auftritt hat ihn ſo angegriffen, daß er ſich mit dem armen Weibe zu verwechſeln ſcheint, und fürchterliche Beſchuldigungen gegen ſie ſelbſt ausſtößt — — Burgdorf erblickte ihn, und rief wild: Habt doch Geduld! Ich will ja alles erſetzen. Gebt mir nur Friſt — führt

mich nicht dahin, wo Ihr die Elende hinschickt — O um dieser Unschuldigen willen.....«

Agathe war mit einem Schrei des Schmerzens in Auguſts Arme gestürzt, als suchte sie dort Hülfe. Burgdorf hielt inne; nachdem er sie beide einen Augenblick betrachtet hatte, rief er wieder heftig aus: Du, Agathe, Du könntest ..... Ein plötzlicher Schrecken schien ihm sein Bewußtseyn wiederzugeben; er bedeckte seine Stirne mit beiden Händen; dann erklärte er matt, er brauche Ruhe, er fühle sich sehr angegriffen, und verschloß sich in sein Zimmer.

Von allem, was vorgegangen war, von allem Widrigen, Aengstlichen, Unbegreiflichen der Auftritte dieser Stunde, wußte August nichts mehr, wie er sich entfernte, als daß Agathe an seinem Busen Trost gesucht hatte. Er eilte allein zu seyn mit dieser einzigen, theuern Erinnerung. Kaum war er aber auf seinem Zimmer, als ihm Adelheit ein Billet brachte; es komme, sagte sie ihm, aus dem Hause der Baronin, und man sey schon zweimal da gewesen, um Antwort zu holen. August warf das Papier unwillig auf einen Tisch; er zog seine Schwester neben sich, wie

dem innigen Schweigen, das bei Menschen, die man liebt, statt Mittheilung dient. Sein Unmuth bei einer Botschaft aus jenem Hause war ihr nicht unangenehm; doch zeigte sie nach einer Weile mit einem bittenden Blick, und indem sie seine Wange streichelte, auf das Billet. — Er drückte ihre Hand an seinen Mund. Nun ja! rief er — ob es gleich grausam ist, meinen schönen Traum so zu stören, so ..... zu besudeln —

Er riß zögernd das Papier auf. Nachdem er die ersten Zeilen gelesen hatte, trat er abwärts von seiner Schwester. Ich gehe, Bruder, sagte sie, wenn du etwas zu bestellen hast, so rufe mich. — — Er winkte ihr stillschweigend, sie möchte bleiben, las fort, blickte dann, wie in seine Gedanken verloren, abwechselnd auf das Papier und auf Adelheit — endlich, nach einigem Kampf, reichte er ihr das Blatt, und gieng mit untergeschlagenen Armen umher. Adelheit las den Zettel, der ohne Unterschrift war:

„Ich hatte beim Nest, sie diese Tage zu erwarten. Habe ich aber verstanden, was Sie mich als Ehre ansehen lehren, so kann es Ihre Absicht nicht seyn, mich ganz zu vernachläßigen.

Ohne einen dringenden Umstand hätte ich mich ruhig gehalten, bis Sie gekommen wären. Ich muß aber Ihre Meinung wissen über eine Sache, wegen deren ich Sie schon an eben dem Abend um Rath fragen wollte, der..... Die Kammerfrau hatte bei meiner Mutter Toilette das Geheimniß belauscht, und ich hatte es von ihr erfahren. Herr von G.., ein reicher, ziemlich bejahrter Landedelmann aus T., der vor einigen Wochen wegen eines Prozesses hier war, und mich zwei oder dreimal sah, hat um mich angehalten. Die Unterhandlung mag früher angeknüpft worden seyn. Lore hörte, daß der Brautwerber, auf einen Vorwurf, den Mama ihm machte, versicherte, Herr von G.. hätte eine Person, mit der er bisher lebte, fortgeschickt, und ein Paar uneheliche Kinder versorgt. Er sagte, jene Verbindung hätte keinen andern Grund gehabt, als den bisherigen Vorsatz des Herrn von G.., nicht zu heirathen. Lore kannte den Brautwerber nicht. Mama schien die Sache schon ganz abgethan zu haben.

„Am folgenden Tag sprach sie selbst mit mir, und kündigte mir kurz und gut an, den nächsten Sonnabend — das ist morgen — würde ich mei-

nen Bräutigam zu empfangen haben. Sie wissen wohl, daß ich nicht gewohnt bin, der Mama zu antworten. Ich sehe auch nicht ein, was anders geschehen kann, als daß ich gehorche. Aber Rath möchte ich doch von Ihnen haben — Indem ich Ihnen schreibe, fühle ich zum erstenmal, wie schrecklich das ist, was Sie mir mit einer Lebhaftigkeit sagten, die ich nicht begrief: ohne Unschuld des Herzens gebe es kein Glück — Ich weiß wohl, wann Sie mir das sagten: es war in Augenblicken, wo Sie in Ihrem Innern ahneten, daß ich sie schon verloren haben möchte —

„Ich schäme mich noch mehr, Sie zu einer Vergessenheit Ihrer selbst hingerissen, als selbst mich um Ihre Achtung gebracht zu haben. Sie haben sich keinen Vorwurf zu machen, als den der augenblicklichen Schwäche. Ich bin verdorbener, als Sie es wußten. Hätten Sie nachgeforscht, ich würde Ihnen nicht geheuchelt haben — Selbst anklagen konnte ich mich nicht. Meine Sinne waren an dem Augenblick gefesselt, von dem ich wohl dunkel fühlte, daß er Sie von mir losriß.

„Jetzt also: soll ich thun, was meine Mutter

von mir verlangt? Ich verstehe die Wirthschaft, ich verschwende nicht, ich werde Herrn von G.. die Befreiung aus einer verhaßten Sklaverei zu verdanken haben — ich denke fast, ich werde eine gute Frau seyn.

„Auf Sie mache ich keine Ansprüche — Ich möchte Ihnen nicht angehören. Der Abscheu, mit dem Sie mich jenen Abend verließen, hat mir sehr weh gethan; aber er hat mich belehrt, was mir Noth thut, damit ich — nicht sehr schlecht werde.

„Sollte es Unrecht, unbedingt Unrecht seyn, daß ich Herrn von G.. meine Hand gäbe, so.... Aber er schickt eine Maitresse fort. Daß er nicht jung, nicht schön, nicht liebenswürdig ist, freut mich, ob ich gleich nicht recht weiß warum. denn ich wünsche, ihm doch gut zu werden. Ich glaube, ich könnte meine Pflichten ordentlich erfüllen. Sollte ich indessen Töchter haben, so möchte ich sie in bessere Hände geben, als in denen ich war, und als wohl auch die meinigen seyn würden. Ich habe ein dunkles, aber peinliches Gefühl von Verächtlichkeit —

„Lore soll diesen Brief bei Ihrer Schwester Adelheit lassen, wenn Sie nicht zu Hause sind.

Auf alle Fälle wünschte ich sehr, heute noch etwas von Ihnen zu hören. Ich möchte doch gern besser werden — Da dünkt mich, es wäre nicht Recht, wenn Sie mich so verachteten."

Adelheit gab ihrem Bruder den Brief zurück; sie legte mit niedergeschlagenem ernstem Blick ihren Arm in den seinigen, und gieng eine Weile stillschweigend neben ihm her — Es konnte sich nicht glücklicher treffen, sagte sie endlich, im bloßen Gesprächston, der weiterhin schneidend, aber nicht leidenschaftlich wurde — ich glaube nicht, daß Herr von G.. gerade dieses Mädchen, gerade die Tochter der Frau von St . . . gewählt haben würde, wenn er ein Mann wäre, bei dem es ihr von einer gewissen Seite schwer fallen könnte, eine nützliche, reatliche Frau zu werden. Durch Dich hat sie einen Eindruck empfangen, der ihr dazu behülflich seyn kann. Heirathete sie nicht, so würde eben dieser Eindruck . . . . sehr verderblich für sie werden können.

Gott! Ein Augenblick — der in meinem Kopfe, in meinem ganzen Wesen, sich an keine Vergangenheit und an keine Zukunft reihte!

Lieber Freund, alles was wir thun, führt seinen Lohn mit ſich. Ich wäre nicht ſo gefaßt bei dieſer Entdeckung, wenn ich nicht in deinen Mienen läſe, daß dein Gefühl dich büßen läßt — Auguſt! Unſre Fehltritte ſind Sproſſen auf der Leiter der Vollkommenheit, oder Bleilaſten, die uns zur Erde niederdrücken — du wirſt edler werden um dieſes Vergehens willen — Jetzt aber kommt es darauf an, Jeannettens Entſchluß zu beſtimmen —

Hat ſie das Recht, dieſen Mann zu betrügen?
Sie war nicht unſchuldig vor jenem Abend.
Wenn aber jener Abend . . . . —

Auguſt konnte die demüthigende Sorge nicht ausſprechen. Es giebt Fälle, hob Adelheit kalt an — es ſind die ſchrecklichſten im menſchlichen Leben — wo wir das Schickſal gleichſam perſönlich in uns dargeſtellt ſehen. Der Nebel, in den ſich die Dinge ſonſt vor unſerm Blicke hüllen, ſcheint verſchwunden; wir könnten uns dann die Wege unſrer Zukunft ſelbſt vorzeichnen, wenn wir den Muth hätten, die ſeltene Klarheit zu ertragen, die nur das Element höherer Geiſter iſt. Wie aber, wenn Jeannette gewöhnlicher geweſen

wäre, und den Mann geheirathet hätte, ohne dich zu fragen — wenn auch du gewöhnlich genug gewesen wärest, es ohne Bestürzung zu erfahren? Und woher schriebe sich denn deine Pflicht, ein Mädchen zu deiner Gattinn zu machen, weil sie ihrer Mädchenwürde vergaß?

Gott, Adelheit! Wie hart!

Nein, sagte sie dumpf — nur streng sittlich! — Du sollst nicht muthwillig dein Leben vergiften, weil du in der Trunkenheit an der Giftpflanze hinstreifetest. Herr von G.. kann eine Gattinn an ihr erhalten, die ihm taugt; du aber — Der Mann, der mit Bewußtseyn ein solches Mädchen heirathet, darf den Gatten nicht verachten, der sich von dem Schänder seiner Ehre verspotten läßt. — — Was die eine Sorge betrifft, so . . . . Laß das für jetzt. Ich gehe zu Jeannetten, und schaffe dir Ruhe —

Du wolltest . . . . . ? rief August sichtbar erleichtert durch den unerwarteten Entschluß seiner Schwester — du bist so gut, so weich — und kannst so keck unmenschlich scheinen!

O du Thor! — Ihr Männer könnt in Lagen gegen uns kommen, wo Ihr hart oder weibisch

ſeyn müßt. Du biſt zu gut, zu edel, um in einer ſolchen Lage etwas anderes als weibiſch ſeyn zu können. Aber vergebens würdeſt du nach der Zufriedenheit mit dir ſelbſt ringen, die du für dieſe Stunde verwürkt haſt. Vergebens möchteſt du dich gegen das bittere Gefühl ſträuben, daß du eine Thorheit begangen haſt, die du weder fähig noch berufen ſeyn konnteſt, wieder gut zu machen. Sollte ich dir etwa ſagen, dies Gefühl ſey nicht bitter? — So oft Ihr euch vor uns weibiſch zeigt, ſo oft ſetzt Ihr uns in den Fall, unweiblich hart vor euch zu erſcheinen. Ich aber verlange Dank von dir, daß ich mein Geſchlecht verleugne, um deinen Geiſt aufrecht zu erhalten — — Indem Adelheit ſprach, hatte ſie ihren Mantel und ihre Handſchuhe genommen, um auszugehen; ſie war ſchon an der Thüre, als ſie ſtehen blieb: ihr Auge blitzte, dann füllte es ſich mit Thränen; ſie kehrte zurück, drückte ihre beiden Hände auf Auguſts Schultern, und ſagte leiſe und ſchnell und hoch erröthend: Und wenn.... wenn es wäre, ſo gehört das Kind mein — was dir ſo nahe verwandt iſt, ſoll von keinem anderen Herzen Liebe fordern!

Ihre Zusammenkunft mit Jeannetten bestärkte sie in ihrer Ansicht von dem Verhältniß. Mit Güte und Ueberlegenheit behandelte sie das arme verwahrloste Geschöpf, und Jeannette verdankte ihr einen Augenblick von Ahnung höherer Weiblichkeit. Bald nach diesem Tage gab sie Herrn von G.. ihre Hand; der einzige Punkt, mit welchem Adelheits richterliche Strenge nicht so entschieden fertig zu werden wußte, kam glücklicher Weise nicht in Betracht: ohne je Kinder gehabt zu haben, wurde Frau von G.. nach einigen Jahren eines Wandels, der öffentlich tadelfrei blieb, Wittwe. Der unabhängige Genuß eines beträchtlichen Vermögens weckte ihren Leichtsinn und alle ihre Jugendfehler, und so erbte der Fluch, der auf ihrer Mutter geruht hatte, nur durch ihren gutmüthigeren Charakter gemildert, auf sie fort.

Während August, nicht ohne Gewissensangst, die Rückkehr seiner Schwester von jenem Gange erwartete, wurde er eilig zu Burgdorf berufen. Er wollte sich entschuldigen — Mademoiselle Agathe, sagte der Bediente, weiß zwar nicht, daß ich Sie holen soll, aber sie weint bitterlich, seit

dem sie mit dem Herrn gesprochen hat, und Sie könnten sie vielleicht trösten —

Agathe weinte! Er könn'e sie trösten! Er! Durfte er es? War er dessen würdig? — Aber er schwang sich im Glauben an eigene Kraft auf, und trat den Weg an. Fast ohne sich's bewußt zu seyn, fand er sich in Agathen's Zimmer, ohngeachtet es ihr Vater war, der ihn hatte rufen lassen. Sie fuhr bei seinem Anblick erschrocken auf — Kommen Sie von meinem Vater? sagte sie, und schien sich vor seiner Antwort zu fürchten — — Nein, ich gehe zu ihm; aber der alte Bernhard sagte mir, Sie wären traurig; ich wollte Sie erst sehen, von Ihnen hören — — Ihn müssen Sie sehen! Von ihm müssen Sie hören — — Sie schauderte, und verhüllte ihr Gesicht. O sprechen Sie! rief August zärtlich, und zog ihr Tuch von ihren Augen hinweg — Betrifft es Sie, meine Schwester? Kann ich helfen, Agathe? Heute möchte ich es! heute möchte ich ein Opfer bringen, und Sie damit glücklich machen!

Sie hatte sich von ihm gewendet, sie hatte ihm ihre Hand entziehen wollen; jetzt fiel sie, dem Schmerz unterliegend, in seine Arme — O

nur Schonung, damit Sie retten können! rief sie — wie es auch ende, behalten Sie Glauben an sich, an mich, an das Gute!

Er suchte sie zu trösten, beschwor sie, ihm zu entdecken, was vorgefallen wäre — Ich kann nicht, sagte sie, in sichtbarem peinlichen Kampfe mit sich selbst — Es ist aber nicht Mangel an Vertrauen — Sie werden es hören — Sie werden hören, daß ich nicht sprechen konnte — August! Schwören Sie mir, es gehe wie es wolle, — mein Freund zu seyn!

Sie bot ihm ihre Rechte dar; bestürzt ergrief er sie, aber fassen mußte er die dargebotene theure Hand, und wenn es auch den Schwur der Entsagung gelten sollte.

Er fand Burgdorfen allein auf seinem Zimmer, das von einer Argandischen Lampe, von welcher er den Schirm hinweggenommen hatte, ungewöhnlich stark erleuchtet war. Da stand der hagere blasse Mann neben seinem Schreibtisch an die Wand gelehnt, und schien von Fieberfrost geschüttelt; er rieb sich die Hände, und drückte die Kinnladen fest zusammen, als wollte er die Zähne nicht klappern lassen. August reichte ihm be-

grüssend die Hand, die der Alte flüchtig mit drei eiskalten Fingerspitzen mehr kniff als drückte — Sie wünschten mich noch heute zu sehen, sagte August — — Das starre Auge, welches seinem besorgten Blick begegnete, schien ohne Sehkraft, der Stern wankte, wie wenn man sich zwingt, in die Helle zu sehen. Ohne seinen Platz zu verlassen, indem er sich die Hände wieder rieb, bald den einen Fuß, bald den andern, langsam vom Boden hob, fragte Burgdorf mit ausdruckloser Stimme: Erinnern Sie sich noch der Umstände, welche dem Tode Ihrer Mutter vorhergiengen?

August konnte auf diese Anrede, die ihm mit dem gegenwärtigen Augenblick so wenig Zusammenhang zu haben schien, nicht sogleich etwas erwiedern. Burgdorf fragte von neuem: Erinnern Sie sich des Verhältnisses zwischen unsern beiden Häusern vor dem Tode Ihrer Mutter?

Wohl thu ich das. Diese frohen Tage meiner Kindheit schwebten mir oft wieder vor —

Wie wir zusammenkamen durch die Hinterthüren in der kleinen Bohnenlaube im Hofe — wie Sie mir Ihre Lektionen aufsagten — wie Ihre Schwestern mir zeigten, was sie gestrickt hat-

ten — wie Ihre Mutter den Salat machte, und mein Weib unser kleines Abendeſſen mitbrachte?

Lieber Herr Pathe — dieſes Namens hatte ſich Auguſt lange entwöhnt — Sie rühren mich ſehr mit Erinnerungen . . . . . die Ihnen noch theuer ſind, die Sie froh machen müſſen —

Froh! wiederholte Burgdorf leiſe, und ſeine Zähne ſchlugen zuſammen. Er wankte langſam aus ſeinem Winkel hervor. Auguſt fürchtete, des unglücklichen Mannes Verſtand hätte untergelegen; beſtürzt und ungewiß, hielt er für das Beſte, die Ideenreihe zu verfolgen, die er ſelbſt angeknüpft hatte — Ich weiß auch noch recht gut, ſagte er, wie gütig Sie gegen uns Kinder waren, wie Sie die Portion Fleiſch, die Sie mitgebracht hatten, unter uns theilten, wenn uns die Mutter mit bloßem Salat und Brod abſpeiſte.

Burgdorf ächzte. Noch ängſtlicher fuhr Auguſt fort: Nachgehends, wie die gute Mutter todt war, und wir . . . . . alle nur Salat aßen, das erinnere ich mich, daß ich einmal in kindiſcher Lüſternheit ſagte: wäre der Pathe hier, er gäbe uns von ſeiner Wurſt —

Burgdorf ſchlug laut beide Hände zuſam-

men; heftig war er vor den erſchrockenen Auguſt getreten; er begann mit einer eintönenden rauhen Stimme, die er mit allen Kräften der Seele und des Körpers feſtzuhalten ſchien: An dem Tage, da Ihre Mutter den unglücklichen Fall von dem Stuhle that, gieng ich zu Ihrem Vater, um ein Papier bei ihm zu holen. Er ſuchte lange darnach; man rief ihn zu ſeiner Frau: er verließ mich erſchrocken, und hieß mich ſelbſt ſuchen. Ein zuſammengelegtes Papier fällt mir in die Hände, ich entfalte es: es enthält das Lotterieloos — — Wir hatten vor einigen Wochen jeder eines genommen ..... dieſes war ..... das ſeinige — Sie erinnern ſich wohl noch — Sie werden noch wiſſen —

Burgdorf ſtotterte, Auguſt hatte bei den erſten Erwähnung des Looſes die Augen niedergeſchlagen; er antwortete betroffen und leiſe: Ich weiß noch —

Ich fand das Loos, ſagte Burgdorf, ſich aufraffend — Kindiſch beſchäftigt mit der Zukunft, die über den Werth dieſes Papiers entſcheiden ſollte, überfiel mich eine Verſuchung, mit dem Zufall..... zu ſpielen — Ich zog mein Taſchenbuch heraus, und vertauſchte die Looſe —

August, dem die ganze Vergangenheit auf einmal hell wurde, fuhr unwillkührlich zusammen. Burgdorf schien keinen Sinn für äußere Gegenstände zu haben; er stand da, wie ein gefrorner Leichnam; es zuckte keine Muskel an ihm — Ihre Mutter, fuhr er fort, mußte nach ihrem unglücklichen Kindbett lange leiden. Werner hatte so viel zu tragen, war so ernst in dieser Zeit, daß ich mich meiner Kinderei vor ihm schämte. Ich gieng oft hin, in der Absicht, sie ihm zu gestehen, das elende Loos zurückzugeben. Wenn ich aber das leidende Gesicht Eurer Mutter sah, wenn Ihr weinend um mich tratet, und keinen Gedanken hattet, als ihr nahes Ende, wenn der freundliche Werner kein Lächeln mehr erzwingen konnte — so . . . . . so konnte ich nicht — O Gott! — — Das Loos eures Vaters gewann, das meine verlor — Ich hatte eilfhundert Gulden Schulden. Mein Weib war zu schwach, um Agathen zu stillen, sie hatte mich um eine Amme gebeten für das Kind: ich konnte keine bezahlen — Ich dachte viel in den paar Stunden, da ich den Amsterdamer Brief vor mir hielt. Ich hatte mich sinnlos gedacht. So kam ich zu deinem Vater — wahrlich ohne Vorhaben, ohne Entschluß!

— Deine Mutter rang mit dem Tode. Werner kannte ſeine Nummer nicht, erinnerte ſich nicht, mochte ſich nicht erinnern — — — Ich ward zum reichen Mann, und Ihr! — nun ein und zwanzig Jahre! Auguſt! Nun ein und zwanzig Jahre ein Dieb, ein Heuchler, ein hartherziger Unmenſch — Dein Vater ergraute in Armuth, deine Schweſtern verblühten in Armuth! Du! — du! . . . . — Er hielt Auguſts Arme mit beiden Händen, und ſchüttelte ſie heftig — Seit ein und zwanzig Jahren bin ich gebrandmarkt in meinem Gewiſſen — ein und zwanzig Jahre flehe ich von der Ewigkeit zurück, — Und ſie giebt ſie nicht! Sie giebt ſie nicht!

Er war auf die Knie geſunken; er ſtand auf, er gieng, die Hände ringend, umher. Auguſt blieb ſtumm, zermalmt von der ſchrecklichen Entdeckung. Burgdorf trat wieder vor ihn: Nun muß ich erſetzen! Du ſiehſt es ein, Auguſt — ich muß, muß den Diebſtahl erſetzen —

Armer, unglücklicher Mann! rief nun Auguſt, von Mitleid durchdrungen — Sie haben an mir erſetzt — Sie können alles wieder gut machen.....

Kindiſcher Knabe! So wenig weißt du, was Sünde iſt? Hatteſt keine Minute in deinem Leben,

die du mit deines Herzens Blut zurückkaufen möchtest?

August ſenkte ſchweigend den Blick zur Erde.

Höre denn meinen Entſchluß, der unabänderlich iſt — So lange Jahre innerer Ehrloſigkeit, ſo lange Jahre Schande vor Gott, haben mir die Kraft benommen, Schande vor der Welt zu ertragen — Ich ſage dir, ich bin zu feig, zu ſchlecht dazu — Du nimmſt meine Agathe zum Weibe, ich gebe dir mein ganzes Vermögen, du theilſt mit deinen Schweſtern — nach meinem Tode — Hörſt du? Erſt nach meinem Tode! — Willſt du? Soll es ſo ſein? — Nicht? O nur mit Ehren ſterben laß mich — Ich behalte mir nichts als eine kleine Penſion vor, um in Neuwied leben zu können —

Kaum von August bemerkt, hatte er im Sprechen geſtockt. Agathe trat herein. Ihr Anblick weckte den jungen Mann aus der ſtarren Betäubung, mit der er Burghorſts letzten Vorſchlag angehört hatte; mit einem lauten Ausruf warf er ſich auf einen Stuhl, indeß Agathe zitternd ſich ihm nahen zu wollen ſchien. Wollen Sie meinem Vater ſeine Ruhe wiedergeben? fragte ſie kaum hörbar. Burghorſt ergriff ihre Hand, und

hielt ſie dem jungen Manne entgegen — Ich verdiene weder Achtung noch Liebe von euch, ſagte er — Alſo aus Furcht! Entweder du lohnſt dieſem guten Engel, den du liebſt: du giebſt mir ſo das Mittel, zu erſticken, ohne daß mein Geheimniß je kund wird — oder morgen iſt es der Welt offenbar, indeß ich, auch noch mit Selbſtmord beladen, vor Gottes Richterſtuhl trete —

Agathe ſtürzte mit einem lauten Schrei zuſammen, vor ihres Vaters Füßen. Auguſt hob ſie auf, führte ſie auf den Sofa — Ruhig, Agathe, ruhig! rief er, ſie mit einem Arme unterſtützend — Ihr Vater wird mich hören, er wird mir nachgeben — Agathens Hand iſt nicht mehr in Ihrer Macht; ſie iſt versprochen, heilig versprochen, von ihr von Ihnen ſelbſt —

Iſt die dein Liebhaber mehr werth, als deines Vaters Ehre, als deines Vaters Seligkeit? fragte Langedorf, ſich zu Agathen wendend, mit furchtbarem Ernſt.

Nein, nein, Vater! rief ſie, und ſtreckte ihre Hände nach den ſeinigen aus, die er, zurücktretend, ihr verweigerte.

Und meint Ihr, fuhr er fort, der Graf werde ſich gegen die Verarmte, Entehrte, durch ihres

Vaters Schuld Entehrte — gegen die Tochter eines grauen Diebes, an sein Wort gehalten glauben? — denn du wirst Augusts Weib, oder diese Hand, die Augusts Vater bestahl, legt mir den Strick um die Kehle —

Sie tödten sie! schrie August, und schien mit seinem vorgehaltnen Arm die Geliebte schützen zu wollen — Agathe, ich liebe Sie mehr wie mein Leben! Ich bin es Ihrem unglücklichen Vater schuldig, Ersatz anzunehmen. Ich bin es meiner Familie schuldig — Aber uns gehört nur der ursprüngliche Gewinnst. Der Erwerb . . . . .

Denn machte der Gewinnst allein möglich! fiel Burgdorf ein — Genug, ich bin ein Bettler, und bitte dich nur, wie die elf hundert Gulden zu schenken, die ich vor ein und zwanzig Jahren von dem Gewinst bezahlte.

Agathens Beläubung war würkliche Ohnmacht geworden; August trug sie in seinen Armen, an seinem Busen, durch die Zimmer auf ihr Bett, wo er sie der Pflege ihrer weiblichen Bedienten überließ. Er schickte in seines Vaters Haus, zu seiner Schwester Adelheit, die er bitten ließ, unverzüglich zu Agathen zu kommen, und eilte

zu Burgdorf zurück. Erſtaunt fand er dieſen vor einem Stuhl knieend, und andächtig betend. Der alte Mann hörte ihn, und hob ſich matt in die Höhe — Ich habe gebetet! ſagte er tief aufathmend — Seit ein und zwanzig Jahren konnte ich es nicht. Mein Gebet ſank wie Kains Opfer zur Erde zurück, und zentnerſchwer auf mein Herz — Was macht Agathe? Ich glaube, ſie liebt dich, Auguſt! Den Grafen liebt ſie nicht. Das weiß ich gewiß — ſo ſchwach mein Kopf auch war ſeit langer Zeit — denn im Vertrauen muß ich's dir ſagen: die Schuld und die Furcht vor Schande haben mich faſt verrückt gemacht — Agathe war noch ein Kind, als ich den Gedanken ſchon hatte — Damals, wie der Graf um ſie warb, wie du ihre Hand ausſchlugſt — wenn du das nicht gethan hätteſt — — Aber es iſt ſo beſſer! Erſatz war nicht genug, ich mußte meine Schuld bekennen — Morgen gehe ich zu Ihrem Vater. Bereiten Sie ihn vor — O Gott! Wenn auch das vorbei ſeyn wird! Dann habe ich wieder einen Freund — Meinen Sie nicht auch, Auguſt? Aber Ihre Schweſtern erfahren es nie — Nicht wahr, Auguſt? — Nun, gute Nacht! Ich bin matt, ich werde gut ſchlafen —

Er hatte ſich während dieſer Reden langſam ausgezogen, er reichte jetzt Auguſten die Hand, und nahm das Licht, um in ſein Schlafzimmer zu gehen —

August hatte bisher noch keinen Entſchluß gefaßt, ſondern nur Zeit zu gewinnen geſucht, um mit ſich ſelbſt einig zu werden in dieſer verwickelten Lage. Konnte er die Hand eines Mädchens annehmen, deren Herz einem andern angehörte? Und hätte die Zeit auch dieſen jugendlichen Eindruck verlöſcht, oder hätte der Graf durch Vernachläſſigung ſeine Anſprüche verſcherzt — die Seinige wurde Agathe, auch in jenem Falle, nur durch den Zwang, den ihr kindliche Pflicht auflegte; in dieſem aber beweinte ſie in ſeinen Armen des Geliebten Untreue. Galt denn die Hefe des vergifteten Lebens dieſes alten Mannes ſo viel, daß es ſich der Mühe verlohnte, Herzen darum zu drücken, gewaltſame Bande zu zerreiſſen und zu knüpfen? — Durften aber die zarten Rückſichten ſeiner Liebe und ſeines Stolzes erwogen werden gegen die ſchreckliche Möglichkeit, daß jener Unglückliche ſeinen ſcheußlichen Entſchluß ausführte, daß er, freiwillig ſich in das Grab ſtürzend, ſeiner Tochter die

Schande ſeines offenbarten Geheimniſſes zurückließ — und den Hohn der Familie des Grafen, die traurige Abhängigkeit von der Großmuth dieſes jungen Mannes, der . . . . . ?

Dieſer Seelengröße iſt er nicht fähig, dieſes Glückes nicht werth! rief Auguſt unwillkührlich laut, als Adelheit eilig aus den innern Zimmern zu ihm trat, während er noch da ſtand, in die endloſe Grübelei verloren. Sie rief fröhlich: daß du noch da biſt! Es iſt Mitternacht vorbei, ich wagte es nicht zu hoffen — Im Sprechen hatte ſie ihn bei dem Arm gefaßt, und ihn bis in Agathons Kabinet geführt — Laſſet nun ab, meine Freunde, ſagte ſie — laſſet ab, durch eure Gefühle, durch euern Witz, die Fäden eures Schickſals von neuem zu verwirren. Schrecklich iſt die Entdeckung, die ſie anſtößt: reines, ungemiſchtes Glück dürft Ihr von ihr nicht hoffen. Ich ſehe ſie klar und fühle ſie tief, die Bedingungen der Unvollkommenheit, die auch auf euch, gute arme Menſchen, laſten werden — aber das Band müßt Ihr knüpfen, das euch ſo einfach in die Hände gereicht wird.

Die Beiden ſtanden, wie vernichtet unter dem

höheren Ausspruch. Lächelnd fuhr Adelheit fort: Bruder! Agathe verzweifelt, daß deine Bescheidenheit es zu fassen vermöge, wie Graf Karl ihr dadurch am theuersten wurde, weil sie das Glück ihrer Liebe dir zu danken hatte — — Agathe bedeckte ihr Gesicht, August sah seine Schwester mißbilligend an. Sie faßte Agathens und ihres Bruders Hand — meine junge Freundin wagt es nicht zu hoffen, daß der liebende Mann die Empfindung eines Herzens, aus welchem er das erste Bild der Liebe verdrängte, mit schonender Ehrfurcht behandeln werde. Sie fürchtet, die furchtsame Weichheit mit welcher sie bittet, den Weg einzuschlagen, um ihres unglücklichen Vaters Ehre zu retten, könne von dir Wankelmuth genannt werden — — Augusts Ungeduld und Spannung entgiengen seiner Schwester nicht. Langsam und ihn kalt anblickend sprach sie weiter: Gestern sagte mir Agathe, die Liebe scheine ihr der Zackelblüthe gleich, die Blüthe einer einzigen, unbestimmbaren, nie wiederkehrenden Stunde: von ihrer Frucht habe noch niemand gehört. . . . .

Agathe hatte sich schluchzend an Adelheits Busen verborgen, indem August mit einem innl-

gen Ausruf der Liebe ſie in ſeine Arme faſſen wollte. Da umſchlang Adelheit ſie Beide — Sedeti rief ſie gerührt — es vereint uns heute eine Empfindung, inniger, heiliger, mächtiger, als jene Blüte der Liebe, und ruft uns auf, vereint den Stürmen des Lebens zu ſtehen —

Sie trat zurück, und blickte tief bewegt auf die Beiden — Dieſe hohe Begeiſterung wird enden! ſagte ſie — Die kahle Wirklichkeit, die Armuth des Menſchenherzens, die Verkehrtheit des Menſchengeiſtes lauern verderblich ihr auf. Doch ſo, Herz an Herz, wird euch das Unglück ſelbſt, wenn Ihr vereint es traget, theuer ſeyn — Ihr waret für einander geboren!

Der abergläubiſche Afrikaner, der ſeinen Fetiſchen vertraut, der fromme Chriſt, der dem höchſten Weſen für die Entſchließungen ſeiner Vernunft dankt, und der beſcheidene Zweifler, der ſich der Nothwendigkeit unterwirft — ſie alle ſprechen gleich vernehmlich das Bedürfniß, die Armuth, die Kindlichkeit der menſchlichen Natur aus. Nur das Ungewöhnliche der Erſcheinungen, welche die Entdeckung von Magarethens Verirrung begleiteten, hatte dem unglücklichen Burgdorf ein Geheim-

niß entriſſen, das ein und zwanzigjährige Gewiſſensangſt ihm nicht abzunöthigen vermochte. In der Verwirrung, die darum in Agathens und Auguſts Verhältniſſen entſtand, erkannte Adelheit auf den erſten Blick den hellen Punkt der Wahl. Zum zweitenmale — denn ſie war von Jeannetten zurückgekehrt, als ſie zu Agathen gerufen wurde — war ihr heute dieſes erhabene, für Menſchen faſt zu hohe Gefühl beſchieden geweſen, und mit erhabenem Ernſte feierte ſie die Stunde, die den beiden Liebenden in ihrem kindlichen gläubigen Sinne entzückend heilig war.

Wahrſagung war von Adelheits Lippen gefloſſen in dem kühnen Augenblick, wo ſie die Rolle des Schickſals übernommen, und von ihm geleitet, das Rechte gewählt hatte. Wohl empfand der alte Werner in ſeinem weichen Herzen die langen Qualen, die bittere Reue ſeines Freundes tiefer, als das Unrecht, das er von ihm erlitten hatte. Aber es kamen auch die Stunden, wo er es wehmüthig ſeinem Gott zum Opfer brachte, ein ſorgen- und entſagungsvolles Leben hingeſchleppt zu haben. Da drang wohl ſein Blick unter der grauen Wimper hinauf, wo er ſeines der entbehrten Erdengüter

mehr brauchen würde, und Agathe fühlte einen Dolch in ihrer Bruſt, und ihre und Auguſts Blicke vermieden ſich; was zarte Liebe war, ſah wie Vorwurf aus, und einzeln bluteten die Herzen, die nur vereint ſchlagen konnten. Wohl genoß Charlotte die Ausſicht, ihren Kindern einſt Vermögen zu hinterlaſſen, wohl ward jede von Auguſts Schweſtern ſo bedacht, daß die meiſten ihrer Standesgenoſſinnen ſie beneideten. Aber kein Gold konnte ihnen die im Mangel früher verwelkte Jugend wiedergeben, keines mochte Charlottens ſchimpfliche Feſſeln brechen — Und als Agathe ihr erſtes Kind auf Adelheits Arme legte, entquollen dem überſtrömenden Schweſterherzen die Worte: O Du Glückliche! Du durfteſt Mutter werden — — Agathe erblaßte, und warf ihrem entzückten Gatten einen bittenden Blick zu. Aber ſchon hatte die Erinnerung an die Schande und die Leiden der geliebten Schweſter ſeine erſte Vaterfreude getrübt.

So wollte es die dunkle Vergeltung, die das Gute und das Böſe nur in Maſſe kennt, die zur furchtbarſten Strafe der Schuld, der Unſchuld Unglück ſendet. Ihr Wille war es auch, daß Burg-

dorf allein den Lohn seines Opfers in einer Welt der Täuschung, der er sich hingab, ganz genoß. Er fand in der Reue seinen Beruf zum Himmel, und die Menschen vergessend, deren Leben er so lange vergiftet hatte, gelangte er auf dem Wege der Buße zur süßesten Vereinigung mit seinem Gott.

Aber Adelheit war keine Kassandra gewesen, so wenig wie das Schicksal dieses kleinen Kreises einfacher Menschen ein Verhängniß der Heroenzeit: der Wohlthaten, welche die gütige Natur auf das arme Leben der Sterblichen hinstreut, hatte ihr weißagender Geist vergessen. Immer mehr läuterte die Zeit Augusts und Agathens Gefühle von ihren leidenschaftlichen Mängeln; immer mehr ward zum lebhaftesten von allen das Bedürfniß, eines an des andern Busen Trost und Mitempfindung zu suchen, und wie zwei Freunde, die zusammen wandern, dann einander treuer beistehen, wenn der Pfad rauher wird, so wurde jede trübe Stunde bald nur eine neue Feier ihrer veredelten Liebe, ein neuer Gewinn für ihr häusliches Glück.

Reichsstädtische Tugend,

eine Geschichte aus dem 19ten Jahrhundert.

In einer der katholischen Reichsstädte, welche mit in der Entschädigung begriffen waren, lebten zwei Vettern, gleiches Namens und edeln Ursprungs. Die Familie Anthau ward, seitdem der doppelte Adler die Stadt-Thore mit seinen Flügeln beschattete, unter die vornehmsten Patrizier des kleinen Freistaates gezählt. Andreas Anthau, der ältere Vetter, saß, seit sein Alter ihm den Eintritt verstattet hatte, im Rath; er hatte seine Vaterstadt, wie seine Familie, mit männlich freiem Geiste, aber mit einem weichen Herzen, das häusliches Glück vor der Eisrinde des Alters schützte, regiert. In den Reichsstädten des südlichen Deutschlandes wurden die Bande des Blutes mit einer Achtung anerkannt, über welche herzlose Selbstsucht die feinere aufgeklärtere Welt schon längst hinweghob, aber zwischen Andreas und Jo-

Hannes Anthau zog ſie keine nähere Verbindung nach ſich. Ehrſüchtig, eigennützig, Menſchenwerth verachtend, weil er keinen höhern Maasſtab in ſich kennen gelernt hatte, ſah Johannes ſeine Vorrechte als eine Beute an, die er trotzend davon trug, und ſeine Untergebenen als eine Heerde, über die er zum Scheerer geſetzt war. Ihre Amtsführung legte ihnen Geſchäfte auf, bei denen ſie oft in Mißverhältniſſe geriethen. Johannes vermied in ſolchen Fällen mit einer halb höhniſchen, halb ſchmeichelnden Freundlichkeit ein zu heftiges Aneinanderſtoßen, und wand ſich durch krumme Wege und heimliche Kunſtgriffe zu ſeinem Zwecke durch. Andreas kannte ſolche Wege nicht, er glaubte auch nicht an ſie, bis er ſich überliſtet ſah; dann trug er ein ſchweres Herz vom Rathsſaal nach Hauſe, und übte keine andere Rache, als bei der nächſten Gelegenheit das Recht noch ſtrenger zu vertheidigen, es mit noch größerer Aufopferung zu handhaben. Ganz von einander geſchieden hätten beide Vettern gelebt, wenn nicht ihre Kinder die traurige Spannung durch ihren jugendlichen Umgang weniger auffallend gemacht hätten.

Marie, Johannes einziges Kind, war die Ver-

ſpielten von Andreas Töchtern; eine vernünftige edle Mutter hatte ihre Kindheit gepflegt, und genoß nun des ſüßen Lohnes, den Vertrauen und Achtung der Jungfrau allein den Mutterſorgen giebt, als ein früher Tod ſie ihrer Tochter entriß. Dieſer Zeitpunkt traf mit der Rückkehr von Andreas einzigem Sohne aus dem Auslande, zuſammen, Herrmann, ſo hieß der Jüngling, war die einzige Stütze von Andreas hohem Alter, von ſeiner ganzen mit Glücksgütern wenig geſegneten Familie. Ohne eignes Vermögen hatte Andreas ſeine Gattinn, deren Erbtheil nur gering war, bei reifen Jahren aus zärtlicher Neigung geheirathet. Sie war ihm nach der Geburt ihres ſechsten Kindes durch den Tod entriſſen worden. Ein Hausweſen, das bis zum Heranwachſen ſeiner älteſten Tochter ſeine ſorgſame Aufſicht hatte, die Erziehung ſo vieler Kinder, hatte ihm Erſparniſſe unmöglich gemacht. Bei ſtrenger Redlichkeit im Amte hatte er ſich nicht bereichern können, ja ſein Kampf gegen anderer Freiheit hatte ihm ſogar den Troß gegeben, der oft erlaubten, ſogar geſetzlichen, Gewinſt von ſich weiſt.

Wie ſeine Töchter fähig waren, ihn zu verſto-

ten, unterrichtete er sie über seine Lage und ihre Aussichten, und bat sie um die Einwilligung, sich Ersparnisse und selbst Entbehrungen gefallen zu lassen. Seine Töchter wuchsen in dem kindlichen Glauben heran, daß sein Wille ihr Wohl sey. Heiter entsagten sie manchem Jugend-Genuß, mancher erlaubten Mädchen-Eitelkeit, und zeichneten sich in sparsamer Häuslichkeit vor allen Töchtern ihres Standes aus. Ihr verehrter Vater wünschte es so — nicht um ihnen einen Brautschatz zu sammeln, sondern um ein kleines Capital zu gewinnen, das einst Herrmann bei seiner Bildung im Auslande unterstützen sollte. „Ihr gewinnt euch, sagte er, einen Beschützer, einen Vater und Freund für die Zeit, wo ich euch vom Himmel herab meinen Segen zuwinke. Je mehr Mittel er erwirbt, ein braver nützlicher Mann zu seyn, je mehr besitzt er, euch zu schützen, euch zu ernähren. Je mehr seine Mitbürger ihn ehren, je mehr werdet Ihr geehrt, je mehr das Andenken meiner grauen Haare gesegnet seyn.“ Mit heitern Thränen flogen die ältern Schwestern in des Vaters, in Herrmanns Arme, fröhlich klopften die jüngern in ihre Hände; ja, Herrmann soll alles haben, den Va-

thenpfenning, den Sparhafen, — und Hermann hätte jeden vergeudeten Gulden, jede schlecht angewandte Stunde für einen Kirchenraub gehalten; Zwischen ihn und jede Versuchung zum Bösen stellte sich der Ausdruck zuversichtlicher Hoffnung in seiner Geschwister Kinder-Augen: „er werde ihre Stütze seyn.“ Nach den seltenen Augenblicken jugendlicher Thorheit erhob ihn seines Vaters ehrwürdiger Ernst, mit dem er an jenem Tage ihn aufforderte, aus muthloser Reue zum kühnen Ringen gegen seine Schwäche. So kehrte er als dreÿ und zwanzigjähriger Jüngling in das Haus seiner Väter zurück. Glühend für das Gute, mit einem Geist, den der Geist und der Strom der Weltbegebenheiten in eine frühe Gährung versetzt hatte, mit einem Herzen, das Alles dem Besten anderer zu opfern um so bereiter war, da es nie bei einem Opfer geblutet hatte.

Es war im Jahre acht und neunzig, da Andreas das Glück hatte, seinen Sohn wieder in den Kreis seiner guten Töchter eintreten zu sehen. Die lieben Mädchen, mit Freudenthränen und Schaamröthe kämpfend, wußten nicht, ob sie den schönen jungen Mann wirklich als Bruder aufnehmen soll-

ten, so bis zur Unkenntlichkeit vortheilhaft hatten vier Jahre Abwesenheit den Jüngling verändert. Aber der Ausdruck kindlicher Ehrfurcht, mit der er kniend des Vaters Segen erbat, gab ihm schnell die Bruderrechte zurück, und sie hiengen mit innigem Vertrauen an seinem Halse.

Nach dem ersten Taumel der Freude schrieb Andreas seinem Sohne sogleich die Schritte und Gänge vor, welche Sitte, Verwandtschaft und Stand nun von dem Angelangten forderten. Die Schwestern sahen halb betreten, halb mit lustiger Neugierde den ausländischen Bruder an, wie ihm die lange Reihe Besuche, die Liste von Vettern, Basen und dergleichen gefallen möchte. Herrmann erinnerte sich eines Jeden, fragte theilnehmend nach der Lage, den Schicksalen eines Jeden seit seiner Abwesenheit, und war bereit, jede Förmlichkeit zu beobachten. Heiter drückte ihm der alte Andreas die Hand. „Da seht ihr nun, ihr Mädchen, sagte er, unser Herrmann ist nicht zu gelehrt geworden, um die Menschen zu ertragen, die ihn liebten, wie sie klüger waren, und ihn ertragen mußten. Denke, lieber Sohn, daß sich die Mädchen heute früh fürchteten, dir die Familien-Portraits, wie

ſie es nennen, vorzuſtellen.“ Herrmann küßte des Vaters Hand, und ſagte lächelnd: Ihr guten Kinder! Wärt ihr einmal vier Jahre lang unter den kalten, ſteifen Menſchen, unter denen ich mich ſelther herumtrieb, ihr wägtet ſolche Baaſen mit Gold auf. Manchmal hab' ich mich bei der überbildeten, überfeinen, überreifen Artigkeit der ſchönen Damen in *** nach einem: glückſeligen Abend! wie die kleine Baaſe Marie mich immer begrüßte, geſehnt. Was macht ſie denn, die kleine Baaſe? Kleine Baaſe! wiederholten die Mädchen einſtimmig, ja da kennſt du Marie Anthau! und nun vereinigten ſie ſich in einem warmen Lobe von dieſer Marie. Sie entwarfen ein Bild von ihr, in dem noch mehr wie Jugend-Freundſchaft, in dem eine innere Ahnung eines höhern Werthes, den reine Güte aber nie beneidet, die Farben wählte. Aufmerkſam horchte Herrmann, und freute ſich, daß er, dem Grad der Verwandtſchaft nach, bei dem Vetter Johann Anthau den erſten Beſuch machen mußte. Er gieng dahin und fand, was ihm ſeine Schweſtern verſprachen, und fand noch mehr. Ein zart blühendes Mädchen, ſchlank, ernſt an Zügen und Ausdruck, aber über ihre Umgebungen gebildet,

mit einem Anſtrich ängſtlicher Wehmuth, deſſen Grund Herrmann erſt ſpäter erkannte. Es war Schaam über den Charakter ihres Vaters, und Pein mit ihm zu leben. Erſt nach langem Umgange lernte er die kleinen Uebergänge in ihrem ſchönen Geſichte verſtehen, wenn in ihrer Gegenwart der alte Johannes ſeinen von ſich ausgehenden Unglauben an das Gute als Maasſtab ſeiner Handlungen aufſtellte. Mit ſanftem Lächeln ſuchte dann ihr Mund die ſchneidenden Worte ihres Vaters zu mildern, indeß doch ihr Blick ſo ernſt und ihre jungfräuliche Stirne ſtarrer wurde.

Die Vettern und Baaſen waren nun beſucht, die Familien-Feſte gefeiert, der gewöhnliche Gang, der einem jungen Patrizier zu ſeiner Zeit auch ohne Verdienſt und Mühe zu Stellen und Anſehen verhalf, war eingeſchlagen, aber ſeit dem erſten Beſuch bei Johannes Anthau, ſchien Herrmann nur ihn für den wahren Vetter zu halten, alle andern wurden nur ſo im Vorbeigehen gegrüßt, und kaum einmal an Geburtstagen und Kindtaufen beſucht. Die Schweſtern lächelten, der Vater ſprach endlich ernſthaft von der Pflicht, nicht nur um unſertwillen, ſondern auch weil es andern wohl thut,

mit den Menſchen zu leben. Herrmann geſtand unbefangen ſeinen Fehler ein, ja er äußerte ſogar einige Sorge, ob er ſich für die Zukunft ſehr beſſern werde, es ſey denn, daß ſein Vater ihm erlaube, bei dem vorgezogenen Wetter um Rechte anzuhalten, deren Erwerbung bis jetzt der einzige Zweck ſeiner häufigen Beſuche geweſen wäre. Er geſtand ſeine Liebe zu Marien, und bat ſeinen Vater, um ihre Hand werben zu dürfen. Andreas hörte zwar gefaßt zu, aber an dem wechſelnden Ausdrucks ſeines Geſichts nahm Herrmann wohl wahr, daß verſchiedene Gefühle in ihm ſtritten. „Ich hätte wohl einen Gegenſchwäher gewünſcht, nahm der Alte endlich das Wort, aber eben weil das edle Kind einen ſo — ihr ſo unähnlichen Vater hat, muß ich ſie zur Tochter annehmen. Gott mache ſie dir geneigt! Gott ſegne euch mit einem dauerhaftern Glück als ich . . . .“ Seine Bemühungen, ſeine Rührung zu bemeiſtern, ſcheiterten mit einem Seufzer, indem ſeine treue Seele dem lang entſchlafenen Weibe nachzudringen ſtrebte. Er ſchwieg betend. Seiner Töchter Augen ſtrömten ſchon bei dem Andenken einer Mutter, deren Verehrung ihre Religion war.

„Möge Maria Ihr gleichen," ſetzte endlich Andreas hinzu, indem er, die graue Wimper gen Himmel gerichtet, ſeinen Sohn an ſein Herz drückte.

Maria nahm Hermanns Bewerbung mit freimüthigem Eingeſtändniß des Vorzugs auf, den ſie ihm gab. Johannes Anthan war ſich wohl bewußt, mit der Ausſteuer, die er ſeiner Tochter gab, auch einen reichern eben ſo vornehmen Schwiegerſohn finden zu können, aber er hatte ſeinen Vortheil dabei, Andreas näher an ſich zu ketten. Seine Kenntniß der Geſchäfte, auch außer dem kleinen Cirkel ſeiner Reichsſtadt, ließ ihn einen Zeitpunkt ahnen, wo ihm Hermanns Talente und Denkungsart ſehr zu ſtatten kommen konnten. Er gab ſeine Einwilligung zu der vorgeſchlagenen Verbindung mit kalter Berechnung. Das Glück des liebenden Paares erregte in ihm nur hämiſchen Spott, der kaltherzig Böſen bei dieſem Schauſpiel Bedürfniß iſt. Der leidenſchaftlich Verirrte, ſey er auch noch ſo ſchuldvoll, wird durch das Bild tugendhaften Glückes zu einem wehmüthigen Andenken beſſerer Zeiten aufgerufen, Johannes An-

thun mußte einen Schatz haſſen, den er nie beſitzen, und deſſen Werth er nicht verleugnen konnte.

In den Reichsſtädten bewachten die vornehmen Familien mit aufmerkſamer Strenge die einfachen Sitten ihrer Voreltern, die mit ihren Vorrechten in ehrwürdigem Einverſtändniß ſtanden. Bei ihnen fand man noch häusliche Thätigkeit, Sparſamkeit, Einigkeit, welche der Bürger täglich mehr gegen neuen Erwerb, neue Begriffe, aber leider gegen keine neue Tugend eintauſchte. Jene bewahrten die Ehre von Namen, welche die alte Chronik ihrer Vaterſtadt zur Nachahmung alter Tugenden aufrief. Dieſe eilten, mit neuen Sitten, Häuſern und Aufwand vergeſſen zu machen, was ſie geſtern noch waren.

Nach jenen einfachen Sitten hatte die Liebe bis jetzt in Hermanns und Mariens Geſchichte, ſo innig ſie war, noch eine ſehr geringe Rolle geſpielt. Man hatte ſich geſucht, gefunden, und der Eltern williger Segen berechtigte, ſich täglich im Kreis ihrer Familie zu ſehen. Eine fröhliche Hochzeit hätte in der Ordnung nun den Roman geſchloſſen, hätte nicht ein zufälliger Umſtand ihnen Zeit gegeben, das Gefühl, welches ſie beglückte,

auch im weitern Umfange, mit ſeinem Genuß und ſeinen Schmerzen, kennen zu lernen. Herrmanns Mutter hatte eine begüterte Schweſter hinterlaſſen, deren einziger Sohn jetzt ſtarb. Er war älter als Herrmann, und hatte einen Poſten im Staate bekleidet, zu welchem dieſem noch zwei Jahre am Alter fehlten. Die Tante hatte Herrmann in ihr Herz geſchloſſen, ſie erklärte der Familie, daß ſie ihn zu ihrem einzigen Erben einzuſetzen gedächte, wenn er einwilligen wollte, ſeine Heurath bis dahin aufzuſchieben, wo ihn ſein Alter fähig machte, in die Regierung zu treten. Der Wunſch, ſeinen geliebten Schweſtern erſtatten zu können, was ſie großmüthig für ihn thaten; der Beifall ſeines Vaters, der ſo viele Jahre ſpäter zum Eheſtand geſchritten war, und, ſo wie die Tante, die ernſten Pflichten dieſes Standes mit dem leichten Sinn der erſten Jugend für unvereinbar hielt, beſtimmte Herrmann, einen Zeitpunkt aufzuſchieben, den jeder Liebende für die Erfüllung ſeiner Wünſche hält.

Daß Johannes nur die Erbſchaft, aber nicht die Sehnſucht der Liebenden berechnete, das verſteht ſich von ſelbſt; er bemerkte den Kampf, den

ihnen dieſe Entſchließung verurſachte, nur in ſo fern, als ihn ſein Inſtinkt bewog, über eine Empfindung, an deren Wahrheit er nicht glaubte, ſchadenfroh zu lächeln.

Die Liebenden ahneten nicht, daß dieſer Aufſchub ihnen die glücklichſte Zeit ihres Lebens gewann. Maria fühlte ſich freier durch ihre Verhältniſſe als Braut, Herrmann war kühner und feſter im Bewußtſeyn der Rechte, welche ihm das liebenswürdigſte Mädchen der Stadt auch öffentlich zuerkannte. Herrmanns Haus ward der Sammelplatz der gebildeteren Jugend des Städtchens; junge Männer, welche manchen beſſern Gedanken von ihren Geſchäftsreiſen zurückgebracht hatten, und denen es bis daher nur an Gelegenheit, ſie unter einander auszutauſchen, gefehlt hatte, drängten ſich um den gebildeten und beredſamen jungen Mitbürger; oft ward es ihnen erlaubt, ſich an die Geſellſchaft ſeiner Schweſtern und ſeiner Geliebten anzuſchließen, und auf dieſem Wege zeichnete ſich dieſer kleine Haufen bald unter ſeinen Zeitgenoſſen aus. Die jungen Leute blieben in ihren Sitten einfach und der Sitte der Väter treu. Die Väter erfreut ſo leicht, was ihre Kin-

der nur irgend rühmlich auszeichnet, also hatten die guten Reichsstädter nichts an den Junkern, die so viele fremde Bücher lasen, und den Fräuleins, die sogar fremde Sprachen redeten, auszusetzen. Zarte Gemüther werden es begreifen, wie Mariens und Hermanns Liebe bei dieser jugendlichen Ausbildung des Geistes gewann. Liebe wird dann viel weniger Beschäftigung des Herzens, aber in allem, womit der Geist sich beschäftigt, spricht sich Liebe aus. Alles, was er denkt, ist von der Wärme der Empfindung durchglüht, alles, was er darstellt, ist von ihrem Athem umflossen und drückt sich reiner, schöner aus, weil es vom Ohr des Geliebten gehört wird. Aber ohne Gefahr wird auch diese süßeste Blüthe des Herzens nicht genossen. Der Geist strebt kühn vorwärts mit den Kräften des jugendlichen Alters, die Erfahrung geht gemessenen Schrittes dem Schicksale zur Seite, und bald von ihr durch den Raum der Jugend bis zum Alter getrennt, bereitet sich der Geist Zweifel und Reue, wo er Sieg und Lohn einzuernten hoffte.

Wie bestürzt ward Maria, als sie zu ahnen anfing, daß der Gegenstand, den sie so oft mit

der Wärme individualiſirt hatte, die Weiber bei allem, was ihren Kopf beſchäftigt, eigen iſt, nun auch auf das Glück ihrer Liebe wirken ſollte. Die Weltgeſchichte wächſte ſich jetzt in den Plan ihrer Zukunft. Die Unterhandlungen in Amiens ſprechen jetzt zum erſtenmal laut aus, was der kundige Beobachter ſchon lange vorausſah; die vereinbarten Rechte der Reichsſtädte ſollten der blutenden Hälfte der Welt zum Troſt der lang erſehnten Ruhe geopfert werden. Für die zunächſt dabei leidenden, für die Bürger dieſer ehrwürdigen Denkmale des Menſchen-Beſtrebens nach Sitte und Freiheit, war dieſe Entſcheidung ein Schlag, der ihr ganzes Daſein zu zerſtören drohte. Doch ungewohnt, Rechte zu vertheidigen, die Jahrhunderte lang der Eigenmacht der Stärkeren unangefochten ließ, gewohnt ſich zehn Jahren das Unbegreiflichſte wirklich werden zu ſehen, mit dem lähmenden Gefühl, im allgemeinen Sturz ihrer Mitſchweſtern zu fallen, verſchwanden alle dieſe grauen Gebilde des Menſchenunterdrückens in dem ewigen Strudel der Zeit. Lautlos gehorchte die Menge, ſtill brachen einzelne Herzen, ohne Theilnahme blickte Deutſchland auf das „Heut," was für jedes ſeiner Glieder „Morgen" werden konnte.

In **, so wie in jeder der verwandelten Städte, gab es aber auch eine kleine Zahl kühner uneigennütziger Geister, welche, vom Sturm des Augenblicks nicht erschüttert, mit dem Leiden der Gegenwart eine würdigere Zukunft erkaufen wollten. Viele von denen, die persönlich die schwersten Opfer brachten, trösteten sich mit dem Zeitpunkt, wo ihre Vaterstadt und ihre schon längst gefundenen Mitschwestern ihre jetzige Unterwerfung mit der schönen Freiheit tauschen würden, die Vertriebsamkeit und Geistesbildung ertheilen, und die seit Menschenaltern ihr doppelter Adler wie ein Schirmbild von ihren Stadtmauern verscheuchte. Herrmann war in der Geschichte der letztern zehn Jahre die Modificationen durchgegangen, welche reifende Jugend in einem edlen Gemüthe hervorbringen mußte. Er hatte für Freiheit geglüht. Mit dem bessern Theil der Menschheit fragte er nun [illegible]: wohin, wohin trug sie ihr Flug? wem blateten alle Rose Opfer? — Die beseligende Hoffnung, ein neues Weltalter aufsprossen zu sehen, war längst entflohen, aber ohne Muthlosigkeit hielt er sich nun an der möglichen Vervollkommnung des einzelnen Menschen, und die Mittel

dazu ſchien ihm in ſeiner Vaterſtadt die Zerſtörung der alten Formen allein zu verſprechen. So lange die beſchränkenden Vorrechte jedes Einzelnen währten, mußte das Ganze im Schlamm des Unverſtandes bleiben, aber dieſe Vorrechte waren Geſetz, und Geſetze waren ihm heilig. Eine höhere Macht warf ſie nun nieder, — die eiſerne Nothwendigkeit gab ihm die Mittel in die Hand, die ſein Gewiſſen ihm verſagt hätte. Aus reiner Liebe zu ſeinen Mitbürgern, aus einer erweiterten Vaterſtadtsliebe, ſah er den Tag mit Freuden nahen, wo die freien Bürger einem fremden Fürſten den Unterthaneneid zu leiſten gezwungen waren. Wie oft hatte ſeine Fantaſie nach Möglichkeiten geſchwenen, wie er ſeine Plane zu Verbeſſerung des Fehlerhaften, zu Benutzung des vorhandenen Guten ausführen könnte! Er glaubte, jetzt ſey er an das Ziel ſeiner Wünſche gelangt, und ahnete wenig, wie unähnlich die Wirklichkeit jenen Träumen ſeyn würde.

Der ehrwürdige Andreas Anthau hörte die erſte Nachricht ihres Looſes, worüber nun gewürfelt werden ſollte, mit dem ſtarren Unglauben, der die Zukunft nur aus ſeiner eignen Vergangenheit be-

tachnet. Er berief ſich auf geſchriebene Urkunden, auf die verfloßnen Jahrhunderte, auf die Unbeſtändigkeit, anerkannte Rechte zu rauben. Herrmann erkannte alle dieſe Sätze an, und ſetzte ihnen die Erfahrungen des letzten Jahrzehndes entgegen. Hornig gründete Andreas ſeinen Glauben auf den verſchiednen Urſprung ihrer friedlichen Städte und das Entſtehen der kämpfenden Reiche. Dieſe entſprangen durch Misbrauch der Macht, und ihm ſchien es Ganz der Vorſehung, wenn Macht ſie zerſtörte; aber die Einwohner ihrer kleinen Freiſtaaten trieb nicht das Schwerdt des Räubers zuſammen, ſie verſammelten ſich unter dem Schatten des Oelbaums als Zuflucht der Bedrückten, und ſo lange Recht auf Erden das Band der Geſellſchaft ſey, konnten, meynte er, ihre unſchädlichen Rechte nicht geraubt werden.

Wehe der Ruhe einer Familie, wenn ſich Gegenſtände dieſer Art ihren Mitgliedern aus einem verſchiedenen Geſichtspunkte darſtellen. Verſchiedenheit im religiöſen Glauben ſtellt der gute Menſch Duldung entgegen, und das tägliche Leben ſetzt ſelten die Verſchiedenheit ins Licht, aber die politiſche Meinung geht in das Handeln über, me-

diſcirt jede Aeußerung im bürgerlichen Leben, und verletzt die Eitelkeit der Menſchen, mit welcher der Glaube ſelten zu ſchaffen hat.

Von dem Abſcheu, den jeder Gedanke an die Möglichkeit einer Veränderung dem alten Andreas eingeflößt hatte, mußte er dennoch nach und nach zu der Ueberzeugung der unabänderlichen Nothwendigkeit übergehen. Das Loos war nun gefallen, und ein Federzug zerſtörte das Schickſal von Tauſenden, verſperrte die Laufbahn einer zahlreichen Menge. Von nun an ſchwieg der Greis bei allen Geſprächen, die über dieſen Gegenſtand vorfielen, bald ward er auch ſchweigend im Kreis ſeiner Familie, bei der ſorgſamen Liebe ſeiner Töchter, bei dem herzlichen Vertrauen ſeines Sohnes. Nur Marie ſchien ſein Schweigen zu überwältigen. Wenn ſie eintrat und mit ihrem ſanftlaurenden Blick ſeine Hand küßte, drückte er ſie zuweilen heftig an ſeine Bruſt, und rief leiſe: armes, gutes Kind! — Warum arm? bin ich nicht wie ſonſt Ihre Tochter? fragte ihn einſt Maria bewegt. Ein trüber Blick des Alten glitt an ſeinem Sohne vorbei, und er ſagte mit ſchüttelndem Haupte: Meine gute Maria, es ändert ſich ſo

vieles — aber jenſeits bleibt alles, wie es war, dort finde ich mein Weib, und dort findeſt du mich . . . er brach ab, als reu' es ihn, ſo viel geſagt zu haben, und gieng ſchnell aus dem Zimmer.

Im Rathe, wo er bisher die erſte Würde bekleidete, trieb er alle ſeine Geſchäfte, ſelbſt die, welche die nahe Uebergabe der Stadt an ihren neuen Herrn betrafen, mit ſeinem gewöhnlichen Eifer, ſeiner ſtrengen Rechtſchaffenheit. Aber wenn die alten Rathsdiener, der ſiebenzigjährige Rathsbothe, der bei Andreas Vater noch als Knecht diente, den wackern Mann die hohe Rathhaustreppe hinaufſteigen ſahen, traten ſie zuſammen und ſagten betrübt: der arme Herr ſtürzt früher noch zuſammen wie unſre Rechte — ſeht wie ihm die Knie wanken. Dann nahm der alte Rathsbote das Wort: ſo ſteht's mit uns ſchlimm auf der mächtige Herr, dem wir zugetheilt ſind, kann nie ſo viel an uns thun, als ſeine Gnaden der Herr Burgermeiſter gethan — Ja und ſeit die Stadt ſteht, von Vater auf Sohn, die ganze Familie, ſagte ein anderer. — Wer ſagt uns, ob unſre Urenkel einmal ſo von des neuen Herrn

Geſchlechte werden ſprechen? ſetzte ein Dritter ſchon kühner hinzu. — Wie ſollte das? meynte der älteſte wieder, die uns Gutes erzeigten, unſre gute gnädige Herrn ſahen wir täglich hier und in der Kirche und im Wirthshaus. War der eine nicht brav, nun ſo war's der zweite und dritte, und ſie kannten uns doch alle vom Großvater her, und aus der Kinderlehre und vom Abendmahl. Der neue Herr!... Der Redner ſchwieg, und ſchüttelte ſein vor Alter bebendes Haupt, indeß ſeine Collegen zweifelnd ihm zunickten, und ſtill an ihren Poſten ſchlichen.

Der fürſtliche Abgeordnete, welcher den Huldigungseid annehmen, und die neue Regierungsform einführen ſollte, kam endlich an, und Andreas Anthon mußte ihn als Haupt des Stadtmagiſtrats begrüßen. Hermann ſah ſeinem Vater ängſtlich zu, wie er ſich zu dieſem Auftritt anſchicke. Der alte Mann war ſtill und ernſt, ohne ſeine Stimmung durch irgend eine Bewegung des Widerwillens zu verrathen. Wie er von der Ceremonie zurückkehrte und ihn ſeine Töchter bald neugierig, bald beſorgt, befragten: Wie ſie von dem Stellvertreter des neuen Herrn ſeyen em-

gangen worden? ſagte er, theilnehmender als ſeit langer Zeit: Gut, meine Kinder, er iſt wacker, und macht wenig unnöthige Worte. — Aber war er denn gegen Euch, guter Vater, fragte die jüngſte, indem ſich ihr Thränen über die Wangen ſtahlen — Da er wacker iſt, liebes Kind, mochte es ihm ſelbſt ſchwerer werden als mir — er ſah bei dem Anblick unſerer grauen Köpfe aus, als wenn er wohl an ſeines Fürſten Stelle ſtünde, aber nicht an der ſeinen. Weinet nicht, arme Mädchen! ihr ſeyd noch jung, ihr werdet es noch gewohnt — — Hier brach er ab.

Am folgenden Tage mußte er ſich früh zum fürſtlichen Beamten begeben, um über die Ceremonie der Huldigung Befehle einzuholen. Wie von einem Geſpenſte erſchreckt, blieb er beim Eintritt ſtehen, als er ſeinen Vetter Johann und einen Sohn mit dem neuen Chef in einer lebhaften Unterredung begriffen fand. Herrmann ſahen bei ſeines Vaters Anblick bewegt, aber nicht betroffen. In Johannes Geſicht, deſſen gewöhnlicher Ausdruck eine lauſchende Freundlichkeit war, ſah man jetzt ein Gemiſch von tiefer Devotion und ängſtlichem Forſchen nach jeder Aeußerung des

nun ſo wichtigen Mannes. Mit antiker Würde in Anſtand und Kleidung ſtand Andreas, und hörte mit beſcheidner Faſſung das Lob, welches der fürſtliche Beamte ſeinem Sohn beilegte. Schon im Auslande, ſagte jener, habe man den jungen Anthau mit Achtung genannt, und auf ſolche Männer, fuhr er fort, rechnet unſer guter Fürſt, um ſeinen neuangenommenen Kindern einen Wohlſtand zu verſchaffen, zu dem ſie bei ihrer bisherigen Verfaſſung im Verhältniß mit den Fortſchritten der Zeit nie hätten gelangen können. — „Mein Sohn war beſtimmt, ſeiner Vaterſtadt zu dienen, antwortete Andreas, er wird es, hoffe ich, mit Ehren thun, wenn gleich auf eine ganz andere Art, als ihn ſeine Geburt erwarten ließ.“ Der Beamte verwiſchte eine leichte Röthe, die dieſes ſtolze Wort über ſein Geſicht zog, mit einem gefälligen Lächeln, und gieng an ſein bevorſtehendes Geſchäft.

„Wie kamſt du ſo früh zu dem Herrn?“ fragte Andreas ſeinen Sohn, wie er ihn zu Hauſe wieder antraf. Mein Schwiegervater ſtellte mich ihm vor. Sie wiſſen, daß er ihn von Univerſitäten her kennt. Lieber Vater, der Fürſt hat edle Abſichten.... Der Fürſt iſt ein würdiger Mann,

ſagte Andreas mit Gefühl. Gott ſey gedankt, daß er euer Herr wird.... Lieber Vater! rief Herrmann freimüthiger, und ergriff ſeine Hände, und ich komme um ſo früher in ein nützliches thätiges Leben.... Andreas zog ſeine Hände kalt zurück: Du? Wie das? fragte er ſtreng. — Ich bin zum Mitglied der neuen Regierung ernannt.... Das Geſicht des Vaters unterbrach ohne Worte die Rede des Sohnes. Beide ſchwiegen. „Der neue Staat kann alſo mit jungen Staatsmännern berathen werden, fieng Andreas nach einer Weile wieder kalt an, wir fanden oft in unſrer grauen Erfahrung nicht Mittel, die Geſetze unſrer Väter mit Weisheit zu handhaben.“ Herrmann erröthete. „Und mein Vetter Johannes?“ fragte Andreas wieder. Er darf auf einen ausgezeichneten Poſten rechnen, antwortete Herrmann, niedergedrückt durch die Unbilligkeit des ehrwürdigen Alten: doch bald ſenkte er ſein Auge, von Schmerz überwältigt, zu Boden. Dann, mit einem Blick, der Verachtung ausgedrückt hätte, wär' er nicht ſo unausſprechlich traurig geweſen, ſagte Andreas, Und der Thätigkeit unter dieſem Manne freuſt Du dich? Und er verließ langſam das Zimmer.

Am Tage der Huldigung legte Andreas den ganzen reichsſtädtiſchen Schmuck ſeiner Würde zum letzten Male an. Wie er die große goldne Kette umhing, ruhte ſein Auge lange nachdenkend auf ihr. Seine Tochter, die ſie ihm anlegen half, ſah ſeine Hand zittern, und eine Thräne fiel auf das Gold. Mit dieſer, ſagte Andreas, und wog ſie in ſeiner Hand, haben mich meine Mitbürger beehrt, ihr und eure Enkel werden fremde Ketten tragen. — Zum erſten und letzten Mal überwältigte ihn ſein Gefühl. O meine Vaterſtadt! rief er beklommen und verbarg ſein Geſicht mit beiden Händen. — Herrmann erblaßte. Mit inniger Liebe wollte er ſeinen Vater umfaſſen, dieſer wies ihn aber zurück, als ob er ſeine Zärtlichkeit ſcheute, und verließ mit ſchnell wieder erlangter Faſſung ſein trauerndes Haus.

Der Geſchäftsgang brachte es mit ſich, daß Andreas noch lange ſeine Würde als Haupt des Magiſtrats beibehielt, nachdem dieſer ſchon ein der Landesregierung untergeordnetes Corps geworden war. Durch dieſen Umſtand befand ſich Herrmann zuweilen in der peinlichen Lage, ſeinen ehrwürdigen Vater, als Untergeordneten, vor der Re-

gierungsverſammlung, deren Mitglied er war, ſtehen zu ſehen. Wie er, in der feſten Ueberzeugung, das Beſte zu wollen, dem Tadel der Unbilligen entgegen gieng, um allgemeines Wohl zu bezwecken, hatte er den ſchneidenden Schmerz nicht berechnet, mit dem er den alten Andreas von dem Abzeichen ſeiner ehemaligen Würde entkleidet mit entblößtem Haupte vor ſich ſtehen ſah. Faſt konnte er dem Drang, zu ſeinen Füßen hinzuknieen und ſo die Ordnung der Natur mit der Ordnung der Geſetze zu verbinden, nicht widerſtehen. Sein Vater blickte aber heiter auf ihn, und unwillkührliche Ehrfurcht, die ſich in allen Geſichtern ausdrückte, machte dieſen Auftritt ehrenvoller für Andreas, als es je ſein Vorſitz unter ſeinen Mitbürgern geweſen war.

Wie bedürftig wäre Herrmann in ſo viel peinlichen Empfindungen der Theilnahme eines liebenden Herzens geweſen! Aber Marie verſchloß ſich ihm je mehr und mehr. Auch ſie kämpfte mit Scheu und Zweifeln. Ihr Vater hatte ſich anfangs in Plane des Ehrgeizes gewiegt, und durch unwürdige Gleichgültigkeit gegen die Vorrechte ſeiner Mitbürger, die Gunſt ſeiner Vorgeſetzten zu

gewinnen geſucht. Seine Treuloſigkeit erregte bei ſeinen neuen Obern Verachtung und Mistraun, und bald ward er als ſchädlich, weil er ſchlecht war, ſeines Einfluſſes in die Geſchäfte ſtillſchweigend beraubt. Dieſe Demüthigung regte alle ſeine Leidenſchaften auf. Mit eben der Selbſtſucht, mit welcher er dem Augenblick zuvoreilte, wo eine mächtigere Politik über das Daſeyn ſeiner Vaterſtadt waltete, ſtrebte er nun, dem neuen Gang der Dinge Hinderniſſe in den Weg zu legen, vor's erſte aus Kitzel nach Schaden, bis er nach und nach Fäden anknüpfte, die ſeiner Ehrſucht mit der Ausſicht ſchmeichelten, ein glücklicher Verräther an ſeinem Fürſten zu werden.

Maria begrief den Zuſammenhang der Begebenheiten, ſie begrief ihr eigenes Gefühl nicht mehr; durch Herrmanns Umgang gebildet, hatte ſie eine Menge Begriffe aus dem Mund des Geliebten, mit der Begeiſterung der Liebe, aufgefaßt. Allein entfernt von der Welt, in die engen Grenzen ihrer Häuslichkeit eingeſchränkt, war dieſe Denkungsart von der Wirklichkeit geſchieden geblieben, und nun ſich dieſe ſo ungeheuer geändert hatte, fehlte es ihr an Fähigkeit, ihre Begriffe

den Vorgängen anzupassen. Was Unglückliche machte, schien ihr blos Unrecht, sie war von Menschen umgeben, die von Maaßregeln litten, die der beste Willen des Fürsten nicht vermeiden konnte, die Menschen weinten, litten — und so schien ihr Herrmann, der Vollstrecker der fürstlichen Gesetze, Mitschuldiger an dem zahllosen Unglück. Hätte sie ihm Unrecht beweisen können, wär' er ihr nicht in jeder seiner Handlungen menschlich, uneigennützig, edel erschienen, so wäre sie mit ihrer Vernunft einig geworden, und hätte ihn verstoßen. Aber so stritt Liebe und Vorurtheil in ihrer Brust, und das schmerzliche Gefühl, ihren Geliebten nicht zu beglücken, ihm den Druck seiner Lage nicht zu erleichtern, lähmte den Ausdruck ihrer Liebe und verbreitete Kälte über ihr Betragen.

Eine neue, noch peinlichere, Empfindung drang sich ihr jetzt auf, die aber durch ihren entschiednen Charakter das Schwankende ihres Zustandes auflöste, und so beynahe wohlthätig auf sie wirkte. Der fürstliche Beamte hatte eine Tochter, die mit allen Vorzügen der Jugend und Schönheit die Ausbildung der sorgsamsten Erziehung verband.

Herrmann genoß in ihrem Umgang wirklich manchen wohlthätigen Augenblick, und da seine Verbindung mit Marien anerkannt war, hatte er gegen Fräulein Emma eine Unbefangenheit, die ein junger Mann einem schönen Mädchen gegenüber sonst nicht leicht erhält. Er war der erste sie seiner Maria zu schildern, und bat oft und wiederholt: sie möchte sich einem weiblichen Wesen, das ihr an Liebenswürdigkeit so ähnlich sey, nähern. In der frommen Beschränktheit unserer Stadt wäre Emma geworden, was meine Maria ist, sagte er freundlich, und in Emma's Lage hätte meine Geliebte gewiß die Leichtigkeit des Geistes gewonnen, unvermeidliches Uebel zu beseitigen — Lerne sie von Emma, meine Maria, fuhr er schmeichelnd fort, dann hast du den Talisman zu deinem und meinem Glücke gefunden." Er wußte nicht, daß er durch diese Bitte einen Dolch in Mariens Brust drückte. Die altfränkischen Mitbürger des armen Herrmanns, die das schöne Fräulein so ernsthaft mit ihm sprechen, so muthwillig mit ihm scherzen sahen, konnten diesen Umgang nach ihren Begriffen nur für eine Bewerbung halten; nahmen sie die Gunst dazu, in welcher

Herrmann bei dem Miniſter ſtand, ſo war ihnen ſeine Abſicht klar. Geſchäftig theilten ſie durch Baaſen und Freundinnen Marien die Wahrſcheinlichkeit mit, und ihr mit Ungewißheit ringender Geiſt machte es ihr bald gewiß, daß dieſes der Weg ſey, auf dem Herrmann, über ihr gebrochenes Herz hinweg, ſeinem Ziele zueilte. Ihm Vorwürfe zu machen, verhinderte ſie Liebe und Stolz, aber je nachdem die eine oder der andere in ihrem Herzen die Oberhand behielt, überließ ſie ſich hoffend der Sehnſucht nach Liebe, oder ſtieß den Geliebten mit finſterer Verſchloſſenheit von ſich. Herrmann ward es ſchwer, bei einem ſo beſtürmten Herzen ſeinen Geiſt frei zu erhalten. In Mariens Armen hatte er gehofft Muth zu finden bei mißlungenen Planen, bei der allgemeinen Schlechtigkeit, die auch das Beſtgemeinte verdarb. Ward ihm endlich einmal das lohnende Gefühl einer gelungenen That, eines Fortſchritts zum allgemeinen Beſten, und er trat heiterer in den Kreis ſeiner Geliebten, ſo warf der Anblick von ſeines Vater ſinkenden Kräften, von ſeiner Schweſter ſcheuem, myſteriöſem Betragen, ihn nieder. Oft dachte er, daß häusliches Leben die Mißver-

hältniſſe unter allen den liebenden Herzen wieder herſtellen würde. Als Gattinn würde Maria ſeine Denkungsart begreifen lernen, heilige Rechte würden ihre Eiferſucht heilen, ſein Vater würde im Glücke ſeiner Kinder wieder gewöhnt werden, an allgemeines Glück zu glauben, aber auch hier ſtellten ſich ihm Hinderniſſe in den Weg. Die Tante, welche ihm ihre Erbſchaft zugedacht hatte, war, ſeitdem er Verbindlichkeiten gegen die neue Regierung eingegangen war, ſeine erklärte Feindinn geworden. Ein andrer Vetter, den ſeine Nichtsbedeutenheit vor jeder Auszeichnung ſchützte, gewann ihre Gunſt und ihr Geld. Andreas hatte in der alten Ordnung ſeine Familie nur durch ſtrenge Sparſamkeit erhalten, ohne Herrmanns Unterſtützung hätten ſeine geliebten Schweſtern jetzt gedarbt. Sein Stolz konnte den Gedanken nicht ertragen, ſein Weib und ſeine Kinder von Johannes Anbau's Freigebigkeit abhängen zu laſſen, und die Zeiten des ſeligen Vertrauens waren entflohen, wo Herrmann geſagt hätte: Maria ſey arm mit mir, ich gebe dir Glück gegen jedes Opfer.

Ein Jahr lang hatten dieſe guten Menſchen unter ihrem wunderbaren Schickſale gelitten, als

wirkliches Unglück ihr selbstgeschaffnes Leiden verdrängte. Johannes Anthau hatte endlich einen Plan ausgesonnen, dem zufolge er seine Vaterstadt in die Hände eines andern Fürsten zu spielen gedachte. Er hatte weder List noch Bestechung gespart, aber seine Mitschuldigen haßten ihn zu sehr, um die Gefahr der Ausführung bis zum Ende zu theilen. Ein Mitglied des Stadt-Magistrats, der bei dem Archiv angestellt war, verrieth ihn. Johannes Anthau hatte ihn zu bereden gesucht, Urkunden zu entwenden, er hatte sich zu mehr Vertrauen verleiten lassen, als diese Absicht nöthig machte, und so gerieth er in die Hände seines Werkzeugs. Es gab wenige der alten Magistratspersonen, die nicht ehmals von seiner Mißgunst oder seinem Eigennutz gelitten hätten, es gab keinen, den er nicht bei seinem Eintritt in die neue Regierung gedrückt, den er sie nicht, so viel es bei ihm gestanden hatte, als Joch hatte fühlen lassen — War es nicht natürlich, wenn diese von allen Seiten beeinträchtigten Menschen jetzt, da ihre Rache mit der Gerechtigkeit übereinstimmte, sie befriedigten, und Johannes Schuld ohne Schonung aufdeckten? So weit konnte sie menschliche

Schwäche entschuldigen, aber ihr gereiztes Gefühl gieng weiter, es verleitete sie, den ehrwürdigen Andreas zu dem Mitgenossen einer Leidenschaft machen zu wollen, die seinem ruhigen Geist fremd war. Der Mann, welchen Johannes zu bestechen gesucht hatte, vertraute sich einigen der andern Magistrats-Glieder; mit vereinter Bemühung suchten sie alle Beweise gegen Johannes Anthan zu sammeln, und an einem Morgen, wo Andreas, heiter durch seine Bemühung einem armen Mitbürger zu seinem Recht geholfen zu haben, die Sitzung eben aufhob, legten sie ihm alle die Aktenstücke vor, welche seinen nächsten Verwandten als Verräther und feilen Unruhstifter brandmarkten. Der Wortführer erläuterte kurz den Gegenstand der vorgelegten Papiere, und forderte Andreas auf, die Klage gegen Johannes Anthan bei der Behörde anzubringen.

Andreas erblaßte bei dem Anblick der Papiere, und hörte ohne Unterbrechung das Anbringen an. Nach einigem Stillschweigen, sagte er mit gebrochner Stimme: „Verhält sich die Sache so, so muß die Klage statt finden, aber Johannes Anthan ist mein nächster Blutsverwandter, ich kann sein An-

klager nicht seyn. Ich bitte, gestattet mir denn, daß ich gehe. Wankend verließ er den Rathssaal, und stumm und ängstlich sahen die Männer ihn gehen; wär' es möglich gewesen, sie hätten in diesem Augenblick die Anklage verschoben bis vor jenen Richter, vor dessen Stuhl ihr ehrwürdiger Mitbürger ihre Härte anzuklagen auf dem Wege schien.

Ermattet kam Andreas in seine Behausung zurück. Maria empfieng ihn. Er schloß sie innig in seine Arme. „Deinem Vater droht unvermeidliche Schande," sagte er fast unverständlich, und sank leblos zu Boden. Die Verzweiflung der Kinder, die Bestürzung des Gesindes, war ohne Grenzen. Der alte Diener lief ohne Besinnung durch die Gassen, ohne sich seiner Absicht, einen Arzt zu rufen, deutlich bewußt zu seyn, rief er nur allen bekannten Gesichtern die schreckliche Nachricht zu: daß Andreas, der gute, verehrte Andreas Anthan ihnen entrissen sey. Herrmann begegnete ihm, wie er, von Theilnehmenden und Neugierigen umgeben, seinen Weg fortsetzte. In Begleitung eines Arztes eilte er nach Hause, und fand seinen Vater noch starr und schwer athmend im Kreise seiner weinenden Schwestern — Maria hatte Gei-

ſtesgegenwart genug gefunden, um das entflohene Leben des Greiſes zurück zu rufen. Nach vieler Mühe flammte das Licht der Seele noch einmal auf in den ermatteten Blick, noch einmal bewegten ſich die blaſſen Lippen. Die nahe Vollendung ſchien dem Lebensmüden Ueberwindung zu geben, noch einmal die edeln Geſchäfte einer Welt, der er nun nicht mehr angehörte, zu erwähnen. Die Ausſicht des Todes giebt uns oft Kräfte, die wir in dem bangen Leben nur durch Verſchloſſenheit vor jedem Gefühl erſetzen konnten. Andreas ſprach noch einmal von dem Schickſal ſeiner Vaterſtadt. Er verſicherte ſeinen Sohn ſeiner Liebe, ſeiner Achtung, er geſtand ihm, daß er auf ſeinem Wege zum Wohle ſeiner Mitbürger beſſer beitrüg', als er es durch ſeine angebohrnen Vorrechte hätte thun können. Aber noch lange, ſagte er, wird ſich Galle miſchen in den Lebensbecher der armen Beraubten — O möchten ſie doch alle, die ihr jetziges Wohl eurer Zukunft opfern mußten, fähig ſeyn zu ſchweigen, und ſchweigend zu ſterben wie ich —

Nun bat er ihn mit rührender Innigkeit, Marien ohne Rückſicht auf Zeit und Einkommen zu

seinem Weibe zu machen. Ihr werdet arm seyn, sprach er, aber nur dann kannst du und Maria jedem Verdacht deiner Mitbürger entgehen. Ihr werdet arm seyn, aber mein Segen und eure Liebe wird euch lohnen. — Herrmanns Herz drückte sich lebendig in der Bereitwilligkeit aus, mit welcher er den Wunsch seines Vaters zu erfüllen versprach. Andreas hatte nun sein Geschäft vollendet, voll Sehnsucht nach der vorangewanderten Gattinn, satt eines Lebens, in dem er sein bürgerliches Daseyn untergehen sah, schloß er, eh' noch sein Herz erstarrt war, seine müden Augen zu.

Die Klage gegen Johannes Anthan war angebracht worden, er ward verhaftet, und Maria folgte ihm, aller Bitten ihres Geliebten ungeachtet, in das Gefängniß nach. Der Prozeß konnte bei den klaren Beweisen, die sich gegen ihn vorfanden, nicht lange dauern, seine Strafe war Einziehung seines Vermögens und ewige Verbannung; sie wäre strenger gewesen, hätten sich nicht Personen in die Sache verwickelt gefunden, um derentwillen man ihr nicht bis in alle Umstände nachgieng.

Herrmann setzte indessen seinen Geschäftsweg mit unermüdeter Thätigkeit fort. Auf ihm lag jetzt

die heilige Verpflichtung, Versorger seiner Schwestern zu seyn, und seiner Maria ein sanftes Loos zu erringen. Seine jugendliche Fantasie hatte die Schöpfung einer neuen Welt geheißt, jetzt sah er täglich, wie schwer es sey, die Trümmern der alten nur hinweg zu räumen. Er hatte auf den Dank die Liebe seiner Mitbürger gerechnet, und erntete Tadel, Mißtrauen, oft Haß. Erbittert und vereinzelt suchte er Ausdauer in seinem innern Bewußtseyn, aber von seines Vaters gebrochenem Auge, von Mariens von der Kerkerluft bleichem Gesichte verfolgt, entstand in ihm der Zweifel: ob es denn recht sey, mit den Thränen seiner Zeitgenossen das Wohl künftiger Geschlechter zu kaufen? — Sein Herz sehnte sich nach häuslichen Freuden. Nur sie können für die Opfer, die der thätige Mann dem Staate bringt, entschädigen, denn sie allein zeigen ihm im lebendigen Bilde, was sein ganzes Bemühen in dem großen Ganzen bezweckt. Unmerklich verliert sich die That für das allgemeine Beste, und ihre Würkung tritt erst spät, durch viele Modifikationen unkenntlich, wieder hervor. Nur im Kreise seiner Familie erhält der Geschäftsmann seinen Glauben an Menschenwerth und Menschenglück, den

ihm die Ansicht des Menschenthums fast gewaltsam entreißt. Menschenwerth geht so oft in der Geform verloren, und Menschenglück berechnet er nur, es zu sehen wird ihm selten vergönnt. Er sieht nur Klagende, Bittende — selten Dankende, — Glückliche nie. Freudenthränen werden nur im Arme der Geliebten geweint, vor dem Beschützer ist der Dank stumm, je voller das Herz ist. Seit Johannes Anthau jeden Anspruch an bürgerliche Ehre verlor, fühlte sich Herrmann gedrungen, der ganzen Welt zu beweisen, daß Marions Tugend ihres Vaters Schmach verwische. Aber die arme Maria verschloß sich immer mehr und mehr dem Ausdruck der Liebe. Zwischen dem Druck von der Einsamkeit des Gefängnisses und der Gesellschaft ihres Vaters getheilt — gerieth sie in eine Dumpfheit des Herzens, aus der sie nur zu peinlicheren Gefühlen übergieng. Sie sah sich von Kummer verblüht, von der Schande ihres Vaters gezeichnet, vom Glücke entwöhnt, und Herrmann auf der Bahn der Ehre, in Jugend blühend, jedes Anspruchs fähig. Tief gekränkt erwachte die alte Eifersucht in ihrer Brust, sie verglich sich mit der reizenden Tochter des mächtigen Mannes, die durch ihre Hand Herrmann eben so hoch emporheben

konnte, als ſie ihn durch die Laſt ihres Unglücks herabzog. Wenn ſie dann der erſten Zeit ihrer Liebe gedachte, wie ſchön damals ihre Zukunft, wie eben der Weg ihres Lebens ſchien, ſo haßte ſie die Urſache alles dieſes Wechſels, und ihre Liebe ſelbſt machte ſie unbillig gegen Herrmann, der ihr ein Mitſchuldiger des Schickſals ſchien. Bei dieſem Sturm in ihrem Innern waren ihre Zuſammenkünfte mit Herrmann kurz und verſtummelnd. Ihre Verſchloſſenheit legte ihrem Freund eine bange Zurückhaltung auf. — Die Bitte, eine beſchränkte Lage, Sorge und Arbeit mit ihm zu theilen, konnte nur der zärtlich Geliebte, nicht der getränkte Liebende thun. Unter dieſen unſeligen Mißverhältniſſen rückte der Tag herbei, welcher Johannes Archiſcher entſchied. Kaum erfuhr Herrmann, daß das Urtheil gefällt werden ſollte, ſo eilte er zu Maria, feſt entſchloſſen, mit dem Muth der Liebe ihren Kaltſinn zu beſiegen, ſie noch heute von ihrem Vater zu entfernen, und endlich ihre Einwilligung zu ihrer Verbindung zu erhalten. Auch Maria hatte die bevorſtehende Entwicklung erfahren. Der Gedanke von ihres Vaters unvermeidlicher Schande erhöhte jetzt

alle Hoffnung von Glück, allen Glauben an Liebe.' Die Zurückhaltung welche ihre Kälte Herrmann auferlegt hatte, schien ihr nun Verrath an ihrem Glück, und ihm und ihrer Schande zu entfliehen, ihre einzige Rettung. In einer fühllosen Erstarrung von Schmerz machte sie Anstalt zu dieser Flucht, als sie Herrmann überraschte. Dieser Anblick benahm ihm seiner Fassung. Er hatte die Kindestreue, mit der sie ihres Vaters Gefangenschaft erleichtert hatte, geehrt, aber jetzt, nun sie ihm, wie er aus ihren Anstalten zur Abreise schloß, in seine Verweisung folgen wollte, sah er, daß sie sich aller Bande, welche die Liebe, der Segen, die Bitten seines sterbenden Vaters um sie beide geschlungen hatten, frei und ledig hielt. Von eignem Schmerz gereizt, vergaß er, wie sanft ein wundes Herz behandelt werden muß. Er warf ihr mit Heftigkeit ihren Kaltsinn und seine Rechte vor, er forderte sie mit Ungestüm auf, sein und ihr Glück nicht den gehässigen Leidenschaften eines unbilligen Vaters zu opfern. Maria entwaffnete mit einer erzwungenen Kälte des Vorfandes, in welcher Herrmann die Mühe verkannte, mit der sie die strömenden Wun-

den ihres Herzens zuhielt. „Sie wollen das Unvereinbare verbinden, sprach sie mit tonloser Stimme, indem sie ihre kalten Hände aus den seinigen zurückzog, und in ihrem bleichen Gesicht eine hohe Röthe aufflammte — Sie wollen das Unvereinbare verbinden; allein der Mann, der ohne Rücksicht auf fremdes Leiden fest auf der Bahn der Ehre fortschreitet, kann der Gatte eines Mädchens nicht seyn, die von Kummer früh zerstört, von Schande gezeichnet, ihre Ruhe bei den Todten sucht." — Nicht so, Maria, rief Hermann; der Mann, der trotz Undank und Verkennung sich dem Glücke anderer weiht, kann nur an eines geliebten Weibes Herzen Muth zu seiner dornenvollen Bahn finden, nur stille anspruchslose Häuslichkeit .... Maria unterbrach ihn mit einem kalten, beinahe spöttischen Blick: Noch ein paar Jahre und diese menschliche Schwäche ist auch überwunden, wie der Anblick des sterbenden Andreas, und das Schandmal eines Blutsverwandten. .... Hermanns Herz wollte springen, aber seine Vernunft sagte ihm, daß die unmenschliche Behandlung, die ihm Maria jetzt widerfahren ließ, nur die Tiefe ihres Leidens bewieß.

Der Ausdruck ſeines Geſichts hatte Mariens Bitterkeit unterbrochen, ihr Herz ſchlug angſtvoll, ſie wollte mildern, was ſie ſo durchbohrend geſagt hatte, und fuhr mit langſamem Schütteln ihres Hauptes fort: Ehrgeiz und Liebe . . . , Ehrgeiz und Liebe! rief Herrmann neu belebt, als habe ſie mit dieſen Worten die Looſung zu ihrer Vereinigung gegeben: meine Maria, iſt es denn nicht mein Ehrgeiz, mein höchſter Ehrgeiz, an dir das Schickſal zu rechtfertigen? iſt es nicht mein höchſter Stolz, zu beweiſen, daß Herrmann Authan ſeinem Weibe durch ſich allein die Achtung der Welt verſchaffen kann? daß er nicht dein Vermögen, nicht Emma's Vater bedarf, um ſein Verdienſt gelten zu machen . . ? Innig hatte er Maria umfaßt, ſie ſchien gerührt, ſie lehnte ſich matt an ſeine Schulter, als Emma's Name ihr Ohr traf — „Das iſt es, rief ſie empört und riß ſich aus ſeinen Armen; nicht Ihr Herz binder Sie an mich, mein Elend, meine Schande ſelbſt, ſoll Werkzeug Ihres Ehrgeizes ſeyn . . . .“ Daß iſt zu viel, ſprach Herrmann erſchöpft, und ſeine Arme ließen ſie los; ſchweigend bedeckte er ſein Geſicht mit beiden Händen. Maria ſelbſt ſchien er-

schrocken, sie fühlte, sie habe zwischen ihm und sich durchgerissen, aber starr von diesem Bewußtseyn, überließ sie ihn seinem Schmerz. — Jetzt, fieng er nach langer Pause an, jetzt kann ich nicht mehr billig, nicht mehr schonend seyn, Maria; Sie haben mein Herz mit Füßen getreten. Leben Sie wohl! — Aber um unserer verewigten Mütter, um meines sterbenden Vaters willen — — — vergessen Sie wenigstens nicht, daß ich durch nichts das Recht verscherzte, Ihnen Freund und Bruder zu seyn.

Bleich, und im Bewußtseyn seines zerstörten Lebensglücks verließ Herrmann die verirrte Maria. Sie sah ihm nach wie dem Sarg eines theuren Todten — sie fühlte, jetzt sey sie ewig, ewig von ihm getrennt.

Dieser schreckliche Tag vergieng, und die Nacht verstrich, und stündlich ward es heller vor Herrmanns Seele, daß jetzt von seiner und Mariens Vergangenheit nichts mehr Geltung habe, als seine letzten Worte an sie. Für zarte Seelen ist die Erinnerung an einen Augenblick vergessener Selbstachtung, eine unheilbare Wunde. Maria hatte diesen schrecklichen Augenblick in sein Leben gelegt, sie hatte in ihm

ihre Würde, und seinen Werth vergessen. Fortan hätte das innige Vertrauen der Liebe nicht mehr statt finden können zwischen ihnen; es war eine Erinnerung, die beide vermeiden mußten, und diese hätte sich doch wie ein Gespenst unvermeidlich zwischen sie beide gestellt. Seine Rechte als Freund waren ihm nun um so werther. Er eilte, die Stunde, wo Johannes Anthau sein Urtheil öffentlich anhören sollte, bei ihr zuzubringen. Aber er fand sie nicht, sie war vor Anbruch des Tages abgereist, allein, ohne jemand ihren Weg anzuvertrauen. Herrmann vermuthete, sie sey ihrem Vater vorausgeeilt an die nächste Gränze. Er begab sich dorthin, in ihres Vaters Gesellschaft sollte sie, durfte sie nicht bleiben; er kannte die Plane seiner Zukunft, er konnte Maria nur zu ihrem Verderben mit hinein verweben. Seine Bestürzung stieg aufs höchste, als er seine unglückliche Freundin nicht vorfand, als auch der verwiesene Johannes ohne ihre Begleitung ankam. Dieser lachte höhnisch bei seinen dringenden Fragen nach ihr, seine Antwort überzeugte ihn, daß er sich um ihr Loos gar nicht bekümmert, und sie wahrscheinlich schon während

ſeiner Haft verſtoßen haben mußte. Freilich war ſie nun ganz allein, ganz ſich ſelbſt und fremden Menſchen überlaſſen, aber dieſe Lage ſchien Hermann weniger ſchrecklich, wie die Nähe eines Vaters, der ihr weder Liebe noch Schutz gewähren konnte. Er wendete noch einmal allen Ernſt der Ueberredung, alle Milde des Mitleids an, um Johannes durch Unterſtützung und Vorſprache zur Annehmung einer Lage zu vermögen, die ihm Ruhe und Vergeſſenheit ſeiner Schuld zugeſichert hätte. Eine trotzige Verſicherung, daß es Fürſten gäbe, die in der Wahl ihrer Diener beſſer zu unterſcheiden wüßten, als Hermanns neuer Herr und deſſen verſichtige Werkzeuge, war alles, was er zur Antwort erhielt, und er mußte ihn mit den ſchmerzlichſten Empfindungen ſeinem Schickſal überlaſſen.

Sein eifrigſtes Beſtreben ging nun dahin, Maria's Aufenthalt zu entdecken. Die Mittel, welche ſie angewandt hatte, ihre Zuflucht zu verbergen, und die Vorbereitungen, die ſie dazu getroffen hatte, zeigten ihm, daß ſie ſchon lange dieſen Schritt überlegte, daß er ſchon lange ihr Vertrauen verloren hatte.

Die Zeit milderte die Spannung, in der ihn die Sorge um ihr Schicksal erhielt, aber sie bewährte auch immer mehr die trübe Ueberzeugung, daß ihm von allen Träumen seiner Jugend keiner — keiner mehr übrig sey, als die heilige Erfüllung seiner Pflicht. Nach einem traurig verlebten Jahre, in dem seine Ruhe von der Verlorenen erforscht war, meldete sie sich ihm selbst in folgendem Brief.

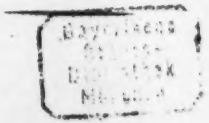
„Täuschte ich mich, wenn ich hoffte, der edle, großmüthige Herrmann habe nie Bitterkeit mit Bitterkeit vergolten? wenn ich überzeugt war: seit dem Tag, wo ich ihn so unwürdig behandelte, habe er nur meines Unglücks, und nur seiner letzten Worte gegen mich gedacht? Ich hätte damals alle Ansprüche an Ihre Achtung verwirken müssen, wenn mein Herz nicht viel tiefer zerrissen gewesen wäre, wie das Ihrige. O Herrmann! ich that, wie der peinlich Verwundete: in dem Uebermaaß meines Schmerzens legte ich Hand an meinen Arzt. Jene Raserei zerfloß, aber mein Entschluß blieb, und das Andenken jenes unseligen Augenblicks blieb — Ihre Gattin konnte ich nicht mehr werden. Mit dem Glück des Lebens war nun meine Rechnung geschlossen.

über um mein Unglück mit Standhaftigkeit zu tragen, mußte ich einen Wirkungskreis suchen, der mein Gefühl beschäftigte, ohne es zu fesseln — denn das Herz, das Ihr Eigenthum war, soll nie etwas anders lieben, wie Sie. Sie erinnern sich der jungen Officiersfrau aus Cambray, welche während des Kriegs ihren Mann bei uns erwartete? Zu ihr gieng ich, sie half mir meinen Plan ausführen. Ich bin unter „die barmherzigen Schwestern" (soeurs grises) getreten. Mich bindet kein Gelübd, doch uns trennt das unvertilgbare Gesetz der Nothwendigkeit, das Ihr und mein Herz unerklärbar, jedoch deutlich empfindet. Aber Ihre letzten Worte gelten, und das beweise Ihnen eine herzliche, vertrauensvolle Bitte. Ich kaufte mich mit den letzten Trümmern meines mütterlichen Vermögens in den Orden ein, aber nun bin ich arm. Eine kleine Rente würde mich glücklich machen, denn ich könnte wohlthun. Schwester Maria bittet ihren Bruder, er möchte ihr — vielleicht von seinem beschränkten Einkommen — eine kleine Summe zusichern: wie viel oder wie wenig ihrem Herzen wohlthäte, wird ihm sein Herz sagen.

Nun unser Schicksal so fest entschieden ist, trennt

uns nichts weiter wie der Raum — und den überflügelt unsre Vorstellung, und unser Gebet. Ich umarme meine Schwestern, und flehe zu Gott um Segen für meinen Freund.

Herrmann erfüllte ihre Bitte. Ohne Gelübd bleibt er dem Schatten seines Jugendglücks treu: ohne Gelübd lebte er wie sie in dem Tempel der Menschenliebe zu Cambray — so in dem großen Krankenhause der Erde, Wunden zu heilen und Elend zu mildern, wie sie.



Druckfehler des dritten Bandes *).

Seite	2.	Z.	6 von Unten lies Mädchen statt Mädchens
—	4.	Z.	12 von Oben l. zum Walzen statt zum Walzern
—	7.	Z.	7 v. O. l. gesellschaftlicher Verkehr st. gesellschaftliches Verkehr
—	17.	Z.	14 v. O. fehlt zwischen war bemüht — er
—	39.	Z.	7 v. U. l. Blöße st. Blöße
—	125.	Z.	1 v. O. l. gastfreien st. gastfreie
—	148.	Z.	16 v. O. l. seinem st. seinem
ebend.		Z.	17 v. O. l. theilen st. theisen
—	158.	Z.	6 v. O. l. Gnome st. Geome
—	168.	Z.	3 v. O. (nicht) überflüßig
—	178.	Z.	8 v. O. ward überflüßig
—	192.	Z.	4 v. U. l. innigem st. einigen
—	200.	Z.	9 v. U. l. Sternes st. Sternés
—	201.	Z.	6 v. O. l. sind st. sei
ebend.		letzte Z.	l. hatte st. war
—	219.	Z.	7 v. U. l. noch st. nach
—	230.	Z.	9 v. O. l. Segen hat st. Segenhat

Druckfehler des vierten Bandes.

Seite	4.	Z.	5 von Unten lies dem, st. den,
—	8.	Z.	2 v. O. l. versprach, st. vergaß.
—	10.	Z.	3 v. O. l. nie, st. noch.
—	12.	Z.	9 v. U. l. dem, st. den
—	12.	Z.	2 v. U. l. Michelsee, st. Michelsberg.
—	13.	Z.	9 v. U. l. sie, st. ihn
—	13.	Z.	6 v. U. l. Michelsee, st. Michelsen

*) Durch ein. der Entfernung des Druckorts wegen veranlaßtes Versehen, ist die letzte Kreigon der sechs ersten Bogen ganz verabsäumt worden. Wir fügen hier die nöthigsten Verbesserungen bei und bitten die übrigen Fehler, auch der Interpunktion, zu entschuldigen.

Seite	20.	Z.	10	v.	O. l. in, ſt. ie
—	23.	Z.	11	a.	O. l. er, ſt. ſie
—	28.	Z.	3	v.	O. l. poetiſoten, ſt. poetiſchen
—	38.	Z.	7	v.	O. l. den, ſt. der
—	43.	Z.	8	v.	U. l. reiner, ſt. einer
—	47.	Z.	8.	v.	O. l. ſeines, ſt. ihres
—	47.	Z.	10	v.	U. l. gefahrten ſt. gefährte.
—	50.	Z.	4	v.	O. fällt in ganz weg
—	51.	Z.	4	v.	U. l. Gewährsmann ſt. Gewehrsmann
—	61.	Z.	13	v.	U. l. verleitet, ſt. verleiten
—	63.	Z.	4	v.	O. l. aufgeſucht, ſt. ausgeſucht
—	68.	Z.	6	v.	U. l. hatten, ſt. hatte
—	68.	Z.	4	v.	U. l. ihm. ſt. ihn.
—	72.	Z.	8	v.	O. l. zuſammen gebundner ſt. zuſammen gebundnen
—	77.	Z.	77	v.	O. l. Abendeſſen, ſt. Mittageſſen.
—	81.	Z.	4	v.	O. l. ſie, ſt. es
—	88.	Z.	8	v.	O. l. betagten, ſt. betagter.